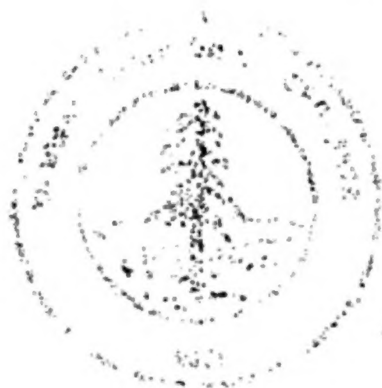



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



A l l g e m e i n e

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Fünfunddreißigster Theil.

ENT — EPILOGUS.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.


RITTER U. LANDSCHAFT. BIBLIOTHEK D. MECKLENB.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section

A — G.

Fünfunddreißigster Theil.

ENT — EPILOGUS.

Verzeichniss der Tafeln,

welche mit dem Fünfunddreissigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

ENT.

ENT (Georg), der Sohn eines niederländischen Kaufmanns, der vor Alba's Tyrannei nach England geflüchtet war, als Arzt und besonders als Physiolog ausgezeichnet. Er wurde am 6. Nov. 1604 zu Sandwich geboren (andere Angaben nennen das J. 1603, ohne aber den Tag zu erwähnen); seine Humanitätsstudien machte er in Cambridge; nach deren Beendigung widmete er sich dem Studium der Medicin, und wurde in Padua Doctor. Bei seiner Rückkehr nach England wurde er ins Collegium der Wundärzte von Oxford aufgenommen, und er ließ sich in London nieder. Hier nahm er an den Verhandlungen des Collegiums der Ärzte und Wundärzte, dem er sechsmal als Präsident vorstand, lebhaften Antheil, besonders aber auch an der Redaction der zu seiner Zeit beginnenden Philosophical Transactions. Ent hielt Vorlesungen, denen auch König Karl II. beiwohnte; dieser ernannte ihn dafür zum Ritter. Er erklärte sich bald für Harvey's Kreislauf des Blutes, und trat als scharfsinniger Vertheidiger dieser Lehre auf, wenngleich er von seinem Eignen manche sonderbare Ansichten einflocht, z. B. von einer Lebensflamme, die im Herzen aus der Vermischung der Salze erzeugt würde. Diese Streitschrift war hauptsächlich gegen Parisanus gerichtet. Weniger ruhmvoll war sein Streit mit Thruston, wegen der Ansichten über die Respiration, wo er z. B. die irrige Behauptung aufstellte, das Zwerchfell sei unbeweglich beim Aus- und Einathmen, und es diene eben nur als Scheidewand zwischen der Brust- und Bauchhöhle. Er hat ferner die bekannte Schrift von Charleton: Exercitationes physico-anatomicae de oeconomia animali, vor dem Drucke durchgesehen. Noch größer ist aber sein Verdienst dadurch, daß er den bescheidenen und furchtsamen Harvey, der durch die verschiedenen Anfechtungen seiner Lehre vom Kreislauf so eingeschüchtert war, daß er seine Forschungen über die Zeugung mitzutheilen Bedenken trug, vermochte, ihm das Manuscript zur Herausgabe zu überlassen, wogegen sich Ent verpflichtete, die Vertheidigung des Buches zu übernehmen. Ent gab daher noch bei Lebzeiten Harvey's die berühmten Exercitationes de generatione animalium heraus (s. die Vorrede dazu). Er starb am 13. Oct. 1689 *). (*Fr. Wilh. Theile.*)

*) Apologia pro circulatione sanguinis, qua respondetur Aemilio Parisano (Lond. 1641. Ib. 1685). Antidiatriba in Malachiam Thruston de respirationis usu primario. (Ich finde das J. 1679 für dieses Buch angegeben, allein es muß wenigstens neun Jahre früher erschienen sein. Ich habe nämlich eine Ausgabe von Thruston's Schrift: De respirationis usu primario diatriba [Lond. 1670], vor mir, mit einem Anhange, in welchem Ent's Einwürfe der Reihe nach aufgeführt und widerlegt werden.) Noch bei Lebzeiten Ent's erschienen seine Schriften gesammelt, unter dem Titel: Opera omnia medico-physica, observationibus ratiociniisque ex solidiori et experimentali philosophia petitis, nunc primum junctim edita (Lugd. Bat. 1687).

ENTADA. Eine von Rheede aufgestellte, von Adanson (Fam. des pl. 2. p. 318) angenommene, von Linné aber mit Mimosa vereinigte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Mimoseen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Die Blüthen polygamisch; der Kelch glockenförmig, fünfzähnig; fünf getrennte, kleine, ablange Corollenblättchen; 10 bis 25 lange Staubfäden mit rundlichen, an der Spitze drüsigen Antheren; die Hülsenfrucht sehr groß, zusammengedrückt, gegliedert: die Klappen trennen sich bei der Fruchtreife häufig in zwei einsamige Häute mit stehenbleibenden Rippen. Die sechs bekannten Arten sind in West- und Ostindien und auf den Südseeinseln einheimisch, als kletternde Sträucher mit doppelt gefiederten, in eine Klettergabel auslaufenden Blättern, zahlreichen, weißen Blüthenähren und sehr großen (oft acht Fuß langen), glatten, lederartigen Hülsenfrüchten. 1) Ent. Gigalobium *Cand.* (Mém. sur les Lég., prodr. 2. p. 424. Gigalobium *P. Browne*, Jam. 362. Mimosa scandens *L.* Entad. Parrana *Spreng.* Syst. 2. p. 325), auf den karaibischen Inseln. 2) Ent. Pursaetha *Cand.* (l. c. p. 425. Pursaetha *L.* Fl. zeyl. 644. *Rheede* Hort. malab. 8. t. 32—34. *Rumph.* Herb. amb. 5. t. 4. Mimosa scandens *L.* Ent. Parrana *Spr.*) in Ostindien, auf den molukkischen, marianischen und mascarenischen Inseln; unterscheidet sich von der vorhergehenden Art nur durch die geringere Anzahl der Staubfäden. 3) Ent. monostachya *Cand.* (l. c. Entada *Rheed.* l. c. 9. t. 77. Mimosa Entada *L. Willd.* Ent. Rheedii *Spr.* l. c.) in Malabar. 4) Ent. Polystachya *Cand.* (Mém. t. 61. 62. l. c. Acacia *Plumier* ed. *Burmann* t. 12. Mimosa polystachya *L.*, *Jacquin* amer. p. 265. t. 183. f. 93. Mim. bipinnata *Aublet*, Gui. 2. p. 946. Ent. Plumerii *Spr.* Cur.

Post. p. 164) in Westindien. 5) Ent. chiliantha *Cand.* (l. c. Mimosa chiliantha *Meyer*, Prim. Fl. essequ. p. 163) in Gujana. 6) Ent. Adenanthera *Cand.* (l. c. Adenanthera scandens *Forster* Prodr. p. 117), eine zweifelhafte Art von der neuhebridischen Insel Mallicolo, mit einfachgefiederten zweipaarigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

Entaliten s. Tubuliten.

ENTASSA. Die von Salisbury so benannte Pflanzengattung ist von Colymbea (s. d. Art.) desselben Botanikers nicht verschieden. (*A. Sprengel.*)

ENTAXIS (Ἔνταξις), ein im Kriegswesen vorkommender Kunstausdruck, welchen Suidas (I. p. 754. *Kuster*) erläutert hat, wenn nämlich in die Zwischenräume der aus Schwerbewaffneten bestehenden Phalanx andere Truppen, zunächst Leichtbewaffnete, gestellt wurden, um diese Räume auszufüllen. Dieses Einschieben leichter Truppen in die Schlachtreihe oder Linie hieß *ἔνταξις*, auch *παρένταξις;* selbst das Verbum *ἐντάττειν* in diesem Sinne kommt bei Xenophon (Anab. III, 3, 18) vor. (*Baehr.*)

Entbindungs- oder Entwickelungsapparat, s. Pneumatischer Apparat.

ENTBINDUNGSKUNST (Geschichte der Geburtshilfe). Die Entstehung der Geburtshilfe, ihre Entwickelung und weitere Ausbildung macht den Inhalt einer Geschichte der Geburtshilfe aus. Wenn wir aber den Ursprung der Geburtshilfe aufsuchen wollen, müssen wir es aufgeben, sie nach ihrem jetzigen Inhalt und Zweck im Auge zu haben, sondern vielmehr von der hohen Stufe, die sie jetzt einnimmt, auf die niedern sehen, um sie auf der niedersten in ihrer Entstehung zu finden. In ihrem Aufsteigen hatte aber auch sie, mehr noch als die Medicin und Chirurgie, von welchen die letztere ihr noch überdies lähmende Fesseln anlegte, ihre traurigen und glücklichen, ihren Aufschwung hemmende und fördernde Zeiten, und war in rohen und mörderischen Händen bald ein dürres Reis, bald wieder in weiser Pflege ein frischer und Früchte tragender Zweig. So kam es denn, daß die Schriftsteller, die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichend, und auf diesem Wege der Geburtshilfe in ihrer Ausbildung von Stufe zu Stufe folgend, auch verschiedene Ruhepunkte nahmen, entweder da, wo sie in Nacht gehüllt erschien, oder wo ein neuer Morgen ihr dämmerte. Es hat aber die Geburtshilfe der schlimmen und guten Zeiten so viele gehabt, daß man bei einer Eintheilung der Geschichte derselben in gewisse Zeiträume in der That willkürlich verfahren kann, da sie zumal noch überdies die Schicksale der Medicin und Chirurgie getheilt hat, bis sie, spät genug, selbständig geworden, ihre eigene Geschichte sich errungen hat. Wir heben daher solche Momente für Abschnitte gewisser Perioden heraus, welche der Geschichte der Geburtshilfe ausschließlich angehören, und nehmen fünf Zeiträume an. Der erste umfaßt die älteste Zeit bis auf Celsus. Der zweite beginnt mit Celsus und reicht bis zu der Erscheinung des ersten gedruckten Werkes über geburtshilfliche Gegenstände. Wenn wir hier mit Celsus, und nicht mit Hippokrates beginnen, so finden wir Gründe dafür darin, daß zwar die Geburtshilfe des Celsus von den grausamen Lehren des Hippokrates sich noch nicht getrennt hatte, er aber zuerst die Wendung auf die Füße, und die Extraction an denselben auf dem Querlager empfahl, einen hohen Werth auf die geburtshilfliche Untersuchung legte, und gute Regeln für die Wegnahme des Mutterkuchens gab, die noch heute zum Theil befolgt werden. Den dritten Zeitraum lassen wir mit Eucharius Rößlin, dem Verfasser des ersten Buchs über Geburtshilfe, anfangen, und bis zu der Erfindung der Zange reichen. Es ist daher Palfyn, mit dem wir die vierte Epoche eröffnen, und die wir bis zu Boër ausdehnen, mit dem die fünfte Epoche zweckmäßig beginnt, und bis auf die neueste Zeit sich erstreckt.

Erster Zeitraum. Die älteste Zeit bis auf Celsus. Die Hilfsbedürftigkeit der Gebärenden, und das dem Weibe angeborne Mitleiden und Bestreben, seinem Geschlechte in geschlechtlichen Verrichtungen mit Rath und That beizustehen, hat natürlich zunächst auch Frauen, und besonders ältere an das Kreißbette geführt. So ist es nach den Berichten der Reisenden auch heute noch unter den uncultivirten Völkern. Solche Frauen, durch eigene und fremde Noth mit den Vorgängen der Geburt bekannt geworden, mögen sich bald ein besonderes Geschäft daraus gemacht haben, Schwangern, Gebärenden und Wöchnerinnen Rath zu geben und Hilfe zu leisten, sodaß der Stand der Hebammen schon in den ältesten Zeiten sich finden läßt. Dies beweisen theils die für Hebammen gebrauchten ältesten Bezeichnungen, theils Stellen des alten Testaments. So konnten denn auch die Hilfsbedürftigen in ihrer Noth von dem weiblichen Beistand nur wenige Hilfe erwarten, und nur auf Trostsprüche rechnen, wo die Natur von dem gewöhnlichen Hergange abwich, wie denn auch die Rahel (1 Mos. 35, 17. 18) unter Trostsprüchen der Wehemutter ihren Geist aufgab, welches Loos sie mit vielen Gebärenden der ältesten Zeit getheilt haben mag. Denn die Hilfsleistungen bestanden nur in Empfangnahme, Baden und Reinigen des Kindes, in Besorgung des Nabelstranges und des Mutterkuchens, und ist so wenig über die Art und Weise der Ausführung bestimmt zu urtheilen, als aus den vorhandenen Quellen auf weitern Beistand geschlossen werden kann.

So nun war es bei den Israeliten, nicht anders bei den Ägyptiern und in andern Ländern des Orients (Indien und China), noch viel besser bei den Griechen. Wo die weibliche Hilfe — denn auch hier finden wir nur Hebammen am Gebärbette — in der Noth nicht ausreichte, da wendeten sich die bedrängten Gebärenden an die Here oder riefen die helfende Eileithyia, die Tochter der Here, an, wie die Ägyptierinnen sich an die Göttin der Gebärenden, an die Bubastis, wandten. Denn noch zu des Hippokrates Zeiten, 460—370 v. Chr., wurden Ärzte nur bei Abweichungen der Geburt berathen und zugezogen, sodaß wol in den meisten Fällen des Kindes Leben schon erloschen war, oder nun der Tod durch die langen Versuche der allein geltenden Wendung auf den Kopf herbeigeführt wurde. Und so hatten sie es denn auch nur mit mörderischen Instrumenten, mit Perforation und Zerstückelung zu thun, aber weniger aus Grundsätzen, als vielmehr, weil ihnen die Beobachtung der regelmäßig wirkenden Natur ganz

entzogen war, anatomische Kenntnisse der Geschlechtstheile und des Beckens nebst den pathologischen Zuständen derselben ihnen fremd waren, und sie die Einflüsse, welche Seitens der Mutter und des Eies die Geburt fehlerhaft machen können, bei ihrer Entfernung vom Kreißbette nicht kennen lernten. Wie viel durch diese Zurückgezogenheit der Ärzte vom Gebärbette verloren ging, dafür sprechen die Stellen in den Schriften des Hippokrates, in welchen überall Einsicht und Erfahrung durchleuchtet, so lange nicht vom Fache der Entbindungskunst gehandelt wird. Werfen wir nur auf die als echt erkannten Schriften einen Blick, so finden wir Niesemittel empfohlen, um die Nachgeburt auszutreiben (Aphorisme 49), und dies ist die einzige Bemerkung, die auf praktische Geburtshilfe zu beziehen ist. Mehr Ausbeute geben uns die Schriften, die wol einer spätern Zeit angehören, aber dem Hippokrates zugeschrieben werden. Die Bücher „von der siebenmonatlichen und achtmonatlichen Geburt," auf Aussagen der Frauen gestützt, enthalten Bemerkungen über Empfängniß und Frühgeburten, wobei der Zahl sieben eine nicht kleine Rolle übertragen ist, sowie hier das Stürzen der Kinder im siebenten Monat, das Leben einer im siebenten Monat geborenen, aber der Tod der in dem achten Monat zu Tage kommenden Frucht behauptet wird. In dem Buche „von der Natur des Kindes" wird die Kopflage als das Bedingniß einer leichten Geburt, die Quer- und Fußlage als eine schwere Geburt bedingend angenommen. Das sich bewegende und mit Händen und Füßen zappelnde Kind zerreißt die Eihäute. — Das Buch „von den Weiberkrankheiten" enthält einige auf Geburtshilfe bezügliche Stellen, deren Inhalt bis auf Celsus, und in manchen Beziehungen noch später in Kraft sich erhalten hat. Für die Frühgeburt werden verschiedene Ursachen angeführt: Zerreißung der Eihäute, entstehende Magerkeit der Schwangern, Ohnmacht, Erscheinen des Monatsflusses, der Genuß scharfer und bitterer Speisen und Getränke, große körperliche Anstrengung, Einfluß der Kälte. Auch wird des Abtreibens, Verderbens der Früchte durch Abführungsmittel, Getränke, Speisen u. s. w. Erwähnung gethan. Der habituelle Abortus scheint schon dem Verfasser dieser Bücher nicht unbekannt gewesen zu sein. Querlagen, Steißlagen und Geburten mit den Füßen voran, werden als gefährlich für Mutter und Kind geschildert, und soll sowol hier als bei dem Vorfallen der Extremitäten und lebendem Kinde die Wendung auf den Kopf, bei todtem Kinde und fehlschlagender Wendung auf den Kopf die Zerstückelung, d. h. die Öffnung des Kopfes, Wegnahme der einzelnen Knochen, Abschneiden der Extremitäten, Evisceration der Brust- und Bauchhöhle mit einem Messer (*μαχαίριον*) oder mit einer Knochenzange (*πίεστρον*) und einem Haken (*ἑλκυστήρ*) ausgeführt werden. In den Fällen, wo die Extremität der Wendung hinderlich wäre, soll sie abgeschnitten werden. Bei Zögerungen in der fünften Geburtsperiode werden Bäder und treibende Mittel empfohlen, wobei jedoch der gewöhnliche Übergang der Nachgeburt in Fäulniß nicht übersehen ist. Merkwürdig ist es, daß der Verfasser dieses Buches, sowie des Buches „von der Natur des Weibes" in der Untersuchungskunst wohl unterrichtet war. — Bei der bestehenden Ansicht über den menschlichen Uterus, nach welcher er in zwei Hörner ausging, wird in dem Buche „von der Überfruchtung" die Zwillingsschwangerschaft erklärt. Außerdem wird daselbst bei abgestorbenen Früchten, wo Medicamente nicht ausreichen, die Zerstückelung, und bei vorgefallenen Extremitäten die Zurückbringung derselben empfohlen. — Das Buch „von der Ausschneidung des Kindes" wiederholt die Lehre der Zerstückelung nach dem Buche über Weiberkrankheiten. Wie dort wird auch hier als Mittel der Umwandlung einer fehlerhaften Lage in eine bessere, die Erschütterung des Körpers der Gebärenden anempfohlen. Auf ein Bette gebunden soll die Kreißende nach Erhebung desselben und während einer Wehe kräftig geschüttelt werden.

Wir dürfen Griechenland nicht verlassen, ohne des Aristoteles (384—322 v. Chr.) Naturgeschichte der Thiere noch in Erwägung gebracht zu haben, zu welcher Zeit die griechischen Hebammen fast mehr noch als früher in Ansehen waren, obschon auch zu des Plato Zeiten (430—348) dasselbe in nicht geringem Grade bestanden hat. So aber konnten auch des Aristoteles unterrichtende Lehren, insoweit sie Schwangerschaft und Geburt des Menschen umfaßten, auf den praktischen Theil der Geburtshilfe keinen Einfluß haben, der denn blieb, wie früher er beschaffen war. Endlich ist noch des Herophilus (310 v. Chr.) zu gedenken, der sich um die Anatomie nicht wenig verdient gemacht hat, die Trompeten der Gebärmutter mit halbkreisförmigen Windungen verglich, und lehrte, daß während der Schwangerschaft der Muttermund fest verschlossen sei. Bei ihm nahm die Agnodike, als Mann verkleidet, Unterricht, übte dann die Geburtshilfe aus, und veranlaßte das Gesetz des Areopagus, nach welchem auch Weibern die Erlernung und Ausübung der Arzneikunst und Geburtshilfe gestattet wurde.

Wenden wir uns nun zu den Römern, so werden wir theils durch ihre Gesetzgebungen (Pandect. Lib. L. tit. 13. Lib. IX. tit. 2. Lib. XXV. tit. 4) belehrt, in welchem Ansehen die Hebammen standen, und welche Gültigkeit ihre Angaben vor Gericht hatten, theils sehen wir aus den bei Geburten stattfindenden Gebräuchen und den Geschäften der Hebammen dabei, daß sie einen besondern Stand bildeten, und die männliche Hilfe bei Geburten keinen Eingang gefunden hat. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß griechische Hebammen nach Italien gekommen sind, und den römischen noch unwissenden weiblichen Geburtshelferinnen Unterricht ertheilt haben. Waren doch auch die griechischen Schriften die Quellen, aus welchen die römischen Ärzte schöpften. Dessenungeachtet beschränkten sich ihre Hilfsleistungen nur auf das Empfangen, Abnabeln und Reinigen des Kindes, vielleicht auch auf Darreichung von Arzneien, wie sich aus den Worten des Ulpianus: „item si obstetrix medicamentum dederit et inde mulier perierit" (Lib. IX. tit. 2. Pandect.) vermuthen läßt. So nahmen denn die in ihrer Noth verlassenen Gebärenden gleich den Griechinnen ihre Zuflucht zu den Göttinnen, der Lucina, Postverta u. s. w., wie sie schon in Zeit der Schwangerschaft gethan, und als Wöchnerinnen wiederholten, hier Pilumnus, Interci-

dona, Deverra u. s. w., für sich und das Wohl ihres Kindes anrufend. Wo der Mensch in Noth ist, da wendet er sich am liebsten an höhere oder ein höchstes Wesen. Und so dürfen wir daraus auch wol nicht mit Unrecht den Schluß ziehen, daß die Gebärenden jener Zeit wohl wußten, daß sie von der Hilfe der Menschen, der Hebammen und Ärzte verlassen wären, wenn sie die Natur in dem Acte des Gebärens verließe.

Während man so wohl begreift, wie die menschliche Hilfe bei Geburten gegen den Beistand der Gottheiten gering geachtet, und wie besonders die männliche Hilfsleistung da, wo nur Göttinnen als Hilfe bringend angesehen und Hebammen gleichsam für Dienerinnen derselben galten, ganz vom Kreißbette verwiesen werden konnte, muß es auffallen, ein Gesetz zu finden, das Jahrhunderten vor Christo angehörend die Ausschneidung der Leibesfrüchte schwanger Verstorbener besiehlt. In den Pandekten aufbewahrt, und als die Lex regia bekannt, dem Numa Pompilius (715—673 v. Chr.) zugeschrieben, lautet es: „Negat lex regia mulierem quae praegnans mortua sit, humari, antequam partus ei excidatur: qui contra fecerit, spem animantis cum gravida peremisse videtur.“ Nicht fern liegen die Fragen, die sich uns dabei aufdrängen, nämlich 1) wie kam der Gesetzgeber auf diese Anordnung, und 2) wer verrichtete die Operation? Die Beantwortung der ersten Frage hat mit weniger Schwierigkeiten zu kämpfen, als die Lösung der zweiten Aufgabe, zu der wir nirgends eine Erläuterung auffinden können. Denn schon in der grauen Fabelwelt erhält Hermes von Zeus den Auftrag, die unreife siebenmonatliche Frucht der Semele aus ihrem Körper zu schneiden. Auf gleiche Weise läßt Ovid den Äskulap, Virgil den Lychas zur Welt kommen. Auch konnte es nicht fehlen, daß bei den Opfern der Thiere lebende Junge vorgefunden und herausgenommen wurden, was sich auch bei den Untersuchungen der Thiere, auf die sich die Nachforschungen der Ärzte allein beschränkten, nicht selten ereignet haben mag. Auf diesem Wege also ist man wol auf die Ausschneidung der Früchte aus den schwangern verstorbenen Müttern hingeführt worden.

Zweiter Zeitraum. Von Celsus bis auf die Erscheinung des ersten gedruckten Werkes über geburtshilfliche Gegenstände (30 Jahre v. Chr. — 14 n. Chr. bis 1513). Wenn auch ein langer Zeitraum vor uns liegt, den geschichtlich zu verfolgen wir beginnen, und derselbe altberühmte Namen, den eines Celsus, Moschion, Galen, Aëtius, Philumenos, Paulus von Ägina u. a. umfaßt, so finden wir doch kaum Vorschritte der Geburtshilfe, die noch immer in weiblichen Händen blieb, und nur unter besondern Umständen von Ärzten und Chirurgen geübt wurde. Die letztern behandelten sie zwar als zu ihrem Fache gehörig, doch mehr als ein angenommenes Kind, und so bildete sie noch lange keinen eigenen selbständigen, fruchttragenden Zweig.

Aulus Cornelius Celsus (30 J. v. Chr. — 14 J. n. Chr.) hat uns in dem auf uns gekommenen Werke „Medicina“ und daselbst im 6. Buche Cap. 28 und 29 hinterlassen, daß nur dann erst die Hilfe der Chirurgen gesucht wurde, wenn weder die Götter helfen wollten, noch die Hebammen helfen konnten, und das Kind in seiner Hilflosigkeit verschieden war. Da nun die männlichen Eingriffe für die Mutter nothwendig abschreckend sein mußten, obwol Erhaltung derselben das einzige Ziel sein konnte, nach dem noch zu streben war, so liegt doch die Erklärung nahe genug, daß die Geburtshilfe auf diese Weise durch Beobachtungen und Erfahrungen von den Ärzten dortiger Zeit nicht gefördert werden konnte, da ihnen die Vorgänge der regelmäßigen Geburt eigentlich fremd und ein Geheimniß blieben.

Um so mehr aber muß es unsere Bewunderung erregen, daß dessenungeachtet von Hippokrates bis zu Celsus die Geburtshilfe nicht auf einer gleichen Stufe stehen blieb, vielmehr unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Denn kann man auch nicht leugnen, daß die Lehren des Celsus in vielen Beziehungen von den Lehren des Hippokrates nicht wesentlich abweichen, indem er noch viel auf den scharfen Haken, auf Ablösung und Zerstückelung hält, so war er es doch, der einen besondern Werth auf die Untersuchung legte, zweckmäßige Regeln für die Wegnahme der Placenta gab, das Querlager bei den Operationen anempfahl, und namentlich die Wendung auf die Füße lehrte. „Sed in pedes quoque conversus infans non difficulter extrahitur: quibus apprehensis per ipsas manus commode ducitur.“ So lauten die Worte von einer Operation, durch welche so manches Leben von Müttern und Kindern würde gerettet und erhalten worden sein, wenn man ihre Anwendung auch auf lebende Kinder ausgedehnt hätte. Allein sie kam — merkwürdig genug — so in Vergessenheit, daß Peter Franco, der sie nach langen Jahren (1560) wieder in die Reihe geburtshilflicher Operationen aufnahm, als Erfinder derselben gelten kann.

Durch die Vorarbeiten des Rufus von Ephesus und Soranus, die zu Trajan's und Adrian's Zeiten lebten, und von welchen der letztere über die weiblichen Geschlechtstheile nicht allein durch Zergliederungen der Thiere, sondern auch nach seiner Versicherung aus Sectionen menschlicher Leichen Kenntnisse erlangt hatte, war Moschion, den wir nun besonders zu nennen haben, von der Beschaffenheit der Geburtstheile unterrichtet, und gibt uns in seinem Buche „de mulierum passionibus,“ das als erstes Lehrbuch für Hebammen besonders zu bezeichnen ist, von den damaligen Ansichten über den Hergang bei der Geburt, über die Hilfsleistungen, Behandlung des neugebornen Kindes und der Nachgeburt nicht unwichtige Kunde. Dieses Buch in Fragen und Antworten zeigt uns noch immer den weiten Kreis, in dem sich die Thätigkeit der Hebammen bewegte.

Moschion sah, wie Soranus, die Scheide und Gebärmutter für ein Ganzes an, und vergleicht die letztere mit einem Schröpfkopf. Die Zeichen des Geschlechts vom Fötus gibt er nach Hippokrates an, und nennt die zum Fötus gehörenden Theile Chorion, mit Einschluß der Placenta, Amnion und Nabelstrang, den er aus zwei Venen und zwei Arterien bestehen läßt. Wie er die Zeichen der ersten Menstruation gut beschreibt, so lehrt er auch die Symptome des drohenden Abortus mit Sachkenntniß. Er gibt

nicht nur den ersten Gebärstuhl (sedile obstetricium) an, sondern auch die Zeit, in welcher die Gebärende ihn einzunehmen habe, lehrt die Wegnahme der Nachgeburt, wenn sie nicht mehr adhärire, und warnt vor mechanischen Mitteln, wie sie Hippokrates empfohlen habe. Das Abnabeln des Kindes gibt er so an, wie es heute noch ausgeführt wird, nur daß die Ligatur nach Durchschneidung der Nabelschnur angelegt wurde, wenn die Placenta gleich mit ausgestoßen war. Zu den diätetischen Verordnungen für Schwangere fügte er auch Vorschriften für das Wochenbette und Stillungsgeschäft, und fand nicht ohne richtigen Blick die Ursachen der schweren Geburten theils in der Mutter, theils in dem Kinde, und theils in äußern Einflüssen.

Vielleicht noch zur Zeit des Moschion wurde zu Pergamus in Kleinasien ein Mann geboren (131 n. Chr.), dessen Name in allen Zweigen der Medicin bei geschichtlichen Darstellungen zu nennen ist, Claudius Galenus. So hoch nun aber dieses seltenen Mannes Verdienste um die Medicin und besonders die Anatomie und Physiologie sind, so gering sind sie in Hinsicht auf Geburtshilfe, die er nie ausgeübt hat, weil er in Rom aller chirurgischen Operationen sich enthielt, zu welchen auch die geburtshilflichen gehörten, denn noch bestand die Herrschaft der Hebammen, und nur im Falle der Noth wurden Chirurgen verlangt. Aus seinen Schriften, die geburtshilflichen Inhalts sind (de uteri dissectione, de semine, de foetuum formatione, de usu partium, de septimestri partu) ergibt sich deutlich genug, daß Galen theils nur Thiere untersucht hat, theils den Lehren früherer Ärzte gefolgt ist.

Für die Folge war diese Zurückgezogenheit Galen's von der praktischen Geburtshilfe von großer Wichtigkeit, denn sein umfassender Geist würde auch auf diesem Gebiete fruchtreichen Samen ausgestreuet, und seinen Nachfolgern Gelegenheit gegeben haben, eine gute Ernte zu machen. So aber entstand ein langer Stillstand, den der Verfall der Wissenschaften mit Roms Fall unterstützte; die Hebammen blieben in ihrem Recht, und den Ärzten entgingen die Beobachtungen der Natur, wofür ihnen noch lange das Studium blutiger und zerstückelnder Operationen blieb. Erst im 6. Jahrh. finden wir seit Celsus und Moschion wieder einen neuen Anstoß für unsere Wissenschaft und Kunst, wenn auch immer noch kein wahrhaft förderndes reges Leben. Es folgte nämlich Aëtius von Amida in Mesopotamien, der vielleicht Leibarzt des Kaisers Justinian (527—565) gewesen sein mag, dem Beispiele des Leibarztes vom Kaiser Julianus Apostata (361—363) des Oribasius von Pergamus, und sammelte aus ältern Schriften, wobei er theils dem Galen, theils den berühmtesten Methodikern und Empirikern folgte, und dabei seine eigenen Grundsätze entwickelte. Unter den von Aëtius gesammelten Werken befinden sich in Bezug auf Geburtshilfe auch nachher verloren gegangene Schriften von Philumenos, Rufus Soranus, und von der erst durch Aëtius bekannt gewordenen Aspasia u. s. w. Das 16. Buch handelt besonders von den Frauenzimmerkrankheiten, und enthält die Lehren über geburtshilfliche Gegenstände. Hier nun finden wir zweckmäßige Regeln der Aspasia für Schwangere, die Bäder im letzten Monat der Schwangerschaft mit vollem Rechte empfohlen, und Vorschriften zur Behandlung der Wöchnerinnen nach der Zerstückelung des Kindes, Mittel, die noch heute als Ursachen des Abortus aufgeführt werden, z. B. Tanzen, Heben schwerer Lasten, Reiben des Bauches u. s. w., werden zu Hervorbringung des Abortus empfohlen, wenn die Frau das Kind wegen Kleinheit des Uterus, Enge des Muttermundes u. s. w. nicht gebären kann. Denn überall läßt jene Zeit die Geringschätzung des Kindes erkennen. Wie schon Hippokrates, so empfiehlt auch die Aspasia Niesemittel, Anhalten des Athmens, Verschließen des Mundes zur Entfernung der Nachgeburt. — Die Capitel 22—24 enthalten die Lehren des Philumenos über schwere Geburten. Während hier die Ursachen schwerer Geburten von Seiten der Mutter, selbst nicht ohne Berührung der Seelenthätigkeit in der That umfassend angegeben werden, wird als die Geburt hindernd die zu starke Verbindung der Schambeine genannt, eine Ansicht, die sich den Ärzten dieser frühern Zeit wol durch Beobachtungen an Thieren aufgedrängt hat. Auch die Ursachen schwerer Geburten, die von der Frucht ausgehen, sind im Allgemeinen gut aufgefaßt, und ist bei den Schieflagen die Seitenlage der Querlage, mit Berücksichtigung der Wendung auf die Füße vorgezogen. Endlich sind auch die äußern Einflüsse auf die Geburt nicht übergangen. Nicht zu verkennen ist in manchen Stellen, daß die Chirurgen wol oft genug mit roher Hand und ohne weitere Versuche eingegriffen, und das härtere Verfahren dem mildern vorgezogen haben mögen. Denn nachdem viele Mittel empfohlen sind, die vor den manuellen und instrumentalen Eingriffen erst angewendet werden sollen, wird der weise Rath ertheilt, daß Alles sanft und mild geschehen möge. Dieser Rath erweist sich auch als nothwendig, da noch immer gleichwie zu den Zeiten des Celsus, so auch in der Zeit des Aëtius, der ja des Philumenos Regeln als geltend vorträgt, die Messer, Haken, gezähnten Zangen, das Ablösen der Glieder, das Entleeren der Körperhöhlen u. s. w. eine wichtige Rolle spielen. Unbegreiflich ist es, daß man dabei der Wendung auf die Füße mehrfach gedacht findet, ohne daß ihr eine Würdigung zu Theil wurde, deren Erfolg zu den glänzendsten Resultaten geführt und die Geburtshilfe bald auf eine höhere Stufe erhoben haben würde. Die Lehren des Philumenos (Cap. 24) über die Wegnahme der Nachgeburt zeichnen sich in der That aus, und sprechen dafür, wie schon in frühester Zeit das gewaltsame Eindringen durch den verschlossenen Muttermund gefürchtet wurde. — Was endlich Aëtius über die Anatomie und Physiologie des Uterus, über die Veränderungen desselben zur Zeit der Schwangerschaft, über die Menstruation und Pubertät lehrt, scheint aus dem Moschion, Rufus und Soranus entnommen zu sein. Endlich finden wir auch eine Stelle bei Aëtius, die aus einer verlorenen Schrift der Aspasia entlehnt ist, die eine Andeutung der erst im 18. Jahrh. in Ausführung gekommenen künstlichen Frühgeburt enthält.

Wie wenig diese neue Sammlung der besten Schrift-

steller, deren Grundsätze und Handlungsweisen Aëtius seiner Zeit darstellte, gefruchtet hat, ersehen wir schon daraus, daß Alles blieb, wie es war. Denn obgleich ein Jahrhundert nach Aëtius ein Arzt, Paulus von der Insel Ägina, dessen beste Zeit in die Jahre 668—685 fiel, vorzugsweise „Alkawabeli“ Weiberarzt, Geburtshelfer, genannt wurde, so haben wir bei ihm mit Hinblick auf die Geburtshilfe doch keinen neuen Schritt zu bewundern, den er vorwärts gethan; ja wir haben vielmehr zu beklagen, daß schon von ihm die Wendung auf die Füße aus der Reihe geburtshilflicher Operationen gestrichen ist, und die Anwendung des scharfen Hakens, die Eröffnung des Kopfes, die Zerstückelung, die Abschneidung des vorgefallenen Armes, als einzige geburtshilfliche Operationen aufgenommen sind. Anders verhält es sich mit seinen Lehren, die sich auf Weiberkrankheiten beziehen, indem wir aus den einzelnen auf uns gekommenen Abschnitten auf die Gediegenheit des ganzen Werkes schließen können.

Mit Paulus von Ägina verlassen wir ein Land, über das eine lange Nacht einbrach, indem der noch schwach glimmende Funken gelehrter Cultur nach und nach ganz verlöschte, und wenden uns einem Volke zu, das als nomadische Stämme, bisher unbekümmert um äußere Weltbegebenheiten, auf seiner asiatischen Halbinsel gelebt hatte, und nie in gänzliche Barbarei versunken, nun plötzlich nach allen Seiten hin erobernd und siegreich sich ausbreitete, wir meinen die Araber. Wie konnte es anders kommen, als daß sie im Glücke ihrer Eroberungen auch das Glück der wissenschaftlichen Cultur kennen lernten? Die Fürsten sorgten dafür, daß Schulen und Bibliotheken theils wieder hergestellt, theils neu errichtet wurden, die Zahl der Gelehrten und Schriftsteller mehrte sich, und so blühten unter dem Schutze dieser Fürsten die Künste und Wissenschaften, und unter diesen die Medicin. Ob wir nun den Arabern in Rücksicht der Geburtshilfe nur die Erhaltung derselben auf der Stufe, auf der sie ihnen überkommen war, oder auch eine Erhebung, eine Bereicherung derselben verdanken müssen, das stellt sich aus einer kurzen Betrachtung der Leistungen einzelner der berühmtern Männer ihrer Zeit leicht dar. Noch war die Geburtshilfe in den Händen der Frauen, die in großem Ansehen standen, selbst Operationen ausführten, und es sich angelegen sein ließen, Ärzte und Chirurgen noch mehr vom Kreißbette zu entfernen, als es früher der Fall war. So konnten sie unmöglich einen Schritt weiter thun, als die römischen und griechischen Ärzte und Chirurgen gethan hatten, von denen ihnen die Geburtshilfe doch noch immer auf einer tiefen Stufe überliefert worden war. Irren wir nicht ganz, so möchten wir schon in den vielen Mitteln, die sie zur Erleichterung der Geburt aufstellten, sowol den Widerwillen gegen die zerstückelnden Eingriffe erkennen, zu welchen sie bei den Versäumnissen des weiblichen Beistandes genöthigt wurden, als auch das Bestreben finden, das mildere Mittel dem stärkern und eingreifenden vorzuziehen.

Wir beginnen mit Jahiah Ebn Serapion, einem Syrer von Geburt, der von Albanus Torinus auch Janus Damascenus genannt wurde, und zu Anfange des 9. Jahrh. lebte. In seinem syrisch geschriebenen Buche, das von Musa ben Ibrahim Alobaithé ins Arabische übersetzt, Aggregator, Practica oder Breviarium (Gerard von Carmona) Therapeutica methodus (Torinus) genannt wurde, enthält für die Geburtshilfe durchaus nur Wiederholungen der Lehren griechischer Ärzte. Hält er doch noch die Gebärmutter für ein „animal,“ das bei seinem Aufsteigen in hysterischen Leiden mit schlechten Gerüchen von Oben nach Unten verscheucht, und mit Wohlgerüchen nach Unten gelockt werden soll.

Im J. 860 n. Chr. wurde zu Ray in Irak ein Mann geboren, auf den die Araber stolz zu sein nicht unrecht hatten. Dieser Mann war Muhhamed Ebn Secharjah Abu Bekr Arrasi, genannt Rhazes. Aus dem Hauptwerke des Rhazes, Hawi (Helchaui) gehört das neunte Buch, Cap. 4 und 6 hierher. Hier ertheilt Rhazes semiologische Lehren in Bezug auf Schwangerschaft, Abortus und Voraussagung des Geschlechtes des Kindes. Er führt die Rundung des Muttermundes als Zeichen der Conception, das Einsinken der Brüste als Vorboten des Abortus an. Die Kopflage ist die einzig natürliche Lage, alle andern sind widernatürliche. Wo es nicht gelingt, den Kopf einzuleiten, soll so lange zerstückelt werden, bis die Einführung des Kopfes ausgeführt werden kann. Die Perforation des Rhazes besteht in Eröffnung des Kopfes, Enthirnung und Ablösung der Kopfknochen. Vorgefallene Glieder werden zurückgebracht oder abgeschnitten. Auch er nimmt das Stürzen des Kindes im achten Monat an. An Arzneimitteln zur Beförderung der Geburt fehlt es nicht, und unter diesen spielen die Niesemittel, Bäder, Einölungen u. s. w. nicht die kleinste Rolle. Dies wird auch in dem Buche „von den Divisionen“ wiederholt. Die zehn Bücher des Rhazes an den Mansor zeigen (Cap. 25 und 26 im ersten Buch), daß Rhazes die Gebärmutter für zweigehörnt, die Eierstöcke für die weiblichen, den Samen enthaltenden Hoden hielt. Das Hymen, die Beschaffenheit der Scheide, die verschiedenen Erscheinungen der Molen- und wahren Schwangerschaft (Cap. 88. Buch 5) werden genau beschrieben.

Nach Rhazes lebte Ali, ein Perser, Sohn des Abbas, genannt der Magier. Auf Befehl des Königs von Buita schrieb er ein großes Werk, dedicirte es jenem, weshalb es „das königliche“ genannt wurde. Aus diesem ergibt sich, daß auch Ali die Gebärmutter für ein „animal“ hält, das Hörner und eine vielfache Kraft hat. Knaben werden schwerer geboren, als Mädchen; Öleinreibungen, Bäder u. s. w. die Lage auf den Knien und Ellenbogen bei fetten Frauen finden wir empfohlen. Die geburtshilflichen Operationen werden im neunten Buche berührt, und hier spielen die scharfen Haken, die Forcipes ad caput conterendum eine nicht kleine Rolle, sowie das Ablösen der Glieder, die Perforation, das Abschneiden des Fleisches u. s. f. gelehrt wird. Bis zu Anfange des 11. Jahrh. blieb des Ali Werk sehr hoch gestellt. Hier aber wurde es durch ein anderes ganz in Schatten zurückgedrängt.

Es lebte nämlich in dieser Zeit (980—1036) der „Fürst der Ärzte“ Abn Ali Alhossain Ebn Abd'Alla Ebn

Sinah, gewöhnlich Avicenna genannt, dessen großes Werk, von ihm Kanon genannt, durch Jahrhunderte sich allein geltend erhielt. Aus diesem lernen wir recht eigentlich, daß die Geburtshilfe jener Zeit eine wahrhaft schauderhafte war. Denn wenn auch Avicenna, fast nur ältere Lehren vortragend, das Stillungsgeschäft, die Entwöhnung und Behandlung des Kindes, die Unterbindung der Nabelschnur, die Zeichen und Diätetik der Schwangerschaft, die Lehre von den Molen, in der That umsichtig und in mehrfachen Beziehungen selbst mit Kritik vorträgt, so hängt er doch noch aus Unkunde in anatomischen Beschreibungen an dem Alten, richtet seine Lehren von der Eröffnung des Muttermundes, von dem Gebrauche der Haken, von der Einleitung des Kopfes bei Fußlagen und der Zerstückelung, wenn sie nicht gelingen will, von der Anwendung der gezähnten Zange bei zu großem Kopfe an die Hebammen. Man darf aber nicht glauben, daß Avicenna dabei nur den todten Fötus vor Augen hatte, sondern ihm galt unter Umständen auch das lebende Kind nicht viel mehr, als das todte. Dies wird zur Genüge darthun, daß auch Avicenna um die Geburtshilfe keine Verdienste sich erworben hat, und daß er, der Fürst der Ärzte, bei seinem Ansehen und seinem wissenschaftlichen Despotismus das Vorurtheil gegen die männliche Ausübung der Geburtshilfe doch nicht zu verdrängen im Stande war, aber auch, wie es scheint, keine Versuche dazu machte.

Es bleibt uns noch übrig aus dem 12. Jahrh. einen spanischen Arzt anzuführen, den Khalaf Ebn Abbas Abu'l Kasem, genannt Abulcasis.

Abulcasis zeichnete sich als Arzt, aber besonders als Chirurg aus. Wir dürfen uns deshalb auch nicht wundern, in seinem Werke „Altasrif" (Sammlung) den operativen Theil der Geburtshilfe vorzugsweise, und selbst mit Abbildungen geburtshilflicher Instrumente versehen, bearbeitet zu finden. Indessen sucht man vergebens nach einer gründlichen Beschreibung der operativen Eingriffe und ihrer Ausführung. In jenem Werke sind die Capitel, welche diese Operationen enthalten, überschrieben: „de doctrina obstetricum," und an die Hebammen gerichtet. Hier ist die Kopflage die natürliche, und werden dabei, wenn der Kopf nicht vorrückt, Niesemittel, Öleinreibungen und dergl. empfohlen. Der vorgefallene Arm wird zurückgebracht, an eine Schlinge gelegt und angezogen, oder auch abgeschnitten. Fuß-, Seiten- und Knielagen sind in Kopflagen umzuwandeln. Den todten Fötus will Abulcasis mit dem Haken ausgezogen haben, auch selbst bei vorliegenden Füßen. Ablösungen der Extremitäten, Öffnung des Schädels mit einem Scalpell, Zerknirschung desselben mit einer auch abgebildeten gezähnten Zange, Almisbach genannt, sind bei ihm Hauptoperationen. Neben dieser Zange finden wir auch bei ihm ein Ausdehnungswerkzeug, Vertigo, ein Instrument zum Zurückschieben vorliegender Theile, Impellens, Haken, breite Scalpelle. Da die folgenden arabischen Ärzte der Geburtshilfe keine Aufmerksamkeit weiter geschenkt haben, so verlassen wir die Zeit, in welcher die Geburtshilfe nach der bisher verfolgten Betrachtung auf keine Weise erhoben, vielmehr noch tiefer gestellt wurde, als wir sie zu des Celsus Zeiten gefunden haben.

Wir könnten diesen zweiten Zeitraum der Geschichte der Geburtshilfe hier beschließen, denn im 13., 14. und 15. Jahrh. wurde unsere Wissenschaft in keinerlei Weise bereichert und erhoben, und ein Blick auf das Abendland vor diesen Jahrhunderten fällt nur auf finstere Nacht im Gebiete der Geburtshilfe. In den Händen der Mönche lag die Arzneikunde, die mit Blut sich nicht beflecken durften, und die Schriften jener Zeit, in der auch die Lex regia aus religiöser Speculation erneut wurde, enthalten in Bezug auf Geburtshilfe nur abergläubische, fabelhafte Sachen. Nicht viel besser war es im 13. Jahrh., wo die Geistlichkeit sich immer noch in die Handlungen der Ärzte einmischte, und diese es unter ihrer Würde gehalten zu haben scheinen, der Geburtshilfe auch nur ein Blatt in ihren Werken zu widmen. Nicht viel mehr geschah im 14. Jahrh., obgleich durch das Aufleben der Anatomie und durch die neue Gestaltung der Chirurgie durch Guy de Chauliac (1350), der auch die Geburtshilfe in seinem Lehrbuche der Chirurgie in zwei Capiteln wieder aufnahm, eine Vorbereitung besserer Zeit nicht zu verkennen ist. Auch im 15. Jahrh. blieb die Geburtshilfe in den Händen der Hebammen, und die Ärzte und Chirurgen gedachten zwar derselben, lehrten aber nur Gelehrtes, und nahmen sich also nicht die Mühe, dieses Fach der Medicin nur einigermaßen zu cultiviren. Doch müssen wir von diesem Jahrhunderte als einflußreich für die Folge die Vertreibung der griechischen Gelehrten, die sich nach dem Occident flüchteten, und die Erfindung der Buchdruckerkunst hervorheben.

Dritter Zeitraum. Von der Erscheinung des ersten gedruckten Buchs über Geburtshilfe, bis zu der Erfindung der geburtshilflichen Zange (1513—1723). Zwei schwere Fesseln waren es, die der Geburtshilfe wie bleierne Flügel auflagen, und sie bei jedem Versuche eines Auffluges schwer zu Boden drückten, die alleinige weibliche Ausübung der praktischen Geburtshilfe und die Chirurgie, die nur als ein angenommenes Kind sie behandelte. In dem Zeitraume, den wir näher zu betrachten uns anschicken, wurde endlich das lastende Joch allmälig abgeschüttelt, und die Geburtshilfe auf ein höhere Stufe geführt. Das Erscheinen von Büchern, die nur geburtshilfliche Gegenstände abhandelten, so kümmerlich sie auch noch waren, machte auf eine eigene, neue Wissenschaft aufmerksam. Die Bearbeitung der Anatomie konnte nicht anders, als auch für die Geburtshilfe die schönsten Früchte bringen, und ein neues reges Leben entstand durch die Ausführung des Kaiserschnittes an Lebenden, und die darüber entstehenden Streitigkeiten. Die Wendung auf die Füße kam wieder in glückliche Anregung, und die Unwissenheit der Hebammen wurde zuerst öffentlich ins Licht gestellt. Soviel im Allgemeinen von dem 16. Jahrh. Das erste gedruckte Buch über geburtshilfliche Gegenstände ist 1513 von Eucharius Rößlin (Rhodion), einem teutschen Arzte zu Worms und Frankfurt. Aus 55 nicht paginirten Quartblättern bestehend und mit Holzschnitten versehen, führt es den

teutschen Titel: „Der schwangern Frawen und Hebammen Rosengarte." Das Beste an und in ihm ist, daß es ausschließlich geburtshilfliche Gegenstände abhandelt. Entlehnt aus ältern Schriftstellern, enthält es auch noch die Fehlgriffe früherer Zeit, die Regeln zur Einleitung des Kopfes und die Hilfsleistungen bei todtem Kinde mit Haken und andern verletzenden Instrumenten. Es blieb dessenungeachtet lange Zeit ein Musterbuch, und erweckte die Lust, Gleiches zu leisten. So erschien denn auch von Walther Herrmann Ryff (1545), ein zweiter „Frawen-Rosengarten," und von Jacob Rueff, Wundarzt zu Zürich, ein Buch mit dem Titel: „Ein schön lustig Trostbüchlein von den Empfängnissen und Geburten des Menschen u. s. w. Zürich 1553." Es enthält nur Wiederholungen des Rößlin'schen Buches, und die Zeichnungen einer Zange zum Zusammendrücken des Kopfes. Später (1566) begann Conrad Geßner, ein schweizerischer Arzt, eine Sammlung älterer griechischer und römischer Schriftsteller über geburtshilfliche Gegenstände unter dem Titel: „Gynaeciorum s. de mulierum affectibus," welche Kaspar Wolf fortsetzte, und Kaspar Bauhin, später Israel Spach, neu herausgaben.

Die Entdeckungen der Anatomen und das Bestreben derselben, die irrigen Lehren des angebeteten Galen ins Licht zu stellen, trugen nicht wenig zur Verbesserung der theoretischen und somit auch der praktischen Geburtshilfe bei. Wir nennen nur die gefeierten Namen eines Vesalius (1514—1564), Eustachius, Falopia, Zerbi, Aranzi, und erinnern daran, daß durch diese und andere Anatomen des 16. Jahrh. die weiblichen Geschlechtstheile theils treuer nach der Natur beschrieben, theils bisher noch nicht gekannte Theile derselben durch eigene Untersuchungen gefunden wurden. Falopia beschrieb zuerst die Clitoris als einen der männlichen Ruthe ähnlichen Theil, kannte das Hymen genau, verfolgte die runden Mutterbänder bis in die Fetthaut des Schambergs, und erklärte den Bau der Eierstöcke und Muttertrompeten, sodaß diese ja noch heute nach ihm Tubae Fallopiae genannt werden. Er und Vesalius zeigten, daß sich der menschliche Uterus anders verhalte, als der thierische, und beide kannten die Bläschen im Eierstocke, deren Veränderungen nach der Empfängniß Regner de Graaf 1677 beschrieb. Hatte man bis jetzt den Kaiserschnitt nach weltlicher und kirchlicher Verordnung nur an verstorbenen Schwangern und Gebärenden ausgeführt, so war doch noch kein Beispiel von einer gleichen Operation an einer lebenden vorhanden. Das 16. Jahrh. führte auf diesen Gegenstand, obwol schon Nicolaus de Falconiis (serm. de chirurg. fol. VII. 1491) einen Fall von glücklich verrichtetem Kaiserschnitte an einer Lebenden erzählt. Jacob Nufer, ein Schweineschneider zu Siegershausen, dessen Frau in Gegenwart von 13 Hebammen doch unentbunden blieb und die heftigsten Schmerzen zu ertragen hatte, erkannte in der ungewöhnlichen Wegbahnung zu dem Kinde das einzige Rettungsmittel für seine Frau. Im Beisein von zwei Hebammen und von mehren seiner Collegen machte er 1500 die Operation, förderte das lebende Kind zu Tage und rettete die Mutter. So erzählt Bauhin (Foetus vivi ex matre viva sine alterius vitae periculo caesura a Francisco Rousseto, medico gallico, conscripta, Casparo Bauhino, medico Bas. ord. latio reddita, variis historiis aucta et confirmata [Bas. 1591]. p. 177). Wenn nun auch die Worte: „Abdomini vulnus infligit: verum *primo* ictu ita feliciter abdomen aperuit, ut *subito* infans absque ulla laesione extractus fuerit," den Schluß zulassen, daß der Fötus nur in der Bauchhöhle gelegen habe, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieser Fall und ähnliche dem Kaiserschnitte eine wissenschaftliche Bearbeitung vorbereitet haben. Diese lieferte Franz Rousset, Arzt des Herzogs von Savoyen, und trat als eifriger Vertheidiger derselben auf, indem er sich theils auf fremde, theils auf eigene Beobachtungen und die glücklichen Resultate bezog. Üble Bildung des Beckens, zu große Stärke des Kindes, wurden von ihm als Indicationen bezeichnet. Traité nouveau de l'Hysterotomotocie ou enfantement césarien [Par. 1581]). Die Übersetzung dieser den Gegenstand umfassenden Schrift durch Bauhin im J. 1591, die der Übersetzer mit neuen Beispielen bereicherte, trug nicht wenig dazu bei, den Gegenstand in belebte Aufnahme zu bringen. Was Wunder, wenn nun auch unberufene Diener sich fanden, von denen der Kaiserschnitt wol ohne Sinn und Verstand ausgeführt wurde, sodaß Scipio Mercurio 1642 schon meinte, daß in Frankreich der Kaiserschnitt so bekannt sei, als in Italien das Aderlassen. Es hatte aber auch schon Ambrosius Paré (1594), der berühmte Chirurg und Leibarzt der Könige Franz II. und Karl IX., sowie sein Schüler Jacob Guillemeau aus Orleans, Leibwundarzt des großen Heinrich und Aufseher über das Hôtel-dieu gegen die zu häufige Anwendung des Kaiserschnittes sich erhoben, und namentlich Guillemeau's Schrift, der nur unglückliche Erfolge mittheilte, eine neue vortreffliche Vertheidigung Rousset's veranlaßt. Auf eine unwürdigere Weise wurde Rousset 1598 von Marchand angegriffen, dem er in einer scharfen Apologie schlagend geantwortet hat. So war eine großartige Operation begonnen, über die der Streit noch im folgenden Jahrhunderte nicht ganz beendet war.

In derselben Zeit (1598), in der man sich dem Kaiserschnitt eifrig zuwendete, kam durch Severinus Pinäus eine Annahme des Hippokrates in neue Anregung, das Auseinanderweichen der Beckenknochen, besonders der Schambeinverbindung während der Geburt. Erst gegen das Ende des 18. Jahrh. wurde auf diese Annahme die Erfindung einer unglücklichen Operation, des Schamfugenschnittes, gestützt.

Noch ist in diesem 16. Jahrh. ein Verfahren, das Celsus zuerst gelehrt, Aëtius noch angeführt hat, und dann in gänzliche Vergessenheit kam, die Wendung auf die Füße von P. Franco (1561) wieder neu erfunden und dringend empfohlen worden (Traité des hernies contenant une ample déclaration de toutes leurs espèces, et autres excellentes parties de la chirurgie etc. [Lyon 1561]). Dem Beispiele Franco's folgte Ambr. Paré und dessen Schüler Guillemeau.

Bis zum Jahre 1587 hatte sich noch keine Stimme gegen die Ausübung der Geburtshilfe durch die Hebam-

men erhoben. In diesem Jahre geschah es zuerst durch einen Franzosen Gervais de la Touche, der, die männliche Geburtshilfe empfehlend, die Unwissenheit der Hebammen ins Licht stellte (La très-haute et très-souveraine science de l'art et industrie naturelle d'enfanter contre la maudite et perverse impéritie des femmes, que l'on nomme sages-femmes etc. [Paris 1587]).

Siebenzehntes Jahrhundert und Anfang des 18. Reich an Ergebnissen für die Geburtshilfe war das 17. Jahrh. Die Fortschritte in der Anatomie, gefördert durch die Errichtung naturforschender Gesellschaften und deren Leistungen, besonders aber durch Männer, deren Namen noch heute unvergeßlich sich erhalten haben, Fabricius ab Aquapendente, Fabricius Hildanus, Harvey, Bartholin, de Graaf u. A., lichteten auch manche dunkle Flecken im Gebiete der Geburtshilfe. Guillemeau's Auffoderung an die Chirurgen seiner Zeit, der Geburtshilfe mehr Aufmerksamkeit zu schenken, war auf fruchtbringenden Boden gefallen, und von glänzendem Erfolge waren die Bestrebungen und Resultate der Arbeiten von den berühmten Chirurgen Mauriceau, Dionys, de la Motte, die zugleich als Geburtshelfer bekannt genug sind. Nicht fruchtlos war die Geheimnißkrämerei des geizigen Chamberlaine, noch das zufällige, aber glückliche Ereigniß, das dem Wundarzt Clement den Titel „Accoucheur" brachte, indem dadurch die Ärzte jener Zeit von nun an eifriger mit Ausübung der Geburtshilfe sich abgaben, wie die genannten Chirurgen, aber auch der Geburtshilfe vorzugsweise sich widmeten. Hier glänzen die Namen eines Portal, Peu, v. Hoorn, Deventer. Es konnte nicht fehlen, daß durch solche Männer auch die Literatur der Geburtshilfe in einem hohen Grad bereichert wurde.

Wenden wir uns den einzelnen Ereignissen zu, hier und da nur flüchtig vorübergehend. Von den Beobachtungen und Beschreibungen einzelner Anatomen dieser Zeit heben wir nur die Darstellung und Abbildung der menschlichen Frucht und der Theile des Eies heraus, die Hieronymus Fabricius aus Aquapendente gab, und die lehrreichen Untersuchungen, die Hobokens mit dem Mutterkuchen und den Eihäuten anstellte, indem er gleichzeitig die ernährende Natur des Fruchtwassers darzuthun suchte. Harvey's Lehre vom Kreislaufe des Blutes, und seine Versuche mit dem bebrüteten Ei und den Embryonen vierfüßiger Thiere veranlaßte eine tiefere Prüfung, die Joh. v. Hoorn, Regnerus, de Graaf und Joh. Swammerdam übernahmen. Durch diese Untersuchungen erkannte de Graaf die Bläschen im Eierstocke, deren Veränderungen nach der Empfängniß er sorglich beobachtete und beschrieb (1677). Die bisher als testes muliebres bekannten Eierstöcke hatte schon vor de Graaf Nicol. Stenson (1667) zuerst Ovaria genannt. Bertholinus untersuchte ebenfalls die Eierstöcke, unterschied die zuweilen in ihnen vorkommenden Hydatiden von den Graaf'schen Eiern, und leugnete den weiblichen Samen, indem er ihn für Schleim der Scheide erklärte, der seine Quelle in den Drüsen derselben habe. Nach ihm steht die Frucht in keiner unmittelbaren Verbindung mit der Mutter, und die Ernährung der Frucht geschieht durch das Fruchtwasser. — Durch die Erfindung des Mikroskops wurden die Samenthierchen (1677) entdeckt, über deren Auffindung sich ein Streit über das Recht der Priorität erhob, das wol dem Forscher Leeuwenhoek gebühren dürfte. Swammerdam untersuchte den Bau der Gebärmutter, und fand sich veranlaßt, sie ein Miraculum naturae zu nennen. Wharton beschrieb zuerst die Sülze der Nabelschnur, und theilte Beobachtungen über den schwangern Uterus mit.

Ehe wir die Leistungen berühmt gewordener Chirurgen und Geburtshelfer näher beleuchten, müssen wir eines Ereignisses gedenken, das uns zeigt, wie noch in der Mitte des 17. Jahrh., von dem wir sprechen, die Hebammen in Ansehen standen, und wie es dazu beitrug, daß sich die männliche Geburtshilfe schnell über die Hebammenkunst erhob. Ludwig XIV. erreichte es, daß Clement, ein in der Geburtshilfe zu seiner Zeit berühmter Chirurg zu Paris (1663), die Geliebte Ludwig's entbindet, erhebt ihn in den Adelstand, und ertheilt ihm den Titel „Accoucheur," der den Chirurgen so wohl gefiel, daß sie ihn nach und nach annahmen, und die Vorurtheile gegen die männliche Geburtshilfe zu weichen begannen.

Frankreich war nun das Land, in dem die Geburtshilfe mit Fleiß bearbeitet wurde. Ohne bei den Geburtshelfern Cosme Viardel (Observations sur la Practique des Accouchemens naturels, contre nature etc. [à Paris 1671]), Pierre Dionys (Traité général des Accouchemens [à Paris 1724]) u. A. zu verweilen, wenden wir uns gleich zu François Mauriceau, geboren 1637 zu Paris, und am 17. Oct. 1709 gestorben. Erster Wundarzt an der Schule zu St. Come in Paris hat er sich wie als Schriftsteller, so auch als praktischer Geburtshelfer ausgezeichnet. Er erkannte den hohen Werth der geburtshilflichen Untersuchung, huldigte der Wendung auf die Füße, deren Ausführung aber noch unvollkommen war, zog die Fußlage der Steißlage vor und lehrte zuerst, dann mit den hakenförmig in die Weichengegend eingelegten Fingern die Natur zu unterstützen, sobald die Steißlage nicht mehr in eine Fußlage umgewandelt werden könne. Dem Kaiserschnitte war er nicht besonders hold. Während bei Nachgeburtszögerungen der Natur das Weitere überlassen wurde, rieth Mauriceau zuerst, die Entbundene von der Nachgeburt ohne Zeitverlust zu befreien. Dessenungeachtet war Mauriceau den schneidenden Werkzeugen zugethan, wodurch bei seinem großen Ruhme die mildern Methoden verdunkelt wurden. Sein Instrumentenapparat rechtfertigt diesen Ausspruch. Denn wir haben von ihm einen Kopfzieher, Tire-tête, einen stumpfen Haken, crochet mousse, einen pfeilförmigen Kopfbohrer, crochet à amputation, einen scharfen Haken. Mauriceau hat seine Erfahrungen und Lehren in seinen Schriften niedergelegt, von welchen vorzüglich zu nennen sind: Traité des maladies des femmes grosses et de celles qui sont nouvellement accouchées (Paris 1668. 4.) — Observations sur la grossesse et l'accouchement des femmes et sur leurs maladies et celles des enfans nouveaux-nés (Paris 1706). — Aphorismes touchant la grossesse etc. (Paris 1694).

Nach Mauriceau ist Paul Portal, Geburtshelfer am Hotel de Dieu zu Paris, zu nennen, der in seinem vorzüglichen Werke: La pratique des accouchemens (Paris 1685) sich gegen die zu frühzeitigen Eingriffe ausspricht und der Natur mehr zu vertrauen anräth. Ihm würdig zur Seite steht Philipp Peu (1695), der einer der beschäftigtsten und glücklichsten Chirurgen und Geburtshelfer zu Paris war, woselbst sein Werk erschien: La pratique des accouchemens 1695.

Im Anfange des 18. Jahrh. begegnet uns ein Mann, dessen große Verdienste als Chirurg um die Geburtshilfe nicht allgemein gebührend anerkannt wurden, und der daher nach Haller, Sue, Capuron noch 1820 seinen wackern Vertheidiger in einem Teutschen, in W. J. Schmitt, fand. Dieser Mann war Guillaume Mauquest, genannt de la Motte, Chirurg zu Valogne (1710), der seine Lehren besonders in dem trefflichen Werke: Traité complet des Accouchemens naturels, non naturels et contre nature (Paris 1765) niederlegte. Nicht ohne Grund legen jene Männer einen hohen Werth auf seine Wahrhaftigkeit, die er durch offene Darlegung seiner menschlichen Fehlgriffe mehr als ein Mal bekundet, auf seine Beobachtungsgabe, seine vieljährige Erfahrung, seine Einfachheit der Methode, seine Geistesgegenwart in schwierigen Fällen, seine Gewissenhaftigkeit und Gemüthlichkeit. Dem zu seiner Zeit hochgefeierten Mauriceau vermied er nicht, sich bescheiden in manchen Lehren gegenüber zu stellen, und wir suchen daher vergebens bei ihm nach einem großen Instrumentenvorrath. Er, der die Wendung vor allen seinen Zeitgenossen begriff, ihre Vortheile kannte, und sie auszuführen verstand, schritt nur zur Perforation, wo die Wendung nicht ausführbar war, öffnete den Kopf je nach dem Stande desselben mit einem unbedeckten oder bedeckten Bistouri oder mit einer Scheere, und vermied den Haken zur Extraction, indem er die Entwickelung der Natur überließ, oder nur mit Grauen sie ihr abnahm. La Motte, dem nur die Zange fehlte, hatte seine Irrthümer, aber weit überwiegende Sachkenntniß und Umsicht. Er war es, der den Zwang der Lage einer Kreißenden für schädlich erachtete, der in dem langsamen Vorschreiten der Geburt bei Erstgebärenden die Wohlthat der Natur erkannte, der lehrte, daß auch bei der besten Geburt unverhofft ein Ereigniß störend eingreifen könne, und bei der schlimmsten die Hoffnung nicht aufgegeben werden dürfe. De la Motte that durch Erfahrungen dar, daß seine Zeitgenossen mit Unrecht an den Einsalbungen, Bähungen u. s. w. hingen, während er die Bäder bei allen zum ersten Mal Gebärenden billigte. Das Stürzen des Kindes leugnend, kannte er wol die möglichen Veränderungen der Lage während der Geburt. Ganz besondere Verdienste aber hat de la Motte um die Wendung. Hier zeigt er sich als Meister des Fachs, und kaum ist Besseres nach ihm in dieser Beziehung gelehrt worden, wir mögen die Operation überhaupt nehmen, oder einzelne Punkte herausheben. Auch erklärte er sich bei vorliegendem Mutterkuchen gegen das Durchbohren desselben. Der männlichen Geburtshilfe nahm sich de la Motte 1718 gegen Hecquet an, der sich in einer Schrift: de l'indécence aux hommes d'accoucher les femmes etc. (Paris 1708) dagegen aussprach.

Nachdem wir noch einer Sammlung guter Beobachtungen von Pierre Amand, einem Wundarzt und Geburtshelfer zu Paris, gedacht haben, die daselbst unter dem Titel: Nouvelles observations sur la pratique des accouchemens, 1775 erschien, verlassen wir die französischen Geburtshelfer, und richten uns nach Holland, wo Sam. Jansonius (1681), Dionys van der Sterre (1682), Cornelis von Solingen (1694) über geburtshilfliche Gegenstände schrieben, besonders aber Heinrich van Deventer (1651—1724) als Geburtshelfer sich auszeichnete. Er war der erste, welcher der Geburtshilfe eine wissenschaftliche Form gab, und als Geburtshelfer so berühmt, daß ihn Christian V. von Dänemark mehrmals nach Kopenhagen rief. Er widmete den Schieflagen der Gebärmutter seine Aufmerksamkeit, und fand in ihnen ein Hinderniß der Geburt, das nicht mit Grund später von Boër verworfen wurde. Deventer trat auch auf die Seite Mauriceau's, und lehrte die Nachgeburt ohne Verzug zu entfernen. Er erklärte sich gegen die von Pineau ausgesprochene Ansicht über die Auseinanderweichung der Symphysen Behufs einer Erweiterung des Beckens, und erwarb sich dadurch besonders Verdienste um die Geburtshilfe, daß er zuerst die geburtshilfliche Untersuchung in ihrer ganzen Wichtigkeit darstellte und mit überzeugenden Gründen seinen Schülern empfahl. Auch zog er die Hilfsleistungen mit der Hand der Anwendung von scharfen Instrumenten vor, und trat so gegen den damaligen Misbrauch mit denselben mit Ernst auf, weil er die Schwierigkeit der Diagnose über Leben und Tod des Kindes einsah. Diese und noch andere wichtige Lehren legte Deventer in seinem Werke nieder: Operationes chirurgicae novum lumen exhibentes obstetricantibus, quo fideliter manifestatur ars obstetricandi etc. (Lugd. Batavor. 1701.) Pars I. Operationum chirurgicarum novum lumen exhibentium obstetricantibus, Pars II. (L. B. 1724). — Zuletzt nennen wir Fried. Ruysch (1720), der durch seinen Muskel, den er im Muttergrunde entdeckt haben wollte, und ihm die Bestimmung zur Austreibung der Nachgeburt ertheilte, die Lehre von Mauriceau und Deventer, mit Hinwegnahme der Nachgeburt nicht zu zögern, so verdächtigte, daß sich in allzugroßem Vertrauen auf die Natur eine Partei gegen das rasche Eingreifen in das Nachgeburtsgeschäft erklärte, und in der folgenden Zeit eine nicht geringe Zahl von Schriften über diesen Gegenstand veranlaßte.

In Schweden brachte gegen Ende des 17. Jahrh. Joh. von Hoorn, Geburtshelfer und Leibarzt in Stockholm, die Geburtshilfe in Umschwung, und schrieb: die zwo um ihrer Gottesfurcht und Treue wohlbelohnten Wehmütter Siphra und Pua etc. (Stockholm und Leipzig 1726.) Er errichtete eine Hebammenschule, und bediente sich zuerst beim Unterricht eines Beckens und einer ledernen Puppe.

Endlich müssen wir auch außer den bereits angeführten Schriften von Viardel, Dionys, Mauriceau, Portal, Peu, de la Motte, Amand, van Deventer, von Hoorn

iniger Hebammenbücher gedenken, die im 17. Jahrh. erschienen sind.

Louise Bourgeois, genannt Bourcier, Hebamme der Maria von Medicis, schrieb: Instructions à ma fille Paris 1616). Ferner Observations diverses sur la stérilité, perte de fruits, fécondité, accouchement et maladies de femmes et enfans nouveaux-nés (Paris 1644). De la Marche: Instruction familière et très facile etc. par M. du Tertre veuve du Sieur de la Marche à Paris 1677.

Indem wir die Hebammenbücher der Horenburgin, Iberin, Keilin übergehen, müssen wir Völter's neu eröffnete Hebammenschule, Stuttgard 1679 nennen, und besonders bei der Justine Siegemundin, geb. Dietrichin von Rannstock aus Schlesien, einen Augenblick verweilen. Ihr Lehrbuch für Hebammen ist betitelt: Die Königl. Preußische und Chur-Brandenburgische Hof-Wehe-Mutter u. s. w. in Gesprächen durchgeführt, und mit vielen Abbildungen versehen. Über die Brauchbarkeit desselben befindet sich an der Spitze ein Attest von der medic. Facultät zu Frankfurt an der Oder 28. März 1689. In diesem Hebammenbuche leuchtet der fromme Sinn der Siegemundin, Vorsicht in ihren Hilfsleistungen und verständige Benutzung ihrer Erfahrungen überall durch. Eindringend sind ihre Ermahnungen über das Zufühlen, gegen das nutzlose und schädliche Ausdehnen der Geburtswege, gut ihre Lehren über die Beschaffenheit und verschiedene Richtungen des Muttermundes. Ein Muttermund, der sich beim Abortus öffnet, zerstört die Hoffnung der Erhaltung des Eies. Ältere Frauen, die zum ersten Mal gebären, müssen länger kreißen als jüngere, bei welchen die Faser nicht so stramm ist. Die Schambeinfuge gibt sich nicht aus einander. Sie tadelt das zu frühe Verarbeiten der Wehen. In ihrer Lehre der Wendung auf die Füße und der Extraction des Fötus, in ihrer Anweisung, wie die Wendung, und wie der Haken, den sie sehr fürchtet, zu vermeiden sei, zeigt sie sich als eine gewissenhafte, sorgliche und ihre Erfahrungen zweckmäßig benutzende Frau. Es kann nicht fehlen, daß sie auch oft den Irrthümern ihrer Zeit verfallen ist, doch machte sie eine löbliche Ausnahme von ihren Colleginnen, deren Unwissenheit sie öfters, und namentlich wegen des Stürzens der Kreißenden hervorhebt, das darin bestand, daß die Kreißende entweder auf ein Bret gebunden, und so auf den Kopf gestürzt oder seitwärts überkugelt, oder auf einen Tisch gelegt, und von demselben rückwärts schwebend auf eine Streu geworfen wurde.

Vierter Zeitraum. Von der Veröffentlichung der Zange bis auf Lucas Joh. Boër. 1723—1790. Wenn die bessern Geburtshelfer, die wir im dritten Zeitraume unserer Geschichte vorgestellt haben, das unter dem Namen „Geburtszange" im Anfange des 18. Jahrh. veröffentlichte Instrument gekannt hätten, so würden sie manchen Fehlgriff in der praktischen Ausübung der Geburtshilfe vermieden, die scharfen Instrumente aus der Hand gelegt haben, und ihren Nachfolgern gewiß mit andern, die Geburtshilfe mehr erhebenden und fördernden Lehren vorgeschritten sein. Wenn schon dies die Wichtigkeit der Erfindung und Veröffentlichung der Zange genügend darthut, und zeigt, wie manches Leben gerettet und erhalten worden wäre, so gilt dies auch für die folgende Zeit. Hatte somit dies Instrument einen wahrhaft segensreichen Einfluß, so führte es auch ein neues und reges wissenschaftliches Streben ein, indem es theils zu Verbesserungen desselben mächtig anregte, theils zu Anweisungen über seine zweckmäßige Handhabung Anlaß gab, theils auch zu Lehren über den rechten und zeitgemäßen Gebrauch desselben, gestützt auf Erfahrungen und Beobachtungen, führte. War schon diese Erfindung ein neuer Edelstein für das Diadem der Lucina, so wurden ihm in diesem Jahrhundert — und vorgreifend sei es bemerkt — auch in dem folgenden, zahlreiche hinzugefügt. Hatte schon Rößlin mit seinem Buche den Anfang zu einer Trennung der Geburtshilfe von der Chirurgie gemacht, war des Clement Ehrentitel ein neuer Impuls dazu, so vollendeten das Werk Ereignisse, denen wir uns nun nähern. Es entstanden Entbindungsanstalten und Lehrstühle der Geburtshilfe.

Von diesen heben wir zunächst die in Strasburg 1728 heraus. Sie war nicht nur zur Aufnahme schwangerer Frauen, sondern auch als klinisches Institut für den Unterricht bestimmt, und ihm ein trefflicher Lehrer und Geburtshelfer, J. Jac. Fried, der 1689 geboren wurde, und 1769 starb, vorgesetzt. Ihm folgte sein Sohn G. Albrecht, der „Anfangsgründe der Geburtshilfe (Strasb. 1769)," geschrieben, auch einige Instrumente (Wassersprenger) erfunden hat. Er componirte eine Zange nach Levret und Smellie. Der erstere hatte das Glück, sehr vorzügliche Geburtshelfer zu bilden. Eilf Jahre später errichtete Manningham eine Privatentbindungsanstalt in London. Im J. 1751 wurden Entbindungsinstitute zu Berlin, Göttingen und Wien gestiftet, welche letztere Anstalt 1784 mit dem großen Spitale vereinigt wurde. Der ersten Anstalt stand J. F. Meckel, der zweiten der berühmte Röderer vor. Edinburgh erhielt 1783 ein Entbindungsinstitut. Die Erfindung der Fantome durch Mohr (1750) und der Hysteroplasmata durch die Biheron 1770 unterstützte den Unterricht. Auch Kindbetterinnenhospitäler werden zu Dublin (1745) und zu London (1749) errichtet. — In Teutschland fing man an, dem Hebammenunterricht mehr Aufmerksamkeit zu schenken, als bisher geschehen war; es erschienen die Hebammenbücher von Storchens und Themels, und Joh. Phil. Hagen (1785) strebte dahin, die Hebammen- und Entbindungskunst durch bestimmte Grenzen zu scheiden. In Frankreich wurde für die beste Abhandlung geburtshilflichen Inhaltes ein jährlicher Preis durch D. T. Vermont (1785) ausgewirkt. Während man mehr Fleiß darauf verwendete, den Schleier zu lüften, der den Mechanismus der Geburt immer noch verhüllte, dem Becken eine größere Aufmerksamkeit schenkte, und die Structur des Uterus durch Albin (Tabulae uteri mulieris gravidae [L. B. 1749]) und Hunter (Anatomia uteri humani gravidi etc. [London 1774.]) meisterhaft gelehrt wurde, wurden neue Methoden für die Ausführung des Kaiserschnittes angegeben.

Als einen ganz besonders glücklichen Vorschritt in

unserm Zeitraume müssen wir das Erscheinen **geburtshilflicher Zeitschriften** herausheben, die zugleich einen Beleg dafür abgeben, daß die wissenschaftliche Regsamkeit das Verlangen herbeiführte, die gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen theils mitzutheilen, theils von Andern zu hören. Man müßte mit Fleiß die Augen schließen, wollte man nicht in diesem Ereigniß ein Mittel erkennen, durch welches die Geburtshilfe wesentlich gefördert wurde. Wieder in Teutschland zuerst, und zwar im J. 1787, finden wir drei für die Geburtshilfe allein bestimmte, schnell sich folgende Zeitschriften. Der erste war J. S. Busch, der 1786 seine: Lucina oder Magazin für Geburtshelfer ankündigte, die er aber erst 1787 herausgab. Durch diese Verzögerung kamen ihm zwei andere Zeitschriften zuvor, und zwar: D. Joh. Christ. Stark's Archiv für die Geburtshilfe, Frauenzimmer- und neugeborner Kinder-Krankheiten (Jena 1787), und Journal für Geburtshelfer (Frankfurt und Leipzig 1787).

Endlich müssen wir bemerken, daß am Ende unseres Zeitraums und hinüberleuchtend in den folgenden, ein guter Stern für die Geburtshilfe aufging, indem Simon Zeller (1789), Geburtshelfer am Entbindungsinstitut zu Wien, der Natur immer mehr zu vertrauen, und der operativen Geburtshilfe eine Grenze zu setzen anfing.

Soviel Gutes konnte glücklicherweise durch einen Fehlgriff in Erfindung einer Operation so wenig, als durch zwei Männer, die wir ungern nennen, und durch den Streit, der sich in England über die männliche und weibliche Geburtshilfe kleinlich genug erhob, verdunkelt werden. Jene Operation war der Schamfugenschnitt, dessen Erfinder wir weiter unten in Sigault werden kennen lernen, und die zwei Schandflecken unseres Zeitraumes sind die berüchtigten Namen des Joh. Andr. Deisch in Augsburg, 1740, und Joh. Dav. Mittelhäuser zu Weißenfels, 1750, bei deren mörderischem Treiben wir uns nicht verweilen, um lieber diejenigen ausgezeichneten Geburtshelfer näher kennen zu lernen, die sich in Holland, Frankreich, England, Dänemark und Teutschland um die Geburtshilfe die größten Verdienste erworben haben.

Mit Holland beginnend, tritt uns die Erfindung und Veröffentlichung der Zange entgegen. Wenn man bedenkt, daß schon Hippokrates die Hände zur Extraction des Kopfes wie Zangenlöffel angelegt haben wollte, derselbe auch eine Knochenzange für die Ausziehung der Kopfknochen beschrieb, dann Aëtius, Paul von Ägina, und die arabischen Ärzte sich gezähnter Zangen bedienten, auch Mauriceau einen „Tire-tête“ angab, so begreift man kaum, wie nicht einer der Geburtshelfer darauf kam, aus der schädlichen und verletzenden Zange eine unschädliche und nicht verletzende zu machen. Dies scheint einem Engländer, Chamberlen, vorbehalten gewesen zu sein. Derselbe behauptete, ein Geheimniß, das man für die Zange hält, zu besitzen, schwere Geburten leicht zu beenden. Mit diesem kam er 1670 nach Paris, und bot es dem Leibarzte des Königs für 10,000 Thlr. an. In einer Prüfung, die Mauriceau mit ihm anstellte, indem er ihm die Entbindung einer Kreißenden überließ, die Mauriceau von dem Kinde nicht befreien konnte, bestand Chamberlen nicht, sodaß er Paris wieder verlassen mußte und nach London zurückkehrte. Später kam Chamberlen nach Holland, und verkaufte sein Geheimniß an Roonhuysen, von dem es an C. Bökelmann und an Ruysch kam. So wanderte es unter einem geheimnißvollen Schleier durch mehre Hände, und veranlaßte die verschiedensten Meinungen, indem man in ihm bald die Wendung, bald den Hebel, bald endlich die Zange suchen zu müssen glaubte. Die letzte Annahme scheint die richtige zu sein, indem man 1815 oder 1816 in dem ehemaligen Chamberlen'schen Hause zu Woodham in Essex Hebel und drei stählerne, gefensterte, mit Kopfkrümmung versehene Zangen fand. — Es hat demnach Chamberlen das Geld der Ehre vorgezogen, und müssen wir demnach Joh. Palfyn, Wundarzt und Lehrer der Anatomie zu Gent, als den Ersten nennen, der sein Instrument, eine Zange, im J. 1723 der Akademie zu Paris vorlegte und es veröffentlichte. Diese stählerne Zange war ungefenstert, nicht gekreuzt, gerade, und nur an den Löffeln zur Aufnahme des Kopfes gekrümmt. Von nun an wendete sich der Erfindungsgeist der Geburtshelfer diesem Instrumente zu, und es gibt kaum einen Geburtshelfer von Namen, der nicht eine Zange erfunden oder nach andern gemodelt hätte. Schon 1733 wurden die Blätter durch Dusée, einen pariser Arzt und Geburtshelfer, am Schluß gekreuzt, und durch eine Schraube vereinigt. Chapman war in England der Erste, der die Zange einführte, und fast scheint es, daß sein Instrument das Chamberlen'sche ist, da es mit den in Woodham aufgefundenen Zangen die größte Ähnlichkeit hat. Über die Erfindung vergaßen aber die Erfinder die Bestimmung desselben, achteten die Führung desselben zu gering, und gebrauchten es ohne die nöthigen Indicationen. Zwei berühmte Geburtshelfer Frankreichs und Englands, Levret und Smellie, entgingen diesen Fehlern, erfanden zweckmäßige Instrumente, der erstere 1747, 1751, 1760, der zweite 1752, und erhoben erst den Gebrauch desselben zu einer wahren Operation. Die nun folgenden Zangen der Franzosen hatten ihr Vorbild in dem Levret'schen Instrument, und die Engländer bildeten ihrem Smellie nach. Durch Stein wurde die Zange von Levret in Teutschland verbreitet, und die teutschen Zangen haben bald mehr, bald weniger von der einen oder andern an sich. Als Eigenthümlichkeiten der Erfindung nennen wir hier noch die Dammkrümmung, die Johnson 1769, Mulder 1794, v. Eckardt 1800, v. Froriep 1804, Beit Karl 1805, anbrachte; die dreiblättrige Zange von Leak 1773, Ritgen; die Druckregulatoren und Kopfmesser von Aitken, v. Froriep, Evans; verlängerbare und verkürzbare Löffel von Ritgen, 1825; ungefensterte Löffel von Osiander, Weißbrod, Assalini, Uhthoff, Montain; Löffel, die auf dem Griffe sich drehen, nach Dugès 1833.

Von den Geburtshelfern in Holland, die unserm Zeitraum angehören, nennen wir noch Peter Camper, Professor der Anatomie und Chirurgie in Amsterdam, der eine neue holländische Ausgabe des Mauriceau mit sehr guten Anmerkungen begleitete. Von 1722—1789 lebend und wirkend, schrieb er: „Betrachtungen über einige Gegen-

stände der Geburtshilfe und über die Erziehung der Kinder. Übers. (Leipzig 1777.)"

In Frankreich eröffnete sich für die Geburtshilfe eine neue Epoche mit Andr. Levret (1703—1780), Geburtshelfer der Königin von Frankreich. Gleich groß als Lehrer und Schriftsteller war er der Begründer der französischen Geburtshilfe, die manche seiner Schüler auch nach Teutschland verpflanzten. Hatte man sich in Frankreich seit Mauriceau daran gewöhnt, den Hergang der Geburt unter der Form eines gewöhnlichen Mechanismus zu betrachten, dieser Alles anzupassen, was die Natur that, und die Kunst thun sollte, war man durch die Abweichungen der Natur von diesem angenommenen Mechanismus befangen, sodaß man sie unendlich vervielfältigte, und darnach die Hilfsleistungen rubricirte, Instrumente und Apparate in Menge erfand, weil man der Natur alles abnehmen zu müssen glaubte, und besonders in der Zange das Hauptmittel dazu fand, so ordnete nun Levret dieses Chaos unter ein bestimmtes System, das man auch im Ausland adoptirte. Indem nun dieser Meister die mathematischen Grundsätze festhielt, vertraute er der Natur oft allerdings zu wenig, und suchte zwar durch die Erfindung seiner Zange und durch seine Lehren über deren zweckmäßigen Gebrauch die blutigen Operationen zu verdrängen, aber erfand selbst der Instrumente zu viele. Wir haben z. B. von ihm eine Pince à faux germe zur Wegnahme der Nachgeburt, zwei Kopfzieher, und zwar a) Tire-tête à trois branches, und b) den Tire-tête à boscule, ein Messer für den Kaiserschnitt; einen scharfen Haken, und einen mit der Scheide versehenen Haken, crochet à gaine. Der Zangen ist schon oben gedacht. So groß aber Levret's Verdienste um die Zange sind, so groß auch sind sie um die Wendung auf die Füße, indem er die Indicationen feststellte, die Ausführung der Operation namentlich durch seine „préparations" vervollkommnete und in schweren Fällen erleichterte. Auch in der Lehre vom Kaiserschnitt beschreibt Levret den Ort des Schnittes neben der weißen Linie sehr genau. Seine vorzüglichsten Werke sind: Observations sur les causes et les accidens de plusieurs Accouchemens laborieux (Paris 1748) m. K. Suite des observations etc. (Paris 1751.) L'Art des Accouchemens etc. (Paris 1766.) — Indem wir diesen berühmten Mann verlassen, tritt uns ein anderer trefflicher Geburtshelfer entgegen, Franz Louis Jos. Solayrés de Renhac in Paris (1737—1772), der in der kurzen Zeit seines Wirkens Treffliches geleistet hat. In seinem Buche: Elementa artis obstetriciae (Monspel. 1765), und in seiner ganz classischen Dissertation: de partu viribus maternis absoluto (Paris 1771), zeigt er sich als den Begründer einer geordneten Lehre der Lagen des Kopfes, kannte den Eintritt und Durchgang des Kopfes durch das Becken bei der ersten Scheitellage ebenso genau, als die Drehung der Schultern, wußte schon, daß die Lage des Hinterhauptes nach Hinten und Rechts nach der Lage desselben nach Vorn und Links die häufigste sei, und will die Fußlagen nicht immer zu den regelwidrigen Lagen gezählt haben. — Von F. A. Deleurye, Wundarzt beim Chatelet, 1770, nur anführend, daß er bei der Wendung die Lehre gab, die Eihäute erst in der Nähe der Füße zu zerreißen, und treffliche Ansichten über den Schnitt in der weißen Linie aussprach, nennen wir einen würdigen Schüler des Solayrés, Jean Louis Baudelocque (1745—1810), der nach Levret der erste Geburtshelfer in Frankreich, Professor an der Ecole de Médecine und Accoucheur en chef de l'hospice de la maternité zu Paris war. Sein treffliches Lehrbuch hat vielen der folgenden zum Muster gedient: L'Art des Accouchemens etc. 4. édition. 2. Vol. (Paris 1807.) Bescheiden und fremde Verdienste anerkennend, achtete er seinen Lehrer besonders hoch. Einen großen Werth auf die geburtshilfliche Untersuchung legend, würdigte er die zusammengesetzte Untersuchung (äußere und innere) und hob ihre Vortheile richtig hervor. Wie er in vielen Punkten seinem Lehrer Solayrés folgte, so nahm er auch sechs Kopflagen an, in deren Häufigkeit er jedoch von Solayrés abwich. Auch widerlegte er den Irrthum, daß Anfangs schon das Hinterhaupt hinter dem Schambogen sich befinde, und bestätigte die Beobachtungen seines Lehrers, nach welchen die dritte Lage sich in die zweite verwandelt. Wenn er auch noch die Gesichtslage eine „mauvaise position" nennt, so trug doch seine Stimme nicht wenig dazu bei, daß die Steiß- und Fußlagen zu den gesundheitgemäßen gezählt wurden, und daß auch monströse Kinder durch die alleinigen Kräfte der Natur geboren werden könnten. Von hohem Werthe sind seine Verdienste um den operativen Theil. Hier würdigte er seinen zahlreichen Erfahrungen zufolge das Verfahren des Wassersprengens während der Geburt auf eine sehr belehrende Weise; hatte gediegene Grundsätze in der Lehre von der Extraction des Fötus an den Füßen, beschränkte den Misbrauch der Perforation, und erklärte sich mit Gründen gegen den Schamfugenschnitt, weniger so gegen die künstliche Frühgeburt. Wenn auch Baudelocque fast für jede Kopflage die Anlegung der Zange modificirt haben wollte, auch durch die zu hohe Application derselben den französischen Geburtshelfern nicht das beste Beispiel gab, so lieferte er doch die wichtigsten Beiträge zur Lehre von den Anzeigen der Zange, und gab eine musterhafte Darstellung der Operation selbst. Er bediente sich einer zwei Zoll längern Zange als Levret. Außerdem erfand er einen stumpfen Haken, einen Hebel, und einen werthvollen Beckenmesser, Compas d'épaisseur.

In die Zeit Baudelocque's fällt auch eine neue Operation, die Synchondrotomie, der Schamfugenschnitt. J. R. Sigault schlug nämlich 1768 der Akademie zu Paris die künstliche Trennung der Schambeinfuge vor, wodurch das Becken erweitert, der Kaiserschnitt entbehrlich gemacht und die Zange ersetzt werden sollte. Ein Streit erhob sich für und gegen diese Operation, und während desselben führte Sigault 1777 unter der Assistenz des A. Leroy den Schamfugenschnitt an einer lebenden Schwangern, Namens Souchot, aus. Obgleich diese Frau viel an der Wunde, und noch nach acht Jahren, in welcher Zeit sie Boër sah, an den traurigsten Folgen, Harnfisteln, Scheiden- und Blasenvorfall, Wanken der Beckenknochen, litt, so machte die Operation doch ein so merkwürdiges

Aufsehen, daß die medicinische Facultät eine Silbermünze schlagen ließ, und zwar auf der einen Seite mit den Worten: Sectio Symphys. oss. pub. Lucina nova. 1768 invenit, proposuit 1777 fecit feliciter J. R. Sigault D. M. P. juvit Alph. Le Roi. D. M. P. Sigault erhielt 100 solcher Münzen, A. Leroy 50 und die Souchot wurde ebenfalls von der Facultät mit Geld beschenkt. Obwol die Operation mehrfach ausgeübt wurde, so zeigten sich doch die Folgen von so entschiedener Art, daß endlich die vortrefflichen Widerlegungen Baudelocque's Anklang fanden, und das schmerzhafte nutzlose Verfahren aus der Reihe geburtshilflicher Operationen gestrichen wurde. Dieser vertrocknete Stamm erzeugte indessen einen andern Auswuchs, die Pelviotomie von Galbiati zu Neapel (1819), nach welcher das Becken an fünf Stellen getheilt werden soll.

In England hatte Mawbray (1725) Deventer's Grundsätze bekannt gemacht; Edmund Chapman (1739) den Gebrauch scharfer Instrumente getadelt; Fielding Oult (1742) den Geburtsmechanismus erkannt und mitgetheilt; Benjamin Pugh, ein geachteter Geburtshelfer und Wundarzt zu Chelmsford, seine Grundsätze in seinem schätzbaren Buch: A Treatise of Midwifery etc. (London 1754) niedergelegt, als William Smellie in London 1751 auftrat. Dieser Mann, den wir als den verdienstvollsten Geburtshelfer unseres Zeitraums vorstellen, und den Schöpfer der englischen Geburtshilfe nennen dürfen, brach eine neue glückliche Bahn, und die französische Schule Levret's fand in der des Smellie und seiner Schüler einen entgegengesetzten Pol. Man lernte die Kraft der Natur kennen, und sah ein, daß man nicht immer zu der Kunsthilfe seine Zuflucht zu nehmen habe, eiferte daher gegen den Misbrauch der Instrumente, und war auf diesem Wege so glücklich, zu reinen Erfahrungen zu gelangen. Es konnte aber nicht fehlen, daß man auch oft der Natur zu viel vertraute, und so in der französischen und englischen Geburtshilfe zwei Extreme sich gegenüberstellten, aus welchen die teutsche Geburtshilfe später (Boër) die goldne Mittelstraße wählte. Smellie fand zuerst die Ursachen der Veränderungen der Kopflagen während der Geburt in der Verschiedenheit des Raums in der Beckenhöhle. Er war der erste, der die Wendung auf den Kopf wieder zur Sprache brachte, der die Wendung auf einen Fuß unter Umständen vertheidigte, der sich mit Bestimmtheit und Sachkenntniß der Wendung auf den Steiß annahm, und hier zuerst den Gebrauch des stumpfen Hakens einführte. In seiner Zange zeigt sich die Kunst und das Vertrauen auf die Natur, wie in der Levret'schen sich die Kraft darstellt und der schwache Glaube an die Natur. Sie blieb daher das Vorbild der englischen, wie die Levret's der Grundtypus der französischen Zangen. Die Regeln für die Anwendung der Zange sehr genau angebend, waren seine Verdienste um die Zange auch auf andere Nationen von dem bestimmtesten Einfluß. Smellie legte auch zuerst die Zange nach gebornem Rumpfe an den Kopf, und lichtete mit Levret und Baudelocque manches Dunkel in der Lehre von der Perforation. An Instrumenten erfand Smellie eine Zange, deren Schloß noch heute an den meisten Zangen gefunden wird, einen Kopfzieher, eine Kopfschlinge, einen scharfen und einen stumpfen Haken, eine Hakenzange, ein scheerenförmiges Perforatorium. Seine Grundsätze finden wir in seinen Schriften: A Treatise on the Theory and Practice of Midwifery (London 1752. 1779). A Collection of cases and observations of Midwifery (London 1754. 1779). A set of anatomical tables etc. (London 1754.)

Wir nennen noch von den englischen Geburtshelfern John Burton (1752), der die Seitenlage angab, gegen Smellie ohne Erfolg auftrat und eine eigenthümliche nutzlose Zange erfand; Exton (1752), Macaulay, der 1756 in England zuerst die künstliche Frühgeburt vollführte; William Hunter (1770) Geburtshelfer der Königin von England, von dem die Verbindung der Schambeine sehr gut beschrieben, und ein treffliches Werk über die schwangere Gebärmutter herausgegeben worden ist. Ein mächtiger Feind der Zange, sprach er sich über die Wendung auf den Steiß und ihre Vortheile aus, und lehrte die Operation in seinen Vorträgen. Zu seiner Zeit lebte John Leak, Geburtshelfer am Westminster-Entbindungs-Hospital, der eine dreiblättrige Zange erfand, und ein gutes Buch über die Puerperalkrankheiten schrieb; Rob. Wallace Johnson, der Erfinder der Dammkrümmung an der Zange, ein Anhänger der Hunter'schen Grundsätze, und ein Geburtshelfer, der von dem Eindringen des Kopfes in die Beckenhöhle eine richtige Ansicht hatte; Alexander Hamilton, Professor der Geburtshilfe zu Edinburgh, der die Methode, die künstliche Frühgeburt durch Trennung der Eihäute von der Gebärmutter zu bewirken, angab; Robert Bland, Geburtshelfer in London; William Dease, dessen Beobachtungen, die er 1783 herausgab, von Werth sind. Unter diesen ist aber Thomas Denman, Geburtshelfer am Middle-Esser-Gebärhaus zu London, besonders nahmhaft zu machen. In seinen Schriften: An Essay on natural labours (London 1786). An Essay on praeternatural labours (London 1787). An introduction to the practice of Midwifery (London 1795) etc. sind werthvolle Bemerkungen niedergelegt. Denman gab zuerst Nachricht von der künstlichen Frühgeburt, führte sie selbst mehrmals mit Glück aus, und empfahl sie daher den englischen Geburtshelfern. Er gibt eine genaue Beschreibung der Selbstwendung, die er zuerst „Evolution spontaneous" nennt. Er vertheidigte die Operation mit dem Hebel, und erfand eine Zange, einen Haken und ein scheerenförmiges Perforatorium. Er starb 1815. Zu seiner Zeit lebte auch William Osborn, Geburtshelfer und Lehrer in London, und John Aitken, Professor zu Edinburgh, ein zwar unterrichteter und erfahrner, doch aber in Vorschlägen und Erfindungen nicht sehr glücklicher Geburtshelfer. Man erinnere sich dabei nur daran, daß er den Vorschlag gethan hat, das ganze Schambein am Ende beider horizontalen und absteigenden Äste auszuschneiden, sodaß ihm also die Synchondrotomie noch nicht genug war. Er entleibte sich 1790. Osborn aber hatte einen bedeutenden Einfluß auf die englische Geburtshilfe, was um so gefährlicher war, als er, ein großer Freund der Perforation, in dieser Beziehung nicht den besten Sa-

nen ausstreute. Seine Erfahrungen hat er in folgenden Schriften mitgetheilt: Essay on laborious parturitions (London 1783), Essay on the Practice of Midwifery etc. (London 1792.)

In Teutschland gewann die männliche Geburtshilfe mehr Eingang, seit in Göttingen das Entbindungsinstitut errichtet war. Noch blieb die Levret'sche Geburtshilfe die herrschende, die Naturhilfe wurde zu wenig gewürdigt, und der operative Theil immer mehr cultivirt. Was in diesem Zeitraume Levret der französischen, Smellie der englischen Geburtshilfe war, das wurde der berühmte Johann Georg Röderer, Professor und Director des Entbindungsinstituts zu Göttingen, 1725—1763, der teutschen. Durch sein vortreffliches Werk: Elementa artis obstetriciae (Gött. 1753), erwarb er sich einen bleibenden Ruhm. Dringend empfahl Röderer die geburtshilfliche Exploration, und ließ es sich sehr angelegen sein, die Extreme in der Behandlung der Nachgeburtsverzögerungen zu vereinen. Auf dem festen Grunde, den Fried in Strasburg für die geburtshilflichen Operationen gelegt hatte, baute er mit Fleiß und Umsicht fort. Und so gab er nicht nur wichtige Beiträge zu den Indicationen der Zange, sondern lehrte auch ihre Anwendung mit großer Sachkenntniß, und handelte selbst nach richtigen geläuterten Grundsätzen. Seine Verdienste um die Wendung auf die Füße überhaupt, und besonders bei der Schulterlage mit vorgefallenem Arm, wobei er sich nach Deventer und de la Motte gegen die Repositionsversuche ausspricht, und das Anlegen des Armes an eine Schlinge dringend empfiehlt, finden wir namentlich in seiner Schrift: Opuscula medica sparsim prius edita etc. (Gött. 1763.) Röderer's Name glänzt auch bei der Läuterung der Perforation. An Instrumenten erfand er ein unbrauchbares messerförmiges Perforatorium, einen nicht zu empfehlenden Wassersprenger und ein Geburtsbette. — Ein ausgezeichneter Schüler Röderer's, der sich auch unter Levret in der Geburtshilfe vervollkommnete und dessen Grundsätze nach Teutschland brachte, war Georg Wilhelm Stein (geb. 1737, gest. 1803), Professor zu Marburg. Wenn er auch, seinem Lehrer Levret folgend, das Mechanische hoch aufnahm, so ist doch nicht zu leugnen, daß er um die wichtigsten geburtshilflichen Operationen ein großes Verdienst sich erworben hat, und nicht wenig dazu beitrug, daß man anfing, die Embryulcie aus der Reihe geburtshilflicher Operationen zu streichen. Sein Eifer für die Perforation und den Kaiserschnitt, zu dem er eine neue Schnittstelle angab, haltbare Indicationen aufzustellen, führte ihn auf die Unkunde in der Abschätzung und Diagnose des Beckenraumes. So geschah es, daß er zuerst ein Instrument angab, mit dessen Hilfe die Conjugata im Eingange des Beckens gemessen werden sollte. So zahlreich nun auch die folgenden Erfindungen waren, so steht noch heute sein einfaches Stäbchen in Rücksicht der Brauchbarkeit obenan. Wie sich Stein zuerst verdient machte um die Anzeigen und Methoden des Wassersprengens während der Geburt, und so das Werk seines französischen Lehrers fortsetzte, so hat er sich durch seine Bearbeitung der Wendung auf die Füße, sowie durch seine Beiträge zur Lehre von den Anzeigen der Zange, deren Handhabung er sehr gründlich lehrt, ein bleibendes Denkmal gesetzt. Die Operation mit dem Hebel fand in ihm einen Vertheidiger, und in der Behandlung der Nachgeburtszögerung empfahl er die goldene Mittelstraße. Seine Grundsätze legte er in folgenden Werken nieder: Theoretische Anleitung zur Geburtshilfe rc. (Cassel 1770), Praktische Anleitung zur Geburtshilfe (Cassel 1772), Kleine Werke zur praktischen Geburtshilfe (Marburg 1798). Von Instrumenten gab er an: einen Beckenmesser, einen Neigungsmesser (Cliseometer), eine Nabelschnurscheere, Schlingen, ein Führungsstäbchen, ein scheerenförmiges Perforatorium, einen Wassersprenger. Auch hat er ein Gebärbette eingerichtet.

Ein anderer Schüler Levret's war Joh. Heinr. Nepom. Crantz, Professor der Geburtshilfe zu Wien (1756), dessen würdiger Schüler J. J. Plenk, Professor in Wien, war. Mit ihm ist vorzüglich Heinr. Aug. Wrisberg (1765), Professor der Geburtshilfe zu Göttingen, zu nennen. Der Erfinder einer Zange lieferte eine treffliche Arbeit über die Indicationen dieses Instrumentes, sowie er auch vorzügliche Lehren über die Geburt des Kindes mit vorangehendem Steiße gab.

Endlich müssen wir noch eines würdigen und achtbaren Geburtshelfers unseres Zeitraums gedenken, wir meinen Joh. Christ. Stark, Professor in Jena, geb. 1753, gest. 1811. In der Zeit, wo es in Rücksicht der Behandlung bei verzögertem Abgange der Nachgeburt zwei weit von einander entfernte Parteien gab, schloß er sich keiner an, sondern gab den Rath, die Mittelstraße zu verfolgen, und so die Parteien zu vereinen. Seine Arbeiten für die Indicationen zur Zange sind schätzenswerth. Stark trug durch sein Archiv, dessen schon oben gedacht ist, nicht wenig dazu bei, daß durch schnelle Mittheilungen von Erfahrungen und Beobachtungen die Geburtshilfe wesentlich gefördert wurde. Nachdem von 1787 bis 1794 sechs Bände erschienen waren, schloß er das Archiv und gab 1798 eine neue Folge, in der nun auch Physiologie, Diätetik und Chirurgie berücksichtigt werden sollten. Das Unternehmen erwarb sich allgemeinen Beifall und erfreute sich tüchtiger Mitarbeiter. Stark's Instrumente sind: ein Beckenmesser, ein Hebel, eine Zange, ein Wassersprenger, ein messerförmiges Perforatorium, ein Nachgeburtslöffel.

Indem wir in Italien, das in der Geburtshilfe zurückblieb, nur den Gius. Vespa (Trattato della arte ostetricia, 1761), den Pietro Paolo Tanaron (1768), Professor zu Pisa, den Lorenzo Nannoni zu Siena (Trattato di Ostetricia e di lei respettive operazione 1785) und den Gius. Nessi, Professor der Geburtshilfe zu Pavia, nennen, finden wir in Dänemark einen Schüler Levret's, und Fried's, einen um die Geburtshilfe hochverdienten Mann, den Matthias Sartorph, geb. 1740, gest. 1801. Er war Professor und Director an der Entbindungsanstalt zu Kopenhagen, und sein Name darf da nicht fehlen, wo Levret, Smellie, Röderer, Stein, Solayrès de Renhac, Baudelocque genannt sind; denn so groß seine Verdienste um den Mechanismus der Geburt sind, so

groß sind sie in Bezug auf die Vervollkommnung der geburtshilflichen Operationen. Bei der Extraction des Kindes an den Füßen lehrt er die Handgriffe mit der sorglichsten Prüfung. Seine vielgelesenen Schriften, seine zahlreich besuchte Entbindungsanstalt trug zur Bekanntwerdung der Zange sehr wesentlich bei. Als vortrefflicher Beobachter erkannte er auch in der Schulterlage die einzige fehlerhafte Lage, und seine Lehren von der Wendung zeichnen sich für seine Zeit aus. Werthvolle Schriften desselben sind: Theoria de diverso partu etc. (Havn. et Lips. 1772.) Classisch. Umriß der Entbindungskunst, übers. von Tode (Kopenh. und Leipz. 1792). Gesammelte Schriften u. s. w. übers. von Scheel (Kopenh. und Leipz. 1803—1804. 2. Bd. m. K. Von ihm angegebene Instrumente: eine Zange, eine Hakenzange, eine stumpfe Scheere.

Fünfter Zeitraum. Lucas Joh. Boër und die folgende Zeit. Kaum 50 Jahre umfaßt der Zeitraum, dem wir uns zuwenden, und doch drängt sich bei einem Überblick desselben ein so großer, fast unübersehbarer Reichthum an Material dem Historiker auf, daß er damit wol ein Buch zu füllen vermag, kaum aber weiß, wie er den für den Aufschwung der Geburtshilfe so wichtig gewordenen reichen Stoff auf einige Seiten zusammendrängen soll. Waren es bisher nur Einzelne in den einzelnen Ländern, die der Geburtshilfe ihre Tage geweiht hatten, mit regem Fleiße und Eifer sie förderten, und wackere Schüler bildeten, so finden wir wieder aus deren Schulen tüchtige Männer hervorgegangen, die mit der Liebe zum Fach auch nicht zurückgeblieben sind in der Pflege und Förderung ihrer Wissenschaft. Daß eine solche vom Anfange unseres Zeitraums an stattgefunden, und noch heute stattfindet, weil eben das gesteckte Ziel doch noch nicht in allen Punkten erreicht ist, auch nach der Erfahrung aller Zeiten Rückschritte nicht fehlen, wo eine Höhe erstiegen und der Gipfel erstrebt werden soll, wird Niemand leugnen. Wir haben gesehen, daß im vorherigen Zeitraum die mechanische Geburtshilfe durch Levret und seine Schüler die herrschende wurde, und daß Smellie und seine Anhänger dieser Lehre entgegenarbeiteten. Auch in unsern Zeitraum greift jenes Levret'sche System herüber, indem wir in demselben noch hochachtbare Geburtshelfer als Schriftsteller und Lehrer in kräftiger Thätigkeit finden, die in jener Schule gebildet waren. Es war daher für die Geburtshilfe von der größten Wichtigkeit, daß Männer von Autorität und durchgreifendem Sinne, ausgestattet mit den reichsten Erfahrungen und geübter Beobachtung, den Smellie'schen Grundsätzen ergeben waren, und ohne Scheu die Theorie des alten Systems angriffen. Dies geschah durch Zeller, aber besonders durch Boër. So war es denn abermals in Teutschland, wo ein wichtiger Schritt zum Besten der Geburtshilfe geschah. Denn hier lernte man nun die Kräfte der Natur nicht nur in ihrem regelmäßigen Wirken beim Geburtsgeschäft kennen, sondern man erkannte auch ihre Macht bei Abweichungen des gewöhnlichen Herganges, und überzeugte sich, daß die Hilfe der Natur einer zweifelhaften Kunsthilfe in der Regel vorzuziehen sei. Die Schwangerschaft und der Geburtsact wurden bald nicht mehr zu den pathologischen Verhältnissen des weiblichen Körpers gezählt; die Lagen des Kindes wurden vereinfacht und der Mechanismus der Geburt ins Klare gestellt. Die Gesichts-, Steiß- und Fußlagen strich man in den Capiteln der regelwidrigen Geburten, lehrte nach den Vorgängen in der Natur ihre Behandlungsweise, und erkannte auch die Einfachheit der fehlerhaften Lagen. Mit der Beschränkung der Instrumentalhilfe wurde die medicinische Geburtshilfe gefördert, und auch der Misbrauch mit der Zange bekämpft, und nicht blos die Mutter, sondern sie und das Kind sollten von nun an gerettet werden, weshalb denn auch die Frage, ob der Geburtshelfer auch ein lebendes Kind perforiren dürfe, wenn die Mutter den Kaiserschnitt ausschlage, das lebhafteste Interesse erregte. So schenkte man denn auch den Operationen, durch welche dies erreicht werden konnte, die größte Aufmerksamkeit, und somit auch endlich in Teutschland der künstlichen Frühgeburt, während man über die Embryulcie gerecht den Stab brach. Die Extraction des Kindes trennte man als eine eigene Operation von der Wendung, führte die Wendung auf den Steiß wieder ein, und lehrte die zweckmäßigsten äußern und innern Handgriffe zur Ausführung der Wendung auf den Kopf. Das Wichtige und Gefahrvolle der Placentarstörungen auf der einen Seite und das schwankende behandelnde Verfahren auf der andern veranlaßte manchen Streit, ließ in den Extremen des voreiligen Handelns und des zwecklosen Säumens das Irrige zwar erkennen, doch ohne daß Alle zu einem Gesammtresultat sich vereinigt haben. Nicht minder aufmerksam ist man auf die physiologischen und pathologischen Vorgänge und Erscheinungen des Wochenbettes gewesen, und vertrauter geworden mit der Natur so mancher Wochenbettkrankheiten, hat man auch in der Behandlung derselben glückliche Fortschritte gemacht. Und so lehrt uns auch schon ein flüchtiger Blick auf die Literatur, daß die Geburtshelfer unseres Zeitraumes den Weiber- und Kinderkrankheiten thätige Theilnahme geschenkt, und auch von dieser Seite die Geburtshilfe auf eine höhere Stufe gefördert haben. Hat man doch auch den Krankheiten des Fötus und den ihm angehörenden Theilen, namentlich den pathologischen Zuständen der Placenta, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und sich den Forschungen in der Entwickelungsgeschichte des Eies nicht nur nicht entzogen, sondern sich ihnen mit glücklichem und förderndem Fleiße unterzogen, und so gleichen Schritt mit den Leistungen der Anatomen und Physiologen gehalten.

Neue Entbindungsinstitute entstanden. Die Kaiserin Maria Federowna von Rußland läßt in Petersburg ein Gebärhaus und eine Hebammenschule einrichten. Im J. 1804 erhielt die Universität Halle ein Entbindungsinstitut, das zuerst unter von Froriep's, dann unter Senff's Direction gestellt war. In Leipzig wurde 1810 eine zum Unterricht bestimmte Gebäranstalt unter Jörg errichtet, und die in Tübingen bestehende unter v. Froriep erweitert. Für die bereits besetzten und wieder frei gewordenen Lehrstühle für Geburtshilfe suchten die Regierungen Männer von anerkanntem Rufe zu gewinnen, die wackere

Schüler bildeten, und durch die öffentlichen Mittheilungen der Leistungen und Vorfälle in den Anstalten wichtige Beiträge zur Förderung der Wissenschaft lieferten. Die Vorträge der theoretischen Geburtshilfe machten das Bedürfniß der Lehrbücher fühlbar, und während früher das ganze Gebäude der teutschen Geburtshilfe nur wenig Zusammenhang hatte, befleißigte man sich einer systematischen Bearbeitung. Durch diese Erhebung der Geburtshilfe von Seiten der Männer war endlich die Macht der weiblichen Geburtshilfe gebrochen. Um aber für die Ausbildung der in Finsterniß irrenden Hebammen zu sorgen, wurden theils mit jenen Anstalten auch Hebammeninstitute vereint, theils solche für sich bestehend errichtet, Lehrcurse für sie eröffnet, eine Schlußprüfung mit den Schülerinnen vor ihrem Eintritte in das praktische Leben angeordnet, und ihre Handlungsweise unter Aufsicht gestellt. Eine nicht geringe Zahl von Lehrbüchern für Hebammen erschien.

Bei einer solchen Regsamkeit mußte sich auch das Bedürfniß nach schneller Mittheilung der Erfahrungen und Beobachtungen steigern. Der Weg, den J. S. Busch und J. Ch. Stark mit Herausgabe ihrer Zeitschriften eingeschlagen hatten, wurde weiter verfolgt. Schon im J. 1794 erschien C. L. Schweickard's Magazin für Geburtshelfer, das jedoch gleich der Lucina von Busch, und dem Journal für Geburtshelfer bald wieder einging. Im J. 1802 gab Elias von Siebold heraus: Lucina. Eine Zeitschrift für Vervollkommnung der Entbindungskunst (Leipzig 1802). Nachdem 1811 der sechste Band herausgegeben war, erschien zwei Jahre später nach einem erweiterten Plan das: „Journal für Geburtshilfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten," das nach dem Tode v. Siebold's von seinem Sohne Ed. Kaspar Jac. von Siebold mit gleichem Eifer und unter dem Titel: Neues Journal für Geburtshilfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten fortgesetzt wurde. Im J. 1807 eröffneten die Ärzte und Geburtshelfer J. J. Gumbrecht und J. H. Wigand ihr: Hamburgisches Magazin für die Geburtshilfe. Im J. 1821 erschienen: „Bereicherungen für die Geburtshilfe u. s. w. von L. Choulant, Fr. Haase, Moritz Küster, Fr. Ludwig Meißner," und drei Jahre später begegnen uns: Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshilfe u. s. w. von L. Mende (Göttingen)." Im J. 1826 trat ein Verein angesehener Geburtshelfer zusammen, der unter dem Titel: „Gemeinsame teutsche Zeitschrift für Geburtskunde," ein Journal erscheinen ließ. Sie wurde von 1834 an unter dem Titel: „Neue Zeitschrift für Geburtskunde" fortgeführt. Endlich eine periodische Schrift von 1828: „Zeitschrift für Geburtshilfe und praktische Medicin von W. Herm. Niemeyer." Während alle genannten Zeitschriften für Geburtshilfe wieder eingegangen sind, und Ed. Kasp. Jac. von Siebold sein Journal mit der „Neuen Zeitschrift für Geburtskunde," vereint hat, besteht diese als die alleinige Zeitschrift für Geburtshilfe unter der Redaction von Dietr. Wilh. Heinr. Busch, Jos. d'Outrepont, Ferd. Aug. Ritgen, und Ed. Kasp. Jac. von Siebold noch (1840) wirksam fort.

Von hoher Wichtigkeit für die Geburtshilfe war auch in unserm Zeitraume die erste Anwendung der Auscultation auf das Studium der Schwangerschaft und Geburt, die Lejumeau de Kergaradec 1821 einführte, Lännec, Bréheret, de Lens prüften, und teutsche Geburtshelfer, Ulsamer, Carus, Ritgen, Hohl u. A., schon von 1823 an mit Fleiß und Eifer ihrer Vervollkommnung und Erweiterung näher führten, und auf ihren praktischen Werth aufmerksam machten.

Wenn nun auch das Ausland vom Beginn unseres Zeitraumes an bis auf den heutigen Tag vorzügliche Geburtshelfer besitzt, und ihre Leistungen durchaus nicht gering angeschlagen werden dürfen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Geburtshelfer Teutschlands unendlich mehr dazu beigetragen haben, die Geburtshilfe auf die Stufe erhoben zu haben, auf der sie gegenwärtig sich befindet. Eine kurze Angabe der verdienstvollsten Männer wird diese Wahrheit ins Licht stellen.

Von der Entbindungsanstalt zu Wien gingen, wie oben bemerkt, die ersten geläuterten Grundsätze einer naturgemäßen Geburtshilfe aus, und zwar von Zeller, besonders aber von Boër, den ersten Vorstehern jener großartigen Anstalt. Lucas Joh. Boër, geb. 1751, seit 1789 Professor, starb 1835. Ihm war es vergönnt, eine lange Reihe von Jahren zu wirken, und seinen Einfluß um so geltender zu machen. Ein ebenso guter Beobachter als geschickter Operateur, entgingen ihm die Wirkungen der Natur nicht, die er daher mit eindringendem Worte lehrte, und so das unzeitige und voreilige Handeln seiner Fachgenossen in das gebührende Licht stellte. Was er gepflanzt und zum Theil selbst mit geerntet hat, das trägt noch heute die schönsten Früchte. So der Natur vertrauend, weil er ihre Mittel und Kräfte hatte kennen gelernt, stellte er mit Zeller die Gesichtslagen zuerst den Schädellagen gleich, trug durch seine Autorität wesentlich dazu bei, daß die Steiß- und Fußlagen zu den gesundheitgemäßen gezählt wurden, und beschränkte auf diese Weise die Indicationen der Extraction an den Füßen, die namentlich tadelnd, welche bei etwas engem Becken die Füße voreilig herabzogen. Boër's Vertrauen auf die Natur ordnete das Chaos der Indicationen für die Zange, und strich so manche, die von der mechanischen Geburtshilfe geltend gemacht waren. Auch konnte es nicht fehlen, daß Boër seine Stimme gegen das voreilige Perforiren und den nutzlosen Schamfugenschnitt erhob. Die Expulsivkraft der Scheide erwähnt er zuerst. Seine Grundsätze finden wir in seinem Werke: Naturalis medicinae obstetriciae libri VII. (Vien. 1812.) Er erfand eine Zange und eine Excerebrationspincette.

Von ganz andern Grundsätzen, und doch ein Mann von großen Verdiensten um die Geburtshilfe war Fr. B. Osiander; geb. 1759, gest. 1822. Im Geiste der Levret'schen Schule fortarbeitend, und darauf bedacht, den Mechanismus des Handelns weiter auszubilden, strebte er dahin, die sogenannte künstliche Geburtshilfe vorzugsweise geltend zu machen. Dies zeigt sich in seinen Grundsätzen, die er in seinen Schriften ausgesprochen, und in den von ihm zahlreich angegebenen Instrumenten. Geschickt in der Wendung und kräftig mit seiner kräftigen Zange, war er

natürlich ein Gegner der künstlichen Frühgeburt und ein Feind der Perforation, in beiden zu weit gehend. Seine Darstellung der Operation mit der Zange ist ebenso meisterhaft, als die von ihm gelehrte Art der Beckenmessung mit der Hand verdienstvoll, und die von ihm geschriebene Abhandlung über die Anzeigen und Gegenanzeigen des Wassersprengens während der Geburt höchst werthvoll ist.

Nebst seinen Denkwürdigkeiten und Annalen ist sein Handbuch der Entbindungskunst bemerkenswerth. Osiander gab von Instrumenten an: einen Beckenmesser, Wassersprenger, Hebel, eine ungefensterte Zange, Nabelschnurscheere, einen stumpfen Haken, ein Hysterotom, ein Dilatatorium des Muttermundes.

Während wir nur vorübergehend von Joh. Phil. Vogler bemerken, daß er der mechanischen Geburtshilfe abhold, der medicinischen dagegen hold gewesen ist, und gute Beobachtungen geliefert hat; von Ch. Ludw. Mursinna, geb. 1744, gest. 1823, daß er wie als Lehrer an der Entbindungsanstalt in der Charité zu Berlin, so durch seine Zeitschrift für Chirurgie, Arzneikunde und Geburtshilfe (1800) sich um unsere Wissenschaft verdient gemacht hat; von Franz Ant. Mai, geb. 1742, gest. 1814, daß er der erste Teutsche war, der die künstliche Frühgeburt gründlich lehrte und Instrumente dazu angab; von Joh. Pet. Weidmann, geb. 1751, gest. 1819, daß er durch Schrift und Lehre zur Begründung und Ausübung der Zangenoperation, sowie zur Förderung der Geburtshilfe, die er nur von Männern ausgeübt wissen wollte, überhaupt nicht wenig beigetragen hat, dürfen wir an Wilh. Jos. Schmitt in Wien, geb. 1760, gest. 1827, so wenig, als an Just. Heinr. Wigand in Hamburg, geb. 1769, gest. 1817, und E. v. Siebold, geb. 1775, gest. 1828, flüchtig vorübergehen. Mit großer Liebe die Entbindungskunst umfassend, der sie ihr Leben gewidmet hatten, gehörten sie zu den Geburtshelfern, die mit großer Umsicht die einzelnen Lehren der Geburtshilfe behandelten und den operativen Theil besonders cultivirten. Während sie wichtige Beiträge zu der Lehre der Anzeigen der Zangenoperation lieferten, suchten sie auch die wichtige Operation selbst ihrer Vervollkommnung näher zu führen, und Wigand besonders das Verwerfliche des hohen Anlegens der Zange darzustellen, Schmitt zuerst das gewöhnliche Lager für die Operation zu empfehlen. W. Schmitt und v. Siebold haben mit großer Sachkenntniß die streitigen Punkte der Perforation, in der Wigand etwas zu weit ging, geprüft und ausgeglichen, und während dieser der Natur im Nachgeburtsgeschäfte zu großes Vertrauen schenkte, haben mit Andern auch W. Schmitt und v. Siebold den unausreichenden Mittelweg empfohlen. Mit Meisterschaft haben Wigand und Schmitt die geburtshilfliche Exploration in ihren classischen Werken als höchst wichtig dargestellt, und Beide haben große Verdienste um die Diagnose der Schwangerschaft. Während W. Schmitt die Wendung auf den Steiß schon lange in seiner Praxis ausgeübt hatte, führte Wigand die Wendung auf einen Fuß aus; trug dazu bei, daß die Steiß- und Fußlagen zu den gesundheitsgemäßen gezählt wurden, und stellte in einer trefflichen Abhandlung zuerst den Nutzen und die Art der Ausführung der Wendung auf den Kopf durch äußere Handgriffe dar, sodaß er als Begründer derselben anzusehen ist. Der gewöhnlichen Annahme der Einsackung des Mutterkuchens durch die Sanduhrform des Uterus widerspricht Schmitt, und Wigand stimmte mit Boër, auf viele, doch nicht haltbare Gründe sich stützend, für die Expulsivkraft der Scheide. Jeder der drei genannten Geburtshelfer erfand eine Zange, Wigand einen Beckenmesser, v. Siebold auch eine Steißzange, wie Steidele und Gergens, dann ein scheerenförmiges Perforatorium, eine Nabelschnurscheere und ein Gebärkissen. Daß Wigand und v. Siebold auch durch ihre Zeitschriften sich Verdienste um die Geburtshilfe erworben haben, wurde oben bemerkt, wie denn auch Siebold als Lehrer an der Entbindungsanstalt in Berlin, Schmitt als Professor an der Akademie zu Wien. Von des Letztern Schriften nennen wir: Sammlung zweifelhafter Schwangerschaftsfälle (Wien 1818). Über obstetricische Kunst und Künstelei (Wien 1816). Gesammelte obst. Schriften (Wien 1820). Von Wigand: die Geburt des Menschen u. s. w. 2. Aufl. (Berlin 1839.) Drei geburtshilfliche Abhandlungen (Hamburg 1812). Von v. Siebold: Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Frauenzimmerkrankheiten (Frankft. 1811—1826). 3. Th. Lehrbuch der theor. und prakt. Entbindungskunde (Nürnberg 1824).

Nicht übergehen dürfen wir von den durch den Tod von ihrer Laufbahn abgerufenen Geburtshelfern Joh. Ant. Schmidtmüller in Landshut, geb. 1776, gest. 1809, der ein praktisches Handbuch der medicinischen Geburtshilfe herausgab; noch auch Karl Wenzel in Frankfurt a. M., geb. 1777, gest. 1827, der über die Krankheiten des Uterus, und über die künstliche Frühgeburt geschrieben, diese auch in Teutschland zuerst (1804), eingeleitet hat. Endlich gedenken wir unseres Ludw. Mende, geb. 1779, und als Director der Entbindungsanstalt zu Göttingen 1832 gestorben. Ein fleißiger und bedachter Geburtshelfer, hat er auch einen Theil seiner Wirksamkeit auf die gerichtliche Medicin verwendet, und wie um diese, so anerkannt auch um die Geburtshilfe sich mannichfache Verdienste erworben.

Verlassen wir mit Achtung die Geschiedenen, um einen Blick auf die in voller Thätigkeit lebenden Geburtshelfer Teutschlands zu richten, und besonders auf diejenigen, die den Unterrichtsanstalten vorstehen.

Es haben rührige Hände daran gearbeitet, die Geburtshilfe auf die Stufe zu bringen, auf der sie jetzt sich befindet. Dies ist zwar eine hohe, aber noch lange nicht die höchste. Auch reißen viele Hände viel wieder ein, nicht jedem ist das Glück glücklicher Beobachtungen verliehen, und die Beobachtung am Schreibtisch tritt der Beobachtung der Natur oft widerwärtig entgegen. So gibt es denn der Arbeit zur Vollendung des Baues noch immer in Fülle, und damit beschäftigt finden wir auch die Geburtshelfer unserer Tage in rühmlicher Thätigkeit, indem sie theils durch werthvolle Schriften ihre Forschungen, Beobachtungen und Erfahrungen bekannt machen, ankämpfen gegen noch bestehende Vorurtheile aus der ältern und ältesten Zeit, ohne die Goldkörner des Alterthums zu verachten, theils als Lehrer junger Ärzte und Hebam-

menschülerinnen sich nahmhafte Verdienste erwerben, und dahin streben, die Geburtshilfe als eine eigene, die Gesammtheit der Natur des Weibes wie in physiologischer, diätetischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht umfassende Wissenschaft ihrem Ziele immer näher zu führen. Dies unterstützen und erleichtern auch die in Teutschland besonders zweckmäßig eingerichteten Institute. Berlin besitzt deren zwei. An der Entbindungsanstalt der Universität, in welcher 400 Geburten jährlich vorkommen, ist Dietrich Wilhelm Heinrich Busch, geb. 1788, Director während Karl Alex. Ferd. Kluge, geb. 1782, die Direction der gleichartigen Anstalt in der Charité leitet. Busch hat besondere Verdienste um die Wendung auf den Kopf, indem er nicht nur auf die dynamische Wirkung aufmerksam macht, welche durch die äußern Handgriffe hervorgerufen wird, und eine Art der Selbstwendung begünstigt, sondern auch eine eigene Methode lehrt, die Wendung auf den Kopf durch innere Handgriffe zu bewirken. Über die Wirkungsweise der Zange hat er sich nicht minder einsichtsvoll und sachkundig ausgesprochen, als über die Indicationen der Zange. Auch gehört Busch zu denen, welche die streitigen Punkte der Perforation erwogen, und zu ihrer Berichtigung beigetragen haben. An Instrumenten hat er angegeben eine Zange, eine Nabelschnurscheere, einen Wassersprenger, ein Ausdehnungswerkzeug zur künstlichen Frühgeburt. Nebst schätzenswerthen Aufsätzen in der neuen Zeitschrift für Geburtskunde, deren Mitherausgeber er ist, besitzen wir von ihm: Geburtsh. Abhandlungen (Marburg 1826) m. K. Lehrbuch der Geburtskunde, 3. Aufl. (Berlin 1836.) Das Geschlechtsleben des Weibes u. s. w. 2 Bde. (Leipzig 1839 und 1840.) Handbuch der Geburtskunde in alphabetischer Ordnung 1. Bd. (Berlin 1840.) Kluge hat zwar kein Hauptwerk geburtshilflichen Inhalts geschrieben, es finden sich aber von ihm theils in Mende's Beobachtungen und Bemerkungen, theils in v. Siebold's Journal werthvolle Abhandlungen. So verdanken wir ihm wichtige Mittheilungen über die Nachblutungen aus der Nabelschnur bei unterlassener Unterbindung des am Kinde bleibenden Theils. Kluge hat um die künstliche Frühgeburt, die er 20 Mal eingeleitet und wobei er die Brüninghausen'sche Methode bewährt gefunden, sie verbessert, und eine Zange zu Einbringung des Preßschwammes angegeben hat, bestimmte Verdienste. Von ihm erfundene Instrumente sind: ein Becken- und Neigungsmesser (Pelicometron), ein Stechsauger, ein scheerenförmiges Perforatorium. Nur beiläufig gedenken wir seiner Lucinendose, und der Angabe zu anatomisch-geburtshilflichen Wachspräparaten, die der Wachsmodellirer Heinemann in Braunschweig gut ausgeführt hat.

Das Entbindungsinstitut zu Bonn, in dem 110—120 Geburten vorkommen, dirigirt Herm. Friedr. Kilian, ein ebenso fleißiger Lehrer als Schriftsteller, der auf seinen eignen Füßen steht. In seinem Buche: Die Geburt des Kindeskopfes in derjenigen Scheitelstellung, welche man Hinterhauptslagen zu nennen pflegt (Bonn 1830), hat er nicht nur die Lagen des Kopfes auf eine in der Erfahrung begründete Weise vereinfacht, sondern auch die von Nägele aufgestellten Lehren bestätigt. Dieselbe Vereinfachung für die übrigen Lagen des Fötus finden wir in seiner „Geburtslehre u. s. w. (Frankfurt a. M. 1839)" 1. Theil, wieder. Ein mit vieler Kritik von ihm geschriebenes Werk ist: die operative Geburtshilfe, 2 Theile (Bonn 1834 und 1835). Weitere Schriften sind: Über den Kreislauf des Blutes im Kinde, welches noch nicht geathmet hat (Karlsruhe 1826). Beiträge zu einer genauern Kenntniß der allgemeinen Knochenerweichung der Frauen u. s. w. (Bonn 1829.) Er erfand ein trepanförmiges Perforatorium und ein Geburtsbette.

Dem Gebärhause zu Breslau, 170—200 Geburten, steht Jul. Wilh. Betschler vor, der im J. 1824 die Wendung auf den Steiß wieder zur Sprache brachte, nachdem er sie in einem schwierigen Falle auch ausgeführt hatte (Rust's Magazin. XVII. Bd. 2. Heft. S. 262). Nebst seinen Annalen für Geburtshilfe (Bresl. 1832. 1834) gab er heraus: De naturae auxilio dystocias e situ infantis vitioso ortas absolvente (Vratisl. 1834).

Auch Dresden hat eine Entbindungsanstalt, in der 200—250 Geburten vorkommen, früher unter Carus, jetzt unter W. A. Haase's Direction. Karl Gustav Carus, geb. 1789, hat sowol um die Physiologie, als auch um die Geburtshilfe nicht unbedeutende Verdienste. Wir finden ihn bei den Geburtshelfern, die dazu beitrugen, daß die Lagen, die sonst zu den regelwidrigen gerechnet wurden, ihre Stelle bei den gesundheitgemäßen fanden, bei jenen, die der Wendung auf den Kopf das Wort redeten, und für die künstliche Frühgeburt wichtige und praktische Regeln gaben. Ihm gebührt auch das Verdienst, den ersten Schwangerschaftskalender angegeben zu haben. Von seinen Schriften geburtshilflichen Inhalts führen wir an: Lehrbuch der Gynäkologie u. s. w. 3. Aufl. (Leipz. 1838.) 2. Thle. m. Abb. Zur Lehre von Schwangerschaft und Geburt u. s. w. (Leipz. 1822.)

Das Gebärhaus in Erlangen, 20 Geburten, steht unter der Direction von Eugen Roßhirt, geb. 1795. Die Anzeigen zu den geburtshilflichen Operationen (Erlangen 1835).

Gießen hat ein Entbindungsinstitut, in dem unter Ferd. Aug. Ritgen's (geb. 1787) Direction 100—150 Geburten geleitet werden. Das Alterthum ehrend, hat Ritgen die Geburtshilfe des Hippokrates bearbeitet. Seine Verdienste um die Wendung auf den Kopf dürfen wir so wenig verkennen, als wir seine Mittheilungen über den gewöhnlichen Hergang der Geburt gering achten können. Für den Kaiserschnitt gab er den Bauchscheidenschnitt an, führte diesen Schnitt an einer Lebenden mit unglücklichem Ausgange aus, und war offen genug, den Erfolg mitzutheilen. Auch erfand er einen Stechsauger, den er nicht blos zur Einleitung der künstlichen Frühgeburt benutzt haben wollte, sondern mit dem er auch bei Querlagen des Kindes durch den Eihautstich den Uterus auf seine Form zurückführen (Beilegen des Uterus) und dadurch die Wendung (Beiwenden) bewirken wollte. Außerdem gab er einige Beckenmesser, eine Zange und ein trepanartiges Perforatorium an. Schriften: Anzeigen der mechanischen Hilfen bei Entbindungen (Gieß. 1820). Handbuch der niedern Geburtshilfe (Gieß. 1824). Beiträge zur Auf-

hellung der Verbindungen der menschlichen Frucht mit dem Fruchthälter u. s. w. m. Abb. (Leipz. u. Stuttg. 1835).

In dem Entbindungsinstitute zu Göttingen, dem Ed. Kasp. Jac. von Siebold, geb. 1801, vorsteht, kommen 100—150 Geburten vor, über deren Verlauf v. Siebold früher in seinem Journal, jetzt in der „neuen Zeitschrift für Geburtskunde" berichtet. Schriften desselben sind: Commentatio exhibens disquisitionem, an ars obstetricia sit pars chirurgiae (Gott. 1823). Anleitung zum geburtshilflichen technischen Verfahren am Phantom u. s. w. (Berlin 1828.) Abbildungen a. d. Gesammtgebiete der theoret.-praktisch. Geburtsh., nebst beschreibender Erklärung. Nach Maygrier u. s. w. (Berlin 1829.) Versuch einer Geschichte der Geburtshilfe 1. Bd. (Berlin 1839.) Ein ausgezeichnetes Werk.

Das Gebärhaus in Halle, verbunden mit einer Poliklinik, nimmt 60—80 Schwangere auf. Der Director dieses Instituts ist Anton Fried. Hohl, geb. 1794. Schriften: die geburtshilfliche Exploration. Erster Theil: das Hören (Halle 1833). Zweiter Theil: das explorative Sehen und Fühlen, nebst einem Anhange (Halle 1834).

Heidelbergs Entbindungsanstalt zählt jährlich 150—190 Geburten. Ihr steht als Director vor Franz Karl Nägele d. V., geb. 1777. Einer der verdienstvollsten öffentlichen Lehrer ist er zugleich ein bewährter Beobachter der Natur, und sowol dadurch, als durch seine vieljährige Erfahrung ein Meister des Faches, dem er Zeit, Fleiß und Mühen gewidmet hat. Es gibt kaum eine Lehre in der Entbindungskunde, die er nicht umfassend, sachkundig und vorsichtig bearbeitet und geläutert hätte. So würdigte er die Lehre von dem Becken überhaupt, wie auch von der Neigung des Beckens, und schenkte auch den krankhaften Veränderungen desselben seine volle Aufmerksamkeit. Dies beweisen die Schriften: Das weibliche Becken, betrachtet in Beziehung auf seine Stellung u. s. w. (Karlsr. 1825) m. K. Das schräg verengte Becken u. s. w. (Mainz 1839), auf dessen Eigenthümlichkeit und Existenz er zuerst aufmerksam gemacht. Nägele war es, der durch seine beharrlichen Forschungen am Kreißbette in den Stand gesetzt wurde, die ältern Ansichten über Kindeslagen und den Mechanismus der Geburt anzugreifen, und was Solayrés angedeutet hatte, als unumstößliche Wahrheit ins Licht zu stellen. Zugleich hat er sowol die Kopf- und Steißlagen, als auch die fehlerhaften Lagen treu nach der Natur vereinfacht. Diese Lehren veröffentlichte er: Salzburger medic. chir. Zeitung 1817. No. 57. Meckel's Archiv für die Physiologie. 5. Bd. 4. Heft. 1819. S. 483. Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen (Heidelberg 1839). 4. Aufl. Mit Meisterschaft hat er die wichtigen Punkte der Perforation erwogen und geläutert, wie dies auch seine Schrift: De jure vitae et necis, quod competit medico in partu (Heidelb. 1826), darthut, und manche höchst beachtungswerthe praktische Regel, theils in den angegebenen Schriften, theils in den „Heidelberger Klinischen Annalen," theils in seinen „Erfahrungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der Krankheiten des weiblichen Geschlechts (Manheim 1812)," gegeben. Von ihm besitzen wir eine einfache Vorrichtung, die Neigung des Beckens zu messen, eine Zange, ein scheerenartiges Perforatorium, einen halbstumpfen Haken. An dieser Anstalt lehrt auch Herm. Franz Nägele d. S., von dem bereits erschienen ist: Comm. de mogostocia e conglutinatione orificii uteri externi (Heidelb. 1835). Comm. de causa quadam prolapsus funiculi umbilicalis in partu etc. (Heidelb. 1839.) Mechanismus der Geburt (Heidelb. 1838). Die geburtshilfliche Auscultation (Heidelb. 1838).

Das Entbindunginstitut zu Jena, 40—50 Geburten, unter Direction von Stark und Walch. Das Gebärhaus zu Königsberg, 50 Geburten, steht unter der Direction von Albert Hayn, der ein trepanartiges Perforatorium angegeben und geschrieben hat: Über die Selbstwendung (Würzb. 1824). Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshilfe (Bonn 1828). In dem Gebärhause von Landshut kommen gegen 50 Geburten vor. Director ist Adam Ulsamer, der besonders um die Frühgeburt und das Nachgeburtsgeschäft, wobei er sich für eine entschiedene nicht zögernde Handlungsweise erklärt, sich Verdienste erworben hat. Dissert. de partu praematuro arte legitime procurando (Virceburg. 1820). Das Nachgeburtsgeschäft und seine Behandlung (Würzb. 1827). Auch ist er einer der ersten Geburtshelfer Teutschlands, der die Auscultation gewürdigt hat. Leipzigs Gebärhaus, 100 Geburten, dirigirt Jo. Chr. Gottfr. Jörg, geb. 1780. Die Wichtigkeit und den hohen Werth der geburtshilflichen Exploration erkennend, hat er die entscheidenden Punkte derselben mit Umsicht hervorgehoben. Auch er trug dazu bei, daß die sonst als regelwidrig erkannten Lagen des Kindes zu den gesundheitgemäßen gezählt wurden. Jörg erklärte sich zuerst mit Bestimmtheit für die Wendung auf einen Fuß, trennte zuerst die Extraction des Fötus als eine eigene, auf besondere Indicationen gestützte Operation von der Wendung, und gab beachtungswerthe Regeln für die Ausführung derselben an. Die erste Idee zu dem Bauchscheidenschnitte gab er 1806. Wir besitzen von ihm eine Zange und ein trepanartiges Perforatorium. Von seinen Schriften nennen wir nur: Handbuch der Krankheiten des Weibes (Leipz. 1831). Handbuch der Geburtshilfe (Leipz. 1833). Handbuch der speciellen Therapie für Ärzte am Geburtsbette (Leipz. 1835). Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten (Leipz. 1836). Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden (Leipz. 1837).

Marburg hat ein Institut, in dem jährlich 80—100 Geburten gezählt werden. Der Director desselben ist Karl Christoph Hüter, geb. 1803, dessen Verdienste um die Aufklärung der dynamischen Störungen der Geburt, sowie um die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode, und um die Fieber der Wöchnerinnen wir nicht übergehen dürfen. Seine Lehren darüber finden wir in folgenden Schriften: Die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode (Marb. 1828). Die dynamischen Geburtsstörungen (Berlin 1830). Die Lehre von den Wöchnerinnenfiebern (Marb. 1832). Lehrbuch der Geburtshilfe für Hebammen (Marb. 1838).

Reich an Geburten — jährlich gegen 600 — ist das Entbindungsinstitut zu München, das unter der Direction

von J. B. Weißbrod steht, der eine ungefensterte Zange angegeben hat; reicher das Gebärhaus zu Prag, indem in ihm 1100—1150 Geburten vorkommen. A. J. Jungmann, geb. 1775, ist Director dieser Anstalt, der geschrieben hat: Lehrbuch der Geburtshilfe (Prag 1812). Das Technische der Geburtshilfe (Prag 1824). Stuttgard's Gebäranstalt — 100 Geburten jährlich — dirigirt Elsässer, und die zu Tübingen, in der 70 Entbindungen geleitet werden, L. S. Riecke, geb. 1790. Diss. utrum funiculus umbilicalis nervis polleat an careat (Tüb. 1816). Von den obstetricischen Kliniken in Wien zählt die eine jährlich 3000—3300, die andere 1600—1700 Geburten. An jener hat Joh. Klein, an dieser Franz Bartsch die Direction. Endlich nennen wir die Entbindungsanstalt zu Würzburg mit 150—180 Entbindungen, und mit ihr Jos. d'Outrepont, geb. 1778, als Director derselben. Gleich bekannt als Lehrer, Schriftsteller und guter Beobachter, trat auch er auf die Seite derjenigen Geburtshelfer, welche die Gesichtslagen nicht weiter zu den regelwidrigen Kindeslagen gezählt haben wollten, gab schätzbare Lehren über die vorgefallene Nabelschnur, und misbilligte mit Recht das schwankende und zögernde Verfahren bei der Nachgeburtsoperation. Große Verdienste erwarb sich d'Outrepont um die Wendung auf den Kopf, zu deren Ausführung er eine zweckmäßige Methode lehrte. Neben sehr vortrefflichen Aufsätzen, die wir von ihm in der Gem. teutsch. Zeitschrift finden, schrieb er: Von der Selbstwendung und der Wendung auf den Kopf (Würzb. 1817). Abhandlungen und Beiträge geburtshilflichen Inhaltes (Würzb. 1822). Auch verbesserte er den Apparat von Wenzel zur künstlichen Frühgeburt.

Außer diesen Lehrern an den öffentlichen Anstalten Teutschlands haben wir noch eine große Zahl Geburtshelfer zu nennen, die an der Erhebung der Geburtshilfe nicht geringen Theil nahmen, und von welchen wir nur Einige namhaft anführen wollen. G. W. Stein d. j., geb. 1773, Gegner der künstlichen Frühgeburt, gab gute Lehren zu der Extraction des Fötus an den Füßen, prüfte die Wirkung der Zange, und gab den Diagonalschnitt bei dem Kaiserschnitte an. Lehre der Geburtshilfe u. s. w. (Elberf. 1825—1827) 2 Thle. Geburtshilfliche Abhandlungen (Marb. 1803). Annalen der Geburtshilfe (1808—1811). Jo. Fr. Osiander, Prof. in Göttingen, geb. 1787: Die Ursachen und Hilfsanzeigen der unregelmäßigen und schweren Geburten. 2. Aufl. (Tübingen 1833.) Zur Praxis der Geburtshilfe (Hanov. 1837). Ludw. Fr. v. Froriep, dessen wir oben bei der Errichtung der Entbindungsanstalt zu Halle und der Erweiterung des Instituts zu Tübingen gedacht haben, trug durch Mittheilung seiner in England über die künstliche Frühgeburt gesammelten Notizen zu der allgemeinern Aufnahme dieser Operation wesentlich bei. Wir besitzen von ihm eine Zange, Hysteroplasmen, ein Pelviarium von Papier-maché. Handbuch der Geburtshilfe (Weimar 8. Aufl. 1827). Geburtshilfliche Demonstrationen (Weimar). Fried. Ludw. Meißner, Privatdocent zu Leipzig, schrieb: Die Dislocation der Gebärmutter und der Mutterscheide (Leipz. 1821 und 1822). 3 Thle. Forschungen des 19. Jahrh. im Gebiete der Geburtshilfe u. s. w. 6 Thle. (Leipz. 1826—1833.) Die Kinderkrankheiten (Leipz. 1838). 2 Thle. In Wien sind zu nennen: Raph. Hussian, Handbuch der Geburtshilfe (Wien 1827). 3 Thle.; Jos. Ph. Horn, der eine Zange angegeben, und geschrieben hat: Bemerkungen und Erfahrungen über einige Gegenstände der praktischen Geburtshilfe (Wien 1826). Lehrbuch der Geburtshilfe, 3. Aufl. (Wien 1838.) Gesammelte Aufsätze u. s. w. (Wien 1838.) Endlich Clemens Schwarzer, Handbuch der Geburtshilfe, 2 Thle. (Wien 1838.) Ignatz Schwörer in Freiburg im Breisgau: De situ pelvis in ventre (Frib. 1828). Grundsätze der Geburtskunde u. s. w. Erste Lief. (Freib. 1831.)

Unsern Zeitraum verfolgend verlassen wir Teutschland, dessen Geburtshelfer mehr als andere geleistet haben und noch leisten, und betreten französischen Boden. In Frankreich hatte Levret's Lehre zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß sie, wie in Teutschland, bald eine durchgreifende Läuterung hätte erfahren können. Nicht minder schadete der französischen Geburtshilfe das blinde Anhängen an Baudelocque's Lehren, wodurch noch heute Irrlehren in ihren Werken sich vorfinden. Während in Teutschland die Wendung auf den Kopf gerechte Anerkennung fand, wurden ihre Vortheile in Frankreich mit Ausnahme von Flamant und Schweighäuser großentheils verkannt, wie auch das Verfahren teutscher Geburtshelfer bei der Extraction an den Füßen dem der Franzosen und Engländer vorzuziehen ist. Wie in den Geburtszangen die Levret'sche auf Kraft berechnete als Vorbild sich erhalten hat, so haben die veralteten Lehren Baudelocque's in Hinsicht ihres Gebrauchs beim hohen Stand und bei für die Zange ungünstiger Stellung und Richtung Gültigkeit behalten. Durch Baudelocque's Ausspruch gegen die künstliche Frühgeburt blieb sie in Frankreich auch uncultivirt, wie die Lehre von der Perforation daselbst nicht so eifrig bearbeitet worden ist, als in Teutschland. Noch heute hat der Schamfugenschnitt in jenem Lande treue Anhänger, in dem auch der Kaiserschnitt anfänglich zu häufig und ohne bestimmte Indicationen gemacht wurde. Und so stiftete Sacombe am 21. Dec. 1797 eine Société anti-césarienne, ließ eine silberne Münze schlagen, die auf der einen Seite den Herkules vorstellt, wie er die lernäische Hyder erschlägt, auf der andern einen Bienenkorb mit mehren Gruppen von Bienen und der Unterschrift: École anticésarienne de Sacombe. Auch eine Schandsäule, auf welcher würdige Namen zu lesen sind, ist sein Werk. Mit einer Schülerin Baudelocque's müssen wir unsern Zeitraum beginnen. Marie Louise Lachapelle, geb. 1769, gest. 1821, legte ihre zahlreichen Beobachtungen, die sowol für die Lehre der Kopflagen und namentlich des Mechanismus der Geburt, als auch für die Vereinfachung der fehlerhaften Fötuslagen von großem Nutzen waren, in ihrem Werke nieder: Pratique des accouchemens. Vol. III. (Paris 1821—1825.) Misbilligend die Anlegung der Kopfzange an den Steiß, und der Wendung auf den Kopf nicht gewogen, zeichnet sie sich vor ihren Landsleuten in der Lehre von der Extraction des Fötus an den Füßen vortheilhaft aus, und übergibt uns einen Vorschlag von praktischem

Werthe, wenn die vordere Fläche des Kindes der vordern der Mutter sich zuwendet, nämlich die Lehre, an dem Schenkel zu ziehen, der der Schambeinverbindung zunächst liegt. Trefflich sind ihre Worte über das Accouchement forcé, wobei sie mit Recht warnt, dem Tampon als blutstillendes Mittel ein zu großes Vertrauen zu schenken. Bekannt als Anatom und Physiolog war J. F. Lobstein in Strasburg, geb. 1777, gest. 1835, auch ein Geburtshelfer von nicht geringen Verdiensten, zu welchen wir auch sein kräftiges Auftreten gegen die Annahme, daß Gesichtslagen zu den sogenannten regelwidrigen gehörten, zu zählen haben. Observations d'accouchemens etc. (Strasb. 1816.) Remarques sur la critique de ses observations etc. (Paris 1817.) Compte rendu à la société de Médecins à Strasbourg sur l'état etc. (Strasb. 1820.) Mit Lobstein nennen wir auch J. F. Schweighäuser in Strasburg, der Geburtshelfer am Gemeindehospital war, der künstlichen Frühgeburt unter den Franzosen mit Ernst sich annahm, und sie accouchem. provoqué, zum Unterschied von dem accouch. forcé nannte. Als R. P. Flamant in Strasburg (Tableau synoptique des Accouchemens etc. (Strasb. 1796.) Mémoire pratique sur le forceps (Strasb. 1816.) 1795 die Wendung auf den Kopf wieder zu lehren angefangen hatte, war auch Schweighäuser später für die Operation, und führte schon die Wendung auf den Steiß aus: Instruction pratique sur l'usage du forceps dans l'art des accouchemens (Paris 1799). Aufsätze über einige physiologische und praktische Gegenstände der Geburtshilfe (Nürnb. 1817). Das Gebären nach der beobachteten Natur u. s. w. (Strasb. 1825.) Als ausgezeichneten Lehrer übergehen wir nicht: Antoine Dubois, Prof. in Paris, der 1837 starb. Er hat eine Zange angegeben und war ein Anhänger des Schamfugenschnittes.

Von den noch thätigen französischen Geburtshelfern sind zu nennen: C. M. Gardien, Prof. in Paris, Gegner der künstlichen Frühgeburt, Anhänger des Schamfugenschnittes. Du toucher (Paris 1811). Traité complet d'accouchemens, des maladies des femmes et des enfans (Paris 3. édit. 1823).

J. P. Maygrier, Prof. in Paris, reich an Erfindungen von Instrumenten. So gab er an eine Zange, ein Instrument zum Zurückstoßen des vorliegenden Theils, einen Kopfzieher, ein messerförmiges und ein scheerenförmiges Perforatorium, einen Hebel. Er ist ein Anhänger des Schamfugenschnittes. Nouvelle méthode pour manoeuvrer les accouchemens (Paris 1802. 1804). Nouveaux élémens de la science et de l'art des accouchemens (Paris 1817). Nouvelles demonstrations d'accouchemens etc. (Paris 1822. 1824) (gut bearbeitet von Ed. v. Siebold).

F. Capuron, Prof. in Paris, ein Gegner der künstlichen Frühgeburt und Anhänger des Schamfugenschnittes. Traité des maladies des femmes etc. (Paris 1817.) Cours théorique et pratique d'accouchemens (Paris 1828). La médecine legale relative à l'art des accouchemens etc. (Paris 1821.)

A. C. Baudelocque, der Neffe, Prof. in Paris, Erfinder des Kopfzerschellers „Cephalotribe,“ den er in einer Sitzung des Institut royal zu Paris 1829 zur Prüfung vorlegte, schrieb: Traité de la péritonite puerpérale (Paris 1830). Traité des hemorrhagies internes de l'uterus (Paris 1831).

Paul Dubois, Prof. in Paris, der die von Lejumeau de Kergaradec zuerst auf Schwangerschaft angewendete Auscultation besonders prüfte, über die Scheitelgeburt, den Mechanismus der Geburt und Beckenenge gute Aufsätze geliefert hat. „De l'application de l'auscultation à la pratique des accouchemens.“ Im Archiv Général de Méd. T. XXVII. 1831. T. XXVIII. 1832.

M. A. Desormeaux, de Abortu (Paris 1811). *J. Hatin*, Le Manoeuvre de tous les Accouchemens contre nature etc. 2. Édit. (Paris 1832.) Traité des Accouchemens; Maladies des femmes et des enfans 2. Édit. (Paris 1835.)

Ant. Dugés, Prof. in Paris, schrieb: Manuel d'obstétrique ou Précis de la Science et de l'Art des Accouchemens etc. (Montp. 1826.) Er hat eine Zange angegeben, deren Löffel auf dem Griffe sich drehen, und ein einfaches Perforatorium. Nicht ohne anatomische Kenntnisse und von guter Beobachtungsgabe ist die Boivin, Obervorsteherin des königl. Krankenhauses. Wir besitzen von ihr einen Intro-pelvimètre, einen Hebel, und an Schriften: Memorial de l'Art des Accouchemens, ou principes Fondés sur la pratique de l'hospice de la maternité de Paris etc. (Paris 1812. 4. Edit. 1836. 1837.) Mémoire sur les hémorrh. inter. de l'uterus (Paris 1819). Nouvelles recherches sur l'origine, la nature, et le traitement de la môle etc. (Paris 1827.) Recherches sur une des causes les plus frequentes et la moins connue de l'avortement etc. (Paris 1828.) Observations et reflexions sur les cas d'absorption du Placenta (Paris 1829). Auch sie hat wie Dupuytren, Recamier, Lair, Lisfranc, Dugés, mit dem sie Traité pratique des maladies de l'uterus etc. (Paris 1833) herausgegeben hat, Verdienste um die Anwendung der Mutterspiegel zur Diagnose der Uterinkrankheiten.

Jos. Alex. Stoltz, Prof. in Strasburg, war es, der in Frankreich die künstliche Frühgeburt 1830 in Anregung brachte, 1831 sie mit glücklichem Erfolge machte (Archiv médical de Strasbourg 1835). Considération sur quelques points rélatifs à l'Art des Accouchemens (Strasb. 1826).

Alf. Velpeau, Prof. in Paris, hat sich Verdienste erworben um die Entwickelungsgeschichte des Fötus, und gehört in der neuesten Zeit zu den wenigen Franzosen, die sich für die künstliche Frühgeburt erklärt haben. Embryologie ou Ovologie humaine etc. (Paris 1833.) Traité complet de l'Art des accouchemens (Paris 1835). Er führt auch mehre noch nicht bekannte Zangen in dem letztern Werke an. So von Brulatour, Méryeu, Capuron, Pront.

Auch in Vergleich zu den Leistungen der Geburtshelfer in England und Amerika müssen wir den Teutschen den Vorzug einräumen, wir mögen dabei an die

Fortschritte der Geburtshilfe überhaupt in Teutschland denken, oder auch nur den operativen Theil im Auge haben. Ist doch in England in der Lehre der Zangenoperation seit Smellie kaum ein Schritt vorwärts geschehen, wie ein englischer Geburtshelfer, Conquest, deutlich genug erkennen läßt, wenn er von der langen Zange in seinem Werke sagt, daß sie noch zu wenig bekannt und beachtet sei, indem sie sonst von den Geburtshelfern als das wichtigste Ersatzwerkzeug für den Perforator und das Crochet, in vielen Fällen, wo die Kinder zu Grunde gehen, benutzt werden würde. So aber kommt es eben, daß bei den Engländern die Embryotomie noch hochgestellt ist, wie dies Davis beweist, der ihr einen großen Abschnitt in einem seiner Werke (Elements of operative midwifery by Davis [Lond. 1825]), einräumt, und Rumpfhakenzangen, Embryotomiehaken, Kopfabschneider u. s. w. hinzufügt. Auch Rob. Collins, durch sieben Jahre Vorsteher des Lying-in-hospital in Dublin zeigt, daß die alte Vorliebe für die Perforation in England noch nicht verscheucht ist, und selbst in den Lehranstalten, unter welchen das genannte auf einer tiefen Stufe zu stehen scheint, noch Huldigung findet, indem er unter 16,654 Geburten 118 Mal die Perforation gemacht hat. Unerfahren und befangen im Kaiserschnitt, haben sie dagegen die künstliche Frühgeburt, die auf englischem Boden gedieh, fortwährend in Schutz behalten. Dies gilt besonders von Sam. Merriman, Professor der Geburtshilfe zu London, und Geburtshelfer des Middlesexhospitals, welcher die besten Erfahrungen und die geläutertsten Grundsätze in dieser Operation sich erworben und ausgesprochen, auch die Einwürfe von James Leighton gründlich widerlegt hat. Er hat vortreffliche Aufsätze und ein gutes Buch geliefert: Synopsis of the various Kinds of difficult Parturition etc. 4. Edit. (London 1826.)

Auch James Blundell in London, sowie John Ramsbotham (Practical Observations in Midwifery [Lond. 1832]), machten lehrreiche Beobachtungen über die künstliche Frühgeburt bekannt. Der Erstere trat als Hauptvertheidiger der Wendung in der Seitenlage auf, und ist einer der wenigen Geburtshelfer Großbritanniens, dessen Grundsätze in der Zangenoperation angeführt zu werden verdienen. Principles and practice of obstetricy etc. (London 1834.) So auch hat John Burns, Prof. in Glasgow, gehaltvolle Worte über die künstliche Frühgeburt ausgesprochen, macht durch seine Lehren von der Zangenoperation eine löbliche Ausnahme von seinen Landsleuten, und hat sich für den Querschnitt beim Kaiserschnitte ausgesprochen. Auch ist Burns bei dem Nachgeburtsgeschäft nicht für ein langes zögerndes Abwarten. The anatomy of the gravid uterus with practical inferences relative to prognancy and labour (Glasgow 1799). Principles of Midwifery etc. 8. Edit. London 1832.)

D. D. Davis, Prof. in London, ein Freund von zerstückelnden Instrumenten, wie oben bemerkt wurde, nicht ausgezeichnet in seiner Darstellung der Zangenoperation, schrieb: Elements of operative Midwifery etc. (London 1825.) Principles and Practice of Obstetric Medecine, in a series of systematic dissertations etc. (London 1833.) Wie Davis' Zangenoperation nicht musterhaft ist, so gilt dasselbe von den Grundsätzen und Lehren darüber von J. T. Conquest in London, dessen Zange etwas länger ist, als das Maß der englischen Zangen zu sein pflegt. Er gab auch eine Zange zum Gebrauch nach der Perforation (Craniotomy forceps) und einen Taschentastercirkel an. Schriften: Outlines of Midwifery, developing its principles etc. 5. ed. (London 1831.)

A. Hamilton (gest. 1839), Prof. in Edinburgh, ein guter Lehrer, gab zur Bewirkung der künstlichen Frühgeburt die Trennung der Eihäute von den Uterinwänden an. Outlines of Midwifery etc. (Edinb. 1826.)

Ein trefflicher Beobachter und umsichtiger Geburtshelfer ist Will. Dewees, Prof. in Philadelphia. A compendious system of Midwifery etc. (Philadel. 1824.) Treatise on the diseases of females (Philad. 1826).

Namhaft zu machen sind noch J. C. Douglas in Dublin, W. F. Montgomery und Kennedy daselbst; in London Robert Lee, Michael Ryan, Joh. Power, Rob. Ferguson, Ed. Rigby; Rob. Goosch, gest. 1830, James Hogben, gest. 1816; in Edinburgh Will. Campbell; in Birmingham John Ingleby; in Philadelphia Mr. Horner.

In Holland zeichneten sich in unserm letzten Zeitraum aus Abr. van Solingen, Prof. in Löwen, gest. 1830. Das Mechanische der Geburt. Aus den Holl. von Salomon (Hanover 1801). Er hat ein Messer zur Durchschneidung der umwundenen Nabelschnur angegeben. Ferner Gottl. Salomon in Leyden: Handleiding tot de Verloskunde. 2 Thle. 2. Aufl. Over de nuttigheid der Schaambeensnede etc. (Amsterd. 1809—1813.) Dann G. Brolik in Amsterdam: Considérations sur la diversité des bassins de différentes races humaines (Amsterd. 1826). Endlich J. H. J. Wellenbergh in Haag: Abhandlungen über einen Pelvimeter (Haag 1831).

Von den Geburtshelfern Dänemarks führen wir an P. Scheel, der zur Bewirkung der künstlichen Frühgeburt den Eihautstich angab: Commentatio de liquoris amnii asperae arteriae foetuum humanorum natura et usu etc. (Hafn. 1799.) Gust. Ad. Michaëlis, Prof. in Kiel, der vielfache Verdienste um die Geburtshilfe hat, und uns schätzenswerthe Beiträge in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshilfe (Kiel 1833), überliefert hat.

Wie in Italien die Geburtshilfe immer ein kränklicher Baum gewesen ist, so haben auch noch in der heutigen Zeit die Geburtshelfer dieses Landes keine besondere Stimme, obwol einzelne sich ausgezeichnet haben. Wir nennen daher nur Franzesco Asdrubali in Rom, der Director einer von Pius VI. im J. 1789 gegründeten geburtshilflichen Lehranstalt gewesen ist, einige Instrumente hinterlassen und geschrieben hat: Elementi di Ostetricia (Rom 1795 und 1797). Elementi di Ostetricia (Napol. 1811). Franzeso Valle, Lehrer der Geburtshilfe in Florenz: Opera d'Ostetricia etc. T. III. (Florenza 1792.) Schließlich nennen wir noch Lovati, Bongiovanni und Farrario. (*Hohl.*)

ENTE (Anas)*). Anas acuta, caudacuta, longicauda, pfeilschwänzige, langschwänzige Ente, Pfeilschwanz, Spießente, Mexicanisch: Tzitzihoa. Diese Ente unterscheidet sich beim ersten Anblicke durch ihren langen dünnen Hals, und überdies als Schwimmente durch ihren geraden, ziemlich breiten Schnabel, und ihren keilförmigen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanz. Das Männchen wird etwa 24 Zoll, das Weibchen 20 Zoll lang, doch ist auch beim Männchen die Länge nur dann so beträchtlich, wenn es in seinem hochzeitlichen Kleide erscheint, in welchem die beiden mittelsten Ruderfedern um zwei Zoll länger als die beiden daran grenzenden sind, welches man außerdem und beim Weibchen und jungen Männchen nie bemerkt. Der Schnabel ist bleifarben und sein Nagel, auch häufig die untere Kinnlade schwarz. Der Kopf ist mäßig erhaben und mit kleinen Federn bedeckt. Beim Männchen reichen im Sommer die Flügel bis zur Mitte, beim Weibchen und dem Männchen im Winter bis drei Viertheile des Schwanzes; ihre erste Schwungfeder ist fast so lang wie die zweite, und die Schulterfedern sind schmal, spitz, und beim alten Männchen sehr lang und sichelförmig gebogen. Die Füße sind vorn etwas geschildet, schwärzlich, welches bald ins Graue, bald ins Rothe fällt, und bis zu den Nägeln ihre Vorderzehe verbunden; die Hinterzehe ist ganz ohne Lappen. Beim alten Männchen sind der Kopf und die Kehle braun, beide oft am Rande der Kehle, am Wirbel und Hinterhaupte entengrün, und ein breiter Strich dieser Farbe zieht sich hinten am Halse hinab, bis er sich in die abwechselnden, krummen, grauweißen und schwarzen Wellenlinien des Rückens verliert. Die Flügel sind graulichbraun, aber der Spiegel entengrün, nahe am Rücken sammetschwarz, vorn durch ein röthliches Band, welches die Enden der Deckfedern zweiter Ordnung bilden, hinten durch ein weißes begrenzt. Die langen Schulterfedern sind sammetschwarz, weiß gesäumt. Die beiden mittleren Ruderfedern und die Afterfedern sammetschwarz, alle übrigen untern Theile weiß, nur die Seiten, besonders wo sie bedeckt sind und in der Schenkelgegend, von der Farbe des Rückens, und die übrigen Ruderfedern braun, mit hellerer Einfassung. Beim jungen Männchen sind der Kopf und Hinterhals braun, oft die Wangen und Kehle weißgefleckt, der Oberrücken und die Seiten grau und schwarzbraun gewellt, der Unterrücken, After und die Rückenfedern braun; die schmalen Schulterfedern kürzer. Dies ist auch beim Weibchen der Fall, bei welchem Kopf und Anfang des Halses braunroth und schwarz gefleckt sind; die Kehle fällt ins Weiße; die übrigen obern Theile bedecken schwärzlichbraune Federn, mit rostgelben Bändern und Einfassung, die untern Theile sind rostiggelb, braun gefleckt, und der Spiegel braun mit vorn röthlicher, hinten weißer Einfassung. Die Luftröhre ist gleich weit und hat beim Männchen eine kleine knöcherne Pauke mit einer knöchernen Scheidewand.

Diese Ente bewohnt den ganzen Norden von Europa, Asien und Amerika; nistet zwar gewöhnlich nur in den kältesten Gegenden, doch auch zu Zeiten in Teutschland, zieht aber gegen den Winter nach südlichern Ländern, und verweilt dann schon in Österreich, Neuyork, Mexico, der Schweiz, am kaspischen Meere, der chinesischen Grenze u. s. w. und kehrt im März zurück. Sie zieht bald heerdenweise, bald paarweise oder einzeln. Im April bereiten sie ihr Nest in Brüchern oder auf kleinen Inseln der Sümpfe aus Rohr, Binsen und Gras, füttern es mit Federn und legen 8 bis 12 bläulichgrüne Eier, welche sie in vier Wochen ausbrüten. Ihre Stimme hat viele Ähnlichkeit mit der der gemeinen Ente, welcher sie auch an Wohlgeschmack ziemlich, doch nicht völlig gleichkommen, da sie zwar gern auf Haferfelder fallen, viele Körner und Wasserpflanzen und nur aus Noth kleine Fische fressen, doch aber auch besonders von Crustaceen, Mollusken und Laich sich ernähren, die sie mit dem Vorderleibe eingetaucht aus dem Wasser hervorholen.

Anas adunca, krummschnäbelige Ente. Diese Ente ist der gemeinen (Anas Boschas) so ähnlich, daß die Meinung der meisten Ornithologen höchst wahrscheinlich ist, daß sie eine bloße Abart derselben sei, um so mehr, da man sie bis jetzt nur zahm kennt, blos Pallas hat ein Exemplar beschrieben, welches wild in Holland gefangen, vielleicht ein blos verwildertes war, und welches er gradezu für den Stammvater der zahmen zu erklären Bedenken trägt, und daher Anas curvirostra nennt. Die zahme krummschnäbelige Ente unterscheidet sich von der gemeinen blos durch ihren längern etwas herabgebogenen Schnabel, eine etwas beträchtlichere Größe, denn sie wird zwei Fuß lang, einen schlankern Bau und kleinern schmälern Kopf. Sie ist zärtlicher als die gemeine, und soll wohlschmeckender sein. Ihre Farbe ist gewöhnlich weiß, doch sehr verschieden, wie bei allen Hausthieren. Die wilde des Pallas war schwarz, nur spielten Kopf, Hals, Steiß und die gekrümmten Ruderfedern ins Grüne, und der Spiegel ins Blaue, und hatte eine weiße Einfassung wie bei der wilden gemeinen Ente. Der Luftröhrenbau der zahmen, krummschnäbeligen ist auch wie bei dieser, und sie also am wahrscheinlichsten eine bloße Abart.

Anas aegyptiaca *Linn.* A. varia *Bechst.* Anser aegyptiacus, varius. Ägyptische Gans, bunte Gans oder Ente, große Tauchente, gespornte Eider. Alle Ornithologen nannten diesen Vogel eine Gans bis auf Naumann, der sie für eine neue Art ansah, und eine Ente nannte. Da ich dieselbe nie gesehen habe, so kann ich allein aus Naumann's Beschreibung des Schnabels schließen, daß sie weder Ente noch Gans, sondern eine Eider (Ganza) sein müsse, da ihr Schnabel an der Wurzel sehr erhaben ist, und nach Vorn in Breite abnimmt, vorn sehr flach gewölbt, die untere Kinnlade in die obere eingeschlossen ist, und beide Kinnladen mit platten, aber scharfen Zähnen besetzt sind. Diese ägyptische Gans ist etwas größer als die türkische Ente (Anas moschata), 26 Zoll lang, wovon der Schwanz 5½ Zoll hält. Die Flügelweite ist 4 Fuß 2 Zoll. Der Schnabel ist roth, doch sein Nagel schwarz; die Augenlider sind nackt und roth, die Regenbogenhaut hellgelb. Die Flügel reichen fast bis zur Spitze des stumpfabgerundeten

*) Man vergleiche diesen Artikel.

Schwanzes, der aus 14 Ruderfedern besteht, und haben am Bug eine stumpfe, einen halben Zoll lange Kralle. Die Füße sind roth, die Fußwurzel 3" hoch, die mittlere Zehe etwas länger, und die hintere mit einem schwachen Lappen versehen. Die Farbe des Gefieders scheint einigen Abänderungen unterworfen zu sein; im Allgemeinen indessen sind der Kopf und Hals weiß, welches nach Hinten ins Rostfarbene fällt. Das Auge umgibt ein brauner Fleck, und ein solches Band die Mitte des Halses. Der übrige Rumpf ist schmuzigweiß, welches auf dem Rücken ins Gelbbraune oder Rostfarbene fällt, mit gekrümmten Wellenlinien. Vor der Brust ein brauner Fleck. Die Flügeldeckfedern sind weiß, nur die größern am Ende schwarz, wodurch eine schwarze Binde über die Flügel läuft. Die fünf ersten Schwungfedern sind schwarz, die 13 folgenden an der innern Seite schwarz, an der äußern goldglänzend grün, ins Violette schillernd; die fünf folgenden an der äußern Seite braunroth, an der innern aschgrau. Der Unterrücken, Steiß und Schwanz sind schwarz. Das Weibchen ist minder lebhaft gefärbt, und das braune Halsband schmäler, der Fleck an der Brust kleiner. Bei den Jungen fehlt dieser gänzlich.

Außer durch den Mangel dieses Fleckes, einen kleinen Knollen an der Wurzel des Oberschnabels, einen vielleicht etwas längern Sporn am Flügelbug, den ganz rostfarbenen Rücken und eine beträchtlichere Größe ist von der eben beschriebenen diejenige in Nichts verschieden, welche Buffon, unter dem Namen Oye du Cap de bonne espérance, in den Planches enluminées abbilden ließ, und für Willughby's Anser gambensis, Linné's Anas gambensis, die Gambenser-Gans, gambische Schwan, hielt. Man darf nur die Abbildung bei Willughby mit den Pl. enl. vergleichen, um sich von der Gleichartigkeit beider, aber auch, wenn man die letzteren mit der Abbildung in *Buffon*, Hist. des oiseaux vergleicht, um sich davon zu überzeugen, daß auch diese nicht wesentlich verschieden sind, und Latham sie mit Recht vereinigte, aber irrte, wenn er die Anas gambensis Linn. als verschieden von ihnen ansieht, und für einerlei mit derjenigen, welcher er diesen Namen ertheilt, und die hier unter dem Namen Anas armata als eigene Art beschrieben werden wird.

Man darf ferner nur Hasselquist's freilich durch Druckfehler und manche offenbare Unrichtigkeiten sehr entstellte Beschreibung seiner Anas nilotica, die Nilente, lesen, sowie die von Sonnerat's Oye du Cap de bonne espérance, um gewiß zu sein, daß auch diese keine andere als die ägyptische Gans beschrieben.

Diese ist demnach durch ganz Afrika vom Nil in Oberägypten und dem Gambia an bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung an Flüssen und auf Brüchern einheimisch, doch scheinen sie sich auch zu Zeiten nach Europa zu verfliegen, da das Brisson'sche Exemplar bei Senlis gefangen und von Naumann eins im Anhaltischen geschossen wurde. Dies können indessen auch Flüchtlinge gewesen sein, da man diese Ente ehemals wenigstens häufig in Thiergärten hielt, und die Jungen, wenn ihre Flügel nicht gelähmt waren, im Herbste fortflogen. Sie ernähren sich vorzüglich von Wasserpflanzen, Getreide, Gras, Würmern und Laich. Fische sollen sie nach Meyer gar nicht fressen, gleichwol soll nach Naumann ihr Fleisch sehr thranig schmecken. Am Vorgebirge der guten Hoffnung legen sie ihr Nest in Brüchern auf einer derben Unterlage dicker Rohrstengel in viereckiger Gestalt, aus Halmen und Blättern an, und füttern es mit Federn und Pflanzenwolle; gezähmt scharren sie ein flaches Loch in frische Erde unter Gesträuche, nicht weit von Flüssen und Teichen, und füttern es mit Gras, Laub und Dunen. Sie legen 6—8 grünlichweiße Eier und brüten sie in 28 Tagen aus. Während der Brütezeit hält das Männchen fleißig Wache, und hilft die Jungen erziehen.

Anas aestiva, s. A. Sponsa.

Anas africana, s. Anas Nyroca.

Anas alandica oder Sparrmanni. Graukehlige oder alandische Ente. Diese Ente, welche wir blos nach Sparrmann's Abbildung und Beschreibung kennen, ist gewiß ein Weibchen oder Junges einer andern bekannten Art, vielleicht der Anas strepera. Sie ist 19 Zoll lang; Schnabel und Füße sind schwarz; die Haube und Gurgel rostfarben mit schwarzen Flecken; die Seiten des Kopfes und der Hals aschfarben mit braunen Punkten, der Oberrücken, die Schulterfedern und einige Federn der Weichen schwarz mit blaß rostfarbigem Rande, und zwei blässern Binden, die gegen die Spitze einen Winkel bilden. Die obern und untern Deckfedern der Flügel sind rußschwarz mit weißlichen Rändern. Von den Schwungfedern erster Ordnung ist die äußerste schmuzigweiß mit brauner Spitze; die übrigen sind an der äußern Seite und der Spitze braunschwarz, an der innern Seite bräunlichweiß. Der Steiß ist rostfarben und weißlich mit schwarzen Flecken; der fast gerade Schwanz rostfarben, schwarz bandirt; Brust und Bauch sind schmuzigweiß; die langen Afterfedern weiß. Sie lebt in der Ostsee bei den alandischen Inseln. Retzius vermuthet, daß sie Anas Skoorra sein könne; diese ist aber unstreitig das Weibchen oder Junge von Anas Fuligula.

Anas Albeola, dickköpfige Ente, Weißling, Querquedula ludoviciana. Diese Ente ist 15 bis 15½ Zoll lang, und ihre Flügelweite beträgt 21 Zoll. Ihr Schnabel ist schwarz, kurz und sehr erhaben, ihr Kopf durch große Federn wulstig, ihre hintere Zehe belappt, die mittlere fast noch einmal so lang wie die Fußwurzel, und die äußere noch länger als diese. Die Füße sind orange. Ihre Flügel bedecken ein Drittheil des aus 16 Ruderfedern bestehenden, runden, fast keilförmigen 2½ Zoll langen Schwanzes. Der Kopf und Anfang des Halses sind goldgrün, ins Violette spielend, nur von dem hintern Augenwinkel läuft ein weißes Band über das Hinterhaupt. Ebendiese Farbe hat auch der übrige Körper, nur die Ruderfedern erster Ordnung sind schwärzlich, ebenso die äußern Ränder der drei folgenden; die fünf letzten, der Oberrücken, der Flügelrand und die dem Flügel nächsten Schulterfedern sammetschwarz; der Unterrücken, die Flügel unten und die bedeckten Theile der Schwungfedern zweiter Ordnung grau. Ebenso die Ruderfedern, von de-

nen jedoch die erste bis dritte an der äußern Seite weiß gesäumt sind.

Mit dieser Beschreibung stimmt die von Linné sogenannte Anas bucephala, Brisson's Anas hyberna bis auf die geringsten Kleinigkeiten überein; nur sind die Federn, welche ihren ganzen Kopf bekleiden, länger, und machen den Kopf daher wulstiger. Sie ist unstreitig, wie Latham aus der Vergleichung vieler Exemplare schließt, nichts anderes, als ein altes Männchen.

Die Ente endlich, welche auch als eigene Art unter dem Namen Anas rustica, graue Halbente, Querquedula carolinensis, aufgeführt wurde, ist nach Forster, Pennant und Latham das Weibchen dieser Art. Sie ist nur etwas über 13 Zoll lang, graubraun oder dunkelbraun, unten hellgrau, mit einem weißen Flecken in der Ohrengegend, und einem, durch den äußern Rand der Schwungfedern zweiter Ordnung gebildeten weißen Spiegel. Ihre Füße sind schwarz. Diese Ente ist eine Zugente im nördlichen Amerika, die im Winter nach Neuyork und Carolina kommt, und gegen den Sommer nach Norden zieht. In Hudsonsbai brütet sie im Juni in Gehölzen nahe bei süßen Gewässern. Ihr schnelles Tauchen hat ihr vermuthlich den Namen Spirit, Gespensterente, zugezogen.

Anas albicans, s. Anas Fuligula.

Anas albigena, s. Anas nigra.

Anas Alexandrina, die alexandrinische Ente. Sàu-Sàrai, ist nichts anderes als das Männchen der Schnatterente, Anas strepera.

Anas americana *Bonnet.* ist Anas carolinensis *Gmelini*, eine bloße Abart der Kricke (Anas Crecca).

Anas americana *Gmel.* Amerikanische Pfeifente, mexicanisch: Xolcuani. Sie ist nach Mauduyt's und Pennant's Vermuthung, welche sie beide zu beobachten Gelegenheit hatten, eine bloße Abart der europäischen Pfeifente (Anas Penelops), von der sie sich nur dadurch unterscheidet, daß sie etwas größer ist, ihr Hinterhaupt und ihr Hals schwarz und weiß gefleckt sind und sie hinter den Augen einen langen schwarzen, grünglänzenden Strich hat. Man findet sie in Louisiana, und, wiewol selten, in Neuyork, auch gewiß in Mexico, denn die von Fernandez beschriebene Xolcuani kann nicht wol eine andre sein. Buffon hielt die ihm von einer Ente, die auf Domingo und Martinique Vigeon oder Gingeon heißt, mitgetheilten Nachrichten für zu dieser Art gehörig, irrte sich aber darin gewiß, und was also darnach von Latham und Andern von der Lebensart der amerikanischen Pfeifente erzählt wird, ist ihr ganz fremd, und gehört der Opano-Ente (Anas arborea).

Anas arabica, Scar chir, arabische Ente. Forskål, durch den allein wir diese Ente kennen, beschreibt sie so: „Ihr Körper ist grau gefleckt, ihr Unterleib und der After weißlich mit aschfarbigen Flecken; der Schnabel in der Mitte schwarz, an den Seiten und unten gelb; die Füße aschfarbiggelb mit brauner Schwimmhaut; der Spiegel schwärzlich, vorn und hinten weiß." Es ist unstreitig ein nicht mit Gewißheit zu bestimmendes Weibchen irgend einer vielleicht bekannten Art, am wahrscheinlichsten der Anas Querquedula.

Anas arborea, Anas fistularis Jamaicensis, Opano, Baumente, schwarzschnäbelige Pfeifente. Diese Ente ist der Herbstente, Anas autumnalis, so ähnlich, daß Klein, Halle u. A. sie als eine Art ansahen, und sie, wegen ihrer hohen Füße und langen Halses unter die Gänse stellten. Beide zeichnen sich auch durch einen pfeifenden Ton aus, woher sie die Engländer auf den bahamischen Inseln Whistling Ducks (pfeifende Enten) nennen. Gleichwol sind sie verschieden, und die Opano insbesondere beim ersten Anblick an einer kleinen Holle schwarzer Federn und einem schwarzen Schnabel kenntlich. Sie ist etwas kleiner als eine gemeine Ente, der Kopf an den Seiten braun, unterhalb und die Kehle weiß; die übrigen obern Theile sind braun, am Rücken und den Deckfedern der Flügel heller gerändet, und mit einem schwarzen Flecke auf den kleinern Deckfedern; der Unterrücken, Steiß, die Schwanzfedern und Ruderfedern sind braunschwarz; der Vorderhals weiß mit schwarzen Flecken; die Gurgel und Vorderbrust braunroth, schwarz gefleckt, die Unterbrust, Seiten und Bauch ebenso, aber das Braunroth mehr weißlich, am Bauche fast weiß. Die Füße haben eingeschnittene Schwimmhäute, sind schuppig und bleifarben, ihre Hinterzehe steht so hoch, daß sie kaum die Erde berühren kann. Diese Ente ist auf Jamaica häufig; auch auf Domingo findet man sie, und zu Zeiten soll sie nach Guyana ziehen und dort Opano heißen. Daß die Pfeifenten, die nach Lawson und Catesby im Winter in Carolina sind, diese Art seien, ist nicht wahrscheinlich, weil kein Vogel gegen den Winter nach kältern Gegenden zieht. Sie setzt sich auf Bäume, weidet auf Wiesen, und hat ein wohlschmeckendes Fleisch.

Anas atricapilla *Merrem*, schwarzköpfige Ente. Canard à tête noire *Azara*. Sie ist 13¼ Zoll lang, die Flügelweite 23½ Zoll, der Schnabel 1½", der Schwanz 2", das Weibchen ist etwas kleiner. Der Schnabel ist dunkelgrün, mit etwas Roth beim Männchen, oder Orange beim Weibchen an den Seiten der Wurzel. Das Gefieder ist schwarz, am Kopfe am dunkelsten, übrigens kaum merklich braunroth punktirt; die Enden der mittleren Schwungfedern und größern Flügeldeckfedern weiß; der Hals vorn, die Seiten und der Steiß hell braunroth, schwärzlich gefleckt, die Afterfedern röthlich. Die übrigen untern Theile silbergrau und schwärzlich marmorirt; die Flügel am Rande und unten silbergrau. Buenos-Ayres.

Anas autumnalis, Anas fistularis Americana, Anas melanura, flötende Ente, Herbstente, rothschnäbelige Pfeifente, schwarzschwänzige Ente. Linné gab ihr den ersten, Brisson den zweiten und Scopoli den dritten Namen, und so unverkennbar er sie auch beschrieb, so wurde doch seine A. melanura als eine von A. autumnalis verschiedene Art betrachtet. Sie ist der A. arborea nahe verwandt, und sehr hochbeinig wie diese, 16½ Zoll lang, ihre Flügelweite 30½ Zoll. Ihr 22½ Lin. langer Schnabel ist roth (bei dem Exemplare, welches ich sah, gelb) und der Nagel schwarz; bei Jungen ganz schwärzlich. Das Auge ist braun; der Kopf ohne Holle; die Flügel reichen nicht völlig bis zur Spitze des 2½ Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die

Füße sind fleischfarben oder gelb, ihre Schwimmhaut etwas ausgeschnitten, und die hintere Zehe verhältnißmäßig lang. Die Farben des Gefieders sind einigen Abweichungen unterworfen. Im Allgemeinen ist es braun, die Wangen sind grau, der Vorderhals braunroth; Brust, Bauch, Steiß, die ersten Schwungfedern und die Ruderfedern schwarz; die kleinern Flügeldeckfedern rostfarben, die größern Deckfedern weiß; die Afterfedern schwarz und weißbunt. Sie ist auf den westindischen Inseln, in Neugranada und Guyana zu Hause und wird im spanischen Amerika zahm gehalten, geht jedoch leicht bei Nacht mit den wilden Enten ihrer Art durch. Auch in Schönbrunn bei Wien haben sie sich fortgepflanzt. Sie sind indessen sehr beißig, selbst gegen einander. Sie setzen sich gern auf Bäume, und haben eine pfeifende Stimme, die wie Pisasi lautet.

Anas Azarae *Merr.* Azara's Ente. Canard à bec jaune et noir *Azara.* Diese Ente zeichnet sich unter denen, die nur zwölf Ruderfedern haben, durch einen an der Wurzel eingedrückten Schnabel aus. Sie ist nur 15 Zoll lang, ihr Schnabel 15½ Linien, ihr Schwanz 34 Linien lang, und ihre Flügelweite 24¾ Zoll. Kopf und Oberhals sind schwärzlich und schmuzigweiß gestreift, die Federn des Nackens, Oberrückens und die kleinern Deckfedern schwärzlich mit hellbrauner Einfassung; Unterrücken, Steiß, Schwanz und Flügel braun; doch der Spiegel sammetschwarz, nahe am Körper goldschillernd grün, vorn und hinten braunroth eingefaßt. Der Vorderhals ist weißlich, schwarz gefleckt, die Brust fast weiß, mit schwärzlichen unterbrochnen Streifen; der Bauch und die Schenkel braun, der Schnabel gelb mit schwarzer Wurzel und Spitze; die Füße bleifarben. Azara sah nur eine einzige Ente dieser Art zu Buenos-Ayres.

Anas bahamensis *Linn.* Anas Huthera *Bonnet.* Weißkehlige oder bahamische Ente. Diese und die Lutiriente (A. brasiliensis) führen in Brasilien den Namen Mareca und scheinen einander nahe verwandt zu sein. Die gegenwärtige, welche wir bis jetzt unvollkommen kennen, ist ungefähr 16 Zoll lang, und ihr Schnabel in der Mitte, sowol oben wie unten eingedrückt, wodurch sie eine Ähnlichkeit mit der vorhergehenden Ente Azara's verräth. Ihr Schnabel ist bräunlichgrau, hat aber an jeder Seite nahe bei der Wurzel einen orangerothen Fleck. Ihr Gefieder ist oben gelbgemischt bräunlichgrau; Backen und Kehle sind weiß; Gurgel, Brust und Schnabel röthlichgrau mit schwarzen Flecken, die Afterfedern ebenso, aber ungefleckt; die kleinen Deckfedern der Flügel sind graubraun, die der zweiten Ordnung entengrün mit schwarzen Spitzen; die Schwungfedern erster Ordnung schwarzbraun, die der zweiten rostgelb; die Ruderfedern bräunlichgrau; die Füße schwarz oder bleifarben. Sie ist in Brasilien, und, wiewol selten, auf den bahamischen Inseln einheimisch, ein Standvogel, und soll sich nach Pennant auf Bäume setzen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

Anas Balbul *Gmel.* Die unter dem arabischen Namen Balbul von Forskål beschriebene Ente ist nichts anderes als die männliche kleine Kriekente (A. Crecca), und keine besondere Art.

Anas Boschas *Linn.*, Anas schlechtweg, gemeine Ente. Insbesondere wild: Anas fera, Boscas oder Boschas maior, wilde Ente, Stockente, Märzente; zahm: Anas domestica, zahme Ente, Hausente; das Männchen: Endrach, Entrich, Entvogel, Drake, Wyk, Warte, Antrich, Anter; das Weibchen: Ente, Rätsche, Hatsche. Keine Art der Enten ist in der ganzen nördlichen Hälfte der Erde in der gemäßigten Zone so häufig wie diese. Nach Pennant wurden in der Nachbarschaft von Wainfleet allein in einem Jahre 31,200 Stück größtentheils Märzenten, und nach Latham in zwei Tagen 2646 gefangen. Daß bei dieser ungeheuren Menge Verschiedenheiten in der Größe und in der Farbe des Gefieders sich zeigen müssen, ist sehr begreiflich, ohne daß diese dazu berechtigten, diese als Abarten zu betrachten. Die wilde Ente ist 1 Fuß 9 Zoll bis 2 Fuß lang und wiegt von 2½ bis 3½ Pfund. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie 34 bis 36 Zoll. Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen, welches sich noch beim ersten Anblick dadurch unterscheidet, daß seine mittleren Ruderfedern aufgerollt sind; auch ist sein Schnabel stärker. Von den andern Entenarten unterscheiden sich beide Geschlechter dadurch, daß ihr Schnabel gleichbreit, ihr Kopf ohne Holle, ihre Hinterzehe hochstehend und mit einem kleinen Lappen versehen ist, und die Flügel den aus 20 Ruderfedern bestehenden Schwanz über die Hälfte bedecken. Das Männchen hat eine große Pauke. Der Schnabel des Entvogels ist am gewöhnlichsten grünlichgelb, doch bei einem sehr großen Exemplare, welches ich besitze, schwarz. Die Regenbogenhaut ist braun, der Kopf und Anfang des Halses ist glänzend schwärzlichgrün; seine Farbe hat dem sogenannten Entengrün seinen Namen gegeben. Unter diesem Grünen in der Mitte des Halses umgibt diesen ein weißes Halsband; die Gurgel und der Anfang der Brust sind rothbraun; der Rumpf ist greiß mit äußerst feinen zickzackförmigen schwarzen Querlinien; der Steiß, die gerollten Ruderfedern und Afterfedern sind schwarz; die Schwungfedern erster Ordnung und kleinern Deckfedern hell graubraun, die eilfte bis zwanzigste Schwungfeder bilden den Spiegel; sie sind glänzend violett, welches ins Blaue oder Grüne schillert, sodaß der Spiegel oft indigblau und oft goldglänzendgrün erscheint; die ersten Spiegelfedern sind an den Seiten, die übrigen am Ende schwarz mit weißer Spitze; ihre Deckfedern grau, gegen das Ende hin weiß, und an der Spitze sammetschwarz; die geraden Ruderfedern sind graubraun, weiß gerandet. Die Füße sind bei beiden Geschlechtern, wenn sie erwachsen sind, orangeroth, wenn sie jung sind, schwärzlich; übrigens ist das Weibchen außer im Spiegel, dem Männchen in der Farbe sehr unähnlich, der Schnabel desselben ist häufig olivengrün, doch auch zu Zeiten mehr gelb, oder fast orange, auch bisweilen gefleckt. Seine Federn sind braun, mit rostfarbenen Rändern, doch die Kehle und ein Strich von der Schnabelwurzel über das Auge bis zum Ohre sind weißlichrostfarben; die Flügel wie beim Männchen.

Als Abarten gibt man folgende an:

1) Die Storente, Storzente, Anas torquata

major, Boschas major. Sie soll viel größer als die gemeine, nach Brisson 30 Zoll lang und 45 Zoll breit sein, einen an der Spitze schwarzen Schnabel und schwarzbraunen Rücken haben.

2) Die Roßente, Boschas naevia, von der Größe der gemeinen, mit schwarz und gelb geflecktem Rücken. Sie ist vielleicht nichts weiter als ein junger Erpel.

3) Die Schildente, Heideente, Anas Boschas nigra, etwas kleiner als die gemeine und dunkler gefärbt, besonders der Kopf fast schwarz.

4) Die Schmielente (unrichtig Schmalente), Anas juncea, ist vielleicht eine eigene Art, welcher ich unter diesem Namen besonders gedenken werde.

Die zahme Ente gleicht oft vollkommen der wilden, nicht selten unterscheidet sie sich aber von ihr durch die Farbe des Gefieders, die bald dunkler, bald heller, oft ganz weiß ist, und dann fehlt ihr selbst der anders gefärbte Spiegel; auch trifft man sie mit einer Holle an.

Überall, wo man die wilde Ente antrifft, ist sie häufig, und mehr Strichvogel als Zugvogel. Selbst Grönland verläßt sie im Winter nicht, und nur die Kälte, welche alle Gewässer gefrieren macht, treibt sie nach solchen Gegenden hin, wo sie offenes Wasser findet. Doch scheint sie auch hin und wieder wirklicher Zugvogel zu sein, und so erscheint sie in Frankreich, Syrien, Ägypten, vorzüglich nur im Winter in großer Menge. Die schnatternde Stimme, die beim Männchen tiefer und heiserer als beim Weibchen und ungefähr wie Draak, oder Draak klingt, ist allgemein bekannt. Sie leben im Sommer paarweise, im Winter in große Truppen versammelt, und gewöhnlich nur an süßen Wassern, Seen, Flüssen, Sümpfen und Teichen. Sie fliegen mehrentheils unordentlich, doch zu Zeiten auch in Reihen und einem V, und streichen vorzüglich des Nachts von einem Wasser zum andern. Sie fliegen mit großer Schnelligkeit, und steigen, aufgejagt, selbst vom Wasser oft senkrecht in die Höhe, gehen aber watschelnd und schlecht. Obgleich ihre Hinterzehe nicht ganz ohne Lappen ist, so tauchen sie nach ihrer Nahrung doch nur mit dem halben Leibe unter. Sowol wild als zahm sind sie wahre allesfressende Thiere. Kleine Fische, Fischrogen, Reptilien aller Art, selbst Schlangen, Regenwürmer, Engerlinge, Raupen, Schnecken, Crustaceen, Wasserkräuter, besonders das Entengrün, Gras, Getreide aller Art, vorzüglich Gerste, sind ihre gewöhnlichste Nahrung; sie suchen sie schwimmend, nach ihnen gehen sie auf den Rasen und wühlen mit ihrem Schnabel, der durch die starken, sich unter seiner Oberhaut verbreitenden Nerven ein äußerst feines Gefühl hat, in der Erde und im Miste; vorzüglich gern besuchen sie zur Erntezeit und nach derselben die Äcker, und werden durch den Genuß der Getreidekörner sehr fett. Eben daher lassen sich auch die zahmen Enten leicht da halten, wo es ihnen nur nicht an Wasser fehlt, und gern begatten sie sich mit den wilden. Wo der Entenstall gegen das Wasser hin von Latten erbaut ist und Fallthüren hat, welche die Enten von Außen öffnen können, nehmen die zahmen ihre wilden Gatten, Gattinnen oder Freunde mit in den Stall, und werden leicht die Beute des Besitzers, da, wenn er hineingeht, die wilden sich gleich durch ihr Auffliegen verrathen, indem die zahmen sich ruhig verhalten. Jene werden dann gefangen und geschlachtet. Die Bastarde, welche man durch die Vermischung der wilden und zahmen Enten erhält, müssen aber gegen den Winter gelähmt, oder durch einen zahmen Entrich zusammengehalten werden, wenn sie nicht mit ihren wilden Verwandten fortfliegen sollen. Die zahmen Enten leben zwar in Polygamie, die wilden aber in Monogamie, und wenigstens vom März bis in den October paarweise beisammen. Das Männchen vertreibt mit Beißen seine Nebenbuhler. Im März begatten sie sich, und im April legt die wilde Ente 9 bis 15, die zahme 20 bis 30 hellolivengrüne Eier entweder auf das bloße Gras, zwischen Heidekraut, unter Sträuchern, ja nicht selten auf ziemlich hohe Bäume in ein Nest von Binsen, Gras, Ginster, u. dgl., und einigen Federn; am gewöhnlichsten nahe am Wasser, nicht selten ziemlich weit davon entfernt. In 20 bis 30 Tagen werden die Eier ausgebrütet, und die Ältern führen ihre Jungen sofort zum Wasser. War das Nest auf einem Baume, so tragen sie die Jungen im Schnabel herunter. Die Jungen sind an den obern Theilen mit dunkelbraungrünem, unten mit schmuziggelbem Flaum bedeckt, haben über den Augen einen gelben, durch dieselben einen schwarzen Strich. Im ersten Gefieder sind Männchen und Weibchen in der Farbe wenig verschieden. Man hat häufige Beispiele, daß zahme Entriche Hühner, und Hähne Enten treten, und Taube in seiner Naturgeschichte, von Zelle und Schöpf in seiner Reise durch Nordamerika wollen sogar aus dieser Begattung entstandene Bastarde gesehen haben. Die Entriche mausern am Ende des Mai, wann die Weibchen brüten, diese erst gegen das Ende des Juni. Bei beiden währt es beinahe drei Wochen, ehe sie ihr vollständiges Gefieder wieder erhalten. So scheu auch die wilde Ente ist, so leicht läßt sie sich doch zähmen. Das Fleisch der wilden Enten ist gewöhnlich zarter als das der zahmen, hat aber leicht einen fischigen Geschmack, den man indessen auch nicht selten bei den letztern findet, besonders wenn sie viele thierische Nahrung genossen. Die Eier sind nicht so wohlschmeckend, wie die der Hühner, aber doch an Gebackenem ebenso brauchbar, und dazu werden sie oft ihres dunkelgelben Dotters wegen vorgezogen. Die Federn und Dunen sind zwar nicht so gut wie die der Gänse, und ballen sich leicht in den Betten, können aber doch auf die nämliche Weise angewendet werden.

Anas brasiliensis, Cutiri oder brasilische Ente, Mareca. Diesen Namen führt sie nach Markgraf, sowie die weißkehlige Ente (A. bahamensis) in Brasilien. Sie gleicht derselben an Größe und Gestalt, hat einen schwarzen Schnabel, ist oben schwarzbraun, die Kehle weiß, vor den Augen ein runder gelblichweißer Fleck, Brust und Bauch sind graubraun mit Goldgelb gemischt, der Spiegel schön blau, grünschillernd, hinten mit einem schwarzen und weißen Bande eingefaßt, die Füße sind hochroth. Irre ich nicht sehr, so ist sie das Weibchen derjenigen, welche in Paraguay nach Azara Ipecutiri heißt, von ihrer Stimme, die wie Tiri oder Cutiri lautet. Das Männchen ist 16¾ Zoll lang, wo-

von der Schnabel 1½ Zoll, der aus 14 Ruderfedern bestehende Schwanz 26 Zoll wegnehmen. Der Schnabel ist dunkelröthlich, der Kopf gelbröthlich braun: an den Seiten und die Kehle weiß; Hinterhaupt und Genick schwarz; der Rest des Halses und der Unterleib braun mit Fuchsroth vermischt, und einigen schwarzen Flecken an der Seite; der Vorderrücken, die Flügeldeckfedern und letzten Schwungfedern hellbraun; der Unterrücken, der Schwanz und die kleinsten Flügeldeckfedern glänzend schwarz; der Spiegel, wie ihn Markgraf beschreibt; die Füße roth. Das etwas kleinere Weibchen hat minder lebhafte Farben, einen bleifarbenen Schnabel, und über dem vordern Augenwinkel, sowie am Mundeswinkel, einen weißen Fleck. Diese Ente ist in Paraguay häufiger als am Platafluſſe. Man sieht sie gewöhnlich paarweise, doch auch in Truppen. Sie sind nicht scheu, mausern Anfangs August, und nisten in ebendiesem Monate im Schilfe. Ihre Eier sind 23 Linien lang, 16 Linien dick, an einem Ende viel dünner als am andern, und weiß.

Anas bucephala, s. Anas Albeola.
Anas cairina, s. Anas moschata.
Anas campestris, s. Otis Tetrax.

Anas capensis, blaubrüstige Ente, capsche Pfeifente. Diese Ente vom Vorgebirge der guten Hoffnung beschrieb Latham nach einer Zeichnung in Banks' Sammlung. Sie ist 15 Zoll, ihr Schnabel 2 Zoll lang und roth, an der Wurzel schwarz, der Kopf ist bläulichgrau mit kleinen schwärzlichen Punkten, der Unterhals und die Brust sind bläulichgrau, grau gerändet, der Rücken ist röthlichbraun, mit gelblichweißen Rändern, die Schwungfedern dunkelaschfarben, der Spiegel hellbläulichgrün, oben und unten mit einem weißen Bande; die Füße hellroth, die Schwimmhaut schwarzbraun.

Anas carolinensis, carolinische Ente, amerikanische Kriekente. Forster und Pennant halten sie wol mit Recht für eine bloße Abart der Krieke (A. Crecca), von welcher sie sich blos dadurch unterscheidet, daß ihr (wie es auch bei dieser manchmal der Fall ist) der weiße Streif über und unter dem Auge fehlt, und sie über jeder Schulter einen weißen mondförmigen Streif hat. Sie findet sich von Carolina bis Hudsonsbai als Zugvogel in Wäldern und Ebenen an kleinen Teichen, und brütet fünf bis sieben Junge aus.

Anas caryophyllacea *Lath.*, A. erythrocephala *Bonnet.*, rothköpfige Ente. Nach der Abbildung zu urtheilen ist der an der Spitze etwas herabgebogene, etwa 17 Zoll lange rothe Schnabel halbkegelförmig, und sie mithin eine Eider. Ihre Länge beträgt 20½ Zoll, und sie unterscheidet sich dadurch, daß ihr Kopf und Genick mit nelkenrothem Flaum bedeckt sind; ihr Schwanz ist 2 Zoll lang, und wird zu einem Drittheil mit den Flügeln bedeckt, über welche sich die Schulterfedern gekrümmt legen. Übrigens ist sie chocolatbraun, nur drei oder vier der mittlern Schwungfedern bilden einen rostrothen Spiegel; die Füße sind bläulichgrau. Sie ist in mehren Gegenden Indiens, besonders in Oude, einheimisch, lebt gewöhnlich paarweise und wird häufig zahm gehalten.

Anas Casarca, s. A. rutila. Anas caudacuta, s. A. acuta. Anas Chilli colore, s. A. cyanoptera.

Anas chinensis *Osbeck.* A. Hina *Gmel.*, chinesische oder Hinaente, Hinakriekente, chinesisch: Hina-a ist, wenn man die unvollkommene Beschreibung Osbeck's aufmerksam liest, zuverlässig nichts anders als die Krieke (A. Crecca).

Anas cinerascens, und Anas cinerea, aschgraue Ente. Beide Artikel müssen wir, wegen schrecklicher Verwirrung, durchaus vereinigen. Unter dem Namen Anas cinerea beschrieb S. G. Gmelin in seiner Reise durch Rußland, wie es bereits Pallas in der Vorrede zum vierten Bande dieser Reisen angab, und Beschreibung und Abbildung es beweisen, das Weibchen der A. rufina. Bechstein beschrieb in seiner Naturgeschichte Teutschlands, erste Aufl. unter ebendiesem Namen ein Männchen und ein Weibchen in Teutschland geschoßner Enten. Sie waren 1½ Fuß lang, ihre Flügel reichten bis zur Spitze des Schwanzes, der Schnabel hatte an der Wurzel auf beiden Seiten erhöhte Furchen, endigte sich in einen bloßen Fortsatz, war oben schwarz und unten fleischfarben; die Füße stahlfarben; die Schwimmhaut schwarz; der Kopf des Männchens sehr erhöht, in der Mitte schwärzlich, die Federn braungerändet, die Seiten aschgrau mit gelber Einfassung, das Kinn weißlich mit gelben Endspitzen; die Zügel weißgelb, die Augenkreise weiß; der Hals dunkelroth, die Gurgel weiß; der Rücken schwärzlich, gelb punktirt, der Steiß schwarz, Brust und Bauch aschgrau, der After abwechselnd weiß, aschgrau und schwärzlich; die großen Flügeldeckfedern schwärzlich, die übrigen grau, alle wenigstens an der Spitze grau punktirt (relata refero, denn wie man grau auf grau unterscheiden könne, wenn nicht das eine dunkler ist als das andre, sehe ich nicht ein, welches aber das dunklere sei, die Grundfarbe oder die Punkte, wird selbst in der zweiten Auflage nicht gesagt); die Schwungfedern aschgrau, die vordern an ihrer äußern Fahne und Spitze schwarz, die folgenden vorn mit weißem Rande, und neben demselben weiß punktirt, die letzten ganz schwarz. Der runde Schwanz besteht aus 14 schwärzlichen, gelbgerändeten Federn. Beim Weibchen war auch die untere Kinnlade schwarz, die weißgelben Zügel fehlten; der Hals war schmuzig rothbraun, an der Gurgel die Federn gelb, braun gerändet; der Rücken schwarzbraun mit theils gelbbraunen, theils weißen Rändern; Unterrücken und Steiß schwärzlich; Brust und Bauch weißgrau, Deckfedern der Flügel grau. Woher er es wisse, daß diese wirklich Männchen und Weibchen derselben Art waren, sagt Bechstein nicht. Keine von beiden stimmt vollkommen mit Gmelin's Anas cinerea überein, Meyer, in Meyer und Wolf Taschenbuch, hält sie für eine junge Trauerente (Anas nigra), Bechstein selbst in der zweiten Ausgabe seiner Naturgeschichte Teutschlands, wo er sie Anas cinerascens nennt, für eine junge Tafelente (A. ferina), und sagt im dritten Theile seines ornithol. Taschenbuches: „Meine aschgraue Ente scheint ein junger Vogel zu sein, oder ein alter nach der Mauser. Ob aber grade eine junge Trauerente, oder nicht vielmehr eine Tafelente, oder, wie Pallas will, eine Kol-

benente, darüber ist bis jetzt noch nicht mit Gewißheit zu entscheiden." Ich lasse es also auch unentschieden, glaube indessen, daß Bechstein selbst am richtigsten muthmaßt, wenn er sie für eine junge Tafelente hält. Suckow hat den Namen Anas cinerea der kurzflügeligen Eider (Anas brachyptera), und dieser aschgrauen Ente den, der schwärzlichen Ente, Anas nigricans, gegeben. Meyer und Temminck sehen diese Ente mit Naumann's weißwangiger Ente, Anas albigena, für einerlei an, und der Letzte hält sie für eine eigene Art, die er auch Anas cinerascens nennt.

Anas Circia, Sommerhalbente, Sommerkriekente, Sommerente, Zirpente. Das Männchen und Weibchen der kleinen Krieke (A. Crecca) sind in ihrem Farbenkleide so verschieden, daß sie häufig als verschiedene Arten betrachtet wurden. Jenes nannten die alten Ornithologen, ebenso wie die männliche Knäkente (A. Querquedula): Querquedula, dieses: Anas Circia, und Willughby im Englischen das Männchen Teal, das Weibchen Summer-Teal, Albin dagegen bildete unter dem Namen Teal, Querquedula die männliche, unter dem The Hen French Teal, Querquedula Franciae, die weibliche kleine Krieke (Anas Crecca), unter dem Namen The Summer-Teal, Anas Circia aber Männchen und Weibchen der Knäkente (Anas Querquedula) ab. Linné beschrieb die Knäkente zweimal, einmal nach der Natur unter dem Namen Anas Querquedula, das andere Mal nach Rudbeck's und Albin's Abbildungen als Anas Circia, führte aber dabei unrichtig Anas Circia Gesn. Aldrov. *Will.* an. Ebendiesen Fehler beging Brisson, welcher die Knäkente nach der Natur als Sarcelle, Querquedula, nach Albin als Sarcelle d'été, Querquedula aestiva, beschrieb. Hierdurch entstand nun eine große Verwirrung, die Buffon vorzüglich dadurch vermehrte, daß er unter seiner Sarcelle d'été die Beschreibung der Knäkente, und die Lebensart der kleinen Krieke vereinigte. Die spätern Naturforscher und Reisenden nennen noch oft drei Arten, Anas Querquedula, Circia und Crecca, und dann ist es schwer zu entscheiden, was sie unter dem einen oder andern Namen verstehen, am gewöhnlichsten indessen, wo Beschreibungen es möglich machen, sie zu erklären, unter Anas Circia die weibliche oder junge männliche, unter Anas Querquedula die alte männliche Knäkente; doch hat Bloch die Luftröhre der männlichen Knäkente als die der Anas Circia, die der Krieke als der Anas Querquedula und Crecca abgebildet, und Hönert nennt die Knäkente A. Crecia, die Krieke A. Circia.

Anas cirrhata, s. Anas Fuligula.

Anas Clangula, A. platyrhynchos, goldaugige Ente, Schellente, Quackente, Goldäugelein, Kobelente, Brillente, Klapperente, u. s. w. Das Weibchen und junge Männchen insbesondere: Anas Glaucion, A. melanocephala *Herm.*, Glaucion *Bel.* Spatelente. Die goldäugige Ente unterscheidet sich dadurch, daß ihr Kopf wulstig ist und die beiden mittelsten Ruderfedern ihres übrigens keilförmigen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanzes kürzer als die nächst vorhergehenden sind. Das Männchen ist 18¼ bis 19 Zoll lang und klaftert 28⅓ bis 29 Zoll. Der Schnabel ist vor der Stirn viel höher als breit, sehr conver und schwarz; die Augen haben einen goldgelben Regenbogen. Die Flügel reichen bis zu einem Drittheil des Schwanzes und bestehen aus 23 Schwungfedern; die Schulterfedern sind abgerundet; die Füße stehen weit zurück, sind röthlichgelb, die Schwimmhaut aber schwarz, und die hintere Zehe unten breitlappig. Beim alten Männchen ist der Kopf mit dem Anfange des Halses sammetschwarz, ins Grüne und Violette schimmernd, und neben dem Mundeswinkel befindet sich ein großer weißer Fleck, der übrige Hals und alle untere Theile sind schneeweiß, sowie der größte Theil der kleinen Flügeldeckfedern, und die 16. bis 21. Schwungfeder. Der Rücken und die ihm nächsten Schulterfedern, die letzten Schwungfedern und der Rand des Flügels sind sammetschwarz; die Ruderfedern und 14 ersten Schwungfedern mit ihren Deckfedern sind graulich-braunschwarz, die nächst folgenden schwarz und weiß; die Seiten und der hintere Theil der Schenkel schwarzbraun. Man findet zu Zeiten einige Abänderungen in der Farbe, z. B. einen grauen Kopf und Rücken, eine weiße Kehle u. s. w. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, nur 15 bis 16½ Zoll lang und der Kopf nicht so wulstig. Beim alten Weibchen ist der Schnabel schwarz, zu Zeiten oben an der Wurzel gelblich, der Kopf und Anfang des Halses dunkelbraun, doch das Genick weiß punktirt; der Hals weiterhin weiß, vorzüglich vorn, wodurch ein Halsband gebildet wird, Gurgel und Nacken stahlgrau; das übrige ungefähr wie beim Männchen, nur das Schwarze braunschwarz, das Braune eisengrau und die Deckfedern der Flügel schwärzlich, und die der zweiten Ordnung weiß mit braun geranbeter Spitze. Bei vielen alten Weibchen fehlt das weiße Halsband, oder ist nur am Vorderhalse bemerkbar, bei andern sind die obern Theile des Körpers mehr aschgrau oder braun, mit mehr oder weniger hellen Rändern, manche haben einen schwarzen Kopf, doch ohne Schiller u. s. w. So sehen auch die Männchen im ersten Jahre aus, nur ist bei jungen Vögeln der Schnabel mehr bleifarben, und die Augen grünlichgelb. Ein solcher junger Vogel ist von Linné als das Weibchen der Anas Glaucion, und als das Männchen derselben entweder ein heuriges Männchen oder altes Weibchen beschrieben, und daraus eine eigene Art gebildet, als zu welcher er richtig Belon's Morillon oder Glaucion, aber unrichtig Brisson's Glaucion, brachte, da diese letztere eine junge Straußente (Anas Fuligula) ist. Beim jungen Männchen ist doch der Kopf wulstiger und gewöhnlich schwärzer als beim Weibchen, aber der weiße Fleck am Mundeswinkel fehlt ihm noch. In diesem Zustande scheint er die isländische Ente (A. islandica) zu sein. Die Luftröhre des Männchens hat in der Mitte eine große ellipsoidische Erweiterung und eine große Pauke.

Man findet die Schellente in ganz Europa, einem großen Theile von Asien, wenigstens bis an den Baikal, und in den östlichen Gegenden von Nordamerika, nach Beschaffenheit des Klima's als Zugvogel, Strichvogel oder Standvogel. Die Küsten des Meeres und tiefe Teiche

und Landseen sind ihr angenehmster Aufenthalt, und auf den letztern hält sie sich immer auf den tiefsten Stellen auf, schwimmt dort und taucht mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit, wobei sie nicht selten auf derselben Stelle wieder herauskommt, auf der sie sich in die Tiefe versenkte, um ihr Futter zu suchen. Beim Schwimmen sträubt sie die Federn des Kopfes, und ist über die Hälfte im Wasser. Selten kommt sie, außer zur Brütezeit, ans Ufer, putzt und trocknet sich aber bei Sonnenaufgange auf kleinen, aus dem Wasser hervorragenden, Erhöhungen. Sie fliegt gewöhnlich niedrig, mit starker Bewegung der Flügel, wodurch sie ein Geräusch hervorbringt, von dem sie den Namen der Schellente erhalten hat. Ihre Stimme selbst klingt wie Krah. Sie ernährt sich fast von allem, von Wasserpflanzen und andern Kräutern, Wasserinsekten, Crustaceen, Knospen, Wurzeln, Schalthieren, Fröschen und Fischen, und ihr Geschmack ist daher bald gut, bald thranig. Sie brütet in Teutschland im Anfange des Aprils, am Don im Mai, in hohlen Bäumen, Fuchslöchern, auf Bäumen, am Ufer, oder auf kleinen beschilften Erhöhungen im Wasser, und legt in ihr kunstloses doch mit vielem Flaum gefüttertes Nest 7—10, ja bis 17 weiße Eier, die in 28—30 Tagen ausgebrütet werden. Das Männchen bekümmert sich wenig darum, sondern besucht nur am Abend sein Weibchen, sie zu treten; dies dagegen ist so sorgfältig bei seinem Brüten, daß es, auch oft vom Neste verjagt, doch seine Eier nicht verläßt, und leicht auf denselben erschlagen werden könnte.

Anas clypeata, platyrhynchos, latirostra major, Löffelente, Schildente, Taschenmaul, breitschnäbelige Ente, Mexicanisch: Tempatlahoac, das Weibchen Yacapatlahoac (s. A. mexicana *Gmel.*), wie es mir scheint die *Βοσκὰς* der Griechen, Boscis des Columella. Das Männchen ist 18½ bis 19 Zoll, des Weibchen 16 Zoll lang; die Flügelweite des erstern beträgt 30, des letztern 28 Zoll. Sie ist auffallend durch ihren Schnabel von den andern Enten verschieden, denn die obere Kinnlade beschreibt nach Vorn hin mit ihrem Rande einen nach Außen und nach Unten converen Bogen, wodurch er etwa in zwei Drittheilen seiner Länge die größte Breite erhält, und von da an in die Höhe steigt; er ist an der Wurzel 11 Linien hoch, und 7½ Linien breit, weiterhin beträgt aber seine Breite 13 Linien. Die obere Kinnlade ragt überall weit über die auch erweiterte untere herüber, die Blätter, besonders der obern Kinnlade sind sehr lang und fast borstenartig; seine Farbe ist bei alten Männchen schwarz, bei jüngern unten gelb, bei noch jüngern schwarzgrün; bei den Weibchen braun mit gelbem Rande. Die Augen haben einen gelben Regenbogen. Die Flügel bedecken drei Viertheile des 3 Zoll 7 Linien langen, aus 14 keilförmigen Ruderfedern bestehenden, keilförmigen Schwanzes; die Füße sind orangegelb oder roth, und die Hinterzehe mit einem schmalen Lappen versehen. In der Farbe sind Männchen und Weibchen sehr verschieden, bei jenem ist der Kopf am gewöhnlichsten dunkelgrün, manchmal mit einem schwarzen über den Oberhals hinlaufenden Strich, oder grauschwarzbraun, mit helleren Rändern, grünschillernd; der Anfang des Halses stets glänzendgrün; der Unterhals, die Schultern, ein durch die Enden der Deckfedern zweiter Ordnung gebildetes Band über die Flügel, und die Seiten des Unterrückens sind weiß; die Federn des übrigen Rückens graubraun mit sehr schmalen weißen Rändern, die Brust und der Bauch rothbraun; die Schwungfedern erster Ordnung graubraun, die der zweiten sammetgrün, die Ellenbogenfedern und langen, spitzen, keilförmigen Schulterfedern schwarz oder schwarz und weiß; die letzten Schulterfedern ganz weiß; die kleinern Deckfedern graublau, die Ruderfedern grauweiß gerandet, oft die äußersten oder alle ganz weiß; die Steißfedern glänzend schwärzlichgrün.

Zu Zeiten ist der Spiegel statt grün purpurfarben, violett oder blau, und Brust und der Bauch weiß, oder die Gurgel statt weiß braunroth, und aus diesen Abänderungen sind die Anas platyrhynchos, und die Anas rubens, die rothbrüstige oder lincolnische Ente gebildet.

Das Weibchen ist braun, mit weißlichrostfarbiger Einfassung der Federn; ihre Kehle und Brust rostfarbig weiß, das Übrige wie beim Männchen, nur die Farben minder lebhaft. Die Luftröhre des Männchens ist gleichweit und hat am Ende eine kleine Pauke.

Die Löffelente bewohnt die nördliche gemäßigte Zone in Asien, ganz Europa und dem östlichen Amerika, und steigt weder weit nach Norden hinab, noch ziehend bis Süden hinauf; in Holland ist sie fast das ganze Jahr hindurch häufig, auch im Norden von Teutschland brütet sie, und gegen den Winter, doch sehr spät und nur durch die zugefrornen Gewässer verdrängt, wandert sie nach dem südlichen Teutschland, der Schweiz, Italien, Griechenland, Syrien und Mexico. Sie ernährt sich vorzüglich von Wasserinsekten, Wasserpflanzen und Crustaceen, doch auch von kleinen Schnecken, Muscheln und seltner von kleinen Fischen. Ebendaher ist ihr Fleisch wohlschmeckend. Sie nistet in sumpfreichen und mit vielem Gebüsch bewachsenen Teichen und legt 11—14 hellgelblichgrüne Eier. Das Männchen ist sehr hitzig und verfolgt selbst oft die weiblichen Märzenten. Vielleicht werden so manchmal Bastarde erzeugt, die dann als neue Arten oder Abarten in den Systemen prangen.

Anas Cogolca, s. A. Penelops.

Anas collaris *Merr.* Halsbandige Ente. Le Canard rouge et noir, *Azara*. Diese Ente unterscheidet sich in der Bildung ihres Körpers dadurch, daß von ihren 27 Schwungfedern die erste die längste ist, und sie 16 Ruderfedern besitzt. Sie ist 17 Zoll, ihr Schnabel 22 Linien, der Schwanz 2⅓ Zoll lang, die Flügelweite 31¼ Zoll. Der Schnabel ist oben dunkelblau, am Rande und unten himmelblau; die Füße bleifarben; der Kopf braunroth, mit einem schwarzen Strich über die Haube hinter den Hals hinab, den ein vorn breiteres, weißliches Halsband in zwei gleiche Theile theilt; der Rest des Halses rostgelb; die Schulterfedern fast schwarz, mit braunrothen Rändern; die Steißfedern gelblich-weiß; Rücken, Schwanz und Flügel schwarz, mit einer röthlichen Einfassung der kleinern Deckfedern mitten auf dem Flügel; Brust und Bauch braunroth. Sie hält sich seltener in

Paraguay, als zu Buenos-Ayres auf, und schreit hi-hi-hi. Zwischen Männchen und Weibchen findet man keinen Unterschied.

Anas cornuta, s. A. Tadorna.

Anas coromandeliana. Schillernde oder coromandelsche Ente oder Kriekente. Sie ist um ein Drittheil kleiner, wie die Kricke (A. Crecca); der Schnabel schwarz; die Füße schwärzlich, doch die Zehen oben ins Gelbe fallend. Beim Männchen umgeben den Schnabel weiße Federn, auch die Wangen und alle untern Theile sind weiß; die Haube, der Rücken, die Flügel und der Schwanz sind schwärzlich, am Kopfe und Rücken grün schillernd; der Hinterhals ebenso gefleckt; die größern Schwungfedern gegen das Ende hin weiß, mit schwarzer Spitze. Bei dem Weibchen ist das Schwärzliche ohne grünen Schiller und fällt mehr ins Braune; der Unterhals ist wellenförmig weiß, schwarz und rostfarben gestreift, der Bauch und After rostfarben. Küste Coromandel.

Anas Coscoroba *Molina*. Coscoroba, Coscoroba-Ente oder Gans. Obgleich Molina sie eine Gans nennt, so ist sie doch unstreitig eine Ente, weil sie einen vorn erweiterten Schnabel hat. Sie ist ganz weiß und Schnabel und Füße sind roth. Sie ist in Chili zu Hause, und sowol wegen ihrer Größe, als der Leichtigkeit, womit sie sich zähmen läßt, schätzbar; sie gewöhnt sich leicht an den, der ihr zu fressen gibt, und folgt ihm überall nach.

Anas Crecca *Linn.* Anas chinensis *Osbeck.* Anas Hina *Gmel.* Kricke-Ente, Kricke, kleine Kricke oder Krieke, Krickente oder Kriekente (unrichtig Kriechente), Franzente; griechisch: *Πηνέλοψ;* mexicanisch: Pepitz on; chinesisch: Hina-a. Insbesondere das Männchen Querquedula, Querquedula secunda oder minor. Anas Balbul *Forsk.* Das Weibchen Anas Circia *Gesn.* Anas Sirsaeir *Forsk.* So ähnlich auch die kleine Kricke, besonders das Weibchen, der großen Kricke (A. Querquedula *Linn.*) ist, so kann man doch beide gleich an der Zahl der Ruderfedern unterscheiden, deren die kleine 16, die große nur 14 hat; auch sind bei den alten Vögeln der gegenwärtigen Art die Federn am Genicke länger und können aufgerichtet werden. Die männliche Kricke ist 14⅓—14½ Zoll lang, die weibliche höchstens um einen Zoll kleiner. Mit ausgebreiteten Flügeln mißt sie 20—22 Zoll. Der 17 Linien lange Schnabel ist gleichbreit und schwarz. Die Flügel bedecken zwei Drittheile des 3 Zoll langen, rundlichen Schwanzes und bestehen aus 23 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist. Die Schulterfedern sind lang, zugespitzt und schlagen sich bei alten Vögeln etwas über den Flügel. Die Füße sind grau oder braun, die Schwimmhaut schwarz und die Hinterzehe mit einem schwachen Lappen versehen. Kopf und Anfang des Halses sind beim Männchen braunroth, doch das Kinn schwarz. Die Augengegend und von da ein breiter Streif bis zum Genicke sind atlasgrün, violettschillernd, und dies Grün oben sowol wie unten mit einem weißen Striche eingefaßt, von denen jedoch zu Zeiten einer fehlt. Die langen Federn am Genicke sind violettglänzend schwarz. Der Nacken, Oberrücken und die Schultern sind zart schwarz und weiß wellenförmig gestrichelt; der Unterrücken graulichbraun; der Rumpf unten weiß, mit ziemlich großen, schwarzbraunen Flecken an der Gurgel und schwarzbraunen, wellenförmigen Streifen am Bauche. Die Flügel sind bräunlich-grau, doch die 11—16. Schwungfeder an der äußern Fahne sammetschwarz, am Rande der Spitze weiß; die 17—19. glänzendgrün, ins Violette schillernd, mit weißer Spitze, die 20., soweit sie nicht bedeckt ist, glänzendschwarz, gelblichweiß gerandet; die Deckfedern zweiter Ordnung an der äußern Seite und Spitze weiß, die dem Körper nächsten aber an der Spitze ziegelroth. Die Ruderfedern grauschwarz, die Steiß- und Afterfedern schwarz, weiß gerandet. Nach Naumann soll das Männchen nach der Mauser im Kleide des Weibchens erscheinen und nur am schönern Spiegel und den heller aschgrauen Flügeln kenntlich sein. Die Federn des Weibchens sind dunkelbraun, mit hellern Rändern, nur Kinn und Kehle weiß und die Flügel fast wie bei dem Männchen; der Schnabel ist braunschwarz, am Rande und unten bräunlichgelb. Die gleichweite Luftröhre des Männchens hat ein sehr kleines Labyrinth.

Die kleine Kricke ist eine der häufigsten und, wenngleich die kleinste, doch die wohlschmeckendste und feisteste der inländischen Enten. Sie hält sich mehr auf Sümpfen, Morästen und Seen, als auf Flüssen auf, und ist in Teutschland mehr Strich- als Zugvogel. Sie bewohnt die ganze nördliche Hälfte der Erde, und steigt vielleicht selbst bis zur südlichen hinab. Osbeck fand sie in China (denn seine A. chinensis ist keine andere), und selbst sah Latham Abbildungen von ihr aus Coromandel. Forskål fand sie in Ägypten; denn die Ente, welche dort Balbul heißt, ist nach seiner Beschreibung nichts anderes, als das Männchen, die Sirsaeir nichts anderes, als das Weibchen der Kricke. Fernandez fand sie in Mexico, und unstreitig ist sie auch in Nordamerika, denn die Anas carolinensis ist wol, wie der alte Forster bemerkte, eine Abart von ihr, die sich nur durch einen weißen, halbmondförmigen Fleck am Flügelbug unterscheidet. In Holland ist sie auf ihrem Zuge so häufig, daß Sepp ganze beladene Wagen auf den Markt von Alkmaer bringen und das Paar für einen Stuiver (8 Pfennige) verkaufen sah. Die Kricke fliegt schnell, leicht, geräuschlos, und taucht, außer in Gefahr, nicht weiter, wie mit halbem Leibe unter. Ihre Stimme klingt bei beiden Geschlechtern wie quak, quak, auch zu Zeiten wie krek, woher sie ihren Namen hat. Sie ernährt sich von Meerlinsen und andern Wasserpflanzen, besonders deren Samen und denen der Gräser, kleinen Schnecken, Insekten, und besonders gern sucht sie auf den Stoppelfeldern ausgefallene Gerste und Hafer auf. Sie lebt in Monogamie und brütet in einem kunstlosen Neste aus Gras, Rohr rc., das mit Flaum gefüttert und am Ufer oder auf kleinen Erhöhungen der Gewässer zwischen Schilf, Liesch rc. angelegt ist, 9—14 schmuzigweiße Eier, nach Baillon (in *Buff.* Hist. des Ois.) in 21—23, nach Bechstein in 25—28 Tagen aus, und die Jungen folgen gleich den Ältern ins Wasser. Sie lassen sich leicht zähmen und sind vielleicht die Querque-

dulae, welche die alten Römer mit den gemeinen Enten auf ihren Höfen hielten.

Anas cristata *Aldrov.* et *Rau*, ist das alte Männchen von A. Fuligula, und ganz verschieden von

Anas cristata *Gmel.* Buschige Ente, Straußente, Buschente. Dieser Vogel, den wir nur aus Latham's nach Banks' Abbildungen verfertigter Beschreibung kennen, ist vielleicht eine Eider, denn man bemerkt, wie Latham in einer Anmerkung sagt, in der Zeichnung am Flügelbug einen Knollen, der doch sonst in der Regel nur den Eidern eigen ist. Latham wollte diesen Knollen indessen nicht in die Beschreibung aufnehmen, weil die Handschrift nichts davon sagte. Ich lasse ihn daher vorläufig auch unter den Enten, da ich die Gestalt seines Schnabels nicht kenne, und dessen aufwärts gebogene Richtung, wie die Holle, mir dafür zu reden scheinen. Er ist so groß, wie eine gemeine Ente und $26\frac{1}{4}$ Zoll lang. Der $22\frac{1}{4}$ Linien lange Schnabel ist schwarz, doch die Ränder der Unterkinnlade sind gelblich; die Augen roth; die Haube, deren Federn am Hinterhaupte sich in eine Holle verlängern, schwarzbraun; die Stirn, die Wangen und der Hinterhals hell aschgrau; der Vorderhals hell isabellfarben, gegen die Mitte schwarzbraun und rostig gefleckt; Rücken und Flügeldeckfedern schwarzbräunlich-grau, Unterrücken und Steiß hell röthlichgrau, der Spiegel schönblau, unterhalb mit einem weißen Bande; Schwungfedern und Ruderfedern schwarz; die erstern sind spitz und ragen über den Schwanz hinaus. Staatenland.

Anas curvirostra, s. A. adunca. A. S. Cutberti, s. Anas mollissima.

Anas cyanoptera *Merrem.* Blauflügelige Ente. Azara's Canard aux ailes bleues. Diese Ente ist am Plata und in Buenos-Ayres einheimisch. Sie ist $17\frac{1}{2}$ Zoll lang, ihre Flügelweite 25 Zoll, die Länge ihres schwarzen Schnabels 20 Linien, ihres Schwanzes, der nur 12 Ruderfedern enthält, $3\frac{1}{4}$ Zoll. Sie hat 24 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist. Außer einem schmalen, sich nach Hinten erweiternden, schwärzlichen Streifen über den Kopf, ist der Kopf, Hals, Brust und Bauch roth, der After schwarz; die kleinen untern Flügeldeckfedern sind himmelblau, die mittlern braun, mit rostfarbenen Rändern, die großen weiß; die obern Deckfedern schön himmelblau, die mittlern an der Spitze weiß, mit etwas Braunroth; alle äußern Theile der Flügel sind schwärzlich, mit einer himmelblauen Einfassung der obern Deckfedern; die mittlern Schwungfedern schillerndgrün; Rücken und Steiß schwärzlich; die großen Schulterfedern in der Mitte weiß, übrigens schwärzlich, die kleinern röthlich, schwärzlich quergestreift; die Füße gelb.

Das Weibchen ist einen Zoll kleiner, Kopf und Anfang des Halses sind braun, die Haube dunkler, das übrige Gefieder des Rumpfes schwärzlich, heller gerandet, das Grüne der Flügel minder lebhaft, und der Körper unten braunroth und weißlichbunt.

Bei einem andern Männchen, fährt Azara fort, welches $15\frac{2}{3}$ Zoll lang war, sah man den weißen Strich auf dem Kopfe nicht (bei der vorhergehenden Beschreibung ist von gar keinem weißen Striche, trait blanc, sondern einem schwärzlichen, bande .... noirâtre, die Rede), und alle untern Flügeldeckfedern waren braun. Bei einem andern Pärchen war das Männchen $18\frac{1}{4}$ Zoll lang; die Grundfarbe des Kopfes ein Gemisch von Braun, weiß und rostfarben, mit schwarzen Flecken; der Rest des Halses rostfarben, mit runden, schwarzen Flecken; der Unterleib dunkelröthlich, mit kleinen, schwarzen Flecken; die Afterfedern schwarz; die Ruderfedern unten silberfarben, oben schwarz, mit weißer Einfassung; die Steißfedern und Schulterfedern fuchsroth gerandet. Beim Weibchen waren der Kopf und Oberhals wie beim Männchen.

Ob diese drei Abarten einerlei sind, ob Azara's Übersetzer nicht gefehlt habe, müssen wir dahin gestellt sein lassen; das bezweifeln wir aber, daß diese Enten die Succéente, Anas *Jacquini*, seien. Ich vermuthe dagegen, daß Hernandez diese Ente unter dem Namen Chilcanauhtli seu Anas chilli colore als mexicanischen Vogel beschreibe. Diese ist nämlich so groß, wie eine Kricke, hat einen ziemlich breiten Schnabel und ein rostfarbenes Gefieder, aber bald blaue, bald weiße Flügel und hell orangegelbe Füße. Wenigstens scheint sie nach dieser Beschreibung eher der gegenwärtigen als der stachelschwänzigen Ente zu gleichen, zu welcher sie Brisson bringt.

Anas Damiatica *Hasselq.* Damiatische Ente, Mondente, ist keine andere als die Bergente (Anas Tadorna).

Anas discors. Sukururu, bunte, Bläffenente. Unter diesem Namen vereinigte Linné, und zwar mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, zwei von Catesby als verschiedene Arten abgebildete Enten, nämlich als Männchen das schäckige amerikanische Kriechentlein (White-faced Teal), Brisson's Querquedula americana, und als Weibchen das blaue amerikanische Kriechentlein (Blue-winged Teal), Brisson's Querquedula Virginiana. Mit Gewißheit läßt sich nicht behaupten, daß sie es wirklich seien, um so weniger, da Catesby beide als Männchen angibt, deren Weibchen braun sein sollen; das ist aber nicht weiter denkbar, als insofern das von Linné angenommene Weibchen ein junges Männchen im ersten Jahre, mithin dem Weibchen ähnlich ist; weil nie das Weibchen der Enten in der Farbe der Flügel so sehr abweicht, daß diese bei Catesby's beiden angeblichen Arten braun sein könnten. Für Linné's Meinung reden Pennant und Latham, welche beide Enten sahen, und Mauduyt, der die freilich etwas abweichende Socrourette Buffon's, die doch wahrscheinlich Catesby's blaues Kriechentlein (nach Seligmann's Übersetzung) ist, für das Weibchen des Sukururu hält. Mir ist es höchst wahrscheinlich, daß Hernandez' Teltecoloctli, Gmelin's Anas Novae Hispaniae, ebendiese Art, höchstens eine hellere Abart, sei; da ich dies aber nicht mit Gewißheit behaupten kann, so führe ich sie in der Folge besonders auf; dagegen ist der Schwimmvogel, den Latham und nach ihm Gmelin als Abart der Anas discors, unter der Bestimmung remigibus secundariis extus albis, viridibus, pectore, pedibus, crissoque caeruleis der blaue Meerrache, Mergus caeruleus, und als solcher von Latham selbst im zweiten Supplement anerkannt.

Das wahrscheinliche Männchen des Sukururu ist 15½ Zoll lang, das wahrscheinliche Weibchen etwas kleiner. Beide haben nach den Abbildungen einen gleichbreiten, vom Anfange bis zu Ende fast gleichdicken Schnabel, in welchem die Nasenlöcher nicht weit von der Stirn entfernt liegen, und einen kurzen Schwanz aus spitzen Ruderfedern, den die Flügel zur Hälfte oder etwas darüber bedecken.

Der Schnabel des Männchens, die Haube, die Einfassung der Schnabelwurzel und die Afterfedern sind schwarz. Zwischen dem Auge und dem Schnabel ist ein von der Mitte der Augenbrauen bis zur Mitte der Kinnbacken gekrümmt herabsteigender, in der Mitte breiter, weißer Fleck; der Rest des Kopfes und Anfang des Halses sind glänzendgrün, ins Violette schillernd; der Nacken, die Gurgel und der Oberrücken dunkelbraun, mit wellenförmigen, grauen, krummen Querlinien; Unterrücken und Steiß hellbraun; Brust und Bauch rostfarben, mit braunen Flecken; Flügeldeckfedern schönblau, nur die der zweiten Ordnung mit weißer Spitze, die der ersten braun; die Schwungfedern dunkelbraun, doch die der zweiten Ordnung, soweit sie unbedeckt sind, grün; die Schulterfedern des alten Männchens lang, spitz, hellbraun, über die Flügel gekrümmt; der Schwanz braun, die Füße gelb.

Beim Weibchen ist nach Catesby der Schnabel schwarz, die Füße braun, nach Buffon der Schnabel schwärzlich mit röthlicher Schattirung an der Firste und den Nasenlöchern, die Füße gelb; Kopf, Hals und Rumpf schwarzbraun, mit hellbräunlichgrau gerandeten Federn, unten mehr weißlich; die Flügel wie beim Männchen; die Ruderfedern braun, mit weißlicher Einfassung.

Man findet diese Ente von Neuyork bis Guyana. Nach Carolina kommt sie im August und bleibt bis in den October da, auf Seen und Sümpfen, und ernährt sich besonders von Reis und in Ermangelung dessen von andern Grassamen. Ihr Fleisch wird für das wohlschmeckendste aller amerikanischen Enten gehalten.

Anas dispar, s. A. Stelleri. **A. domestica**, s. A. Boschas. **A. domestica rostro adunco**, s. A. adunca. **A. dominica**, s. A. spinosa.

Anas dominicana. Dominikanerente. Sonnerat's Canard Dominicain du Cap de bonne espérance. Diese Ente ist so groß, wie die gemeine; Schnabel, Füße, Schwungfedern, Ruderfedern, Hinterkopf, Hals und ein Strich von dem Mundwinkel durch die Augen sind schwarz, Stirn und Kehle weiß; der Rücken und die Deckfedern der Flügel dunkelgrau mit zwei hellgrauen Querstreifen. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Anas erythrocephala, s. A. caryophyllacea und ferina.

Anas erythrorhynchos *Gmel.* Rothschnäbelige Ente. Wir kennen sie nur unvollständig aus Latham's Beschreibung. Sie ist 14 Zoll und ihr am Ende etwas aufwärtsgebogener, dunkelcarmoisinrother Schnabel 22½ Linien lang; die Regenbogenhaut roth, das Gefieder oben dunkelbraun, an der Stirn am hellsten, auf dem Rücken sehr blaß gerandet; unten weiß, doch die Seiten der Brust braun gefleckt, die Schenkelgegend schmal braun quergestreift; über die Flügel läuft ein schmales, weißes Band und unter demselben ein gelbliches. Der Schwanz und die Füße sind braunschwarz. Vorgebirge der guten Hoffnung.

Anas falcaria oder

Anas falcata *Pall.* **A. jauanensis** *Bonnat.* Kosatzente, Sichelente. Sie ist der Kricke (A. Crecca) und mähnigen Ente (A. jubata) nahe verwandt, und zeichnet sich, wie diese, durch die Schönheit ihres Gefieders und die langen Federn am Hinterhaupte und Genicke, deren Länge von Oben nach Unten so sehr zunimmt, daß die untersten 3 Zoll halten, von den beiden genannten aber durch ihre Flügel aus, welche über die Spitze des Schwanzes herüberragen, oder doch bis zu derselben reichen. Sie ist 1½ Fuß lang und wiegt 25¼ Unzen. Ihre Flügelweite ist 26½ Zoll. Der 1½ Zoll lange Schnabel ist schwarz, der Kopf wulstig, die Stirn und der Scheitel rostfarben, mit einem kleinen, weißen Fleck an der Schnabelwurzel; der Hinterkopf und das Genick atlasgrün, an den Seiten ins Kupferfarbene spielend; die Kehle weiß. Die Genickholle bildet an den Seiten des Halses ein glänzend schwarzgrünes Band, unter diesem ist ein weißes. Der Körper ist mit krummen schwarzen und grauen Wellenlinien gezeichnet. Die Deckfedern der Flügel und die ersten Schwungfedern sind grau; der Spiegel ist nach Georgi glänzendgrün, nach Pallas stahlschwarz, nach Beiden weiß eingefaßt. Die letzten fünf Schwanzfedern ragen 1½ Zoll weit über den 3 Zoll langen, rundlichen, aus 13 Ruderfedern bestehenden Schwanz, sind sichelförmig herabgekrümmt und violett und weißbunt. Sie ist ein Zugvogel, der in den Busen und Mündungen der Flüsse des Baikals in der Mitte des Aprils erscheint und vor dem Ende des Septembers wegzieht, dort nur selten und paarweise sich aufhält und in den Brüchern nistet. Zahlreich kommt er aus südlichen Gegenden in das östliche Sibirien, und besonders Daurien. Seinen Winteraufenthalt scheint er in China und selbst in Java zu haben, denn Buffon's Sarcelle de Java ist unstreitig ein Weibchen oder Junges dieser Art.

Anas fera, s. A. Boschas.

Anas fera fusca ist A. ferina. **Anas fera fusca minor** ist A. Nyroca.

Anas ferina *Linn.* **A. erythrocephala** *S. G. Gmel.* **A. ruficollis** *Scop.* **Penelops** *Gesn.* **Penelope** *Briss.* Rothhalsige, rothköpfige Ente, Tafelente, Rothhals. Das Männchen ist 16—18, das Weibchen 15—17 Zoll lang. Ihr 25 Linien langer Schnabel, gleichbreit, oben bleifarben, unten schwarz; die Nasenlöcher liegen näher nach der Stirn als der Spitze desselben; die Regenbogenhaut ist roth; der Kopf erhaben; ihre Flügel bedecken fast den ganzen 2¼ Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden, keilförmigen Schwanz; ihr Hals ist dick, kegelförmig, ihr Leib plump, ihre Füße stehen weit zurück, sind grünlich bleifarben, die Mittelzehe und die äußere Zehe sind fast noch einmal so lang wie die Fußwurzel, und die Hinterzehe lappig. Der Kopf und Anfang des Halses sind beim Männchen lebhaft, beim Weibchen dunkel braunroth, der Rest des Halses und

der Vorderrücken beim Männchen schwarz, beim Weibchen dunkelbraun, an den der Brust nähern Theilen beim letztern an der Spitze grau gerandet, welches Graue an der Brust immer mehr die Oberhand gewinnt. Beim Männchen ist die Brust, sowie der Mittelrücken und die Deckfedern des Oberarmes beider Geschlechter hellgrau, mit zickzackförmigen, äußerst feinen Bändern; Unterrücken, Steiß und After sind schwarz. Die Schwungfedern erster Ordnung grau, am Ende braun, ihre Deckfedern schwarzbraun; die Armschwungfedern grau, an den Spitzen weiß, ihre Deckfedern und die Deckfedern dritter Ordnung eisengrau. Die Ruderfedern dunkelgrau, mit hellgrauer Einfassung. Bei jungen Vögeln ist der ganze Obertheil des Rumpfes schwarzbraun, und Brust und Bauch sind braun, mit weißgrauen Rändern. Die gleichweite Luftröhre des Erpels hat ein großes, knöchernes Labyrinth, dessen linke Kammer die größte und mit einer zarten Haut überzogen ist. Die Tafelente bewohnt ganz Europa, doch nur bis zum 63° nördl. Br., theils als Strichvogel, theils und häufiger als Zugvogel, da sie bis nach Ägypten reist. Auch in Nordamerika ist sie einheimisch und zieht bis Carolina hinab. Nicht blos süße Gewässer besucht sie, sondern auch die Baien, welche das Meer bildet. In den nördlichern Gegenden nistet sie, im mittlern Teutschland sehr selten, in Frankreich vielleicht gar nicht. Sie zieht familienweise oder auch in Scharen von 20—40 Stück im October und November, und kehrt im März zurück; doch bleiben auch einige den Winter über hier an warmen, stets offenen Bächen und Quellen. Ihr Flug ist schnell, sie geht aber sehr schlecht, taucht dagegen mit großer Geschicklichkeit, und bleibt lange unter dem Wasser. Obgleich sie eine Tauchente ist, so ernährt sie sich doch wahrscheinlich mehr von Wasserpflanzen und Wasserinsekten als von Fischen, welches auch ihr sehr wohlschmeckendes Fleisch beweist, wodurch sie den Namen Tafelente erhalten hat. Ihre Stimme gleicht nach Buffon dem Zischen großer Schlangen, nach Naumann, wenn sie aufgejagt wird, wie görr, görr, und „außerdem hört man noch ein rauhes Geschnarche, einige hauchende und andere sonderbare Töne von ihr." Sie brütet auf großen Teichen und Sümpfen zwischen Rohr und Schilf in einem aus diesen verfertigten kunstlosen Neste 8—13 grünlichweiße (nach Siemssen gelbröthliche) Eier aus. Die Mutter sorgt sehr für die Jungen, welche mit grauen Dunen bedeckt sind, und schnell wachsen und befiedert werden.

Anas Feroensis, s. A. glacialis.

Anas ferruginea *Gmel.* Rothbraune Ente. Linné gab in der ersten Ausgabe seiner Fauna suecica nach Rudbeck's Gemälden eine Ente blos mit den wenigen Worten an: Anas rufa, rostro pedibusque cinereis, und bemerkte nichts weiter dabei, als daß sie auf den Flüssen selten vorkomme. Pennant hält diese Ente für gleichartig mit einer die in Lincolnshire geschossen wurde, und wovon ihm Bolton die Beschreibung mittheilte. Sie wog 20 Unzen; der Schnabel war lang, plattgedrückt und hellblau; Kopf, Hals und alle obern Theile schön röthlichbraun; Kehle, Brust und Bauch ebenso, aber heller; die Füße hellblau, aber die Schwimmhaut schwarz. Er nannte sie Ferruginous Duck, hernach Red Duck, und sagt da, sie habe einen weißen Bauch, und sei ihm aus Dänemark zugesandt. Latham vermuthet, sie sei das Weibchen der stellerischen Ente (A. Stelleri), und Pennant gesteht selbst, daß dies Weibchen ihr sehr gleiche. Der plattgedrückte Schnabel dieser Anas ferruginea redet aber dagegen (wenn anders Linné, Bolton und Pennant einerlei Enten beschrieben), und läßt eher vermuthen, daß von einer jungen, schwarzen Ente die Rede sei, deren Gefieder freilich ungewöhnlich lebhaft gewesen wäre.

Anas fimbriata. Gesäumte Ente. So nenne ich Azara's Canard à bec rouge et plombé. Er schoß zwei Stück auf einem Teiche der Pampas zu Buenos-Ayres, die gänzlich gleich waren, und traf diese Art nie weiter an. Sie waren 19¼ Zoll, der Schwanz 4½ Zoll, der Schnabel 18 Linien lang; die zweite Schwungfeder die längste; der Schwanz ist rundlich und enthält 16 sehr spitze Ruderfedern. Der Schnabel ist bleifarben, mit orangefarbenen Rändern; Haube, Rücken und Flügel schwärzlich, aber der Spiegel glänzend grün, am Ende 9 Linien weit braunroth, und darüber schwarz, sowie oben durch die Deckfedern röthlich eingefaßt. Wangen und Kehle sind weiß, die Schultern und Steißfedern schwarz, mit fuchsrothem Rande; der Unterleib röthlich, mit glänzendschwarzen Flecken; die Afterfedern braunroth, in der Mitte dunkler; die Ruderfedern weißlich, mit fuchsrother Einfassung; die Füße schwärzlich bleifarben.

Anas fistularis, s. A. Penelops. A. fistularis Americana, s. A. autumnalis. A. fistularis Jamaicensis, s. A. arborea.

Anas formosa *Georgi.* Schöne Ente, baikalsche, bekränzte Kriekente, s. A. glocitans.

Anas fraenata *Sparrm.* ist das Weibchen von A. Marila. A. Freti Hudsonis *Briss.*, s. A. spectabilis. A. fuliginosa, s. A. fusca.

Anas fuligula *Linn.* Glaucium minus *Briss.* Straußige Ente, Haubenente, Reiherente, Kobelente, Straußente, Freseke. Altes Männchen: Anas cirrhata, cristata, Moorente, Schopfente, Bollente. Altes Weibchen und junges Männchen: Glaucium, Anas albicans, A. Glaucion, A. Skoorra, A. Scandiaca. A. latirostra *Brünn.* Branta albifrons. Dänische, lappmarkische, weißstirnige Ente. Diese Menge von Namen gehören unstreitig einer einzigen Art, bei der man, wie es so oft der Fall war, altes und junges Männchen und altes und junges Weibchen nicht gehörig unterschied. Bei dieser und vielen andern Arten hat Naumann's unübertrefflicher Beobachtungsgeist uns erst nähere Aufschlüsse gegeben. Die Straußente unterscheidet sich von den andern Tauchenten durch eine herabhängende Holle (welche indessen beim Männchen weit größer ist, als beim Weibchen, bei dem man, so lange es jung ist, kaum eine Spur derselben wahrnimmt) und durch 14 spitze Ruderfedern des sehr kurzen, runden Schwanzes, den die Flügel bis zur Mitte bedecken. In der Größe findet man große Verschieden-

keit, beim Männchen von $14\frac{1}{4}$—$16\frac{1}{4}$ Zoll. Der Schnabel ist $18\frac{1}{2}$ Linien lang, vorn etwas breiter als an der Wurzel, mithin schaufelförmig und bleischwarz. Die erste der 25 Schwungfedern ist fast länger als die zweite; die Füße sind tief bleifarben, die Schwimmhaut schwarz, die äußere Zehe länger als die mittlere, und die hintere lappig. Die Farbe des Gefieders ist schwarz, am Kopfe und Halse ins Grüne oder Violette schillernd, auf dem Rücken, den Flügeln und dem Schwanze mit kaum merklichen weißen Punkten. Die Schwungfedern zweiter Ordnung sind weiß, mit schwarzer Spitze; Brust, Schenkel, Bauch und zu Zeiten ein Fleck an der Schnabelwurzel weiß, die Seiten sind grau, weißlich gewölkt. Bei dem kleinern Weibchen ist alles, was beim Männchen schwarz ist, braun. Bei ganz alten Weibchen sollen Kopf, Vorderhals und Brust entengrün werden. Die heurigen Jungen haben keine, oder nur sehr kleine Holle. Ihr Kopf ist hellbraun, welches hernach durch mehre Stufen ins Dunkelbraune oder beim Männchen ins Schwarze übergeht. Nicht selten ist die Stirn weiß und braunbunt, oder ein weißer Fleck an den Seiten der Schnabelwurzel, nach Temminck auch manchmal hinter dem Ohre, und ein junges Männchen, wobei dies stattfand, beschreibt wahrscheinlich Hermann unter dem Namen A. leucotis. Ich selbst besitze eine junge Reiherente, die noch keine Holle hat, deren Schnabel ganz mit einem weißlichen Ringe umgeben ist, und welche, außer daß sie eine ganz weiße Brust hat, der A. frenata *Sparrm.* vollkommen gleicht. Der Rücken ist hellbraun gesäumt, die Brust braun oder weißlich, mit braunrothen Flecken, die Seiten braunroth, der Bauch grau und braun bunt. Die Anfangs etwas weite, am Ende verengerte Luftröhre des Männchens bildet ein knöchernes Labyrinth, dessen große linke Kammer mit einem feinen Häutchen überzogen ist.

Die Reiherente überwintert in den südlichen Gegenden Europa's, am kaspischen und Baikalsee, ist die späteste der Zugenten im Herbst, und eilt im März, April und Mai dem Norden Europa's und Asiens zu. Sie liebt große Teiche und Seen, und schwimmt am liebsten auf ihren tiefsten Stellen mit aufgerichteter Holle. Sie geht ungern ans Land, fliegt schwerfällig und hat eine starke, pfeifende Stimme. Sie ernährt sich mehr von Wassergewächsen als von Insekten und Fischen, und schmeckt daher nicht so fischig wie andere Tauchenten. Bis jetzt ist nur noch Kamtschatka als ein Brütort derselben bekannt. Sie legt viele, $25\frac{1}{2}$—27 Linien lange, $17\frac{1}{2}$ — $18\frac{1}{2}$ Linien dicke, grünlichweiße, marmorirte, gleichsam polirte Eier.

Anas fulva *Gmel.* Penelope Mexicana *Briss.* Goldgelbe oder orangebraune Ente; mexicanisch: Quapach canauhtli. Alles, was uns Hernandez von ihr sagt, besteht in Folgendem: Der breite Schnabel und die Füße sind blau, Kopf, Hals, Brust und Bauch rothgelb (fulva), der kurze Schwanz schwarz und weiß, der Rücken braun, mit rothgelben Querstrichen und schwarzen Flecken. Sie bewohnt die mexicanischen Seen.

Anas fusca *Linn.* A. Indica alia *Gesn.* A. nigra *Aldrov.* Turpanente, braune, schwarze Ente, Sammetente, Makreuserente; Weibchen Brillenente, Naum. Die Turpane gehört zu den größten Arten dieser Gattung, denn das Männchen ist $20\frac{1}{4}$, das Weibchen $19\frac{1}{4}$ Zoll lang. Sie hat einen Lappen an den Hinterzehen, und unterscheidet sich durch ihren vorn etwas erweiterten und aufsteigenden Schnabel, glatten Kopf und ziemlich kurzen, runden Schwanz. Der Schnabel steigt von der Stirn beim Männchen stark herab, bildet einen Knopf und ist an der Wurzel und dem Rande der Oberkinnlade schwarz, übrigens aber orangegelb. Beim Weibchen steigt er minder stark herab, hat keinen Knopf und ist ganz schwarz. Die Nasenlöcher liegen sehr hoch und die Augen sind orangeroth. Der Hals ist ziemlich lang und beim Männchen dicker, beim Weibchen dünner. Die Flügel reichen bis zu einem Drittheile des $5\frac{1}{4}$ Zoll langen, aus spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes, und ihre erste Schwungfeder ist die längste; ihre Ellenbogenfedern sind rundlich und reichen nicht bis zur Wurzel des Schwanzes; die Füße haben eine ganze, schwarze Schwimmhaut und sind übrigens orange. Das Männchen ist schwarz, das Weibchen (welches zuverlässig Buffon's Canard brun, Pl. enl. 1007, und diese weder, wie Temminck will, das Weibchen von Anas Fuligula, noch, wie Latham behauptet, von Anas Morila ist), braun, bei beiden die Schwungfedern zweiter Ordnung und die Ohrengegend, beim Weibchen auch die Zügelgegend weiß. Das Weiße am Ohr ist beim Männchen manchmal wenig bemerklich, dagegen hat es häufig einen weißen Strich unter den Augen. Seine am Anfange weitere Luftröhre erweitert sich in der Mitte noch einmal und hat am Ende einen nicht großen, knöchernen Labyrinth.

Die Turpane bewohnt den Norden der Erde, doch nicht viel weiter als bis zum 30. Grade der Breite. Am häufigsten findet man sie im nördlichen und östlichen Sibirien, weit seltener in Europa. Sie hält sich an der See auf, nistet aber tief im Lande hinein, an Seen und Sümpfen, und selten in der Nähe der Küsten, im Juni und Anfang des Juli. Sie füttert ihr Nest mit vielem elastischen Flaum und legt 8 — 10 glatte, glänzende, weiße Eier, welche 28 Linien lang sind und 18 Linien im Durchmesser halten. Sobald das Nest fertig ist, verlassen die Männchen ihre Weibchen, welche die Jungen so lange erziehen, bis sie flügge sind, da sie dann mit der ganzen Brut den Männchen nachfolgen. Sie ziehen früh nach Süden, bis Neuyork, Teutschland, Frankreich, der Schweiz, dem kaspischen See, dem Baikal, und kehren sehr spät zurück. Sie ernähren sich von Conchylien und haben einen thranigen Geschmack; gleichwol werden sie, wenn sie am Ende des Juli und Anfangs August durch die starke Mauser nicht gut fliegen können, von den Tungusen auf seichte Stellen in den Mündungen der Flüsse getrieben und in großer Menge erschlagen, oder ergriffen, oder mit Schlingen vermittels eines Köders von Fischrogen gefangen, oder die Männchen mit einem langen Spieß erstochen, auf welchem ein aus Holz nachgebildetes Weibchen sitzt.

Anas fuscescens. Braune Ente. Sie ist 15 Zoll lang; ihr Schnabel groß, an der Wurzel dick, bläu-

lich, an der Spitze schwarz; Kopf und Hals hellbraun, der untere Theil des letztern und die Brust ebenso, mit rostfarbenen Rändern; Flügel aschgrau; Spiegel blau mit weißen Spitzen; Schwanz und Füße schwarzbraun. Neufoundland.

Anas Gambensis *Linn.*, s. A. Aegyptiaca. A. Gambensis *Lath.*, s. A. armata. Anas Gattair, s. A. Nyroca.

Anas Georgica. Aschfarbige oder georgische Ente. Latham beschreibt sie nach einer Zeichnung in Banks' Sammlung so: „Sie ist $18\frac{1}{4}$ Zoll lang; der Schnabel $22\frac{1}{2}$ Linien, er steigt gegen die Spitze hin etwas in die Höhe, und ist gelb, an der Wurzel und Spitze braunschwarz; Augen rothbraun; Kopf und Hals hell röthlichgrau, vorn heller, mit feinen dunkelbraunen Strichen; Oberleib hellröthlichgrau, dunkelbraun gefleckt; Schulterfedern ebenso, aber dunkler; Flügeldeckfedern hellgrau; Spiegel spangrün, mit schwarzen Spitzen und einem weißen Bande oben und unten; Seiten hellgrau, dunkler gefleckt; Schwungfedern und Schwanz schwarzbraun; Füße grünlichgrau. Es war ein Männchen, welches man im Januar in Süd-Georgia antraf und wohlschmeckend fand. Eine ziemlich ähnliche Ente fand man am Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre Farbe war im Allgemeinen braun aschfarben, an der Gurgel weiß gefleckt.

Anas Glaucion, Spatelente. Unter diesem Namen beschrieb Linné ein junges Männchen und junges Weibchen der goldäugigen Ente (Anas Clangula), sowie Belon bereits ebendiese unter dem Namen Morillon Glaucion, beschrieben hatte; Brisson hingegen wandte diese Namen zur Bezeichnung der jungen Straußente (Anas Fuligula) an, die er, sowie Linné die goldäugige junge Ente, für eine von der alten verschiedene ansah. Linné beging aber den noch größern Fehler, daß er Brisson's Glaucion bei seiner A. Glaucion als synonym anführte. Seine Nachfolger, deren Finger fertiger waren als ihr Kopf, schrieben nun entweder Brisson oder Linné ab, oder mischten, was der Eine sagte, unter das, was der Andere gesagt hatte, und so war ihre Anas Glaucion bald die weibliche oder junge goldäugige, bald die junge gehaubte Ente, bald ein Bastard aus beiden, der nie da war. Latham entdeckte zuerst den Irrthum, und Bechstein und Temminck setzten ihn noch heller in das Licht. Beseke beschreibt sogar die Wartenente (A. Marila), sowie Hönert die Löffelente (A. clypeata), unter dem Namen Anas Glaucion.

Anas glocitans *Pall.*, A. formosa *Georgi*. Gluckende Ente. Pallas erwähnt der Beschreibung dieser Ente durch Georgi nicht, von dem er sie selbst erhalten hatte, aber die Vergleichung beider Beschreibungen läßt keinen Augenblick daran zweifeln, daß nicht beide einerlei seien. Pennant hatte ohne von beiden etwas zu wissen, nach seiner eignen Angabe, die Anas glocitans unter dem Namen Bimaculated Duck beschrieben. Nach ihm mißt sie $18\frac{3}{4}$ Zoll pariser (20" englisch) Maß, war also größer, da die des Pallas und Georgi nur 16 Zoll lang sind; auch hatte sie am Genicke, wie die kleine Kricke (A. Crecca) eine Holle, deren Pallas und Georgi nicht gedenken, vermuthlich weil sie dieselbe, wie die meisten Schriftsteller bei der kleinen Kricke, übersahen, mit der diese gluckende Ente viel Übereinstimmendes hat. Ihr 15 Linien langer Schnabel ist schwarz, die Augen braun; die Füße schmuzigorange, der aus 14 oder 16 Ruderfedern bestehende $3\frac{1}{2}$ Zoll lange Schwanz etwas spitz; die Haube der Länge nach schwarz, mit einer weißen über die Augen laufenden Linie eingefaßt; zwischen dem Schnabel und dem Auge ist ein blasser Fleck, den das schwarze Kinn und tiefschwarze vom Auge herabsteigende Bogen einschließen; hinter diesen liegt ein blasser Bogen von der Kehle bis zum Auge, den ein sammetgrüner am Ende schwarzer, weiß eingefaßter Bogen umschließt. Das Genick ist violettschwarz, Nacken, Vorderrücken und Seiten sind grau mit feinen Wellenlinien; die Gurgel gelbroth, schwarz gefleckt, der Unterleib weiß, nur die Afterfedern schwarz, mit rostfarbenen Rändern, und durch ein weißes Band von den Seiten abgesondert; Deckfedern und Steiß graubraun, Schwanzfedern und Ruderfedern braun, doch die beiden mittelsten Ruderfedern weiß; der Spiegel schwarz, oben atlasgrün, vorn ziegelroth, hinten weiß eingefaßt. Männchen und Weibchen sind in der Farbe fast gar nicht verschieden, nur das letztere minder lebhaft gefärbt. Die Pauke des Männchens ist nicht größer als eine Haselnuß. Die gluckende Ente erscheint fast jährlich im März und April am östlichen Baikal, und zieht im Mai ab.

Anas Jacquini. Jacquin's oder Jacquinische Ente. Sagte Jacquin (Beitr. zur Gesch. der Vögel S. 5) nicht von dieser auf St. Domingo einheimischen Ente, welche daselbst Succé heißt, sie sei so groß, wie die flötende (A. autumnalis), so würde ich sie für die weibliche stachelschwänzige Ente (A. dominica, A. spinosa) halten, so aber muß ich sie vorläufig als eigene Art mit Latham, Gmelin u. A. betrachten. Sie hat einen schwarzen Schnabel und schwarze Füße; der Hals, die Brust und Seiten sind rothbräunlich; der Rücken schwärzlich, ins Rothbraune verflößt, und ihre Stimme durchdringend.

Anas Huthera, s. A. Bahamensis.

Anas Jamaicensis *Gmel.* Hochäugige oder jamaikaische Ente oder Löffelente. Sie ist eine nicht genau bestimmbare, bis jetzt nur von Latham beschriebene Art; 15 Zoll; ihr sehr breiter, an der Spitze etwas aufwärts steigender Schnabel über 19 Linien lang, seine obere Kinnlade blau, die Gegend der Nasenlöcher aber, die Seiten, und die ganze untere Kinnlade orange; die Augen stehen sehr hoch und sind braun; die obere Hälfte des Kopfes schwarz, die untere und die Kehle weiß, schwarz gefleckt, der Hinterhals braun; Gurgel und Brust dunkelbraun und rostfarben bandirt; Bauch, After und Steiß dunkelbraun, mit rostbräunlich-weißen Bändern, nächste untere Schwanzdeckfedern schmuzigweiß; Rücken- und Schulterfedern braun, mit wenigen gelblichen Flecken; Flügel und Schwanz dunkelbraun, der letzte keilförmig und ziemlich lang; Füße orange. Sie kommt nach Jamaica im October und November, und bleibt dort bis in den März. Latham vermuthet, es sei dieselbe Art, welche Bankroft eine Gattung von Schopfenten nennt.

Anas Javanensis. s. A. falcaria.

Anas Indica *Aldrov.*, s. A. moschata.

Anas Indica *Gesn.*, s. A. fusca.

Anas Islandica. Isländische Ente, Hrafns-Oend. Anas cristata nigra, pedibus croceis, collo inferius pectore et abdomine albis; dies ist alles, was wir von dieser isländischen Ente aus Olaffen's und Povelsen's Reise durch Island I. S. 292 wissen. O. F. Müller bildete eine eigene Gattung daraus, die Pennant, und nach ihm Latham und Gmelin annahmen, und der letzte Anas Islandica nannte. Mir scheint sie nichts weiter als eine junge Schellente Anas clangula, zu sein.

Anas jubata *Lath.* Mähnige Ente? oder Eider? Nach Latham's Abbildung scheint der Schnabel die Gestalt eines Gänseschnabels zu haben, und sie mithin eine Eider zu sein. Sie ist von der Größe einer Pfeifente, 22½ Zoll lang; ihr Schnabel verhältnißmäßig kurz und schwarz; die Füße braun oder schwarz; Kopf und Hals sind chocolatbraun, zu Zeiten braunroth; die Federn am Genick viel länger, etwas heller und haben schwarze Spitzen; der Rücken und die Deckfedern der Flügel sind bräunlich aschfarben, manchmal auf dem Rücken vier oder fünf schwarze Flecken; der Unterrücken, Steiß, Schwanz, die Mitte des Unterleibes, der Bauch, die After- und Schwungfedern sind schwarz; die Seiten grau mit kleinen wellenförmigen Querlinien; der Spiegel grün, oben und unten weiß eingefaßt. Die Enden der Federn der Gurgel sind silbergrau, mit einem schwarzen Fleck an jeder Seite des Grauen. Die Flügel reichen nicht ganz bis zu Ende des Schwanzes. Bei dem Weibchen ist der Bauch weiß und der grüne Spiegel kleiner. Sie ist in Neu-Südwales zu Hause, am Flusse Hawksbury häufig und setzt sich auf Bäume.

Anas juncea vel graminea. Schmielente *Gesn.* Gesner sagt, sie habe ihren Namen daher, weil sie gern Schmielen fresse; Schnabel und Füße seien schwarz, übrigens gleiche sie der Märzente (A. Boschas fera), außer, daß ihre Farbe heller sei. Nachher bildete Frisch eine solche Ente unter ebendiesem Namen ab, die sich, außer, daß sie nicht größer als eine Kricke ist, noch durch den Mangel der gekrümmten Ruderfedern von der Märzente unterscheidet. Schon Brisson hielt sie indessen für eine bloße Abart derselben, und diese Meinung ist auch die gewöhnlichste und wahrscheinlichste, indessen immerhin ungewiß, und sie vielleicht eine eigne, wenig bekannte Art.

Anas Kekuschka, s. A. strepera. A. Kogolka, s. A. Penelops.

Anas Labradorica *Gmel.* Schäckige oder labradorische Ente. Sie ist von der Größe der gemeinen Ente und 17¾ Zoll, der Schnabel etwas über 2 Zoll lang, der größte Theil der Oberkinnlade an der Wurzel orange, das übrige gelb; die Federn auf dem Wirbel erheben sich in eine schmale Kante, über welche ein schmaler weißer Streif bis zum Genicke läuft, übrigens sind Kopf und Hals rostigweiß; die Mitte des Halses umgibt ein schwarzes Halsband, welches über den Nacken bis zum Rücken läuft; dieser, Brust, Bauch und Schwungfedern sind nach Pennant schwarz, nach Latham braun, die Schulterfedern und Schwungfedern zweiter Ordnung weiß, die Füße gelb mit schwarzer Schwimmhaut. Bei dem Weibchen sind die Füße schwarz, übrigens das Gefieder braun oder grau wolkig, der Spiegel nach Pennant weiß, nach Latham haben die Schwingen zweiter Ordnung nur eine weiße Spitze, und bilden blos ein Band. Labradorische Küste und Connecticut.

Anas latirostra, s. A. clypeata, Fuligula und Nyroca. A. leucocephala, s. A. glacialis und A. mersa.

Anas leucophrys. Weißbranige Ente, Merrem. Le Canard à sourcils blancs, *Azara.* Die Flügelweite dieser Ente ist 22 Zoll, ihre Länge 13⅓", die des schwärzlichen, an der Wurzel bläulichen Schnabels 17½ Linien, des nur 12 Ruderfedern enthaltenden Schwanzes 2½ Zoll; die Schenkel sind fast ganz befiedert, und von den 25 Schwungfedern die erste und zweite die längsten. Die Augen sind braun; die Füße röthlichweiß; Kopf, Hinterhals, Ellenbogenfedern und Schulterfedern sind braun, nur läuft über die Augen bis zum Genick ein weißer Strich; das untere Augenlid und die Kehle sind gleichfalls weiß; der Vorderhals und Unterleib weiß, braun bandirt; die Afterfedern sind nur an der Spitze braun; die Deckfedern der Flügel stahlfarben; die Ruderfedern schwärzlich mit blaßrostfarbener Spitze; die Schwungfedern erster Ordnung und die breite Fahne der Schwungfedern zweiter Ordnung schwarzbraun; der Spiegel lebhaft grün, mit violetter Einfassung (La partie extérieure de l'aile est d'un brun-noirâtre, comme le grand côté des autres pennes, dont l'autre côté est d'un vert vif avec une bordure violette). Azara beobachtete nur zwei Enten dieser Art in Paraguay, die in der Lebensart mit der Cutiri-Ente (A. Brasiliensis) übereinstimmten.

Anas leucophthalmos und A. leucopis, s. A. Nyroca.

Anas leucopsis *Becht.* Anas erythropus *Gmel.* Anas Canadensis *Lepech.* Anser leucopsis *Becht.* Anser erythropus *Bonnet.* Brenta Bernicla *Scop.* Bernicla *Briss.* Weißwangige Gans, Bernakelgans, mittlere Kaßarka, englisch: Bernacle, isländisch: Helsingen. Der Engländer Turner verwechselte sie mit der Ringelgans (Anas Brenta), und durch ihn verleitet Gesner, welcher gleichwol eine sehr gute Abbildung derselben lieferte. Willughby trennte beide zuerst, doch zweifelhaft, ob sie nicht blos dem Geschlechte nach verschieden sein möchten. Linné sah sie einmal als Abart der Ringelgans an, und sie ist die Abart β seiner Anas Bernicla, und das andere Mal noch unbegreiflicher, als das Weibchen der weißstirnigen Gans, seiner Anas erythropus. Gleichwol ist sie von beiden sehr wesentlich verschieden. Die weißwangige Gans ist 26 bis 27 Zoll lang; ihre Flügelweite 3 Fuß; ihr verhältnißmäßig kleiner, halbkegelförmiger, dicker Schnabel ist nur 26 Linien lang und schwarz, wie die Füße, welche eine kleine schwachbelappte Hinterzehe haben; ihre 16 Zoll langen Flügel reichen bis zur Spitze des 6 Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden Schwanzes; die Stirn, die Seiten des Kopfes, die Kehle, die Brust, der Bauch, die After- und

Steißfedern sind weiß; die Zügel, der Wirbel, das Hinterhaupt, der Hals, der Anfang des Rückens und die Ruderfedern schwarz; der übrige Rücken braungraulichschwarz, welches sich gegen den Steiß hin allmälig ins Dunkelgraue verliert; die Federn des Vorderrückens sind ist weißgerandet, wie die Deckfedern der Flügel; die größern derselben vor dem Weißen schwarz eingefaßt; die größern Schwungfedern schwarz, grau gerandet; die Schenkelgegend weiß, mit braunen Flecken.

Sie bewohnt Island, Lappland und Samojedien, erscheint auch, wiewol selten, in Hudsonsbai und Teutschland, aber in großer Menge im Winter in Holland und besonders an der Nordwestküste Großbritanniens, und hat aber vermuthlich, sowie die geringelte Gans, zu der Fabel die Veranlassung gegeben, daß sie auf alten Mastbäumen wüchse, oder aus der Entenmuschel (Lepas anatifera) entstände. Sie ernährt sich vorzüglich von Wasserpflanzen, grünem und reifem Getreide, und hat daher ein wohlschmeckendes Fleisch, weshalb sie von den Samojeden zur Zeit der Mauser auf seichten Seen in Menge erschlagen wird. Sie läßt sich leicht zähmen, und nimmt dann mit der gewöhnlichen Nahrung des Hofgeflügels vorlieb. Ihre Stimme ist ein heiseres Kak, Kak, Kak.

Anas leucoptera *Gmel.* Anser leucopterus *Bonnet.* Hochbeinige Eider, gestreifte Gans, Trappgans. Bougainville fand auf den Falklandsinseln eine Gans, der man von ihren hohen Beinen und langem Halse den Namen Trappe (Outarde) gab, deren Männchen weiß, auf dem Rücken und den Flügeln mit Schwarz und Grau vermischt, das Weibchen braunroth (fauve) war, und die ein wohlschmeckendes Fleisch lieferte, und sechs Eier legt. Cook glaubte sie in einer Gans an der Magellanischen Straße wieder zu finden, deren Männchen ganz weiß, das Weibchen schwarz mit weißen Bändern, und die wahrscheinlicher die spiegelige Eider (A. Antarctica) ist, wenn beide wirklich verschiedene Arten sind. Wol gewiß bildete aber Brown (Illustr. t. 40) das Männchen unter dem Namen: The white-winged antarctic Goose, ab, welches Gmelin's A. leucoptera, ist, und gern glaube ich mit Maudunt (Encycl. méth. Anim. II. p. 251), daß Buffon's Oie des terres Magellaniques, Gmelin's A. Magellanica, Bonnet Anser Magellanicus, die magellanische Gans das Weibchen sei. Das angenommene Männchen ist 30—37½ Zoll lang, der Schnabel noch nicht 2 Zoll lang, und wie die Füße schwarz. Am Flügelbug hat sie einen stumpfen Knopf. Es ist schneeweiß, am Nacken und Oberrücken sind zahlreiche braunschwarze Querlinien, die Schwungfedern erster Ordnung sind schwärzlich, die der zweiten haben ein breites schwarzbraunes und weißes Band, und bilden einen dunkelgrünen Spiegel (der nach Latham einem Exemplare im britischen Museum fehlt), die größern Deckfedern sind schwarz, mit weißen Spitzen und die beiden mittelsten Ruderfedern grünglänzend schwarz. Das angenommene Weibchen beschreibt Maudunt so: Es ist viel größer als unsere Gans; Kopf und Oberhals sind purpurfarbig, braun, die Federn des übrigen Halses, der Oberrücken und die Brust fuchsroth, mit einem rothbraunen Querstrich am Ende jeder Feder; die Seiten und der Bauch weißlich, braungrau, schwärzlichbraun quergestreift, die Afterfedern und ein großer Fleck mitten auf den Flügeln weiß; die größern Schwungfedern schwärzlich, einige der kleinen goldglänzend bräunlichgrau; Unterrücken und Steiß schwärzlich mit einem Purpurglanze; der Schnabel kurz und schwarz.

Anas leucotis, *Herm.* Obs. zool. I. p. 144. Sie ist so groß wie die Reiherente (A. Fuligula), braun, unten heller, und hat einen weißen Fleck vor und hinter den Augen, in dem letztern aber einige braune Federn, einen weißen Spiegel, eine einzige schwarze Feder unter den letzten Deckfedern, einen breiten schwarzen Schnabel, schwarze Füße und einen Labyrinth. Unstreitig ist sie nichts anderes als eine junge männliche Reiherente (A. Fuligula).

Anas lobata *Lath.* Lappige Ente. Sie ist so groß wie die gemeine Ente und unterscheidet sich auf eine merkwürdige Weise durch zwei breite rundliche Hautlappen von dunkler Farbe, welche von der Unterkinnlade herabhangen. Ihr Schnabel ist breit, an der Spitze herabgebogen; ihr Gefieder braunschwarz mit zahlreichen weißlichen Querlinien und Flecken; unten ist sie weiß, mit unregelmäßigen braunschwarzen Flecken; die Schwungfedern und der etwas keilförmige Schwanz sind braunschwarz; die Füße bleifarben. Sie bewohnt Neu-Holland.

Anas longicauda, s. A. acuta. A. longicauda glacialis und A. l. ex insula Terrae Novae, s. A. glacialis. Anas longirostra, s. Mergus Serrator.

Anas lucida *S. G. Gmelini*, A. Gmelini *Lath.* Bleifarbne, schwarzrothe, caspische Ente. Unter dem Namen A. lucida beschrieb S. G. Gmelin (Reise durch Rußland. I. S. 70. II. S. 182. Taf. 16. III. S. 146) eine Ente, die er für neu ansah, und welche er zu Woronesch und Astrachan antraf. Ihre Größe war die der kleinen Kricke, und ihre Farbe dunkelroth, Nacken und Gurgel schwarz, die letztere aber mit röthlichen Querstreifen überlaufen; der Rücken fiel ins Schwarze; der Spiegel war weiß; die Deckfedern der Flügel spielten ins Grüne; ein Fleck am Mundeswinkel war weiß; die Brust weißlich mit schwärzlichen Flecken; die Seiten schneeweiß; die 12 (?) Ruderfedern schwarz. Abbildung und Beschreibung sind so schlecht, daß man mit Gewißheit über diese Ente nicht urtheilen kann. Nach Pallas ist sie A. Glaucion, aber dieser Name ist ebenso zweifelhaft. Vielleicht war sie eine junge Reiherente (A. Fuligula), oder, was mir wahrscheinlicher ist, eine junge weißäugige Ente (A. Nyroca).

Anas Lybica, s. A. moschata und A. rutila.

Anas Madagascariensis *Gmel.* Dunkelgrüne oder madagaskarische Ente oder Kriekente. Sie ist ungefähr so groß wie eine Kricke (A. Crecca). Die Federn des Genickes sind verlängert; die Stirn, die Seiten des Kopfes, die Kehle, ein schmaler Strich an den Seiten des Halses, ein Band um diesen, die Brust und der Bauch sind beim Männchen weiß; an den Seiten des Genickes ist ein länglichrunder grüner Fleck, hinten und vorn schwarz eingefaßt; der Nacken schwarz; die Gurgel und die Seiten fuchsroth, mit einigen schwärzlichen Querstrichen; der Rücken, die Schulter- und Deckfedern

der Flügel sind dunkelgrün; die größern Deckfedern sind aber an der äußern Seite weiß, und bilden dadurch ein weißes Band über den Flügel; die Schwungfedern sind schwärzlich; die Ruderfedern ebenso, aber grün schimmernd; der Schnabel ist weiß, doch sein Nagel und vorn die halbe Unterkinnlade schwarz. Beim Weibchen ist der Körper oben braun und bräunlichgrau bunt, unten weißlich bräunlichgrau. Madagaskar.

Anas Magellanica *Sparrm.*, s. A. antarctica. A. Magellanica *Gmel.*, s. A. leucoptera.

Anas Malacorhynchos *Gmel.* Weichschnäbelige Ente. Sie ist von der Größe der Pfeifente, und nicht völlig 17 Zoll lang. Ihr hellgrauer, 14 Linien langer, Schnabel ist vorn häutig, biegsam und schwarz; die Haube grünlichgrau, ihr Körper hellbläulich bleifarben, über die Flügel läuft ein weißer Fleck, an der Brust ist eine Mischung von Rostfarben, die Füße sind bräunlich bleifarben. Sie wurde zu Duskybai auf Neuseeland im April beobachtet, wo sie He-Wihgo heißt, und man von ihr erzählt, daß sie eine pfeifende Stimme habe. Ihr Männchen ist vielleicht die Ente, welche in Neuholland Wrongi, bei Latham Anas membranacea genannt wird, und deren Beschreibung ich hier gleich folgen lasse. Sie ist etwa so groß, wie die gemeine Ente, und 18 Zoll lang; der vordere breitere Theil ihres großen Schnabels ist schwarz, häutig und weich; die Augen sind blau; die Haube, die Augengegend und der Hinterhals sind schwarzbraun, Rücken und Flügel rostigbraun; über und hinter dem Auge ist ein rostfarbiger Strich; einige der innern Flügelfedern haben sehr helle Spitzen, wie auch der Untertheil des Steißes um den Schwanz herum; der Unterleib ist schmuzigweiß mit grauen Querflecken, gegen den After und die Weichen schwarz. Man fand diese Ente auf Neu-Südwales aber selten.

Anas Manillensis *Gmel.* Weißmaskige Ente, manillische oder luzonische Ente oder Kriekente. Sie ist kleiner als unsre kleine Krieke (A. Crecca). Das Gesicht und die Kehle sind weiß; Hinterhaupt, Genick und Gurgel und die kleinern Deckfedern der Flügel rothbraun; die Schwungfedern und Ruderfedern schieferschwarz; die Rückenfedern gelb, die des Unterleibes weiß, beide schwarz gerandet; Füße und Schnabel schwärzlich. Insel Luzon.

Anas Mareca, s. A. Bahamensis.

Anas Marila *Linn.* A. Glaucion *Beseke.* Marten-Ente, Bollente, Bergente, Ente Kagolka Lepech.; das Weibchen Anas fraenata *Sparrm.* Das Weibchen dieser Ente, und wahrscheinlich auch das junge Männchen ist dem Weibchen und Jungen der Reiherente (Anas Fuligula) unter gewissen Umständen so ähnlich, daß es Mühe kostet, sie zu unterscheiden. Beide haben fast gleiche Größe, 16—17 Zoll, beide 14 spitze Ruderfedern in dem runden Schwanze, bei beiden ist der Schnabel breit und an der Spitze breiter; der jungen Reiherente fehlt auch die Holle, oder ist doch kaum bemerkbar, und die Farbe ist dieselbe, oder doch wenig verschieden; denn beide sind oben braun, bei beiden oft, nicht immer, die Schnabelwurzel mit weißen Federn umgeben, beide haben einen weißen, vorn und hinten braunschwarz eingefaßten Zügel, beide eine weißliche Brust, die jedoch bei dem gewöhnlich größern Weibchen des Marten rostfarbene Wellenlinien hat. Sie unterscheiden sich aber dadurch, daß beim Marten die Flügel nur wenig über die Schwanzwurzel treten, und die Mittelzehe noch einmal so lang wie die Fußwurzel, die äußere nicht viel kürzer ist. Die Männchen sind leicht zu unterscheiden. Sie haben bei dieser Art nie eine Holle; Kopf, Hals, Unterrücken und After sind braunschwarz, die beiden ersten grün, der Unterhals violett schillernd; der Oberrücken ist weiß mit wellenförmigen schwarzen Querlinien; ebenso aber dichter bandirt sind die kleinern Deckfedern der Flügel und die Seiten des Bauches; die Schwungfedern der ersten Ordnung sind bräunlichweiß, mit brauner Einfassung und Spitze, die zweiten weiß, mit braunen Enden; ihre Deckfedern braun, und gegen die Spitze hin etwas braun punktirt; die Brust weiß. Vielleicht wird das alte Weibchen dem Männchen ähnlich, denn es ist wenig bekannt, wenig beschrieben, nur Hermann sah mehre, die nicht alle die weiße Einfassung der Schnabelwurzel hatten. Überall scheint sie selten zu sein, obgleich man sie in der Hudsonsbai, durch ganz Europa und Sibirien findet, die meisten Naturforscher sahen nur das Männchen, auch ich sah das Weibchen nie. Die Luftröhre des Männchens ist Anfangs weit, verengert sich allmälig, und hat am Ende eine große knöcherne Pauke, deren größte linke Kammer ein großes Trommelfell hat. Sie erscheint nur einzeln im Zuge, oder in kleinen Gesellschaften, und ernährt sich vorzüglich von Schalthieren, doch auch von Fischen, Amphibien und Wasserpflanzen, und hat ein widrig schmeckendes Fleisch.

Anas melancorypha, s. A. nigricollis.

Anas melanocephala. Unter diesem Namen beschrieb Hermann (Obs. zool. I. p. 145 und tab. affin. anim. p. 161) unverkennbar ein junges Männchen der Schallente (A. clangula), Gmelin wandte ihn zur Benennung des chilischen Schwans an, der höchst wahrscheinlich mit dem schwarzhälsigen (A. nigricollis) einerlei ist.

Anas mersa *Pall.* A. leucocephala *Scop.* A. ruthenica *Bonnet.* Steuernde, weißköpfige, uralische Ente, Ruderente, Fasanenente. Sie ist etwas größer als die Knäkente, und das Männchen 15—16 Zoll lang, wovon der Schnabel beinahe 2 Zoll und der Schwanz etwa 4 Zoll wegnimmt. Der Schnabel ist vorn breiter als an der Wurzel, wo er sehr dick ist, und mit zwei spitzen Winkeln gegen die Stirn hin ausläuft. Er ist blau, hat an der Spitze divergirende Furchen und einen kleinen stark gekrümmten Nagel. Die Füße stehen fast so weit nach Hinten, wie bei den Steißfüßen, haben eine breit belappte Hinterzehe und sind bräunlichgrau mit dunklern Schwimmhäuten; die Flügel reichen nur bis zur Wurzel des aus 18 sehr schmalen und steifen Ruderfedern bestehenden Schwanzes; der Kopf des Männchens ist weiß, doch sein Scheitel bis zum Genick, und ein breites Halsband schwarz; die Gurgel und die Brust sind gelbbraun mit schwarzen Wellenlinien; der Rücken grau, braungewölkt; Bauch, After und Steiß

braun, grau bespritzt; die Flügel braun; die Ruderfedern schwarz. Der Schnabel des kleinern Weibchens ist beiweitem nicht so dick, und braun, und der Kopf gleichfalls braun, nur die Kehle weiß, und von ihr läuft ein weißer Streif bis zum Genick. Sie hält sich auf den großen Seen des uralischen Gebirges, am Irtisch und Ob auf; auch verfliegt sie sich zu Zeiten bis nach Livland, Finnland, Teutschland und dem Bodensee. Nur mit Mühe kommt sie an das Land, da sie kaum zu gehen im Stande ist, sondern hält sich stets auf den tiefsten Stellen der Seen auf, wo sie mit bis zum Steiß im Wasser befindlichen Schwanze, den sie als Steuerruder anwendet, schwimmt, doch ihn auch aufrichten und als Segel anwenden soll. Sie ernährt sich von Schalthieren und Fischen, hat eine der Stimme der Eisente ähnliche Stimme, baut aus Rohr ein schwimmendes Nest, und wird in ihrem eigenthümlichen Vaterlande in Schneusen mit einem Klebnetze, oder mit pferdehaarenen Schlingen, die an einem Stricke über dem Spiegel des Wassers hängen, gefangen.

Anas Mexicana *Bonnet.*, s. A. Novae Hispaniae.

Anas Mexicana *Gmel.* Anas clypeata Mexicana *Briss.* Buntrückige Ente, mexicanische Löffelente, Mexicanisch: Yacapatlahoac. Diese Ente ist nach Hernandez etwas kleiner als eine Hausente, ihr Schnabel sehr breit, besonders gegen die Spitze hin, und unten, wie die Füße blaßroth, oben braunroth, am Rande schwärzlichorange; das Gefieder mit rostfarbigen (fulvis), schwarzen und weißen Halbkreisen; der Bauch ganz rostfarben; die Flügel theils weiß, theils glänzendgrün, theils braun. Er fügt hinzu, manche wollten diese Ente lieber Tempatlahoac nennen, dieses ist aber der Name des Männchens der Löffelente (Anas clypeata) in Mexico, und die gegenwärtige offenbar das Weibchen. Azara fand sie auch in Paraguay.

Anas Monacha *Scop.* Mönchente, Nonnenente. Unter diesem Namen beschreibt Scopoli (Ann. h. n. I. p. 65) eine Ente, welche etwas größer als die Hausente war, aus dem kaiserlichen Cabinette, und mithin wahrscheinlich keine Abart der gemeinen, wie Bechstein vermuthet, sondern eine ausländische. Ihr Schnabel war gelb mit schwarzen Flecken und einem schwarzen Nagel; die Oberkinnlade hatte an jeder Seite 43—45 Zähne. Sie war weiß, aber die Zügel grau; der Kopf und die Gurgel schwarz gefleckt; die ersten Schwungfedern an der Spitze braunbunt; der Spiegel grünviolett, und mitten auf jeder Ruderfeder ein brauner lanzenförmiger Fleck.

Anas Monachus, s. A. Brenta.

Anas moschata, Indica, Lybica, Cairina. Türkische Ente, Bisamente, in Brasilien und Paraguay: Ipecati-Guaçu, oder Ypeguaçu. Wie alle Hausthiere hat die Bisamente im gezähmten Zustande manche Veränderungen erlitten; ich theile daher die Beschreibung derselben im wilden Zustande nach Azara mit. Das Männchen ist 34 Zoll lang, wovon 7½ Zoll auf den Schwanz kommen, der 18 Ruderfedern enthält, von denen die äußersten um 3 Zoll kürzer als die mittelsten sind. Die Flügelweite ist 56 Zoll. Die Flügel enthalten 26 Schwingen, von denen die dritte die längste ist. Die Federn der Haube und des Genickes sind lang und schmal, und der Vogel kann sie nach Willkür aufrichten. Das Auge umgibt eine nackte schwarze Haut, welche sich bis zum Mundeswinkel, und an der Oberkinnlade bis zu den Nasenlöchern erstreckt, zwischen denen man eine große, weiche, schwarze Warze bemerkt; hinter ihr ist eine Gruppe rother Warzen bis zur Stirn, die sich von da bis über das Auge erstreckt; und noch hinter diesen liegen ähnliche, kleine, einzelne, rothe Warzen. Das Gefieder ist grün- und violettschillernd schwarz. Einige haben weiße Flecken am Hinterhaupte, und ebenso sind bei manchen die Deckfedern der Flügel weiß; die Füße sind schwarz; die Regenbogenhaut gelb, und der Schnabel schwarz mit einem himmelblauen Bande vor den Nasenlöchern, einem Fleck von derselben Farbe nahe am Ende, und einem rothen hinter diesem. Das Weibchen ist nur 26½ Zoll lang, die nackte Haut an den Seiten des Kopfes kleiner, und an der Schnabelwurzel bemerkt man die Warzen nicht, welche das Männchen daselbst besitzt; den jungen Vögeln fehlen die nackte Haut und die Warzen; die Kehle ist braun und hell fuchsroth, die Seiten des Kopfes und der Anfang des Vorderhalses, wie auch die Afterfedern sind schwärzlich; die Schwungfedern sind glänzend silberfarben und ihre Deckfedern schwärzlich mit weißen Rändern, das übrige Gefieder ist glänzend schwarz. Im zahmen Zustande sind die Warzen, welche die Augengegend und die Schnabelwurzel bedecken, größer, sie geht in demselben weniger aufrecht und minder beschwerlich, und zeigt in der Farbe des Gefieders mehre Abänderungen.

Das Vaterland dieser Ente ist Brasilien und Paraguay, und sie auch dort die Art, welche gewöhnlich zahm gehalten wird. Die Benennungen, türkische Ente, Anas Lybica, Indica, Muscovy Duck etc. sind also ebenso falsch, wie die, welscher oder kalekutischer Hahn, bologneser Hündchen u. s. w. Gleichwol hat sie sich in der alten Welt weit verbreitet, und kommt nicht nur in derselben gut fort, wenigstens wenn man sie mit Sorgfalt im Winter behandelt, sondern erzeugt auch mit der gemeinen Ente wohlschmeckende Bastarde. Sie ist überhaupt sehr hitzig, und läßt sich selbst leicht von Hähnen und Putern treten, legt aber bis jetzt stets taub befundene Eier darnach. Zahm kann man sie übrigens ganz wie die gemeine Ente behandeln, außer, daß sie einen warmen Stall im Winter verlangt. In Paraguay ist sie sehr häufig, doch erblickt man sie gewöhnlich nur paarweise, doch auch in Ketten von 20—30 Stück. Sie sind Standvögel, und ernähren sich vorzüglich von Pflanzen, nicht blos von im Wasser wachsenden, sondern auch von Maniokwurzeln, Mais, Getreide rc., und gehen am liebsten im Mondenscheine ihrer Nahrung nach. Im wilden Zustande fängt ihre Legezeit im September an, und sie legen 10—14 Eier in eine Höhle, oder in einen Baumstamm, ohne ein weiteres Nest zu bereiten, als daß die Mutter einigen Flaum von ihrer Brust hinlegt. Ihre Stimme ist tief, und man hört sie nur ganz in der Nähe. In Teutschland wird sie mehrentheils nur einzeln

gehalten, Grossinger aber sah an der Mündung der Donau ganze Heerden derselben.

Anas muralis *Merr.* Kirchliche Ente. Le Canard à bec tricolor *Merr.* Sie ist 14⅓", ihr Schwanz 2⅓", ihr Schnabel 17‴ lang und ihre Flügelweite 22¾ Zoll. Von den 24 Schwungfedern ist die zweite die längste, und der Schwanz enthält 14 Ruderfedern. Der Kopf ist oben schwarz, am Hinterhaupte braun, übrigens weiß; die Federn des Hinterhalses und Rückens sind schwärzlich mit rostigweißer Einfassung und Querstrichen; die Schulterfedern und letzten Schwungfedern schwärzlichbraun, mit einem weißen Längsstreifen; die Deckfedern schwärzlichbleifarben, die größern an der Spitze weiß; der Spiegel ist grün, in das Blaue, Violette und Goldfarbene spielend, die Schwingen, welche ihn bilden, sind an der Spitze weiß, und die erste derselben hat ein sammetschwarzes Band; Steiß, Schwanz, Unterleib und Schenkel sind schwarz und weiß quergestreift; der Vorderhals und die Gurgel rostigweiß, schwarz gefleckt; die Füße sind hellbleifarben; die Augen roth und der Schnabel himmelblau, an der Wurzel und am Nagel schwarz, mit einem orangefarbenen Fleck bei den Nasenlöchern. Das Weibchen unterscheidet sich blos durch die etwas kleinere Größe. Sie hält sich in Paraguay, vielleicht auch in Buenos-Ayres auf und kommt in ihrer Lebensart mit der Cutiriente (A. Brasiliensis) überein. Einige Enten dieser Art nisteten in den Mauerlöchern der Kirche zu Areco.

Anas muscaria, s. A. Strepera.

Anas nigra, so nennt Aldrovandi die Turpanente (Anas fusca), Beseke die türkische Ente (A. moschata), Linné die schwarze Ente, Trauerente, wovon das Junge von Naumann (der indessen selbst dieses in der Folge als Irrthum erklärt) unter dem Namen Weißbackenente, von Temminck unter dem Namen: Anas cinerascens, und von Beseke unter dem: Anas Orphanos, als besondere Art beschrieben wurde. Der Erpel ist 20¼ Zoll lang und mißt mit ausgebreiteten Flügeln 30 Zoll. Der 2¼ Zoll lange Schnabel wird gegen die Mitte hin breiter, und ist an der Wurzel höckrig erhöht; sein Nagel ist kaum zu unterscheiden, da er sehr breit und flach ist; er ist schwarz, um die Nasenlöcher herum aber orangefarben, und auf seiner Wurzel liegt beim alten Männchen ein kugelförmiger Wulst, welcher auch schwarz oder dunkelolivenfarben ist, und über welchen ein orangefarbener Strich von Hinten nach Vorn läuft. Die Augen sind braun. Die Flügel reichen nur etwas über die Wurzel des 4 Zoll langen, sehr keilförmigen, aus 16 harten und spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die Füße stehen weit rückwärts, sind grünlichbleifarben, ihre Schwimmhaut aber schwarz, und die Hinterzehe belappt. Das ganze Gefieder ist glänzend schwarz. Das Weibchen ist beträchtlich kleiner, und nur 17 Zoll lang; ihr fehlt der Wulst über den Schnabel; die Haube und das Genick sind braunschwarz; die Wangen und Kehle hellgrau, braun gefleckt; Rücken, Flügel und Bauch dunkelbraun, mit weißlichbraunen Rändern. Die jungen Vögel sind fast ebenso gefärbt, ihre Wangen grau, ihre Kehle weißlich. Im zweiten Jahre ist das Männchen braunschwarz, nur seine Wangen weißlichgrau.

Die schwarze Ente ist im Norden von Norwegen und Lappland, vermuthlich auch im Norden von Amerika und Asien im Sommer, und zieht gegen den Winter nach wärmern Gegenden. Wenigstens hat man sie in Kamtschatka, Neuyork, Beresof, selten an der Küste von Livland, selten in Teutschland und der Schweiz angetroffen. In größerer Menge findet man sie an den englischen, und in der größten an den nördlichen Küsten von Frankreich im Winter, wo man ihre vorzügliche Gabe sehr tief unterzutauchen, und Muscheln aus der Tiefe herauszuholen benutzt, sie mit einem unter dem Wasser ausgespannten 50 Toisen langen, 1⅓ Toise breiten Netze zu fangen, wodurch man auf einem Zuge oft 20—30 Dutzende erhält. Gleichwol schmecken sie so schlecht und fischig, daß sie als Fastenspeise zu essen erlaubt sind. Sie fliegen sehr niedrig, stets nahe an der Oberfläche des Wassers und lassen sich zähmen.

Anas nigra major, s. A. fusca. Anas nigra major Freti Hudsonis, s. A. perspicillata. A. nigricans, s. A. cinerea.

Anas Nilotica, s. A. Aegyptiaca.

Anas Novae Hispaniae *Briss.* A. Mexicana *Bonn.* Querquedula Mexicana *Briss.* Mondliebende, surinamische, mexicanische, punktirte, orangeköpfige Ente, mexicanisch: Toltecoloctli oder Metzcanauhtli. Diese mexicanische, nur durch Hernandez bekannte Ente ist nach meiner Vermuthung von der Sukururuente (A. discors) nicht verschieden; doch wage ich es nicht zu bestimmen, weil bei der gegenwärtigen die Grundfarbe weiß, bei der Sukururu hellrostfarben ist. Die mondliebende Ente, Metzcanauhtli, hat ihren Namen daher, weil die Mexicaner sie beim Mondenscheine zu fangen pflegen, und ist so groß, wie eine Kricke. Ihr mäßig breiter Schnabel ist oben blau, unten schwarz; ihr Gefieder weiß, schwarz gefleckt; die Flügel oben abwechselnd blau, weiß, grün, rostfarben und schwarz; die Füße hellroth; der Kopf ist hellorange und schwärzlich, zum Theil pfauenschweifig (caput partim subfulvum et subnigrum, et partim pavoninum colorem imitatur); zwischen dem Schnabel und Auge ist ein oben breiterer, unten spitz zulaufender weißer Fleck; der Schwanz ist unten blau, oben schwärzlich, mit weißer Einfassung. Beim Weibchen ist der Schnabel schwarz; die Füße sind bleifarben; das Gefieder ist unten größtentheils weiß und schwarz, oben hat das Schwarze die Oberhand und die Flügelränder sind rostfarben; an den Flügeln bemerkt man am Ende zu Seiten etwas Grünes oder Pfauenschweifiges (pavoninum). Sie sind Zugvögel.

Anas Novae Selandiae *Gmel.* Hepatek oder neuseeländische Ente. Diese nur nach Banks' Zeichnungen bekannte Ente ist so groß wie eine Kricke (A. Crecca) und 14 Zoll lang. Der 22⅓ Linien lange, ziemlich dicke Schnabel ist bläulichweiß, mit einem schwarzen Nagel; die Augen goldfarben; Kopf und Hals schwarz, hinten mit Purpurglanz ins Blaue schillernd; Oberleib und Flügel grünglänzend-schwarz; Unterleib und Füße

hellgrau; Schwungfedern dunkelgrau, über die der zweiten Ordnung ein weißes Band; Schwanz schmuziggrün. Dusky-Bai in Neuseeland.

Anas Nyroca *Güldenst.* A. palustris *Frisch.* Anas Gattäir und A. Africana *Gmel.* A. Aegyptiaca *Bonnet.* A. leucophthalmos *Bekker.* Weißäugige Ente, Moorente, Moderente, Murente, Brandente, Braunkopf, Donente, afrikanische Ente, oder Kriekente, Gattairente. Willughby beschrieb diese Ente zuerst sehr gut unter dem Namen: Anas fera fusca minor, Capo rosso Venetiis; aber man erkannte sie in seiner Beschreibung nicht, und fast jeder Naturforscher, welcher sie späterhin sah und beschrieb, gab ihr einen neuen Namen und bildete eine eigene Art daraus. Sie hat so viele Ähnlichkeit in Größe, Farbe und Bildung mit der jungen oder weiblichen Reiherente, daß man nur bei genauer Aufmerksamkeit beide unterscheiden kann; sie hat aber keinen herabhängenden Federbusch, sondern nur einen dickbefiederten, wulstigen Kopf, weiße Augen und Afterfedern, und ist etwas kleiner. Das Männchen ist etwas über 15 Zoll lang, seine Flügelweite 22½ Zoll. Der Schnabel ist 19 Linien lang, vorn sehr plattgedrückt und wenig breiter als an der Wurzel, bläulichschwarz; die Flügel reichen bis zur Mitte des 2⅓ Zoll langen, keilförmigen, aus 14 spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes; die Füße sind grünlichbleifarben, ihre Schwimmhaut schwarz; Kopf, Hals und Brust des Männchens sind glänzend-kastanienbraun, nur das Kinn weiß, und den Hals umgibt ein dunkelbraunes Halsband, welches sich am Nacken herabzieht; der Oberrücken und die Deckfedern der Flügel sind braunschwarz, kaum merklich mit Rostfarbe bespritzt; der Unterrücken schwarz ins Olivenfarbene schillernd; die Ruderfedern und ersten Schwungfedern braunschwarz, die Schwungfedern zweiter Ordnung weiß, mit braunschwarzen Spitzen; die zugespitzten Ellenbogenfedern und Schulterfedern bräunlichschwarz ins Grüne schillernd; die Brust weiß; die Seiten braun, mit rostfarbener Einfassung der Federn; der Bauch und die Schenkel dunkelbraun und der After weiß. Das Weibchen ist etwas kleiner, 14—14½ Zoll lang, und alle seine Farben minder lebhaft, die des Kopfes, des Halses und der Brust ins Braune fallend, und die des Rückens und der Flügeldeckfedern rostfarbig eingefaßt. Bei den Jungen ist das Auge braun, der Kopf fast schwarzbraun, und der Bauch stark braun gewellet. Ich vermuthe, daß S. G. Gmelin's A. lurida ein solches Junges sei. Die Luftröhre des Männchens ist in der Mitte bauchig erweitert, und hat einen großen knöchernen Labyrinth, und an dessen linker Seite eine große mit feiner Haut überzogene Kammer.

Sie lebt am Don und hin und wieder in Teutschland, aus den nördlichen Gegenden der letztern zieht sie nach den südlicheren, der Schweiz, Italien und selbst in Ägypten findet man sie. Sie hält sich am liebsten auf Mooren, Brüchern, und mit vielem Schilfe, Binsen u. s. w. bewachsenen Teichen auf, und ist sehr gesellig. An tiefen Stellen taucht sie wie die Tauchenten, an seichten mit halbem Leibe wie die Schwimmenten, und ernährt sich von Wurzeln, Samen der Wasserpflanzen, Blättern, Knospen, Wasserinsecten, Fröschen und Fischen. Ihre Stimme klingt wie körr, körrr. Sie bereiten nach Naumann auf kleinen Erhöhungen im Wasser ein sehr kunstloses Nest aus Rohr und andern Wasserpflanzen, und füttern es mit vielem Flaum, nach Güldenstädt brüten sie in einer kleinen Grube. Sie legen 6—10 weißliche Eier, und für die mit graubraunen Dunen bekleideten Jungen sorgt die Mutter und vertheidigt sie mit eigner Gefahr. Ihr Fleisch ist ziemlich schmackhaft.

Anas obscura, Blauspiegelige, dunkelbraune, neuyorkische Ente. Sie ist 22¼ Zoll lang. Ihr Schnabel lang, schmal, bläulich-schwarzbraun; die Haube schwarzbraun; der Hals hellbraun, mit schwarzbraunen Strichen; Rücken und Flügeldeckfedern dunkelbraun; Brust und Bauch gleichfalls, aber schmuziggelb gerandet; Schwungfedern erster Ordnung schwarzbraun; der Spiegel schönblau, mit einem schwarzen Bande; die Ruderfedern des keilförmigen Schwanzes schwarzbraun, mit weißen Rändern; die Füße schwarzbraun oder gelb. Neuyork.

Anas Orphanos, s. Anas nigra.

Anas Oxyura *Merrem.* Spitzschwänzige Ente. Le Canard à queue pointue *Azara.* So wahrscheinlich es auch manchem vorkommen mag, daß diese südamerikanische Ente, die pfeilschwänzige (A. acuta), wenigstens der Tzitzihoa des Hernandez sei, so müssen wir sie doch als eine eigenthümliche Art betrachten, weil die pfeilschwänzige 18, die spitzschwänzige Ente nur 16 Ruderfedern besitzt, welche alle sehr spitz sind, vorzüglich die beiden mittelsten, welche um 15 Linien länger sind, als die beiden daran stoßenden, und diese um 23 Linien länger als die Seitenfedern, die keilförmig wachsen. Die Länge des ganzen Vogels ist 22 Zoll, des Schwanzes 5¼ Zoll, des Schnabels, der oben schwärzlich, unten gelb ist, 21 Linien. Die Flügel enthalten 25 Schwungfedern, von denen die zweite die längste ist. Die Füße sind grünlichbraun; der Kopf ist oben gelbbraun, etwas schwarzbunt; an den Seiten aber, sowie das Genick und die Seiten des Halses weißlich, schwarz punktirt; übrigens sind der Hals oben, der Rücken und Steiß braun, mit helleren Rändern; die Deckfedern etwas heller; über die größern läuft ein weißes Band in der Mitte der Flügel; die Schwungfedern sind sammetschwarz, dann folgt ein weißes Band; die letzten Schwungfedern sind an der Wurzel weiß und darauf an der äußern Seite braun, an der innern schwärzlich; die Ruderfedern braun, mit weißem Rande; die Kehle schmuzigweiß; die übrigen untern Theile schwärzlich, bräunlichweiß gerandet. Buenos-Ayres.

Anas palustris, s. A. Nyroca.

Anas parvirostris *Merr.* Kleinschnäbelige Ente. Le Canard à petit bec *Azara.* Sie ist 20 Zoll, der oben blaue, unten schwarze Schnabel 15 Linien, der aus 14 etwas spitzen Ruderfedern bestehende Schwanz 3½ Zoll lang; ihre Flügelweite 33⅓ Zoll. Von den 25 Schwungfedern ist die zweite die längste; die Federn der Haube und des Genickes sind etwas verlängert. Ihr Gesicht ist bis zum Auge weiß; der Kopf übrigens schwärzlich; vom Auge bis zur Mitte des Halses läuft ein veilchenblau und grün schillernder Streif; der Rest des Hal-

ses, Brust und Bauch sind schwarz, und weiß bandirt; die Seiten hellgelb; die Federn der Schultern und des Rückens schwärzlich, weiß gerandet; der Steiß weiß; die Schwungfedern und erste Deckfedern dunkelbraun, die übrigen Deckfedern weiß, mit sammetschwarzer Spitze, ebenso die Schwungfedern zweiter Ordnung; der Schwanz sammtschwarz. Buenos-Ayres.

Anas Penelope, unrichtige Schreibart für

Anas Penelops *Linn.* A. fistularis *Gesn.* A. Cogolca oder Kogolka *Gmel.* Penelope *Aldrov.* Pfeifende Ente, Pfeifente, Bläßente, Schmeiente. Das Männchen ist 16¼ — 19 Zoll lang und 30 Zoll breit; das Weibchen etwa um 2 Zoll kleiner. Die Länge des Schnabels ist 16½ Linien. Er ist gleichbreit, stark gewölbt, beim Männchen bleifarben, an der Spitze schwarz, beim Weibchen braunschwarz; die Augen braun; der Kopf hat hinten etwas längere, spitze Federn. Der Schwanz ist etwas über 4 Zoll lang, stark keilförmig, besteht aus 16 Ruderfedern und wird zu zwei Drittheilen von den 25 Schwungfedern enthaltenden Flügeln bedeckt, deren beide erste Schwingen die längsten sind. Die Füße sind dunkelgrau und die hintere Zehe ohne Lappen. Beim Männchen sind Kopf und Anfang des Halses lebhaft braunroth, gewöhnlich auch, doch nicht immer, die Stirn und der Wirbel rostgelblich-weiß. Hinter dem Auge ist ein schwarzer, grünglänzender Fleck, und häufig das Genick glänzend entengrün bespritzt. Der Anfang der Gurgel ist schwärzlich, weiterhin ist sie, wie der Anfang der Brust, weißlich-braunroth. Der Rücken, die Schenkelgegend und kleinsten Deckfedern sind fein schwarz und grauweiß, zickzackförmig bandirt; der übrige Unterleib, mit Ausnahme der schwarzen Afterfedern, und der größte Theil der Deckfedern ist weiß; die Schwungfedern erster Ordnung sind braungrau, die der zweiten an der äußern Fahne atlasgrün, an der Spitze, sowie ihre Deckfedern, sammetschwarz. Die ersten Ellenbogenfedern weiß, die folgenden weiß und schwarz; die beiden mittelsten Ruderfedern schwarz, die übrigen graubraun, weiß gerandet. Beim Weibchen sind Kopf und Hals graulich-rostfarben, mit schwarzen Flecken; die Ruderfedern graulich-schwarzbraun, mit rostfarbenen, die Flügeldeckfedern graubraun, mit weißlichen Rändern, der Spiegel hellgrau, die Vorderbrust und Seiten von der Farbe des Rückens; übrigens gleicht es dem Männchen. Die Luftröhre des Männchens ist Anfangs etwas weiter als in der Folge, und bildet an der linken Seite eine ziemlich große, knochige, halbkugelförmige, durch eine knochige Scheidewand getheilte Trommel. Obgleich die Pfeifente nicht weiter nordwärts als Schweden zu gehen scheint, so nistet sie doch selten bei uns, sondern besucht uns nur im Durchzuge, wobei sie fliegend einen angenehmen, pfeifenden Ton hören läßt, im September und October, und im Rückzuge im März und April. So durchwandert sie Europa und Asien vom 18. bis zum 110. Grade der Länge und vom 65. bis 35. Grade nördl. Br. In geschlossenen Scharen fallen sie während der Reise auf seichte Gewässer, entfernen sich nie weit von einander, und gehen besonders bei Nacht auf den begrasten Ufern ihrer Nahrung nach, die in allerlei Sämereien, besonders der Gräser, Kräutern, Insekten, Crustaceen, Würmern und Fröschen besteht. Auch die Küsten des Meeres sind ihnen ein angenehmer Aufenthalt, und beim stärksten Sturme schwärmen sie umher. Sie legen 8—9 schmuzig-graugrüne Eier. Im Herbste sind sie sehr fett und von unvergleichlichem Wohlgeschmacke; auch lassen sie sich zähmen.

Anas peregrina, s. A. strepera. Anas Persica, s. A. rutila.

Anas perspicillata *Linn.* Weißnackige Ente, Brillenente, Weißnacken. Sie ist von der Größe der Turpanente (A. fusca), und durch Verwechselung mit dieser hat man geglaubt, daß sie auch in der Ostsee und Teutschland vorkomme. Sie ist 19⅓ Zoll, der Schnabel bis zum Mundwinkel 28‴ lang, daselbst am breitesten, in der Mitte niedergedrückt, an den Seiten zusammengedrückt, mit einem gelben Wulste an seiner Wurzel. Übrigens ist er orange, in der Gegend der Nasenlöcher und am Nagel roth und an der Wurzel der obern Kinnlade an jeder Seite ein großer, etwas erhöhter, viereckiger, schwarzer Fleck. (In Pl. enl. 995 fehlt dieser, und die Schnabelhaut scheint das Auge einzuschließen; ich vermuthe aber, das Exemplar, wornach die Zeichnung verfertigt wurde, habe hier seine Federn verloren.) Die Füße sind roth, ihre Schwimmhaut schwarzbraun und die hintere Zehe belappt. Das ganze Gefieder ist schwarz, doch steht ein weißer Fleck auf dem Wirbel und ein anderer dreieckiger, dessen Basis oben ist, läuft vom Genick am Nacken hinunter. Das Weibchen ist kleiner, nur 17⅓ Zoll lang; rußbraun, ohne die weißen Flecken, sondern statt deren mit zwei schmuzigweißen Flecken auf den Wangen. Diese Ente bewohnt nur Nordamerika, von seiner nordwestlichen Küste bis nach Hudsonsbai. Gegen den Winter zieht sie bis Süd-Carolina und ist dann in Neu-York häufig. Sie ernährt sich von Gras und bereitet auch daraus ein Nest am Gestade, worin sie 4—6 weiße Eier legt, die sie im Juli ausbrütet.

Anas platyrhynchos, s. A. Clangula und clypeata. A. plumis mollissimis, s. A. mollissima.

Anas poecilorhyncha *Forsk.* Buntschnäbelige Ente. Der Schnabel hat die Länge des Kopfes, an der Wurzel einen rothen Fleck, ist oben schwarz, die Spitze weiß; die Füße sind rothgelb. Vom Schnabel geht ein schwarzer Strich bis hinter das Auge. Die Backen und ein Theil der Unterseite des Halses sind weißgrau; die obern Theile schwarz, grau gerandet; der Spiegel grün, oben mit Weiß, unten mit Schwarz und Weiß eingefaßt; die kleinen Schwungfedern weiß, die Afterfedern schwarz. Sie ist die gewöhnliche wilde Ente auf Ceylon.

Anas pratensis, s. Otis Tetrax.

Anas pulchricollis, s. A. ruficollis.

Anas Quacula *Klein.*, ist A. discors.

Anas Querquedula *Linn.* und A. Circia *Linn.* Querquedula *Aull. Briss.* Querquedula aestiva *Briss.* Knäkende Ente, Knäkente, Kricke, große Kricke, Kriekente, Kernell. Große Verwirrung erregten Linné und Brisson, weil sie, einer durch den andern verführt, die Knäkente als zwei verschiedene Arten

beschrieben, wie ich dieses im Artikel Anas Circia gezeigt habe. Die wahre große Kricke (denn unter diesem Namen ist sie am bekanntesten) ist nicht viel größer als die kleine; das Männchen 14—15, das Weibchen 13—14 Zoll lang. Die Flügelweite des Männchens ist 21 Zoll, des Weibchens 20. Der Schnabel ist bis zur Stirn 16 Linien lang, gerade, gleichbreit, an der Wurzel etwas zusammengedrückt, gegen die Spitze hin plattgedrückt und schwarz, welches bald ins Grüne, bald ins Braune, bald ins Graue fällt; die Augen sind braungelb; die 25 Schwungfedern enthaltenden Flügel, von denen die drei ersten wenig in Länge verschieden sind, bedecken drei Viertheile des 3⅓ Zoll langen, runden, aus 14 spitzen Ruderfedern bestehenden Schwanzes. Die Schulterfedern schlagen sich beim alten Männchen gekrümmt überher. Die Füße stehen nicht weit hinter dem Gleichgewichte, sind bräunlichgrau und der Lappen der Hinterzehe sehr schmal. Die Knäkenten zeigen nach Alter und Geschlecht, doch aber auch in den Individuen, was ihre Farbe betrifft, manche Verschiedenheiten, die alle anzuführen unmöglich sein würde. Ich beschreibe also blos in gedrängter Kürze ein altes Männchen und ein altes Weibchen, wie ich sie vor mir habe. Beim Männchen sind Haube, Kinn und Anfang der Kehle glänzend schwarzbraun; über das Auge läuft ein breites, weißes Band bis zum Genick. Die Wangen und der Anfang des Halses sind rothbraun, mit feinen, weißen Strichen; Nacken, Gurgel und Anfang der Brust braungelb, mit schwarzen, dem Rande der Federn parallelen Strichen; Oberrücken glänzendschwarz, mit silbergrauen Federrändern; Steißfedern ebenso und mit weißlichen Bändern; Unterrücken schwarz; Unterbrust weiß; die langen Federn der Seiten und Schenkel haben äußerst feine, zickzackförmige, weiße und schwarze Querlinien; Bauch und After braunschwarz, weiß bandirt; die Schwungfedern erster Ordnung an der Spitze schwarzbraun, gegen die Wurzel hin graubraun, mit silbergrauer äußerer Einfassung. Spiegelfedern glänzendgrün, mit weißen Spitzen, die letzten dunkelgrün. Deckfedern grau, die der zweiten Ordnung bilden durch ihre Spitzen ein weißes Band. Die Ellenbogenfedern sind sammetschwarz, außen graugesäumt, am Schafte schneeweiß; Ruderfedern schwarzbraun, mit silbergrauem oder weißlichem Rande. Bei dem Weibchen sind Haube und Genick rostbraun, braun gefleckt, die Seiten des Kopfes und die Kehle weißlicher und feiner punktirt; das Kinn weiß, zu Zeiten auch ein Fleck am Mundwinkel. Das Band über die Augen ist bräunlichgelb, dunkelbraun gestrichelt; die Federn des Rumpfes braun, oben fast schwarz, mit rostfarbigen Rändern, die an der Gurgel ins Weiße fallen; Unterbrust und Bauch schmuzigweiß; die Flügel bräunlich-schwarzgrau, nur der Spiegel wie beim Männchen; der After weiß oder auch hellbraunroth, stets schwarz gefleckt; die Ruderfedern schwärzlich, mit schmalem, grauem Rande. Die jungen Männchen gleichen ungefähr den Weibchen, und der weiße Augenstreif wird erst im zweiten Jahre sichtbar. Die männliche Luftröhre ist Anfangs ziemlich weit, verengert sich dann und erweitert sich darauf wieder, sodaß sie am Labyrinth am weitesten ist; dieser ist birnförmig, knöchern und besteht aus zwei Kammern, einer größern auf der rechten und einer kleinern auf der linken Seite.

Vermuthlich findet man die Knäkente durch ganz Europa und Sibirien, doch wahrscheinlich nicht weiter nördlich als Schweden. In Holland, dem nördlichen Teutschland, Polen, am Don und Baikal nistet sie und zieht im Sommer nach wärmern Gegenden, England, Frankreich, Italien, dem kaspischen See, und vielleicht nach Ägypten, wenn, wie ich vermuthe, Forskål unter dem Namen Scar-chir die weibliche Knäkente beschrieben hat. Sie kehrt zu uns im März und April meistentheils paarweise zurück, und geht vom August bis in den November in Truppen und Familien ohne Ordnung weg. Nicht tiefe, schilfreiche Flüsse, Seen, Teiche und Brücher sind ihr Aufenthalt. Auf ihnen ernährt sie sich von Wasserpflanzen, Grassamen, Insekten und Würmern, selten frißt sie Fische, und gewöhnt sich ohne viele Mühe in der Gefangenschaft an Getreide, Brod und klein geschnittene Möhren. Sie taucht nur mit halbem Leibe, läuft ohne große Beschwerde am Ufer und fliegt schnell, leicht und ohne Geräusch. Die Stimme des Entrichs gleicht der des Wachtelkönigs, beim Weibchen mehr der der gemeinen Ente. Sie leben in Monogamie und nisten zwischen dem hohen Grase und den Kräutern feuchter Wiesen. In ihr kunstloses, mit Flaum gefüttertes Nest legen sie 6—12 gelblich-olivengrüne Eier, welche etwa in vier Wochen ausgebrütet werden. Beide Ältern führen die Jungen gemeinschaftlich aus und verbergen sie bei Gefahr mit vieler List. Sonst ist die große Kricke nicht scheu und leicht zu schießen und zu zähmen. Ihr Fleisch ist wohlschmeckend, doch minder als das der kleinen Kricke (A. Crecca).

Anas raucedula, s. Mergus Merganser.

Anas regia *Molina*. Königliche, chilische Ente, Königsente, Kronenente. Alles, was wir von ihr wissen, besteht darin, daß sie viel größer als eine Hausente, der obere Theil ihres Körpers blau, der untere braun, ihr Schnabel mit einem großen, rothen Kamm, der Hals mit einem Bande schöner weißer Federn geziert, und sie in Chili zu Hause ist. Sollte sie die türkische oder schwarzrückige Ente (Anas moschata oder melanotos) sein?

Anas rhodopus *Merr*. Rosenfüßige Ente. Le Canard à collier noir *Azara*. Sie ist 14 Zoll lang, wovon der nur aus 12 Ruderfedern bestehende Schwanz 2⅔ Zoll hält. Ihre Flügelweite ist 23 Zoll. Der 18 Linien lange Schnabel ist bleifarben. Von ihren 23 Schwungfedern ist die dritte die längste. Die Füße sind weißlich-rosenfarben. Die Federn der Stirn, der Wangen und einige am Vorderhalse sind weißlich, mit etwas Braunem in der Mitte; der Kopf ist übrigens oben schwarz, und diese Farbe bildet unter dem Genick ein Halsband, bis zu welchem von den Seiten des Hinterhauptes ein weißer Strich hinabsteigt; der übrige Hinterhals und die letzten Schwungfedern sind braun, Rücken, Steiß, Schwanz und die Flügeldeckfedern sind schwarz, doch auf den letztern ein großer, weißer Fleck, nur ihre Enden, sowie die äußersten Schwungfedern, schwarz. Der

Spiegel glänzendgrün, blau schillernd; die Schulterfedern röthlich; die Gurgel ziegelroth, schwarz gefleckt; die Brust schmuzigweiß, mit feinen, schwarzen Querstrichen; der Bauch schwarz; an jeder Seite des Steißes ein großer, weißer Fleck, welcher durch einen schwarzen Strich von einem andern ähnlichen, weiter nach Hinten liegenden, Fleck getrennt wird. Paraguay.

Anas rhynchotis *Lath.* Löffelschnäbelige Ente. Sie ist etwa 17 Zoll lang, hat einen sehr breiten Schnabel, hell fleischfarbige Füße, einen grauen Körper, blaue Deckfedern der Flügel und schwarze Afterfedern. Sie wird zu Botanybai in Neuholland im Mai geschossen.

Anas rubens, s. A. clypeata. A. rubricapilla, s. Mergus Merganser.

Anas rufa *Gmel.* ist

Anas ruficollis *Scopoli* und diese A. ferina.

Anas rufina *Pall.* Einsame, rothhaubige, türkische Ente, Rothkopfente, Kolbenente, Capo rosso maggiore. Sie ist 18—21 Zoll lang und mit ausgespannten Flügeln 2¾ Fuß breit. Ihr 26 Linien langer Schnabel ist unten etwas convex, oben etwas concav, und also mit der Spitze etwas aufwärts steigend, bis zur Mitte gleichbreit, dann schmäler werdend, roth, der Nagel weiß. Der Kopf des Männchens hat eine 1½ Zoll hohe, aufrechte Holle an der Spitze nach Hinten gebogener, weicher, haarartiger Federn, die bei dem Weibchen nur wenig bemerkbar ist. Die Flügel bedecken drei Viertheile des 2¾ Zoll langen, aus 16 Ruderfedern bestehenden, runden Schwanzes. Die Füße sind dunkelroth, ihre Schwimmhaut schwarz; die Hinterzehe etwas vom Boden entfernt und lappig. Beim Männchen sind der Kopf und die erste Hälfte des Vorderhalses rostfarben; der übrige Hals und alle untern Theile schwarz; der Rücken und die Flügel braun; die Seiten und kleinen Deckfedern der Flügel weiß; die Schwungfedern zweiter Ordnung weißlich, mit schwärzlichen Spitzen; die Ruderfedern bräunlichgrau. Beim Weibchen sind Haube und Genick dunkelbraun; Wangen und Kehle grauweiß; Gurgel und Seiten gelbbraun; Brust und Bauch schmuzigweiß, mit Grau gemischt; der Rücken braun, mit okergelben Rändern; die Flügel wie beim Männchen, nur der Spiegel minder lebhaft; Schnabel und Füße rothbraun. Die Luftröhre des Männchens ist Anfangs weit, wird dann enger, erweitert sich dann stark und wird zuletzt sehr enge. Ihr Labyrinth besteht aus zwei Kammern, von denen die linke die größte ist, und von Knochenbogen und dazwischen ausgespannten Häuten gebildet wird. Sie bewohnt das kaspische Meer und die großen Seen der tatarischen Wüste. In Österreich findet man sie im Frühlinge auf den Seen und Flüssen, und zu Zeiten trifft man sie in Schlesien, Ungarn, Italien, am Bodensee und auf dem Rhein an. Sie lebt immer paarweise oder familienweise.

Anas rustica, s. A. Albeola. A. ruthenica, s. A. Mersa.

Anas rutila *Pall.* A. Casarca *Linn.* A. Persica *Frisch.* A. Libyca *Grossinger.* Rothe Eider, rothe, persische, astrakanische, rostfarbene Ente, Pfefferente, in Sibirien Turpan, nie Kasarka, und der ihr von Linné gegebene Name ist mithin falsch. Ihr Schnabel ist schmal und halbwalzenförmig; sie scheint daher eine Eider zu sein. Sie ist 17½—20 Zoll, ihr Schnabel 2½ Zoll, der aus 14 Ruderfedern bestehende, wenig abgerundete Schwanz 4¾ Zoll lang, die Flügel bedecken ihn ganz und haben eine Weite von 3¾—4 Fuß. Die Füße sind schwarz und die Hinterzehe ist ohne Lappen. Wild ist sie größer, und fast so groß wie die türkische Ente, scheint aber ihrer höhern Füße wegen größer zu sein. Der Kopf und Anfang des Halses sind weiß, welches an der Stirn, den Wangen und der Kehle ins Rostgelbe fällt. Den Hals des Männchens umgibt ein schwarzes Halsband, welches dem Weibchen fehlt. Ihr Gefieder ist rostfarben, oben heller, an der Gurgel und dem After am dunkelsten und rostroth; am Hinterrücken schwach grau und braun gewellt; Steiß und Schwanz schwarz, ebenso die ersten Schwungfedern, die zweiten sind atlasgrün, violett schillernd, an der innern Seite an der Spitze schwarz. Die Flügeldeckfedern sind weiß, nur die der ersten Ordnungen an der Spitze gelblich. Der Labyrinth des Männchens ist nicht größer als eine Erbse. Sie bewohnt das ganze südliche Rußland und Sibirien, und überwintert in Persien und vermuthlich in Indien. Zu Zeiten verfliegen sich einige nach Teutschland, und vielleicht bis zum Rhein, wenn ich darin nicht irren sollte, daß Hermann's Anas testacea diese Art ist. Besonders ist sie auf dem Baikal, seinen Flüssen und den benachbarten Seen häufig. Sie nistet in Felsenlöchern, in von Marmotten verlassenen Höhlen, ja zu Zeiten soll sie sich selbst Höhlen graben, oder in hohlen Baumstämmen nisten; am Baikal stets in einem Walde, und sollte er eine Werst vom Wasser entfernt sein. Ihr Nest füttert sie, wie gewöhnlich, mit Flaum, den sie sich selbst ausrupft. Sie lebt in Monogamie und legt ungefähr neun glänzendweiße Eier, welche größer als Enteneier sind. Diese sammelt man häufig an der Wolga und legt sie gemeinen zahmen Enten unter. Diese gezähmten rothen Eider werden aber nie so groß und schön wie die wilden, und fliegen weg, wenn man ihnen nicht die Flügel verschneidet, pflanzen sich auch in der Gefangenschaft nicht fort, sondern verschleppen ihre Eier. In Europa muß dies weniger der Fall sein, da sie in Ungarn, wiewol selten, zahm gehalten werden. Die Mutter sorgt sehr für ihre Jungen, und soll sie mit dem Schnabel am Flügel zum Wasser schleppen, und verläßt sie auch nicht, während sie dieselben führt, sodaß man sie darüber greifen könnte. Sie ernährt sich von Wasserpflanzen, Wasserinsekten und dergl., frißt aber auch Fische, und hat gleichwol einen sehr angenehmen, durchaus nicht fischigen Geschmack. Sie fliegt sehr leicht und ohne Geräusch und geht bequem und mit Anstand. Wenn sie aufgejagt wird, gleicht ihre Stimme dem Tone der Clarinetten, am Abend und Morgen aber die der Männchen dem Pfauengeschrei. Sie sind nicht scheu, und Pallas beobachtete ein Weibchen, welches, nachdem das Männchen getödtet war, erst durch den dritten Flintenschuß verjagt werden konnte.

Anas Sau Sarai *Forsk.* A. Alexandrina *Gmel.* ist nichts anderes, als das Männchen der Anas Strepera.

Anas Scandiaca ist das Weibchen der Reiherente, A. Fuligula, Müller's A. Skoorra.

Anas Searchir, s. A. Arabica.

Anas Sinensis *Klein.* ist A. Galericulata.

Anas Sirsaeir *Forsk.* Sirsair-Ente, ist nichts anderes, als das Weibchen der kleinen Kricke (A. Crecca).

Anas Skoorra *Müll.* A. Scandiaca *Gmel.* Lappmarkische, dänische Ente. Lappländisch: Skaar. Sie ist oben braun, dicht punktirt; eine schief über die Flügel laufende Binde und ein Fleck an jeder Seite der Schnabelwurzel sind weiß, die Seiten rostfarben. An diesen Kennzeichen glaube ich die junge Reiherente (A. Fuligula) zu erkennen.

Anas Soucroura, s. A. discors. A. Sparrmani, s. A. Alandica.

Anas Strepera. Anas muscaria *Gesn.* Anas subulata *S. G. Gmel.* (Weibchen). A. peregrina *S. G. Gmel.* (Männchen). A. Kekuschka *S. G. Gmel.* (Männchen und Weibchen). A. Sáu Sárai *Forsk.* (Männchen). A. Alexandrina *Gmel.* (Männchen). Schnatternde Ente, Schnarrente, Schnatterente, Muggente, Mittelente u. s. w. Vom Geschlecht und Alter, wie es scheint auch oft von der Individualität abhängende Verschiedenheiten in der Farbe des Gefieders und eine in Willughby's Beschreibung eingeschlichene wahrscheinliche Unrichtigkeit, die Linné aufnahm, waren Ursache, daß aus dieser Ente mehre Arten gebildet wurden. Sie ist $1\frac{1}{2}$ — 2 Pfund schwer und das Männchen 18 — 19 Zoll lang. Seine Flügelweite 32 Zoll. Das Weibchen ist um einen Zoll kleiner. Der schmale, plattgedrückte, 2 Zoll lange Schnabel ist beim Männchen schwarz, beim Weibchen braun, und oft an den Seiten und unten röthlichgelb; die Augen hellbraun, die Flügel reichen bis zu Ende des Schwanzes und enthalten 26 Schwungfedern, von denen die fünf letzten sehr lang und spitz sind. Die Füße sind orange, die Schwimmhaut schwarz, die hintere Zehe unbelappt. Der $3\frac{1}{4}$ Zoll lange, beim Männchen keilförmige, beim Weibchen zugerundete Schwanz besteht aus 16 spitzen Ruderfedern. Beim Männchen sind der Kopf und Anfang des Halses rostigweiß, dunkelbraun gesprenkelt; Kinn und Anfang der Kehle ungefleckt; Gurgel und Nacken braunschwarz, mit weißlichen, dem Federrande gleichlaufenden Linien; der Oberrücken braunschwarz, mit wellenförmigen, röthlichweißen Querlinien; der Unterrücken dunkelbraun; Steiß- und Afterfedern bläulichschwarz; die Brust weiß, manchmal mit grauen Flecken; Seiten, Bauch und Schenkel weißlich und schwärzlich wellenförmig und sehr fein quergestreift; die dem Rücken nächsten Schulterfedern dunkelbraun, mit hellern geschlängelten Querlinien; die größern spitzen Schulterfedern graubraun, einige rostfarbig gerandet; die kleinsten Flügeldeckfedern aschfarben, mit rostigweißen Querstreifen oder Punkten; die Schwungfedern und Deckfedern erster Ordnung äußerlich graubraun, die der zweiten Ordnung braunroth mit einem Purpurglanze, schwarz gerandet; von den Schwungfedern zweiter Ordnung 11 — 14 grau, an der Spitze weiß gerandet; 15 — 18 äußerlich grauweiß, mit einem sammetschwarzen Saum; 19 — 22 auswendig weiß, alle inwendig, sowie die fünf letzten ganz grau. Die Ruderfedern sind braungrau und die äußern weiß eingefaßt. Bei dem Weibchen sind die Federn des Unterhalses und Rückens schwarzbraun, mit rostgelben Rändern, die der Seiten rostgelb, mit großen, schwarzbraunen Flecken; der Bauch weiß. Übrigens ist es dem Männchen ziemlich ähnlich. Die Luftröhre des Erpels erweitert sich unten etwas und bildet an der linken Seite eine große, aufsteigende Knochenblase.

Die Schnatterente ist durch einen großen Theil von Europa und Sibirien verbreitet, nur im östlichen Asien ist sie nicht. Sie ist bald Standvogel, bald Zugvogel, und als letztern sehen wir sie größtentheils in Teutschland. Im Herbste reist sie einsam, kehrt aber im Frühling in größern Truppen nach Norden zurück. Sie fliegt schnell, mit einem gelinden Rauschen, ohne pfeifendes Getön, und die Männchen schreien dabei oft wiederholt räckräckräck, piep, räckräckräck u. s. w. Die Stimme der Weibchen gleicht sehr der der gemeinen Ente. Sie geht vorzüglich Abends und Morgens auf den flächern Stellen der Flüsse, Seen, schilfreichen Teiche und Brücher ihrer Nahrung nach, die in Wasserpflanzen, Sämereien, Insekten, Amphibien und Fischen besteht, welche sie mit halb eingetauchtem Leibe erhascht. Am Tage ist sie in Rohr und Binsen verborgen. Sie nistet auf Wiesen, Brüchern und kleinen Erhöhungen berohrter Teiche, und legt 8 — 9 Eier, die denen der gemeinen Ente ähnlich, nur kleiner sind. Ihr Fleisch ist zwar eßbar, wird aber leicht ranzig.

Anas subterranea. Unterirdische Ente. Scopoli (Ann. h. n. I. p. 67) beschreibt unter diesem Namen eine Ente, von welcher er sagt, sie sei kleiner als die Hausente; ihr Schnabel braun, oben mit 40 Zähnen an jeder Seite; ihre Füße und der Körper oben braun; der letztere, die Schwungfedern an der innern Seite und die Ruderfedern, von denen keine gekrümmt sei, weiß, die letzten an der Spitze braun. Sie niste in unterirdischen Höhlen am cirknitzer See, ginge haufenweise hervor und würde dann durch die Sonne geblendet und mit Knüppeln erschlagen. Ihm schien sie von der Wartenente (A. Marila) verschieden zu sein. Gleichwol führen mehre neuere Naturforscher sie bei dieser an. Mir scheint sie auch eine andere Art zu sein, aber bestimmen kann ich sie nicht.

Anas subulata, s. A. strepera.

Anas superciliosa *Gmel.* Heturrera-Ente, Ente mit weißen Augenbrauen, Augenbrauen-Ente. Sie ist ungefähr so groß wie eine gemeine Ente und $19\frac{1}{2}$ Zoll lang. Ihr 28''' langer Schnabel ist bleifarben, mit weißem Nagel; ihre Füße graulich-braunschwarz; das Gefieder graubraun, mit sehr hellen Rändern, über den Augen ein weißer Strich; unter denselben ein anderer noch breiterer; Kinn und Vorderhals weiß; Spiegel bläulichgrün, schwarz eingefaßt. Neuseeland, sowol in Charlottensund als Duskybai. Latham beschrieb sie nach Banks' Gemälden.

Anas Terrae Novae, s. A. fuscescens.

Anas testacea. Hermann erhielt diese Ente aus Rastadt. Sie war so groß wie die gemeine, fast ziegelroth (subtestacea), mit weißlicheren Flügeln, und die vier hintersten Schwungfedern zweiter Ordnung wie abgestoßen (lacero-detritae). Aus diesen sehr wenigen

Worten läßt sich die Art schwer errathen; vielleicht war es die rothe Ente (A. rutila).

Anas torrida *Gmel.* Branta torrida *Scop.* Schwarznackige oder weißköpfige Ente. Scopoli sah diese Ente im kaiserl. Thiergarten zu Schönbrunn, und vielleicht dasselbe Exemplar, welches hernach Jacquin unter dem Namen A. viduata beschrieb.

Anas varia, s. A. Aegyptiaca.

Anas viduata *Linn.* Branta oder Anas torrida, verschleierte oder spanische Ente, die Witwe. Diese Ente ist 18 Zoll lang, ihre Flügelweite beträgt 33 Zoll. Ihr Schnabel ist schwarz, mit einem kleinen himmelblauen Bande hinter dem Nagel desselben. Ebendiese Farbe haben auch die Augen und die Füße. Die Flügel bestehen aus 27 Schwungfedern, von denen die zweite und die dritte die längsten sind, und gegen die Spitze hin einen Ausschnitt haben. Der 2½ Zoll lange Schwanz enthält 14 Ruderfedern; das Gesicht, nämlich Stirn, Scheitel, die Zügel und Augengegend, die Kinnladen und die Kehle sind weiß; das Hinterhaupt und der Nacken bis zur Mitte des Halses sind schwarz. Dies Schwarze bildet bei dem Männchen bald unter dem Kinne ein Halsband, wodurch das Weiße der Kehle in zwei Theile getheilt wird, der übrige Hals ist schön braunroth, der Rücken ist rostbraun; die Seiten und die Brust weißlichrostfarben, mit schwarzen schmalen Querlinien. Ein schwarzer breiter Streifen läuft ihrer ganzen Länge nach über die Brust; die Schenkel, der Bauch, die Afterfedern, die Schwungfedern, die größern Deckfedern der Flügel und der Schwanz sind gleichfalls schwarz; die kleinern Deckfedern der Flügel sind röthlich und braunbunt; die Schulterfedern schwärzlich, mit weißlicher Einfassung. Übrigens scheint sie in der Farbe Abänderungen zu leiden, denn Jacquin's, Pennant's, Buffon's und Azara's Abbildungen und Beschreibungen weichen sehr von einander ab, und Jacquin's Abbildung ist durchaus von seiner Beschreibung verschieden. Bei den jungen Vögeln ist der ganze Kopf schwarz, sodaß man sie dann für eine andere Art halten sollte.

Sie bewohnen die Länder der heißen Zone in Südamerika, von Terrafirma bis Paraguay. Im letztern Lande sind sie vorzüglich häufig, und bleiben das ganze Jahr hindurch. Sie bilden Scharen von oft 200 Stück, die sich stets nahe beisammenhalten, sodaß man mit einem Schusse 16—20 Stück erlegen kann. Sie fliegen viel in geraden und mondförmigen Linien, besonders bei Nacht, und lassen ihren pfeifenden Ton bi, bi, beständig hören. (*Merrem.*)

ENTEDIDE, Ἐντεδίδη, eine von den 50 Töchtern des Thespios, vom Herkules Mutter des Menippides. (*Apollod.* II, 7. 8.) (*Richter.*)

ENTELEA, eine von R. Brown aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Tiliaceen. Char. Der Kelch vier- oder fünfblätterig; vier Corollenblättchen; die Staubfäden unter dem Fruchtknoten eingefügt, durchgängig fruchtbar (daher der Gattungsname: ἐντελής, vollkommen), während bei der sonst sehr nahe verwandten Gattung Sparrmannia die äußern Staubfäden unfruchtbar sind; der Griffel einfach; die Kapsel stachelicht, fünffächerig, vielsamig. Die einzige Art, Ent. arborescens *R. Brown* (im Bot. mag. t. 2480), ist ein auf Neu-Seeland einheimisches, durch sternförmige Behaarung filziges Bäumchen mit herzförmigen, ungleichgezähnten, fünfnervigen Blättern und weißen Blüthendolden. (*A. Sprengel.*)

Entelechie, s. Aristoteles. 5. Bd. S. 202.

ENTELLA. Die meisten Sagen leiteten die Gründung dieser sikelischen Stadt von Troja her und nannten den Ägestes ihren Erbauer, sowie der beiden Städte Ägesta und Eryx. Diese Sagen sind uns erhalten beim Servius zu Virgil (Äneis I. an verschiedenen Stellen) und bei Tzetzes zum Lykophron (v. 964). Schon etwas umgestaltet gibt sie Dionysios von Halikarnaß (I, 52). Das wichtigste Moment in dieser Sage ist die Bemerkung, daß aus der Vermischung der Troer mit den Sikanern am Flusse Krinisos die Völkerschaft der Elymer hervorgegangen sei. Thukydides (VI, 2) nimmt es daher für ganz unzweifelhaft an, daß troische Flüchtlinge nach der Zerstörung ihrer Stadt und ihres Reichs sich in diesen westlichen Gegenden niedergelassen haben. Dagegen läßt Hellanikos die sikelischen Elymer von Italien herkommen. Aber nicht blos Troer sollen die Väter der Elymer gewesen sein, sondern mit den Besiegten zugleich auch ein Theil der Sieger, nämlich auf der See verschlagene Phokier sollen sich mit den flüchtigen Troern vereinigt und auf Sikelien am Flusse Krinisos niedergelassen haben. Seitdem aber die Römer auf der Insel Sikelien erschienen, gewannen diese Sagen immer mehr an Festigkeit, und man stellte die Sage von des Äneias Erscheinung in jenen Gegenden und vom troischen Ursprunge der Römer als erwiesene Wahrheit auf. In neuester Zeit sind dagegen mit Recht bedeutende Zweifel erhoben worden, und man vermuthet eine Völkerverbindung und Völkerverwandtschaft auf Sikelien von einer ganz entgegengesetzten Seite. Auffallend bleibt jedenfalls die Namensähnlichkeit sikelischer und ligurischer Orte, wie wir denn auch einen Fluß Entella in der Gegend von Genua bei Ptolemäos (II, 1) angegeben finden. Es dürfte also wol der iberische Ursprung der Elymer nicht ganz abgeleugnet werden. — Soviel scheint aber aus jenen Sagen mit Gewißheit entnommen werden zu dürfen, daß Entella eine sehr alte sikanische oder elymische Stadt war, die sich zugleich durch ihren Weinbau auszeichnete (*Sil. Ital.* XIV, 204. 5). Als die Karthager auf der Insel festen Fuß zu fassen suchten und deswegen hauptsächlich mit den Fürsten von Syracusä Krieg führten, stand Entella zwar mit den Karthagern in enger Verbindung, behauptete aber dabei seine Verfassung. Als aber Dionysios I. ums J. 402 vor Chr. Geb. eine Schar campanischer Miethssoldaten verabschiedete, so machten diese es, wie gewöhnlich jene Söldlinge (Mamertiner), sie zogen nach Entella, besetzten die Stadt, brachten die männliche Bevölkerung um und vertheilten die Weiber und die Stadt unter sich. Diese frevelhafte Umwälzung brachte keine Veränderung in den Verhältnissen zu den Karthagern hervor; allein Dionysios benutzte darauf den Zeitpunkt der Schwäche Karthago's im J. 368 und belagerte und eroberte Entella (*Diod.* XV, 73). Welche Behandlung dabei die Mamertiner erfuhren, wird uns nicht berichtet. Seitdem verschwindet

die Stadt zwar aus der historischen Kunde, aber untergegangen scheint sie vor dem Verfalle des römischen Reiches nicht zu sein, denn Cicero (in Verr. III, 43) und Plinius (H. N. III, 14) führen noch die Entellini an. (*L. Zander.*)

ENTELLOS, ein sicilischer Heros, der mit Ägestos nach Sicilien kam und im Kampfe mit dem Cestus sich auszeichnete. Von ihm hatte die Stadt Entella den Namen. (*Virg.* Aen. V, 389. Cfr. *Heyne* ad *Virg.* Aen. V. Exc. 3.) (*Richter.*)

ENTENEIERÖL. Geiseler (s. Brandes' Archiv für Pharmac. 2. Reihe. XI. S. 173) stellte dieses Öl auf dieselbe Weise dar, wie er sie für die Darstellung des Öles aus den Hühnereiern am zweckmäßigsten gefunden hatte, nämlich durch Ausziehung der hart gekochten Dotter mit Äther, Verdampfen desselben und Behandlung des Rückstandes mit Alkohol, wobei aus 6½ Unzen Dotter 6 Drachmen Öl erhalten wurden. Dieses Öl war mehr dunkelgoldgelb gefärbt als das aus Hühnereiern, aber minder consistent und riechend. (*Döbereiner.*)

ENTENEIERSCHALEN, sind ebenfalls von Geiseler (s. a. a. O. S. 168) untersucht und in ihnen Kalk, Magnesia, Eisen, Natron, Mangan?, Kohlensäure, Phosphorsäure, Eiweißstoff, Ptyalin, Osmazom und ein eigenthümlicher Mucus gefunden worden. Geiseler führt noch an, daß nach der Aussage erfahrener Landwirthe die blaugrünlich gefärbten Eier bei der Brütung und Zucht bunte Enten und weiße Eier auch weiße Enten produciren sollen. (*Döbereiner.*)

Entenflott, s. Lemna.
Entenfuss, s. Podophyllum.
Entengrün, s. Lemna.
Entengrütze, s. Lemna.
Entenlinse, s. Lemna.
Enteridium *Ehrenb.*, s. Reticularia.
Enterographa *Fée*, s. Medusula (Asterisca).

ENTFÄRBUNG DURCH KOHLE. Von Lowitz (s. Scherer's Journal für Chemie u. s. w. III, 300) wurde zuerst die höchst merkwürdige Eigenschaft der ausgeglühten Kohle beobachtet, gewisse in Flüssigkeiten aufgelöste Farbestoffe anzuziehen und jene farblos zu machen; er stellte seine Versuche mit der Auflösung des Indigs in Schwefelsäure, mit Syrup und mit Aufgüssen von Safran und Krapp an. Diese Entdeckung wurde bald von der Technik benutzt zur Entfärbung von Syrup, Honig, Runkelrübensaft u. s. w., und kommt sogar bei der Zuckerraffination in Anwendung.

Die Eigenschaft zu entfärben kommt nicht allein der aus Vegetabilien erhaltenen Kohle zu, sondern auch die aus thierischen Substanzen, wie Knochen u. s. w., äußert sie, und zwar in gewissen Fällen noch stärker als die Pflanzenkohle. Sie ist dadurch bedingt, daß die Kohle entweder, zu Folge ihrer Porosität, als eine capillarische Substanz auf die Farbestoffe anziehend wirkt, oder daß sie sich mit diesen auf dieselbe Weise verbindet, wie sich die Faser (Leinwand, Baumwolle, Seide, Wolle) in dem Färbungsproceß mit den substantiven Farben vereinigt. Zuweilen vermehren auch die Beimengungen der Kohle ihre farbenanziehende Kraft, wie z. B. der phosphorsaure Kalk der Knochenkohle in vielen Fällen ebenso den Farbestoff anzieht, wie die lockere Kohle selbst (s. d. Art. Kohle).

Nach den Versuchen Payen's sind alle Thier- oder Pflanzenkohlen untauglich zum Entfärben, welche ein glänzendes, glasiges Ansehen haben, hingegen alle diejenigen gut entfärben, welche ein mattes, erdiges Ansehen und eine ins Graue gehende Farbe haben; die Porosität der Kohle bedingt ihre entfärbende Eigenschaft, weshalb man sonst dichte und nicht entfärbend wirkende Kohle leicht zum Entfärben bringen kann, wenn man sie, mit Substanzen vermengt, erhitzt, welche ihre Porosität vermehren. So wird eine sonst unbrauchbare Kohle durch Vermischen mit einer Pottaschelösung, Eindampfen bis zur Trockene, Glühen und nachheriges Auslaugen der salzigen Theile zum höchsten Grade der entfärbenden Kraft gebracht, und deshalb wird die sonst wenig entfärbende Blutkohle nach ihrer Verwendung zur Darstellung des Cyaneisenkaliums oder des sogenannten blausauren Kali (m. s. d. Art. Eisen) so kräftig in Beziehung auf Entfärbung von Flüssigkeiten.

Außer der Pflanzen- und Thierkohle dient auch die ausgeglühte Braunkohle, ausgeglühter bituminöser Mergelschiefer, oder ein ausgeglühtes Gemenge von 100 Theilen mit Wasser zu einem Brei angerührtem Thon, 20 Theile Theer und 50 Theile feingepulverter Steinkohle zum Entfärben von Flüssigkeiten. Bussy hat folgende Tabelle über die entfärbende Kraft der Kohlen entworfen:

Bezeichnung der angewendeten Kohlen.	Gewicht in Grammen.	Quantität der entfärbten Indigauflösung, welche in 1000 Th. 1 Th. enthält.	Quantität der entfärbten Melassenlösung, bestehend aus 1 Melasse, 20 Wasser.	Entfärbende Kraft gegen Indigo.	Entfärbende Kraft gegen Melasse.
		Litre.	Litre.		
Blut mit Potasche calcinirt	1	1,6	0,18	50	20
Blut mit Kreide calcinirt	1	0,57	0,10	18	11
Blut mit phosphors. Kalk calcinirt	1	0,38	0,09	12	10
Gallerte mit Potasche calcinirt	1	1,15	0,14	36	15,5
Eiweiß mit Potasche calcinirt	1	1,08	0,14	34	15,6
Stärkemehl mit Potasche calcinirt	1	0,34	0,08	10,6	8,8
Kohle aus essigsaurem Kali	1	0,18	0,04	5,6	4,4
Kohle aus kohlensaurem Natron und Phosphor	1	0,38	0,08	12	8,8
Ruß für sich calcinirt	1	0,128	0,03	4	3,3
Ruß mit Potasche calcinirt	1	0,55	0,09	15,2	10,6
Knochenkohle	1	0,032	0,009	1	1
Knochenkohle mit Salzsäure behandelt	1	0,06	0,015	1,87	1,6
Knochenkohle mit Salzsäure und Potasche behandelt	1	1,45	0,18	45	20
Pflanzen- oder Thieröl mit phosphors. Kalk calcinirt	1	0,064	0,017	2	1,9

Bei der Verwendung der Kohle zum Entfärben ist jedoch zu berücksichtigen, daß sie nicht allein diese Eigenschaft besitzt, sondern auch auf riechende Substanzen und mehre andere unorganische und organische Verbindungen anziehend wirkt, und daß bei Entfärbung saurer Flüssigkeiten, wie z. B. die Lösungen der Pflanzensäuren, die thierische Kohle in ihrem rohen Zustande wegen ihres Gehaltes an kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk, zweier durch die meisten Pflanzensäuren zersetzt oder gelöst werdender Salze, entweder eine neue Verunreinigung, oder ein Verlust an Säure bedingt wird. So darf man z. B. einen misfarbigen Wein nicht durch Kohle zu schönen suchen, da er hierdurch nicht allein die Farbe, sondern auch das Aroma verlieren würde. Auch viele Metalle werden aus ihren Auflösungen durch thierische Kohle wegen ihres Gehaltes an phosphorsaurem Kalk niedergeschlagen, und zwar nach Geiger's Beobachtung alle diejenigen, welche mit Cyan unlösliche Verbindungen bilden.

Über die passendste Form, welche die zum Entfärben dienende Kohle haben muß, sind die Meinungen noch verschieden; Einige verwenden sie im grobgekörnten, Andere im grobgepulverten und noch Andere im feingepulverten Zustande; es mag jedoch die Natur des anzuziehenden Farbestoffes viel dazu beitragen, in welcher Form die Kohle verwendet werden muß. Die entfärbende Wirkung derselben findet aber überhaupt am besten im erhitzten Zustande der Flüssigkeit statt, diese mag nun mit ihr gekocht oder, wie bei der Entfärbung des Zuckersaftes, im erhitzten Zustande auf die in einem passenden Gefäße befindliche Kohle gegossen werden. Im erstern Falle wird die Kohle nach stattgefundener Wirkung durch Seihen durch dichte leinene oder wollene Tücher entfernt; im andern Falle vertritt das Gefäß, in welchem sich die Kohle befindet, das Seihetuch, indem jenes einen falschen mit einem Tuche bedeckten Boden enthält, wo dann die entfärbte Flüssigkeit frei von kohligen Theilen abläuft. Die Kohle wird zuletzt noch einige Male mit derselben reinen Flüssigkeit behandelt, in welcher die zu entfärbende Substanz gelöst ist, um die noch anhängenden Theile derselben zu gewinnen.

Man hat vorgeschlagen, die Kohle, welche zum Entfärben gedient hat, durch Glühen wieder mit der entfärbenden Eigenschaft zu begaben. Diese Wiederbelebung findet aber nur im geringen Maßstabe statt, da die aufgenommenen Stoffe beim Glühen die feinen Poren der Kohle verstopfen. Wird hingegen eine gebrauchte Kohle mit einer Potaschenlösung getränkt eingetrocknet und geglüht und die salzigen Theile durch Wasser ausgezogen, so ist sie zum Entfärben vollkommen wieder tauglich.

Um die Wirksamkeit der thierischen Kohle zu vermehren, schlug man vor, sie durch Behandlung mit Salzsäure von dem phosphorsauren Kalk zu befreien, aber der Erfolg bestätigte die Voraussetzung, daß der durch die Entfernung der unorganischen Verbindungen hervorgebrachte vermehrte poröse Zustand ihre entfärbende Kraft vermehren würde, nicht. Aber nothwendig ist es, nach des Verfassers frühern Versuchen, sie vor ihrer Benutzung zur Entfärbung mit Wasser zu behandeln, da sie eine ziemliche Menge in Wasser lösliche Salze enthält, welche die zu reinigende Substanz von Neuem verunreinigen, und z. B. beim Zucker den Übelstand des Feuchtwerdens, wegen des von der Flüssigkeit mit gelösten salpetersauren Kalkes, bedingen würden.

Literatur über Entfärbung mit Kohle: Berliner Jahrb. XXIV. S. 106. Dingler's Polytechn. Journ. XXVII. XL. XLI. Buchner's Repert. für Pharm. N. R. IX, 329. Erdmann's Journ. für techn. und ökon. Chemie. VIII, 20. Journ. für prakt. Chem. IX, 114. Magaz. für Pharmac. XI. XV. XXXII. Döbereiner's Handb. der pharmac. Chemie 1831. S. 259. (*Döbereiner.*)

ENTFERNUNG, ist die kürzeste unter allen Linien, die von einem Gegenstande zum andern gezogen werden können. Solcher kürzesten Linien kann es aber zwischen zwei Gegenständen mehre geben.

Einmal, wenn die Gegenstände, wie z. B. zwei Städte, viele Theile haben, so kann von jedem Theile des Einen zu jedem Theile des Andern eine unendliche Anzahl Linien gedacht werden, worunter immer eine die kürzeste ist. Man muß also, um zu erkennen zu geben, von welcher kürzesten Linie man rede, bestimmen, von welchen Theilen oder Punkten aus und zu welchen hin die Linie gedacht werden solle. Sehr oft nimmt man dazu die Mittelpunkte der Gegenstände; ein anderes Mal diejenigen Punkte derselben, in welchen sie sich am nächsten liegen; ein anderes Mal diejenigen, wo kürzeste Linien zwischen beiden die Grenzen der Gegenstände senkrecht schneiden.

Zweitens sind die kürzesten Linien verschieden, je nachdem man sich zwischen beiden Gegenständen, seinem besondern Zwecke gemäß, gerade oder krumme Flächen denkt, über welche die Linien hingezogen werden.

Eine Art der kürzesten Linien nennt man Abstand. Es muß aber darauf gemerkt werden, welche Art von der Wissenschaft so genannt wird.

Abstand eines Punktes von einem andern ist überhaupt die kürzeste Linie zwischen beiden, welche jedoch gerade ist, wenn die Punkte auf einer geraden Fläche gedacht werden, und krumm auf einer krummen Fläche, z. B. auf der Kugelfläche.

Abstand eines Punktes von einer Linie oder Fläche, sie seien gerade oder krumme, und es werde über eine gerade oder krumme Fläche hingemessen, ist diejenige kürzeste Linie zwischen dem Punkte und der Linie oder Fläche, welche die letzteren irgendwo senkrecht trifft. Zuweilen finden sich zwischen dem Punkte und der Linie oder Fläche mehre kürzeste Linien dieser Art, wie z. B. zwischen Mittelpunkt und Umkreis eines Cirkels; zuweilen gar keine; und hier finden sie sich dann vielleicht, wenn die Linie oder Fläche nach der Regel, durch welche ihre Gestalt bestimmt ist, erweitert wird, z. B. wenn man die gerade Fläche in gerader Richtung weiter ausgedehnt denkt, alsdann beobachtet man dieses Verfahren. Findet man aber auch auf diese Weise solche Linien nicht, so kann gar kein Abstand bestimmt werden.

Abstand einer Linie oder Fläche von einer andern ist diejenige kürzeste Linie zwischen beiden, welche beide irgendwo senkrecht berührt. Bei parallelen Linien oder Flä-

hen gibt es zwischen beiden in jedem ihrer Punkte solche Linien, und sie sind alle von gleicher Länge.

Das Hauptmerkmal derjenigen kürzesten Linie also, welche Abstand genannt werden soll, ist, daß sie die Gegenstände senkrecht trifft, insofern die Natur dieser Gegenstände ein senkrechtes Berühren zuläßt; der Natur des Punktes ist dies zuwider; oder man müßte vielmehr sagen, jede Linie, die sich mit einem Punkte endigt, steht auf demselben senkrecht. Hiernach wird man ferner beurtheilen können, wo noch eine Anwendung des Begriffes Abstand möglich ist. (*Maertens.*)

Entfernung, scheinbare, s. Gesicht und Sehen.

ENTFÜHRUNG, von Entführen, im Allgemeinen soviel als: Wegführen, in welchem allgemeinen und Urbegriff es nur noch als Provinzialismus, z. B. im Altenburgischen, gefunden wird [1]). Im Hochteutschen bezeichnet man damit nur das unter diesem Namen bekannte Verbrechen, gebraucht jedoch hiervon den Ausdruck auch figürlich in obiger allgemeiner Bedeutung [2]). Das Verbrechen der Entführung, sonst auch, wiewol zu beschränkt, Jungfernraub genannt (lat. crimen raptus, davon raptor, der Entführer) [3]), ist, nach unsern Gesetzen, die von einer Mannsperson durch List oder Gewalt verübte rechtswidrige Bemächtigung und Besitzergreifung einer fremden Ehefrau, einer Klosterfrau, einer Witwe, oder einer unbescholtenen Jungfrau, gegen, wenigstens ohne deren eigenen, oder desjenigen, dessen rechtlicher Gewalt sie unterworfen ist, oder Beider Willen, Behufs der Erzwingung der Verehlichung oder des unerlaubten Geschlechtsgenusses für sich oder Andere [4]). Die nachfolgende dogmatische Darstellung zeigt, wie streitig diese ganze Lehre ist, was zur Folge hatte, daß die Definitionen dieses Wortes beinahe in jedem Lehr- und Handbuche verschieden sind. Am weitesten, aber ebendeshalb ziemlich allgemein anerkannt am unrichtigsten faßt dies Verbrechen der berühmte Tittmann [5]) auf. Ältere Schriftsteller [6]) halten dasselbe ganz irrig für identisch mit der Nothzucht [7]). Allein von letzterer ist es schon dadurch ganz verschieden, daß diese zu ihrem Begriffe directe Nöthigung zur Erreichung der wollüstigen Absicht verlangt, während bei der Entführung nur die Absicht der Ehe oder eines unerlaubten Geschlechtsgenusses wesentlich erfoderlich ist und also dazu eine indirecte Nöthigung durch Freiheitsberaubung, eine Vorbereitung zur Unzucht, ausreicht [8]).

Wenn auch das Verbrechen der Entführung in den neuesten Zeiten, außer in Schauspielen, Novellen und Romanen, und mit Ausschluß einiger Vorfälle in Frankreich, beinahe zur Antiquität geworden ist [9]); so beweisen doch die ältern Gesetze, wie häufig es in den frühern Zeiten der Geschichte war. Wir brauchen nicht auf die diesfallsigen Andeutungen in unserm Religionscodex [10]), nicht auf den bekannten Sabinerraub der Römer, also nicht auf die Zeiten der größten Rohheit, zurückzugehen, von denen uns die Geschichte lehrt, daß da die Sache ins Große getrieben ward. Ebenso wenig in die ältesten Zeiten Griechenlands, wo übrigens schon, nach Herodot's Zeugniß, an die Stelle der Entführungen gegen den Willen der Entführten, häufig freiwillige Entführungen traten, als Veranlassung blutiger Kriege [11]). Die Menge der römischen Gesetze, besonders aus den Zeiten der spätern Imperatoren, begründet einen sichern Schluß rückwärts auf die Menge derartiger Verbrechen in jener Zeit, das Mittelalter überdies die eigentliche Zeit der Gewalt für Recht, erzeugte jenes Verbrechen ungemein häufig. Wir erwähnen hier nur der berühmten Entführung von Seiten Karl's **VIII.** von Frankreich, der dem teutschen Könige, nachmaligem Kaiser Maximilian I., im März **1491** durch Procuration angetrauten Anna von Bretagne [12]), um auch die

---

1) Adelung, Wörterbuch der hochteutschen Mundart, u. d. W. Entführen. 2) Adelung führt dafür die Stelle des alten Hofmannswaldau an: So wird auch keine Zeit dir diesen Ruhm entführen. 3) *Calvini* Lexicon juridicum s. v. *Raptor.* 4) Salchow, Lehrbuch des peinlichen Rechts (Halle 1823). §. 178. Henke, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 2. Th. (Berlin und Stettin 1826). §. 116. S. 172. Martin, Lehrbuch des Criminalrechts (Heidelberg 1820). §. 302. Bauer, Lehrbuch des Strafrechts (Göttingen 1833). §. 200. Abegg, Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft (Neustadt a. d. O. 1836). §. 278. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts (Gießen 1836). §. 255. Kappler, Handbuch der Literatur des Criminalrechts (Stuttgart 1838). §. 178. S. 673. Heffter, Lehrbuch des gemeinen teutschen Criminalrechts (Halle 1839). §. 458. Außer den vorstehend und nachstehend in gegenwärtigem Artikel angezogenen Schriften bietet uns die Literatur unter Andern nachfolgende, dem Verbrechen der Entführung gewidmete Abhandlungen dar: *G. Ad. Struv*, Diss. de raptu (Jenae 1665); teutsch: Von Entführung der Jungfrauen, wie auch anderer Personen (Frankf. 1723). *Vinc. Rumpff*, Diss. de crim. raptus (Groening. 1725). *Dan. Jac. Meinertzhagen*, Diss. de raptu mulierum (Lugd. Bat. 1729). *Bernh. Wilhelm*, Diss. de raptu mulierum (Traj. ad Rhen. 1737). *J. S. F. Böhmer* in Observ. ad Carpzov. qu. 40. obs. 3, worin der Verfasser eine vollständige Theorie dieses Verbrechens, zur Ergänzung der diesfallsigen Lücke in Carpzov, aufstellt. *Rud. Christoph Henne*, Diss. de raptu sponsae (Lips. 1776). *Schorch*, Diss. de raptu sponsae, Erf. 1776 et in opusc. I. no. 10. *G. de Broussay*, De crim. rapt. (Arg. 1782.) *Henr. Blümner*, Diss. de raptu (Lips. 1788). *Andr. Lundström*, De crim. raptus (Upsala 1792). K. A. Tittmann, Beiträge zur Lehre von dem Verbrechen gegen die Freiheit, insbesondere vom Menschenraub und der Entführung (Meißen 1806), besonders S. 33 fg. *Jo. Geo. Gottfr. Hessel*, Diss. de crimine raptus (Wirceb. 1815), eine nur aphoristische Darstellung der diesfallsigen Grundsätze. *Alex. Cholin*, Diss. inaug. de crimine raptus secundum jus Romanum, hodiernum et Canonicum, Tornac. (Gandae) 1825, eine Schrift, die nicht immer günstig beurtheilt worden ist, z. B. in Mohl, Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft. 2. Bd. 2. Heft. S. 224. Hepp, Versuche rc. S. 67 fg.

5) In seinen in voriger Note erwähnten Beiträgen und im Handbuche der Strafrechtswissenschaft. 1. Bd. (Halle 1822). §. 193 fg. 6) z. B. *Matthaeus*, De crim. L. 48. T. IV. cap. 2. 7) Über Beides vergl. Wächter, Lehrbuch des Strafrechts. 2. Th. (Stuttgart 1826). §. 137. Not. 28. 8) Henke a. a. O. S. 178 und 179. Martin a. a. O. §. 300. 9) Wächter, Abhandlungen aus dem Strafrechte. 1. Bd. (Leipzig 1835). S. 42. Kappler a. a. O. S. 673. 10) 1 Mos. 31, 26. Buch Judith 16, 6. 11) Vergl. Hepp, über den Einfluß des Gesichtspunkts auf die Beurtheilung verbrecherischer Handlungen, im Neuen Archive des Criminalrechts. 14. Bd. 4. St. (Halle 1834.) Nr. XXI. S. 473, wo dieser Autor an die Worte des Horaz erinnert: nam fuit ante Helenam cunnus teterrima causa belli. 12) Vergl. *Leyser*, Diss. de raptu (Viteb. 1759) in med. ad π. Vol. IX. spec. 590. med. 1. 2. 3.

teutschen Gesetze der ältern Zeit dadurch zu erklären. Bei den Römern finden wir zuerst von Antoninus Pius ein Rescript, wonach die Entführung eines Knaben (wie es scheint in wollüstiger Absicht) streng (wie?) gestraft werden soll. In den Pandekten ist es in einem Auszuge aus Ulpian so gestellt, als ob die Bestrafung nach der Lex Julia de vi publica geschehen solle [13]). Ein ebendaselbst befindliches Fragment aus Marcian's Institutionen [14]) sagt, daß der Räuber einer vacans mulier vel nupta mit dem Tode bestraft werden soll und jeder Dritte die Sache auch nach der fünfjährigen Verjährung zur Anklage bringen kann [15]). Diocletian endlich verordnete, daß die Lex Julia auf dieses Verbrechen angewendet werden solle [16]), sodaß nach allem diesen wol gegen den Entführer aus der lex Julia de vi privata, auch extra ordinem, auf eine poena extraordinaria Klage erhoben werden konnte. Constantin zeichnete sich durch eine wahrhaft grausame Gesetzgebung in dieser Materie aus: Danach sollten, der Entführer und die Entführte, wenn sie freiwillig folgte, mit dem Tode, wahrscheinlich dem Feuertode, letztere, folgte sie nicht freiwillig, sondern auf angewendete Gewalt, dennoch mit Verlust des Erbrechts auf das Vermögen ihrer Ältern, die etwa dazu behilflichen Ammen mit, ihnen in den Mund zu gießendem heißem Blei, andere dazu behilfliche Sklaven und Sklavinnen mit dem Feuertode, sonstige Gehilfen und selbst parentes, wenn sie das Verbrechen begünstigten, mit Deportation bestraft werden. Die Strafbarkeit sollte durch eine nachfolgende Ehe des Entführers mit der Entführten nicht aufgehoben werden. Nur Personen weiblichen Geschlechtes waren als Gegenstand der Entführung angenommen. Constantius, der Sohn des Vorigen, milderte die von seinem Vater gedrohte qualificirte Todesstrafe in Schwertstrafe [17]), Gratian, Valens und Valentinian gestatteten für den Fall einer nachfolgenden Verheirathung fünfjährige Verjährung des Verbrechens, Jovian dehnte die Strafen der Entführung auf den Versuch, eine Nonne zur Ehe oder Unzucht zu verführen, aus, für welchen Fall Honorius und Theodosius im J. 420 die Strafe auf Deportation und Vermögensconfiscation herabsetzten. Justinian nun gab, unter Aufhebung aller frühern Gesetze, mit Ausschluß des Jovianischen, ein ganz neues Gesetz im J. 528 [18]), wiederholte dies einige Jahre darauf mit specieller Beziehung auf die Nonnen und erläuterte und modificirte es überhaupt später durch einige Novellen [19]). In diesem allen sind die verschiedenen, bei gegenwärtigem Verbrechen zu nehmenden Rücksichten (darüber s. w. u.), wenn sie gleich nicht bei jeder Entführung vorhanden sind, vereinigt. Danach ist jedem Entführer die Todesstrafe gedroht mit Vermögensconfiscation, dies Letztere nicht bei Entführung einer Sklavin oder Freigelassenen. Das Vermögen fällt, bei Entführung einer sanctimonialis virgo vel vidua, dem Kloster oder der Kirche, deren Diaconissa sie ist, mit Vorbehalt des Nießbrauchs, wenn sie nicht freiwillig folgte, hingegen dem Fiscus, falls Kloster oder Kirche binnen Jahresfrist ihren Anspruch nicht geltend machten, bei einer andern Entführung, welche von der Entführten weder vor noch nachher, wenn auch durch Heirath, genehmigt wurde, ihr selbst, im Falle der Genehmigung aber, ipso jure im Augenblicke der Entführung den Ältern der Entführten, wenn sie Erstere nicht begünstigten, außerdem, oder wenn die Ältern todt sind, dem Fiscus zu. Die Theilnehmer und Gehilfen der That trifft gleiche Strafe wie den Urheber. Das Verbrechen kann aber nur begangen werden an einer Frauensperson, mittels Bemächtigung derselben, durch welche sie in die Gewalt eines Mannes kommt, jedoch wider ihren oder mit ihrem Willen, und im letztern Falle nur, wenn die „parentes, consanguinei, tutores vel curatores, patroni, domini, mariti“ dagegen sind. Daher ist bei einer freiwillig folgenden Frauensperson die Entführung nur möglich, wenn sie Ehefrau ist, gegen den Willen des Mannes, ist sie Haustochter (Mädchen oder Witwe), gegen den Willen des Hausvaters, auch wenn sie minderjährig ist; im letztern Falle, wenn der Hausvater nicht mehr lebt, gegen den Willen ihrer Mutter und ihrer propinqui, lebt Erstere nicht mehr, gegen den Willen des Curators und ihrer propinqui. Die ältern christlichen Kirchenversammlungen behielten die Ansichten des römischen Rechtes bei. Allein das neuere kanonische Recht [20]), ausgehend von dem Grundsatze, daß der Entführer seiner eigenen Braut kein Verbrechen begehe, und in Berücksichtigung des hohen Werthes der Sponsalien, nimmt an, daß keine Entführung begangen sei, wenn der Thäter sich mit der unter väterlicher Gewalt stehenden Tochter gegen den Willen der Ältern verlobt hat und sie, Behufs der Vollziehung der Ehe, gegen den Willen des Vaters hinwegführt [21]). Unbedingt gestattet es die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten [22]), und kann die Todesstrafe in der Regel nicht erkennen [23]), nur in außerordentlich schweren Fällen durch die weltliche Obrigkeit erkennen lassen. Die Grundsätze Gratian's [24]), welcher den Begriff der Entführung unverhältnißmäßig erweiterte, haben nie bei uns Eingang gefunden. In den vorher ausgesprochenen Grundsätzen des neuern kanonischen Rechtes machte jedoch das tridentinische Concilium die merkwürdige Veränderung [25]), daß es die Ehe, so lange die Entführte sich in der Gewalt des Entführers befindet, für ungiltig erklärt; die Entführte soll vom Entführer getrennt und an einen sichern Ort gebracht werden, um sich völlig frei

13) fr. 6. D. ad Legem Juliam de vi publica (XLVIII, 6). 14) fr. 5. §. 2. eod. tit. 15) „cum raptus crimen Legis Juliae de adulteriis potestatem excedat.“ 16) c. 3. C. ad Legem Juliam de vi publica vel privata (IX, 12). 17) „ne sub specie atrocioris judicii aliqua in ulciscendo crimine dilatio sequatur,“ — also war dies wahrscheinlich geschehen. 18) c. un. C. de raptu virginum seu viduarum nec non sanctimonialium (IX, 13). 19) Nov. 123. cap. 43. Nov. 143. Nov. 150 (diese letztere aber, nicht glossirt, ein bloßer Auszug aus Nov. 143, nicht von Justinian herrührend).

20) *Böhmeri* Jus Eccl. Prot. T. III. Lib. V. Tit. XVII. §. 138 sq. 21) c. 6. X. de raptorib. incendiariis et violatorib. eccles. (V, 17). 22) c. 7. X. eod. 23) c. 4. X. eod. 24) caus. 36. qu. 1. 2. *Böhmer* l. c. Lib. III. Tit. II. §. 6 Lib. V. Tit. XVII. §. 114. 25) Sessio 24. cap. 6. de reformat. Henke a. a. O. S. 183.

darüber zu erklären, ob sie den Entführer heirathen wolle. Nach protestantischem Kirchenrecht ist die Ehe ohne Einwilligung der Ältern nichtig (s. w. u.), daher sich danach diese Grundsätze modificiren. Einige specielle Gesetze altgermanischer Völker sind uns über diesen Gegenstand bekannt [26]). Nach den Gesetzen der Ripuarier wurde eine Entführung mit 200 Solidi, nach dem Dagobert'schen Gesetze der Baiwarii, mit 40 Solidi für die geraubte Jungfrau und ebenso viel für den Fiscus, mit 80 für die geraubte Witwe und 60 für den Fiscus, nach den alten sächsischen Gesetzen mit 600 Solidi für die Ältern, wenn die Entführte eingewilligt hatte; hingegen ohne diese Einwilligung, mit 300 Solidi für die Ältern, 240 für die Entführte, neben deren Zurückgabe, endlich die Entführung einer Braut mit 300 für den Vater und 300 für die Braut, welche der Entführer noch für 300 Solidi kaufen mußte, gebüßt. War die Entführung auf offener Straße geschehen, wo die Mutter mit der Entführten ging, so mußten auch der Mutter noch 300 Solidi gezahlt werden. Ebenso strafte das alte alemannische Recht die Entführung nur mit einer Geldstrafe. Nach den alten salischen Gesetzen verlor eine Freie, welche in ihre Entführung willigte, ihre Freiheit. Allein über das gemeine urteutsche Recht in dieser Lehre haben wir nur Ein Gesetz, den 118. Artikel der peinl. Gerichtsordnung Karl's V. Dieser aber hat blos die Entführung eines Eheweibes oder einer unverleumdeten Jungfrau gegen des Ehemannes und Vaters Willen zum Gegenstande, und bezieht sich rücksichtlich ihrer Bestrafung auf das gemeine Recht [27]).

Nach allem diesen sind die Hauptgesetze, auf die es ankommt, die oben erwähnte Justinianische Constitution [28]) und der oben bezeichnete Artikel der peinlichen Gerichtsordnung. Beide sind zu einflußreich auf nachstehende Darstellung der Sache, um sie nicht wörtlich, soweit es nöthig ist, dem dogmatischen Theile dieses Artikels vorauszusenden. Die Constitution Justinian's, welche übrigens auch die Vermögensconfiscation und die Gleichstellung der Gehilfen rücksichtlich der Strafen mit den Urhebern dieses Verbrechens ausspricht, enthält in der Hauptsache folgende Disposition: Raptores virginum honestarum, vel ingenuarum, sive jam desponsatae fuerint, sive non, vel quarumlibet viduarum foeminarum, licet libertinae, vel servae alienae sint, pessima criminum peccantes, capitis supplicio plectendos decernimus: et maxime, si deo fuerint virgines, vel viduae dedicatae, quod non solum ad injuriam hominum, sed etiam ad ipsius Omnipotentis Dei irreverentiam committitur; maxime cum virginitas, vel castitas corrupta restitui non possit. Et merito mortis damnantur supplicio: cum nec ab homicidii crimine hujusmodi raptores sint vacui. Ne igitur sine vindicta talis crescat insania, sancimus per hanc generalem Constitutionem, ut hi, qui ejusmodi crimen commiserint, et qui eis auxilium invasionis tempore praebuerint: ubi inventi fuerint in ipsa rapina, et adhuc flagranti crimine comprehensi, et a parentibus virginum, vel ingenuarum, vel viduarum, vel quarumlibet foeminarum, aut earum consanguineis, aut (a) tutoribus, vel curatoribus, vel patronis, vel dominis convicti interficiantur. Quae multo magis contra eos obtinere sancimus, qui nuptas mulieres ausi sunt rapere; quia duplici tenentur crimine, tam adulterii (scilicet) quam rapinae: et oportet acerbius adulterii crimen ex hac adjectione puniri. Quibus connumeramus etiam eum, qui saltem sponsam (suam) per vim rapere ausus fuerit. Außer dieser werden noch um der Vollständigkeit willen genannt: aus den Justinianischen Gesetzen c. 54. C. d. episc. et cler. (1, 3 eine Wiederholung vorstehender Constitution, auf Klosterfrauen angewendet), dann Nov. 123. cap. 43 und Nov. 143, verglichen mit fr. 5. §. 2. D. ad Leg. Jul. de vi publica (XLVIII, 6); Nov. 150 (s. o. Note 19), endlich aus dem kanonischen Rechte der Titel des Decrets de raptoribus, incendiariis et violatoribus ecclesiarum (V, 17). Der fragliche 118. Artikel der peinlichen Gerichtsordnung aber lautet so: „Straff der ihenen, so eheweiber oder jungkfrawen entfüren. JTem so eyner jemandt sein eheweib oder eyn vnuerleumbte jungkfrawen wider des ehemanns oder des ehelichen vatters willen, eyner vnehrlichen weiß entpfüret, darum mag der ehemann oder vatter, vnangesehen ob die ehefraw oder jungkfrawe jren willen darzu gibt, peinlich klagen, vnd soll der thetter, nach satzung vnser vorfarn, vnd vnser Keyserlichen recht darumb gestrafft und derhalb bei den rechtuerstendigen radts gebraucht werden" [29]).

Eine Hauptfrage bei der dogmatischen Behandlung irgend eines Verbrechens ist immer der Gesichtspunkt, von welchem die Gesetzgebung bei den Principien darüber ausging. Dieser bestimmt nicht allein den Begriff und Umfang, sondern auch die Strafbarkeit verbrecherischer Handlungen [30]). Er wurde neuerlich bei dem vorliegenden Verbrechen vorzüglich in dem Eingriffe in die Rechte der Väter, der Ehemänner und sonstigen Vorgesetzten gesucht. Mindestens wurde behauptet, daß dies die Ansicht des Justinianischen Rechts und diese auch in der peinlichen Gerichtsordnung begründet sei, sodaß an solchen Frauenspersonen, die sich nicht in einer derartigen Gewalt befänden, z. B. an Witwen, wol des crimen vis, aber nicht das Verbrechen der Entführung begangen werden könne. Man meinte, daß sich dies vorzüglich in dem §. 1 der obigen Justinianischen Constitution ausspreche, wo als Grund der Bestrafung angegeben ist: Oportet enim *ut quicunque* uxorem ducere voluerit, sive ingenuam, sive libertinam, secundum nostras leges et antiquam consuetudinem, *parentes, vel alios quos decet* (worun-

26) Man vergl. *Schilteri* Praxis juris Romani in foro germanico (Francof. et Lips. 1713). exerc. 49. §. 99 seq. et §. 104. 27) Wir sind in dieser historischen Darstellung der oben in Note 9 angezogenen Wächter'schen Abhandlung und dem damit übereinstimmenden Abegg a. a. O. §. 275—277 gefolgt. 28) c. un. C. de raptu etc. (IX, 13.)

29) Diesen Artikel interpretirt Tittmann, oben Note 4 angez. Beiträge zu der Lehre von den Verbrechen gegen die Freiheit. S. 37 fg. 30) Hepp a. a. O., besonders in dem S. 467 aufgestellten Resultat.

ter offenbar die in der oben ausgezogenen Stelle genannten Personen gemeint wären), *petat*, ut cum eorum voluntate fiat legitimum conjugium. Nur als eine beiläufige Äußerung glaubte man die Stelle in der oben ausgezogenen Constitution über die Gefahr des Verlustes der Geschlechtsehre: maxime cum virginitas vel castitas corrupta etc. annehmen zu müssen und ebenso die rücksichtlich der Klosterfrauen: si Deo fuerint virgines vel viduae dedicatae etc. — dies Letztere ein Gesichtspunkt, der blos in der bambergischen Halsgerichtsordnung wahr berücksichtigt sei. Man meinte, die beiden Gesichtspunkte, der Eingriff in die eheliche und älterliche Gewalt, und die Gefahr des Verlustes der Geschlechtsehre ständen nach der Peinl. Gerichtsordnung in dem Verhältnisse zu einander, daß der Letztere den Erstern nur *beschränke*, aber zugleich auch die Strafbarkeit der Entführung *erhöhe* [31]). Damit stimmen Andere wenigstens insofern überein, als sie meinen [32]), daß nicht sowol die Rechtsverletzung der Entführten selbst, als vielmehr, neben der in der Entführung enthaltenen allgemeinen Sicherheitsstörung, die Kränkung der Rechte bestimmter Dritter, welchen dergleichen an der Person der Ersteren zustehen, in das Auge gefaßt und darum die Zustimmung der Frauensperson in ihre Entführung als unerheblich betrachtet worden sei. Wieder Andere haben die Ansicht [33]), daß das Verbrechen wider die persönliche Freiheit den Hauptcharakter gegenwärtigen Verbrechens ausmache, welches sich von dem Menschenraube nur durch den besondern Zweck unterscheide. Noch Andere stellen dies Verbrechen ohne Weiteres unter die Verletzungen der rechtlich anerkannten sittlichen Gesetze, welche das würdige Verhältniß der Geschlechter festsetzen und sichern [34]), mindestens hat man den eigenthümlichen Charakter des Verbrechens in einer Verletzung der weiblichen Ehrbarkeit, d. i. derjenigen Zucht und Sitte gesucht, welche gegen Personen des weiblichen Geschlechtes oder gegen die zu ihrer Beschützung und sittlichen Beaufsichtigung berechtigten und verpflichteten Personen in Beziehung auf die innigern Geschlechtsverhältnisse zu beobachten ist [35]). Einen damit verwandten Gesichtspunkt hat man in der Ansicht aufgefaßt, daß die Entführung, als eine indirecte Nöthigung zur Wollustbefriedigung zu betrachten und daher nicht zu den Verbrechen gegen die Freiheit, nicht zu dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit (weil dann einerseits der eigenthümliche Zweck der Wollustbefriedigung nicht berücksichtigt werden würde und weil andererseits das Verbrechen nicht blos durch Gewalt, sondern auch durch List und Betrug begangen werden könne), sondern zwar zu den Angriffen auf die Sittlichkeit, aber nicht (wie selbst die Peinl. Gerichtsordnung thut) zu den Fleischesverbrechen zu rechnen sei, weil, was das Letztere anlangt, die Erreichung der wollüstigen Absicht für den Begriff des gegenwärtigen Verbrechens durchaus gleichgültig ist [36]) *Am meisten hat, wenn man einmal dieses Verbrechen unter eine der gesetzlich benannten Verbrechenskategorien stellen will*, die Theorie für sich, nach welcher dasselbe zu den gesetzlich ausgezeichneten Unterarten des Verbrechens der Gewaltthätigkeit (crimen vis) [37]) gerechnet wird [38]). So thut dies Wächter, indem er den Gegnern vorzüglich damit begegnet, daß er ausführt [39]), wie eine Unterart eines Verbrechens darum nicht aufhört diese zu sein, weil sie nach ihrem Erfolge, ihrer nächsten Richtung und dem Endzwecke des Verbrechens besonders bezeichnet und benannt, oder mit besondern Strafen belegt wird. Er bewirkt dies ferner durch die Ausführung, daß, wenn man gleich solche Verbrechen nicht zum crimen vis rechne, bei welchen die Gewalt nur als Begehungsart vorkomme, welche aber nach ihrem Thatbestande vom crimen vis verschieden wären, man doch solche nicht davon ausschließen könne, die, wie die Entführung, in nichts anderem bestehen, als in Ausübung crimineller Gewalt, deren crimineller Charakter einzig und allein in dieser Gewalt beruhe, und die völlig den Thatbestand des crimen vis haben, sich von dieser Gattung blos durch specielle Richtung unterscheiden. Es dürfte für den vorliegenden Zweck zu weit führen, wenn wir die Gründe umständlich herausheben wollten, wodurch ebenso gediegen als ansprechend Wächter [40]) dem Hauptvertheidiger der ersten oben (S. 53 fg.) angeführten Meinung, Hepp, begegnet, nach welcher Meinung Witwen und unabhängige Mädchen von dem besondern Schutze des Gesetzes gegen derartige Verbrechen ausgeschlossen wären. Nur das bemerken wir über diese verschiedene Ansichten noch, daß uns diejenige am meisten zusagt, wonach die verschiedenen Gesichtspunkte, unter welche dieses Verbrechen gestellt werden kann und welche von den Gesetzen in der Hauptsache neben einander anerkannt werden, sich auf zwei reduciren, auf den formalen einer Gewalt, selbst wenn sich diese als List äußert, und auf den materialen eines Angriffs gegen die Persönlichkeit [41]).

Nach allem diesen und mit Berücksichtigung der im Eingange dieses Art. (S. 51) aufgestellten Definition kann das *Subject* gegenwärtigen Verbrechens nur ein Mann sein [42]), da die Gesetze bei diesem ausgezeichneten

31) *Hepp* a. a. O., besonders S. 470. 471—473. 475. 480 fg. *Kappler* a. a. O. S. 675. 32) *Martin* a. a. O. §. 301. 33) *Bauer* a. a. O. §. 200. Not. b. 34) *Welcker* in *von Rotteck* und *Welcker's* Staatslexikon. 6. Bd. 5. Lief. (Altona und Leipzig 1838) u. d. W. *Geschlechtsverhältnisse*. S. 658 und 659. 35) *Heffter* a. a. O. §. 458.

36) *Henke* a. a. O. Über die Gründe gegen die verschiedenen eben angeführten Ansichten s. kürzlich *Abegg* a. a. O. §. 275. 37) Übereinstimmend mit dem ältern römischen (frag. 5. §. 2. D. ad Leg. Jul. d. vi publ. [XLVIII, 6] c. 3. C. eod. [IX. 12] und mit dem ältern germanischen und teutschen Rechte (*Heffter* a. a. O. Not. 1), aber gegen Martin (a. a. O. §. 185. Note 9), der übrigens doch die Entführung nur für ein durch ein späteres römisches Gesetz zu einem besondern Verbrechen erklärtes und mit eigenthümlicher Strafe bedrohtes crimen vis hält (§. 186/188), und gegen Bauer (a. a. O. §. 287/288. Not. a). 38) *Wächter* in der oben Not. 9 angeführten Abhandlung. S. 21. 39) Im Neuen Archive des Criminalrechts. 13. Bd. 3. St. (Halle 1832.) Nr. XIV. §. 23. S. 388. 389. 393. 394. 40) In der vorstehend Note 38 wiederholend angezogenen Abhandlung. S. 72 fg. 41) So stellt die Sache *Abegg* a. a. O. §. 274, welcher übrigens die Entführung unter den Angriffen auf die persönliche Freiheit (s. ebendas. §. 267) behandelt. 42) *Abegg* a. a. O. §. 279.

Verbrechen nur einen Mann als Subject unterstellen[43]). Daher kommt es bei der Untersuchung hierüber, wenn wir auch nicht mit Feuerbach[44]) die Fragen über Entführung eines Weibes durch ein Weib, eines Mannes von einem Weibe in einen Roman verweisen, gar nicht auf die Fragen über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Wegführung eines Mannes durch ein Weib, Behufs der Befriedigung der Wollust, über die dadurch entstehende Verletzung der Freiheit u. s. w.[45]) an, sondern lediglich auf die durch die klaren Gesetzesworte selbst beantwortete Frage des Geschlechtes des Subjectes. Wenn daher auch eine Frau eine solche Handlung begehen sollte, die bei einem Manne eine Entführung wäre; so würde sie es doch nicht bei einer Frau sein, eben weil sie von einer Frau begangen ist. Diese kann daher auch nicht **auctor intellectualis raptus** sein[46]), selbst wenn sie die Entführung ganz veranlaßte, eben weil sie keine Entführung begehen kann; sie kann höchstens als Gehilfin oder Begünstigerin concurriren[47]), und ihr Verbrechen, wenn sie auch alles thut, was ein Entführer thun könnte, kann immer nur als crimen vis oder injuria angesehen werden[48]). Dies, wenn ein Mann durch eine Frau Behufs der Befriedigung wollüstiger Absichten weggeführt würde; die irrig sogenannte Entführung eines Weibes von einem Weibe in gedachter Absicht würde nur ein Attentat zur Sodomie begründen. Vorzüglich streitig ist immer die Frage gewesen, ob ein Bräutigam an seiner Braut eine Entführung begehen könne?[49]) Der Grund des Streites liegt in den letzten, oben (S. 53) aus der Justinianischen Constitution ausgezogenen Worten: **qui saltem sponsam (suam) per vim rapere ausus fuerit.** Es ist durch kritische Beleuchtung dieses Textes ziemlich bestimmt nachgewiesen[50]), daß, gegen die richtigen Worte des Urtextes, in den spätern Handschriften entweder das Wort suam eingeschaltet, oder das Verneinungswort non ausgelassen ist: **qui saltem sponsam *non* suam per etc.** Unter dieser Voraussetzung würden jene Worte nichts weiter als die in der Natur der Sache liegende Disposition enthalten, daß auch eine Braut von einem Dritten entführt werden könne. Allein Viele bleiben bei den Textesworten, sowie wir sie haben, stehen, indem sie die Textesveränderung als grundlos, die jetzigen Textesworte aber als eine absichtliche Derogation der frühern Gesetze[51]) durch Justinian, nach welchen diese Handlung kein Verbrechen war, ansprechen. Sie berufen sich darauf, daß die Basiliken[52]) und die bekannte Compilation des Harmenopulus[53]) dieselbe Lesart haben, daß die Peinl. Gerichtsordnung in ihren oben (S. 53) ausgezogenen Bestimmungen die Entführung der eigenen Braut zwar nicht erwähne, aber auch nicht ausschließe, und daß es zweifelhaft sei, ob das kanonische Recht, welches klar diesen Fall von der Entführung ausnimmt[54]), und insbesondere seine Grundsätze von den Erfodernissen und der Wirksamkeit gültiger Sponsalien staatsrechtlich anerkannt sind[55]). Andere Schriftsteller huldigen der entgegengesetzten Meinung, weil der Fall, den die Peinl. Gerichtsordnung bei der Entführung voraussetze, daß nämlich die Wegführung „eyner unehrlichen weiß" (s. o. S. 53) geschehe, dann, wenn der Bräutigam die Braut entführe, nicht eintrete; weil die oben erwähnte Textesveränderung schon vor den Basiliken und der Harmenopulischen Compilation geschehen sein kann und der Justinianische Text in seiner jetzigen Gestalt keinen eigentlichen innern Zusammenhang hat; weil die Beziehung der Peinl. Gerichtsordnung auf das römische Recht blos Art und Grad der Strafe, nicht dessen übrige Grundsätze zum Gegenstand hat, und weil das kanonische Recht, anerkannt unsere Hauptrichtschnur in der Lehre von den Sponsalien, überhaupt da, wo es mit dem römischen Recht im Widerspruche steht, diesem vorzuziehen ist, dessen erwähnte Gesetze aber klar sagen, daß die Wegführung der eigenen Braut keine Entführung sei[56]). Ansprechender als beide einander entgegengesetzte Meinungen ist die, wonach, weil das römische Gesetz ungewiß, das kanonische auf den bei den Protestanten nicht angenommenen Grundsatz der Gültigkeit der Sponsalien ohne väterliche Einwilligung gegründet ist, allgemeine Grundsätze darüber in Anwendung kommen müssen und so, wenigstens bei den Protestanten, anzunehmen sein wird, daß die Wegführung der eigenen Braut gegen ihren oder ihres Vaters Willen, Behufs der Eingehung der legal versprochenen Ehe, blos gewaltsame Selbsthilfe, Behufs der außerehelichen Wollustbefriedigung aber, da auch dem Bräutigam hierauf kein Recht zusteht, eigentliche Entführung ist[57]). Dies Letztere ist ebenfalls der Entscheidungsgrund in der Streitfrage, ob Jemand, dem eine rechtmäßige Gewalt über eine Frauensperson zusteht, z. B. ein Vormund, an dieser eine Entführung begehen könne? Da eine solche Gewalt nicht die Befugniß des Beischlafes in sich schließt, außer bei dem Ehemanne, so muß unter übrigens gegebenen ausreichenden Umständen die Frage bejaht werden;

Bauer a. a. O. §. 201. Feuerbach a. a. O. §. 260. Heffter a. a. O. §. 459. Salchow a. a. O. §. 179.

43) In den oben ausgezogenen Worten (S. 53): *Raptores* virginum etc., und: JItem so eyner jemand sein eheweib ꝛc. 44) a. a. O. Not. b. 45) Besonders gegen Tittmann im angezogenen Handbuche. §. 193 und Henke a. a. O. S. 173 und 175, der auf die von ihm selbst zugestandene Beschränkung des Textes des fraglichen Art. der P. G. O. auf Männer nur mit der Autorität Böhmer's antworten kann; endlich gegen Gebrüder Overbeck, in den Meditationen. 3. Bd. Med. 168. S. 262: „Eine Frauensperson, die eine Mannsperson entführt, wird mit der ordentlichen Strafe der Entführung belegt." 46) Wie Henke a. a. O. S. 174 behauptet. 47) Abegg a. a. O. in der Note. 48) Salchow und Abegg a. a. O. Heffter a. a. O. Not. 1 und 2. Wächter a. a. O. Not. 30. Bauer a. a. O. Not. a. 49) Die Literatur darüber s. bei Salchow a. a. O. Not. ***). 50) Henke a. a. O. S. 176. Wächter a. a. O. Not. 31. S. 31.

51) const. 1. Cod. Theod. d. rapt. virg. (I, 9, 24.) 52) Lib. 60. tit. 58. 53) Lib. 6. tit. 7. 54) can. 49. Caus. 27. qu. 2; can. 2. Caus. 36. qu. 1 et c. 5. qu. 2; cap. 6 et 7. X. de raptoribus etc. (V, 17.) 55) Feuerbach a. a. O. §. 259 und Not. b. Heffter a. a. O. §. 459. Hepp a. a. O. §. 27 a. E. S. 490 fg. Tittmann a. a. O. §. 193, wo die ältere Literatur sich in Not. i findet. 56) Bauer a. a. O. Not. e. Henke a. a. O. S. 176 und 177. *Böhmer* l. c. §. 139. Über beiderlei Meinungen mit der Literatur s. Wächter a. a. O. Not. 31. 57) Abegg a. a. O. §. 376 und in dem Zusatz zu §. 279. S. 380; vergl. auch Henke a. a. O. S. 176.

nur kann der Ehemann an seiner Ehefrau, die sich unrechtmäßiger Weise von ihm entfernte, höchstens eine unerlaubte Selbsthilfe, aber keine Entführung begehen[58]). Daß eine Entführung an der Braut eines Dritten ausgeführt werden könne, liegt zu sehr in der Natur der Sache, als daß es großer Discussionen über die anscheinend widersprechenden Gesetze bedürfte[59]).

Das Object der Entführung ist die Ehefrau eines Andern, eine unbescholtene Jungfrau, eine Witwe[60]), oder eine Nonne. Rücksichtlich der Ehefrauen und der unbescholtenen[61]), unter väterlicher Gewalt stehenden, Jungfrauen ist gar keine Frage, da solche die Peinl. Gerichtsordnung in der oft angeführten Stelle ausdrücklich nennt[62]). Nur ist es streitig, was man unter unbescholten „unverleumdet" verstehe. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Peinl. Gerichtsordnung unter dem Gegentheile nicht blos erklärte Huren, sondern überhaupt jede Frauensperson verstanden, die ihre Geschlechtsehre durch leichtfertigen, fleischlichen Umgang in der öffentlichen Meinung bereits verscherzt und dieselbe nicht durch Besserung und musterhafte Aufführung wiedererlangt habe[63]). Milder sehen Andere[64]) dies und zwar mit Recht an. Sie glauben, daß Alles hier auf den Ruf (unbescholten, unverleumdet) ankommt, in welchem die Person steht. Also Huren, Kupplerinnen, Diebinnen, Betrügerinnen sind nicht unbescholten, unverleumdet, ebenso solche Personen, welche notorisch in einem anstößigen Verhältnisse mit einer Mannsperson leben, z. B. Maitressen. Allein eine Frauensperson, die, vielleicht selbst wiederholt, dem Entführer vor der Entführung den Beischlaf im Geheim und ohne, daß ihr Ruf dadurch gelitten, gestattet, oder die einmal vor längerer Zeit geboren, aber durch nachmaliges, ganz sittliches Leben, vielleicht entfernt vom Orte ihres ersten Vergehens, dies ganz vergessen gemacht und so sich zur Zeit der Begehung der Entführung, wieder in die Classe der unbescholtenen, unverleumdeten Weibspersonen erhoben hat, muß auch dafür geachtet werden. Soviel aber ist nach allem diesen ganz gewiß, daß die Wegführung einer Jungfrau von übelm Rufe keine Entführung ist[65]). Ob aber andere Frauenspersonen, außer Jungfrauen, auch unverleumdet sein müssen, damit ihre in geschlechtlicher Absicht bewirkte Wegführung als Entführung angesehen werde? ist streitig. Die Gesetze sagen dies nicht; sie gebrauchen dies Prädicat (s. die vorstehende Note 61) nur von Jungfrauen, und der römische Gesetzgeber schien nach dem (in ebendieser Note) bemerkten Grunde der strengern Bestrafung zugleich auf den Verlust der physischen und moralischen Jungfrauschaft (castitas) Rücksicht zu nehmen. Da allerdings der gegen die Entführung bestehende ausgezeichnete gesetzliche Schutz durch die Qualität der Unbescholtenheit sehr beschränkt wird, obgleich der Fall sehr möglich ist, daß selbst bescholtene Personen durch unglückliche Zufälle unschuldig um ihren (so oft ganz verkehrten Ansichten der Umgebungen unterliegenden) Ruf gekommen sind, auch von der Entführung denselben Nachtheil haben wie unbescholtene; so darf diese Beschränkung nicht über die klaren Worte des Gesetzes ausgedehnt werden[66]). Sehr richtig bemerkt Wächter[67]) rücksichtlich der Ehefrauen: „Die Verletzung des ehrlichen Verhältnisses ersetzt hier an der Strafbarkeit, was das Verleumdetsein mindern würde." Eine andere Frage ist auch, ob Jungfrauen, die nicht unter väterlicher Gewalt stehen, Gegenstand der Entführung sind. Die, welche dies leugnen, haben zum Theil die Ansicht, daß die Peinl. Gerichtsordnung in dieser Disposition nicht aus dem römischen Rechte zu ergänzen, vielmehr anzunehmen sei, alles das solle nicht als Entführung gelten, was die Peinl. Gerichtsordnung nicht als solche bezeichnet[68]) — eine Ansicht, die dem allgemein im gemeinen Rechte angenommenen Charakter des römischen Rechts, als eines subsidiarischen, gradezu entgegen ist und eine durch nichts gerechtfertigte Ausnahme von der diesfallsigen allgemeinen Regel macht[69]). Das erwähnte römische Gesetz spricht ganz im Allgemeinen von virgines honestae, ohne abhängiger Verhältnisse dabei zu gedenken[70]), und so können auch wir diese nicht als eine Bedingung der Entführung ansehen, da die Carolina jene Bestimmung des römischen Rechtes nicht ausdrücklich aufhebt. Dadurch entscheidet sich sofort die (besonders von Hepp)[71]) bestrittene Frage, ob eine Witwe Gegenstand der Entführung sein könne? die nothwendig bejaht werden muß[72]). Endlich ist auch darüber gestritten worden, ob Klosterfrauen noch jetzt Gegenstand der Entführung sein könnten? Die Frage wird indessen unbedenklich zu bejahen sein, wenngleich ausgezeichnete Rechtsgelehrte[73]) in dem Umstande, daß die Peinl. Gerichtsordnung, im Widerspruche nicht nur mit ihrer Mutter, der bambergischen Peinl. Gerichtsordnung, sondern auch mit ihrem eigenen ersten Entwurfe, der im römischen Rechte genannten Klosterfrauen nicht gedenkt, einen aus-

58) Henke a. a. O. S. 175 fg. 59) Wächter a. a. O. Not. 32. lit. e. Abegg a. a. O. §. 275. 60) Rücksichtlich dieser Beiden in der angegebenen Ausdehnung gegen Martin und Henke in den nachher anzuführenden Stellen. 61) Nach den Worten der Justinianischen Constitution: „virginum honestarum" und „cum virginitas vel castitas corrupta restitui non possit;" ingleichen in der P. G. O.: „unverleumdete Jungfrau." 62) Henke a. a. O. S. 173 fg. Abegg a. a. O. §. 279. Bauer a. a. O. §. 201. Salchow a. a. O. §. 179. Martin a. a. O. §. 301. Hepp a. a. O. §. 19. S. 479. 484. Heffter a. a. O. 63) Heffter a. a. O. §. 293. Not. 1 (mit der dort angeführten Literatur). Hepp a. a. O. §. 22. S. 484 fg. *Koch*, Institutiones juris criminalis. §. 285. 64) Tittmann a. a. O. §. 196, mit der Literatur in den Noten. Über die verschiedenen Begriffe hierüber s. Wächter a. a. O. §. 134. Not. 17. lit. c. 65) Gegen Tittmann a. a. O. §. 193. Man s. hierüber die Recensien über Tittmann in der Jena'schen Allgem. Lit.-Zeit. 1825. Nr. 203. S. 180.

66) Einverstanden mit Hepp a. a. O. §. 23. S. 485, zum Theil gegen, zum Theil einverstanden mit Henke a. a. O. S. 174 und Abegg a. a. O. §. 278 und 279. S. 380. Vergl. Wächter a. a. O. lit. b. Martin a. a. O. §. 301. Bauer a. a. O. 67) In der wiederholt angezogenen Abhandlung S. 77. 68) Hepp a. a. O., besonders §. 20 fg. S. 480 fg. 69) Vergl. Wächter a. a. O. S. 72 fg. Heffter a. a. O. §. 459. Abegg a. a. O. §. 279. Tittmann a. a. O. §. 193. 70) Heffter a. a. O. Not. 6. 71) a. a. O. §. 18 und 21. S. 478 und 481 fg., aber auch von Martin und Salchow a. a. O. 72) Abegg a. a. O. Wächter a. a. O. S. 74. 73) Vergl. Abegg und die daselbst angeführten Schriften.

reichenden Grund für die Verneinung finden. Indessen kann man bei dem Gesetzgeber die Ansicht, daß es der besondern Erwähnung derselben nicht bedürfe, da das römische [74]) und kanonische [75]) Recht für sie schon sattsam sorgen, mindestens ebenso gut voraussetzen, als die, durch gedachte Auslassung die Klosterfrauen ausschließen zu wollen, welche letztere Ansicht man mindestens dann nicht annehmen kann, wenn man überhaupt, wie wir, auch in dieser Materie der unbedingten Ergänzung des vaterländischen Rechtes durch das römische und kanonische das Wort redet [76]). Übrigens ist es auf den Begriff der Entführung ganz ohne Einfluß, ob die Frauensperson erwachsen, mannbar oder Kind ist [77]), da nicht augenblickliche Befriedigung der Geschlechtslust den Charakter dieses Verbrechens ausmacht, mithin eine Entführung mit Verschiebung der Erfüllung der dieses Verbrechen charakterisirenden Absicht sehr wol denkbar ist. Die Wegführung eines Mannes durch einen Mann oder durch ein Weib, ingleichen eines Weibes durch ein Weib (s. o. S. 54) in wollüstiger Absicht ist nach allem diesen nicht Entführung, sondern crimen vis oder Conat zur Sodomie, oder beides [78]). Auch darüber, ob das Verbrechen der Entführung an einem Hermaphroditen begangen werden könne, ist unnützerweise gestritten worden [79]). Nach allem diesen wird man rücksichtlich des Objectes folgende Unterarten des Verbrechens der Entführung annehmen müssen: Entführung einer großjährigen ledigen, einer großjährigen verheiratheten, einer minderjährig verheiratheten und einer minderjährigen ledigen Frauensperson [80]).

Der **Thatbestand** des Verbrechens besteht in der durch List oder Gewalt bewirkten rechtswidrigen Bemächtigung und Besitzergreifung der erwähnten Frauensperson gegen deren eigenen oder desjenigen, dessen rechtlicher Gewalt sie unterworfen ist, oder Beider Willen, Behufs der Erzwingung der Verehelichung oder des unerlaubten Geschlechtsgenusses für sich oder Andere. Das römische Recht setzt in der Regel Gewalt bei der Entführung voraus [81]), doch kennt es Entführung auch mit dem Willen der Entführten, und so nimmt man gewöhnlich an, daß auch durch Drohungen [82]), Betrug und List [83]) das Verbrechen geschieht [84]). Indessen können diese nicht allein die Entführung vollenden, wenn nicht die andern Erfordernisse des Thatbestandes vorhanden sind. Bloße Schmeicheleien und Überredungskünste, durch welche die Frauensperson bewogen wird, dem Thäter gegen den Willen derer zu folgen, von welchen sie abhängig ist, können das Verbrechen der Entführung nicht [85]) erwirken [86]). Man nannte indessen sonst die Handlung, wenn eine Frauensperson durch Überredungskünste zur Entfernung von den Personen, von denen sie abhängig war, durch eine Mannsperson verleitet wurde, raptus seductionis zum Unterschiede von der eigentlichen Entführung, raptus violentiae [87]). Jedenfalls wird vorausgesetzt, daß die Wegführung bei unabhängigen Personen gegen oder doch wenigstens ohne deren eigenen [88]), bei abhängigen gegen oder doch ohne derer, von welchen sie abhängen [89]), Willen geschehe [90]). Bei der großen Abhängigkeit der Klosterfrauen von ihren Vorgesetzten ist die vorhin (Note 75) erwähnte Bestimmung wegen Perfection des Verbrechens der Entführung auch mit ihrem Willen eigentlich keine Ausnahme von der Regel [91]). So klar auch die römischen Gesetze und die Peinl. Gerichtsordnung es aussprechen, daß, wenn die Entführte ihre Zustimmung zur Entführung gibt, doch dieses Verbrechen vorhanden ist, falls die Vorgesetzten der Erstern nicht einwilligen; so hat man dies doch, wegen der, aus ganz andern Rücksichten zu beurtheilenden, widersprechenden kanonischen Gesetze [92]), zu leugnen versucht. Allein jetzt ist man über die Existenz der Entführung in diesem Falle einverstanden [93]). Daß die Einwilligung einer noch unmündigen Person, eben wegen zu jugendlichen Alters, ohne allen Einfluß ist, versteht sich von selbst, und ist auch in den neuern Gesetzgebungen allgemein anerkannt [94]). Diejenigen, welche es für eine Entführung halten, wenn auch die fragliche Frauensperson, obwol der väterlichen Gewalt unterworfen, in die Wegführung einwilligt, nehmen häufiger den Fall davon aus, wenn der Entführer sie heirathet, bevor er den Beischlaf mit ihr vollzogen hat. Allein da das durch das teutsche gemeine Recht, die Peinl. Gerichtsordnung, bestätigte römische Recht, wie wir oben sahen, grade das Gegentheil disponirt; so muß es auch dabei bewenden. Es findet dies in allen den Fällen statt, wo die Entführung zum Zwecke der Ehe geschah, mag der Vater aus triftigen oder nicht triftigen Gründen die Zu-

74) Nach der oben ausgezogenen Justinianischen Constitution und nach c. 54. C. de episcop. et cleric. (I, 3.) 75) c. 2. Caus. 36. qu. 2, wo ausdrücklich gesagt ist, daß selbst die Einwilligung der Nonne in die Entführung den Begriff der Letztern nicht ändert. 76) **Bauer** a. a. O. Not. d. **Heffter** a. a. O. §. 459. **Salchow** a. a. O. Not. ***). **Henke** a. a. O. §. 116 a. E. **Martin** a. a. O. **Hepp** a. a. O. §. 16. S. 472. §. 27. S. 489. 77) **Henke** a. a. O. S. 174. 78) **Bauer** a. a. O. Not. a. **Wächter** in der angez. Abhandl. S. 74. Not. 56. **Feuerbach** a. a. O. §. 260 gegen **Henke** a. a. O. §. 116. S. 173. 79) s. **Wächter** ebendas. 80) **Jenull**, über das Verbrechen der Entführung nach dem §. 80. des österr. Straf-Gesetzbuches über Verbrechen, s. **Wagner**, Zeitschrift für österreich. Rechtsgelehrsamkeit (Wien). Jahrg. 1828. 2. Bd. Abh. 23. S. 1. 81) **Heffter** a. a. O. §. 460. Not. 6. 82) *Leyser* l. c. med. 1 et 2. 83) z. B. durch Versetzung der zu Entführenden, mittels angewendeter betäubender Mittel, in den Zustand der Ohnmacht oder Trunkenheit, **Henke** a. a. O. §. 116. S. 181. 84) arg. fr. 1. §. 3. D. d. servo conupto (XI, 3). **Martin** a. a. O. §. 301. Not. 19.

85) Gegen *Böhmer* l. c. §. 143. *Koch* l. c. §. 363. *Geo. Jac. Fried. Meister*, Principia juris crim. (Göttingae 1792.) §. 303. 86) **Feuerbach** a. a. O. §. 257. **Heffter** a. a. O. **Bauer** a. a. O. Not. c. **Abegg** a. a. O. S. 381. **Henke** a. a. O. S. 181. **Wächter** im Lehrbuche. §. 138. Not. 32. lit. a. **Tittmann** a. a. O. §. 195. Unter den ältern s. v. **Quistorp**, Grundsätze des teutschen peinlichen Rechts. 1. Th. (Rostock und Leipzig 1794.) §. 510, und unter den noch frühern *Schilter* l. c. §. 105. 87) **Andreas Müller**, Lexikon des Kirchenrechts, u. d. W. **Entführung**. 2. Bd. S. 480. 88) Außerdem ist in diesem Falle keine Entführung vorhanden. **Abegg** a. a. O. S. 380. 89) Gegen **Tittmann** a. a. O. Vergl. **Heffter** a. a. O. §. 460. 90) **Salchow** a. a. O. §. 179 und Not. ***). **Henke** a. a. O. S. 180. 91) **Salchow** a. a. O. 92) c. 6. X. de raptoribus (V, 17). 93) **Henke** a. a. O. S. 184. 94) **Henke** a. a. O. S. 185.

stimmung zur Ehe verweigert haben [95]). Am wenigsten hat die Meinung einiger ältern Juristen Grund, und hat daher auch am wenigsten Beifall gefunden, welche nicht einmal da eine Entführung annimmt, wo die Entführte mit Gewalt, gegen ihren Willen, aber zum Zwecke der Ehe [96]) weggeführt wird. Die Personen, auf deren Einwilligungsversagung es bei der Entführung abhängiger Frauenspersonen ankommt, sind nach dem Justinianischen Rechte, je nachdem die Frauensperson von Einem oder dem Andern abhängig ist, vorzüglich die parentes, jedoch so, daß im Allgemeinen Entführung stattfindet, wenn eine Ehefrau oder Haustochter, Mädchen oder Witwe, wider Willen des Mannes oder Vaters, oder eine Minderjährige, sei sie Witwe oder nicht, wider den Willen des gewesenen Hausvaters oder der Mutter und der propinqui oder des Tutors oder Curators weggeführt wird [97]). Wegen der dies klar aussprechenden Gesetze [98]) kann man denen nicht beistimmen, welche dies bei verletzten Rechten des Tutors oder Curators [99]), oder auch bei Wegführung einer Tochter nach dem Tode des Vaters, wider den Willen der Mutter, zumal wenn diese Vormünderin ist [1]), leugnen wollen (vergl. S. 52). Eine Entführung findet auch statt, wenn jene Personen einwilligten (wodurch sie freilich häufig, je nach Verschiedenheit der Fälle, der Theilnahme am Stuprum etc. oder gar des Lenocinium sich schuldig machen würden), die Entführte aber gegen ihren Willen entführt wurde [2]). Eine schwierige Frage ist die über den Einfluß einer nachfolgenden Einwilligung, nach, gegen den frühern Willen der zu einem Widerspruche berechtigten Personen, bewirkter Entführung. Da nirgends ein Gesetz existirt, das den Charakter des Verbrechens dadurch als geändert ansieht, so müssen wir auch theoretisch-rechtlich die Ansicht nehmen, daß auf die Frage über den Charakter des Verbrechens selbst die nachfolgende Einwilligung keinen Einfluß hat. Denn das Verbrechen muß so betrachtet werden, wie es im Augenblicke der Begehung ist. Nie wird auch ein menschliches Auge sicher zu unterscheiden vermögen, welche Motive nach der Entführung die Einwilligung hervorgebracht haben, und ob sie von der Art sind, daß sie auch ohne die Entführung zur Einwilligung geführt hätten, da im entgegengesetzten Falle der Entführer für sein Verbrechen noch eine Belohnung erhielt. Am wenigsten können wir uns daher mit dem, von einigen Rechtslehrern [3]) gemachten Unterschiede rücksichtlich des Effectes der nachfolgenden Einwilligung nach Verschiedenheit der bei der Entführung vorgewalteten Absicht der Ehe oder unerlaubten Geschlechtsbefriedigung rechtlich einverstehen, wenn wir auch die politischen Gründe nicht verkennen mögen, welche die Praxis in diesen Fällen (s. w. u.) zu mildern Ansichten geführt hat. Nur bemerken müssen wir noch, daß, da nach Justinian's Gesetzgebung die Todesstrafe für dieses Verbrechen gedroht war, darnach von der noch besonders untersagten Verehelichung des Entführers mit der Entführten nicht die Rede sein konnte, während, wie schon erwähnt (S. 52), das kanonische Recht hierüber ganz andere Grundsätze aufstellt. Daß übrigens, sowol stillschweigend als ausdrücklich, die Zustimmung zur Entführung, sowie die Weigerung dagegen erklärt werden kann, liegt in der Natur der Sache [4]). — Die zum Thatbestande gehörige rechtswidrige Bemächtigung und Besitzergreifung hat auch zu vielen gelehrten Streitigkeiten Veranlassung gegeben. Die ältern Juristen pflegten die Handlung immer als translatio de loco in alium locum zu bezeichnen [5]), und so entstanden die vielen Streitigkeiten über die Frage, wie weit zu dem Begriffe der Entführung der Ort, wohin die Entführte gebracht ist, von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte entfernt sein müsse? [6]) ob eine Entführung durch Wegführung aus einem Theile in den andern eines und desselben Hauses, aus einem Theile in den andern eines und desselben Ortes (Dorf, Stadt), an einen der Entführten bekannten Ort etc. geschehen könne? Alles dies erledigt sich von selbst, auch die Qualität des Ortes, woher die Entführung geschah, ob aus dem Hause der Ältern, oder aus einem andern, ob von der Straße, aus einem öffentlichen Gebäude, Gefängniß etc., ist ganz gleichgültig, wenn man sich nicht zu sklavisch an das teutsche Wort „Entführen" hält und den jetzt allgemeinen Begriff annimmt. Dieser ist, daß die Entführung geschehe durch Wegführen von dem Orte, wo die Entführte der willkürlichen Gewalt des Entführers entzogen war, oder durch Zurückbehaltung an einem von ihrem gewöhnlichen Aufenthalt entfernten Orte [7]), wo sie der Macht desjenigen, zu dessen Gunsten die Entführung vollführt wurde, unterworfen ist — Beides unter der Voraussetzung, daß dies gegen den Willen der zum Widerspruche nach Obigem Berechtigten geschieht. Denn darauf, daß die Entführte da, wo sie in Folge der Handlung ist, sich unrechtmäßig in der Gewalt dessen befindet, zu dessen Gunsten die Entführung geschah, nicht auf die Entfernung eines Ortes vom andern, reducirt sich Alles [8]). Noch mehr dehnten vielleicht die Römer diesen Begriff

95) Gebrüder Overbeck a. a. O. 3. Bd. Med. 168. S. 257: Wer eine Frauensperson in der Absicht, um sich mit ihr zu verheirathen, entführt, ist nichtsdestoweniger mit der auf die Entführung gesetzten Strafe zu belegen. Wächter a. a. O. Not. 31. Nr. 1. S. 31 und 32. Bauer a. a. O. Not. e. 96) Wächter a. a. O. S. 31. 97) Abegg a. a. O. §. 275. S. 376. Wächter in der angef. Abhandl. S. 56 fg. Salchow a. a. O. Hepp a. a. O. §. 16. S. 471. §. 24. S. 486 fg. Heffter a. a. O. §. 459. Not. 7. 98) Man vergl. die oben ausgezogene const. un. C. (S. 53), besonders auch §. 1. und Nov. 143. 99) Wächter im Lehrbuche. §. 138. Not. 32. lit. c.

1) Wächter a. a. O. lit. d. Salchow a. a. O. Not. ***) a. E. 2) Abegg a. a. O. §. 279. Zusatz. Wächter in der angez. Abh. S. 80 und 81; vergl. mit der Recension darüber im Neuen Archive des Criminalrechts. Jahrg. 1836. 1. St. (Halle 1836.) S. 165 gegen Hepp a. a. O. §. 25. S. 487.

3) z. B. Henke a. a. O. S. 182 fg. 4) Henke a. a. O. S. 181. Tittmann a. a. O. S. 398. 5) Wächter a. a. O. §. 138. S. 32. 6) Vergl. *Leyser* l. c. med. 10. 7) Gegen z. B. Salchow a. a. O. Not. **). 8) Henke a. a. O. S. 178 fg. Feuerbach a. a. O. §. 256, besonders auch Not. a. Abegg a. a. O. §. 279. Zus. S. 381. Heffter a. a. O. §. 460. Bauer a. a. O. §. 201. Martin a. a. O. §. 301. Wächter a. a. O. S. 33. Abweichend hiervon, wenn auch nicht im Princip, doch in dem Resultate daraus ist Tittmann a. a. O. §. 194.

aus [9]). Daß aber, ungeachtet der eben angegebenen weitern Begriffsbestimmung der Entführungshandlung, diese doch nicht mit der Nothzucht in Eins zusammenfällt, ergibt sich aus Obigem (S. 51), wenngleich oft Entführung und Nothzucht concurriren können. — Zum Thatbestande des Verbrechens erfodert, wie gedacht, die Peinl. Gerichtsordnung, daß die Entführung „eyner unehrlichen weiß" geschehe. Was diese Worte bedeuten, ob sie überhaupt nur den dolus bezeichnen, oder die Absicht der Gefährdung der weiblichen Ehre, dies ist streitig. Diese letztere wurde jedoch nach den Begriffen der damaligen Zeit, wie wir aus mehren Statuten ersehen, schon durch eine Entführung Behufs der Verehelichung gegen den Willen des Vaters gefährdet [10]), und so werden jene Worte mit Recht sowol auf die Absicht der Verehelichung mit der Entführten, als der unerlaubten Wollustbefriedigung bezogen. Diese Absicht wird daher zum Begriffe der Entführung erfodert [11]), nicht aber deren Erreichung (durch welche eine Verbrechensconcurrenz entstehen würde) [12]); vielmehr ist das Verbrechen durch die in obiger Maße näher charakterisirte, in der fraglichen unehrlichen Absicht bewirkte Entfernung der Frauensperson vollendet [13]). Daß es übrigens für den Begriff der Entführung ganz gleichgültig ist, ob diese für den Entführer selbst oder für einen Dritten geschah, dies liegt in der Natur der Sache. Ebenso braucht auch der Entführer die That nicht selbst zu thun; er kann sie, als auctor intellectualis, durch Mittelspersonen begehen [14]).

Die Strafe der Entführung, welche, nach Vorstehendem, rücksichtlich der Ehefrauen und unbescholtenen Jungfrauen durch die Peinl. Gerichtsordnung bestätigt wurde, ist die Strafe des römischen Rechtes, Schwertstrafe und Vermögensconfiscation — außer bei der Entführung von Sklavinnen oder Freigelassenen [15]) — in der Maße, wie solches oben (S. 52) näher angegeben worden, mit, was hier noch besonders zu erwähnen ist [16]), Ausschluß des Pflichttheils der Kinder des Entführers. Auch dürfen die Vorgesetzten der Entführten den Entführer, wenn sie ihn auf der That betreffen, umbringen [17]). Indessen wurde schon frühzeitig an diesen gesetzlichen Dispositionen gemäkelt. Wenn man vor allen Dingen in dem Umstande, daß die Carolina nur zweier Arten von Entführung gedenkt, in denen sie die Grundsätze des römischen Rechts, aber auch nur rücksichtlich der Strafbestimmungen, bestätigt, schon Veranlassung zu der Frage fand, ob sie auch die übrigen Grundsätze Justinian's dadurch bestätigt haben wollte [18])? so fand man übrigens durch den Schluß des fraglichen Artikels, wonach (S. 53), selbst wegen Bestrafung nach dem römischen Rechte „bei den rechtuerstendigen rahts gebraucht werden" solle, sich zu der Meinung veranlaßt, daß das teutsche Gesetz keineswegs, selbst in den von ihm ausdrücklich genannten Fällen der Entführung einer Ehefrau oder unbescholtenen Jungfrau, immer die Todesstrafe habe executirt haben wollen. Weil nun überdies das, dem römischen Rechte, inwiefern es nicht durch die spätere Carolina bestätigt ist, derogirende kanonische Recht, durch Gestattung der Verheirathung des Entführers mit der Entführten, die Todesstrafe in vielen Fällen ausschloß; so kam man sehr bald dahin, daß man die Todesstrafe für nur in den schwersten Fällen anwendbar erachtete [19]), zumal nicht undeutlich die römischen, den Tod drohenden Gesetze (s. o. S. 57) bei der Entführung in der Regel gewaltsame Bemächtigung voraussetzen, mithin eine Disposition für den Fall des freiwilligen Folgens der Entführten in manchen Fällen zu fehlen scheint. Keineswegs scheint jedoch dadurch der von Einigen [20]) angenommene Unterschied begründet, daß das römische Recht nur die Entführung einer Nonne mit dem Tode bestraft wissen wolle, im Übrigen aber, wenn der Geschlechtstrieb nicht befriedigt worden sei, nur zeitige Freiheitsberaubung stattfinde. — Das Recht der Vorgesetzten der Entführten, den Entführer zu tödten, das wol die römischen Gesetze unbedingt geben [21]) (es fragt sich sogar, nach dem Worte „interficiantur" [S. 53], ob sie nicht die Tödtung befehlen?), wollte man schon früher darum bezweifeln, weil die Peinl. Gerichtsordnung nur rücksichtlich der öffentlichen Strafe, nicht ausdrücklich rücksichtlich der Privatrache das römische Recht bestätige [22]) (als ob es einer solchen Bestätigung bedürfe). Andere meinen noch jetzt, es liege in der gesetzlichen Disposition nur eine Verzeihung für die Privatrache [23]), woraus sich wol deren jetzige Unanwendbarkeit leicht demonstriren lassen würde. Noch Andere [24]) finden das Gesetz nicht klar, indem es ausdrücklich eine Überführung („convicti") des Thäters voraussetzt, um von den fraglichen Vorgesetzten umgebracht werden zu können, woraus man (während man zeither bei einem Betreffen in flagranti die Überführung in der That selbst suchte) eine Hindeutung auf das uns unbekannte Verfahren der Römer bei delictis manifestis demonstrirt. So ist man dazu gekommen, diese Tödtungsbefugniß nur auf den Fall einer gerechten Nothwehr und

9) Heffter a. a. O. Not. 10. 10) Neues Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1836. 1. St. (Halle 1836.) S. 165. 11) Feuerbach a. a. O. §. 256 und 259. Martin a. a. O. Abegg a. a. O. S. 380 fg. Bauer a. a. O. Heffter a. a. O. Hepp a. a. O. S. 488. Die Meinung Tittmann's (a. a. O. §. 194) und Salchow's (a. a. O. §. 180), welche die beabsichtigte unerlaubte Befriedigung des Geschlechtstriebes auf eine „naturgemäße" bei diesem Verbrechen beschränken wollen, ist nicht begründet. Auch in der Ehe findet sich zuweilen unerlaubte Wollustbefriedigung. 12) Henke a. a. O. S. 179 a. E. fg. 13) Feuerbach a. a. O. §. 259. Bauer, Salchow, Tittmann und Heffter a. a. O. Abegg a. a. O. S. 379 und 382. Wächter a. a. O. §. 139. S. 36. lit. b. 14) Tittmann a. a. O. §. 193. 15) *Calvinus* l. c. 16) Nov. 123. cap. 43. Feuerbach a. a. O. §. 201. Not. c. Henke a. a. O. §. 117 und Not. 1. Salchow a. a. O. §. 181. Heffter a. a. O. §. 461. Not. 4. 17) c. 54. C. d. episc. et cler. (I, 3.) c. un. C. de raptu virg. (IX, 13.) Feuerbach a. a. O. §. 261. Martin a. a. O. §. 302. Bauer a. a. O. §. 202. Henke a. a. O. §. 117. Tittmann a. a. O. §. 196.

18) Henke a. a. O. S. 189. 19) Abegg a. a. O. §. 280. Heffter a. a. O. §. 461 und Not. 8. 20) Salchow a. a. O. §. 181. 21) Ebendas. u. a. E., auch Not. ****). Feuerbach a. a. O. und Not. d a. E. 22) Bauer a. a. O. Not. e. 23) Martin a. a. O. und Not. 12. 24) Heffter a. a. O. Not. 1.

des höchsten Affectgrades zu reduciren — eine Erklärung, die freilich mit dem Gesetze, das offenbar etwas Besonderes für jene Vorgesetzten statuiren wollte, nur schwer vereinbar ist[25]). Auch die Vermögensconfiscation[26]) griff man an, indem man durch Vergleichung des 218. mit dem 131. Art. der Peinl. Gerichtsordnung, ganz gegen deren Sinn, eine Aufhebung jener, nach den jetzigen Ansichten so sehr bedenklichen, in mehren Landesverfassungs-Urkunden ganz untersagten Strafe zu demonstriren suchte[27]). Durch alle diese Anfechtungen ist die gesetzliche Strafe der Entführung außer Anwendung gekommen und man sieht sie als eine willkürliche[28]) an, ungeachtet von einem Gerichtsgebrauch, auf den man sich übrigens seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts beruft[29]), wegen der Seltenheit der vorkommenden Fälle kaum die Rede sein kann[30]). Man hat die Ansicht, daß, im Verhältnisse zur Bestrafung der übrigen, die Persönlichkeit verletzenden Verbrechen[31]), Todesstrafe in der Regel nicht stattfinden könne. Selbst die ältern Juristen[32]) gestatteten dieselbe blos noch, wenn die Entführung mit großer Gewaltthätigkeit und wider den Willen der entführten Person, wol gar zum Nachtheil ihrer Gesundheit, geschah, auch wol noch andere grobe Verbrechen concurrirten. Im Übrigen statuirt man, unter Wegfall der Vermögensconfiscation[33]), blos zeitige, gewöhnlich mehrjährige Freiheits-, Gefängniß-, Festungs- oder Zuchthausstrafe, welche nach Beschaffenheit der dabei angewendeten Mittel, nach den persönlichen Verhältnissen und dem Rufe der Entführten, besonders im Vergleiche zu den Verhältnissen des Entführers, nach dem Umstande, ob die Entführung mit oder wider den Willen der Entführten geschah, ob mehr oder weniger Personen dadurch verletzt wurden, nach der Absicht und nach den Folgen der Entführung, namentlich danach, ob der Entführer seine Absicht erreichte, auch nach der etwanigen Concurrenz anderer Verbrechen normirt wird. Danach wird bei blos angewendeter List und bei gänzlich ermangelnder Gewalt das Verbrechen milder bestraft als bei Gewalt, bei welcher es wieder auf deren verschiedene Grade, und namentlich auf die etwa zu Schulden gebrachten Mishandlungen ankommt. Ebenso wird die Entführung einer Person von höherm Stande, besonders wenn der Entführer von viel niedrigerem war, für strafbarer geachtet, als die Entführung einer gemeinen Person. Eine härtere Strafe steht dem Entführer einer Ehefrau, als dem einer Jungfrau, ferner demjenigen bevor, der blos um unerlaubten (noch mehr, um unnatürlichen) Geschlechtsgenusses willen, zumal wenn er diesen Zweck wirklich erreichte, das Verbrechen beging, während man die nachmals auf gültige Weise zu Stande gekommene Ehe als einen Milderungsgrund der Strafe ansieht, ja durch die nachmalige Genehmigung der Ehe von Seiten der Entführten und deren Vorgesetzten, zumal wenn der Letztern vorheriger Widerspruch nichtig war, den Wegfall der Strafe begründet glaubt. Im Falle nachmaliger Einwilligung der Vorgesetzten der Entführten in die Ehe begeben sich jene wenigstens ihres Anklagerechtes[34]). Die bloße Absicht der Verehelichung von Seiten des Entführers nimmt man nur dann als Motiv zu milderer Bestrafung an, wenn nicht seine Verhältnisse so sind, daß die Entführte durch die Ehe offenbar herabgewürdigt, oder sonst dadurch in eine ihren Verhältnissen gar nicht angemessene, oder sonst unglückliche Lage gebracht werden würde. Das Einverständniß der Vorgesetzten der Entführten mildert die Strafe des Entführers nicht, Erstere kommen vielmehr als Miturheber, Gehilfen ꝛc. zur Verantwortung. Die Privatrache der Verwandten fällt jetzt auch weg[35]). Übrigens gibt es eigentlich gesetzlich und bei Anwendung der gesetzlichen Strafe keine besondern Milderungsgründe[36]). Dennoch haben die Rechtslehrer auch dafür dergleichen angenommen, die außer den so eben erwähnten Rücksichten bei Normirung der jetzigen willkürlichen Strafe besonders beachtet werden. Dahin gehören das schon angeführte Anerbieten zur Heirath (s. oben), obgleich an sich die nachfolgende Eingehung der Ehe keinen Milderungsgrund abgeben kann[37]), Entführung nicht weit vom sonstigen Aufenthaltsorte der Entführten weg, der Letztern Fürbitte für den Verbrecher, Rückgabe und gute Behandlung der unbeschädigt gebliebenen Entführten (namentlich wenn der Entführer die Entführte entehren konnte und es doch nicht that), der Letztern Einwilligung in die Flucht, Minderjährigkeit des Entführers oder der Entführten, oder Beider, Meinung des Entführers, daß die Entführte unabhängig, oder nicht unbescholten sei, insonderheit übler Ruf der Letztern, der Umstand, daß der Entführer mit der Entführten verlobt war, oder vor der Entführung schon den Beischlaf mit ihr gepflogen hatte[38]). Daß die meisten dieser angeblichen Milderungsgründe wenig oder nichts für sich und ihren Ursprung großentheils in einer s. g. aequitas cerebrina haben, wird bei der jetzigen Bildungsstufe der Strafrechtswissenschaft wol Niemand leugnen. Von nicht viel größerem Werthe sind die gewöhnlich angegebenen Schärfungsgründe, Begehung des Verbrechens mit großer Gewalt, Heiligkeit des Ortes oder der Person, sehr hoher Stand der Entführten[39]).

Den gleichzeitigen Gehilfen des Entführers (bei

25) Bauer und Heffter a. a. O. Salchow a. a. O. §. 182. Wächter a. a. O. §. 139. Not. 33. Kappler a. a. O. S. 674. Abegg a. a. O. §. 275 a. E. 26) Vergl. die bei Salchow Not. **) zum §. 182 angezogenen Schriftsteller. 27) Abegg a. a. O. §. 280. Zus. Martin a. a. O. §. 302. Not. 6. 28) Heffter, Bauer, Salchow a. a. O. Feuerbach a. a. O. Not. d. 29) Wächter a. a. O. §. 139. Not. 33. 30) Kappler a. a. O. S. 674. Heffter a. a. O. Not. 9 a. E. 31) Henke a. a. O. §. 117. S. 187. 32) z. B. v. Quistorp a. a. O. §. 514. Vergl. Henke a. a. O. S. 190. 33) Feuerbach a. a. O. Heffter im angef. §. a. E. und Not. 10. Henke a. a. O.

34) Heffter a. a. O. §. 463 a. E. 35) Über alles dies s. Bauer im angef. §. 202 und Not. c. Heffter im angef. §. 461 und Not. 9 und 10. §. 463 und Not. 6 und 7. Abegg a. a. O. §. 280. Zus. Henke a. a. O. S. 188. 191. 196. Tittmann a. a. O. §. 196. 36) Feuerbach a. a. O. §. 262 und Not. b. Martin a. a. O. §. 302. 37) Heffter a. a. O. §. 463, besonders Not. 8. 38) Salchow a. a. O. §. 185. Henke a. a. O. S. 191 fg. und 196. Wächter a. a. O. §. 139. Not. 34 (24). 39) Feuerbach a. a. O. Salchow a. a. O. §. 186.

(concursus concomitans) droht das römische Recht, wie dem Entführer selbst, Todesstrafe und Vermögensconfiscation, den übrigen Gehilfen blos Todesstrafe. Allein die ganz allgemein derogirende Vorschrift des 177. Art. der Peinl. Gerichtsordnung gestattet, außer im Falle eines Complottes, nicht, jener singulären Verordnung des römischen Rechtes nachzugehen und es sind daher die Gehilfen nach den allgemeinen Grundsätzen über Gehilfen, im vorliegenden Falle übrigens willkürlich, zu bestrafen [40]). Am wenigsten kann die Entführte selbst als Theilnehmerin an dem Verbrechen gestraft werden [41]). Zwar macht das bloße Schweigen Justinian's über diesen Gegenstand die Sache bedenklich, da kaum anzunehmen ist, daß Justinian dadurch eine Abweichung rücksichtlich der Entführten von allen Grundsätzen über Bestrafung der Gehilfen bei einem Verbrechen habe sanctioniren wollen [42]), und daher hielten auch die ältern Juristen wenigstens eine willkürliche Strafe für die freiwillig dem Entführer Folgende für angemessen [43]). Mehre Particularrechte (s. w. u.) scheinen auch dies Princip angenommen zu haben. Indessen ist man im Allgemeinen doch anderer Meinung [44]). Ebenso streitet die Verordnung des Justinianischen Rechtes [45]), welche schon den Versuch eine Nonne zu verführen, geschweige denn zu entführen, mit dem Tode bedroht, zu sehr gegen die allgemeinen Grundsätze über Bestrafung eines Versuchs, und hängt zu sehr mit jetzt veralteten religiösen Ansichten zusammen, als daß man nicht allgemein die Ansicht hegen sollte, daß jeder Versuch zu einer Entführung nur nach den allgemeinen Grundsätzen über Bestrafung des Attentates zu beurtheilen sei [46]).

Darf das Verbrechen der Entführung von Amtswegen untersucht, oder muß Anklage der Betheiligten erwartet werden? [47]) Zu dieser Frage gibt die oben (S. 53) ausgezogene Stelle der Peinl. Gerichtsordnung durch die Vorschrift Veranlassung, daß dem verletzten Ehemann oder ehelichen Vater, worunter man gewöhnlich jeden Ascendenten versteht [48]), das Recht zustehen soll, „vnangesehen ob die ehefraw oder jungkfrawe iren willen darzu gibt," gegen den Entführer peinlich zu klagen. Die ältern Juristen der neuern Zeit und, ihnen folgend, einige der neuern hielten daher eine verneinende Antwort obiger Frage für begründet und machten jede gerichtliche Procedur von der Anzeige der Ältern oder des Ehemannes, im Falle nicht eine Bigamie vorlag, abhängig [49]). Die Juristen der ältern Zeit dagegen nahmen auf das in der Peinl. Gerichtsordnung vorgeschriebene Anklagerecht des Vaters und Ehemannes gar keine Rücksicht [50]). Die richtigere und neuerlich ziemlich allgemein (außer in einigen Particulargesetzgebungen) angenommene Meinung ist wol, daß nicht nur der wider ihren Willen Entführten das Klagrecht, im Fall die vorhin genannten, dazu berechtigten Personen nicht davon Gebrauch machen, nicht abgesprochen werden kann, sondern, daß auch das Einschreiten von Amtswegen, wo es überhaupt zulässig, auch jetzt nicht ausgeschlossen ist. Denn nicht nur macht die Peinl. Gerichtsordnung nicht, sowie bei dem Ehebruch und der Nothzucht, die Anklage zur ausschließenden Bedingung eines gerichtlichen Verfahrens, sondern das römische Recht gebietet auch sogar, gegen seine sonstigen Grundsätze, für diesen Fall das Verfahren ex officio [51]). Einige scheinen jedoch die in der Peinl. Gerichtsordnung namentlich aufgeführten zwei Fälle davon ausnehmen zu wollen [52]). Nach der Praxis findet vorzüglich dann keine Untersuchung von Amtswegen statt, wenn der Entführer die wider den Willen der Ältern entführte Person geheirathet hat [53]). Jedenfalls muß dann die Untersuchung dieses Verbrechens von Amtswegen geschehen, wenn es bei Gelegenheit eines andern, der amtlichen Untersuchung unterliegenden Verbrechens zur Sprache kommt [54]). — Da die Entführung, nach Obigem (S. 54), eine Unterart der Gewaltthätigkeit ist, mindestens gewiß nicht zu den der lex Julia de adulteriis unterworfenen Verbrechen gehört, welchen schon eine fünfjährige Verjährung zu statten kommt, so verjährt sie gemeinrechtlich erst in 20 Jahren [55]). Daß die Entführung sowol nach dem römischen als dem ältern kanonischen Recht ein Ehehinderniß war, ergibt sich aus Obigem. Die jetzigen Ansichten des protestantischen und katholischen Kirchenrechts sind bereits unter dem Artikel Ehe [56]) auseinandergesetzt worden. Danach ist auch die frühere, auf die Dispositionen des römischen Rechtes, durch welche eine solche Heirath untersagt war und die mit ihrem Willen Entführte nichts vom Vermögen des Entführers erhielt (s. o. S. 52), gestützte Behauptung, als ob eine von der Entführten dem Entführer gemachte Schenkung ungültig sei, schon längst als widerlegt angesehen worden [57]). Die Privatansprüche, welche einer Entführten für sich und ihr Kind zustehen, sind, wenn die Entführung und der Beischlaf gegen ihren Willen geschehen, unstreitig nach den höchsten Ansätzen der Grundsätze über Dotation und Alimentation, geschah er mit ihrem Willen nur nach den gewöhnlichen diesfallsigen Ansätzen, erlitt sie durch die angewendete Ge-

40) Henke a. a. O. S. 189. Martin a. a. O. Salchow a. a. O. §. 184. Wächter a. a. O. Not. 33. Feuerbach a. a. O. §. 262. Heffter a. a. O. §. 462. 41) Ebendas. a. E., und besonders Not. 2, sammt der dortigen Literatur. Wächter a. a. O. Not. 33. 42) Hepp a. a. O. §. 25. S. 437. 43) Henke a. a. O. S. 191. Vergleiche Bauer a. a. O. Not. d. 44) Bauer im angef. §. 202. 45) c. 5. C. de episcop. et cleric. (I, 3.) 46) Salchow a. a. O., besonders auch Not. *). Henke, Feuerbach und Heffter a. a. O. 47) Wächter a. a. O. Not. 34 (24) a. E. 48) Heffter a. a. O. §. 463. Not. 1. 49) Tittmann a. a. O. Not. v. Man vergl. hierüber Henke a. a. O. und die in Not. 7. S. 197 dort angeführte ältere Literatur.

50) Hierüber s. Heffter a. a. O. Not. 2. 51) const. unic. in prooem. C. de raptu virginum (IX, 13). Nov. 24. cap. 2. Abegg a. a. O. 52) Heffter a. a. O. §. 463 und Not. 3. 53) Salchow a. a. O. §. 183. 54) Henke a. a. O. 4. Bd. (Berlin und Stettin 1838.) §. 27. S. 206 fg. und Not. 4. S. 210 und §. 28. Not. 4. S. 214. 55) Abegg a. a. O. §. 172. Henke a. a. O. §. 23. S. 182 und Not. 11. S. 187. 56) 1. Sect. 31. Th. S. 344. Man vergl. übrigens Salchow a. a. O. Andreas Müller, Lexikon des Kirchenrechts u. d. W. Entführung, und noch umständlicher Glück, Pandekten-Commentar. 24. Th. §. 1216 c. S. 22 fg. 57) Strube, Rechtliche Bedenken, Spangenberg'sche Ausg. 2. Bd. (Hanover 1827.) Bed. 430. (IV, 79.)

walt Nachtheile, nach den allgemeinen Grundsätzen über Entschädigung zu normiren.

Die Particular- und ausländische Gesetzgebung hat in diesen gemeinrechtlichen Grundsätzen sehr viel geändert. Das österreichische Strafgesetzbuch über Verbrechen (§. 80. 81) nennt Entführung alle die Handlungen, durch welche mit List oder Gewalt in der Absicht der Heirath oder Unzucht eine Weibsperson (ohne Unterschied der Bescholtenheit oder Unbescholtenheit), oder durch welche eine verheirathete Weibsperson zwar mit ihrem Willen, aber gegen den des Ehemannes, ein Kind seinen Ältern, seinem Vormunde oder Versorger weggeführt wird. Die Entführung einer Unmündigen, oder wider den Willen der Entführten, wird, nach Verschiedenheit der angewendeten Mittel, des beabsichtigten oder erreichten Nachtheils, mit fünf bis zehn Jahre, die Wegführung einer mündigen, einwilligenden Person mit sechs Monaten bis zu einem Jahre schwerem Kerker bestraft. Auch ist die Einwilligung in eine Ehe nach dem allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuche (§. 94) „ungültig, wenn sie von einer entführten und noch nicht in ihre Freiheit versetzten Person gegeben worden"[58]). Streitig ist nach dem österreichischen Strafgesetzbuche, ob die mit ihrer Einwilligung und Mitwirkung entführte Gattin als Mitschuldige an der Entführung angesehen werden könne?[59]) — Durch das preußische allgemeine Landrecht (2. Th. Tit. 20. §. 1095 fg.) ist verordnet, daß, wer ein Frauenzimmer (womit offenbar ein ehrbares gemeint ist, wie aus der nachher vorausgesetzten Absicht hervorgeht)[60]) wider ihren und ihres Vaters, Vormundes oder Ehegatten Willen, in der Absicht, sie um ihre Ehre zu bringen, entführt, und die Entehrung wirklich vollzieht (§. 1095), mit achtjähriger Festungsstrafe, bei nicht erreichter Absicht und ohne Mishandlung (§. 1096), mit zwei bis dreijähriger Zuchthausstrafe (in beiden Fällen wegen Mishandlungen um 2—3 Jahre geschärft), im Falle dabei verübter Nothzucht und für die Gesundheit der Entführten hervorgebrachten Nachtheils, mit ewigem Zuchthaus, beim Tode der Entführten in Folge der Mishandlungen mit dem Beile bestraft werden soll. Geschah die Entführung in der Absicht auf Heirath und mit Bewilligung der Entführten, aber gegen den Willen derjenigen Personen, deren Zustimmung zur Gültigkeit der Ehe gesetzlich nöthig war; so ist, je nachdem Letztere zur Versagung der Einwilligung mehr oder weniger Gründe gehabt haben, der Entführer mit sechs Monaten bis zu zwei Jahren Gefängniß oder Zuchthausstrafe (§. 1100), willigen jene Personen nach vollbrachter That ein, mit willkürlicher Gefängnißstrafe (§. 1101) bedroht. Auf den Antrag obgedachter Vorgesetzten der Entführten wird diese, nach Ermessen des Richters, mit Gefängniß- oder Zuchthausstrafe[61]) belegt, sowie andererseits gar keine gerichtliche Untersuchung stattfinden soll, wenn Jene sich dieselbe verbitten[62]). Das bairische Strafgesetzbuch (Art. 201. 202. 203) und die Anmerkungen dazu verändern den gemeinrechtlichen Begriff sammt Strafe der Entführung. Wer sich einer bescholtenen oder unbescholtenen Weibsperson bemächtigt und dieselbe mit sich hinweggeführt, oder sie von ihrem Aufenthaltsorte, in demselben oder einem andern Orte, Stadt ꝛc. zurückgehalten hat, soll, wenn er die Absicht der Wollustbefriedigung nicht erreichte, mit ein- bis vierjähriger, nach dem Grade der angewendeten List, Gewalt oder Mishandlungen und nach Beschaffenheit der Entführten, zu bemessender Arbeitshausstrafe, wäre aber der Beischlaf mit der Entführten vollzogen, mit vier bis acht Jahren Arbeitshaus bestraft werden. Eine durch ermangelnde Einwilligung nichtige Ehe erhält durch nachfolgende Einwilligung ihre Gültigkeit. Nach geschlossener Ehe ist nur auf Klage oder Denunciation des beleidigten Theiles, bei erkannter Nichtigkeit der Erstern, sie sei durch Beischlaf vollzogen oder nicht, eine Strafe zulässig. Ist jedoch die Ehe für nichtig erklärt, vorher aber der Beischlaf vollzogen worden, so wird dieser als außerehelich angesehen und der Entführer mit vier- bis achtjähriger, im entgegengesetzten Falle mit ein- bis vierjähriger Arbeitshausstrafe belegt[63]). Im Königreiche Sachsen existirte sonst eine Constitution, wonach der Entführer und Schänder einer abhängigen oder unabhängigen Frauensperson, gegen deren Willen und im Falle „geübter Gewalt, feindseliger Weise" zugleich mit seinen Gehilfen der Schwertstrafe, im Falle aber die Entführung „der Ehe halber geschehen," mit willkürlicher Strafe, „nicht ultra relegationem, ohne Leibesstrafe" bedroht war[64]). Im J. 1834[65]) wurden schon nachstehende Grundsätze in einem Gesetze, die Bestrafung der fleischlichen Vergehungen ꝛc. betreffend, in der Hauptsache aufgestellt und nachmals wurden sie in das Strafgesetzbuch des Königreichs Sachsen von den Jahren 1836 und 1837[66]), und zwar in die Abhandlung der Verletzung der persönlichen Freiheit, aufgenommen. Bestraft wird (art. 148) mit zwei- bis vierjähriger Zuchthausstrafe zweiten Grades, wer sich einer Person[67]), zu Befriedigung des Geschlechtstriebes[68]), mit Gewalt oder List bemächtigt, sie wider ihren Willen aus dem Staatsgebiet entfernt, oder innerhalb desselben außer Stand setzt, den bürgerlichen Schutz anzurufen und obgedachte Absicht wirklich erreicht; mit ein- bis zweijähriger dergleichen Zuchthausstrafe, wenn die Absicht nicht erreicht wird; mit ein- bis dreijähriger Arbeitshausstrafe (art. 149) (falls nicht die Fälle höherer Strafbarkeit der Un-

58) Henke a. a. O. 2. Th. §. 116. S. 175 und §. 117. S. 195. Müller a. a. O.

59) Vom Hofrath Edlen von Heß in Wien ist die Frage verneint, vom Criminalrath Albach in Teschen bejaht, Beides in der schon angezogenen Wagner'schen Zeitschrift, Ersteres im Jahrg. 1826. 2. Bd. 27. Abh. S. 20 fg. Letzteres im Jahrg. 1827. 1. Bd. 6. Abh. S. 82 fg.

60) A. M. ist zum Theil Salchow a. a. O. §. 179. Not. *).

61) Salchow a. a. O. §. 181. Not. ****) beschränkt dies auf sechs Wochen Gefängniß.

62) Henke a. a. O. S. 174 und 192. Salchow a. a. O.

63) Henke a. a. O. S. 175. 179 und 193. Martin a. a. O. Not. 2.

64) *Hommel*, Rhapsod. quaest. obs. 455.

65) In dem Gesetze vom 8. Febr. 1834. Gesetz- und Verordnungsblatt von diesem Jahre. 5. St. Nr. 10. S. 48. §§. 6—11. 23. 1—5. 24.

66) Art. 148—154 incl., Gesetz- und Verordnungsbl. von 1838. 6. St. S. 150 fg.

67) Gleichviel, ob Manns- oder Weibsperson.

68) Gleichviel, ob auf natürliche oder unnatürliche Art.

zucht mit Kindern unter 14 Jahren [art. 161] eintreten), wenn Ersteres an einer einwilligenden Person unter 14 Jahren, gegen Wissen und Willen ihrer Ältern oder deren Stellvertreter, geschah; mit ebenso viel Gefängniß bei nicht erreichter Absicht; in allen vorhergehenden Fällen (Art. 151) mit dreimonatlichem bis einjährigem Gefängniß, wenn der Entführer die Absicht freiwillig aufgab und die Person unverletzt zurücklieferte; mit zwei bis vier Monaten Gefängniß (Art. 150), wenn der Gegenstand eine zustimmende, noch im älterlichen Hause lebende, über 14 Jahre alte Person gegen den Willen ihrer Ältern, mit vier bis acht Monaten Gefängniß, wenn es eine einwilligende Ehefrau gegen den Willen ihres Ehemannes ist, mit ein- bis dreijähriger Arbeitshausstrafe, wenn, Behufs der Nöthigung zu Eingehung einer Ehe (§. 152), die Entführung an einer unverheiratheten Frauensperson geschieht — die Strafe fällt weg, wenn die Entführte die Ehe eingeht —; mit ein- bis dreimonatlichem Gefängniß (Art. 153), wenn die Entführung, Behufs der Verehelichung, an einer über 14 Jahre alten Frauensperson mit deren Willen, aber wider den Willen derjenigen, deren Einwilligung gesetzlich erfoderlich ist, vollbracht wurde. Auf den Antrag der Letztern wird in diesem Falle die Entführte mit 14 Tagen bis zu vier Wochen Gefängniß belegt, sowie überhaupt (Art. 154) in allen den genannten Fällen nicht von Amtswegen, sondern nur auf Antrag der Verletzten mit der Untersuchung verfahren wird [69]). Ausgezeichnet umsichtig und mit strenger Berücksichtigung der damals in der Theorie aufgestellten Controversen ist die Behandlung der Entführung in der herzoglich sachsen-gothaischen Constitution, die fleischlichen Verbrechen ꝛc. betreffend, vom 29. Juni 1804. Die Entführung wird, nach jener Ansicht, zu den fleischlichen Verbrechen gerechnet und angenommen (§. 36), „wenn Jemand eine Person von einem andern Geschlechte [70]), entweder wider ihren eigenen Willen [71]), oder doch ohne Einwilligung derjenigen, von welchen sie abhängt [72]), in der Absicht, sich fleischlich mit ihr zu vermischen [73]), an einen andern Ort bringt, wo sie seiner Gewalt unterworfen ist" [74]). Das obrigkeitliche Einschreiten ist (§. 38) durch eine Anzeige der Entführten oder ihrer Vorgesetzten bedingt und die Strafe festgesetzt auf (mit ausdrücklicher Ausschließung des Willkommens) zwei Jahre Zuchthaus oder achtmonatliches Gefängniß und 8 Thlr. zu milden Stiftungen im Falle noch nicht erfolgten Beischlafes, für den Entführer, halbjähriges Zuchthaus, oder zwei Monate Gefängniß, und 4 Thlr. zu milden Stiftungen für die einwilligende Entführte; Strafe des Ehebruchs überdies für Beide, wenn Eins von Beiden verheirathet war; bei nicht erfolgtem Beischlafe einjähriges Zuchthaus, oder viermonatliches Gefängniß, und 4 Thlr. zu milden Stiftungen, für den Entführer, vierwöchentliches Gefängniß und 2 Thlr. zu milden Zwecken für die einwilligende Entführte. Wird (§. 39), während die Entführte noch in des Entführers Gewalt ist, sie mit ihm wider ihrer, oder der vorgenannten (Note 72) Personen Einwilligung getraut, so verliert er alle gesetzlichen Vermögensrechte des Ehemannes. Willigen die Betheiligten noch vor der Trauung ein, so fällt dieser Nachtheil, ebenso fallen nach jeder Trauung, wenn die Betheiligten nicht die Annullirung der Ehe verlangen, alle vorgedachten Strafen weg, nur der Entführer wird mit zwei Monaten Gefängniß oder 5 Thlrn. Geldstrafen und außerdem 2 Thlrn. zu milden Stiftungen belegt; die einwilligende Entführte trägt blos ihren Theil Untersuchungskosten. Im Herzogthume Sachsen-Altenburg wird schon von der Landesordnung des Jahres 1705 [75]) „Entführung einer Jungfrauen, Ehefrauen, oder Witwen" zu den Fällen des „Ober- und Halsgerichts" gerechnet. Die „Constitution über die fleischlichen Verbrechen ꝛc." vom 7. Juli 1823 [76]) zählt sie zu diesen Letztern und stimmt rücksichtlich der Begriffsbestimmung (§. 36) mit dem eben referirten gotha'schen Gesetze überein, nur daß sie Entführung auch an einer Person desselben Geschlechtes statuirt (§. 37. Nr. 8) und sonach nicht blos eigentliche fleischliche Vermischung, sondern auch Befriedigung widernatürlicher Sinneslust in die zur Charakterisirung dieses Verbrechens erfoderliche Absicht, dagegen „die mit gegenseitiger freier Zustimmung unternommene Flucht aus dem Bereiche derjenigen Personen, von welchen ein oder der andere Theil abhängt ꝛc." nicht in den Begriff der Entführung aufgenommen, obwol das Gesetz dies „für eine eigenmächtige Verletzung der Familienrechte und der Kirchen-Polizeigesetze" erklärt hat. Folgende Strafen sind festgesetzt (§. 38): zwei- bis vierjähriges Zuchthaus, wenn der Beischlaf mit Einwilligung der Entführten, fünf- bis zehnjähriges in der Regel mit dem Willkommen und noch längere Detention, wenn er ohne jene Einwilligung erfolgte, die Strafe des Todtschlages, wenn der Tod der Genöthigten die Folge davon war; ein- bis dreijähriges Zuchthaus, wenn der Beischlaf nicht zu Schulden gebracht wurde, oder eine Person desselben Geschlechtes Object der Entführung war; willkürliche Strafe für die Theilnehmer, wenigstens die Hälfte der ordentlichen Strafe für unmittelbare Gehilfen; ein- bis sechswöchentliches Gefängniß oder 6—40 Thlr. Geldstrafe für die Flucht zweier Personen aus dem Bereiche Derjenigen, denen sie unterworfen sind, je nachdem damit Ausübung der Geschlechtslust

69) Man vgl. die Bemerkungen zu diesen Artikeln in der Ausgabe des Criminalgesetzbuchs von Günther (Leipz. 1838). S. 90 fg. 70) Gleichviel, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, und im letztern Falle ob ledig oder verheirathet, ob bescholten oder unbescholten (§. 37. Nr. 1. 2); auch ob die eigene Braut (ebendaselbst Nr. 11) oder nicht. 71) Durch Betrug, Gewalt, Drohungen, körperlichen Zwang (§. 37. Nr. 5). 72) d. i. des Ehemannes, des Vaters bei noch nicht der väterlichen Gewalt entlassenen Töchtern, der Mutter nach dem Tode des Vaters in den letztgedachten Fällen, des auch für die Person, nicht blos für das Vermögen bestellten Vormundes, mag die Entführte im Hause gedachter Vorgesetzten gewohnt haben, oder nicht (§. 37. Nr. 7 und 12). Bei einer Witwe kann die Entführung, auch wenn ihr Vater noch lebt, blos gegen ihren eigenen Willen geschehen (ebendas. Nr. 10). 73) Sei diese Absicht erreicht, oder nicht, wenn auch nachher eine Trauung erfolgt (§. 37. Nr. 3 und 6). 74) Gleichviel, ob nah oder fern (§. 37. Nr. 3 und 4).

75) P. 2. C. 1. Tit. V. Nr. 10. S. 128. 76) In der Gesetzsammlung für das Herzogthum Altenburg von jenem Jahre. Nr. 19. S. 223 fg.

verbunden war oder nicht; willkürliche Strafe für Verheirathung ohne Zustimmung gedachter Personen; bei alle dem härtere Bestrafung der eine solche Familienpflicht verletzenden Person, als der andern, und härtere Bestrafung der Manns- als der Weibsperson. Rücksichtlich der Vermögensrechte des Mannes finden wir (§. 39) bei Eingehung der Ehe zwischen Entführer und der Entführten, in der Hauptsache dieselben Vorschriften wie im gotha'schen Gesetze, nur ist die für den Fall einer nachmals gültigen Ehe zuletzt bei dem gotha'schen Gesetze erwähnte Strafe des Entführers hier auf vier- bis achtwöchentliches Gefängniß oder 20—50 Thlr. festgesetzt [77]). — In den frühesten Zeiten Frankreichs stimmten die Capitularien der fränkischen Könige [78]) mit den Grundsätzen Justinian's, der, wie erwähnt, die Ehe zwischen dem Entführer und der Entführten untersagte, überein. Nach den frühesten Gesetzen der Franken war die Entführung kein Capitalverbrechen, sondern konnte mit Geld gebüßt werden. Allein schon Childebert verordnete Landesverweisung für den Entführer und die Entführte, wenn diese später in die That des Entführers willigte, Todesstrafe, wenn sie außerhalb der Kirche betroffen wurden und Ablieferung ihres Vermögens theils an ihre legitimen Ältern, theils an den Fiscus. Ludwig der Fromme verbot die Ehe zwischen Beiden; er drohte den Entführern der Klosterfrauen (religiosarum mulierum) Todesstrafe, und andern Entführern, Entführten und Gehilfen öffentliche Buße [79]). Späterhin waren bei den Franzosen der raptus seductionis (s. o. S. 57), wenn eine minderjährige Haustochter wider den Willen ihres Vaters mit ihrem Liebhaber sich entfernte, straflos und dergleichen Ehen gültig, daher die französischen Bischöfe ein Verbot dagegen bei der Kirchenversammlung in Trient durchsetzen wollten, doch ohne Erfolg [80]). Der französische Code pénal verbreitet sich über Entführung einer Frauensperson Behufs der Verehelichung oder unerlaubten Wollustbefriedigung gar nicht, sondern spricht nur von Entführung der Minderjährigen, insonderheit Kinder (enlèvement d'un enfant et des mineurs) [81]) und bedroht die Thäter mit der infamirenden Strafe der Einsperrung (réclusion). Der Code Napoléon [82]) enthält in dieser Materie die einzige Verordnung, daß der Entführer, wenn die Zeit der Entführung und der Empfängniß zusammentreffen, für den Vater des Kindes der Entführten erklärt werden soll. Daß übrigens, trotz der Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung des Code pénal in dieser Materie, im Falle der Entführung nach unsern Begriffen, ernste Untersuchungen eingeleitet werden, freilich aber die Erkenntnisse sehr verschieden ausfallen, ersehen wir aus den Rechtsfällen, die zu unserer Kenntniß kommen [83]). — Die Entführung einer Ehefrau in England — nur in dieser Beziehung finden wir der Entführung in den dortigen Gesetzen gedacht — kann zwar auch durch List, Überredung und offene Gewalt geschehen; allein die Gesetze nehmen immer an, daß in allen Fällen Gewalt geschehen sei, weil die Frau gar nicht einwilligen könne (having no power to consent). Daher geben sie dem beleidigten Gatten ein Rechtsmittel durch einen förmlichen writ of ravishment, oder eine Klage wegen Verletzung durch Gewalt und Waffen (action of trespass vi et armis, de uxore rapta et abducta). Dadurch bekommt er aber seine Ehefrau nicht wieder, sondern nur Entschädigung für deren Wegführung (damages for taking her away); der Entführer soll zwei Jahre eingekerkert und nach dem Ermessen des Königs mit Geld bestraft werden. Das alte Gesetz war darin so streng, daß kein Mann wagen durfte, eine Frau, die sich von der Straße verirrt hatte, in sein Haus aufzunehmen, außer wenn sie von der Nacht übereilt und in Lebensgefahr war [84]). Das neue Strafgesetzbuch des Königs Otto für Griechenland vom 18/30. Dec. 1834 führt die Entführung unter den Verbrechen der widerrechtlichen Gewalt und Drohung auf und versteht darunter (§. 331) die Bemächtigung einer Person ohne deren Willen durch List oder Gewalt, oder einer Person unter zwölf Jahren selbst mit ihrer Einwilligung, und deren Wegführung, oder Zurückhaltung von ihrem Aufenthaltsorte in der Gewalt des Thäters, Behufs der Misbrauchung zur Unzucht oder zur Erzwingung der Ehe, für sich oder für einen Andern. Es bestraft den Entführer mit Arbeitshaus, wenn er gedachten Zweck erreichte, im entgegengesetzten Falle mit Gefängniß nicht unter zwei Jahren, jedoch, wenn der Entführer freiwillig abließ und die Entführte unbeschädigt zurückgab, nur bis zu einem Jahre. Die Entführung einer Person zwischen 12 und mit 21 Jahren mit ihrem Willen aus der Gewalt derer, denen sie unterworfen ist, wird mit Gefängniß, am Entführer, bei der Absicht der Unzucht, wenn sie nicht erreicht wurde, bis zu sechs Wochen, bei erreichter Absicht von einem bis zu drei Monaten, bei der Absicht der Verehelichung bis zu einem Monate, an der Entführten in den ersten zwei Fällen bis zu einem Monate, im letzten bis zu zwei Wochen bestraft [85]).

(*Buddeus.*)

ENTFUSELN DES BRANNTWEINS. Bei der Gährung der meisten zuckerhaltigen Flüssigkeiten bildet sich außer Alkohol eine eigenthümliche fettige Substanz, welche bei der Destillation der gegohrenen Flüssigkeit den auftretenden Weingeist begleitet und diesem einen eigenthümlichen Geruch und Geschmack gibt. So beliebt nun diese

77) Vergl. Haberland und Schultes, Realrepertorium sämmtlicher Landesgesetze des Fürstenthums Altenburg (Kahla 1786) und dessen Fortsetzung von Schultes (Altenburg 1836). Beide unter dem Worte: Entführung. 78) Lib. VII. cap. 595. Vergl. Henke a. a. O. §. 116. S. 183. 79) *Schilter* l. c. §. 99 et 104. 80) Andreas Müller a. a. O. 81) Art. 345 et 354. 82) Art. 340. 83) z. B. Lassaulx, Annalen der Gesetzgebung Napoleon's. 3. Bd. S. 43. Hitzig, Annalen der teutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. 2. Bd. 4. Heft. S. 335.

84) *Blackstone*, Commentaries of the laws of England, by *Edward Christian*, *Esq.* Vol. III. (London 1809.) p. 138. Vergl. den Auszug daraus von John Gifford, Esq., übersetzt von Colditz. 2. Bd. (Schleswig 1823.) 3. Bch. Cap. 8. S. 74. 85) Vergl. die Übersetzung des oben erwähnten griechischen Gesetzbuchs in von Maurer, Interessante neugriechische Urkunden (als 3. Bd. des Werkes: Das griechische Volk rc. [Heidelberg 1835]). S. 361 fg., besonders S. 425 und 426.

in manchen Fällen sind, und oft den relativen Werth eines Weingeistes bedingen, so unangenehm sind sie in andern Fällen, und die Beimischung dieser Substanz kann oft dem Branntwein höchst nachtheilige Wirkungen auf den thierischen Organismus mittheilen und seinen Werth verschlechtern. Diese Substanz hat, da sie, den gewöhnlichen Branntweinen beigemischt, das sogenannte Fuseln desselben bedingt, den Namen **Fuselöl** erhalten, und unter diesem Artikel soll sie ihrer wahrscheinlichen Entstehung und ihrem, je nach der Natur der in Gährung versetzten Substanzen, verschiedenen Charakter nach beschrieben, hier aber von der Art und Weise, wie sie aus den Branntweinen geschieden werden kann, gehandelt werden.

Die Entfernung des Fuselöles wird besonders in dem aus Kartoffeln gewonnenen Branntwein zu bezwecken gesucht, da der Getreidebranntwein, der Franzbranntwein (durch Destillation von Wein oder von in Gährung versetzten Weintrestern), Hefenbranntwein (durch Destillation der Weinhefen erhalten), Rum, Arak, Cognac, Taffia u. s. w. Fuselöle enthalten, welche den Geschmack und Werth dieser Flüssigkeiten bedingen. Sie wird im Allgemeinen auf zwei Weisen bewerkstelligt, nämlich auf mechanischem und auf chemischem Wege, und kann auch für die Entfernung der Fuselöle in den andern weinigen destillirten Flüssigkeiten in Anwendung gebracht werden.

A. Auf mechanischem Wege: 1) Der Branntwein wird zu wiederholten Malen destillirt und das Destillat jedesmal vor der neuen Rectification mit Wasser vermischt; das Fuselöl bleibt bei diesen Operationen nach und nach in dem Wasser zurück, jedoch kann seine Trennung nie vollständig auf diese Weise bewerkstelligt werden. 2) Der Branntwein wird mit Milch vermischt rectificirt und, um das Anbrennen des beim Erhitzen der Milch sich ausscheidenden Käsestoffes zu vermeiden, zugleich etwas Stroh in den Destillirapparat gegeben. Dieses Verfahren, den Branntwein zu entfuseln, wird schon seit langen Zeiten von verschiedenen Liqueurfabrikanten benutzt, und ist in neuern Zeiten von Meurer (s. Pharmac. Centralbl. 1832. S. 794), Cadet de Vaux (s. **Dingler's** Polytechn. Journ. XVI, 59) und Joß (s. **Schweigger-Seidel's** Jahrb. der Chemie IX, 337) als zweckerfüllend empfohlen worden, womit auch die Erfahrungen des Verfassers stimmen. Die Milch wirkt wahrscheinlich in der Weise, daß sich ihre fetten Theile mit dem Fuselöle vereinigen und der Siedpunkt des letztern dadurch erhöht wird. 3) Das sicherste Mittel zur Entfernung des Fuselöles aus dem Branntwein ist die vegetabilische Kohle, statt deren wol auch thierische oder mineralische Kohlen, aber mit minder gutem Erfolg, angewendet werden. Diese, am zweckmäßigsten Lindenkohle, wird vor dem Gebrauche nochmals ausgeglüht und in einem verschlossenen Gefäße der Erkaltung überlassen, und kann dann auf zweierlei Weise zur Reinigung des Branntweins benutzt werden. In dem einen Falle werden die Kohlen mittels einer Maschine in möglichst gleichgroße Stücke zerbrochen, der Staub abgesiebt und jene in ein cylindrisches, kupfernes Gefäß gebracht, welches oben und unten mit einem durchlöcherten Boden versehen und so zwischen dem Destillir- und Kühlgefäß aufgestellt ist, daß der Weingeistdunst aus dem Destillirgefäße von Unten nach Oben durch die Kohlen steigt. Eine zweimalige Rectification des Weingeistes und Durchstreichen durch die Kohlen, von welchen auf 100 Quart Branntwein ungefähr 6—10 Pfund erfoderlich sind, und welche zweimal zur Reinigung derselben Quantität Branntwein benutzt werden können, ist hinreichend, um das Fuselöl vollkommen aus dem Weingeiste zu entfernen und denselben auch auf dem Lager fuselfrei zu erhalten. — In dem andern Falle wird die ausgeglühte Kohle in das feinste Pulver gebracht, 6—10 Pf. von diesem auf 100 Quart Branntwein, welcher in einem geräumigen, mit einer Flügelwelle versehenen Fasse befindlich ist, gegeben und dann durch Umdrehung der Flügelwelle innigst vermengt, worauf der Branntwein der Ruhe überlassen und nach dem Klarwerden abgezogen und destillirt wird. Würde man die Kohlen zugleich mit in das Destillirgefäß bringen, so würde das von diesen angezogene Fuselöl in der Wärme sich ebenfalls großentheils wieder mit dem Weingeistdampfe verflüchtigen. Nach **Lüdersdorf** sind auf 1 Quart Kartoffelspiritus von 80% Tr.

Fichtenkohle (Meilerkohle) $3\frac{5}{8}$ Loth
Elsenkohle . . . . 5 ＂

und dieser mit $\frac{1}{2}$ Quart Wasser vermischt.

Fichtenkohle (Meilerkohle) $1\frac{7}{8}$ Loth
Fichtenkohle, durch offenes Verbrennen erhalten . $2\frac{1}{8}$ ＂
Lindenkohle . . . . $1\frac{3}{8}$ ＂
Birkenkohle . . . . $2\frac{5}{8}$ ＂
Weidenkohle . . . . $3\frac{7}{8}$ ＂
Elsenkohle . . . . $4\frac{1}{8}$ ＂
Eichenkohle . . . . $4\frac{3}{8}$ ＂
Knochenkohle . . . . 10 ＂

und Getreidespiritus von 80% Tr.

Fichtenkohle (Meilerkohle) $2\frac{3}{4}$ Loth
Birkenkohle . . . . $3\frac{3}{4}$ ＂
Eichenkohle . . . . 8 ＂
Lindenkohle . . . . $2\frac{1}{4}$ ＂
Weidenkohle . . . . 5 ＂
Elsenkohle . . . . $3\frac{3}{4}$ ＂
Knochenkohle . . . . 14 ＂

nothwendig, um denselben vollkommen zu entfuseln. Die Kohle wirkt hier, vermöge ihrer Eigenschaft, riechende und schmeckende Substanzen anzuziehen; der durch Kohle gereinigte Branntwein nimmt den Geruch nach bittern Mandeln an, indem er etwas Blausäure aus den Kohlen aufnimmt; dieser Geruch soll sich besonders stark zeigen, wenn man den Branntwein vor der Rectification über Kohlen mit etwas Salpetersäure vermischt.

B. Auf chemischem Wege: 1) Der fuselige Branntwein wird mit concentrirten Säuren, wie Schwefelsäure, Salpetersäure, Essigsäure, oder essigsaure Salze mit Schwefelsäure, vermischt, wodurch das Fuselöl aber nur zum Theil zersetzt wird; wird der Branntwein vor der Destillation nicht mit irgend einem Alkali gesättigt, so greift er nicht allein die Blasen an, sondern es bildet sich auch

in ihm eine gewisse Menge Äther. 2) Durch Behandlung des Branntweins mit reinen, noch besser mit kohlensauren Alkalien läßt sich das Fuselöl größtentheils entfernen; es wird durch die Einwirkung der Alkalien entmischt und verseift. 3) Diejenige Substanz, welche das Fuselöl am kräftigsten zerstört, ist der Chlorkalk; dieser ist in der neuern Zeit besonders empfohlen worden; da er aber nicht allein das Fuselöl zerstört und sich der Kalk mit den vorhandenen Fettsäuren verbindet, sondern auch einen Theil des Alkohols zersetzt, und dabei Producte bildet, welche dem unzersetzten Branntwein beigemischt, demselben einen nichts weniger als angenehmen Geschmack mittheilen, so wird die Reinigung des Branntweins durch Kohle nicht von der durch Chlorkalk verdrängt werden. Ein durch Chlorkalk gereinigter Alkohol eignet sich nicht einmal zur Verwendung als Politur, da er Chlorverbindungen enthält, welche beim Eintrocknen der Politur an Luft und Licht zersetzt werden und dann den Glanz derselben zerstören. 4) In neuester Zeit ist von Hühnefeld das mangansaure Kali, bereitet durch Schmelzen von 1 Theil gepulvertem Braunstein und 3 Theilen Salpeter, bis die Masse grün geworden ist, zur Zerstörung des Fuselöles in dem Branntwein vorgeschlagen worden; es erfüllt gewiß seinen Zweck recht gut, aber es wirkt, wie der Chlorkalk, ebenfalls auf Alkohol zersetzend.

Um zu prüfen, ob ein Branntwein oder Weingeist frei von Fusel ist, reibt man ihn zwischen den Händen, oder gießt ihn auf ein Uhrglas zur Verdunstung, oder gießt ihn auf warmes Wasser, wo in den beiden ersten Fällen der Fuselgeruch sich nach einigen Secunden, im letzten Falle augenblicklich erkennen läßt. Auch gibt sich die Gegenwart von Fuselöl kund, wenn man den Weingeist mit Wasser verdünnt, wobei es auf der Oberfläche opalisirend wird, indem sich das Fuselöl abscheidet. Meurer verwendet die Auflösung des salpetersauren Silberoxydes zur Erkennung des Fuselöles im Weingeist, welcher in diesem Falle eine mehr oder weniger rothbraune Färbung durch jenes Agens erhält, die bei geringen Mengen oft erst nach einer Stunde eintritt. Da aber andere organische Substanzen, wie Zucker, ätherische Öle, Farbstoffe u. s. w., dieselbe Färbung bedingen, so ist dieses Reagens doch nicht so zuverlässig, als zu wünschen wäre. *(Döbereiner.)*

Entgegengesetzte, negative Grössen, s. Grössen.

Enthalt, s. Burg.

ENTHAUPTUNG, das Enthaupten, statt des Gemeinern: das Köpfen, Strafe des Schwertes und Schwertstrafe (im weitern Sinne), Abschlagen des Kopfes, Hauptabschlagen, lat. *decollatio* (daher das Französische: *la décollation*, das Englische: *the decollation*, auch im Teutschen Decollirung), *decapitatio* (davon decapitiren, fälschlich decaputiren), *poena gladii* (im weitern Sinne) im guten Latein: *capitis s. cervicis amputatio* (securi, gladio percutere, animadvertere), im Mönchslatein: *cervicatio*, im Altteutschen: Haubeten (haupten, dem neuteutschen: köpfen, entsprechend), inthalsen (enthalsen)[1]), im Oberteutschen: Abköpfen[2]), ist diejenige einfache Todesstrafe, bei welcher durch Trennung des Hauptes vom Rumpfe der Verbrecher des Lebens beraubt wird[3]). Der Versuch einiger Teutschpuristen, statt der Benennung der bekannten grammatischen Figur, aphaeresis (ἀφαίρεσις) das teutsche Enthauptung einführen zu wollen, ist wegen seiner Lächerlichkeit nicht gelungen. Die Ansicht der Rechtslehrer[4]), welche[5]) unter der römischen poena gladii die damnatio ad ludos gladiatorios verstehen wollen, wird durch ein ausdrückliches römisches Gesetz[6]) ebenso widerlegt und ist einerseits ebenso zu beschränkt, als die Ansicht derer zu ausgedehnt ist, welche, verführt durch den Gebrauch des Schwerts, als Symbol des Rechts über Leben und Tod, unter poena gladii jede Art der Hinrichtung verstehen wollen[7]), während sie nur, und zwar nur zuweilen, jede Art der Enthauptung bezeichnet[8]).

Wenn nämlich dieselbe jetzt auch nur auf dreierlei Art, mit dem Schwerte, Beile, oder Fallbeile, zu geschehen pflegt, so lehrt uns doch die Geschichte, daß es in früherer Zeit noch andere Arten derselben gab. Den rohesten Zeiten teutscher Grausamkeit gehört 1) die Abährung (Abackerung) des Halses mit einem Pfluge an, eine Strafe derer, die heimlich Grenz- oder Marksteine ausgegraben, oder sonst geändert haben. „Wo einer Marksteine ausgräbet, den soll man in die Erde graben, bis

1) Adelung's Wörterbuch u. d. W. Enthaupten.

2) Krünitz, Ökonomisch-technologische Encyklopädie. 44. Th. (Berlin 1796) u. d. W. Köpfen, S. 220. 3) Stelzer, Grundsätze des peinlichen Rechts. 1. Th. Cap. 8. §. 60. Wie die Ältern zu definiren pflegten, davon ein Beispiel in Schultze (praeside *Heinrici*, unter welchem Namen diese Dissertation immer allegirt wird), De poena decollationis (Lipsiae 1680). §. 4. 4) z. B. Westphal, Criminalrecht (Leipzig 1785). S. 100. 5) Veranlaßt durch fr. 1, besonders §. 3. D. de abigeis (XLVII, 14), dessen Auslegung jedoch noch sehr zweifelhaft, gewiß nur auf jenen Fall zu beschränken ist. 6) fr. 8. §. 1. D. de poenis (XLVIII, 19). 7) Böhmer, Über die Wahl der Todesstrafen; im Neuen Archiv des Criminalrechts. (4. Bd. 1. und 3. St. 5. Bd. 4. St. 6. Bd. 1. St.) 5. Bd. 4. St. Nr. XXIV. Not. 136. S. 577 und Not. 178. S. 601. 8) c. 6. C. ad Leg. Jul. majest. (IX, 8.) Die Literatur über die Enthauptung, soweit nicht die Schriften zu einzelnen Ausführungen dieses Artikels besonders angeführt werden, findet sich in Salchow, Lehrbuch des peinlichen Rechts. §. 141. Not. *). Bauer, Lehrbuch des Strafrechts (Göttingen 1833). §. 110 (103). Not. c. Kappler, Handbuch der Literatur des Criminalrechts. S. 411 fg. In Betreff der so merkwürdigen physiologischen Punkte bei dieser Strafe ist die Literatur sehr vollständig zusammengestellt von Phöbus, Über die Todesstrafe der Enthauptung, in Hitzig, Annalen der teutschen und ausländischen Criminalrechtspflege. Neue Folge. 5. Bd. 1. Heft. (Berlin 1835.) S. 191. Nur folgender akademischer Schriften gedenken wir besonders, die wir nicht haben zu Gesicht bekommen können: *Heyne*, Progr. cur virgis caesi romano more, qui mox securi percutiendi essent (Göttingae 1784). *Schulz*, De gladii poena (Rint. 1665). Häufig findet man, wiewol immer ohne Angabe des Ortes und Jahres der Herausgabe, eine angebliche Dissertation von *Heineccius*, De poena decollationis, citirt. Bei der Gleichheit des Titels mit der schon angeführten Heinrici'schen Dissertation (s. o. Not. 3), bei dem Mangel der Nachrichten über das Erscheinen derselben, und weil wir sie unter den Verzeichnissen der Heineccius'schen Schriften (z. B. bei Stepf, Galerie aller juridischen Autoren. 4. Bd. [Leipzig 1825.] S. 99) nicht finden, halten wir dies Allegat für eine Verwechselung mit der gedachten Heinrici'schen Dissertation.

an den Hals, und soll dann nehmen vier Pferde, die des ackern nicht gewohnet sind, und einen Pflug, der neu ist, und sollen die Pferde nicht mehr gezogen, und der Enke, i. e. Agaso oder Treiber nicht mehr geähren, und der Pflughalter nicht mehr den Pflug gehalten haben, und ihm nach den Halse ähren, bis so lange er ihm den Hals abgeahren hat"[9]). Ob je 2) die Hinrichtung mit dem Messer irgendwo eine gesetzliche Strafart gewesen sei, erscheint sehr zweifelhaft; noch zweifelhafter, ob mit dem Messer blos die Gurgel oder auch der Hals abgeschnitten worden ist. Denn was der sehr unglaubwürdige[10]) Döpler von dieser Hinrichtungsart in einem Königreiche Norsingen (?), in Spanien und Virginien, sowie unter Papst Pius IV. in Calabrien erzählt[11]), bedarf unstreitig der kritischen Sichtung sehr. Viel klarer scheint aus einer Stelle des Plutarch[12]) hervorzugehen, daß in Persien in frühern Zeiten die wirkliche Enthauptung mit dem Rasirmesser (ξυρός) vollzogen wurde[13]). Die gewöhnlichste Enthauptungsart ist

3) die Enthauptung mit dem Schwerte (poena gladii in sensu stricto). In den Landen, wo diese Art der Enthauptung (im guten Latein auch animadversio im engern Sinne, gladio animadvertere) gewöhnlich ist[14]), lautet daher auch in der Regel, die der Vorschrift des gemeinen Rechtes[15]) entsprechende Formel, womit auf die Enthauptung erkannt wird: Daß N. N. mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu richten und zu strafen ist[16]). Die Hinrichtung geschah in Teutschlands frühesten Zeiten durch einen der untersten Schöppen des Gerichts und geschieht jetzt durch den Scharfrichter selbst, nicht durch einen seiner Gehilfen, weil man nach der frühern Ansicht nur Erstern für ehrlich, seine Leute aber für anrüchig hielt, und die Schwertstrafe zu den nicht entehrenden gerechnet wird. Das in Teutschland dazu gebräuchliche Richtschwert ist ein zweischneidiges, gerades, gegen zwei Ellen langes, 2—3 Zoll breites, gegen die Spitze etwas schmaler zulaufendes Schwert mit einem geraden Griffe, zwischen welchem und der Scheide ein Quereisen befindlich ist. Gewöhnlich wird die Execution auf einer besonders dazu hergerichteten Bühne, Blutbühne, Schaffot, Chavot (franz. échafaud) vollzogen, oder auf einer für immer dazu bestimmten kreisförmigen Erhöhung (Rabenstein) auf einem freien Platze (Richtplatz), um welche ein Kreis von der zu Handhabung polizeilicher Ordnung commandirten Mannschaft geschlossen ist. Der Delinquent kniet auf einem aufgeschütteten Sandhaufen, oder sitzt auf einem Stuhle (Richtstuhl), und es werden ihm zuvörderst die Augen von einem Gehilfen des Scharfrichters verbunden, wenn er dies nicht verbeten hat, der Hals und die Schultern werden entblößt, und der Kopf wird an den Haaren, oder, besonders wenn der Delinquent kein langes Haupthaar hat, an einem dazu eigens verfertigten sogenannten Zaum, von einem Gehilfen des Scharfrichters in die Höhe gehalten. Dann wird durch den Scharfrichter selbst von hinten der Kopf vom Rumpfe in der Maße getrennt, daß das, bis dahin von einem andern Scharfrichter unter einem Mantel verborgene Schwert mit beiden Händen gefaßt, aus der Scheide gezogen, an derjenigen Stelle, wo die Schwerkraft desselben am meisten concentrirt ist (gewöhnlich 2—3 Zoll unter dem Eingelegten) mit einem starken Schlage auf den Nacken aufgesetzt und schnell so gezogen wird, daß die Enthauptung mehr durch Abschneiden, als Abhacken, daß sie durch Abhauen geschieht[17]). Zuweilen hat auch der exequirende Scharfrichter vorher das Schwert selbst unter dem Mantel und läßt diesen bei der Execution fallen. Der Leichnam wird sodann in einen dazu in Bereitschaft gehaltenen Sarg gelegt, wenn nicht die Schärfung der Flechtung des Körpers auf das Rad, der Aufnagelung des Kopfes auf den Pfahl, oder der Verbrennung des Leichnams erkannt ist, wodurch die außerdem, wie gedacht, nicht als entehrend angesehene Strafe des Schwertes den Charakter einer entehrenden annimmt. Es wird hierauf der Leichnam zuweilen auf dem gewöhnlichen Gottesacker, zuweilen an einem abgesonderten Orte desselben, jedoch jederzeit in der Stille, ohne weitere kirchliche Ceremonien, begraben, oder, wie gewöhnlich in Großbritannien, den Angehörigen des Hingerichteten zur Beerdigung übergeben. Ist diesem ein ehrliches Begräbniß im Urthel aberkannt, wo dieselbe Folge wie bei den eben bemerkten Schärfungen eintritt, so wird er auf der Richtstätte, unter dem Galgen ꝛc. begraben. In vielen Landen[18]) wird der Leichnam auf die Anatomie, Behufes des Zergliederungsunterrichts, abgeliefert[19]). In China wird die Schwertstrafe durch einen Soldaten in der Regel verrichtet, der, wenn er in seinem Geschäfte sehr geschickt ist, in großen Ehren steht und bei der Hinrichtung eine Binde und Schwertscheide von gelber Seide, der kaiserlichen Leibfarbe, trägt. Dem Delinquenten sind die Hähde auf den Rücken gebunden und er wird von einem Manne so gehalten, daß er sich nicht rühren kann, während der Hinrichtende ihm den Kopf abschlägt und ihn (angeblich?) so geschickt auf den Rücken legt, „daß nicht ein Tropfen Blut auf seine Kleider fällt," die ihm zu der Execution die Seinigen gewöhnlich neu machen las-

9) *Jacobi Döpleri* Theatri poenarum, oder Schauplatzes derer Leibes- und Lebensstrafen anderer Theil (Leipzig 1697). Cap. XIII. p. 271. 10) Man vergl. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts vor §. 142 (167). Martin, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 86. Not. 9. Wächter, Lehrbuch des Strafrechts vor §. 97. 11) a. a. O. Cap. 1. S. 1 fg. 12) Artaxerx. cap. 29. 13) Böhmer a. a. O. S. 580. 14) z. B. im Königreiche Sachsen, s. Verordnung zur Ausführung einiger Bestimmungen des Criminalgesetzbuchs vom 27. April 1838. §. I. im Gesetz- und Verordnungsbl. dieses Jahres. 11. St. Nr. 52. S. 376. 15) C. C. C. art. 192. §. 2. 16) Hommel, Teutscher Flavius, u. d. W. Schwert I.

17) Grolman, Bibliothek für die peinliche Rechtswissenschaft und Gesetzkunde. 1. Th. 1. St. C. Miscellen. Nr. III.: Die Guillotine, verglichen mit andern, zu Bewirkung der Todesstrafe gebräuchlichen Instrumenten. S. 393. 18) z. B. im Königreiche Sachsen (vergl. Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. §. 6. im Gesetz- und Verordnungsbl. von 1838. S. 115), im Herzogthume Sachsen-Altenburg (vergl. Erste Beil. Samml. zur altenburgischen Landesordnung S. 117. Dritte Sammlung S. 475. Nachtrag dazu S. 158) u. s. w. 19) Über alles dies vergl. *Heils*, Judex et defensor. Cap. VI. §. LXIX. num. I. Stelzer a. a. O.

sen. In China erhalten die Enthaupteten kein ehrliches Begräbniß, sondern werden in den nächsten Graben geworfen[20]). Auch bei den Birmanen ist die Schwertstrafe, und zwar vorzüglich für Mord gebräuchlich. Ist der Ermordete ein Mann von hohem Range, so muß die ganze Familie des Mörders die Schwertstrafe mit leiden, damit, wie die Birmanen sagen, die Kinder des Verbrechers den Tod des Vaters nicht rächen können[21]). Ob die Schwertstrafe bei den Israeliten zur frühern Zeit des Bestehens ihres großen Reichs üblich war, ist höchst streitig[22]). Die jüdische Schwertstrafe, deren übrigens nur Ein Mal in der Bibel als einer ägyptischen Todesart gedacht wird, war ganz verschieden von der unsrigen. Mit dem Schwerte wurde nicht der Kopf abgehauen, sondern der Jude, der Blutrache wegen seines Verwandten nehmen wollte, konnte sich des Schwertes dazu bedienen, wie er wollte, und dem Mörder auf jede ihm beliebige Art damit das Leben nehmen. Das Abhauen des Kopfes geschah vorzüglich am Leichname nach vorher auf andere Art bewirkter Umbringung des Menschen[23]). Ebenso bestand die Gewohnheit in Persien neben der des Köpfens lebendiger Personen. Die Abhauung des Kopfes nach erfolgter Hinrichtung durch den Strang hat man unter neuern Völkern selten gefunden. Bekannt ist nur ein Fall vom J. 1724, wo diese Strafe in Mailand auf Erkenntniß des dasigen Senats angewendet wurde[24]). Erst in den spätern Zeiten des jüdischen Reichs, nach Unterjochung der Juden durch die Römer, nahmen sie den Gebrauch des Köpfens mit dem Schwerte von jenen an, wie dies aus der Enthauptung Johannes des Täufers hervorgeht. Bei den Ägyptern hatte man diese Strafe unstreitig. Bei den Römern geschah in den ältesten Zeiten die Hinrichtung durch Ruthenhiebe bis zum Tode. Man vermuthet, daß man späterhin diese grausame Marter durch das Beil beendigt habe, und so veränderte sich endlich die ganze Hinrichtungsart in die Enthauptung mittels des Beiles durch einen Lictor nach vorheriger Peitschung mit Ruthen[25]). Diese Letztere blieb in der Folge auch weg. An die Stelle dieser geschärften Beilhinrichtung trat die Strafe des Säckens (poena cullei) und das Beil wich endlich dem Schwerte[26]). Zu welcher Zeit dies geschehen und ob schon in den Zeiten der römischen Republik das Schwert neben dem Beile angewendet wurde, ist ungewiß. Der häufige Gebrauch des Schwertes neben dem Beile kommt erst unter den Kaisern vor; ja es ist mehr als wahrscheinlich, daß zu den Zeiten der wahren Freiheit der Republik das Schwert als Strafmittel ganz unbekannt war[27]). Dasselbe trat endlich durch einen in Justinian's Gesetzbuch aufgenommenen Ausspruch Ulpian's[28]) ganz an die Stelle des Beiles, und es wurde die Schwertstrafe von einer in besondern Schulen als Nachrichter unterrichteten[29]) Abtheilung der kaiserlichen Leibwache (speculatores) executirt. Die künstliche Form derselben soll folgende gewesen sein: „Man grub auf dem ersten besten Acker (proximo in agro) eine Grube (scrobam) von einer bestimmten Tiefe und Weite (non humilem et angustam). In dieses offene, von Soldaten umstellte Grab stieg der Hinzurichtende hernieder und streckte dann sein Haupt in die Höhe (protendere cervicem), das hierauf der Vollzieher, je nachdem er glücklich, unglücklich oder boshaft war, mit einem oder mehren Hieben vom Rumpfe sonderte." Dies Letztere geschah absichtlich unter Caligula auf dessen Befehl, auch unter dem Nero, mit kleinen, oft wiederholten Streichen. Die Executirung der Enthauptung durch das Militair aber führte ganz natürlicherweise zu der bereits erwähnten gänzlichen Verdrängung des Beiles durch das Schwert. Fassen wir alles über diesen Gegenstand Bekannte zusammen, so müssen wir der Meinung eines ausgezeichneten Schriftstellers[30]) beitreten, der in seiner diesem Gegenstande eigens gewidmeten Abhandlung die Behauptungen ausführt, daß zur Zeit der freien Republik blos durch das Beil, unter den Kaisern zugleich durch Beil und Schwert, seit den Zeiten des Alexander Severus blos durch das Schwert die Enthauptung bewirkt worden sei. In **Teutschlands** frühern Zeiten geschah die Hinrichtung sowol mit dem Beil, als mit dem Schwerte. Schon seit den Zeiten der Karolinger scheint die letztere Hinrichtungsart bekannt gewesen zu sein, und wenn auch frühere Hinrichtungen, z. B. die des heiligen Bonifacius, rücksichtlich des dabei angewendeten Instrumentes die Sache im Unklaren lassen, so finden sich wenigstens bestimmte Beispiele dieser Hinrichtungsart im 13. und 14. Jahrh.[31]), in welche Zeit unter Andern auch die an teutschen Fürsten, wenngleich in Neapel, vollstreckte und daher ganz gewiß in ganz Teutschland bekannt gewordene Hinrichtung Konradin's von Schwaben und Friedrich's von Österreich auf Befehl Karl's von Anjou fällt[32]), welche übrigens mit einer Art von Fallbeil vorgenommen worden sein soll. Durch die Einführung des römischen Rechtes wurde natürlicherweise diese Hinrichtungsweise in Teutschland immer allgemeiner, bis endlich durch die Pein-

20) Krünitz a. a. O. 21) Friedenberg, Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Mai 1836. Nr. 4. Notizen über die Küste von Tenasserim. S. 93. 22) Die Gründe für und wider s. bei Böhmer, dem wir bei gegenwärtiger Darstellung vorzüglich gefolgt sind, a. a. O. S. 578 fg. 23) Krünitz a. a. O. S. 220. 24) Dieser Fall gab Veranlassung zu der Dissertation von *Treiber*, De poena gladii post suspendium (Halae Magdeb. 1750). 25) Conf. *Heyne* not. 8 cit. S. 66 und Krünitz a. a. O. S. 221. 26) *Rivinus*, De poena gladii ex legibus romanis (Lipsiae 1727). *Schlosser*, De usu gladii in suppliciis apud Romanos (Francof. ad Moenum 1769), in *Plittii* Analectis juris criminalis (Francof. et Lips. 1791). p. 1. *Bechmann* (nicht, wie man ihn gewöhnlich allegirt findet, *Beckmann*), De delictis poena gladii coercendis (Jenae 1677).

27) Böhmer a. a. O. Not. 164. S. 592 und 593. v. Quistorp, Grundsätze des peinlichen Rechts. 1. Th. §. 73. Not. h. 28) fr. 8. §. 1. D. de poenis (XLVIII, 19): Vita adimitur, ut puta si damnatur aliquis, ut gladio in eum animadvertatur. Sed animadverti gladio oportet, non securi vel telo, vel fusti, vel laqueo, vel quo alio modo. Vergl. oben S. 66. 29) Böhmer a. a. O. Not. 173. S. 598 erinnert bei der eben im Texte wörtlich aus jener Note ausgezogenen Hinrichtungsbeschreibung an die Worte Lucan's in Bezug auf die Hinrichtung des Pompejus auf Befehl des Ptolemäus: Nondum artis erat, caput ense rotare. 30) *Schlosser* loco citato p. 6 seq. Krünitz a. a. O. S. 221. 31) Böhmer a. a. O. im Archiv. 4. Bd. 3. St. Nr. XV. Not. 55. S. 353 und im 5. Bd. 4. St. Nr. XXIV. S. 604. 32) Ebendas. S. 603.

liche Grichtsordnung Kaiser Karl's V.[33]) sie reichsgesetzliche Kraft erhielt, sodaß, wiewol unter ziemlich willkürlicher Beziehung auf ein römisches Gesetz[34]), man immer da die Hinrichtung mit dem Schwerte versteht, wo die Peinl. Gerichtsordnung unbestimmt der Todesstrafe erwähnt[35]). Jetzt ist sie in Teutschland, mit Ausschluß Preußens[36]) und Holsteins[37]), wo das Beil, ingleichen der Rheinprovinzen, wo die Guillotine angewendet wird, die allgemeinste Enthauptungsart. Im ältern Dänemark war das Schwert die einzige Todesstrafe, die jetzt dem Beile gewichen ist. In Frankreich waren beide Enthauptungsarten früherhin gewöhnlich, das Beil ein Vorzug des Adels; bekanntlich ist dieses Land seit der Revolution der Hauptschauplatz der Guillotine. England kannte, soviel man weiß, nie das Schwert als Strafe[38]), dagegen ist es in der Türkei noch üblich. Nicht unerwähnt kann die dem neuern amerikanischen Lynchgesetze nicht unähnliche, in Teutschland nur bei Enthauptung mit dem Schwerte vorgekommene, hier aus den Zeiten des Faustrechts herrührende[39]), in Rom jedoch bei verunglückten Hinrichtungen mit dem Beile auch schon bekannte[40]) Gewohnheit bleiben, nach welcher sich das Volk in Fällen, wo der Scharfrichter nicht mit Einem Hiebe den Maleficanten tödtet, der Bestrafung des Scharfrichters durch Steinigen ꝛc. anmaßt, welche Bestrafung häufig mit dem Tode des Scharfrichters geendigt hat. Schon die Peinl. Gerichtsordnung[41]) deutet darauf durch die Anordnung hin, daß der Richter dem Scharfrichter vor der Hinrichtung ein sicheres Geleit ausrufen lassen soll. Die Zahl der Fälle ist freilich nicht ganz gering, in denen schon die Hinrichtung mit dem Schwerte soweit mislungen ist, daß mehre Male hat gehauen werden müssen, um den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Der schon oft angeführte Böhmer[42]) zählt 22 authentische Beispiele[42a]) und ein vom Hörensagen nacherzähltes solcher unglücklichen Hinrichtungen auf, wo, soweit die authentischen Beispiele reichen, bis zu fünf Streichen zur Erreichung obigen Zweckes haben geführt werden müssen. Das nur von Hörensagen nacherzählte Beispiel aus Volhynien ist das einzige, wo sogar sieben Streiche dazu erfoderlich gewesen sein sollen[43]). Allein eine authentisch erwiesene Execution dieser letztern Art fand auch am 9. Jan. 1776 zu Gotha statt, wo Katharine Elisabethe Trotz, wegen an ihrem achtjährigen Sohne begangenen Giftmordes, nach den Worten des diesfallsigen Gerichtsprotokolls, durch den vor Andern vorgezogenen und daher besonders verschriebenen „Scharfrichter Meister Messing von Ohrdruff, mit sieben recht unglücklicher Schwerthiebe enthauptet, mithin elendiglich und zum äußersten Abscheu derer Zuschauer, vom Leben zum Tode gebracht ꝛc." worden ist[44]). Böhmer erzählt[45]) neun ähnliche Vorfälle, bei welchen das Volk Rache am Scharfrichter genommen hat, unter denen wol der interessanteste die Hinrichtung des Regierungsbeamten Hiereslaus zu Wien im J. 1485 auf Befehl des Königs, Matthias Corvinus von Ungarn, ist, welcher Erstere an einem vom Scharfrichter, statt der Abhauung des Kopfes, in die Schulter erhaltenen Hiebe verblutete. Der schrecklichste dieser Fälle ist die Ermordung von fünf Scharfrichtern zu Anfange des 16. Jahrh. in Zieritz auf ähnliche Veranlassung, der neueste die verunglückte Hinrichtung mit dem Schwerte in einem teutschen Bundesstaate im J. 1820 oder 1821[46]). Bei diesem letztern Vorfalle mußte die Obrigkeit mit gewaffneter Macht den Ausbrüchen der Volkswuth begegnen. Ob dies derselbe Fall sei, von dem mehre Abgeordnete der hanover'schen Stände, als Augenzeugen, sprachen, wo der Mann erst mit fünf Hieben habe getödtet werden können, der Kopf aber im Sande habe abgesäbelt werden müssen, die Frau hingegen, die sich nun einen andern Scharfrichter erbeten habe, doch erst mit drei Hieben getödtet worden sei, sodaß mehre Zuschauer hätten fortgetragen werden müssen[47]), wissen wir nicht. Allein auch in dem oben erzählten gotha'schen Falle hat, sicherem Vernehmen nach[48]), der Justizamtmann den Scharfrichter unter seinem Mantel in seine Wohnung mitgenommen, um ihn den Mishandlungen des auf ihn eindringenden Volkes zu entziehen. So gewiß dieses Beginnen des Volkes im höchsten Grade unerlaubt und strafbar, daher häufig, besonders wenn der Tod des Scharfrichters die Folge davon wurde, die Veranlassung bedeutender Criminaluntersuchungen gegen die Thäter war[49]); so gewiß muß die Gesetzgebung den Veranlassungen zu solchen, dennoch in der vermeinten Volksberechtigung eines gewissen Stützpunktes sich erfreuenden Excessen entgegenarbeiten. Dazu kommt, daß auch der ohnehin mit den Hinrichtungen so häufig getriebene Aberglaube durch die unglücklichen Schwerthinrichtungen noch befördert wird. Denn die Scharfrichter suchen gegen den sie verfolgenden oder schon vor der Hinrichtung für den eintretenden Fall bereit stehenden[50]) Haufen sich durch solche Entschuldigungen bezüglich im Voraus zu rechtfertigen, welche diesem zusagen. Dahin ge-

33) Art. 119. 126. 137 und 192. §. 2. 34) fr. 70. D. d. Reg. Jur. (L. 17.) 35) *Böhmer* ad C. C. C. art. 192. §. 2. v. Quistorp a. a. O. §. 73. Not. h. 36) Nach der Cabinetsordre vom 19. Juni 1811. Vergl. Heffter, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 128. Not. 6. Salchow a. a. O. §. 141. Not. *). 37) Nach der Circularverfügung vom 30. März 1779. Vergl. Salchow und Heffter a. a. O. Kramer, Versuch einer systematischen Darstellung des peinlichen Rechts (Schleswig 1798). §. 44. 38) Böhmer in der Abhandlung im Archiv des Criminalrechts a. a. O. S. 588 und 607. 39) *Böhmer* ad C. C. C. art. 97. 40) Krünitz a. a. O. S. 221. 41) Art. 97. 42) In der Abhandlung im Archive des Criminalrechts a. a. O. S. 609—628. 42a) Sollten darunter nicht auch mehre sein, wo, sowie bei der neuesten Hinrichtung in Leipzig am 18. Nov. 1840, zwar mehre Streiche geschahen, aber auf den ersten der Delinquent todt war, da die Halswirbel durchhauen waren? 43) Böhmer a. a. O. S. 628.

44) Mereau, Samml. auserlesener Actenstücke (Jena 1793). S. 59. 61. 62, und besonders 69. 45) a. a. O. S. 618 fg. 46) Böhmer a. a. O. 4. Bd. 1. St. Nr. III. §. 1. S. 56. 47) Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 1. St. S. 117. 48) Obgleich die so eben Not. 44 angezogenen Actenstücke nichts hiervon enthalten, so haben doch glaubhafte, zu jener Zeit lebende, dem damaligen Justizamtmann verwandte und sich sehr für diesen Criminalfall interessirende (vergl. ged. Acten. S. 10) Personen der Familie des Verf. des gegenwärtigen Artikels ihm dies in seiner Jugend wiederholt umständlich erzählt. 49) z. B. in dem unter Nr. 7 von Böhmer a. a. O. 5. Bd. 4. St. S. 620 fg. erzählten Falle. 50) Vergl. Böhmer a. a. O. Nr. 8. S. 621.

hört der Aberglaube, daß anzunehmen sei, der Verbrecher habe so viele todeswürdige Verbrechen begangen, als Streiche zu seiner Hinrichtung erfoderlich gewesen seien[51]); ferner die noch unter dem rohen Pöbel, besonders unter vielen Henkerknechten, und von diesen verbreitete Sage, daß dem Scharfrichter übelwollende Personen, besonders andere Scharfrichter, um die Hinrichtung zu vereiteln, **einen Mann setzen**, d. h. ihm ein solches Glaukoma vormachen könnten, daß er im Augenblicke der Hinrichtung mehre, z. B. drei gleiche Delinquentenköpfe, vor sich sehe, sodaß er, nach welchem er hauen solle, nicht wisse, und daß, wenn er nicht nach dem mittelsten haue, der Hieb verunglücke. Daher pflegt dem exequirenden Scharfrichter für den eintretenden Fall von seinen Collegen das Hauen nach dem mittelsten Kopfe sehr ernsthaft empfohlen zu werden. Es ist wol glaublich, daß mancher noch nicht ganz abgestumpfte Scharfrichter (die Zahl derselben wird bei den immer mehr sich mindernden Hinrichtungen immer größer werden) durch das Imposante der Wichtigkeit der vorseienden Handlung, durch den natürlichen Widerwillen gegen Vollziehung der Handlung, wenn er sich auch vielleicht aus Standesehrgeiz ꝛc. dazu drängt, durch die ihn umgebende Menschenmasse, durch zu viel oder zu wenig genossene Speisen, besonders durch erhitzende Getränke, in eine Art von Fieberzustand verfällt, wo ihm seine Phantasie solche Trugbilder vormalt. Dagegen wird ruhige Vorausüberlegung der ganzen Operation und aller sie begleitenden Umstände, häufige Übung an auf einander gestellten hölzernen Tellern und an Thieren, Mäßigkeit, aber auch nicht Fasten[52]), vor der Execution am besten schützen.

Indessen mag es nicht geleugnet werden, daß jeden Falles

4) **die Enthauptung mit dem Beile**[53]) eine beiweitem sicherere Enthauptungsart ist, doch keineswegs ganz sicher. Die Geschichte erzählt viele Beispiele, besonders aus England, in denen diese Hinrichtung misglückte und nur wiederholte Streiche das Haupt vom Rumpfe zu trennen vermochten. Beispielsweise erwähnen wir der Hinrichtung des Grafen Essex im J. 1601, welcher erst durch drei, des Lord Wilhelm Russel im J. 1683, welcher, „der gemeinen Sage nach" durch drei oder vier, des Herzogs Jacob von Monmouth im J. 1685, welcher gar durch fünf und selbst der Maria Stuart, im J. 1587, welche erst durch zwei Hiebe mit dem Beile getödtet wurde[54]). Die Hinrichtung auf diese Art geschieht nicht so wie bei dem Schwerte, während der Verbrecher aufrecht steht oder sitzt, sondern indem er den Kopf auf einen Block legt. In der Regel werden ihm in Teutschland die Hände oder der ganze Körper an den Block gebunden oder geschnallt, und es wird auch noch ein Riemen quer über den Kopf weg befestigt, sodaß er den Kopf nicht bewegen kann[55]). Unstreitig war wol das Beil die älteste Art der Hinrichtung, früher von Stein, später von Eisen[56]). So führte, wol nicht ohne Bezug hierauf, der König von Lydien[57]), statt des Scepters, ein Beil, und unter den Griechen wurde dazu bekanntlich das berühmte zweischneidige tenedische Beil angewendet[58]). Wie in Rom das Beil in und außer Gebrauch kam, ergibt sich zum Theil schon aus Obigem (S. 68). Die Execution geschah durch die Lictoren, welche daher den Königen, später den Consuln, Ruthenbündel, aus denen scharfe Beile hervorsahen (fasces), zum Zeichen des Rechts über Leben und Tod, voraus trugen. Wenn auch die Peitschung mit Ruthen vor der Hinrichtung in den spätern Zeiten — die Hinrichtung mit dem Beile war länger als tausend Jahre im Gebrauche — in der Regel wegblieb, so wurden doch sie, vorherige Entblößung und Ausstellung an den Schandpfahl häufig als Schärfungen der Beilstrafe beigefügt. Diese war oft sehr schmerzlich, da der Lictor, wenn er nicht mit **einem** Hiebe den Verurtheilten tödtete, nur noch zwei Mal hauen durfte, der unglückliche Gerichtete so halb todt liegen blieb und höchst schmerzhaft sein Leben aushauchte. Übrigens wurde, selbst nachdem die Enthauptung durch das Schwert, wie wir oben (S. 68) sahen, als gesetzliche Regel aufgestellt war, doch zuweilen das Beil wieder gebraucht. Die berühmtesten Hinrichtungen mit dem Beile in Rom sind die von den Vätern der Verbrecher selbst genehmigten Hinrichtungen der beiden jüngern Brutus und des Titus Manlius, dann die öffentliche Hinrichtung der Volscer zu Antium und der 358 Tarquinier auf dem Markte zu Rom[59]). Bei den alten Teutschen wurde die Hinrichtung mit dem Schwerte für ehrenvoller, als die mit dem Beile, der **Barte**, geachtet[60]); diese bestand noch vor Abfassung der altteutschen Gesetzbücher, kam aber, wie wir oben (S. 68) gesehen haben, durch die Einführung des römischen Rechtes beinahe ganz außer Übung. Von Kaiser Otto dem Großen (geb. 912) erzählt uns die Geschichte eine auf seinen Befehl geschehene Beilhinrichtung[61]). Ebenso beziehen wir uns rücksichtlich dieses Gebrauchs in mehren teutschen Län-

51) Von der oben erwähnten Giftmörderin Trotz, einer allerdings berüchtigten schlechten Person, war allgemein in Gotha das Gerücht verbreitet, sie habe sieben Capitalverbrechen begangen. 52) Der als Sammler historischer Nachrichten über den Egerkreis und als Kunst-, Naturalien- und Curiositätensammler berühmte Scharfrichter Karl zu Eger, welcher als Aufseher über die Kunst- und Naturaliensammlungen Sr. Durchlaucht des Fürsten Metternich zu Königswart in Böhmen vor einigen Jahren starb, pflegte den ihn häufig besuchenden Gelehrten und andern Fremden, wenn er von den durch ihn glücklich bewirkten ziemlich vielen Executionen sprach, zu bemerken, daß er früh vor der Execution nichts als eine Fleischsuppe genieße. 53) Darüber s. **Mascov** in der in nachstehender Not. 58 dieser Seite angez. Stelle. *Böhmer* ad C. C. C. art. 192. §. 2. *Cremani*, De jure criminali. Lib. I. P. II. Cap. VII. §. 6. 54) **Böhmer** in der angez. Abhandlung im Archive a. a. O. S. 585 und 590. **Döpler** a. a. O. Cap. II. Nr. XXXVI. XXXVIII. LI. S. 20. 22. 26. 27.

55) **Krünitz** a. a. O. S. 223. **Stelzer** a. a. O. 56) **Böhmer** a. a. O. S. 581. 57) *Plutarchi* Problem. c. 158. 58) *Mascov*, De bipenni tenedia, in opusc. (Lipsiae 1776.) p. 81 sq. 59) **Döpler** a. a. O. Nr. 24. 25. 26 und 28. S. 14 fg. 60) Das sächsische Weichbild sagt in Bezug auf Könige, die das Leben verwirkt haben: „man soll ꝛc. ihm das Haupt abschlagen mit einer gulden Parten" (cum aureo dolabro, seu bipenni aut securi), und in der sächsischen Glosse zum Weichbild Art. 8. Nr. 16. §. 1 finden sich die Worte: „also ist er nicht würdig der ehrlichen pön des Schwertes." 61) **Böhmer** a. a. O. im Archive. 6. Bd. 1. St. Nr. III. S. 68.

dern, dann in Frankreich und Dänemark auf die eben erwähnte obige Darstellung rücksichtlich des Schwertes. Auch auf Island wird das Beil zur Enthauptung benutzt. Am merkwürdigsten ist seine Anwendung schon seit Jahrhunderten in England. Sie ist da, mit Ausschluß der Hinrichtung wegen Mordes, ein Vorrecht des Adels, statt der gewöhnlichen Strafe des Henkens, welche übrigens ohne Rücksicht des Standes erkannt und das Beil nur durch königliche Gnade bewilligt wird. Die Hinrichtung wird von einem Fleischer verrichtet, den die Familie des Hinzurichtenden gewöhnlich wählt, dem sie dazu ein Beil mit silbernem Hefte zu schenken pflegt und der vor der Hinrichtung den Hinzurichtenden wegen Übernahme dieser Execution um Verzeihung bittet. Die bekanntesten Beilhinrichtungen angesehener Engländer, außer den oben (S. 70) schon bemerkten, sind die des berühmten Kanzlers, Thomas Morus, im J. 1535 unter Heinrich VIII., des Grafen zu Warwick, Johann Dudley, im J. 1553, seines Sohnes, Gilford Dudley, dessen Gemahlin, Johanna Gray, und deren Vaters, Heinrich Gray, im J. 1554, des Vicekönigs von Irland, Thomas Wentworth, Grafen von Staffort, im J. 1640, des Erzbischofs, Wilhelm Laud, im J. 1645, des Königs Karl I. im J. 1649, — diese von einem masquirten Scharfrichter[62]) — des Grafen Derby in demselben Jahre u. s. w. In England existiren übrigens auch, soweit bekannt, die einzigen Beispiele, daß der Strang mit Schärfung der Abhauung des Kopfes mit dem Beile erkannt worden ist. So geschah es im J. 1650 dem Markgrafen Montrose, welcher überdies geviertheilt wurde, und sollte im J. 1681 dem Grafen von Staffort geschehen, welcher lebendig vom Galgen abgenommen, verstümmelt und ihm dann der Kopf mit dem Beile abgeschlagen werden sollte, welches Erkenntniß jedoch Karl II. in die bloße Strafe des Beiles verwandelte. Von außereuropäischen Landen ist blos Japan in Bezug auf seine Hinrichtungen mit dem Beile merkwürdig, wo der Hinzurichtende blos seinen Hals dem Scharfrichter hinstreckt und, sobald ihm der Kopf abgeschlagen ist, von dem umstehenden Militair mit den Säbeln in Stücken gehauen wird[63]). Doch die beiweitem interessanteste Hinrichtung ist

5) **die Enthauptung mit der Guillotine** (dem **Fallbeil**, **Fallschwert**, oder der **Richtmaschine** κατ᾽ ἐξοχὴν)[64]). Mit Unrecht[65]) pflegt man den lyoner Arzt, früher Geistlichen und Professor am irländischen Collegium zu Bordeaux, Jean Baptiste[66]) Guillotin, geboren zu Saintes am 28. Mai 1738, gestorben als geachteter Arzt zu Paris am 26. Mai 1814[67]), den Erfinder dieser Maschine zu nennen. Er verbesserte nur die frühern Maschinen dieser Art in einer höchst bewegten Zeit, in der Zeit der französischen Revolution, wo, leider! Hinrichtungen an der Tagesordnung waren, und da er, aus reiner Menschenliebe, die Veranlassung zur Einführung dieses nachher so gemisbrauchten Hinrichtungsmittels in Frankreich war, so erhielt dasselbe seinen Namen. Erster Erfinder und Zeit der ersten Erfindung der **Richtmaschinen** im weitesten Sinne, im Gegensatze von **Richtinstrumenten**, Beil, Schwert, Messer rc., sind im Dunkel des Mittelalters zu suchen. Irrig ist unstreitig die Behauptung, daß sie eine persische Erfindung wären[68]). Englische Zeitschriften wollten Spuren davon in ihrem Lande 1553 und 1590 gefunden haben[69]). Der bekannte Lichtenberg[70]) aber theilt eine Beschreibung und Abbildung einer solchen Maschine, wie er sie schon in einem, im J. 1514 herausgekommenen, Werke[71]) gefunden hat, mit, wonach sie „aus einem schweren Beil besteht, das, wie der Block einer Ramme, zwischen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt"[72]). In den ältern Zeiten **Teutschlands** wurde diese Maschine von der schweren eichenen Pfoste, an welcher das schneidende Instrument angebracht war, die **Planke**, **Diele**, **Windbrechen-Diele** (Planka, Asser) genannt, und man schreibt daher das teutsche Sprüchwort: „Ehe ich das thäte, wollte ich mir lieber den Kopf mit einer Diele abstoßen lassen." Ein gewisser Wiedemann, Chronikenschreiber der Stadt Schwäbisch-Hall, erwähnt, da er von einer, im J. 1381 geschehenen Hinrichtung erzählt, einer in Hall von ihm selbst gesehenen solchen Maschine, welche ausgesehen habe „wie ein Zwagstuhl[73]) und an beiden Seiten Grundleisten gehabt, auf welchen der Diel, an dessen Ende sich ein wolschneidendes Eisen befand, aufsaß"[74]). In Böhmen

62) **Böhmer** a. a. O. 5. Bd. 4. St. S. 589. 63) Über alles dies vergl. **Böhmer** a. a. O. im Archive. 5. Bd. 4. St. Nr. XXIV. S. 581 fg. und 589 fg. **Krünitz** a. a. O. S. 221 und 226. **Stelzer** a. a. O. **Döpler** a. a. O. Nr. 1. 3. 6. 17. 32—35. 37. 39. 40. 41. 44—46. S. 9 fg. 64) Wegen mehrer anderer teutscher Namen s. diese und folgende Seite. Den Namen dieser Maschine tragen folgende Schriften auf dem Titel und beschäftigen sich vorzüglich mit ihr: *Sömmering* sur le supplice de la Guillotine, im Magazin encyclop. T. III. p. 475 sv. **Böhmer**, Kritische Geschichte der Guillotine (Weimar 1821); auch in dem 9. Bde. 1. St. der Curiositäten. Vergl. die Anzeige über diese Schrift im Neuen Archive des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. Nr. XIV, 4. S. 338. 65) **Abegg**, Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft (Neustadt a. d. O. 1836). §. 125. S. 187. **Henke**, Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik. 1. Th. §. 66. S. 421.

66) So **Grolman** a. a. O. S. 388; hingegen **Böhmer** in der angezogenen Abhandlung im Archive 6. Bd. 1. St. Nr. III. S. 74 nennt ihn „Joseph Ignaz," und die gewöhnlichen Encyklopädien (z. B. **Pierer** 8. Bd. 2. Abth. S. 669 und **Brockhaus** in der 8. Aufl. des Conversationslexikons, 4. Bd. S. 1011, Beide unter dem Namen **Guillotin**) lassen, wahrscheinlich wegen dieser Ungewißheit, die Vornamen ganz weg. 67) So **Böhmer** in der oben Note 7 und nachher öfter angezogenen Abhandl. im Archiv, 6. Bd. 1. St. S. 74, und **Brockhaus** a. a. O.; hingegen **Grolman** a. a. O. läßt ihn am 14. März 1794 mittels seiner eigenen Maschine sterben; endlich **Pierer** a. a. O. sagt nur: „**Es fehlte wenig**, daß er unter ihr nicht selbst als Revolutionsopfer fiel" — und dies dürfte die richtige Lesart, aber auch die Veranlassung der eben angegebenen verschiedenen Sagen sein. 68) **Böhmer** a. a. O. S. 67. 69) **Grolman** a. a. O. 70) In dem Göttinger Taschenkalender für 1795. S. 159. 71) Catalogus Sanctorum et gestorum eorum ex diversis voluminibus collectus etc. a Domino Petro de Natalibus de Venetiis, Dei gratia Episcopo Equilino. Impressum Lugduni per Jacobum Saccon. 72) **Grolman** a. a. O. 73) d. h. Badestuhl. **Döpler** a. a. O. Cap. XII. Nr. III. S. 269 macht einen Zwangstuhl daraus, und aus dem in dieser Stelle gebrauchten Zeitwort zwagen, s. v. a. baden, macht er: zwacken. 74) Wir entneh-

finden wir dies Instrument im 13. Jahrh. (1248)[75]). Nach mehren von Dufresne und Dreyer gesammelten Nachrichten war auch eine solche Maschine in der damals noch teutschen, jetzt niederländischen Stadt Dendermonde im Jahre 1233, dann in Saalfeld im 13., in Schwaben (1381) und in Lübeck (1392) im 14.[76]), in Kärnthen im 15. Jahrh. im Gebrauche. In letztgedachtem Lande war deren Gebrauch ein seit langer Zeit her bestehendes, von den frühern Herzogen anerkanntes Landesprivilegium, um dessen, sowie der andern Landesprivilegien Bestätigung seit dem 15. Jahrh. bei jeder Regierungsveränderung nachgesucht werden mußte[77]). Einen Beweis, wie sehr diese Maschine im 16. Jahrh. bekannt war, liefern die Anachronismen, welche mehre berühmte Künstler des Mittelalters bei Darstellung früherer Hinrichtungen sich zu Schulden kommen lassen, indem sie diese Maschine in die Zeiten der Römer und Griechen versetzen. So der berühmte Lucas Kranach bei einem Holzschnitte, die Hinrichtung des Apostels Matthäus, und Albrecht von Soest in einem über einer Thüre des Rathhauses zu Lüneburg[78]) angebrachten Schnitzwerke, die Hinrichtung des oben (S. 70) erwähnten jüngern Manlius darstellend[79]). Außerhalb Europa sind keine Spuren früherer Maschinen der Art vorhanden. Nur nach Ostindien wurde eine Richtmaschine um die Mitte des 17. Jahrh., wahrscheinlich aus Holland, gebracht, und ist dort seitdem bis jetzt noch üblich[80]). In Europa außerhalb Teutschlands finden wir in Polen und zwar auf einem in der St. Nicolauskirche zu Kalisch geschnitzten hölzernen Täfelchen Spuren vom Gebrauche einer Richtmaschine im Mittelalter[81]), dann eine berühmte Richtmaschine in Italien unter dem Namen Mannaja, zuerst im 16. Jahrh. und überhaupt im Kirchenstaate bei Verbrechern aus den vornehmen Ständen noch in ganz neuerer Zeit gebräuchlich. Sie wird beschrieben als ein Gestelle, 4—5 Fuß hoch, 15 Zoll im Lichten breit, aus zwei, inwendig mit Fugen, in denen ein Querholz läuft, versehenen, 3 □Zoll starken, mittels dreier eingelochten und eingezapften Riegel verbundenen Säulen bestehend. Zwei der Riegel sind an den entgegengesetzten Enden der Säulen, 15 Zoll über dem untersten ist der dritte befestigt, auf welchen der Hinzurichtende knieend den Hals legt. Darauf fällt das, bis auf 1—2 Zoll an den obern Riegel angezogene Querholz herab, das auf der obern Seite mit einem 60—80 Pfund schweren Bleigewichte, an der untern Seite mit einer 9—10 Zoll langen, 6 Zoll breiten Klinge versehen ist[82]). Eine neue Art von Richtmaschine, von einem Doctor Raza angegeben, soll im J. 1797 bei einer Hinrichtung in Mailand gebraucht worden sein. Die italienischen Richtmaschinen haben übrigens wahrscheinlich Veranlassung zu der Benennung der ältern teutschen Richtmaschinen: welsche Falle, Falle, Fallbeil, gegeben[83]). In England hatte man in dem Umfange des Waldes von Hardwick oder Sowerbyshire mit Einschluß von Halifax in 18 Städten und Dörfern seit den Zeiten des grauen Alterthums, namentlich unter der Regierung der Königin Elisabeth und bis zum J. 1650 eine häufig, ja angeblich im Anfange des vorigen Jahrhunderts nicht ganz außer Gebrauch gekommene Richtmaschine, der Galgen (gibbet) genannt, weil, obgleich zum Köpfen bestimmt, sie doch Ähnlichkeit mit dem Galgen hatte[84]). In Schottland wurde diese Maschine durch den Regenten Marton, nach einem in Halifax entnommenen Modell eingeführt, gedachter Regent war aber der erste, der darunter bluten mußte, daher sie dort die Jungfer (maiden) genannt wird. Sie wird jedoch nur bei adeligen Verbrechern angewendet. Krünitz[85]) beschreibt sie ziemlich unvollständig als ein einen Fuß breites, viereckiges Stück Eisen mit scharfer Schneide, welcher gegenüber sich ein Stück Blei von so großem Gewichte befinde, daß zu der Bewegung des Instrumentes Gewalt erfoderlich sei. Dasselbe werde bei der Execution aus einer hölzernen Einfassung von 10 Fuß Höhe herausgenommen (?), in der es „dergestalt liege, daß es ungehindert schießen könne. Sobald das Zeichen gegeben sei, lasse man es frei fallen ꝛc." Der englischen Maschine soll übrigens, nach dem von dem damaligen beständigen Secretair der Akademie der Wundärzte zu Paris, Louis, unter dem 7. März 1792 der Nationalversammlung in Frankreich erstatteten Gutachten, die neuere nach Guillotin's Angaben verbesserte Richtmaschine, Guillotine, nachgebildet sein. Es sind nämlich vor mehr als 300 Jahren in Frankreich erschienene Abbildungen von Richtmaschinen vorhanden. Eine dergleichen unter dem Namen doloire (dolabra) soll noch im J. 1632 bei der Enthauptung des Herzogs von Mont-

---

men dies theils aus Döpler a. a. O., theils aus Grolman a. a. O. S. 388. 389 und 390, theils aus Böhmer a. a. O. S. 68 und 69. Vergl. Kappler a. a. O. S. 413. In diese alle aber scheint die letztgedachte Nachricht übergegangen zu sein aus *Crusius*, Analecta suevica. P. III. Lib. V. c. 13. fol. 352, woraus sie auch wol Gräter in seiner Braga und Hermode, 1. Bd. 2. Abth. (Bragur 4. Bd. 2. Abth.) Nr. VI. S. 57, auf welchen sich Grolman bezieht, entnommen hat.

75) Böhmer a. a. O. S. 68. Kappler a. a. O. S. 414. (Nach *Pez*, Script. rer. Austriac. T. II. p. 1099.) Döpler a. a. O. Nr. IV. S. 270 und die bei diesem letztern allegirten ältern Schriftsteller. 76) Kappler a. a. O. Böhmer a. a. O. S. 69. 77) Kappler und Böhmer a. a. O. 78) Man vergl. hierüber die interessante Nachricht vom Bürgermeister Degen zu Lüneburg, in dem Hanover'schen Magazin von 1821. 31. St., worauf sich in dem Neuen Archive des Criminalrechtes, 5. Bd. 2. St. S. 338, bezogen ist. 79) Böhmer a. a. O. S. 70 und 71. Kappler a. a. O. 80) Böhmer a. a. O. S. 69 und 70. Grolman a. a. O. S. 389. Not. *). In den schon angezogenen Schriften zum Theil, vorzüglich aber in der alten Zeitschrift: Der Weltbürger. 1. Jahrg. 6. St. (Leipzig 1800) finden sich S. 467 fg. Abbildungen alter teutscher Hinrichtungsmaschinen. 81) Kappler a. a. O. und die dort angeführte Zeitschrift: Themis, von Tanneberg. 1. Bd. S. 203.

82) Man beruft sich rücksichtlich des Zeitalters dieser Maschine auf *Guido Panciroli* (welcher 1599 starb), Thesaur. variar. lect. Lib. I. c. 41. Vergl. Neues Archiv des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. S. 339. 83) Über alles dies s. Böhmer a. a. O. S. 67 und 71 und Meiners in der Berliner Monatsschrift, Mai 1784. S. 408—422, im Auszug in Günther und Otto, Leipziger Magazin für Rechtsgelehrte. 1. Bd. 4. St. S. 357. Vergl. Döpler a. a. O. Cap. II. Nr. XXXI. S. 16. 84) Darüber, sowie über Schottland, s. Böhmer a. a. O. S. 72 und 73. 85) a. a. O. S. 226.

morency zu Toulouse gebraucht worden sein[86]). Man meint, daß sie vorzüglich im südlichen Frankreich üblich gewesen, doch auch da bis zu Guillotin's Auftreten in Vergessenheit gerathen sei[87]). Seine Verbesserungen geben den Richtmaschinen insofern einen andern Charakter, als dieselben früher mehr Hackmaschinen waren und jetzt mehr Schneidemaschinen sind. Sonst fiel das Beil senkrecht auf den Hals herunter, faßte alle Fibern desselben nach der Breite auf ein Mal und, nur mit einem kleinen Theile der Schneide wirksam, hackte es den Kopf ab und blieb dann auf dem Klotze liegen. Bei der Guillotine aber ist die Schneide stark gegen den Horizont geneigt, greift Anfangs wenige Fibern des Halses an, bahnt sich so[88]) mit einem beiweitem längern Theile der Schneide den Weg zu dem stärkern Theile des Halses und schneidet also (hackt nicht) diesen so ab, daß die Schneide, wenn dies geschehen ist, zwischen Kopf und Hals herunter fällt, nicht liegen bleibt. Deshalb liegt der Hals bei der Guillotine nicht frei, sondern, damit er sich beim ersten Angriffe nicht bewegen kann, in einer Aushöhlung. Man glaubt darum, daß dies Schneiden, wenn es mit derselben Schnelligkeit, wie das Abhacken geschieht, minder schmerzhaft sei. Denn, heißt es in der schon angezogenen Grolman'schen Bibliothek[89]) „das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und schneidet und klemmt also auch, weil es hackt; die Scheere klemmt und schneidet; die Säge, das schmerzhafteste Werkzeug unter allen, zerreißt durch Drehung und schneidet; nur die Guillotine schneidet allein im eigentlichen Verstande ꝛc." Wie schnell aber dieser Schnitt geschieht, zeigt die amtliche Erklärung, daß in einer Stunde 33 Personen damit hingerichtet werden können. Nicht ganz richtig ist daher die Definition Campe's[90]) von dem jetzigen Fallbeile, es sei ein Werkzeug (sollte heißen: eine Maschine), dessen Haupttheil in einem Beile (besser, großem Messer) mit runder oder länglicher Scheibe besteht, welches an einem Querholze, das sich zwischen zwei Säulen mit Fazen (Fugen) auf und nieder bewegen läßt (befestigt ist), und dessen man sich zum Köpfen bedient, indem man das schwere Beil auf den gerade darunter befindlichen Nacken fallen läßt (sollte heißen: so auf den darunter befindlichen Nacken fallen läßt, daß es den Kopf davon abschneidet). Am 1. Dec. 1789 trat Guillotin in der constituirenden französischen Nationalversammlung auf und empfahl die Wiedereinführung der Richtmaschine. Wir sagen wegen der eben vorgetragenen historischen Momente: Wiedereinführung. Guillotin gebrauchte bei seiner Anpreisung dieser Maschine in der Nationalversammlung die merkwürdigen Worte: avec machine je vous fais sauter la tête et vous ne souffrez pas[91]). Schon am 25. (oder 26.) April 1792 wurde eine Hinrichtung mit dieser Maschine gemacht und sie ist bis jetzt in Frankreich in Übung geblieben[92]). Nach dem Beispiele Frankreichs wurde die Guillotine in Griechenland[93]), neuerlich in Zürich[94]) eingeführt. In Würtemberg wurde sie im J. 1838 in der Ständeversammlung beantragt[95]), von der Regierung aber abgelehnt[96]). In Baden haben das Oberhofgericht und die Hofgerichte dafür gestimmt, die Sanitätscommission, mit Ausschluß Eines Mitgliedes, das wenigstens mehre Bedenken über die angebliche geringe Schmerzhaftigkeit äußerte, hat diese Hinrichtungsart für die sicherste und geschwindeste erklärt; die erste Kammer hat sich dagegen ausgesprochen[97]). In Hanover wich der revidirte Entwurf des Strafgesetzbuches darin vom frühern Entwurfe ab, daß er statt des früher erwähnten Fallbeiles im 8. Artikel so lautete: Mittels des Schwertes soll, wer zum Tode verurtheilt ist, enthauptet werden[98]). Die erste Kammer genehmigte dies, die zweite sprach mit eminenter Majorität für das Fallbeil[99]). Die erste Kammer mit nur einer Minorität von acht widersprach dieser letztern Ansicht bei der Berathung darüber[1]). Späterhin vereinigten sich beide Kammern dahin, daß des Mittels der Enthauptung gar nicht im Gesetze gedacht, dieses also der Regierung überlassen werden solle[2]). In den Niederlanden wurde durch Gesetz vom 11. Dec. 1813 das früher mit dem Code Napoléon eingeführte Fallbeil mit mehren andern, den Ansichten des Landes widerstreitenden Einrichtungen abgeschafft und durch Strang und Schwert ersetzt. Ein neuer Entwurf spricht sich für den Erstern allein aus[3]).

Bei einer Vergleichung der verschiedenen Enthauptungsarten müssen wir vor allen Dingen davon ausgehen, daß, selbst nach den ältern Straftheorien, die Enthauptung zu den einfachen Todesstrafen gehört, d. h. zu denen, die möglichst ohne alle Qualen den Tod des Verbrechers erwirken sollen[4]), daß dabei, selbst nach der ältern Theorie, nur solche schärfende Zusätze eintreten können, welche, wenn sie auch für sich Schmerz verursachen, doch nicht den Tod selbst erschweren, z. B. vorherige Ausstellung des Verbrechers, Schleifung zur Richtstätte, Reißung

86) *Sedillot*, le jeune. Réflexions historiques et physiologiques sur le supplice de la Guillotine (Paris 1795). 87) Böhmer a. a. O. S. 72 und 73. 88) Lichtenberg in der oben Note 70 angezogenen Schrift sagt: „unvermerkt;" wir zweifeln an der Wahrheit dieser aus Liebe für die Sache zu Schulden gebrachten Übertreibung. 89) S. 393, nach Lichtenberg's Worten. 90) Im Wörterbuche der teutschen Sprache, u. d. W. Fallbeil. 91) Neues Archiv des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. S. 339.

92) Man vgl. über alles dies Böhmer a. a. O. S. 66 u. 74. Grolman a. a. O. S. 391 fg. 93) Strafgesetzbuch des Königreichs Griechenland vom 18. (30.) Dec. 1834. Art. 5. Vergl. die Übersetzung davon in Maurer, Neugriechi'che Urkunden, im 3. Bde. von: Das griechische Volk (Heidelberg 1835). S. 362. 94) Mit 54 gegen 47 Stimmen. Vergl. Leipz. Zeitung von 1835. Nr. 240. S. 3063. 95) Von der zweiten Kammer mit 74 gegen 10 Stimmen. 96) Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 4. St. S. 562. 564. 97) Elvers und Bender, Allgemeine juristische Zeitung. 1. Jahrgang 1828. S. 161. Vergl. Kappler a. a. O. S. 414 fg. 98) Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 1. St. S. 114. 99) Ebendaselbst Jahrg. 1835. 2. St. S. 288 und 290.

1) Ebendaselbst 3. St. S. 464. 2) Ebendaselbst Jahrg. 1838. 1. St. S. 117 fg., wodurch sich die noch hier und da obwaltende Meinung (z. B. im Brockhaus'schen Conversationslexikon a. a. O.), als ob seit 1834 in Hanover die Guillotine eingeführt sei, erledigt. 3) Ebendaselbst Jahrg. 1840. 1. St. S. 6 und 8. 4) Heffter a. a. O. §. 123. Salchow a. a. O. Stelzer a. a. O.

mit glühenden Zangen, Abhauung der Hand, Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses, Flechtung des Körpers auf das Rad, Nageln des Kopfes auf den Pfahl, Viertheilen des Körpers nach der Hinrichtung, dessen nachherige Verbrennung u. s. w. (s. auch o. S. 67)[5]). Ja früherhin hielt man sogar unbestritten, zum Theil hält man noch jetzt das Enthaupten für die möglichst leichte und also für die geringste Todesstrafe. Seneca sagt davon: Nullo genere homines mollius moriuntur[6]). Die neuere Theorie und die neuern Gesetzgebungen, mit Ausschluß der französischen, welche noch die Schärfung der Abhauung der Hand, außer der auch anderwärts gebräuchlichen Ausstellung, kennt[7]), gestehen überhaupt in der Regel gar keine Schärfung der Todesstrafe zu, sondern halten diese selbst nur dann für gerechtfertigt, wenn sie weiter nichts als den Tod des Verbrechers bezweckt und erreicht, nicht Qualen desselben, soweit die Entfernung der Letztern irgend möglich ist[8]). Gehen wir nun von diesen Ansichten aus, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß diejenige Enthauptungsart, wenn einmal Enthauptung nothwendig — die Frage, ob Enthauptung wirklich die mildeste Todesstrafe sei, gehört nicht hierher, sondern in den Art. Todesstrafe — die vorzüglichste ist, bei welcher der Hinzurichtende am wenigsten leidet. Diese Frage aber hängt, wie wir glauben, einestheiles sehr von der Frage über die Schmerzhaftigkeit jeder Enthauptung im Allgemeinen, anderntheils von der Individualität des Hinzurichtenden ab. Die Erstere ist in neuern Zeiten durch einen merkwürdigen Fall sehr zur Sprache gekommen. Im J. 1803 wurde ein gewisser von Troer in Breslau enthauptet. Der dasige Doctor Wendt machte nun mit dessen Kopfe unmittelbar nach der Enthauptung solche Versuche, um zu beobachten, ob und wie lange noch Bewußtsein im Kopfe statt habe, daß sie nicht nur eine von Seiten des zuletzt verstorbenen Königs von Preußen selbst veranlaßte Untersuchung, das Verbot künftiger derartiger Versuche und die Zurechtweisung des Beamten[9]), welcher die Execution dirigirt, zur Folge hatten, sondern auch, neben dem gutachtlichen Berichte des Obercollegium medicum, einen bedeutenden Schriftenwechsel veranlaßten. Zuerst erzählte der Doctor Wendt in einer Schrift[10]) seine Versuche selbst. Der Kopf erlitt beim Abschlagen und Abnehmen keine Erschütterung; beim Anblicke desselben war keine Verzerrung sichtbar, das Gesicht ruhig, das Auge offen und hell, der Mund geschlossen. Als das Rückenmark mit einem Troikar gereizt wurde, entstand im Gesichte der Ausdruck von Schmerz, jeder Muskel zuckte, die Lippen wurden verzerrt. Kurz darauf, als der Arzt mit den Fingern gegen die Augen fuhr, schlossen sich die Augenlider, ebenso geschah es mit dem gegen die Sonne gerichteten Auge. Nach 1 Minute 30 Secunden öffnete sich auf zweimaligen Namensruf in das Ohr das Auge jedes Mal sanft und drehte sich nach der Seite, woher der Schall kam, öffnete dabei auch einige Male den Mund. Auf abermalige Reizung des Rückenmarks durch den Troikar folgte krampfhaftes Schließen der Augenlider, Zusammenbeißen der Zähne, zuckende Näherung der Backenmuskeln; beim Einstecken des Fingers in den Mund drückten ihn die Zähne. Nach 2 Minuten 40 Secunden folgte der Tod, aus welchem allen bis dahin der Verfasser Leben und Empfindung schloß. Ein gewisser Friedrich August Zadig suchte in seiner Gegenschrift[11]) das zu erweisen, was deren Titel sagt, indem er vor allen Dingen bemerkt, daß die Enthauptung eine der schrecklichsten Todesstrafen wäre, wenn ein solcher Kopf nach der Execution noch Bewußtsein hätte und doch wären „die Erscheinungen an dem Kopfe während der Versuche so frappant, daß es wirklich hätte scheinen müssen, als geschehe alles dies mit Bewußtsein." Dagegen replicirte nun D. Wendt[12]). Minder wichtig sind, wie immer, Duplik und Triplik der beiden Streitenden, die auch noch in jenem Jahre herauskamen[13]). Das Obercollegium medicum aber[14]) war der Meinung, daß die Enthauptung keine grausame oder martervolle Todesart sei, weil der größeren Wahrscheinlichkeit zufolge mit dem Schwertstreiche, welcher den Kopf vom Rumpfe trennt, Empfindung und Bewußtsein des Hingerichteten augenblicklich dahin schwinden. Eine andere Frage sei, ob nicht durch heftige galvanische und mechanische Reize, Empfindung und Bewußtsein wenigstens auf einige Augenblicke wieder zurückkehren könnten, daher dergleichen Versuche ohne vorherige Zustimmung des Delinquenten zu untersagen sein dürften. Das gedachte Collegium macht auch besonders darauf aufmerksam, daß Störung des Bewußt-

5) Heffter und Stelzer a. a. O. Martin a. a. O. §. 86 und Not. 14 und 15. Krünitz a. a. O. S. 223. 6) Döpler a. a. O. Cap. V. S. 73. v. Quistorp a. a. O. §. 89. Not. d. Stelzer a. a. O. Martin a. a. O. §. 97. 7) Abegg a. a. O. §. 125. S. 187. 8) Bei der gänzlichen Unbestrittenheit dieser, eine Foderung der Zeit ausmachenden, in allen Criminalrechtsschriften einstimmig aufgestellten Behauptung enthalten wir uns jedes weitern Allegats, gedenken vielmehr nur einer der vorzüglichsten frühern Abhandlungen darüber und der neuesten Schrift, in welcher dies ausgeführt ist. Die erstere ist im (alten) Archive des Criminalrechts. 6. Bd. 4. St. Nr. III. S. 48: Warum müssen die Criminalgesetze menschlich sein? beantwortet mit Rücksicht auf den Vorschlag, die Schmerzen der Enthauptung zu mildern, in Fauste's und Hunold's Abhandlung über die Anwendbarkeit und den Nutzen des Öles und der Wärme bei chirurgischen Operationen (Leipzig 1806). Es war darin Bewahrung des tödtlichen Werkzeuges vor Kälte und die Bestreichung desselben und des Halses des Delinquenten mit ungesalzener frischer Butter vorgeschlagen. Die neueste Schrift ist: Messerschmidt, über die Rechtmäßigkeit der Todesstrafe durch Enthauptung (Weimar 1840). S. 1 fg., besonders S. 37. Vergl. übrigens die Anzeige über diese Schrift in Gersdorf, Repertorium der gesammten teutschen Literatur. 23. Bd. 1. Heft. Nr. 17. S. 23. 9) Die diesfallsigen königlichen Cabinetsbefehle vom 21. März und 10. April 1803 s. im (alten) Archive des Criminalrechts. 5. Bd. 2. St. Nr. 1. S. 1 fg.

10) Über Enthauptung im Allgemeinen und über die Hinrichtung Troer's insbesondere. Ein Beitrag zur Physiologie und Psychologie (Breslau 1803). 11) Beweis, daß ein vom Rumpfe getrennter Kopf sogleich das Bewußtsein verliere. Nebst Erklärung der an dem Kopfe des enthaupteten Troer wahrgenommenen Erscheinungen (Breslau 1803). 12) Über die wahrscheinliche Fortdauer des Bewußtseins in einem vom Rumpfe getrennten Kopfe. Eine Apologie der Abhandlung über Enthauptung rc. (Breslau 1803.) Über die drei vorgedachten Schriften vergl. die Recensionen in den Göttinger gelehrten Anzeigen. 3. Bd. (Göttingen 1803.) 194. St. S. 1936 fg. 13) s. bei Hitzig a. a. O. S. 192. 14) (Altes) Archiv des Criminalrechts a. a. O. 4. St. Nr. V. S. 152.

seins schon durch das plötzliche Eindringen der atmosphärischen Luft auf das Gehirn entstehen müsse. Die letzte königliche Cabinetsordre [15]) enthält die merkwürdige Stelle: „Die Erzählung von den Resultaten des gegenwärtigen Versuchs beweiset nichts, als daß in den von dem Körper getrennten Haupte und dessen Theilen auf einige Zeit noch Bewegungskraft fortdaure, enthält aber nichts, wovon auf die Fortdauer des Bewußtseins ein sicherer Schluß gemacht werden könnte. Allenfalls ließe sich daraus schließen, daß, wenn der Kopf nach der Trennung vom Körper noch Empfindungsfähigkeit behalte, diese erst gereizt werden müsse, um eine schmerzhafte Empfindung zu erwecken. Sonst, wenn es anders wäre, würde es nöthig sein, in den Gesetzen über die Anwendung der Strafe des Schwertes eine Änderung zu treffen." Bei diesen Resultaten ist es auch seitdem, trotz aller Streitschriften [16]), geblieben. Das Endresultat aber ist und bleibt das, was Phöbus in der schon wiederholt angeführten Abhandlung [17]) aufstellt: „Die unbefangneren Autoren entnehmen aus den (obigen) Gründen pro et contra, daß bei Geköpften eine Fortdauer der Irritabilität ebenso wol, eine Fortdauer der Sensibilität ebenso wenig erwiesen sei, als bei allen andern Gestorbenen, daß sich aber freilich das alsbaldige Erlöschen der Sensibilität auch nicht streng erweisen lasse." Bei dieser Sachlage wird nun allerdings, um auf die Hauptfrage (s. S. 74) zurückzukommen, wenn wir dabei blos auf den körperlichen Schmerz sehen, diejenige Art der Hinrichtung die zweckmäßigste sein, wobei der Tod am sichersten und schnellsten erreicht wird, und in dieser Beziehung ist man ziemlich allgemein geneigt, dem Fallbeile den Vorzug zu geben [18]), da, wenngleich auch Fälle existiren, in denen das Fallbeil nicht sogleich seine Schuldigkeit gethan hat, doch diese in der That zu den Seltenheiten gehören, da die oben (S. 73) erwähnte Schnelligkeit der Hinrichtung nichts zu wünschen übrig läßt, höchst wahrscheinlich der Schmerz in der Regel möglichst gering ist, da durch den Schlag des Messers und die dadurch hervorgebrachte Erschütterung sogleich Betäubung eintritt — ein Grund, der übrigens ebenso bei Beil und Schwert vorhanden ist — und da der Strafvollzieher dabei ungleich weniger, als bei andern Hinrichtungsarten vom Zufalle abhängt u. s. w. Gewiß scheint daher zu sein, wenigstens was die Sicherheit der Hinrichtung anlangt, daß die Guillotine dem Beil und besonders dem Schwerte vorzuziehen sei, wie die oben bemerkten verunglückten Executionen (s. S. 69 u. 70) beweisen [19]). Indessen hat man doch auch darauf aufmerksam gemacht, daß die Größe des körperlichen Schmerzes nicht die einzige Qual sei, auf die es bei einer Hinrichtung ankomme. Abgesehen davon, daß das Fallbeil nicht untrügliche Sicherheit gewähre, so habe diese Hinrichtung etwas Empörendes, indem der Mensch dabei wie ein Vieh gehandhabt werde, ein Instrument, welches ein Product der Gräuelscenen der französischen Revolution sei, nie bei dem Charakter des teutschen Volkes werde Beifall finden können; die Verbrechen hätten sich wegen der Leichtigkeit der Hinrichtung für die Begriffe Einiger während der französischen Revolution sehr gemehrt, aber der Anblick dieses Mordinstrumentes selbst und die nöthigen, auch bei der Hinrichtung mit dem Beile eintretenden Vorbereitungen durch Binden an das Instrument rc. quälten den Hinzurichtenden mehr als ein nur Minuten dauernder, etwas verstärkter Schmerz. Daher haben ausgezeichnete Rechtslehrer grade darauf, wie sehr die Guillotine dem bloßen Gefühle zuwider sei, ein sehr bedeutendes Gewicht gelegt [20]), da diese Gründe der Schwerthinrichtung beiweitem nicht so entgegenstehen. Denn selbst die Gegner des Schwertes müssen bekennen, daß die Strafe des Schwertes, dessen Anblick sogar bei der Hinrichtung dem Hinzurichtenden erspart zu werden pflegt, stets (mit Ausschluß der Chinesen, bei denen sie eine entehrende Strafe ist) [21]) für nicht entehrend geachtet wird, und daß dies beiweitem nicht so rücksichtlich anderer Richtinstrumente (mit Ausschluß der Kugel) der Fall ist, daß diese Strafe daher auch für die Familie des Verbrechers nichts Anstößiges hat [22]). Wenn hiernächst gleich nicht geleugnet werden kann, daß bei der Leichtigkeit des Schwertes, bei der Führung desselben in einer ungewohnten (horizontalen) Richtung und aus den oben (S. 70) herausgesetzten Gründen ein Verfehlen des Zweckes leichter möglich ist; so steht doch der Grund, daß es grausam sei, einen Menschen zu zwingen, sich mit dem Blute seines Nebenmenschen zu beflecken, jeder andern Enthauptungsart auch entgegen [23]). Und so sind wir nach alle dem der Meinung, daß sich im Allgemeinen die Frage, welche Enthauptungsart die am wenigsten qualvolle sei? gar nicht entscheiden läßt, sondern von der Individualität jedes Hinzurichtenden abhängt und daher Jedem eigentlich die Wahl zu lassen sei, wobei jedoch aus gleichen Gründen Strick,

15) (Altes) Archiv d. Criminalrechts. 1. St. S. 3. 16) Sie finden sich bei Hitzig a. a. O. S. 191. Man vgl. aber auch das, was Grolman darüber sagt a. a. O. S. 393 fg. 17) S. 186, nachdem der Verfasser alle Gründe pro und contra gründlich und umsichtig zusammengestellt, welches er bis zum Schlusse der Abhandlung fortgeführt hat. Der größere Theil dieses Aufsatzes steht im 11. Bde. des zu Berlin erscheinenden Wörterbuchs der medicinischen Wissenschaften abgedruckt. 18) Vor allen Böhmer a. a. O. 6. Bd. 1. St. S. 73 fg., dann Bauer, Anmerkungen zum hanover'schen Entwurf eines Strafgesetzbuchs I. S. 317 fg. 19) Böhmer a. a. O. 5. Bd. 4. St. S. 608.

20) Besonders Abegg in der Recension der halle'schen Allgem. Lit.-Zeitung, März 1830. Nr. 46. S. 363, über Roßhirt, Entwickelung der Grundsätze des Strafrechts, zu §. 78. Vergl. auch Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1833. 2. St. S. 289 und 4. St. S. 562 fg. Elvers und Bender a. a. O. 1. Jahrg. 1828. S. 161. 21) Nach der Meinung des Confucius, daß der den Ältern nicht gehorsam gewesen sein müsse, der verstümmelt in den Himmel komme. Krünitz a. a. O. S. 224 fg. Döpler a. a. O. Cap. V. Nr. XV. S. 75. 22) Böhmer a. a. O. S. 586 fg. 616. Heffter a. a. O. §. 128. Not. 6. Henke, Geschichte des teutschen peinlichen Rechts. 1. Th. (Sulzbach 1809.) S. 248. v. Quistorp a. a. O. §. 73. Not. k. Salchow a. a. O. §. 141. Not. *). Stelzer a. a. O. Kirinus l. c. §. II. Grade der Mangel der Ehrlosigkeit bei der Schwertstrafe veranlaßte, daß sie häufig nur als Vorzug gewisser Stände angesehen wurde, v. Quistorp a. a. O. §. 358. Not. p, wogegen Gensiken in der Dissertation: Reatus omnem excludit dignitatem (Viteb. 1791), eifert. 23) Vergl. das Leipziger Magazin a. a. O. S. 356.

Gift, Kugel u. s. w. nicht auszuschließen sein dürften. Übergehen können wir nicht, daß der oben erwähnte Messerschmidt im laufenden Jahre in dem (Note 8 S. 74) angegebenen Werke eine neue Richtmaschine, die er Collumpón (Halsstrafe) nennt, als seine Erfindung, besonders darum empfohlen hat, weil sie den Kopf zugleich schneidend und hauend, schnell vom Rumpfe trenne, der Körper so befestigt sei, daß er keine schädliche Bewegung machen könne, die Menschen nicht viel dabei zu thun hätten und der Verbrecher in der demüthigen Stellung eines reuigen Sünders, nämlich vor Gott knieend, den Tod empfange[24]). Wir müssen bekennen, daß uns dagegen ganz dieselben Bedenken, wie gegen die Guillotine, beigegangen sind. Erfreulich ist dagegen die Nachricht, daß die österreichischen Justizbehörden seit mehren Jahren auf Zustandebringung einer, der Humanität und Bildung unserer Zeit entsprechenden Richtmaschine angetragen haben. Sind nun gleich die bis jetzt vorgelegten Modelle von Seiten der technischen Facultäten nicht ganz befriedigend gefunden worden; so läßt sich doch ein endliches genügendes Resultat erwarten, da der Monarch durch die Verfügung dazu aufgefodert hat: die Beseitigung der Mängel zu bewerkstelligen, was bei den Fortschritten der Wissenschaft und des Maschinenwesens nicht unmöglich, noch schwierig sein werde[25]).

Fragt man zum Schlusse, welches die hauptsächlichsten Verbrechen sind, wegen deren auf die Enthauptung erkannt wird; so ist dies freilich nach den Particularrechten sehr verschieden. So bestimmt das sächsische Landrecht auf Todtschlag, Brandlegung, Nothzucht, Friedensbruch &c. die Schwertstrafe[26]). Nach gemeinem Rechte möchten indessen folgende Verbrechen vorzüglich dahin zu rechnen sein: Todtschlag, Menschenraub, Verbrechen bewirkter Zeugungsunfähigkeit, Kinderabtreiben, einfache Brandstiftung, Hochverrath, Landfriedensbruch, Majestätsverbrechen, Aufruhr[27]). Übrigens pflegt man auch bei schwerern Verbrechen, unter vorwaltenden Milderungsgründen (die ältern auch wegen Alters)[28]), die härtere Strafe in das Schwert zu verwandeln. Daß man ebenso wol in neuern Zeiten die Anwendung dieser Strafe selbst bei den erwähnten Verbrechen beschränkt, wie man sie in ältern Zeiten auf noch mehre andere ausgedehnt hat[29]), liegt in dem ganzen Gange, den die Bildung der Criminalgesetzgebung und des Criminalrechtes genommen hat. (*Buddeus.*)

ENTHELMINTHOLOGIE[1]), **ENDOZOOLOGIE, ENTOZOOLOGIE** (schlechthin Helminthologie), ist die Naturgeschichte der Endozoen (Entozoen), Binnen- oder Eingeweidewürmer, welche, eine sehr große Abtheilung (Classe) der wirbellosen, unbegliederten (d. h. mit keinen äußern gegliederten Gliedmaßen versehenen) Thiere (Vermes *Linn.*) ausmachend, unter sich von dem verschiedenartigsten und mannichfaltigsten, innern und äußern, Baue, nur darin mit einander übereinkommen, daß sie sämmtlich, und zwar (wie ich dies schon in meinen Novae Obss. de Entozois p. 17 ausgesprochen habe) nach ihren ganzen Gattungen, in andern Thieren, zu einem sehr geringen Theile ganz außen an ihnen, nicht allein leben, sondern selbst in diesen, ursprünglich immer ohne Ältern[2]), also durch Generatio originaria s. aequivoca, erzeugt werden, sich durch Saugen ernähren und, von dem heimathlichen Thiere getrennt, ihre Existenz auf die Länge nicht behaupten können.

Faßt man den Begriff eines Endozoons auf diese Weise, so sind die auch mitunter als Binnenthiere vorkommenden Infusorien (z. B. Opalina oder Bursaria ranarum, u. a.) und Vibrionen (Anguillulae *Ehrenb.*), ferner die aus einer Art von trematodenähnlichen Wesen im Körper von Wasserschnecken entspringenden, aus diesem hervorgeschlüpft ins Wasser gehenden, dort munter herumschwimmenden und ebenda ihr Leben endigenden Cercarien, endlich die Samenthiere (wenn diese überhaupt, wie es mir doch scheint, wirkliche Thiere sind)[3]) von den Eingeweidewürmern ausgeschlossen, und es ist der Endozoologie ihre gehörige Grenze abgesteckt. Man könnte hier indessen den Einwurf machen, daß unsere Definition wol auf die ausgebildeten Endozoen, aber nicht ganz auf alle Jugendzustände derselben paßte. Die Jungen der Trematoden haben nämlich, soweit sie noch erforscht worden sind, keine Saugwürmergestaltung, sondern verhalten sich in allen Stücken wie gewisse bewimperte Infusionsthierchen, und dasselbe oder ein ähnliches Verhalten scheint auch bei den Cestoïdeen stattzufinden. Aber diese Gestaltung der Trematoden- (und Cestoïdeen-) Brut möchten wir wol bei der Definition eines Endozoons so lange aus der Acht lassen dürfen, als noch gar nicht bewiesen worden ist, was aus jener infusoriellen Brut eigentlich wird. Nach aller Analogie der Vermehrung und Fortpflanzung im Thierreiche durch älterliche Zeugung, welche immer eine Art nur von derselben Art entstehen läßt, sollte man sich freilich wol für befugt halten zu der Annahme, daß auch die mit Geschlechtstheilen versehenen Eingeweidewürmer ebenso ihre Art fortpflanzten. Es mag auch sein, daß dies die Rundwürmer wirklich thun; es findet sich in ihren Eiern wenigstens deutlich ein drehrunder, wie ein Nematoïdeum langgestreckter Embryo, der auch in derselben Gestalt als Junges ausschlüpft. Von den Hakenwürmern ist in dieser Rücksicht nichts bekannt. Aber bei den Saugwürmern (und bandförmigen Würmern) wäre es wenigstens doch wol möglich, daß die Natur anders ver-

---

24) In der oben (Note 8. S. 74) citirten Schrift S. 46 fg. 25) Alex. Müller, Telegraph für teutsche Gesetzkunde. Neue Folge des Archivs &c. 1. Jahrg. 5. Heft (Heilbronn 1840). S. 657. 26) Sächs. Landrecht. 2. Bd. Art. 13. Vergl. Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 2. Th. §. 379. Not. d. 27) Martin a. a. O. §. 115. 127. 134. 137. 155. 180. 206. 209. 215. 240. 28) v. Quistorp a. a. O. §. 107. 29) *Heinrici* l. c. §. 13 seq. *Bechmann* l. c. §. 6 seq.

1) Zur Vervollständigung des Artikels Helmintha. 2. Sect. 5. Bd. S. 378 fg.

2) Oder (doch wol sehr selten) ihnen selbst ganz unähnlichen, dann ihrerseits durch Urzeugung entstandenen Ältern, wie z. B. eine Art Saugwurm aus dem endozoenartigen Leucochloridium paradoxum (s. *Carus*, Nova Acta Leop. T. XVII. P. I. m. Abb.) entsteht. 3) Valentin zeichnet uns (Nova Acta Leop. T. XIX. P. I. Tab. XXIV) die Samenthierchen des Bären ganz cercarienähnlich.

führe, und aus deren Eiern Thiere entspringen ließe, die zu der Gestaltung und Lebensweise der Ältern nie gelangen, wol auch gar nicht in Thieren, sondern in der freien Natur leben sollen. Ich würde die Gründe für die, von mir seit einiger Zeit gepflegte Ansicht, daß ein solches Verhalten bei den Trematoden und Cestoïdeen wirklich stattfinde, hier darlegen, wenn mich nicht einige Zweifel, die ich bis jetzt nicht zu beseitigen vermag, noch zurückhielten, meine Meinung über die Sache entschiedener auszusprechen.

Ein zweiter Einwurf könnte mir von Manchem gegen die obige Definition in der Rücksicht gemacht werden, daß ich in derselben die in den letztern Decennien soviel bestrittene Lehre von einer Urzeugung zu Hilfe genommen und als erwiesene Sache zu einem festen Bestandtheile des Begriffs von einem Endozoon gemacht habe. Aber ich gestehe gern, daß sie für mich eine erwiesene Sache ist; auch ist es eben die Lehre von ihr, welche aus dem Studium der Eingeweidewürmer sowol die festeste Stütze gewinnt, als auch die Erscheinung dieser Würmer in den Thierkörpern in den meisten Fällen einzig und allein erklärlich macht.

Es kann nicht meine Absicht sein, in diesem Aufsatze die Gründe alle anzuführen, welche überhaupt für die Urzeugung sprechen; sie sind in den Werken eines Needham, Wrisberg, O. Fr. Müller, Ingenhouß u. a. trefflicher Beobachter und Schriftsteller enthalten. G. R. Treviranus hat im 2. Bande seiner Biologie die dahin gehörenden frühern Beobachtungen gesammelt, bündig zusammengestellt, mit eignen vermehrt und die Gründe für die Wirklichkeit der Urzeugung aus ihnen entwickelt[4]). Für die Urzeugung der Endozoen insbesondere führten J. H. Jäger[5]) — dieser noch nicht völlig entschieden — dann a. a. O. wieder Treviranus, ferner J. A. Braun[6]), endlich Rudolphi[7]) und Bremser[8]) das Wort. Durch diese Männer wurde die Lehre von der Urzeugung so siegreich verfochten, daß sicher die Mehrzahl der besten Köpfe von ihrer Existenz überzeugt ward und blieb, bis Ehrenberg auftrat[9]) und durch seine Beobachtungen an den Infusionsthierchen das bekannte Harvey'sche Omne vivum ex ovo wieder in seiner vollen Kraft auftreten lassen zu müssen glaubte. Er stützte sich dabei auf die immer wiederkehrenden bestimmten Arten der Infusorien, auf ihren zusammengesetzten Bau und auf ihre Fortpflanzung durch Eier. Aber von diesen drei Punkten ist nur der erste völlig erwiesen, der zweite beruht großentheils auf Vermuthungen und auf Schlüssen nach der Analogie und der dritte scheint einzig und allein für die Abtheilung der Räderthierchen zu gelten, für die sogenannten Polygastrica es aber nicht erwiesen zu sein, daß das, was Ehrenberg als Eier angibt, auch wirklich Eier seien. Doch sei dem auch, wie ihm wolle, die Nichtexistenz der Urzeugung wird durch diese Umstände, hätten sie auch in dem ganzen von Ehrenberg ihnen zugeschriebenen Umfange statt, keineswegs erwiesen. Festbestimmte und immer wiederkehrende Arten bilden auch die Eingeweidewürmer, ein viel zusammengesetzterer Bau kommt ihrer Mehrzahl zu, als wenigstens den Ehrenberg'schen Magenthierchen, und daß alle, außer den Blasenwürmern[10]), Eier in sich entwickeln, weiß jeder Naturkundige. Wären die Infusorien und Würmer nicht zu einer bestimmten Gestalt, je nach den verschiedenen Arten, geformt, so hörte hier aller Streit über ein ursprüngliches, älternloses Entstehen oder Nichtentstehen von Thieren überall auf, weil wir gar keine Thiere hier in Rede stehender Art in den Infusionen und den thierischen Organen vor uns haben würden; das Zusammengesetztere aber kann die Natur unter den hier in Betrachtung kommenden Umständen gewiß ebenso gut schaffen, als das Einfachere, und daß die durch eine Urzeugung zum Vorscheine gekommenen Thiere mit Geschlechtstheilen und Eiern versehen sind, legt ja durchaus nicht dar, daß sie selbst aus Eiern hervorgegangen sein müßten, sondern nur, daß sie, nun einmal Thiere geworden, auch in den Stand gesetzt sind, in sich wieder neue Thiere ihrer, oder (wenn sich das Räthsel mit den Trematoden- [und Cestoïdeen-] Jungen auf die von mir vermuthete Weise löst) anderer Art zu erzeugen. Diesen Punkt, den Genitalienapparat betreffend, hat auch schon Rudolphi (a. a. O. S. 413—14) auf ebenso gründliche Weise beleuchtet, wie andere, welche der Annahme einer Urzeugung, besonders in Bezug auf die Endozoen, möchten im Wege zu stehen scheinen, und wir verweisen deswegen hier auf sein Werk.

Wir wollen uns nun hier nicht näher auf die Beweise für die thierische Urzeugung im Allgemeinen einlassen, nicht fragen oder untersuchen, was rücksichtlich der Infusorien den schönen Needham'schen Beobachtungen[11]), wie sie C. H. Schultz (gegen Ehrenberg, Berl. Jahrb. für wissensch. Kritik. J. 1832. Nr. 61—64) auf eine würdige Weise von Neuem vor Augen gelegt und durch seine eigenen Beobachtungen bestätigt hat; ferner den sorgfältigen Beobachtungen C. A. S. Schultze's[12]) zum directen Beweise einer ersten Entstehung von Infusorien ohne Keime und Eier aus formloser organischer Materie, fehle, wollen auch rücksichtlich anderer Wahrnehmungen über Infusorien die alte Frage nicht wiederholen, wie man behaupten oder auch nur als wahrscheinlich annehmen könne, daß die Eier von Infusorien, oder, wenn sie, wie wol alle Polygastrica *Ehrenb.*, keine Eier erzeugen, diese Infusorien selbst, beständig, ihrer Heimath, dem Wasser, entrückt, in der Luft herumschwimmen könnten, ohne daß

4) In seinem spätern Werke: „Die Erscheinungen und Gesetze des org. Lebens," zeigte er sich wieder zweifelhaft bei der Sache. 5) Spicilegium de Pathologia animata, praemissa tractatione de generatione aequivoca. (Gott. 1775. 4.) 6) Diss. de vermium intestinal. prima origine etc. (Jen. 1804.) 7) Entozoorum s. Verm. intest. Hist. nat. Vol. I. (Amstelod. 1808.) 8) Über lebende Würmer im lebenden Menschen. (Wien 1819. 4.) 9) Organisation, Systematik und geographisches Verhalten der Infusionsthierchen (Berlin 1830. Fol.); s. ferner Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie. 24. Bd. (Leipzig 1832.)

10) Vergl. hierbei jedoch auch meine Bemerkung in Wiegmann's Archiv. 4. Jahrg. 1. Bd. S. 373. 11) Nouvelles observations microscopiques (à Leyde 1747). 12) s. dessen Mikroskop. Untersuchungen über Rob. Brown's Entdeckung lebender, selbst im Feuer unzerstörlicher, Theilchen in allen Körpern, und über Erzeugung der Monaden (Karlsruhe und Freiburg 1828). S. 29 fg.

irgend ein Mensch etwas von ihren Massen gewahr würde, die doch auf irgend eine Weise sichtbarlich und allenthalben da sein müßten, wenn sich jedes Glas voll Pflanzenaufguß 2c. durch ihr Hineingerathen beleben sollte, wollen ferner nicht zu dem Beweise auffodern, daß alle Eier von Räderthieren, alle Räderthiere selbst, und alle Polygastrica, die ja sämmtlich Wasserthiere sind, fände jenes Herumschweben in der Luft wirklich statt, mit der Fähigkeit, ohne Schaden eine völlige Austrocknung dergestalt zu erleiden, daß eine Befeuchtung ihre Restitutionem in integrum bewirkte und alle Lebensthätigkeiten in ihnen wieder hervorriefe, begabt seien, welche Fähigkeit, soviel uns bekannt geworden, mit Sicherheit nur bei einigen wenigen Räderthierarten, einigen Anguillulis und Arctiscis, und zwar auch nur unter gewissen Umständen, beobachtet ward und wird, — wir wollen selbst rücksichtlich der Eingeweidewürmer hier nicht von Neuem auf die unstatthafte Annahme eines Eintretens der Eier oder Jungen von Darmwürmern von Außen in den Mund oder andere Körperöffnungen beim Menschen und einer großen Anzahl von Thieren, die in ihren Gedärmen doch so häufig große Mengen von ihnen beherbergen [13]), aufmerksam machen, sondern den strengen Anhängern des Omne vivum ex ovo nur noch die einzige Frage vorlegen, wie sie die Entstehung von Eingeweidewürmern in den geschlossensten Höhlen des thierischen Körpers, in denen des Gehirns, im Auge, außen an den Organen der Brust- und Bauchhöhle, im und am Bauchfelle, tief zwischen den Muskeln, ja, in Knochen u. s. w. erklären wollen, nachdem es völlig erwiesen ist, daß kein Ei eines bekannten Eingeweidewurms von der Feinheit ist, daß es durch die feinsten Capillargefäße des thierischen Körpers durchkommen könnte, welches doch geschehen müßte, wenn die Filaria medinensis zwischen die Muskeln der Menschen, das Distomum pusillum in großer Menge in das Zellgewebe unter der Haut des Igels, jene von Nordmann entdeckten Saugwürmchen in die Augenflüssigkeiten der Fische, von Außen her durch Speise und Trank u. s. w. gerathen sollten u. s. w. Nun aber vollends, — woher sollen die Cystica kommen, welche keine Geschlechtstheile haben und keine Eier erzeugen? Sollen sie etwa aus Eiern von gewissen andern Außen- oder Binnenthieren entspringen? Was für Thiere könnten dies sein, und existirten wirklich solche, welcher Gestalt kämen denn wieder *ihre* Eier in das Zellgewebe der Muskeln, in welchen beim Schweine bisweilen allenthalben, selbst im Herzen, zu großen Mengen, die Finnenwürmer, fest eingeschlossen in ihren Blasen, leben, wie kämen solche etwanige Eier in das den Cysticercus fasciolaris beherbergende Leberparenchym der Maus, in die Spinnwebenhaut am und im Gehirne und Rückenmarke des Schafes, um den Coenurus aus sich erwachsen zu lassen, in die Knochen, in denen sich Echinokokkusblasen vorfanden? [14]) Wie nun aber eben die Blasenwürmer den schlagendsten Beweis für die Existenz der Urzeugung geben, so zeigt uns auch eine Gattung derselben, und zwar die ebengenannte der Echinokokken, wie Blasenwürmer entstehen können, ohne daß älterliche Individuen sie erzeugten. Soviel man nämlich aus den Beobachtungen über diese Gattung schließen kann, sondert sich in einem festen Balge, welcher in irgend einem thierischen Organe krankhaft erzeugt wird und mit diesem organisch verbunden bleibt, eine lymphatische *Flüssigkeit* ab, welche den ganzen Balg erfüllt. In dieser Flüssigkeit bildet sich ringsum eine *Membran*, welche dem innern Umfange des Balges an Größe und Gestalt gleichkommt. Ob *ihre* Entstehung durch eine Lebensthätigkeit des Balges, oder ohne Zuthun einer solchen zu Wege komme, ist nicht ermittelt. Diese Membran aber ist der mütterliche Boden, aus welchem die Echinokokken, oder auch erst noch minder kleinere Blasen hervorwachsen, welche dann aus sich die Echinokokken hervorgehen lassen. Es gibt mit jener lymphatischen Flüssigkeit gefüllte Bälge ohne diese freie Membran; aber keine Echinokokken eher, bis sie erzeugt worden ist [15]). Ist uns hier nun die Möglichkeit und Wirklichkeit eines ersten Entstehens von Thieren ohne älterliche Zeugung deutlich vor Augen gelegt, wie will man ein solches denn, und zwar einer bloßen vorgefaßten Meinung zu Liebe, in Tausenden von andern Fällen leugnen, welche auf seine Existenz so deutlich hinweisen und durch diese allein ihre, und zwar sehr leichte und leichtfaßliche Erklärung finden. Die Lehre von der Generatio originaria — um die Summe dessen, was wir behaupten, kurz auszusprechen, — zeigt und belegt es durch Beobachtungen, daß die Natur auch da organische Wesen schafft, wo die Bedingungen zu dieser Schöpfung zusammentreffen, ohne daß dieselben in einer älterlichen Zeugung statt hätten; aus formloser Flüssigkeit geschieht das Schaffen neuer Wesen überall, sei diese eingeschlossen im Eierstocke und in der Gebärmutter von Thieren, in diesen entsprechenden Organen bei Pflanzen, sei sie in der freien Natur, sei sie in irgend einer Höhle, irgend einem Organe des animalischen oder vegetabilischen Leibes. Sie bildet ohne Hilfe einer geschlechtlichen Zeugung, im Sonnenscheine im Wasser Algen und Infusorien, im feuchten Schatten Pilze und Schwämme, im tiefsten Dunkel der Organe thierischer Körper Eingeweidewürmer — und auch wol noch höhere Thiere [16]). Das Alles thut und schafft die Natur, ohne daß wir die nähern Bedingungen zu der Möglichkeit ihres Schaffens kennen, durch eben die ihr einwohnende himmlische Kraft, von welcher schon Hieron. Mercurialis die Entstehung der Endozoen, so wahr, als schön, herleitet, indem er sagt: „Externa lumbricorum causa efficiens nihil aliud est, nisi vis quaedam coelestis, quae medio causarum immediatarum, animalia format et effin-

13) Eine Ausnahme hiervon machen die Ligulae piscium und der Schistocephalus, welche bekanntlich (vergl. *meine* Novae Obss. p. 90 sq.) mit den Fischen, in deren Bauchhöhle sie sich erzeugt hatten, von fischfressenden Vögeln lebendig verschluckt, sich in deren Darmkanale höher entwickeln. 14) s. den Art. Echinococcus, S. 371.

15) Vergl. den Art. Echinococcus. 16) Die merkwürdige Krankengeschichte, welche Bremser (über leb. Würmer im leb. Körper, S. 55) erzählt, wo sich eine enorme Menge von Läusen in einer völlig geschlossenen Kopfgeschwulst bei einem Knaben von kachektischem Ansehen fand, gibt davon unter Anderm gewiß ein Beispiel ab.

git;“ und welche nicht allein jeden Organismus aus dem Formlosen hervorruft und erschafft, sondern den Erschaffenen auch sein ganzes Leben hindurch begleitet, ihn ernährt und erhält, und selbst durch den Tod ihn nicht vernichtet, sondern nur in andere Formen des Daseins hinüberführt.

Die Eingeweidewürmer kommen bei den vier Classen der Wirbelthiere, ferner in Insekten, Arachniden, Crustaceen und Mollusken vor; zwei Arten sind auch (von Forbes) an einer Qualle (Beroë Pileus) und ein Distom ist (von Henle) in einem Egel (Hirudo vulgaris *L.*) gefunden worden. Sie hausen in den verschiedenartigsten Organen der thierischen Körper, meistens wol ohne Schaden für die Organe, in vielen Fällen aber doch auch diese verletzend, zerstörend und selbst den Tod des Heimaththieres herbeiführend. Die zu starke Vermehrung des gemeinen Spulwurmes tödtet manches Kind; der Quesenwurm macht durch seinen Druck auf Gehirn und Rückenmark die Schafe närrisch, lähmt und tödtet sie; der Riese unter den Pallisadenwürmern kann die Niere, in welcher er lebt, zu einem bloßen Sacke ausdünnen u. s. w. Auf der andern Seite schaden sie aber selbst da nicht, wo man es wol glauben sollte. Der Bauch des Flußstichlings ist bisweilen von mehren Spaltköpfen (Schistocephalus *Crpl.* Bothr. solidus *Rud.*), einem Wurme, welcher im Verhältnisse zu dem kleinen Fische sehr groß ist, und von dem ich doch bei einem dieser Fischchen einmal neun ansehnliche Individuen fand, außerordentlich aufgetrieben, so auch bei dem kleinen Seestichlinge; und doch schwimmen diese Fische dabei ganz lustig herum. Der Darmkanal des rothhalsigen Tauchers, des Sägetauchers, der Tauchergans und anderer fischfressender Wasservögel kann von Riemenwürmern, wie eine Wurst, ausgestopft sein, neben diesen noch eine sehr große Menge kleinerer und feinerer Würmer enthalten, und dem Vogel geht an Stärke und Wohlbeleibtheit nichts ab. Große Massen eines Spulwurmes (Asc. osculata *Rud.*) füllen oft Schlund und Magen der Seehunde, und keineswegs fehlt es ihnen an Gesundheit und trefflicher Verdauungskraft.

Die Gestaltungen der allmälig mehr und mehr bekannt gewordenen Eingeweidewürmer sind neben ihren Lebensverhältnissen durch frühere und spätere endozoologische Beobachter mit mehr oder weniger Sorgfalt beschrieben worden. Wie aber die Naturforscher überhaupt in den neuesten Zeiten die kleinsten Details der innern und äußern Verhältnisse des Baues organischer Geschöpfe sorgsamer und genauer ins Auge gefaßt haben, als selbst die besten frühern Forscher, wozu sie aber auch, vor diesen voraus, durch die herrliche Verbesserung des Mikroskopes in den letzteren Jahrzehnten, welche sie befähigt, Structur und Form der Organe mittels viel stärkerer und dabei doch auch viel lichthellerer Vergrößerungen in ihren äußersten Feinheiten scharf und genau zu erkennen, mehr in Stand gesetzt sind; so geschah es auch bei den Eingeweidewürmern. Man hielt sich ganz früh mehr an den äußern Bau und die äußern Lebensverhältnisse und beschrieb diese; aber etwas wurde doch auch bei diesen Thieren von jeher schon auf den innern Bau gesehen. — Das genauere und umfangreichere Suchen nach Eingeweidewürmern wurde zuerst von Francesco Redi unternommen, und mit Recht hat Bremser deshalb mit seinem Bildnisse, als dem Bilde des Mannes, welcher eigentlich zum Studium der Enthelminthologie den ersten Anstoß gab, den Titel seiner schönen Icones Helminthum geziert. Redi's Werk: Osservazioni intorno agli animali viventi che si trovano negli animali viventi, kam in Florenz 1684 in 4. und, ins Lateinische übersetzt, zu Leyden 1708 in 12., in beiden Ausgaben mit 26 Kupfertafeln heraus. Die Schriften der Männer, welche von da an mehr oder weniger die Endozoologie förderten, findet man sorgfältig von Rudolphi (Endoz. Hist. nat. Vol. I.) aufgezeichnet. Mit dankbarer Verehrung wird der Endozoolog stets unter den ältern Schriftstellern nennen: einen Swammerdam, welcher sich schon dagegen erklärte, daß die Eingeweidewürmer von Außen herkämen; Leeuwenhoek, welcher den ersten Echinorrhynchus entdeckte und dessen Hakenrüssel abbildete; Andry, welcher zuerst an einem Kettenwurme (Taenia Solium) die Oscula capitis fand (die er freilich nicht für solche, sondern für Augen hielt); Vallisnieri, welcher die Meinung widerlegte, die Endozoen entständen aus Insekteneiern, und, wenngleich selbst wieder in manchen Stücken irrig, doch auch manche frühere Irrthümer berichtigte; Morgagni, welcher den ersten Haarkopf (Trichocephalus dispar) auffand, über die Würmer mehrer Thiere sprach und gegen Vallisnieri bewies, daß der Kettenwurm ein einzelnes Thier, und keine Kette von solchen sei; Frisch, welcher über mehre von ihm beobachtete Würmer schrieb; Edw. Tyson, den verdienten Beobachter und Untersucher der Ascaris lumbricoïdes und der Taenia Solium und serrata, bei welcher letztern er den Hakenkranz des Kopfes fand und abbildete, und endlich mit Phil. Jac. Hartmann und mit Malpighi fast gleichzeitig auf das Belebtsein der Blasenwürmer aufmerksam machte; Daniel Clericus, dessen gelehrtes Werk: Historia naturalis et medica latorum lumbricorum, des Wissenswürdigen aus ältern Schriftstellern über Tänien und andere Würmer so Vieles liefert und die Abbildungen jener selbst genau copirt wiedergibt, — vieler andern früheren verdienstvollen endozoologischen Schriftsteller zu geschweigen. Von ihnen kommen wir auf die spätere Zeit eines Pallas, O. Fr. Müller, Goeze, Bloch, Schrank, Frölich, Abildgaard u. s. w., sämmtlich trefflicher, fleißiger Sammler und Erforscher der Eingeweidewürmer, ihrer Arten und ihrer Lebensverhältnisse. Als Helminthotomen insbesondere zeichnete sich P. Chr. Fr. Werner aus. Nun erschien Zeder, lieferte im J. 1800 seinen berühmten „Ersten Nachtrag“ zu Goeze's so ungemein reichhaltigem, großem Werke (Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, mit 44 Kupfert. [Leipz. 1782. 4.]), welcher zum Theil auch noch von Goeze nachgelassene Beobachtungen enthielt, und schrieb dann seine „Anleitung zur Naturgeschichte der Eingeweidewürmer,“ welche in Bamberg 1803, mit eleganten Zeichnungen, wie das erstere Werk, geziert, herauskam. Kein Freund von der Anwendung des Mikroskopes, und zu seinen feinern Untersuchungen sich nur

der Loupe bedienend, aber mit Hilfe dieser scharf, genau und gründlich beobachtend, lieferte Zeder in seinen Werken nicht allein einen Schatz von neuen Thatsachen, sondern ordnete auch das Beobachtete zweckmäßiger, als es von Goeze u. A. geschehen war, und theilte die Classe der Eingeweidewürmer in die Ordnungen, welche wir noch jetzt als naturgemäß und für das Unterbringen der Gattungen und Arten zweckmäßig bestimmt anerkennen müssen. Endlich, und noch während Zeder's helminthologischer Thätigkeit, trat Karl Asmund Rudolphi auf. Nachdem er in seinen beiden Inauguraldissertationen, 1793 und 1795, sich als früh fleißigen Forscher nach Eingeweidewürmern, ihren Formen und Lebensverhältnissen, gezeigt, nachher in Wiedemann's Archiv für Zoologie und Zootomie, in seinen Bemerkungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte, Medicin und Thierarzneikunde auf einer Reise durch einen Theil von Teutschland, Holland und Frankreich, 1. und 2. Th. (Berl. 1804—1805), und in Albers' Beiträgen zur Anatomie und Physiologie der Thiere werthvolle endozoologische Mittheilungen gemacht hatte, gab er seine in alle Wege epochemachende, classische Entozoorum s. Vermium intestinalium Historia naturalis (Amstelodami 1808—1810), mit Kupf., heraus. Ein wahrhaft bewundernswerthes Buch! Denn, wer die in demselben sich zeigende, Alles, auch das Geringste, in das Fach Einschlagende, berücksichtigende Belesenheit, die ganze, mit Genauigkeit und in bündiger Kürze beurtheilend aufgeführte und wiederum an den betreffenden einzelnen Stellen allenthalben benutzte, ausgebreitete helminthologische Literatur, die Menge des Neuen, zu einem so großen Theile von dem Verfasser selbst Beobachteten, die umsichtige Kritik des Alten und Bekannten, die mit scharfer, zweckmäßig sondernder und wiederum einigender Prüfung und strenger, immer gleicher Wahrheitsliebe, Ruhe und Freiheit von Egoismus und Parteilichkeit aus den Thatsachen gezogenen Schlüsse für das Allgemeine, wie für das Besondere, endlich die durchweg in dem Ganzen herrschende, immer klare und bündige Darstellung, — wer, sage ich, alles dies in seiner Vereinigung in Betrachtung zieht, wird diesem Werke meines alten, trefflichen Lehrers seine wahrhafte Bewunderung nicht versagen können. Im J. 1819 beschenkte derselbe, nachdem er, der Endozoen wegen, eine Reise nach Italien gemacht hatte, die Freunde der Wissenschaft mit seinem zweiten großen Werke, der Entozoorum Synopsis, welches ebenso und in derselben Art trefflich und ausgezeichnet ist, wie das erstere, und in welchem er die bis dahin irgend bekannt gewordenen Species, deren ihm, außer den von ihm selbst gesammelten, eine Menge von den Vorstehern des reichen kaiserl. Museums in Wien und andern Gelehrten, die er dankbar in der Vorrede erwähnt, zu Gebote gestellt war, charakterisirt — dies natürlich mit Ausnahme der ihm zweifelhaft gebliebenen Arten — und großentheils mit den reichhaltigsten Bemerkungen versehen, aufführt, die Literatur bis auf jene Zeit fortsetzt, und auch die neuern anatomischen und physiologischen Entdeckungen beurtheilend mittheilt. Die Anzahl der aufgeführten Species beläuft sich im erstern Werke auf 603, im andern auf mehr als 1100. Linné hatte in der 12. Ausg. seines Systema Naturae nur 11 Arten, Zeder in seiner Anleitung zur Naturgesch. der Endoz. 391. Indessen sind unter den 1100 Rudolphi'schen Arten freilich auch noch viele unbestimmte und zweifelhafte. Die von Zeder aufgestellten Ordnungen der Classe behielt Rudolphi bei. Er hatte nun die Enthelminthologie auf eine so hohe Stufe erhoben, daß sie mit jeder andern Abtheilung der Zoologie wenigstens gleich, und höher, als verschiedene andere, stand. Nun wurde Bremser von der Endozoologie angelockt, widmete ihrem Studium fast ausschließlich, wie er selbst erzählt, seit dem J. 1806 seine Zeit, wurde bei dem kaiserl. Naturaliencabinet in Wien angestellt, untersuchte bei demselben, von Joseph und Johann Natterer unterstützt, viele Tausende von Thieren der Endozoen wegen, schuf auf solche Weise die von da an so berühmt gewordene wiener Endozoensammlung, welche späterhin durch Beiträge Joh. Natterer's, von dessen Reisen in Ungarn, Italien, Südamerika, anderer zu geschweigen, immer mehr bereichert wurde, und gab als Frucht seiner Studien das von Rudolphi (Synops. p. 615. 616) nach seinem wahren Werthe geschätzte, so gelehrte als anziehend geschriebene Werk: „Über lebende Würmer im lebenden Menschen" (Wien 1819. 4.), mit Kupf., heraus. Viel war nun schon für die Kenntniß auch des innern Baues der Endozoen geschehen; Rudolphi leistete auch in dieser Hinsicht mehr, als größtentheils seine Vorgänger. Aber das tiefere Eindringen in den feinern Bau und die Anatomie kleinerer Enthelminthen blieb doch andern, theils noch ihm gleichzeitigen, theils spätern Forschern vorbehalten, und wird nun, seit der Erfindung der aplanatischen Mikroskope, mit immer mehr Glück betrieben. Welche Aufschlüsse hat seitdem die Anatomie und Physiologie der Endozoen gewonnen! Otto entdeckte das Nervensystem des Strongylus Gigas, Bojanus das des Amphistomum subtriquetrum, Cuvier das des Pentastomum taenoides, Mehlis das des Distomum hepaticum, Laurer das des Amphistomum conicum, Diesing das des Amph. giganteum, während man früher gar keine Nerven bei den Eingeweidewürmern erkannt hatte; Nitzsch beobachtete und beschrieb zuerst die männlichen Geschlechtstheile eines Akanthocephalen (Echinorrh. Gigas) richtiger; Alex. v. Nordmann führte uns ein Doppelthier vor, dessen beide Hälften, jede ein besonderes Thier, gemeinschaftlich nur einen Magen haben; lehrte uns an demselben, wie an einigen andern Würmchen, früher noch nicht geahnete äußere, durch ein hornartiges, sehr künstliches Skelet gestützte Haftorgane kennen, und fand mit Mehlis — dieser etwas früher — zuerst die aus Eiern geschlüpften, wie Infusorien gestalteten Trematodenjungen. Die bedeutendsten Aufschlüsse erhielt die Anatomie und Physiologie der Reproductions-, und die der Geschlechtsorgane durch mehre der genannten Männer; K. Th. v. Siebold entdeckte Samenthierchen bei Cestoïdeen, Trematoden und Akanthocephalen, und zeigte eine innere Übergangsverbindung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile bei zwei Distomen und die dadurch mögliche innere Befruchtung der Eier dieser hermaphroditischen

Thiere. Das Angeführte diene als Beweis der endozoologischen Thätigkeit von Rudolphi's Zeit bis auf unsere Tage. Die Verdienste der genannten Männer in dieser Hinsicht aber, die von ihnen gemachten bedeutendern, zur Erläuterung und Aufhellung der endozoischen Physiologie dienenden Entdeckungen specieller und umfassend darzulegen, würde die Grenzen, welche wir uns für diesen Aufsatz abgesteckt haben, weit überschreiten. Wir müssen uns begnügen, hier nur noch ihre einzelnen Abhandlungen oder Schriften anzuzeigen.

A. W. Otto, Über das Nervensystem der Eingeweidewürmer, im Magazin der berliner Gesellsch. naturf. Freunde. 7. Bd. Mit Abb. B. H. Bojanus, Bemerkungen aus dem Gebiete der vergl. Anat., in den Russischen Sammlungen für Naturwissensch. und Heilk. II, 4. Ders. Enthelminthica. Isis 1821. Mit Abb. C. L. Nitzsch, die Artikel Acanthocephali, Acephalocystis, Amphistoma, Ascaris, Capsala (Tristomum), Capsularia, Caryophyllaeus in dieser Encyklopädie. Ders. Spiropterae strumosae descriptio. C. Tabula aeri inc. (Halae 1829. 4.) G. Baron von Cuvier, Le Règne animal. *E. Mehlis*, De Distomate hepatico et lanceolato (Gott. 1825). Mit schönen illuminirten Abb. Fol. Ders. Die sehr viel Neues und Schätzbares enthaltende Recension meiner Novae Obss. de Entozoïs. Isis 1831. Mit Zeichn. *J. F. Laurer*, Disquisitiones anatomicae de Amphistomo conico. Diss. inaug. (Gryph. 1830.) Mit einer Kupfertafel, auf welcher der innere und äußere Bau des Wurmes durch die genauesten Zeichnungen vortrefflich dargelegt ist. Alex. v. Nordmann, Mikrographische Beiträge zur Naturgeschichte der wirbellosen Thiere. 1. und 2. Heft. (Berlin 1832. 4.) Mit herrlichen illum. Abb. K. Th. v. Siebold, Helminthologische Beiträge, zum Theile mit schönen Zeichnungen, in Wiegmann's Archiv für Naturgesch. 1. Jahrg. 1. Bd. 2. Jahrg. 1. Bd. 4. Jahrg. 1. Bd.; ferner die interessanten Jahresberichte zur Helminthologie im 2. Bde. dess. Archivs der 3—5. Jahrg. — Bemerkungen über die Samenthierchen der Endozoen, in Müller's Archiv für Anatomie, Physiol. rc. Jahrg. 1836. S. 51. 232 fg. — Zur Entwickelungsgeschichte der Helminthen, in Burdach's Physiologie. 2. Aufl. 2. Bd. K. M. Diesing, Tropisurus und Thysanosoma, zwei neue Gattungen von Binnenwürmern, in den Medic. Jahrb. des k. k. österr. Staates. 16. Bd. 1. St. Ders. Aspidogaster limacoïdes, neue Art Binnenwürmer. Ebendas. 3. St. Ders. Versuch einer Monogr. der Gatt. Pentastoma, in den Ann. des wiener Mus. der Naturgesch. 1. Bd. 1. Abth. Ders. Monogr. der Gatt. Amphistoma und Diplodiscus. Ebendaselbst 2. Abth. Ders. Monogr. der Gatt. Tristoma und eine Beschr. des Heteracanthus *Dies.* (Axine Abbild.) und des Tristoma papillosum, in den Nova Acta Leopold. Vol. XVIII. P. I. Ders. Neue Gattungen von Binnenwürmern, in den ebenerwähnten Ann. des wiener Mus. 2. Bd. 2. Abth. Sämmtliche Schriften von Kupfern begleitet.

Sehr ehrenwerthe Verdienste um die Helminthotomie haben noch A. H. L. Westrumb, durch sein endozoologisches wie endozootomisches Werk: De Helminth. acanthocephalis (Hanov. 1821. Fol.), mit Kupf.; J. Cloquet, durch seine umfassende Anatomie des vers intestinaux, Asc. lombr. et Echinorhynque Géant (à Paris 1824. 4.), mit Kupf.; K. E. v. Baer, durch das in seinen reichen „Beiträgen zur Kenntniß der niedern Thiere" (Nova Acta Leop. Vol. XIII. P. II.) auch in dieser Rücksicht Niedergelegte und durch Zeichnungen Erläuterte; ferner Ehrenberg, Leuckart (auch besonders verdient durch seine schöne Monographie der Bothriocephalen [Zoologische Bruchstücke von Fr. S. Leuckart I. Mit 2 Kupfert. (Helmst. 1819. 4.)] und seinen „Versuch einer naturgemäßen Eintheilung der Helminthen rc." [Heidelb. und Leipz. 1827]), Delle Chiaje (Verf. des Compendio di Elmintografia umana [Napoli 1833], mit Abb.), K. E. Miram (Beitrag zur Anat. des Pentast. taenioïdes, mit Abb. in den Nova Acta Leop. Vol. XVII. P. II.), Joh. Müller, Henle, Jurinn, Owen, K. H. A. Burow (Echinorrhynchi strumosi anatome. Diss. zoot. [Regiom. 1836), mit einer Kupfert., Burmeister, Nathusius, Morren, Eschricht u. M. Als zweckmäßige Compilation schätzenswerth sind Ed. Schmalz's XIX Tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes etc. (Dresd. et Lips. 1831. 4.) [Kupfertafeln.] Ferner führen wir noch als gute helminthologische Schriftsteller neuerer Zeit an: J. A. Zenker (Parasitae corp. hum. internae s. Vermes intestinales hominis [Lips. 1827]), J. Chemnitz (De hydatidibus Echinococci hominis Commentatio. Diss. inaug. [Hal. 1834], mit Fig. [das Anatomische und die Figuren sind von Dr. Focke]), Gurlt (s. Lehrb. der pathol. Anat. der Haussäugethiere. 1. Th. [Berlin 1831], mit schönen Abbildungen der Würmer dieser Thiere), Hammerschmidt (welcher wichtige Beiträge zu den Endozoen der Insekten, Isis 1838, mit Abb., lieferte), J. M. Birkmeyer (De Filaria medinensi commentatio propriis observationibus illustrata [Onoldi 1838], mit einer Steindrucktafel [die Beschreibung des Wurmes ist von Rud. Wagner]), Tschudi, den Verf. einer gelehrten Monographie der Cystica (Die Blasenwürmer. Ein monogr. Versuch [Freiburg 1837. 4.], mit schönen Abb.), Minscher (Beschr. und Unters. des Monostoma bijugum [Basel 1838. 4.], mit einer Steindrucktafel; auch trefflich über den innern Bau). Viele Andere gibt es noch, die auch mehr oder weniger wichtige endozoologische Beiträge geliefert haben, welche hier aber nicht Alle namentlich aufgeführt werden können. Bei dem, womit ich selbst der Wissenschaft habe nützen wollen[17]), wünsche ich es nur

17) Observationis de Entozoïs P. I. (Gryph. 1825.) Mit einer Kupfertafel. — Novae Observationes de Entozoïs (Berol. 1829). Mit zwei Kupfertafeln. (Die Zeichnungen von Laurer.) — Filariae et Monostomi speciem novam in Balaena rostrata repertam descr. *F. C. H. C.*, in den Nova Acta Leop. Vol. XIV. P. II. — Helminthologische Bemerkung, in Wiegmann's Archiv. 4. Jahrg. 1. Bd. — Beschreibung des Monostomum Faba *Brems.*, in Wiegmann's Archiv. 5. Jahrg. 1. Bd. Mit zwei von Laurer gezeichneten illum. Figuren. Die Artikel: Distomum, Echinococcus, Echynorrhynchus und Eingeweidewürmer, in dieser Encyklopädie. — Über eine Beobachtung von Blasenschwänzen, mit dem Urin ausgeleert, in Müller's Archiv. J. 1840. S. 149. 150.

anerkannt zu sehen, daß ich meinem Vorhaben mit Ernst und Eifer nachgestrebt, Wahrheit zu fördern, Prunk und leeren Schein zu vermeiden und Jedem nach Recht und Billigkeit das Seine zu geben und zu lassen gesucht habe.

Über die mannichfachen äußern Formen der bekannten endozoischen Gattungen sehe man die Charakteristik derselben in dem Artikel Eingeweidewürmer und den ausführlichen Aufsätzen in der Encyklopädie über die einzelnen Gattungen, wohin wir auch rücksichtlich des innern Baues und aller andern Verhältnisse verweisen. Seit dem Erscheinen des genannten Artikels sind nun noch einige neue Gattungen hinzugekommen, welche wir hier wenigstens dem Namen nach aufführen wollen.

Nematoïdeen: Sphaerularia *Léon-Dufour*, aus der Leibeshöhle einiger Bombi Gregarina *Léon-Dufour*, eine zweifelhafte Gattung aus verschiedenen Insekten (s. über dieselbe Siebold, Beitr. zur Naturgesch. der wirbellosen Thiere [Danzig 1839]. S. 56 fg.). Zu dieser Gattung scheinen mehre von Hammerschmidt (Isis 1838. 5. Heft, mit Abb.) aufgeführte Gattungen gebracht werden zu müssen. — Chiracanthus *Diesing*. Ch. robustus, aus dem Magen von Felis Catus ferus und F. concolor, vielleicht einerlei mit Gnathostoma spinigerum *Owen*, aus dem Magen des Tigers. Ch. gracilis, aus dem Darme des Sudis Gigas *Cuv*. — Lecanocephalus *Dies*. L. spinulosus, aus dem Magen des Sudis Gigas. — Ancyracanthus *Dies*. A. pinnatifidus, aus dem Dünndarme und Magen von Podocnemis expansa *Wagl*. und dem Magen von Podocn. Tracaxa *Wagl*. — Heterochilus *Dies*. H. tunicatus, aus dem Magen und Dünndarme von Manatus exunguis *Natt*. — Stephanurus *Dies*. St. dentatus, aus Kapseln zwischen den Häuten des Schmeeres einer chinesischen Race des Hausschweines.

Trematoden: Aspidocotylus *Dies*. A. mutabilis, aus dem Darme eines wahrscheinlich neuen Cataphractus. — Polyporus *Grube*. P. Chamaeleon, von den Kiemen des Sparus erythrinus. — Tetrastoma *delle Chiaje*. T. renale, aus den Nierenkanälen einer Frau [18]).

Die Organisation der Eingeweidewürmer ist im Ganzen, und theils mit der Organisation derjenigen Thiere verglichen, zwischen und neben welche wir sie im Systeme stellen müssen, ziemlich, bei den niedersten sehr, einfach, in dieser Einfachheit aber dem Zwecke ihres eigenthümlichen Schmarotzerlebens ganz angemessen und für dasselbe völlig ausreichend. Ein Saugmund (oder auch dergl. mehre) allenthalben; bei den Nematoïdeen ein meistens gerader und einfacher, doch auch von Hilfsorganen zur Verdauung schon öfters begleiteter Darmkanal, welcher mit einem muskulösen Schlundkopfe anfängt und einem After [19]) endigt, sich bei den Trematoden und den Akanthocephalen doppelt zeigt, bei beiden aber schon nicht mehr so völlig vom Parenchym des Körpers gesondert, auch (ausgenommen bei den Pentastomen unter den Trematoden, bei welchen er auch nicht doppelt ist) ohne After ist, und bei den Cestoïdeen (und Cysticis) noch mehr mit demselben verfließt; ein Gefäßsystem, sehr ausgebildet bei vielen Trematoden und den Akanthocephalen, zum geringen Theile nur erforscht (in jedem Falle weniger zusammengesetzt und ausgebreitet als bei jenen) bei den Nematoïdeen; ein eigenes Respirationssystem vielleicht doch nur diesen oder einigen von ihnen und den Pentastomen zukommend, ein deutliches Nervensystem nur von einem Nematoideum und einigen Trematoden bekannt; Haut- und Hautmuskelsystem einfach, aber kräftig ausgebildet bei den Nematoïdeen und Akanthocephalen, bei den letztern eigene Muskeln zur Bewegung des Rüssels und, wie auch bei den Nematoïdeen, für die männlichen Geschlechtstheile; eine meistens weiche Haut bei den Trematoden, aber oft bei ihnen, wie bei mehren Nematoïdeen und Akanthocephalen, eine reiche Stachelbewaffnung der Körperoberfläche; bei den Trematoden starke Muskulosität der Saugnäpfe und anderer, klappenartiger Haftorgane, welche beiderlei Organe auch eben bei ihnen oft ungemein vielfach vorhanden sind, während die Nematoïdeen, um sich festzuhalten, in den meisten Fällen nur ihren Mund, die Akanthocephalen nur ihren behakten Rüssel, die Cestoïdeen ihren (ein- oder mehrfachen) Mund, oder auch blinde Gruben am Kopfe zum Ansaugen, und oft zum festern Anhalten noch überdies stark behakte Rüssel, einzelne Haken, oder einen aus solchen zusammengesetzten Kranz am Kopfe besitzen, mit welchem letzteren Apparate neben ihren vier Saugmünden auch alle Blasenwürmer (die bothriocephalusköpfigen Anthocephalen sind sicher aus der Reihe derselben zu entfernen) ausgerüstet sind; bei den Cestoïdeen und Cysticis reichliche Fasern durch den ganzen Körper mit der weichen Haut verflossen; Geschlechtstheile bei allen — mit Ausnahme der Blasenwürmer [20]) — hoch ausgebildet, und ungemein große Fruchtbarkeit (mit ebenderselben Ausnahme) bei der ganzen Classe: das ist die Hauptsumme von dem, was die Nachforschungen über den anatomischen Bau der Eingeweidewürmer im Allgemeinen gelehrt haben.

Ihr einfaches und so sehr beschränktes Schmarotzerleben, meistens in dunkeln, schleimigen Höhlen der Thierkörper, ein Leben, bei welchem sie nach Nahrung nicht mühsam zu suchen haben, die leichtest-verdauliche und assimilirbare einziehen, ihre Zeit hindurch ohne Weiteres, als sich nur noch zu begatten, — welches auch bei den Trematoden und Cestoïdeen vielleicht allgemein ohne Zuthun des Wurmes, als eine von selbst erfolgende innere Function vor sich gehen mag und bei den Blasenwürmern überall nicht stattfindet —, alles dies zeigt die ungemein niedere Stufe, welche diese Geschöpfe in der Reihe der thierischen Wesen einnehmen. Rücksichtlich ihrer äußern Gestalt und des bei Strong. Gigas entdeck-

18) Forbes hat ein „Tetrastoma" an Beroë Pileus gefunden, von welchem mir weiter nichts bekannt ist. Ich kann daher nicht sagen, ob hier das Wort in derselben Bedeutung als Gattungsbenennung angewendet worden sei, wie von delle Chiaje. 19) Bei den männlichen Trichocephalen läuft jedoch der Darm mit seinem Hinterende nicht unmittelbar in einen After, sondern in den Ductus ejaculatorius seminis aus; s. Mehlis, Isis 1831. S. 86. Anm. Ich habe mich bei Trichocephalus dispar von der Richtigkeit dieser Beobachtung überzeugt.

20) Vgl. jedoch meine Bemerkung in Wiegmann's Archiv IV, 1. S. 373.

ten Nervenstranges reihen sich die Nematoïdeen unter den nicht endozoischen Thieren an die Ringelwürmer; sonst aber, wenn man auf diese einzige Darlegung eines Nervenstranges bei jenem, vielleicht unter allen Nematoïdeen am höchsten und vollkommensten organisirten, Wurme nicht sehen will, durch verschiedene Structurverhältnisse an keine Geschöpfe mehr, als an die Anguillulae *Ehrenb.* Ich habe unter diesen eine große, feingeringelte Art von 3/4—1‴ Länge in dem Schmuze der Dachrinne meines Hauses gefunden, welche mir drei große Kopfknoten, wie ein Spulwurm, zeigte, deren Männchen aber, wie die Männchen der Strongyli, eine mit starken Rippen versehene förmliche Bursa caudalis hatten, während die Weibchen ihre Vulva in der hintern Körperhälfte, weit vom Schwanze entfernt, zeigten. Die Übereinstimmung des Darmkanales bei den Essig-, Kleister- und Weizenälchen mit dem bei einigen Askariden ist bekannt; und so mehr. Die Echynorrhynchen stehen ganz für sich, und ihre Ähnlichkeit mit einem Siphunculus ist immer nur eine oberflächliche. Die Trematoden stehen wol eigentlich zwischen mehren Thierabtheilungen, rücksichtlich ihres Nervensystems, soweit dies bekannt ist, an den Mollusken, einiger äußern Verhältnisse und ihrer Saugnäpfe an den Egeln einer- und den Cercarien andererseits, ihres Verdauungs- und Assimilationssystems an den Planarien, und auch hier wiederum an den Cercarien. Die bandförmigen Würmer stehen, wie auch die Blasenwürmer, wieder ganz isolirt.

Die verschiedenen Eintheilungssysteme der Enthelminthen anzugeben und zu beurtheilen, würde uns an diesem Orte bald zu weit führen. Was die Zeder'sche Haupteintheilung betrifft, so ist sie noch immer als die naturgemäßeste und für das Unterbringen der Würmer, wenn man deren Begriff nach der von uns angegebenen Weise feststellt und nicht ungebührlich ausdehnt, zweckmäßigste zu betrachten, in welcher Ansicht auch Siebold und Joh. Müller mit uns übereinstimmen, außer daß der Letztere die Cystica zu den Cestoideis gesetzt wünscht, wofür er freilich Gründe anführt, welche nicht unerheblich zu sein scheinen, die aber doch, wie mich dünkt, durch andere gute Gründe zu beseitigen sein dürften. Voigt stimmt ebenfalls damit überein, hat in seinem „System der Natur ꝛc." (S. 662 fg.), wie in seinem Lehrbuche der Zoologie (5. Bd. S. 23. 24 und 46 fg.), Zeder's Ordnungen unverändert beibehalten, und im letztern Werke nur als Anhang noch eine sechste, die der Turbellaria *Ehrenb.*, hinzugefügt, was wir nach unsern Grundsätzen ebenso wenig billigen können, als daß Rud. Wagner in seinem Lehrbuche der vergleichenden Anatomie (S. 18. 19) ihnen in einer sechsten Ordnung die Räderthiere beigesellte. (*Creplin.*)

ENTHENIS, Ἠνθηνίς, vielleicht richtiger Antheis, eine von den Töchtern des Hyakinthos, welche die Athener am Grabe des Kyklopen Geräſtes opferten. *Apollod.* III, 15, 8; s. Hyakinthos. (*Richter.*)

ENTHUSIASMUS, bezeichnet im Allgemeinen den Zustand einer ungewöhnlichen Aufregung des Geistes, namentlich der Einbildungskraft, des Gefühls- und Begehrungsvermögens, in Folge welcher der Mensch gleichsam von einem höhern Geiste oder Wesen beseelt erscheint; daher auch das Wort Begeisterung in unserer Sprache gleichbedeutend mit Enthusiasmus genommen zu werden pflegt. Das Wort Enthusiasmus stammt bekanntlich aus dem Griechischen Ἔνθους (ἔνθεος), von Gott eingenommen; ἐνθουσιάζω, ich bin eines Gottes voll, von einem Gotte begeistert, daher ἐνθουσιαστὴς, der, in welchem ein Gott ist oder wirkt (auch kommt dafür der Ausdruck vor θεοφορούμενος, ein Gottgetriebener; vgl. Creuzer: Symbolik 1820. 2. Bd. S. 28; zuweilen auch μάντις, Gottbesessener, vgl. Eberhard-Gruber's: Synonymik. 2. Bd. S. 225). Diese Etymologie, sowie der gemeine Sprachgebrauch sind ganz der noch kindlichen Psychologie früherer Zeiten angemessen, welche alle besonders außerordentlichen Naturwirkungen aus personificirten Kräften ableitete, und namentlich alle ungewöhnlichen oder außerordentlichen Gemüthszustände den Einwirkungen eines Gottes zuschrieb. So finden wir, daß schon Homer alle Tapfern, besonders Anführer und Stammobere, Gottgepflegte (Διοτρεφεῖς) nennt, und daß, wenn z. B. Odysseus plötzlich an etwas dachte, dies der Pallas Athene zugeschrieben wird, welche zu ihm getreten sei und ihm jene Gedanken gleichsam soufflirt habe. Ebenso wird das „sich zur rechten Zeit erinnern" als eine Göttergabe angesehen (Odyssee II. V. 61); ebenso die Einbildungskraft, als momentane Wirkung eines Gottes (Ilias V, 431. XX, 318 fg. Odyss. XIII, 119). Ebenso viele Handlungen, namentlich alle Bethörungen (Ilias IX, 661. XVI, 805. XIX, 91 fg.). Bekannt ist auch die berühmte Schilderung Homer's von der Ate, der Göttin der Schuld, des Unrechts und der Beleidigung [1]), sowie der Mythus von den Erinnyen oder Eumeniden (Furien bei den Römern) als Personificationen der Qualen des bösen Gewissens. — Der Natur der Sache nach wurde der Enthusiasmus in jenem wörtlichen Sinne vorzugsweise allen Propheten oder Sehern, besonders aber den Dichtern zugeschrieben, wie schon Euripides sagt: „Θεός γάρ τις ἐν ἡμῖν." So auch Ovid (Fast. VI. v. 5): „Est deus in nobis, agitante calescimus illo." Aber auch in die Philosophie fand dieser Begriff Eingang, und zwar vornehmlich durch Sokrates, der bekanntlich nicht nur überhaupt an die Mantik glaubte (*Xenophon*, Memor. Buch I, 1, 7 fg. Buch IV, 7, 10), sondern auch namentlich alle Tugendhaften als „göttliche Inspirirte" ansah (vgl. Platon's Menon, Carus, Gesch. der Psychol. S. 254. Krug, Ethik. S. 158), und welcher insbesondere sich selbst immer von seinem Genius oder guten Dämon leiten ließ. Man kann hierher auch die bekannte Anekdote ziehen, daß Sokrates, wenn eine

1) — — — — — — — Die Göttin wirkt ja zu Allem,
Zeus erhabene Tochter, die Schuld, die Alles bethöret,
Schreckenvoll; leicht schweben die Füß' ihr; nimmer dem Grund auch
Nahet sie, nein, hoch wandelt sie her auf den Häuptern der Männer,
Reizend die Menschen zum Fehl, und wenigstens Einen verstrickt sie.

speculative Untersuchung seinen Verstand plötzlich reizte, sich ihr so völlig hingab, daß er nicht eher aufhörte, bis er das Ziel erreicht hatte, und daß er bei solchen Gelegenheiten stunden-, ja tagelang der Außenwelt und ihrer Berührungen ganz uneingedenk und unempfänglich in Nachdenken versunken blieb (*Plato*, Sympos. p. 171. Bip. *Aul. Gell.* II, 1); ohne Zweifel ein Vorbild des spätern zur „Ekstase" gesteigerten Enthusiasmus der Neuplatoniker.

Beim Platon spielt der Enthusiasmus eine Hauptrolle. Der Mittelpunkt der Platon'schen Philosophie ist bekanntlich die Lehre von den Ideen, welches Wort beim Platon nicht Vorstellungen irgend eines denkenden Wesens, sondern reale Wesen bedeutet, absolute Qualitäten, die Urformen oder Urgestalten der Dinge selbst, das wahre Wesen der Dinge oder dasjenige, was an den Dingen zu bemerken sein würde, wenn in der Erfahrung etwas anderes, als eine unreine Nachbildung jener Urbilder stattfinden könnte. In der Sinnenwelt, in Zeit und Raum, ist Alles nur halb oder unvollkommen und mit innern Widersprüchen das, was es ist; daher kann uns keine Erfahrungserkenntniß das wahre Wesen eines Dinges kennen lehren. Die Ideen aber, welche dieses wahre Wesen sind, und die der menschlichen Vernunft aus einem frühern, vollkommnern Zustande (Präexistenz) einwohnen oder angeboren sind, und namentlich die wichtigsten derselben, die moralischen und religiösen, kommen dem Menschen nur in dem Zustande des Enthusiasmus zum Bewußtsein[2]). Mit Recht hat in dieser Hinsicht Ancillon[3]) bemerkt, daß hierin der charakteristische Unterschied der Platon'schen Philosophie, die mittels des Enthusiasmus die Existenzen selbst erfaßt, von allen übrigen Philosophien liegt, die immer von Vernunftschlüssen ausgehen und durch Argumentationen des Verstandes ihren Weg bezeichnen. — Daß grade hierdurch die Platon'sche Philosophie sich leichter, als jede andere, mit dem alles Wissen des bloßen Verstandes demüthigenden Christenthum vertrug und verschmolz[4]), sowie daß der philosophisch-religiöse Enthusiasmus in der sogenannten neuplatonischen Philosophie in mystische Schwärmerei und sogenannte Ekstase ausartete, können und brauchen wir wol nur kurz anzudeuten. Daß überhaupt der zuerst erwähnte etymologische Begriff des Enthusiasmus mit der sowol jüdischen, als christlichen Angelologie und Dämonologie oder Pneumatologie überhaupt sich wohl vertrug, indem sowol die guten als bösen Regungen des menschlichen Gemüths, besonders in deren höherer Potenz, den Einwirkungen guter und böser Geister zugeschrieben wurden, ist ebenfalls unbestreitbar; wir erinnern nur noch an die bekannten Erzählungen von den sogenannten Besessenen, sowie an den Ausspruch, daß in dem wahren Gläubigen nicht eigentlich dieser selbst, sondern Christus lebt und wirkt u. dergl. m. (man vergl. hierüber Usteri Paulin. Lehrbegriff, Anhang Beil. II und III. S. 417 fg. 5. Ausg.) Überhaupt ist das Christenthum, wenn es in seinem wahren Wesen aufgefaßt wird, also als Religion der thatkräftigen Menschenliebe, und in seinem Gegensatze gegen allen todten, religiösen Gesetzesdienst, ganz vorzugsweise dem echten religiösen Enthusiasmus günstig, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß in der zeitlichen Entwickelung oder Erscheinung des Christenthums jener Enthusiasmus nur zu oft in seiner Verzerrung als blinde Schwärmerei und Fanatismus hervorgetreten ist. Dieses Letztere ist ohne Zweifel auch der Grund, warum die neuern Philosophen, wie Locke, Leibnitz, Shaftesbury u. A., das Wort Enthusiasmus gradezu mit Schwärmerei gleichbedeutend nehmen[5]), eine Ansicht, welcher auch Kant im Wesentlichen beistimmt, zumal derselbe den Principien seiner rigoristischen Moralphilosophie zufolge eine moralische Apathie anpreist, mit der sich freilich kein Enthusiasmus verträgt. Wir kommen hierauf noch zurück, und bemerken nur noch folgende neuere Begriffsbestimmungen. Ernst Platner rechnet den Enthusiasmus zu den begehrenden Affecten oder lebhaften Thätigkeiten des Begehrungsvermögens, und bezeichnet ihn als einen gemeinschaftlichen Affect, der theils der ästhetischen, theils der moralischen Sinnlichkeit angehörigen, wiewol nicht einmal in richtigen Vorstellungen beruhenden Leidenschaften, theils für Personen, theils für Dinge, denen wir einen ausnehmenden Werth beilegen. Daher wird der Enthusiasmus erregt durch Freundschaft, Dankbarkeit, Liebe, Hochachtung und Bewunderung; durch Interesse für Menschenwohl, Vaterland, Religion, Staatsverfassung, Wissenschaften, Künste und überhaupt für das Wahre, Gute und Schöne[6]). Maaß erklärt den Enthusiasmus als eine besondere Art der Begeisterung, von welcher er drei Arten unterscheidet und die er überhaupt erklärt als ungewöhnliche, wie durch einen höhern Geist bewirkte, Aufregung und Erhöhung entweder der Vorstellungs-, oder der Gefühls- oder der Begehrungskraft. Diese letztere ist nach Maaß das, was man Enthusiasmus nennt, und hierauf soll dieses Wort, freilich nicht seiner Abkunft, aber dem jetzigen Gebrauche nach eingeschränkt sein; denn Enthusiast werde nur genannt, wer mit Begeisterung nach etwas strebt, es sei, um dasselbe erst zu erreichen, oder es sich zu erhalten (s. Maaß, Vers. über die Einbildungskraft §. 71; vgl. Desselben Vers. über die Gefühle Bd. I, 162 fg. und 250). — G. E. Schulze rechnet im Gegensatze zu den auf persönliche Annehmlichkeiten oder deren Gegentheil sich beziehenden Affecten den Enthusiasmus zu den sogenannten Rührungen als den höhern, lebhaften uninteressirten oder idealen Gefühlen und Gemüthsstimmungen, und hält Enthusiasmus und Begeisterung nur der Dauer nach für verschieden, indem jene bald vorübergehend, dieser dagegen anhaltend sei[7]). Diese Ansicht, welcher viele andere Psychologen folgen, scheint von Eberhard entlehnt zu sein, welcher in seiner Syno-

2) *Hansch*, De enthusiasmo Platon. (Lips. 1716). *Heusde*, Init. phil. Plat. I, 1. p. 124 sq. Fortlage, Meditationen über Platon's Symposion. 1835. S. 44 fg. 52. 3) Über Glaube und Wissen in der Philosophie. 1824. S. 11. 4) Vergl. Ackermann, Das Christliche im Plato. 1835. S. 132.

5) Vergl. Reinhard, Christl. Moral. 5. Ausg. 1. Bd. S. 442. 6) Platner, Philosophische Aphorismen. 2. Th. S. 623. 7) Psych. Anthropologie. 3. Ausg. S. 370.

nymik behauptet, daß sich der Enthusiasmus von der Begeisterung dadurch unterscheide, daß er ein gewöhnlicher dauernder Zustand ist, da die Begeisterung augenblicklich und vorübergehend sein könne, deshalb man auch das fremde Wort Enthusiasmus in der teutschen Sprache nicht wohl entbehren könne. Eberhard setzt hinzu[8]): „beide, die Begeisterung und der Enthusiasmus, beleben auch die begehrenden Kräfte, indem sie Liebe und Verlangen nach dem schönen Bilde erregen, das der Einbildungskraft vorschwebt; nur daß, wenn der Gegenstand der Liebe eine fortdauernde Anstrengung erfodert, die Leidenschaft aus Enthusiasmus entstehen muß. Der große Künstler muß ein Enthusiast für seine Kunst sein, und wenn er arbeitet, muß er sich begeistert fühlen. Rafael liebte die Malerei mit Enthusiasmus, und arbeitete mit Begeisterung. Man kann die Speculation mit Enthusiasmus lieben, aber wenn man ein System von Wahrheiten durchdenkt, oder über die Auflösung einer schweren Aufgabe nachdenkt, so muß man sich aller Begeisterung entschlagen, und die ruhige, kalte Vernunft allein wirken lassen." Diese Eberhard'sche Unterscheidung möchte sich jedoch schwerlich rechtfertigen lassen; denn offenbar und auch nach Eberhard selbst gehört der Enthusiasmus wie die Begeisterung dem Gefühlsvermögen an, und bei allen Gefühlen besteht die Dauer nicht darin, daß ein einziges Gefühl in einem Zuge anhaltend einen langen Zeitraum einnimmt, sondern in der Dauer der Empfänglichkeit für Gefühle gewisser Art; vergl. G. E. Schulze, Psych. Anthropol. S. 334. Man kann mithin weder dem Enthusiasmus noch der Begeisterung eine Dauer im gleichen Sinne, wie etwa einer Erkenntniß oder Begierde, beilegen, mithin auch keinen Unterscheidungsgrund hiervon hernehmen. Ferner, wenn die Frage ist, ob der wirkliche Sprachgebrauch einen solchen Unterschied zwischen Enthusiasmus und Begeisterung anerkennt, so muß dieses geleugnet werden. Alle ausgezeichneten Schriftsteller brauchen beide Worte durchaus synonym, und hiermit stimmt der Sprachgebrauch des gemeinen Lebens ganz überein. Wir erinnern nur an das kleine Gedicht von Goethe: Frisches Ei, gutes Ei[9]). Mithin erscheint allerdings dieses fremde Wort entbehrlich, statt dessen auch schon Campe für den niedrigsten Grad Wärme, für die höhern Grade in gutem Sinne Begeisterung, in nicht gutem Sinne Schwärmerei vorgeschlagen hat. Gruber (Synonymik a. a. O. S. 225) bemerkt, daß sich diese Angaben durch die Etymologie von Enthusiasmus vollkommen rechtfertigen lassen (vgl. oben), wonach die Enthusiasten, der Begeisterte, der Dichter und Prophet, von der einen, und der von Leidenschaft Getriebene, ja der Rasende und Wüthende, also der Schwärmende (wie die Mänas) von der andern Seite mit einander in Verwandtschaft stehen. Gruber setzt hinzu: „man sollte um so mehr glauben, daß wir des fremden Wortes Enthusiasmus nicht bedürften, da es seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, und eine ausgebildetere Seelenlehre die Untersuchung über diesen Gegenstand nicht von dem unmittelbaren Einfluß höherer Wesen anfangen kann, sondern von der Menschenseele selbst anfangen muß; hier also von Begeisterung, welche zurückführt auf Geist, und zwar insofern, als darunter insbesondere gedacht wird das belebende Princip der Gedanken, wodurch am Ende Alles zurückgeführt werden muß auf die Untersuchung der Einbildungskraft und der Blüthe desselben, des Genies, welches freilich wieder ein ausländisches Wort ist, und auch auf die Geisterwelt zurückführt. Wir lassen aber die Geister fahren, und behalten blos den Geist, den eigenen, als Ursache der Begeisterung." Gleichwol hält dennoch auch Gruber mit Verweisung auf die erwähnten Unterscheidungen von Eberhard und Maaß das Wort Enthusiasmus für unentbehrlich. Soll indessen wirklich ein Unterschied zwischen beiden nach der Verschiedenheit ihrer Beziehungen entweder auf das Gefühls- oder das Begehrungsvermögen angenommen werden, so möchte doch wol das Wort Enthusiasmus in letzterer Hinsicht oder in diesem engern Sinne vollkommen genügend durch Feuereifer ersetzt werden, welches einerseits der eigentliche höhere Grad für das von Campe vorgeschlagene (jedenfalls den Begriff des Enthusiasmus nicht erschöpfende) Wort Wärme ist, und andererseits keine mystischen Nebenbeziehungen mit sich führt, auch bestimmt auf das Begehrungsvermögen oder die Thatkraft hinweist, und, was die Hauptsache, bereits eingebürgert ist[10]).

Was die durch das Wort Enthusiasmus bezeichnete Sache selbst (die Gefühlsstimmung des Enthusiasmus) betrifft, so ist schon oben angedeutet worden, daß die Kant'sche Philosophie (die in dieser Beziehung sehr mit der stoischen[11]) harmonirt) den Werth dieser Gemüthsbeschaffenheit überaus gering anschlägt, worin ihr auch die Hegel'sche Philosophie folgt; daher es nicht unpassend sein möchte, hierüber noch einige Worte hinzuzufügen. Kant selbst sagt in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft §. 29 (S. 121 3. Ausg.): „Die Idee des Guten mit Affect

8) Synonymik. 2. Bd. S. 224.

9) Enthusiasmus vergleich ich gern
Der Auster, meine lieben Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeisterung ist keine Häringswaare,
Die man einpökelt auf einige Jahre.
(Goethe's Gedichte. 2. Bd. S. 301.)

10) Beiläufig erwähnen wir noch des Wortes Enthusiasterei, worunter ein besonderer Grad der religiösen Schwärmerei verstanden wird, nämlich der Wahn, in einer Gemeinschaft mit höhern Naturen zu stehen und ihren Einfluß zu fühlen. Diese höhern Naturen oder Wesen sind von verschiedener Art, indem dabei Alles auf theoretische Grundsätze oder Dogmen der Religion eines solchen, von Enthusiasterei Behafteten ankommt. Man vergl. hierüber besonders Reinhard, Christl. Moral. 5. Ausg. S. 445 fg. und die daselbst angeführte Literatur. Über Enthusiasmus in den Künsten vergl. man *Bettinelli*, dell' entusiasmo nelle belle arti (Mailand 1769, teutsch Bern 1778). Fernow, über die Begeisterung des Künstlers, in dessen Röm. Studien. 1. Th. 2. Abh.

11) Das Ungenügende dieser letztern in dieser Beziehung hat G. E. Schulze (Psych. Anthr. S. 370. 3. Ausg.) gezeigt; vergl. auch Schopenhauer, Die Welt als Welt der Vorstell. S. 136.

heißt der Enthusiasmus. Dieser Gemüthszustand scheint erhaben zu sein, dermaßen, daß man gemeiniglich vorgibt: ohne ihn könne nichts Großes ausgerichtet werden. Nun ist aber jeder Affect blind, entweder in der Wahl seines Zweckes, oder wenn dieser auch durch Vernunft gegeben worden, in der Ausführung desselben; denn er ist diejenige Bewegung des Gemüths, welche es unvermögend macht, freie Überlegung der Grundsätze anzustellen, um sich darnach zu bestimmen. Also kann er auf keinerlei Weise ein Wohlgefallen der Vernunft verdienen." Ebenso heißt es in den metaphys. Anfangsgründen der Tugendlehre Einl. §. 17: „zur Tugend wird Apathie (als Stärke betrachtet) oder die moralische Apathie nothwendig vorausgesetzt, kraft welcher die Gefühle aus sinnlichen Eindrücken ihren Einfluß auf das Moralische nur dadurch verlieren, daß die Achtung fürs Gesetz über sie insgesammt mächtiger wird. — Es ist nur die scheinbare Stärke eines Fieberkranken, die den lebhaften Antheil selbst am Guten bis zum Affecte steigen, oder vielmehr darin ausarten läßt. Man nennt den Affect dieser Art Enthusiasmus. Der Affect gehört immer zur Sinnlichkeit, durch was für einen Gegenstand er auch erregt werden möge. Die wahre Stärke der Tugend ist das Gemüth in Ruhe, mit einer überlegten und festen Entschließung ihr Gesetz in Ausübung zu bringen. Das ist der Zustand der Gesundheit im moralischen Leben; dagegen der Affect, selbst wenn er durch die Vorstellung des Guten aufgeregt wird, eine augenblicklich glänzende Erscheinung ist, welche Mattigkeit hinterläßt."

Diese Ansicht hängt mit dem Grundirrthume der Kant'schen Moralphilosophie ebenso genau zusammen, wie mit ihrer Grundwahrheit, und erklärt sich vollkommen aus dem geschichtlichen Hergange. Bis auf Kant war die Moralphilosophie entweder nur eine sogenannte Güterlehre (Lehre vom höchsten Gute), namentlich eine Glückseligkeitslehre (Eudämonismus), oder eine empirische blos formelle Vervollkommnungstheorie (nach Wolff's perfice te!), oder gradezu ein moralischer Skepticismus (z. B. der französischen Encyklopädisten), in allen Fällen auf einen seichten Empirismus begründet, und durch die Principien der Weichlichkeit, Sentimentalität, des Egoismus u. s. w. ihrer wahren Würde völlig beraubt. Kant griff dies Übel an der Wurzel an, indem er alle diese empirischen Principien in ihrer Unlauterkeit und Unzulänglichkeit aufwies und verwarf, und die Moral auf ihren eigenthümlichen Grund und Boden, die reine Vernunft, stellte, wie dies unter Andern Schiller [12]) treffend nachgewiesen hat. Aber Kant ging hierbei (wie auch im Gebiete der speculativen Philosophie) im Eifer seiner Polemik viel zu weit, indem er alle Triebfedern als sinnlich verwarf und nur den Gehorsam gegen den sogenannten kategorischen Imperativ des Pflichtgebotes gelten ließ, die Natur unseres Geistes durchaus verkennend, namentlich, daß es auch höhere, übersinnliche, nicht-egoistische und nicht-empirische Gefühle gibt [13]), ohne deren Mitwirkung das eigentliche moralische Leben gar nicht stattfinden kann, und zu denen eben der Enthusiasmus vor Allem gehört. Diesen Irrthum Kant's hat ebenfalls Schiller zuerst (in dem erwähnten trefflichen Aufsatze: „Über Anmuth und Würde") nachgewiesen, wo es unter Andern heißt: „Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streite mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden und zu ihrem Sachführer im Reiche der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der beseelten Welt. — Nicht genug, daß alle Aufklärung des Verstandes nur insofern Achtung verdient, als sie auf den Charakter zurückwirkt; sie geht auch gewissermaßen von dem Charakter aus, weil der Weg zu dem Kopfe durch das Herz muß geöffnet werden. Ausbildung des Gefühlsvermögens ist also das dringendste Bedürfniß der Zeit" u. s. w. Hierher gehört auch das bekannte Xenion, „Gewissensscrupel," wodurch Schiller treffend den Rigorismus der Kant'schen Moralphilosophie persiflirt [14]). Auch Herder hat die richtige Ansicht in folgenden treffenden Worten ausgesprochen, in denen zugleich die hohe Wichtigkeit dieser Gefühlsstimmung in pädagogischer Beziehung angedeutet ist: „Begeisterung (Enthusiasmus) für alles Große, Wahre, Schöne und Edle ist ein so treffliches Vermögen, eine so unentbehrliche Disposition der menschlichen Seelenkräfte, daß sie sich nicht etwa nur durch ihre Wirkungen, sondern ihrer Natur nach selbst rechtfertigt und vertheidigt. Unwillkürlich zieht die

---

12) „Sowie Kant nämlich die Moral seiner Zeit, im System und in der Ausübung, vor sich fand, so mußte ihn auf der einen Seite ein grober Materialismus in den moralischen Principien empören, den die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen dem schlaffen Zeitcharakter zum Kopfkissen untergelegt hatte. Auf der andern Seite mußte ein nicht weniger bedenklicher Perfectionsgrundsatz, der, um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowol da, wo sie mit frecher Stirn dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralisch löblicher Zwecke, worein besonders ein gewisser enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ohne Nachsicht zu verfolgen. Er hatte nicht die Unwissenheit zu belehren, sondern die Verkehrtheit zurecht zu weisen. Erschütterung foderte die Cur, nicht Einschmeichelung und Überredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solon's noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanctuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen gibt, die seinen Glanz nicht vertragen." Über Anmuth und Würde; W. 17. Bd. S. 218. Vergl. Fortlage, über die Kant'sche Philos., in der Teutsch. Vierteljahrschrift. 1838. 4. Heft. S. 113.

13) H. Schmid, Revision der Moral.

14) „Gern dien' ich den Freunden, doch thu' ich es, leider, mit Neigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin."
„„Da ist kein andrer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Pflicht dir gebeut!"""

Begeisterung an und theilt sich mit und reißt fort mit unwiderstehlichen Reizen; Mitbegeisterung, Bewunderung, Liebe, Nacheiferung folgen ihr. Den kalten Spott stößt sie hinweg; die schärfsten Pfeile des Witzes fallen vor ihr nieder [15]). — In den Briefen über das Studium der Theologie (Nr. 28) heißt es in Beziehung auf die Äußerung von Begeisterung: „Schämen Sie sich Ihrer Empfindung nicht. Es wäre ein übles Zeichen, wenn Sie sowol bei diesem Gesange, als bei den Gesprächen, die ich Ihnen sonst nannte, unempfindlich geblieben wären. Im Alter wird die Seele kalt und der Schwung des Enthusiasmus nimmt ab; wir werden durch so mancherlei traurige Erfahrungen aus der idealischen in die Körperwelt, oft in eine sehr dürre oder unreine Welt zurückgestoßen, daß uns der Aufflug in die blumigen Gegenden der Phantasie wol vergeht; wehe aber dem Jünglinge, dessen Herz und Sinn für die Reize der Natur, für die Schönheit der allgemeinen Wahrheit und Tugend verschlossen ist, der an die Sonne des Himmels wie an einen kalten Fels denkt. Ich wünsche mir noch oft die Stunden jener ersten, süßen Begeisterung zurück, da in den Wissenschaften mir Alles neu war, da die Wege des Studiums und des Lebens wie holde Auen im Glanze der Morgenröthe vor mir lagen und ich noch keine Schlangen, Dornen und Disteln kannte, die leider auch zu ihnen gehören." — Daß auch Joh. Heinr. Jacobi, dessen ganze Philosophie auf der Lehre von der Unmittelbarkeit aller höhern übersinnlichen Erkenntniß durch das Vermögen der Gefühle (früher von Jacobi Glaube, dann Vernunft, im Gegensatze gegen den Verstand, genannt) beruht, gegen den Kant'schen Formalismus stritt, und namentlich den Enthusiasmus in Schutz nahm, ist bekannt; am ausführlichsten erklärt er sich hierüber an vielen Stellen des „Allwill" und „Woldemar" [16]). Hierher gehört besonders Jacobi's Unterschied der sogenannten Heldentugend, die sich über den Buchstaben der Moralgesetzgebung erheben darf, von der gemeinen, an diesem Buchstaben hängenden, gleichsam spießbürgerlichen Moral [17]). Das Richtige dieser (übrigens leicht zu misbrauchenden) Lehre Jacobi's ist eben der Gedanke, daß bloße Vorschriften oder Sittengebote keine wahre Tugend hervorbringen, daß Tugenden nicht Grundsätze, sondern lebendige Kräfte sind, welche mit einer entschiedenen Energie (d. h. durch Enthusiasmus) den niedern Begierden widerstehen sollen und in Grundsätzen nur erkannt werden; daß überhaupt es (wie Schleiermacher richtig in den Monologen sagt) „eitler Tand und leeres Beginnen ist, im Reiche der Freiheit Regeln zu geben," — dieser richtige Grundgedanke, und damit die hohe Bedeutung des Enthusiasmus, ist auch von den bedeutendsten übrigen Philosophen anerkannt und weiter wissenschaftlich entwickelt worden, so von Fichte [18]), Schelling [19]), Fries [20]), G. E. Schulze [21]), Bouterwek [22]) und Anderen [23]). Daß Hegel's entgegengesetzte Ansicht hierin nicht sonderlich ins Gewicht fallen kann, ergibt sich schon von selbst, da Hegel auf dem Felde der praktischen Philosophie und der Psychologie sich bekanntlich keine Lorbeeren verdient hat und keine Autorität ist. Denn eine praktische Philosophie gibt es nach Hegel eigentlich gar nicht, da die Philosophie nur zu erkennen hat, daß „das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig ist," und durchaus nicht auf das wirkliche Leben einwirken, d. h. eben praktisch sein, darf. Namentlich hängt seine Ansicht vom Enthusiasmus eben auch mit seiner Verkennung des Wesens und Werthes der (höhern) Gefühle zusammen, sowie mit seinem Grundphilosophem, welches alles Sein als identisch mit dem Denken, den Begriff für die Sache selbst (oder die sogenannte „Wahrheit der Sache"), ja das All der Dinge selbst nur als „dialektische Selbstbewegung der Begriffe und Gott als die selbstbewußte Logik" erklärt. Sofern alles hiernach blos ins Denken gesetzt wird, findet freilich sich kein Raum in der Philosophie für das Gefühl, und ganz consequent kann Hegel (z. B. in seinem Naturrecht) kaum Worte genug finden, das „Gefühl" und insbesondere die „Begeisterung" (Naturr. Vorr. S. XI) als subjective, nichtige und unklare Überzeugung, als „weiches Element, dem sich alles Mögliche beliebig eindrücken lasse" u. d. m., zu bezeichnen. Es würde nicht möglich sein, in der Kürze diese Irrthümer zu widerlegen, auch kaum der Mühe werth, da der Hegelianismus bereits in sein Stadium des Marasmus senilis eingetreten (vergl. Fichte's Gegensatz und Wendepunkt ꝛc. S. 88 fg.); wir verweisen auf die bekannten Gegenschriften gegen Hegel's System von Bachmann, Fichte d. J. und Anderen. — Daß das Christenthum des Enthusiasmus oder der Begeisterung gar nicht entbehren kann, ist schon oben angedeutet und weiter nachgewiesen in Reinhard's Predigt: „daß man ohne einen gewissen Grad von edler Begeisterung kein wahrer Christ sein kann" (s. dess. Pred. vom J. 1797. S. 222 fg.); vergl. Desselben Christl. Moral. §. 140. 2. Bd. S. 133. — Daß auch im Staats- oder politischen Leben der Enthusiasmus die bedeutendste Rolle gespielt hat und zu den wichtigsten Kräften gehört, lehrt die Geschichte alter, mittler und neuester Zeit, und ebenso die Staatskunst; vergl. Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate. I, 435; Jean Paul, Polit. Nachklänge. 1832. S. 47. 110; Scheidler, Psychol. S. 186. Joh. Müller sagt in dieser Hinsicht sehr richtig: „Oft hat kühle Staatskunst an Völkern sich verrechnet, weil sie die Macht der Gefühle nicht kannte;" und G. E. Schulze (a. a. O.): „Der Enthusiasmus hat die rohe Stärke des menschlichen Willens, blos nach den Triebfedern des Eigennutzes berechnende Klugheit und Schlauheit immer zu Schanden gemacht u. s. w. (*K. H. Scheidler.*)

15) Werke zur Phil. und Gesch. XI. S. 177. 16) J. H. Jacobi's Werke. I, 72. II, 76. IV, 1. S. 230. Vergl. H. Schmid's Revisien der Moral, im Hermes 1826. 27. Bd. S. 50 fg. 17) Vergl. Köppen's Darst. des Wes. der Philos. S. 218. H. Schmid a. a. O. S. 64. 18) Wes. d. Gelehrt. S. 2 fg. 19) Philos. und Relig. S. 60 und Philos. Schr. 1, 384.

20) Wiss. Glaube und Ahnd. S. 249. Psychol. Anthrop. I, 216. 281. 284. Ethik S. 367. 21) Psychol. Anthrop. §. 180. (S. 370 fg. 3. Ausg.) 22) Lehrb. der phil. Wiss. II. §. 41. 23) Vergl. Scheidler, Paränesen I. Vorr. S. XXI fg.

ENTHYMEMA (*Ἐνθύμημα* von *ἐνθυμεῖσθαι*, in Gedanken behalten), heißt in der Logik eine Art versteckter Schlüsse, in welcher man eine der beiden Prämissen des vollständigen Schlusses, es sei im Ober- oder im Untersatze, verschweigt und gleichsam in Gedanken behält, wie wenn Chremes bei Terentius (Heaut. I, 1, 25) sagt: Homo sum: humani nihil a me alienum puto, wobei der Obersatz fehlt, welcher bei Ambrosius (De officiis III, 7) also lautet: Homo nihil alienum a se debet credere, quicquid humanum est; aber auch nach Cicero (De legibus I, 12) also ausgedrückt werden kann: Quo modo est natura, sic judicio homines humani nihil a se alienum putant. Ebenso könnte man mit dem verschwiegenen Untersatze ego sum homo sagen: Errare humanum est: ergo meum est errare; oder mit Cicero (De officiis I, 9) Est difficilis cura rerum alienarum, quanquam (hominum propria: nam) Terentianus ille Chremes humani nihil a se alienum putat. In beiden Schlußarten findet ein Sprung statt, welcher rechtmäßig oder unrechtmäßig heißt, je nachdem die fehlende Prämisse leicht hinzugedacht werden kann, oder nicht. Es können aber auch beide Prämissen fehlen, wenn nur der Mittelbegriff kurz angegeben wird, wie wenn man sagte: Humani nihil a me qua homine alienum puto. In diesem Falle heißt der Schluß ein zusammengezogener, sofern man statt des ausführlichen Schlusses: Omnes homines errare possunt: ego sum homo: ergo possum ego errare, nur kurz spricht: Qua homo sum, errare possum. — Ich habe hier nur kurz bemerkt, was die neuere Logik Enthymema nennt; verwirrter sind dessen Bestimmungen bei den alten Rhetorikern der Griechen und Römer, worüber man das Nähere in Ernesti's Lexicis technologiae Graecorum et Latinorum rhetoricae angeführt findet. (*G. F. Grotefend.*)

ENTIMUS, Käfergattung, von mir errichtet [1]), aus der Familie der Rüsselkäfer (curculionitis), und der Abtheilung mit kurzem, dickem Rüssel und gebrochenen Fühlern. Sie zeichnet sich durch einen kurzen, dicken, im Durchschnitte viereckigen, an der Spitze stark verdickten Rüssel, mäßig lange Fühler mit siebengliederiger Schnur, breite, mit stark vorstehenden Schultern versehene Deckschilde, und gerade, an der Spitze nicht mit Dornen versehene Schienen aus. Die dazu gehörigen, sämmtlich in Südamerika einheimischen Arten, deren Schönherr [2]) fünf aufzählt, sind durch ziemlich beträchtliche Größe, prachtvolle grüne und goldgelbe Farben, lebhaften Demantglanz und Farbenspiel bei vollem Lichte sehr in die Augen fallend. Die bekannteste Art ist: Entimus imperialis [3]) (Juwelenkäfer, Brillantkäfer) schwarz, auf dem Halsschilde eine eingedrückte Linie und die runzelig gekörnten Seiten, auf den Deckschilden die groben, in Reihen geordneten Punkte und die eingestochenen Punkte des Unterleibes mit blaugrünen glänzenden Schüppchen ausgefüllt. Einen Zoll lang. In Brasilien häufig. (*Germar.*)

1) Magaz. der Entom. II. S. 340. 2) Genera et species Curculionidum. T. I. P. II. p. 454. 3) Curculio imperialis *Fabr. Oliv. Herbst.* Lindenberg im Naturforscher. 10. St. S. 86. t. 2. f. 1.

ENTLIBUCH, 1) Geschichte, s. die Nachträge. 2) Topographie. Das Entlebuch ist der südlichste Theil des schweizerischen Cantons Luzern. Es grenzt gegen Morgen an den Canton Unterwalden ob dem Walde, gegen Mittag an das berner Oberland, gegen Abend an das berner Emmenthal und gegen Mitternacht an die luzerner Ämter Willisau, Sursee und Luzern. Es bestehet aus einem von der Waldemme (kleinen Emme) von Südwesten gegen Nordosten durchströmten Hauptthale und mehren Neben- und Seitenthälern. Die Durchschnittshöhe des Thalgrundes über dem Meere wird auf 1560 bis 2000 Fuß, die Länge von Tann-Horn bis nach Werthenstein auf neun bis zehn Stunden, die Breite vom Glauber-Stock bis auf die Höhe des Enzi auf sieben bis acht Stunden und der gesammte Flächenraum auf etwa fünf □Meilen berechnet [1]). Dem um die Specialkunde des Entlebuchs vielfach verdienten sel. Joseph Xaver Schnyder von Wartensee verdankt man eine sehr genau graphische Darstellung des Landes, die, aus zwei Blättern bestehend, unter folgenden Titeln von dem bekannten Künstler Joseph Clausner in Zug in Kupfer gestochen ist, a. „Geographische Tabell der beyden Entlebucherämter Schüpfheim und Eschlismatt im Canton Luzern. Carte de la partie supérieure de l'Entlibuch 1780 und b. Carte der luzernerischen Landvoigtey Entlebuch in ihre Pfarreyen eingetheilt 1782. Ein Auszug aus diesen beiden Blättern bildet das Titelkupfer des Verfassers Geschichte der Entlebucher. Außer der oben genannten Waldemme wird das Land noch von manchen forellenreichen Alpbächen, als z. B. den beiden Fontanen bei Romoos, der Ilfis bei Marbach, dem von dem kleinen Bergsee am Feuerstein abfließenden Kragenbach und der verheerenden Entle bewässert. Dieser letzte wilde Bergstrom entsteht durch die Vereinigung des Rothbaches, der an der Grenze von Obwalden entspringt, mit dem von der Schaafmatt herkommenden Wasserfallenbach und der kleinen Entle, die zwischen der Schaafmatt und dem Farnern ihre Quellen hat. Einige dieser Bergwässer, namentlich die Waldemme, führen Goldsand oder Waschgold [2]). Auch gibt es im Lande Mineralquellen, als z. B. das Salvyden- oder Salviedenbad zwischen dem Lüegberg und der Hirs-Egg, das Kretzenbad, das Bad im Kragen, in Rorigmoos an dem Baichtenberg bei Escholzmatt und im Farnbühl an der Bramegg. Die Hügel und Berge, welche die Thäler einfassen und aus Sandstein, Gerölle und Nagelflue bestehen, erreichen die Schneelinie nicht; denn die höchsten steigen nicht über 7000 Fuß über das Meer empor. Wer sie einzeln will kennen lernen, den verweisen wir auf des bereits genannten J. X. Schnyder's von Wartensee „besondere Beschreibung etlicher Berge des Entlebuchs, mit

1) Die Grundfläche wird im Helvetischen Almanach für das J. 1804 (Zürich). S. 185 nach der damaligen Eintheilung des Landes in unteres, mittleres und Oberamt zu 22,500,000 + 17,000,000 + 30,000,000 = 69,500,000 □Klaftern (Toises) franz. Maßes, zu 6 par. Fuß die Klafter berechnet. 2) s. den Aufsatz, betitelt: „Emmengold," in Balthasar's Historische, topographische und ökonomische Merkwürdigkeiten des Cantons Luzern (Luzern 1786). 2. Bd. S. 142.

verschiedenen historischen Anekdoten, ökonomischen Beobachtungen und andern Erklärungen über die Geschichte der Entlebucher (Luzern 1783 und 1784) 3 Hefte, und dessen Anleitung eine kleine Bergreise nach dem Entlebuch schicklich anzustellen. Sie ist im luzerner Intelligenzblatte 1781. Nr. 30—36, 39—41, 43 und 45 abgedruckt. Überhaupt findet man werthvolle Beiträge zur Topographie des Entlebuchs in J. X. Schnyder's von Wartensee Geschichte der Entlebucher (Luzern 1781—1782). 2 Bände [3]), in F. J. Stalder's Fragmenten über Entlebuch. Nebst einigen Beilagen allgemeinen schweizerischen Inhalts (Zürich 1797). 2 Thle. und in einer „Malerischen Skizze über das Land Entlebuch," welche im Jahrgange 1804 des helvetischen Almanachs S. 174 u. f. enthalten ist. Die entlebucher Bergmassen erreichen die höchste Höhe, d. h. 6—7000 Fuß über dem Meere im Süden und verflachen sich gegen Norden fast um die Hälfte. Die bedeutendsten dieser Berge sind im Süden die aus Kalkstein bestehende Pilatuskette (über 6000 Fuß), die Rieseten, der Schlierenberg (5130 Fuß), Schaafmatt, die Farnern, der Sörenberg, die Hinter-Fluh. Auf der Hinter-Fluh ragen besonders hervor das Tann-Horn, das Roth-Horn, der Tristenberg, der Nessel-Stock, die Blatten-Fluh und die Schwarzen-Egg. Nordwestlich von der Hinter-Fluh ziehet sich in einer Länge von viertehalb Stunden der noch zur nördlichsten Kalkalpenkette gehörende, vielfach zerklüftete Schratten, dessen Spalten und Höhlen das Bild gräßlicher Zerstörungen darbieten und dessen höchstes Joch die Scheibenfluh (6280 Fuß) heißt. Nördlich vom Schratten liegt der alpenreiche Gsteig. Im Norden und Westen des Entlebuchs herrscht die Enzikette, deren höchster Punkt, der Napf, 4950 Fuß über das Meer steigt. Die herrlichsten Fernsichten hat man auf dem Tann-Horn, auf dem Gsteig, bei der Wallfahrtsstätte zum heiligen Kreuze in Wittenbach, 3780 Fuß über dem Meere, auf der Bramegg (3390 Fuß), wo die neue Fahrstraße von Luzern nach Bern herüberführt und auf dem Napf. Dieser letztern hat Häffliger im Helvetischen Almanach für das Jahr 1804 S. 197 eine Beschreibung und ein eigenes Lied „das Napflied" geweihet. Die Kämme der Gebirge sind mehrentheils mit Tannenwäldern bekränzt, ihre oft steilen Abhänge, ihre Klüfte und Schlünde mit kräuterreichen Alpentriften bedeckt und die meisten mit Sennthümern wie besät. An den Stellen, die es gestatten, wechseln mit diesen Bergwiesen kleine Felder ab, auf welchen Kartoffeln, Hafer, Roggen und Gerste gezogen werden. Zur Erntezeit ziehen ganze Schaaren von Jünglingen und Mädchen als Schnitter entweder ins „Gäu," d. h. in andere Theile des luzerner Gebietes oder in entferntere Cantone. Andere sammeln sogenannte Gesundheitskräuter und verkaufen sie weithin als Schweizerthee; Andere treiben einzelne Gewerbe, namentlich die Weberei; während die Weiber und Mädchen im Spinnen ein großes Geschick besitzen; was wol jährlich 40—50,000 Gulden ins Land bringt. Die einzige Glashütte im ganzen Canton steht unweit des bereits erwähnten Badehauses in dem kleinen Thälchen, im Kragen. Die eigentliche Alpenwirthschaft bleibt indessen die Hauptnahrungsquelle der Einwohner. Sie begreift die Zucht des Hornviehes, der Pferde, der Schafe, der Ziegen und Schweine auf den Alpweiden, den Hainweiden und in den Hochwäldern, die Stalder a. a. O. I, 210 fg. namentlich aufzählt; — ferner die Gewinnung der Milch, der Butter, die Fabrication des Käses und selbst mitunter die Verfertigung des Milchzuckers, oder, wie man sich im Lande ausdrückt, des Schottenzuckers. Das Hornvieh verkaufen die Entlebucher entweder nach dem Emmenthal oder nach Italien; ein beträchtlicher Theil der auch im Auslande berühmten emmenthaler Käse wird im Entlebuch gekocht, und aus der Wolle der einheimischen Schafe verfertigt man das wollene Zeuch, welches Landtuch heißt und aus welchem die Alltagskleidung der Männer (der Tschoppen) besteht [4]). Wie hochwichtig die Viehzucht ist, geht schon daraus hervor, daß nach Stalder's Fragmenten 6731 Kühe, 2221 Gusti, 872 Pferde, 11,156 Schafe und Ziegen auf den entlebuchschen Bergtriften durchsömmert, während im Winter etwa 2000 Stück Hornviehes weniger als im Sommer ernährt werden. Wegen des Absatzes nach dem Emmenthal werden an den Grenzen die dort beliebten rothen Kühe gezogen, doch hält der Entlebucher vorzugsweise auf schwärzlichbraunes Vieh mit einem weißgrauen Streife über dem Rücken. Dieses „bergfärbige" Vieh, wie es in der Landessprache genannt wird, ist auf den italienischen Viehmärkten so beliebt, daß das Stück um acht bis zehn Thaler theuerer verkauft werden kann als Vieh von gleichem Werthe, aber von anderer Farbe. Die entlebucher Rindviehrace hat Ähnlichkeit mit der in den kleinen Cantonen.

Nach obrigkeitlichen Zählungen betrug die Volksmenge im J. 1783 = 10,546 Seelen. Im J. 1796 war diese Zahl auf 12,557 und im J. 1817 auf 17,077 gestiegen [5]). Im Durchschnitt stirbt nur der 39. von allen Lebenden, was auf ein sehr gesundes Klima deutet. Die Ehen sind so fruchtbar, daß Stalder a. a. O. I, 195 auf drei Ehen 19 Kinder rechnet. Alle Einwohner, ohne Ausnahme, sind katholisch. „Dies Volk," sagt Johannes von Müller, „in seiner Gestalt, in seinen Gesinnungen, in seiner Lage ist von den merkwürdigsten." An einer andern Stelle seiner Schweizergeschichte fügt er hinzu: „es ist an Stärke, Schönheit und Witz unter allen schweizerischen Völkerschaften beiweitem eine der trefflichsten." In der

3) Der Altseckelmeister Joseph Anton Felix von Balthasar in seinem „Verzeichniß der Handschriften und Collectaneen, vaterländischen Inhalts, die zu den Druckschriften der Schweizer-Bibliothek gehören, welche der Besitzer sämmtlich der Vaterstadt Luzern und seinen Mitbürgern zu überlassen gesinnt ist" (Luzern 1809). S. 87 sagt ausdrücklich, daß der lesenswerthen Geschichte der Entlebucher von Schnyder die handschriftliche Beschreibung des Landes Entlebuch u. s. w. von Renward und Ludwig Cysat zum Grunde gedient habe, deren v. Haller in seiner „Schweizer-Bibliothek" IV. Nr. 704 ausführlich gedenkt.

4) s. die Beschreibung der Landestracht und der entlebucher Nationaluniform in Stalder's Fragmenten I. S. 37 und 47, sowie die Abbildungen in dem Helvetischen Almanach für das Jahr 1804 und die folgende Note 8. 5) s. Stalder's Fragmente I. S. 183—196 und Bernoulli's Schweizerisches Archiv für Statistik und Nationalökonomie (Basel 1827). S. 101.

That, die Entlebucher gehören zu den ausgezeichnetesten Völkerschaften der Schweiz. Eine meisterhafte Schilderung, man möchte sagen, eine psychologische Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeiten hat F. J. Stalder im ersten Theile seiner schätzbaren Fragmente geliefert. Die hervorstechendsten Eigenschaften dieses Hirtenvolkes sind Ehrstolz, glühender Freiheitssinn, Anhänglichkeit an sein Land und an Seinesgleichen, Frohmuth, Munterkeit, freundschaftliche Geselligkeit im Umgange mit Fremden, große Gelehrigkeit, treffender Witz und ein entschiedener Hang und Geschick zu satyrischen Gelegenheitsgedichten. Die Ausartungen dieser Anlagen bilden die Schattenseite des Gemäldes. Stalder verschweigt sie nicht, doch widerlegt er mit derbem Freimuthe die ungerechten Anschuldigungen eines oberflächlichen Reisenden[6]). Von den übrigen Cantonsangehörigen, die von ihnen die „Gäuer"genannt werden, unterscheiden sich die Entlebucher auch durch die physische Stärke des Körpers, einen gedrungenen nervichten Wuchs, Behendigkeit der Glieder, Geschicklichkeit in allen gymnastischen Künsten, ferner, wie wir gesehen haben, durch eigene Nationaltracht und endlich durch einen eigenen Dialekt[7]). Stalder's Behauptung: „von Natur scheuet der Entlebucher den Kriegsdienst" (Fragmente I. S. 76) vermögen wir indessen nicht mit der großen Menge von Entlebuchern in Einklang zu bringen, die bei den capitulirten Regimentern der schweizerischen Cantone gestanden haben, nicht mit dem Gefechte am Buttisholz gegen Enguerrard von Coucy im J. 1375, nicht mit den Heldenthaten auf dem Hirzel im züricher Kriege im J. 1443. Ihr Verhalten im Schwabenkriege, die Beweise von Tapferkeit bei dem Auszuge wider die Appenzeller im J. 1490 stimmen auch nicht damit überein. Und wer hat wol den heldenmüthigen Antheil vergessen, den dieses Volk an der Schlacht bei Murten genommen, von der ein Augenzeuge Vit (Veith) Weber singt:

Die Vorhut, die zoch vornendran,
Darunter waren zwey schöne Fahn'
Entlebuch war das eine,
Das andre Thun mit seinem Stern.
Sie warent bey einander gern
Man sach ihr fliehen keine.

Endlich möchten wir selbst für unsere Ansicht das Verhalten der entlebucher Mannschaft bei den sogenannten Zuzügen[8]) anführen. Dem mag nun sein, wie ihm wolle, ein so eigenthümliches Volk hat auch seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, wie z. B. bei der Hochzeitfeier u. s. w. Daß ein Älpler- oder Hirtenvolk sich vorzugsweise von Milchspeisen ernährt, das liegt gleichsam in der Natur der Dinge; um so auffallender erscheint der Abscheu, den der Entlebucher vor der sauern Milch hat. Daß dieser Abscheu wirklich stattfindet, versichert der bereits mehrmals genannte Schnyder von Wartensee in seiner „Systematischen Darstellung der schweizerischen Milchspeisen." In diesem im schweizerischen Museum (Zürich 1784). S. 133—145 abgedruckten höchst launigen Aufsatze werden, um es hier beiläufig zu sagen, nicht weniger als 124!! verschiedenartige Milchspeisen aufgezählt. Wie in mancher andern Gegend der Schweiz ist auch im Entlebuche das Kilchgehen (der Kiltgang) im Schwange. Auch alle körperliche Übungen, wie Jagen[9]), Tanzen, Singen, Reiten, Laufen, Springen, Bergklettern, Scheibenschießen und das Spielen von allerlei Blasinstrumenten gehören zu den täglichen Beschäftigungen der Entlebucher. Außerdem sind sie Meister in einer künstlich ausgebildeten Kampfgymnastik, besonders im Schwingen — einer Art Palästrik — und im Rutzen — mehr dem Faustkampfe vergleichbar. Man erstaunt über die Verschiedenartigkeit beider Kampfweisen und über alle die Kunstausdrücke, die dabei gebraucht werden. Sie bilden eine eigene Kunstsprache. Sowol über die Gymnastik der Entlebucher als über die Volksfeste derselben erschöpft Stalder a. a. O. II. S. 8—126 Alles, was sich darüber sagen läßt. Zu diesen Volksfesten kann man namentlich rechnen die Schwingfeste[10]), die gewöhnlich an den Kirchweihtagen einer besondern Pfarrgemeinde gehalten werden. Diese hirtlichen Wettkämpfe werden auch an außerordentlich ausgeschriebenen Schwingtagen mit den benachbarten emmenthaler, obwaldner oder brienzer Hirten begangen. Johannes von Müller in seiner Schweizergeschichte nennt als unüberwundene entlebucher Ringer Anton Brun und Klaus Disler; Stalder fügt die Namen des Hans Eiche-

---

6) Wanderungen durch die Schweiz von Karl Spazier (Gotha 1790). Dagegen schrieb Stalder: „Zusätze zur Charakteristik der Entlebucher. Dem Herrn Professor Spazier geweiht." Sie sind im Neuen schweizerischen Museum (Zürich 1794). S. 810—842 enthalten und in des Verfassers Fragmenten über Entlebuch (Zürich 1797). I. S. 125—183 wieder abgedruckt. 7) Von dem entlebucher Dialekt befinden sich mehre Proben in Stalder's Fragmenten, in den Alpenrosen auf das J. 1828, in Stalder's Landessprachen der Schweiz und in dessen Schweizer Idiotikon; s. auch „Alte Ballade, die im Entlebuch noch gesungen wird," in Henne's Schweizer-Blätter. Eine Monatschrift. (St. Gallen 1833.) 2. Jahrg. S. 210. 8) Zuzüge nannte man in der Sprache des schweizerischen Staatsrechtes vor 1798 den bewaffneten Beistand, den die einzelnen Cantone und zugewandten Orte sich bei drohender Kriegsgefahr einander leisteten. Über die der Stadt Basel im J. 1792 von der schweizer Eidgenossenschaft geschickten Zuzugstruppen besitze ich in meiner schweizer Bibliothek vierzig und einige Gelegenheitsschriften. Darunter: Fünf schöne neue Lieder. Das erste: Der Entlibucher Ankunft in Basel im Brachmonat 1792: Sagt mir, wer das ernste Volk — dort ꝛc. Ohne Druckort 1792. Drei neue Lieder. Das dritte: Mitgetheilte Empfindungen eines Basler an seine Mitbürger bei der Ankunft der Entlibucher in unserer Vaterstadt am 11. des Junius 1792: Gefällt sie Euch — die Heldenschar ꝛc. Ohne Druckort 1792. An der einen dieser kleinen Schriften ist ein illuminirtes, von M. Engelbrecht in Kupfer gestochenes Bild: „Zuzüger in Basel aus dem Canton Luzern." Es ist ein Soldat aus dem Entlebuch in der eigenthümlichen Nationaluniform, wie Stalder (Fragmente I. S. 47 Note) sie beschreibt. Thellung von Courtlary in seinem „Versuche über die ehemalige und gegenwärtige Milizverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft" (St. Gallen 1830) beschreibt S. 61 die Uniform der luzerner Truppen, und fügt hinzu: „ausgenommen die Entlibucher, denen vergönnt war, ihre alte Nationaltracht zu behalten, die sehr gut stand."

9) Über die Jägerei, das Wildpret und Geflügel im Entlebuch finden sich ausführliche Notizen in Schnyder's von Wartensee Geschichte der Entlebucher. 10) s. „Das Schwingfest im Entlebuch" als Titelkupfer des Helvetischen Almanachs für das J. 1804 und das Titelkupfer zum ersten Bande der Stalder'schen Fragmente.

mann, genannt Heinli Roth, und des Joseph Vogel hinzu. Dann wird der letzte Montag in der Fastnachtzeit, den die Entlebucher den Hirsmontag (Hirsmändig) nennen, im ganzen Lande gefeiert. Ist der Gottesdienst beendigt, dann schicken die verschiedenen Kirchgänge einander die von den Ortsgeschwornen ernannten reitenden Hirsmontagsboten, mit den üblichen von Außen mit dem Landeswappen, d. h. einer Buche und einem Kreuze hochroth und grün bemalten Briefen ab, die vor dem versammelten Volke vorgelesen werden. Diese ganz in Reimen und im entlebuchschen Dialekt abgefaßten Schreiben sind eigentliche Stachelgedichte, in welchen die geheimen Geschichten aller bei der betreffenden Gemeinde seit Jahresfrist vorgefallenen Albernheiten, Thorheiten, Lächerlichkeiten, Übereilungen und sittlichen Verstöße unbarmherzig gegeißelt werden [11]). Das erhabenste Nationalfest war unstreitig bis zur schweizerischen Staatsumwälzung „der Schwörtag" oder, wie Stalder sich ausdrückt „die Huldigung," welches alle zwei Jahre in Schüpfen, als in der Mitte des Thals Entlebuch, begangen wurde. Mit militairischem Gepränge und unter dem Vortritte aller Behörden sowol Ehren- als Dienstämter wurden an diesem „offenen Schwörtage" die bei den Verwaltungs- und Gerichtsstellen entstandenen Lücken wieder besetzt, sowie jeder über 14 Jahre alte Entlebucher den feierlichen Schwur der Treue vor den Abgeordneten der Stadt Luzern ablegte.

Bevor wir die bedeutendern Ortschaften des Landes namhaft machen, wollen wir im Allgemeinen bemerken, daß das Entlebuch eine der Landvoigteien bildete, in welche der Canton Luzern vor der neuern politischen Gestaltung der Schweiz zerfiel. Damals, also vor 1798, unterschied man in derselben drei Ämter, das Unteramt oder Amt Entlebuch, das mittlere Amt oder Amt Schüpfen und das Oberamt oder Amt Escholzmatt. Jetzt ist das Entlebuch eins der fünf Ämter des Cantons Luzern mit einem Amtsstatthalter, einigen Amtsräthen, einem Amtsschreiber, einem Amtsweibel und Gemeindeammännern, die zugleich Botenweibel sind zur Besorgung der Amts- und Gemeindeangelegenheiten. Dagegen zerfällt es in drei Gerichtsbezirke, Entlebuch, Escholzmatt und Schüpfheim. Ein jedes dieser Bezirksgerichte hat einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einige Friedensrichter als Beisitzer, einen Gerichtsschreiber und einen Gerichtsweibel. Die verpfründete Geistlichkeit, d. h. die Pfarrer, ihre Vicare, Kapläne u. s. w. gehören zum surseer Capitel. Die nennenswerthen Ortschaften sind folgende:

11) Vergleiche die Beschreibung dieses Festes in Stalder's Fragmenten, dann „Le Carnaval de l'Entlibouch," in Bridel's Conservateur Suisse (Lausanne 1817). T. VIII. p. 88—99, und endlich „Die Hirsmontagsfeier im Entlebuch." Was sie war und was sie werden könnte und sollte, von J. Schweizer in den Alpenrosen auf das J. 1828 (Bern). S. 367—389. Stalder in seinen „Fragmenten" beschreibt auch das von ihm sogenannte Huldigungsfest; im Lande selbst heißt es der Schwörtag. Als Ergänzung zu dieser Beschreibung kann ich aus meiner Schweizer-Bibliothek ein „Schwörtagslied für die Entlebucher" nach der Melodie: Auf, auf, ihr Brüder! und seid stark 2c., und ein anderes nach der Melodie: Stimmt, wackre Schweizerbauern 2c., anführen, die beide ohne Druckort und Angabe des Jahres wahrscheinlich in Luzern erschienen sind.

A. Im Gerichtsbezirke Entlebuch.

Entlebuch, Pfarrdorf mit den Filialen Egg und Schimberg, am Zusammenflusse der Waldemme und der Entle, über welche die große Entlebrücke führt. Der hier abgehaltene Jahrmarkt pflegt sehr besucht zu sein, auch ist der Ort der Sitz des Bezirksgerichts und eines Postamtes. Stalder vermuthet, daß nicht nur das Dorf, sondern auch der Gerichtsbezirk, ja selbst das ganze Land von der Entle den Namen erhalten haben; dagegen wird in den Alpenrosen auf das J. 1828. S. 369 die Behauptung aufgestellt, daß der Name Entlebuch von einer berühmten Buche, die bei Buttisholz stand und von der Entlebrücke herkomme.

Doppleschwand liegt auf einem Berge mit Obstbäumen umgeben. In die durch einen Leutpriester bediente Kirche nebst zwei Kapellen sind 130 Gebäude eingepfarrt. Nach dem Kirchenurbar hatte vor Zeiten der Pfarrherr daselbst die Verpflichtung, im Nothfalle, Wein auszuwirthen. Jetzt besorgt dies ein förmlicher Gastwirth. Über den Ort ragen die Trümmer einer alten Burg hervor. Sie war der Stammsitz der Edlen von Lütishofen.

Haßle oder Hasli, Pfarrdorf mit dem Filial Ennetegg, dessen Kirche auf einem Hügel höchst malerisch liegt. Der Ort, in welchem ein Jahr- und Viehmarkt abgehalten wird, ist der Stammsitz der längst erloschenen Edlen von Haßle. In dem wildesten Theile dieses Pfarrsprengels, auf dem Gebirge nach Schüpfen zu, steht die Kapelle zum heiligen Kreuze im Wittenbach, gestiftet im J. 1340 vom Freiherrn Johann von Aarwangen. Es ist ein Wallfahrtsort.

Romoos. Der Name dieses Pfarrdorfes wird von Romanorum ossa hergeleitet, ohne daß dieser Ableitung geschichtliche Thatsachen zum Grunde liegen. Die Gebirge dieser Pfarrei sind rauh und noch vor 30 Jahren lobte Stalder die natürliche Sitteneinfalt ihrer Einwohner. Die Kirche, deren Begründung ins 11. Jahrh. zurückreicht, ist die älteste im Lande. Zur Verbesserung der Pfarre schenkte ihr schon im J. 1133 Lutolf von Wollhausen den Maierhof Tannbach. Ganz in der Nähe fließt die forellenreiche Fontane. Von Romoos führt ein Fußweg nach Trübschachen über das Romooseregg unweit des Napfs. Noch kann erwähnt werden, daß man im 15. und 16. Jahrh. in der Nähe von Romoos Versuche angestellt hatte, um Gold bergmännisch zu gewinnen. Das Unternehmen hat indessen einen erwünschten Fortgang nicht gehabt.

Werthenstein, Pfarrdorf mit einer Brücke über die Waldemme, einem im J. 1630 gestifteten, noch jetzt besetzten Franziskanerkloster und den noch sichtbaren Überresten der Stammburg der Freiherrn von Werthenstein.

Wollhausen oder Wollhusen, eigentlich Wohlhausen. So heißen zwei durch eine über die Waldemme führende Brücke verbundene Ortschaften; ein Dorf und ein Flecken, mit dem Beinamen im Markte. Wollhusen im Markte, ehemals eine Stadt, liegt am Einflusse der Sigern in die Waldemme. Die Einwohner sind in die, beim Dorfe Wollhusen auf einer Anhöhe stehende Kirche eingepfarrt. Den Edlen von Wollhausen, die hier ihren Stammsitz

hatten, soll in dem der Geschichte gewidmeten Abschnitte dieses Artikels gedacht werden.

B. Im Gerichtsbezirke Escholzmatt.

Escholzmatt oder Eschlitzmatt, Pfarrdorf, 2820 Fuß über dem Meere, am Fuße des rauhen Schwendelbergs, auf dessen Gipfel eine Wallfahrtskirche steht. Es ist der Sitz des Bezirksgerichts und durch seine sehr besuchten Viehmärkte berühmt; unstreitig noch berühmter dadurch, daß der Dekan Franz Joseph Stalder, der nach Beromünster als Chorherr des dortigen Stifts versetzt ward, eine lange Reihe von Jahren die Pfarrstelle inne hatte. In Escholzmatt hat der hochverdiente Mann seine in diesem Artikel oft angezogenen Fragmente, sein bekanntes Werk über die Landessprachen der Schweiz oder schweizerische Dialektologie mit kritischen Sprachbemerkungen, sein schweizerisches Idiotikon und seine in der helvetischen Gesellschaft mit so vielem Beifalle vorgelesenen Abhandlungen, namentlich seinen Versuch über die Gymnastik der Schweizer (neues schweizerisches Museum [Zürich 1794] S. 881—889) ausgearbeitet. Außer dem Pfarrer ist noch ein Kaplan im Orte.

Marbach oder Marpach, nicht weit vom Ilfis, früher ein Filial des Klosters Trub, jetzt ein eigenes Pfarrdorf. Die Erwerbsquellen der Einwohner sind ein bedeutender Pferdehandel und die Handspinnerei des feinsten Flachsgarns. Es gibt hier Mädchen, sagt Stalder (Fragmente I, 208), die für ein Pfund Flachses 40—50 Batzen Spinnerlohn empfangen.

Wiggen, Weiler mit einer Getreide- und Sägemühle nebst einer den heiligen drei Königen geweiheten Kapelle. Im Meyer'schen Atlas de la Suisse steht neben Wiggen „H. 3. König" als ein bedeutendes Pfarrdorf aufgeführt, was unrichtig ist.

C. Im Gerichtsbezirke Schüpfheim.

Schüpfheim oder Schüpfen, Pfarrdorf und Sitz des Bezirksgerichts fast in der Mitte des Entlebuches, am Fuße des Schüpferberges, an der Waldemme, über welche eine bedeckte Brücke führt. Es wird in vier Theile eingetheilt: Vorderberg, Hinterberg, Dorfrotten und Clausrotten. In dem 1654 gestifteten Mannkloster leben eilf Capuciner unter einem Guardian. Die Viehmärkte werden stark besucht. Auch hat der Ort, der früher seine eigenen gleichnamigen Edeln besaß, eine zweifache politische Bedeutung erlangt; einmal werden hier in einem alten Thurme, der die Heimlichkeit heißt, die von den Entlebuchern eroberten Panner, ihre Fahnen und alle auf das Land sich beziehenden Privilegien aufbewahrt. In diesem Landesarchive befinden sich namentlich die Originalschriften des Landes, oder die sogenannten „weißen Urkunden" und darunter insbesondere die mit Luzern am St. Jacobstage im Heumonate des Jahres 1405 abgeschlossene „Verburgrechtung" oder das eigentliche entlebucher Staatsrecht.

Alsdann führt die erwähnte Brücke auf die Allmend, den Platz, auf welchem die öffentlichen Volksversammlungen, wie z. B. der Schwörtag, abgehalten wurden. Stalder gedenkt (Fragmente I. S. 111) eines aus Schüpfen gebürtigen ausgezeichneten Botanikers, Namens Jost Unternährer, der jedes Alpengewächs beim ersten Blick und oft schon in beträchtlicher Entfernung nach Classe, Ordnung, Geschlecht und Art zu erkennen weiß. Wir gedenken eines andern in seiner Art auch ausgezeichneten Mannes, der in Schüpfen Pfarrherr war, nämlich des als Naturforscher, Kenner des Entlebuches und eifriger Freund seines Vaterlandes hochgeachteten Joseph Xaver Schnyder von Wartensee [12]). Er hat als Pfarrer soviel Gutes gewirkt und durch seine gemeinnützigen Schriften soviel zur Kunde des Entlebuches und Belehrung der Entlebucher beigetragen, daß die Letzten seinen Namen nur mit Dank nennen.

Am Schüpfenberg liegt eine 1680 gestiftete Kapelle nebst einem Wohnhause, die beide in dem Meyer'schen Atlas unter der Benennung „St. Joseph" als ein bedeutendes Pfarrdorf prangen. Die Kapelle ist Jesus, Maria und St. Joseph geweihet.

Flüele oder Flühli bildet seit 1781 eine eigene, von der Mutterkirche zu Schüpfheim getrennte Pfarrgemeinde. Stalder (Fragmente II. S. 104) bezeichnet Flüele als den ödesten und wildesten Ort im Lande. Die auf den rauhsten Bergen zerstreuete Pfarrgemeinde zerfällt in die Clusner- und in die Clustaldner Hälfte. Auf allen Karten heißt der Ort Clustalden. Übrigens hat Schnyder von Wartensee mit Bezug auf eine unrichtige Angabe in Fäsi's Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft bereits im schweizerischen Museum (Zürich 1784) S. 858 dargethan, daß die Waldemme und die Weißemme nicht bei Clustalden, sondern vielmehr oberhalb Schüpfen sich mit einander vereinigen.

Sörenberg, im, ein Alpthal, auf den meisten Karten als Marienthal bezeichnet. Dieses Filial ist zwei Stunden vom Pfarrort Flüele entfernt. Die Lage schildert Stalder (Fragmente II. S. 66) mit folgenden Worten: „und in Mitte dieser Wunder steht freundlich und schmucklos eine kleine Kapelle, wie ein Tempel der Unschuld und Einfalt des Herzens, für Hirten, denen sich die Welt rund und schön zuschließt." Ein anschauliches Bild dieser Kapelle und des ganzen Bergthales gibt das von M. Meyer gemalte und von J. H. Meyer geätzte Titelkupfer zum ersten Bande des eben erwähnten Stalder'schen Werkes mit der Aufschrift: Sörenberg in der Pfarre Flühli. Es fehlt begreiflicher Weise in dem im Herbstmonat 1793 verfertigten reichen „Verzeichnisse von topographischen Kupferstichen und Holzschnitten des Canton Luzern," welches im Neuen schweizer Museum (Zürich 1794) die S. 754—772 einnimmt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

12) s. Denkmal auf Joseph Xaver Schnyder von Wartensee, Pfarrherrn in Schüpfen und Mitglied der Naturforschergesellschaft in Zürich, von Judas Thaddäus Müller im Schweizerischen Museum 1784. S. 225—256, und Balthasar's Historische, topographische und ökonomische Merkwürdigkeiten des Cantons Luzern (Luzern 1785). I. S. 5. Schnyder war 1750 geboren und starb im 34. Jahre seines Alters. Ein unvergängliches Denkmal hat er sich bei seinen Landsleuten durch seine Forschungen gestiftet, das auf seine Veranlassung auf dem Flühli errichtet wurde. Dies ward erst dadurch möglich, daß er einen sehr beträchtlichen Antheil von seinen Einkünften als Pfarrer zu Schüpfheim dazu hergab.

ENTOBDELLA, nannte Blainville eine später von ihm selbst wieder eingezogene Wurmgattung aus der Familie der Blutigel, welche mit Oken's Gattung Phylline identisch ist. Die beiden dahin gezogenen Arten, nämlich Hir. grossa und Hippoglossi *Linn.*, leben parasitisch an Fischen oder Muscheln, und sind noch nicht genauer bekannt. Die eine, H. Hippoglossi *Linn.*, aus welcher Blainville nunmehr seine Gattung Epibdella bildet, scheint ein hartes Gerüst in der hintern Sauggrube zu besitzen, und also meiner Familie, der Pegmatobdellei, anzugehören; die andere, H. grossa *Linn.*, zeichnet sich durch ein gespaltenes Kopfende aus, und führt jetzt den Gattungsnamen Malacobdella bei Blainville. Vergl. über beide die Artikel Sangsues (T. 47. p. 269) und Vers (T. 57. p. 566) des Dictionn. des sciences naturelles, sowie den Artikel Phylline in dieser Encyklopädie, woselbst der genauen Schilderung von Ph. Hippoglossi, die neuerdings G. Johnston (Annales of natural history. Vol. I. p. 431. pl. 15. 1838) gegeben hat, ausführlicher gedacht werden soll. Dieser zufolge hat der Wurm einen zweischenkeligen Darm, und gehört also nicht zu den Hirudineen, sondern zu den Dicranocoelis mit Knorpelgerüst in der Sauggrube, meinen Pectobothriis (vergl. diesen Artikel). (*Burmeister.*)

Entoganum *Banks*, s. Melicope.

ENTOMODA, eine von Lamarck (Système des animaux sans Vertèbres. T. III. p. 232) aufgestellte Gattung parasitischer Krebse, welche er aus der Linné'schen Gattung Lernaea absonderte und auf L. salmonea *Linn.*, L. gobina *Müll.*, L. cornuta *Müll.* und L. radiata *Müll.* gründete. Blainville zieht diese Arten größtentheils zu seiner Gattung Lernentoma, auf welche, und besonders auf den Artikel Lernaea, wir die Leser verweisen. (*Burmeister.*)

ENTOMOLOGIE, heißt diejenige Abtheilung der Naturgeschichte, welche die Insekten (s. d. Art.) zu ihrem Gegenstande hat. Bei dem großen Umfange dieser Thierclasse fühlte man schon lange vor Linné's Reformation das Bedürfniß einer selbständigen Bearbeitung derselben, und behandelte daher diesen Theil der Naturgeschichte früher, als viele andere, von besondern Gesichtspunkten aus als eigenthümliches Ganze. Daher kommt es, daß die Literatur und Geschichte der Entomologie für sich allein sehr gut geschildert werden kann, zumal da nur einzelne besonders begabte Naturforscher in allen Zeiten der Wissenschaft uns begegnen, welche, wenn sie vorzugsweise Entomologen waren, außerhalb ihres wissenschaftlichen Kreises sich geltend machen konnten. Wir werden also im Nachfolgenden eine kurze Schilderung der allmäligen Entwickelung dieser zoologischen Disciplin versuchen können, ohne dadurch einer geschichtlichen Darstellung der gesammten Zoologie (s. d. Art.) Eintrag zu thun.

Die Benennung Entomologie ist nicht sehr alt, sondern entstand erst gegen die Mitte des 18. Jahrh. auf Veranlassung des Bestandwortes Insektologie, unter welchem Bonnet eine entomologische Schrift (Traité d'Insectologie [Paris 1745]) publicirt hatte. Durch seine Kritiker auf den Fehler in der Bildung dieses Wortes aufmerksam gemacht, war er selbst später geneigt, es in Entomologie umzuändern (vergl. dessen Betrachtungen über die Natur; teutsche Übers. 3. Aufl. S. 278, oder 5. Aufl. 2. Bd. S. 41); und da hernach J. Chr. Fabricius, welcher unter den entomologischen Systematikern die erste Stelle einnimmt, diesen verbesserten Ausdruck mit Recht vorzog, so ward er durch den allgemeinen Beifall, welchen die Schriften (von 1775—1805) des genannten Autors erhielten, in der spätern und neuesten Zeit allein üblich und angenommen, besonders da auch Linné ihn anwandte. Mehre eifrige Anhänger Bonnet's, wie J. A. E. Goeze und J. S. Schröter, schrieben Anfangs noch Insektologie, später ebenfalls blos Entomologie.

Erste Periode. Die Wissenschaft von ihrem ersten Entstehen bis zu ihrer eigentlichen Begründung durch selbständige Beobachter.

Man ist gewohnt, mit der historischen Schilderung der Zoologie bis auf das griechische Alterthum zurückzugehen, oder gar versucht worden, wie dies noch J. R. Eiselt in seiner „Geschichte, Systematik und Literatur der Insektenkunde" (Leipz. 1836) gethan hat, Adam für einen Naturforscher zu halten, weil er den Thieren Namen gegeben habe; allein Beides scheint mir unpassend zu sein, wenn auch nicht in gleichem Grade, denn das letztere Verfahren ist in der That abenteuerlich. Aristoteles nämlich, den man den Vater aller Naturgeschichte, zumal der Zoologie, nennt, war durchaus kein Zoolog im spätern Sinne, dem es also darauf angekommen wäre, eine systematisch angeordnete Schilderung der damals bekannten Thiere zu geben; sondern vielmehr ein physiologischer Forscher, welcher, mit echt philosophischem Geiste ausgerüstet, die ihm vorliegende Mannichfaltigkeit der Thierwelt studirt hatte, um aus ihr die substanziellen Resultate zu ziehen und die Einheit zu erkennen, welche der Mannichfaltigkeit zum Grunde liege, in die sie sich auflöst. Er geht daher bei seiner Thiergeschichte sogleich vom Thiere, als Gruppenbegriff, aus, und bringt dessen Theile je nach ihrer Übereinstimmung oder Verschiedenheit unter bestimmte allgemeine Gesichtspunkte, sodaß uns schon auf den ersten Seiten seines Werkes die gesammte thierische Organisation in ihre Elemente zerlegt erscheint; eine Betrachtungsweise, bis zu welcher sich kein Zoolog der spätern Zeit, fast bis auf Cuvier, der überhaupt dem großen Stagiriten unter den Neuern am nächsten tritt, erheben konnte. Die einzelnen Thiere aber, welche bei den spätern Zoologen in den Vordergrund treten, bilden bei ihm blos Typen für die aufgestellten Gesetze, und werden daher jedesmal nur insoweit von ihm berücksichtigt, als sie das eben besprochene Gesetz beweisen helfen. Nur in seltenen Fällen, nämlich da, wo eine gewisse Organisationsweise sich blos über eine bestimmte Thiergruppe verbreitet, erscheint diese dann auch als Ganzes in der Schilderung, und wird nach der Art, wie sich die berührte Organisation in ihr ändert, in verschiedene Gruppen gesondert. Es kann daher von einer Systematik des Thierreiches in unserm Sinne nicht die Rede sein, vielmehr begegnen uns bei Aristoteles sehr verschiedene Eintheilungen, je nachdem diese oder jene Beziehung zum Eintheilungs-

grunde gewählt wird. So theilt er Lib. I. Cap. 1. §. 6 die Thiere nach der Lebensweise ein, und definirt §. 7 die Insekten (ἔντομα) als solche nicht Luft athmende Landthiere, welche an ihrem Körper Einschnitte haben. Da er an dieser Stelle ausdrücklich sagt, daß Er sie so nenne, so darf man wol annehmen, daß er den Namen ἔντομα für diese Thiere erfunden habe, mithin von ihm eigentlich die wissenschaftliche Benennung der Insektenwelt herrühre. Weiterhin Cap. 5 unterscheidet er die Thiere nach ganz andern Gesichtspunkten, nämlich nach den Bewegungsorganen. Hier begegnen uns §. 5 die Insekten als die geflügelten Thiere ohne Blut, welche in κολεόπτερα und ἀνέλυτρα zerfallen, und diese wieder in δίπτερα und τετράπτερα; Unterschiede, welche unter denselben Namen die Wissenschaft bis auf unsere Tage mit Recht festgehalten hat. Allein alle diese Unterschiede zu machen, war nur insofern Zweck, als es darauf ankam, die thierische Organisation in ihre Elemente zu zerlegen, nicht die Summe der verschiedenen Einzelnwesen kennen zu lehren, aus denen die Thierwelt besteht. Hätte Aristoteles dies gewollt, wie es die Aufgabe der Zoologie durch Linné geworden ist, so würde er nicht so oft von Thieren gesprochen haben, die ähnlich gebildet seien, aber wegen Mangels besonderer Namen nicht weiter angeführt werden könnten. Nur diejenigen Thiere, welche die Volkssprache schon als besondere unterschieden hatte [1]), treten bei Aristoteles als Repräsentanten seiner die Resultate der Bildungsweisen darstellenden Schilderung auf, und nur wo die Volkssprache das von ihm gefundene Resultat nicht angedeutet hatte, gab er neue, Hauptabtheilungen bezeichnende, Namen. Hiernach erscheint uns Aristoteles in der That als ein wahrer Naturforscher, der seine Aufgabe sehr wohl kannte, und dieselbe mit dem Hauptmittel der damaligen Zeit, der Schärfe des Verstandes, zu lösen wußte, wie Keiner vor und Wenige nach ihm; aber die Zoologie, wie sie im Verlaufe der Zeit sich gestaltete, kann ihn nur insofern für ihren Vater anerkennen, als er der einzige Schriftsteller des Alterthums ist, in dem zoologische Thatsachen, die auf eigener Untersuchung beruhen, niedergelegt sind, und grade diese Thatsachen die einzigen waren, von denen die Wissenschaft bei ihrer neuen Begründung nach dem Dunkel von 18 barbarischen Jahrhunderten ausgehen konnte. Übrigens kannte Aristoteles die Metamorphose der Insekten wenigstens theilweise, und beschreibt sie (Lib. V. Cap. 19) von den Schmetterlingen, wie von den Bienen (Lib. IX. Cap. 41), wenn ihm gleich von den letztern das eigentliche Geschlechtsverhältniß dunkel geblieben zu sein scheint; auch wußte er, daß die Insekten sich häuten (Lib. VIII. Cap. 17), um zu wachsen, daß sie ihre Töne auf verschiedene, zum Theil sehr richtig erklärte, Weise hervorbringen (Lib. IV. Cap. 9), daß sie Geruch besitzen (ibid. Cap. 8), sowie manche andere im Cap. 7 desselben Buches mitgetheilte Eigenschaften. Auffallend bleibt es aber, daß er ihnen die Athmung abspricht, da er doch wußte, daß sie, mit Öl bestrichen, sterben (Lib. VIII. Cap. 26); und daß er noch viele aus Thau, Mist, Aas, Fleisch, Holz, Wolle, Pelzwerk u. dgl. m. entstehen läßt (Lib. V. Cap. 17), wiewol er von mehren ihren Ursprung aus Eiern, die er bei Schmetterlingen mit Pflanzensamen vergleicht (ibid.), und die Metamorphose des aus dem Eie kriechenden Wurms zum vollkommenen Insekt vermittels des Puppenschlafes beobachtet hatte.

Caj. Plinius der Jüngere (lebte von 62—110 n. Christ.), dessen auf uns gekommene große Encyklopädie das zweite naturhistorische Werk ist, aus dem wir die Kenntnisse der Alten ersehen können, hat mit Aristoteles verglichen eine ungleich geringere Bedeutung, schon deshalb, weil er in der Regel blos diesen Autor excerpirt hat und höchstens einige Bemerkungen anderer Schriftsteller, welche im Laufe der Zeiten verloren gegangen sind [2]), mit diesen Excerpten vereinigte. Allein diese Art, sein Werk zu verfassen, brachte eine Eigenschaft mit sich, die ihn den modernen Zoologen näher stellt, nämlich die naturgemäße Anordnung der Stoffe, welche er vorträgt. So findet sich denn auch die eigentliche Naturgeschichte der Thiere im Lib. VIII—XI seines Werkes vereinigt, und unter diesen nimmt der entomologische Theil den Anfang des Lib. XI. bis zu Cap. 44 ein, worauf als Schluß des Ganzen eine anatomisch physiologische Schilderung des Thieres, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Menschen folgt. Von den Insekten hat er nicht viel mehr, als was er bei Aristoteles vorfand, entstellt jedoch Einiges durch verkehrte Auffassung, welcher Umstand es wahrscheinlich macht, daß er Aristoteles' Werk gar nicht im Urtexte las, sondern in späteren Überarbeitungen. Am ausführlichsten handelt Plinius von den Bienen, diesem im Alterthume, wie noch jetzt, so sehr geschätzten Insekt, dessen Naturgeschichte schon den Alten in ihren Hauptzügen bekannt war. — Sie wandten auch, nach Plinius' Zeugniß (Lib. XI. Cap. 16), dieselben Mittel an, ihre Ökonomie zu studiren, welche in neuern Zeiten soviel Aufschlüsse über dieselbe uns verschafft haben; nämlich Bienenstöcke mit Glassenstern, durch welche man das Verfahren der Bienen beobachten kann. An die Bienen reiht er die Wespen, von denen er nach Aristoteles' Vorgange (Lib. IX. Cap. 41), mehre Arten unterscheidet; die eigentliche Wespe (vespa, σφήξ) [3]) und den crabro, gewiß unsere Hornisse, die aber bei Aristoteles keinen besondern Namen führt, sondern blos als die größere wilde (ἄγριος) Art unterschieden wird. Die ἀνθρήνη des Aristoteles (Lib. IX. Cap. 42) ist gewiß nicht die Hornisse, sondern eine zur Abtheilung der Fossoria gehörige Hymenopterengattung, welche ich auf Scolia flavifrons deuten möchte; dagegen läßt sich im βομβύλιος, den Plinius durch bombyx übersetzt, wenigstens nach der Stelle des Aristoteles Lib.

1) Aristoteles beschreibt daher ebenso wenig, wie irgend ein anderer alter Schriftsteller, die Thiere, von denen er redet; ein Umstand, der es für uns in der Regel unmöglich macht, das Thier genau zu ermitteln, welches er aufführt. Fast alle Insektennamen sind daher problematisch.

2) Unter den verloren gegangenen naturhistorischen Schriftstellern scheint Publ. Nigidius Figulus, der etwa 60 Jahre vor Chr. Geb. lebte, der bedeutendste zu sein. Von seinem Werke: De animalibus, existiren nur noch Fragmente. 3) Conf. *Macrobii* Saturnalia. Lib. III. Cap. 16.

IX. Cap. 43 mit ziemlicher Gewißheit eine große Bombus-Art vermuthen (vgl. Keferstein in Germar's Magazin III, 10). Was aber der gleich darauf folgende *τενθρηδών* für ein Thier sei, weiß ich nicht; fast scheint es, als bezeichne dieser Name die echte Wespe (Vespa vulgaris *Linn.*), und unter dem *σφήξ* sei eine andere Wespenart, etwa Polistes gallica, zu verstehen. Bei Plinius ist nach Cap. 27 der Bombyx zugleich ein Seidenwurm und dasselbe scheint bei Aristoteles Lib. V. Cap. 19 *βομβύλιος* zu bezeichnen, denn von dieser Stelle ist die erwähnte des Plinius die Übertragung; wenngleich die Übersetzung anders lautet, als das Original. Aristoteles sagt nämlich (a. a. O.), es entstehe zuerst aus dem Wurme eine Raupe (*κάμπη*), aus dieser der *βομβύλιος* und aus dem der *νεκύδαλος*; Plinius dagegen läßt aus dem letzteren wieder den bombyx in sechs Monaten entstehen, während Aristoteles blos bemerkt hatte, daß die ganze Verwandlung der drei in sechs Monaten vollendet werde. Ich deute nun diese Stelle so, daß *κάμπη* die älteren, *σκώληξ* (Wurm) dagegen die jüngern Perioden des Raupenalters bezeichnet, *βομβύλιος* aber, welcher das Gespinst (*τὰ βομβύκια*) bereitet, die sich verpuppende Raupe, oder vielmehr die Puppe selbst ist, aus welcher dann der Schmetterling *νεκύδαλος* entsteht. Dieser mochte anderswo, und namentlich in späterer Zeit, bombyx heißen, und daher setzte Plinius auch diesen Namen hinzu, ihn fälschlich für eine vierte Form des Thieres erklärend. Man sieht aus diesen Verwechselungen, daß sowol Aristoteles, als auch noch mehr Plinius, es mit den Namen der Thiere so genau nicht nahmen, wie wir zum Verständniß ihrer Mittheilungen wünschen müssen, und daß ihnen oft selbst eine und dieselbe Benennung für zwei höchst verschiedene Gestalten diente. Dieser Umstand vergrößert noch die Verwirrung, welche in der Nomenclatur der Alten herrscht, und macht es für uns ganz unmöglich, die von ihnen gebrauchten Namen mit Sicherheit auf bestimmte Thiere zurückzuführen, wenn es gleich in vielen einzelnen Fällen möglich ist, aus gemachten Andeutungen mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit eine Thierform zu errathen, die etwa gemeint sein könnte.

Auf den Seidenwurm folgt bei Plinius die Spinne, von der die ähnliche Eigenschaft des Gewebebereitens als Grund dieser Nähe hervorgehoben ist; daran schließen sich die Scorpione und nun kommen die Cicaden, deren Schilderung (Cap. 32) fast ganz aus dem Aristoteles (Lib. V. Cap. 30) entnommen ist. Bemerkungen über die Unterschiede im Bau der Flügel, der Beine, der Lebensweise und der Entstehung, welche alle ebendaher genommen zu sein scheinen, da es in der Regel nicht schwer hält, die Parallelstelle bei Aristoteles ausfindig zu machen, bilden den Schluß dieser Plinius'schen Entomologie.

Älian, der dritte Schriftsteller des Alterthums (lebte um 221 nach Chr. Geb.), von dem wir ein naturgeschichtliches Werk besitzen, hatte mit der Zeit, in welcher er lebte, den Sinn für rein wissenschaftliche Dinge verloren, und die Curiositäten, welche den Inhalt seiner Thiergeschichte ausmachen, treten zu sehr in den Vordergrund seiner Schilderungen, als daß es lohnend wäre, bei ihnen länger zu verweilen.

Nicht anders können wir über die Schriftsteller des Mittelalters urtheilen, welche von der Wiederherstellung der Wissenschaften bis ziemlich in die Mitte des 16. Jahrh. hinein der Naturgeschichte ihre Aufmerksamkeit zuwandten; kaum lohnt es, die Namen derselben zu nennen, da in keinem derselben mehr als eben Excerpte aus den Alten enthalten sind. Gravenhorst hat in seinem Conspectus histor. Entomologiae (Helmst. 1801. 4.) die Namen und die Titel ihrer Werke verzeichnet, und dasselbe hat Eiselt in seinem oben erwähnten Werke gethan (S. 13. 14); auf welche beiden wir unsere Leser mit der Bemerkung verweisen, daß er auch hier nicht mehr als eben Namen von Schriften zusammengetragen finden wird, deren Studium der Inhalt, den sie bieten, nicht belohnen kann. Am vollständigsten und interessantesten scheint noch die Compilation des Albertus magnus (lebte von 1193—1280) zu sein, in dessen Werke: De virtute herbarum, lapidum et animalium, das 26. Buch von den Insekten in alphabetischer Ordnung handelt, und ziemlich das enthält, was man bei Aristoteles, Plinius und andern Schriftstellern vor ihm über diese Thiere niedergelegt findet.

Noch drei Jahrhunderte fast hielt sich diese, gleich der scholastischen Philosophie, steife und unbeholfene Art der Naturbetrachtung, da nahete der gesammten Naturgeschichte eine gewaltige Reformation durch die Entdeckung Amerika's und die vielen neuen Thiergestalten, welche von dort nach Europa gebracht wurden. Nicht blos daß durch deren Erscheinung und ungewohnte Bildung die Aufmerksamkeit sich angezogen fühlte und zur nähern Untersuchung veranlaßt wurde, sondern auch auf das Studium der einheimischen Thiere wirkte ihre abweichende Natur vortheilhaft zurück, insofern man an ihnen Dinge kennen lernte, die man an den einheimischen übersehen hatte, und die doch auch hier vorhanden sein konnten. So wurde denn der noch vorräthige wissenschaftliche Stoff mit größerem Fleiße als bisher gesammelt, verarbeitet, übersichtlich angeordnet, mit den spätern Erfahrungen in Verbindung gebracht und zu einem Ganzen verschmolzen, das durch die unsägliche Mühe, welche man auf die möglichste Vollständigkeit verwandte, einen erstaunungswürdigen Umfang erhielt.

Der erste zoologische Schriftsteller des 16. Jahrh., welcher auf diese Weise verfuhr, war der Engländer Eduard Wotton, dessen Werk unter dem Titel: De differentiis animalium, zu Paris 1552 in Fol. erschien (vergl. darüber die Isis. Jahrg. 1833. S. 1173). Es besteht aus zehn Büchern, unter denen das neunte den Insekten gewidmet ist, und wieder in 27 Capitel (Cap. 197—223) zerfällt, von denen die ersten und letzten die Insekten im Allgemeinen schildern, während die mittlern von einzelnen Insekten, als Bienen, Wespen, Ameisen, Spinnen, Cicaden, Lokusten, Koleopteren und Raupen, handeln, Alles getreu nach Mittheilungen der Alten entworfen, und nur hier und da mit eigenen Zusätzen vermehrt. Auch hier findet man ein eigenes Capitel (217),

in welchem der Insektenmetamorphose als einer Manchen eigenen Entwickelungsweise gedacht wird, der Name Metamorphose kommt aber noch nicht vor, und fehlt ebenso bei allen älteren Schriftstellern.

Im gleichen Sinne, allein weniger umfassend, arbeiteten mehre Zeitgenossen Wotton's, nämlich G. Rondelet (De pisc. mar. etc. [Lugd. Gall. 1554—1555.] Vol. I. et II.), G. Agricola (De animant. subterr. [Bas. 1549. Fol.], auch als Anhang in dessen De re metallica. Lib. XII. [Bas. 1556. Fol.]), C. Peucerus (Appell. quadruped. Insect. Volucr. Pisc. etc. [Lips. 1550. Wittenb. 1556. Lips. 1558]), P. A. Mathiolus (Comment. in libr. VI Dioscoridis etc. [Venet. 1583. Fol.]), Joh. Bauhin (Histor. novi et admirab. fontis etc. [Montisbeligardi 1598. 4.]) und C. Schwenkfeld (Theriotropheum Silesiae [Lignici 1603]); beide Letztgenannten die ersten Faunisten, welche die Wissenschaft aufzuweisen hat. Ihre Werke haben insofern manches Interesse, als in ihnen gemeiniglich schon eigene Beobachtungen enthalten sind, und namentlich die der Letztern ein Zeugniß von der Art und Weise ablegen, wie man damals die Naturkörper betrachtete und untersuchte. Wissenschaftlicher Werth läßt sich ihnen freilich kaum zuschreiben.

Übertroffen wurde dagegen Wotton von zwei andern Gelehrten seiner Zeit, besonders im Fleiße des Sammelns und in der Masse der zusammengebrachten Thatsachen, nämlich von C. Gesner (geb. 1516, gest. 1558) und Ul. Aldrovandi (geb. 1522, gest. 1605). Ersterer, ein Schweizer, lebte in Zürich und verfaßte eine große Naturgeschichte, von welcher aber nur die fünf ersten Bücher, welche die Säugethiere, Vögel, Fische und Amphibien umfassen, in ebenso viel Folianten (Historia Animalium. Libr. V. [Tigurici 1551—1558; spätere Ausgabe Francof. ad Moen. 1584—1587]) erschienen. Seine auf die Insekten bezüglichen Manuscripte geriethen zuerst in die Hände des bekannten Gelehrten Joachim Camerarius (II.), welcher sie durch Kauf mit dem gesammten naturhistorischen Nachlasse des Verstorbenen für 150 Gulden an sich brachte. Von ihm erstand den entomologischen Theil wieder Wotton, der Verfasser des oben erwähnten Werkes, und schickte ihn an Th. Penn (gest. 1589) nach London zur Herausgabe. Bei dem blieben die Manuscripte liegen, bis sie Th. Moufet seinem später zu besprechenden Theatrum Insectorum einverleibte. Nicht viel glücklicher war Ulysses Aldrovandi, Arzt und Professor zu Bologna, mit den Resultaten seiner vieljährigen Studien. Von dem Fleiße und der Sorgfalt, mit denen er seiner Aufgabe, eine vollständige Naturgeschichte aus den alten Autoren zusammenzustellen, oblag, geben die 300 Folianten, welche er im Manuscript hinterließ, und die sich zum Theil noch jetzt im Besitze der alten Akademie zu Bologna befinden, gewiß das sicherste Zeugniß. Aber nicht blos Zeit und Mühe, auch sein Vermögen wandte er seiner Aufgabe zu, unternahm zu ihrer Lösung mehrfache Reisen, und führte selbst einen Maler mit sich, welcher die mannichfachen von ihm gesehenen Gegenstände seiner Wißbegierde zeichnen und abbilden mußte. Von den 13 Foliobänden, in denen seine sämmtlichen Schriften erschienen sind, gab er selbst nur vier heraus, nämlich die Ornithologie in drei Bänden (Bologn. 1599) und De animalibus Insectis libri VII. (Bologn. 1602; späterer Abdruck zu Frankfurt 1623. Fol. und Bologna 1638. Fol.) An der Veröffentlichung der übrigen hinderte ihn seine zunehmende Altersschwäche, welcher er auch, wie es scheint verarmt, und verlassen, im Hospitale seines Wohnortes unterlag. Die Arbeit über die Insekten ist ihrem Umfange nach die bedeutendste Schrift, welche wir über diese Thierclasse aus jener Zeit besitzen. Sie zeichnet sich außerdem auch darin vortheilhaft aus, daß die Thiere in einen systematischen Verband gebracht sind, der freilich auf Aristotelischen Andeutungen beruht, aber doch manches Eigene hat. Die Hauptgegensätze sind nämlich nach dem Aufenthalte auf dem Lande (Terrestria) oder im Wasser (Aquatica) gebildet, und jede dieser beiden Gruppen ist dann wieder in Pedata und Apoda gesondert, von denen die Terrestria pedata in Alata und Aptera eingetheilt werden. Die Alata zerfallen nach der Flügelbildung und Zahl in Anelytra und Coleoptera; jene aber in quadripennia und bipennia, sowie endlich die quadripennia wieder in membranacea und farinacea. Noch eine Trennung erleiden dann die erstern, welche zum größern Theile den Hymenopteris entsprechen, nach der Lebensweise, insofern sie theils gesellige (favifica) sind, theils nicht gesellige (non favifica), und zu diesen werden auch die heutigen Neuroptera gezogen. Die farinacea sind die jetzigen Lepidoptera, die bipennia unsere Diptera, mit Einschluß von Ephemera; die Coleoptera enthalten außer den echten Käfern auch noch die Heuschrecken. Die terrestria pedata aptera theilen sich in paucipeda und multipeda, und jene wieder nach der Zahl der Füße in die mit sex (alle Parasiten, aber auch die Ameisen und Ohrwürmer, Forbicinae genannt), mit octo (Scorpio et Aranea), mit duodecim (Geometra, die Raupen der Spanner) und mit quatuordecim (eruca, die übrigen Raupen); die multipeda, auch centipeda s. millepeda genannt, bestehen aus Oniscus s. Asellus, Scolopendra und Julus. Für die fußlosen Landbewohner ist kein Theilungsgrund weiter angenommen, sie zerfallen vielmehr sogleich in die Binnenwürmer (Vermes), welche sich je nach ihrer Entstehung in die des Menschen, der Thiere, Pflanzen, Steine und Metalle sondern, in den Bohrwurm (Teredo), Regenwurm (Lumbricus), in Tinea (Insektenmaden), Orips (Würmer, die im Schnee entstehen, also auch wol Insektenlarven) und Limax. Die Aquatica pedata sind theils paucipeda (wahre das Wasser bewohnende Insekten), theils multipeda (mehre kleinere Krebse und Würmer); die apoda dagegen umfassen eine Anzahl verschiedener Wasserwürmer, unter denen die Blutigel als besondere Gruppe vorkommen. Auch der Hippocampus und die Stellae marinae werden hierher gezogen. In der ausführlichen Behandlung nehmen dann die favifica das erste Buch ein, das zweite Buch die caetera anelytra, im dritten wird von den anelytris bipennibus gehandelt, im vierten von den coleopteris, das fünfte ist den

apteris pedatis gewidmet, das sechste den vermibus, das siebente endlich den aquaticis. Jedes Buch ist mit einer Tafel (bei der frankfurter Ausgabe in Kupferstich) begleitet, auf welcher die Hauptformen, und manche kenntlich genug, dargestellt sind.

Zeitgenosse von Ul. Aldrovandi war der schon früher erwähnte Engländer Thom. Mouset, welcher sich in den Besitz der von C. Gesner auf E. Wotton und von diesem auf Thom. Penn gekommenen entomologischen Manuscripte gesetzt hatte und dieselben zur Herausgabe vorbereitete. Nach seiner eigenen Mittheilung hatte Thom. Penn 15 Jahre hindurch das Manuscript überarbeitet und mehre von ihm namhaft gemachte Schriftsteller neben den Alten dazu studirt. Dennoch gelang es auch Mouset nicht, das gemeinschaftliche Werk herauszugeben; vielmehr ereilte ihn, wie seine Vorgänger, der Tod, ehe es dem Druck übergeben wurde. Sein Tod (1604) fiel mit dem der Königin Elisabeth ziemlich in dieselbe Zeit, und die unruhigen Auftritte, deren bald darauf England Zeuge wurde, ließen den Curatoren des Mouset'schen Nachlasses keine Gelegenheit gewinnen, das Manuscript zu ediren. So lag es an 30 Jahre, bis der frühere Famulus des Verstorbenen, Darnell, dasselbe an Theod. Mayerne, Baron von Aubonne, brachte, einen Franzosen, welcher, so scheint es, durch die Ermordung Heinrich's IV. (1610) aus Frankreich verscheucht worden war, und darauf in England sich niedergelassen hatte, wo er bis zum Leibarzte Karl's I. emporstieg. Derselbe gab sich viele Mühe, das Manuscript an einen Buchhändler zu bringen, damit er es drucke; endlich übernahm es Thomas Cotes, und so erschien das Werk fast 100 Jahre nach seinem ersten Entstehen in London 1634 in kl. Fol., mit vielen, aber ziemlich rohen Holzschnitten geziert. Wiewol diese Schrift, welche den Titel: Insectorum sive minimorum Animalium theatrum. führt, zu einer Zeit bekannt wurde, in welcher eigene Naturbeobachtung schon allgemein war, und als eigentliche Quelle des Wissens galt, so findet man in ihr doch die genaueste Beachtung der Alten, und fast nur Thatsachen, die aus diesen geschöpft waren. Dies darf uns bei der Zeit ihrer Verfassung nicht auffallen, vielmehr müssen wir sie nach dieser beurtheilen, und also in die Nähe von Wotton und Aldrovandi, deren Zeitgenosse sie ist, versetzen. Sie ist übrigens mit mehr Kritik als Aldrovandi's gleichartige Arbeit verfaßt, und gibt von dem kritischen Talente ihrer verschiedenen Urheber kein unrühmliches Zeugniß. Ihr Inhalt zerfällt in zwei Bücher, von denen das erste 29, das zweite 42 Capitel umfaßt. Jedem Capitel ist in der Regel eine besondere Insektenart gewidmet, deren Synonymie in verschiedenen, meist lebenden, Sprachen vorangeht. Das erste Buch enthält die geflügelten Insekten, das zweite die ungeflügelten. Letzteres beginnt mit einer tabellarischen Eintheilung derselben, welche wir als Probe hier mittheilen:

Impennia quaeque Insecta sunt.

I. *Terrestria*, et quidem
- 1) *Ἄpoda*. Pedatorum alia
  - a) *Multis* pedibus incedunt, ut Erucae, Spondyli, Staphilini atque Julorum gens.
  - b) *Octonis*, ut Scorpio et Aranea.
  - c) *Senis*. Anthreni, Cicindela et Meloe femina, vermes item lignarei, arborei, stirparii, fructuarii, escarii, vestiarii, cubicularii, humorarii.
- 2) *Ἄnoda*, ut Oripae et Lumbrici, terrae intestina. Vel

II. *Aquatica*.
- 1) Pedata, quorum alia
  - a) *Senis* natant pedibus, ut Squilla, Scorpio palustris, Notonectus.
  - b) *Plurimis*, ut Scolopendra marina et Squilla multipeda.
- 2) Expedata; ut Hirudo, vermis setarius.

Offenbar zeugt diese Eintheilung von einer sehr richtigen Würdigung zoologischer Unterschiede, und wenngleich die Haupteintheilung nach dem Aufenthaltsorte, welche bei den Alten so beliebt ist und auch eine Nachahmung des Aristoteles zu sein scheint, noch vorherrscht, so fehlt es doch nicht an Gruppen, welche, wie z. B. die mit acht Füßen, noch in der heutigen Systematik ganz denselben Umfang mit Recht behalten haben.

Nachfolger von Aldrovandi waren Wolfg. Franz (Historia animalium sacra [Wittenb. 1612. Fol. Spätere Editionen zu Antwerpen 1638 und 1653. 12.]), der die Insekten in drei Gruppen bringt: 1) aërea s. volatilia, 2) aquatica, 3) terrea s. reptantia. — Joh. Jonston (Historiae animalium libr. XX. [Francof. 1653—1658. Fol.] Spätere Ausgabe von Heinrich Ruysch unter dem Titel: Theatr. Animalium universale [Amstelod. 1718. Fol.] 2 Voll.), ein Pole, welcher Aldrovandi excerpirte, viel unnöthigen gelehrten Wust fortließ und sein Werk mit Kupferstichen schmückte, die jedoch, da sie nach Aldrovandi's Holzschnitten gearbeitet waren, diese an Naturwahrheit eben nicht übertreffen. Die zweite Ausgabe des Ruysch hat mehr Werth wegen vieler Zusätze neuer Entdeckungen, die sich bei den Fischen allein auf 300 belaufen sollen. Die Insekten umfassen drei Bücher, welche je nach ihren Unterschieden als Alata und Apennia und diese wieder als Pedata und Apoda bestimmt sind. — Robert Lovell (Panzoologicomineralogia. or a complet history of Animals and Minerals [Oxfort. 1661]), der erste, welcher in seiner Muttersprache die Insekten behandelte. — Gualterus Charleton (Onomasticon zoicon [Lond. 1668] und Exercitationes de differentiis animalium [Oxon. 1667]), welcher, wie auch sein Vorgänger, die Insekten nur beiläufig berührt, und daher kaum der Erwähnung bedurfte.

Die genannten Schriftsteller binden sich noch ziemlich streng an die Alten und suchten ihr Wissen aus diesen vorzugsweise zu schöpfen. Ihnen gegenüber tritt dann eine Reihe gleichzeitiger Schriftsteller, welche vorzugsweise oder allein eigene Beobachtungen vortrugen, und gleichsam den Übergang bilden von dieser antiquarisch-historischen Periode der Entomologie zu der modern empirischen, welche mit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., als die inzwischen erfundenen Mikroskope allgemeiner zu werden anfingen, begonnen werden muß. Der erste, welcher blos

mit eigenen Beobachtungen auftrat, war Johann Hoefnagel, Hofmaler des Kaisers Rudolf II. Er gab unter dem Titel: Diversae Insectorum volatilium icones, ad vivum accuratissime depictae. Typis mandatae a *N. J. Vischer* (Antwerp. 1630. Quer 4.), eine Sammlung von Abbildungen einheimischer Insekten heraus, welche 14 Tafeln umfaßt und 336 Figuren enthält, unter denen die kleinern freilich sehr unkenntlich sind, und die größern zwar kenntlicher, aber doch wenig genauer. Indessen ist das Werk von Wichtigkeit, insofern es vorzugsweise Abbildungen geben sollte, und letztere hier zum ersten Male colorirt erscheinen. Sehr nahe an diese Arbeit schließt sich eine ähnliche von Wenzel Hollar (Muscarum, scarabaeorum vermiumque variae figurae et formae, omnes primo ad vivum coloribus depictae [Amstel. 1646. Fol.]), worüber man die Anzeige im Naturforscher 9. St. S. 215 vergleiche. Ausländische Formen beschrieben um dieselbe Zeit Karl Clusius (Exoticorum libr. X. etc. [Antwerp. 1605]), Euseb. Nierenberg (Historia naturae, maxime peregrinae, in libr. XVI. distincta etc. [Antwerp. 1635]), Georg Marcgrave (Historiae rerum natural. Brasil. libr. VIII. etc. [Lugd. Batav. et Amstel. 1648]) und Olaus Worm (Museum Wormianum etc. [Lugd. Batav. 1655]), der eine sehr ausgezeichnete Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen zu Kopenhagen besaß, welche er in dem genannten, nach seinem Tode publicirten Werke beschrieben hat. Mit Marcgrave gemeinschaftlich arbeitete Wilh. Piso (De Indiae utriusque re naturali et medica libr. XIV. [Amstel. 1658. Fol.]). Sie beschließen diese erste und älteste Periode der Entomologie, welche nach ihrer vorzugsweisen Richtung als die antiquarisch-historische oder gelehrte am füglichsten bezeichnet werden kann. Durch die Entdeckung der Mikroskope und das mit diesem Instrumente eröffnete ganz neue Feld des Wissens wurde diese Richtung umgestürzt, und die empirische trat als die allein geltende an ihre Stelle.

Zweite Periode. Zeitalter der gesunden Empirie. Von Goedart und Swammerdam bis auf Linné. Der Erste, welcher den durch die Erfindung der Mikroskope angeregten Weg eigener Beobachtung in der Entomologie betrat, war der Holländer Joh. Goedart, ursprünglich Maler, daher seine Mittheilungen mehr den Charakter eines Dilettanten besitzen und seine Figuren in vielen Stücken mangelhaft sind. Indessen verdankt man ihm mehre Beobachtungen über die Metamorphose verschiedener Insekten, die damals noch ziemlich unbekannt war, und die von ihm gemachte Anregung dieser Erscheinung ist offenbar ein bedeutendes Verdienst, welches er um die Wissenschaft sich erwarb. Seine Arbeit erschien zuerst in holländischer Sprache (Historische Beschryving van den oorspronk, aard, eegenschappen en veranderingen der Wormen, Rupsen en Maden. 3 Voll. [Middelburg 1662), ist aber jetzt sehr selten. Eine lateinische Übersetzung davon veranstaltete noch in demselben Jahre H. van May, Prediger zu Middelburg, und fügte derselben mehre Bemerkungen und Anhänge bei (Metamorphosis et Historia natur. Insector. 3 Voll. [Mediob. 1662]); später erschien auch eine französische (Metamorphoses naturelles, ou histoire des Insectes etc. [Amst. 1700.] 3 Voll.). Eine völlige Umarbeitung aber lieferte M. Lister (*Joh. Goedart*, De Insectis, in methodum redactus etc. [Londin. 1685]), indem er die von Goedart ohne Ordnung an einander gereihten Beobachtungen in einen systematischen Verband brachte und die Kupfer in ebendieser Reihenfolge neu, aber minder gut, stechen ließ. Seine Ausgabe ist nicht selten und findet sich in den meisten Bibliotheken. Ein von ihm selbst gemachter Anhang beschreibt mehre englische Coleopteren.

Ungleich bedeutender und werthvoller für die Wissenschaft war Goedart's Landsmann und nächster Nachfolger, Joh. Swammerdam, geb. den 12. Febr. 1637, gest. den 15. Febr. 1685.

Mit einem seltenen Talente für die Anatomie feiner thierischer Körper verband dieser ausgezeichnete Mann eine ebenso wahre als genaue Beobachtungsgabe, und benutzte diese von der Natur ihm gegebenen Geschenke mit rastlosem Eifer zur Vervollkommnung der Naturgeschichte. Besonders aber waren es die Insekten, denen er seine Zeit widmete, und ihm verdankt die Entomologie die ersten ausführlichen Beobachtungen über die Metamorphose dieser Geschöpfe. Swammerdam theilte selbst nach den Verschiedenheiten in der Metamorphose alle Insekten in vier Classen, sie sind:

1. Cl. Es findet bloße Häutung statt, und die Gliedmaßen bringt das Insekt vollständig aus dem Ei mit. Beispiel: Pediculus.

2. Cl. Das Insekt verläßt sein Ei als ein sechsfüßiges Thierchen, das sich häutet, aber schon Flügelspuren bekommt, so lange es noch frißt; Puppenruhe findet nicht statt. Beisp.: Ephemera.

3. Cl. Das junge Insekt ist ein Wurm oder eine Raupe mit Füßen, die sich häutet, auch wenn sie sich verpuppt, und als Puppe Flügelspuren und deutlich erkennbare Füße zeigt. Beisp.: Nashornkäfer, Biene, Schmetterlinge.

4. Cl. Die Metamorphose der vorigen, aber die Puppe steckt in ihrer alten Larvenhaut. Beisp.: Käsefliege, Breme.

Es ist bekannt genug, wie richtig diese Unterschiede aufgefaßt waren, und daß sie noch jetzt die Grundlage aller Hauptdifferenzen in der Metamorphose bezeichnen. Wir wollen uns daher nicht länger bei ihrer Würdigung aufhalten, sondern zunächst einige Notizen über das Leben ihres Erfinders vorausschicken. Joh. Swammerdam war der Sohn eines wohlhabenden Apothekers zu Amsterdam, dessen Familie eigentlich Dürkz hieß. Er erbte von seinem Vater, der ein nicht unbedeutendes Naturaliencabinet besaß, die Liebe zur Natur, und widmete sich in Folge dessen der Medicin, obgleich ihn die Ältern zum Theologen bestimmt hatten. Seit 1661 studirte er unter J. v. Hoorne und Fr. de Bois Sylvius, zugleich mit N. Steno, Regnier de Graaf, Fr. Ruysch zu Leyden, ging 1663 nach Frankreich und lebte hier besonders mit M. Thevenot und N. Steno. Gegen 1666 kehrte er nach Holland zurück, lebte Anfangs in Amsterdam, ging aber

bald nach Leyden und promovirte daselbst am 22. Febr. 1667. Jetzt widmete er sich ausschließlich seiner Wissenschaft, der Anatomie, beobachtete aber immer mehr die Insekten, deren innern Bau er an mehren Tausend Individuen untersucht hatte. Diese Beschäftigung bis zum J. 1674 fortsetzend, verfiel der als Beobachter der Natur so umsichtige und vorurtheilsfreie Mann in eine Art religiöser Schwärmerei, die ihn veranlaßte, den Umgang der durch dieselbe Geistesrichtung bekannten Antoinette de Bourignon zu suchen. Seitdem gab er seine frühern wissenschaftlichen Beschäftigungen ganz auf und lebte fast nur noch erbaulichen Betrachtungen, welche, im Verein mit häuslichen Unannehmlichkeiten, seine Gesundheit so schwächten, daß, als seit 1680 zusehends alle Kräfte abnahmen, eine hektische Krankheit sich ausbildete, welcher er nach fünf traurig verlebten Jahren erlag. Seine Mittheilungen über die Insekten fallen der Zeit ihres Erscheinens nach kurz vor diese Periode der krankhaften Geistes- wie Körperbeschaffenheit, sind aber noch viel ältern Ursprungs, und meistens in den J. 1664—1674 entstanden, namentlich während seines Aufenthaltes in Frankreich im Umgange mit dem berühmten Anatomen Nicol. Steno und einem Hrn. Thevenot, dem er bis an sein Ende mit Freundschaft anhing, und daher auch seine Manuscripte vermachte. Die erste entomologische Schrift, welche Swammerdam publicirte, war seine Historia Insectorum generalis (zwar unter diesem Titel, aber doch holländisch geschrieben, als: Algemeene Verhandelinge van de Bloedelose Dierkens (Leyd. 1669. 4.); dieselbe, in welcher die oben mitgetheilten vier Classen der Insektenmetamorphose zuerst aufgestellt und geschildert sind. Er geht hier Anfangs darauf aus, zu zeigen, daß die verschiedenen Stadien jedes Insekts, als Larve, Puppe und Fliege, blos Metamorphosen eines und desselben Individuums seien, und daß Aristoteles, wie nach ihm Harvey, Unrecht thäten, zu behaupten, die Puppe sei das wahre Ei, aus dem die Fliege hervorgehe, wie der Vogel aus seinem Ei, jenes frühere Ei aber sei ein unvollkommenes. Nachdem er diese Ansicht im zweiten und dritten Capitel dargethan und bewiesen hat, daß der Unterschied in den thierischen Entwickelungszuständen, wie ihn Harvey durch die Ausdrücke metamorphosis und epigenesis festgesetzt hatte, unstatthaft sei, indem auch bei der metamorphosis eine epigenesis stattfindet, setzt er im vierten Capitel die vier Arten der Insektenevolution, für welche er den Ausdruck metamorphosis beibehält, aus einander, und erläutert sie durch bildlich dargestellte Beispiele. Der Beifall, den eine so wichtige und neue Arbeit nothwendig erhalten mußte, spricht sich in den mehrfachen Übersetzungen aus, die Swammerdam's Werk erfuhr, nämlich eine französische ohne Namen des Übersetzers (Utrecht 1685. 4.) und eine lateinische von H. Ch. Hennius, die in demselben Jahre zu Leyden erschien und später (1693) auch in Utrecht gedruckt wurde. Nicht minder von Bedeutung war dann seine Naturgeschichte der Eintagsfliegen (Ephemeri vita, afbilding vans Menschenleven, vertoont in de historie van het Haft af Oeveraas [Amsterd. 1675]), in welcher er die merkwürdige Lebensweise dieser Thiere und ihre nochmalige Häutung außerhalb des Wassers vollkommen an der größten europäischen Art, die Latreille nach ihm Eph. Swammerdammiana genannt hat (Hist. natur. des Crust. et des Insectes. T. XIII. p. 98), ausführlich schildert. Beide Werke sind übrigens die einzigen, welche Swammerdam selbst herausgab; denn schon in dem zweiten spricht sich die bald darauf ihn beherrschende religiöse Schwärmerei kenntlich genug aus. Bei seinem Tode hinterließ er mehre Manuscripte in den Händen eines gewissen Wingendorp, um sie ins Lateinische zu übersetzen. Dieselben hatte er durch ein Testament seinem Freunde M. Thevenot vermacht; allein der konnte nicht sogleich in ihren Besitz gelangen, weil Wingendorp die Herausgabe verweigerte. Durch richterlichen Spruch dazu gezwungen, erhielt sie Thevenot erst im J. 1692, und als dieser bald darauf starb, erkaufte sie Joubert, königl. Maler zu Paris. Auf dieselbe Weise erwarb sie von ihm der geschickte Anatom Duverney, und als auch dieser sie nicht publicirte, bewarb sich der berühmte H. Boerhave um deren Besitz. Für 1500 französische Gulden endlich (1727) in denselben gelangt, publicirte er sie unter dem Titel: Bybel der Nature, af historie der Insecten (Leyden 1738. fol.) 2 Voll., begleitet mit einer von Hier. Dav. Gaubius verfertigten lateinischen Übersetzung. Ihr folgte eine teutsche ohne Namen des Übersetzers (Leipzig 1752. Fol.). Das Werk enthält zuvörderst eine Bearbeitung von Swammerdam's früher publicirten beiden Schriften, dann aber ganz besonders ausführliche anatomische Schilderungen, unter denen die der Biene wol die bedeutendste ist. Angehängt sind Beobachtungen über das Wachsthum der Nelke, den Bau und die Metamorphose der Frösche und die Anatomie der Sepia officinalis, hier die spanische Seeratze genannt.

Diese Beobachtungen Swammerdam's erregten nicht blos allgemeine Anerkennung und Bewunderung, sondern sie veranlaßten auch viele Naturforscher in den meisten Ländern Europa's zu ähnlichen Untersuchungen. Indessen gab es auch Beobachter, die, unabhängig von Swammerdam, gleichartige Resultate, wenn auch nicht in der Masse, wie dieser, gewonnen hatten und dieselben fast gleichzeitig mit ihm bekannt machten. Zu den letztern gehört ganz besonders Franz Redi von Arezzo, Leibarzt des Großherzogs von Florenz, Cosmus III., welcher es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Unhaltbarkeit der alten Lehre, daß viele Larven, Maden und Insekten aus fauligen Stoffen aller Art entständen, durch genaue Beobachtungen darzuthun. Er legte dieselben in einem Sendschreiben an seinen Freund Karl Dati öffentlich vor (Esperienze intorno della generazione degli Insetti etc. [Firenze 1668. 4.]), und zeigte hier, zumal von den Maden im faulen Fleisch, daß sie von Fliegen hineingelegt würden. Dennoch hält er die Puppenhülse, aus welcher die Fliege hervorgeht, mit Aristoteles für ein Ei, indem er behauptet, daß alle Fliegen sogleich in ihrer natürlichen Größe aus ihren Eiern hervorkröchen (*Redi*, Exper. ed. 12. p. 35 sq.). Redi's Schrift, durch welche Harvey's zwei Decennien früher aufgestellter Satz: omne vivum ex ovo, eine so treffliche Stütze erhielt, erregte, zumal im

südlichen Europa, eine solche Aufmerksamkeit, daß bis zum J. 1687 fünf Auflagen davon vergriffen wurden, und außerdem eine lateinische Übersetzung von Frisius in Holland erschien, welche den ersten Band der Opuscula (Amstelod. 1686. 12. 2 Voll.) unseres Autors bildet. In letzterer Form ist sie häufig und fast in allen Bibliotheken.

Ebenso unabhängig von Swammerdam's Arbeiten war die Anatomie des Seidenwurmes, welche Marc. Malpighi, Leibarzt des Papstes Innocenz XII., um diese Zeit bekannt machte (*M. M.* Dissertatio de Bombyce [Lond. 1669. 4.] Auch in dessen Opera omnia [Lugd. Bat. 1684. 4.] T. II.). Sie steht Swammerdam's Untersuchungen in Hinsicht der Genauigkeit nicht nach, erreicht sie aber kaum in Ansehung der bildlichen Darstellung. Da nicht blos, wie später von Lyonet, die Raupe berücksichtigt wurde, sondern auch der Schmetterling, so ist sie bis in die neueste Zeit hinein die vollständigste anatomische Monographie geblieben, welche wir von irgend einem Insekt besitzen. Noch jetzt hat sie ihren Werth und verdient also Beachtung.

Werfen wir, nach Berücksichtigung von Redi und Malpighi, zweien Männern, die Swammerdam würdig zur Seite gestellt werden können, noch einige Blicke auf die übrigen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger dieser berühmten Triumvirn, so thun wir wol am besten, wenn wir sie unter drei Gesichtspunkten vereinen, je nachdem dieselben theils vorzugsweise Mikrographen sind, welche an den Insekten blos einzelne Theile genauer mit dem Mikroskope untersuchten, theils reine Metamorphoseologen, theils endlich mehr Systematiker, welche die neuen Entdeckungen zur richtigern Begründung der Eintheilung benutzten.

Unter den Mikrographen nimmt der Zeit nach P. Borelli die erste Stelle ein, welcher in seiner den Erfinder des Mikroskopes besonders berücksichtigenden Schrift (De vero Telescopii inventore [Hagae Comit. 1655]) auch einzelne Beobachtungen an Insekten mittheilt. Auf ihn folgt Rob. Hooke, dessen Micrographia (Lond. 1665. Fol.; aufs Neue herausgegeben und mit frischem Text versehen unter dem Titel: Micrographia restaurata, or the copperplats of Dr. Hookes wunderful discoveries by the microscope etc. [Lond. 1745. Fol.]) ziemlich gute Abbildungen vom Kopf einer Fliege, von Mücken und kleinen Motten enthält. Unbedeutender sind J. F. Griendel von Ach (Micrographia curiosa [Norimb. 1687. 4.]) und Ph. Bonanni (Observat. circa vivent. in rebus non vivent. etc. [Romae 1691. 4.]); aber einflußreicher als alle seine Vorgänger ist Ant. v. Leeuwenhoeck, dessen Arcana naturae (Amstelod. 1695 seq. 4.) eine neue Welt eröffneten, und auch für die Entomologie einzelne wichtige Beiträge lieferten. Er war es, welcher die Entstehungsweise des Flohes aus Eiern zuerst wahrnahm und in seinen Epistol. physiol. (Delft. 1719. 4.) beschrieb. — Seine entomologischen Beobachtungen hat L. Frisch in der Vorrede zum eilften Theile der „Beschreibungen von allerlei Insekten in Teutschland" umständlich aufgezählt.

Von den Metamorphoseologen ist P. P. Sangallo, welcher die auch von Swammerdam gelieferte Naturgeschichte der Mücke beschrieb (Lettera etc. [Fierenze 1679]), einer der Ersten. In demselben Jahre trat die als Insektenmalerin und Kennerin ihrer Metamorphose so berühmt gewordene Mar. Sib. Merian auf, ein Sprößling jener frankfurter Familie, in der Talente für graphische Kunst heimisch gewesen zu sein scheinen. An einen nürnberger Maler, Andr. Gräfe, verheirathet, zog sie mit ihm in diese Stadt und gab hier ihre erste entomologische Arbeit heraus (M. S. Gräffin, Der Raupen wunderbare Verwandlung und sonderbare Blumennahrung. 1. Th. Nürnb. 1679. 4. 2. Th. Frankf. a. M. 1683. 3. Th. Amst. 1717. Ins Lateinische übersetzt als *M. S. Merian*, Erucarum ortus, alimentum et paradoxa metamorphosis etc. [Amstel. 1718. 4.). Im J. 1685 ging sie aus Liebe zur Wissenschaft mit ihren Kindern nach Holland, lernte hier größere Gelehrte und Sammlungen kennen, und wurde durch diese veranlaßt, die tropische Natur an Ort und Stelle zu studiren. Zu diesem Endzweck schiffte sie sich 1698 mit einer Tochter nach Surinam ein, und hielt sich dort sieben Jahre auf, während derselben mit Beobachtungen der Insekten vorzugsweise beschäftigt. Heimgekehrt, veröffentlichte sie ihre Wahrnehmungen unter dem Titel: Metamorphosis Insectorum Surinamensium (ohne Jahrzahl, aber seit 1705 erschienen), in holländischer Sprache, welche Mittheilungen einen Band in Roy.-Fol., begleitet von 60 Tafeln, bilden, dessen Vollendung sie aber nicht mehr erlebte. Sie starb zu Amsterdam 1717, und hinterließ ihrem Sohne die Ausführung ihrer Arbeiten, der auch 1729 eine zweite Ausgabe des Werkes veranstaltete, in welcher noch zwölf Tafeln mehr enthalten sind. Es gehört diese Schrift zu den Prachtwerken der Entomologie, und übertrifft an Schönheit der Darstellung alle, die bis dahin geliefert waren. Auch jetzt noch nimmt sie unter den besten neuern eine rühmliche Stelle ein. Es gibt davon auch eine französische und eine lateinische Ausgabe, die ebenda und um dieselbe Zeit erschienen. Auch ihr Werk über die teutschen Insekten wurde unter dem veränderten Titel: De Europische Insecten etc., ins Holländische übertragen und neu bearbeitet, Amsterd. 1730. Roy.-Fol. Minder bedeutend als die Merian waren Stephan Blankaard (Schouburg von de Rupsen, Wormen, Maden en fliegende Dierkens, daaruit vorkommende etc. [Amstel. 1688.] Ins Teutsche übersetzt von Th. Rodochs [Leipz. 1690]), Jul. Ludolf (Dissertatio de Locustis, anno praeterito immensa copia in Germania visis etc. [Francof. ad Moen. 1694. Fol.]) und Ant. Vallisnieri (Dialogi supra la curiosa origine, suiluppi e costomi di varii Insetti [Venez. 1700. Fol.] und Experienze ed osservazioni intorno all' origine, suiluppi e costomi di varii Insetti etc. [Padua 1713. 4.]); Letzterer indessen wegen der fortlaufenden Geschichte mehrer Insektenmetamorphosen, z. B. der Hylotoma Rosarum, Lema merdigera, Oestrus und vor allen des Flohs, noch jetzt von Wichtigkeit. Dann Joh. von Muralt (*J. de Muralts* Dissertatio physica de

Insectis eorumque transmutatione [Tigurici 1718]) und Wolfg. Tengerd (*W. Tengerdius*, Disquisitio de Tarantula, in seinem Rationis atque experientiae connubium [Rotterd. 1715]), und eine Reihe ähnlicher Monographen (*Mart. Triewald*, Tractat on Bij. [Stockh. 1728.] *Rembaldus*, Tractatus de Locustis [Berol. 1731]. *C. H. Rappolt*, An damnum per locustas compensetur? [Berol. 1730. 4.] *Joh. M. Barth*, Dissertatio de Culice. [Ratisb. 1737. 4.] *M. v. Ruyscher*, Natuerlyke historie van de Cochenille [Amsterd. 1729]. *J. Ph. Breynii* Hist. natur. Cocci radicum tinctorii. [Gedan. 1731. 4.])[3]).

Von ungleich größerem Einflusse für die Entwickelung der Entomologie wurden dagegen die Arbeiten von L. Frisch und Ant. Réaumur, beide, unbekannt mit einander, denselben Gegenstand, die Insektenmetamorphose, bearbeitend. Ersterer in Berlin als Rector des Gymnasiums zum grauen Kloster ansässig, beschrieb 300 Arten (L. Frisch, Beschreibung von allerlei Insekten in Teutschland [Berl. 1730—1734. 4.], mit Kupf.), und lieferte von vielen derselben ihre ganze Metamorphose, sie durch bildliche Darstellungen erläuternd, die sein Sohn, der später als vortrefflicher Vögelzeichner bekannt wurde, angefertigt hatte. Mehre dieser Entwickelungsgeschichten sind von spätern Beobachtern nicht wiederholt worden, und haben daher noch jetzt ihren Werth; bei einigen aber finden sich arge Verwechselungen, so z. B. beim Sc. nasicornis, dessen Larve bei Cerambyx heros abgebildet ist, und umgekehrt, diese bei jenem. — Umfassender und einflußreicher waren die Arbeiten des berühmten Akademikers zu Paris, Réaumur's (Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes. [Paris 1734—1742. 4.] 6 Voll. Ein Nachdruck erschien davon zu Amsterdam 1738 fg. 12 Bde.). Ohne Frage bildet sein Werk die großartigste Ausführung der durch Swammerdam's Lehren in Anregung gebrachten Metamorphose, welche die Wissenschaft je erhalten hat. Leider sind die darin gelieferten Zeichnungen in vielen Fällen so roh, daß ihre Entzifferung schwer hält, und man kaum im Stande ist, das beschriebene Insekt wieder zu erkennen. Bei den Schmetterlingen, wo dieser Mangel sich am fühlbarsten macht, hat die neueste Kritik Erfreuliches geleistet[4]). Da Réaumur's Werk sich noch jetzt in den Händen aller Entomologen befindet, so scheint mir eine nähere Angabe seines Inhaltes überflüssig zu sein; ich beschließe vielmehr mit seiner bloßen Nennung die Reihe der Metamorphoseologen dieser Zeit, insofern bei ähnlichen spätern Schriftstellern schon der Einfluß der systematischen Schule Linné's hervorleuchtet. Indessen sollen hier noch einige Beobachter namhaft gemacht werden, welche weniger die Entwickelungsstadien als die Thiere im reifen Lebensalter beschrieben, und insofern sie Neues bekannt machten, doch nicht übergangen werden dürfen. Es genüge uns aber, ihre Schriften nach der Zeit ihrer Publication blos anzuführen. *Jac. Petiver*, Gazophylacii naturae et artis decades X. (Lond. 1702. Fol.) *Ej.* Icones et nomina aquatilium animalium Amboinae (Lond. 1713). Beide wieder abgedruckt in dessen Opera, ad histor. natural. spectantia. (Lond. 1767. Fol.) *G. E. Rumph*, De Amboinsche Rarität-Kammer etc. (Amsterd. 1705—1741. Fol.) Ins Teutsche übersetzt von Ph. St. Müller, mit Zusätzen von J. H. Chemnitz. (Wien 1766. Fol.) *H. Sloane*, A voyage to the Islands Madera, Barbados etc. (Lond. 1707—1725.) *El. Albin*, A natural history of English Insects. (Lond. 1724. 4.) Auch lateinisch (London 1731. 4.); wichtig wegen guter und zahlreicher Abbildungen von Raupen; vergl. Frisch a. a. O. 4. Th. Vorrede. *Ej.* A natural history of Spiders and other curious Insects. (Lond. 1736. 4.) *Aloys. Ferd.* comit. *Marsigli*, Danubius Pannonico-Moesicus etc. seu hist. natur. Danubii etc. (Hagae com. etc. Amstelod. 1726. Fol.) 6 Voll. *M. Catesby*, A natural history of Carolina, Florida and Bahama-islands etc. (Lond. 1731—1743. Fol.) 2 Voll. *Ej.* Piscium, serpent., insector. alior. anim. icones etc. etc. edd. *N. T. Eisenberger* et *G. Lichtenberger*. (Norimb. 1750. Fol.) Dasselbe ins Teutsche übersetzt und fortgeführt von G. W. Knorr's Erben. (Ebenda 1777. Fol.) *Alb. Sebae* Locupletissimi rer. natural. thesauri descriptio etc. (Amstelod. 1734—1765. Fol.) 4 Voll. *J. E. Hebenstreit*, Museum Richterianum. (Lips. 1743. Fol.) *Ej.* Programma, sist. histor. natur. Insectorum institutiones. (Lipsiae 1745. 4.) *G. Edwards*, A natural history of uncommon birds and other rare animals etc. (Lond. 1743—1751. 4.) 3 Voll. *Ej.* Gleanings of natur. history etc. (Lond. 1758—1764.) Das letztere auch in französischer Übersetzung vorhanden.

Was nun die Systematiker dieser Periode betrifft, so treten ihre Leistungen gegen die vortrefflichen anatomischen und physiologischen Arbeiten sehr in den Hintergrund. Man hat sich gewundert, wie dieses Verhältniß in der nächsten Zeit so ganz in seinen Gegensatz umschlagen konnte, und selbst der neuesten Zeit zum Vorwurfe gemacht, daß sie diesen alten bessern Weg verlassen habe; allein diese oft sehr unberufenen Tadler vergessen, daß jene Beobachtungen grade an solchen Arten angestellt wurden, die noch jetzt die häufigsten sind, und keiner Beobachtung mehr bedürfen, weil sie die Vorgänger einer solchen unterwarfen. In unserer Zeit Beobachtungen über die Metamorphose in dem Umfange, wie Swammerdam, Réaumur und später de Geer oder Lyonet sie anstellten, machen zu wollen, ist unmöglich, da Letztere die Gelegenheit benutzten, welche sich ihnen zunächst darbot, und eben nach deren Benutzung so leicht keine mehr getroffen wird. Daß aber der Sinn für solche Beobachtungen gestorben sei, wird Niemand behaupten können, der dem eine allseitige

---

3) Hier erwähne ich noch einige ältere, mir blos dem Titel nach bekannte Monographien, als: *Moschetti*, De pulice (1644). *C. Tib. Rango*, De curculionibus. (Berol. 1665. 12.) *Joh. Willichius*, Dialogus de Locustis (1544). *Aug. Clutius*, Opusculum de Hemerobio et verme majali. (Amstel. 1634. 4.) *Th. Clutius*, Van de Byn (1597). *C. Butlerus*, Monarchia feminis (Lond. 1673). 4) Die Redaction der Isis hatte auf die richtige Deutung der Réaumur'schen Abbildungen einen Preis gesetzt, um den sich Zeller und Freyer beworben haben. Vergl. Isis 1838. 9. Heft.

Entwickelung erstrebenden Laufe unserer Wissenschaft gefolgt ist. Arbeiten von wahrem Verdienste werden zu allen Zeiten ihre Anerkennung finden, und dürfen den Weg ins Publicum auf keine Weise fürchten, auch wenn sie den Lieblingsneigungen der Menge nicht zusagen sollten.

Der einzige Systematiker dieses Zeitraums war übrigens der als solcher bekannte und berühmte Engländer John Ray, in seinen lateinischen Schriften gewöhnlich Rajus genannt. Ein zweiter Aldrovandi in Bezug auf die Studien, welche er gemacht hatte, übertraf er diesen in der bessern, durch die selbständiger gewordene wissenschaftliche Forschung bedingten Auswahl der nunmehr vorliegenden Materialien. Seine zahlreichen Arbeiten hinderten ihn, die auf Entomologie bezüglichen Manuscripte, wozu er besonders Willughby's, den ein früher Tod dahinriß, Vorarbeiten benutzt hatte, alle selbst zu publiciren, und so erschien sein Hauptwerk erst nach seinem Tode, während er nur die Grundzüge seines Systems früher herausgegeben hatte (Methodus Insectorum etc. [Lond. 1705.] Historia Insectorum, opus posthumum, cura *M. Lister* [Londin. 1710. 4.). Letzteres ging von den neuen Entdeckungen in der Metamorphose sehr richtig aus und gestaltete sich auf folgende Weise:

- I. Ametamorphota.
  - A. Apoda.
    - 1) Terrestria.
    - 2) Aquatica.
  - B. Pedata.
    - 1) Hexapoda.
      - a) Terrestria.
      - b) Aquatica.
    - 2) Octopoda.
      - a) Caudata.
      - b) Ecaudata.
    - 3) Pedibus quatuordecim.
    - 4) Pedibus vigintiquatuor.
    - 5) Pedibus triginta.
    - 6) Polypoda.
      - a) Terrestria.
      - b) Aquatica.
- II. Metamorphota.
  - A. Pupa agilis (Swammerdam's zweite Classe).
  - B. Pupa immobilis (Swammerdam's dritte und vierte Classe).
    - 1) Coleoptera.
    - 2) Anelytra.
      - a) Alis farinaceis.
      - b) Alis membranaceis.
        - α) Diptera.
        - β) Tetraptera.
          - aa) Gregaria sive Favifica.
          - bb) Solitaria.
- III. Metamorphosi simplici e vermiculo in animalculum volatile, interposita aliqua quiete (Hafte).

Dies ist das von Ray selbst im Method. Ins. publicirte System; das in der Histor. Insect. ist einfacher, und besteht blos aus zwei Hauptgruppen, welche nach dem Mangel und der Anwesenheit einer Metamorphose bestimmt sind. Die erstere zerfällt nach der Anzahl der Füße (6, 8, viele, keine) in vier Unterabtheilungen; die zweite hat blos diejenigen Sectionen, welche in der frühern Eintheilung als Untergruppen der Insekten mit pupa immobili auftreten. Zu den Tetrapteris werden auch die Mitglieder der dritten Hauptabtheilung des ersten Systems gezogen. Eine genaue Vergleichung des frühern echt Ray'schen Systems mit denen der Vorgänger zeigt gar bald, daß in ihm Swammerdam's und Aldrovandi's Ansichten vereinigt erscheinen, und daß der Verfasser desselben mehr compilatorisch verfuhr, als auf eigenen Beobachtungen gegründete Eintheilungen vorlegte. Seine Arbeiten hatten indessen, wegen ausführlicher und genauer Beschreibungen, in denen Ray seine Vorgänger beiweitem übertrifft, ihren Werth; allein seinen Systemen läßt sich nur ein historisches Interesse zuschreiben, da sie bald nach ihrem Erscheinen, durch Linné's scharfsinnige Eintheilungen verdrängt, in Vergessenheit geriethen. — Zeitgenosse Ray's, doch etwas jünger, war der als Herausgeber fremder Arbeiten schon mehrmals erwähnte M. Lister. Seine bedeutendste eigene Arbeit handelt von den Spinnen (De Araneis. [Lond. 1678. 4.] Ins Teutsche übersetzt von Martini und Goeze [Quedlinburg 1778), und zeichnet sich durch bündige, scharf charakterisirende Schilderungen aus. Noch fallen der Zeit ihres Erscheinens nach zwei Arbeiten in diese Periode, welche zwar keiner der in ihr vorzugsweise verfolgten Richtungen angehören, aber doch wegen der großen Aufmerksamkeit, die sie erregten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Es waren F. Ch. Lesser's und Will. Derham's Naturtheologien, welche eigentlich dem großen Publicum bestimmt gewesen zu sein scheinen, und diesem allgemein faßlich und anziehend geschildert das vorlegen sollten, was bis dahin an Kenntnissen von den natürlichen Dingen vorhanden war, großentheils in der Absicht, um durch Schilderungen der Weisheit und Allmacht Gottes in der Natur die Gemüther der Leser zur wahren Gottesfurcht zu bestimmen. Lesser, der ältere als Schriftsteller, verfaßte für verschiedene Zweige der Zoologie besondere Theologien, und schrieb auch eine „Insektotheologie," welche zuerst 1738 zu Jena herauskam und bis 1757 zweimal wieder aufgelegt wurde. Fast in alle Sprachen wurde sie übersetzt (ins Englische Lond. 1799, ins Italienische Venezia 1751), in keine aber mit soviel Sachkenntniß und Verbesserungen, als ins Französische durch P. Lyonet (à la Haye 1745). Die Übersetzung übertrifft das Original beiweitem durch die kritische Behandlung des vorliegenden Stoffes und die schönen Zeichnungen von der Hand des Übersetzers, mit denen sie geziert ist. W. Derham's Werk (Physico-theology etc. [Lond.]) ist allgemeiner gehalten, und wurde vielleicht deshalb mit so großem Beifalle in England aufgenommen, daß es bis 1768 13 Ausgaben erlebte. Eine teutsche Übersetzung veranstaltete Schwaben (Hamburg 1764).

Dritte Periode. Zeitalter der künstlichen Systematik. Von Linné bis auf Latreille. Die Geschichte der Entomologie zeigt uns bis ins zweite Viertel des 18. Jahrh. hinein einen Entwickelungsgang, welcher

mit dem Laufe der allgemeinen Geschichte des Menschengeschlechts und seines Geistes vollkommen übereinstimmt. Große, ihre Zeitgenossen überragende Naturen, welche, wie Aristoteles, nicht blos alle bis dahin empirisch gefundenen Kenntnisse besaßen, sondern auch mit ihrem eigenen inneren Lichte sie durchdringend dieselben in ein geordnetes Ganze verarbeiteten, waren es, die den Grund zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Natur gelegt haben. Die geistige Übermacht, welche sie in der Zeit ihres irdischen Daseins besaßen, wirkte mit so gewaltigem Nachdrucke auf die spätern Zeiträume, daß der Geist ihrer Nachfolger sich unwillkürlich nicht blos ihnen hingab, sondern auch von den Strahlen ihres Lichtes so geblendet wurde, daß er von ihm allein alle Helligkeit des Wissens und der Wahrheit ausgehen ließ und keine andere Quelle derselben vermuthete. Jahrhunderte nicht blos, nein Jahrtausende beherrschte so Aristoteles mit unumschränkter Gewalt die Gemüther der geistig langsamer sich entwickelnden Germanen, und galt bei ihnen als die einzige Quelle alles Wissens wie der gesammten Wissenschaft. Da rüttelte die Entdeckung eines neuen Welttheils, von dessen Dasein die Alten weder etwas gewußt noch gemuthmaßt hatten, die im Halbdunkel des Wissens träumende Menschheit aus ihrem Schlummer, und feuerte sie an, einen Weg der Belehrung ferner zu betreten, auf dem sie so eben die größte, die ungeheuerste Entdeckung gemacht hatte. Dieser Weg war die eigene selbständige Forschung, unabhängig von den Lehren und Vorschriften den Alten. Man betrat ihn und fand gar bald, daß nicht alles sich so verhielt, wie jene großen geistigen Ahnherren und Machthaber es angegeben hatten, und diese theilweis bei ihnen wahrgenommenen Unrichtigkeiten brachten sie bald in Miscredit, wie später in unverdiente Vergessenheit. Als nun gar die Erfindung des Mikroskops in den kleinsten Räumen Entdeckungen machen ließ, die denen ganzer Welttheile an Bedeutung in Bezug auf geistigen Fortschritt, wie diese auf materiellen, an Werth gleichzukommen schienen, so ging das Ansehen des Aristoteles vollends verloren, und selbst das, was ihn so auszeichnete, seine ruhige, verständige, klare Auffassung der Thatsachen, fand keinen Anklang mehr in einer Zeit, die ihm an Thatsachen überlegen war. Seit man mehr wußte, als er, schien das, was man von ihm gelernt hatte, zu unbedeutend, um annehmen zu können, daß überhaupt noch etwas von ihm zu lernen wäre; und seit dieser Zeit bildete seine Thiergeschichte ein bestäubtes Prachtstück der Bibliotheken, das allenfalls Philologen noch zu berücksichtigen hätten.

Die Perioden unserer Wissenschaft, welche wir bis jetzt geschildert haben, zeigen uns diese gänzliche Vernachlässigung des alten Weisen noch nicht in dem Grade, wie die dritte, zu deren Schilderung wir nun übergehen; denn in der That findet sich in ihr auch nicht ein einziger Schriftsteller von Bedeutung, der den Aristoteles berücksichtigt hätte. In jener Zeit war der alte Lehrmeister zwar schon todt, aber noch kein neuer an seine Stelle getreten; ein solcher fand sich nun in Linné mit dem zweiten Viertel des neuen Jahrhunderts. Verweilen wir also bei diesem großen oder gar gewaltigen Geiste, der, wie einst Aristoteles das Alterthum und die mittlere Zeit beherrscht hatte, so die neuere und moderne unter sein Joch beugen sollte, noch einige Augenblicke, um die Momente seines Lebens näher kennen zu lernen.

Karl Linnäus wurde am 13. Mai 1707 in frühester Morgenstunde zu Stenbrohult, einem Kirchdorfe Smalands im südlichen Schweden, geboren. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater, der Prediger des Ortes war, und sandte ihn später auf die Schule zu Werió, woselbst er bis 1727 verweilte, und von da nach Lund ging, um Medicin zu studiren. Hier lebte er besonders im Hause des Dr. Stobäus, und schloß Freundschaft mit Artedi, dem einzigen Studenten in Lund, der sich um die Naturgeschichte kümmerte. Das folgende Jahr vertauschte er diese Hochschule mit Upsala, wo er mehr Nahrung für seinen Geist und auch bald mehr Theilnahme fand. Als Adjunct des Prof. Rudbeck trat er schon 1730 ein akademisches Lehramt an und gewann sich so vielen Beifall, daß die königl. Akademie ihm eine Reise nach Lappland antrug, um die Natur des entlegensten Endes Skandinaviens zu untersuchen. Er erfüllte diesen Auftrag zur allgemeinen Zufriedenheit, und erwarb sich überhaupt ein solches Vertrauen, daß schon jetzt der Neid auf ihn mit scheelen Blicken sah, und der Vorschlag einiger Gönner, seinem ferneren Fortkommen durch im Auslande erworbenen Ruf eine sichere Stütze zu gewinnen, bald so sehr Anklang fand, daß er den jungen Linné zu einer Reise nach Holland bestimmte. Gleich nach Neujahr 1735 trat er diese Reise an, wandte sich über Lübeck und Hamburg nach Amsterdam, promovirte am 13. Juni zu Harderwyk, und ging nun nach Leiden. Hier nahm sich zuerst J. F. Gronovius seiner an, bestimmte ihn, das in der Handschrift fertige Systema Naturae dem Drucke zu übergeben, und verschaffte ihm dann einen freien Aufenthalt bei Burmann in Amsterdam, woselbst er seine Fundamenta botanica herausgab. Von Burmann zog er zu Clifford, dessen prächtigen Garten er ordnete und später beschrieb. Zugleich veröffentlichte er seine Flora Lapponica. Im J. 1736 ging Linné auf Clifford's Kosten nach England und gab bald nach seiner Heimkehr die genera plantarum heraus, eine Arbeit, die seinen Ruf zumeist begründete; ihnen folgten der hortus Chliffortianus und die critica botanica, denen er im nächsten Jahre die classes plantarum und des eben verstorbenen Artedi's Ichthyologia anreihete. Nach Vollendung dieser Arbeiten trat er seine Rückreise an, besuchte zuvor Paris, wo er bei den Gebrüdern Jussieu freundliche Aufnahme fand, und kehrte im Herbste zur See von Rouen aus nach Schweden zurück. Hier ließ er sich in Stockholm als praktischer Arzt nieder, gewann bald das Wohlwollen mehrer hochgestellter Männer, besonders des Grafen Tessin, und erhielt durch dessen Vermittlung die Anwartschaft auf eine Professur in Upsala, die ihm auch im J. 1741 zu Theil wurde. Von jetzt an wuchs, bei ungestörter wissenschaftlicher Thätigkeit, sein Ruhm mit jedem Tage, und während ältere Schüler in alle Weltgegenden reisten, um den Durst des unermüdlichen Lehrers nach neuen Naturprodukten zu be-

friedigen, sandte ihm ganz Europa die fähigsten Köpfe zu, neue ebenso begeisterte Anhänger aus ihnen zu bilden. In der That wurde seine Methode auch bald die allgemeine, und die Art, Naturgeschichte zu treiben, welche er einführte und erfand, ist ohne Frage das größte Verdienst, welches er sich um die Wissenschaft erworben hat; ein Verdienst, das ihn unsterblich macht, und eine solche Revolution in der Wissenschaft herbeiführte, daß sie schon nach zwei Decennien von ihrem früheren gesetzlosen Zustande völlig befreit war und eine Gestalt angenommen hatte, mit der jene frühere fast kindische Haltung vor Linné im grellsten Widerspruche stand. Dies alles vermochte der durchdringende Scharfsinn eines Mannes, dessen Anfänge so unbedeutend waren, wie sein Verfahren einfach, und der nichts bezweckte als Ordnung und Einheit in eine Forschung zu bringen, der bis dahin die streng wissenschaftliche Form noch gefehlt hatte. Und indem er dies that, führte er sie der Vollendung, welcher sie noch jetzt mit jedem Tage näher rückt, zuerst entgegen.

Linné's neue Methode bestand nun besonders in der dyonymischen Nomenclatur, die er zuerst anwandte. Vor ihm bezeichnete man die Naturkörper mit den Namen, die sie bei den Alten führten, und unterschied verwandte Arten durch den Zusatz ihrer Haupteigenschaft zu dem Namen. Linné sonderte nun zuerst die Naturkörper je nach ihrer nähern oder fernern Verwandtschaft in bestimmte Gruppen, die er Classen (classes), Ordnungen (ordines), Gattungen (genera) und Arten (species) nannte, und belegte jede der drei ersten Gruppen mit einem besonderen Namen, diejenigen der bisher üblichen beibehaltend, welche schon ein allgemeines Verständniß sich erworben hatten. Für die vierte Gruppe, die der Art, erfand er keinen besondern Namen, sondern bezeichnete sie durch den Gattungsnamen und ein Beiwort, welches gemeiniglich ein Adjectiv, seltener ein Substantiv war, und gleichsam den Vornamen darstellte, während der Gattungsname dem eigentlichen Zu- oder Geschlechtsnamen zu vergleichen war. Er gewann durch diese Methode den großen Vortheil, vermittels der bloßen Benennung eines Naturkörpers sein Verwandtschaftsverhältniß zu andern bezeichnen zu können, eine Aufgabe, welche er zuerst sich stellte, und dadurch der neueren Naturgeschichte eigentlich ihre gegenwärtige Richtung anwies. In der vorherigen Bearbeitung erschien diese Wissenschaft immer noch als eine Sammlung von Curiosis, ohne inneren Zusammenhang; Linné erhob sie durch seine Methode zur wahren Wissenschaft, der weder Plan, noch Endzweck, noch systematische Behandlung des Stoffes, an welchen dreien es bisher gefehlt hatte, von jetzt an abging. Die Richtigkeit seines Verfahrens, das man hiernach als ein ihm geoffenbartes bezeichnen kann, beweist nicht blos der allgemeine Beifall in jener Zeit, sondern auch das unveränderte Festhalten an demselben in allen folgenden Perioden der inzwischen doch nach manchen Seiten hin sehr veränderten Wissenschaft. Bei der Systematik der Naturproducte und mit derselben, bezweckte nämlich Linné vorzugsweise eine übersichtliche Anordnung, um denen, welche Naturgeschichte treiben wollen, einen allgemeinen Überblick der bisherigen Erfahrungen zu gewähren. Er suchte daher an den Dingen die wesentlichsten Merkmale von den minder constanten zu unterscheiden, und bildete blos aus den erstern die Beschreibungen, welche er von den Dingen gab. Nur diese kurzen, die eigentlich charakterisirenden Merkmale enthaltenden Beschreibungen, welche er Diagnosen oder Charaktere nannte, wurden in das System der Naturkörper aufgenommen, und alle ausführlichen Schilderungen in speciellere Darstellungen verwiesen. Auch hierin wich er wesentlich von seinen Vorgängern ab, die alles Wissenswerthe aufgeführt und berücksichtigt hatten. Diese wissenschaftlichen Definitionen, so ordnete er an, seien lediglich e situ, numero et figura partium zu entnehmen, durften sich also keineswegs auf Entwickelungsstadien, Lebensweise, Aufenthaltsorte und andere bei den Alten so beliebte Eigenschaften beziehen. Damit möglichste Präcision erreicht werde, statuirte er für eine Definition höchstens zwölf Worte, gebrauchte selbst aber in der Regel weniger. Eine von ihm erfundene und seitdem allgemein angenommene Kunstsprache, Terminologie genannt, in welcher jeder abweichend geformte Theil der Naturkörper einen besondern Namen erhielt, bot zur Erreichung dieser Aufgabe die noch nöthigen Mittel an die Hand.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese letzten Bestimmungen willkürliche waren, die keine Nothwendigkeit in sich selbst trugen; auch scheint die ganze Auffassung der Wissenschaft, als eines bloßen Registers der formellen Mannichfaltigkeit, einen untergeordneten Standpunkt anzudeuten, den sie, so lange die Linné'schen Leistungen nicht blos als die Anfänge einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Naturgeschichte, sondern schon als das non plus ultra derselben angesehen wurden, in der That nicht wieder verlassen konnte. Hieran war Linné selbst, der die Bahn brach, viel weniger Schuld, als vielmehr waren es seine Jünger, welche von der ersten Bahn durchaus nicht abweichen zu dürfen glaubten, weil sie der Entwickelungsgang eines großen Talentes gewesen war. Man vergaß nämlich, daß das Talent, und sei es auch das größte, immer Kind seiner Zeit ist, und nur in ihr die höchste Staffel geistiger Größe zu erreichen vermag. Da aber die Zeit und mit ihr der Entwickelungsgang der Menschheit wie der Wissenschaft fortschreitet, so muß derselbe nothwendig die Höhe jenes bevorzugten Individuums in der Folge nicht blos erreichen, sondern auch überschreiten, und es ist daher immer ein Zeichen untergeordneter Geistesgaben, wenn der Jünger diesen Fortschritt der Wissenschaft mit der Zeit nicht empfindet oder gar ihm halsstarrig entgegentritt. Für die geistige Größe des Meisters aber gibt es ein bedeutendes Zeugniß, wenn die Anzahl der in seine Ideen eingehenden Jünger nicht blos eine sehr beträchtliche ist, sondern auch wenn ebendiese, in steifer Unbeweglichkeit durch den Gewaltigen festgehalten, seine Ideen den nächstfolgenden Zeitperioden aufdrücken und sie mit ihnen gleichsam paralysiren. Da die Linné'sche Reformation der Wissenschaft diesen letztern Fortgang gehabt hat, so läßt sich daraus rückwärts auf ihre hohe Bedeutung schließen, und wir wollen daher nicht denen beistimmen, die meinen, daß die Linné'sche Schule eine grade-

zu nachtheilige gewesen sei, wenn wir auch gern zugeben, daß der Gewinn, den wir aus dieser Schule gezogen haben, in einer kürzern Zeit hätte erzielt werden können.

Wir haben nach diesen einleitenden Bemerkungen über Linné und die von ihm gegründete neue Schule den Faden unserer geschichtlichen Entwickelung der Entomologie wieder aufzunehmen und finden uns also durch ihn in das erste Viertel des 18. Jahrh. versetzt, wo wir John Ray als erstem Systematiker, und Reaumur, dessen Arbeiten freilich erst 1734 bekannt wurden, als größtem Beobachter jener Zeit begegnen. Die Methodik dieser Männer, so sehr sie auch im Laufe der Zeit geläutert sein mochte, war eigentlich doch immer die alte, schlechthin erzählende, welche das Wesentliche mit dem Unwesentlichen in gleiche Höhe stellte, und einen Unterschied von dieser Art zwischen den Eigenschaften noch gar nicht kannte. Diesen Gedanken brachte also Linné in die Wissenschaft, insofern er von Vorn herein darauf ausging, Eintheilungen festzustellen, welche eine Übersicht über die vorhandene Menge möglich machten. Er sagte zwar, der erste Schritt zum Wissen sei die Erfahrung, aber nicht sie allein, sondern auch der Begriff, welcher in ihr sich ausspreche, gehöre mit dazu. (Primus gradus sapientiae est res ipsas nosse, quae vero notitia in vera objectorum idea consistit. Praef. ad Syst. Natur. ed. I.) Diese Begriffe aber erhalte man durch eine ordentliche Eintheilung der Dinge und deren passende Benennung, welche daher den Grund aller wahren Naturforschung bildeten (ebenda). Demnach ging er darauf aus, den Begriff (idea) oder das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu sondern, und nach diesen der Natur zum Grunde liegenden Begriffen eine Eintheilung ihrer Productionen zu liefern, die gleichsam das Gerüst der unendlichen Mannichfaltigkeit bilde, welche dem einfachen Empiriker bei seiner äußerlichen Naturbetrachtung entgegentritt. Daß er hiermit die höchste Aufgabe des Naturforschers klar bezeichnet hatte, liegt am Tage, daß er aber, dieser Aufgabe sich bewußt seiend, sie dennoch nicht löste, ist begreiflich, wenn man bedenkt, welche Mittel zu dieser Lösung erfoderlich sind, und einen wie kleinen Theil von ihnen Linné damals in Anwendung bringen konnte. Den Begriff eines Naturkörpers drückte er übrigens durch die oben näher bezeichnete Definition, welche er den Charakter nannte, aus, und ordnete die erhaltenen Charaktere einander unter, wie es die Verwandtschaft der Begriffe unter einander verlangte. Leider war er im Aufsuchen der Begriffe nicht immer gleich glücklich und brachte dadurch von Vorn herein Irrthümer in seine Constructionen, die das Gelingen und die Ausführung des Vorhabens ihm unmöglich machten. So definirte er z. B. die drei großen Reiche der Natur durch die wenigen Worte: *Mineralia* crescunt, *plantae* crescunt et nutriuntur, *animalia* crescunt, nutriuntur et sentiunt, und schob hiermit den Mineralien einen falschen Begriff nicht blos unter, sondern ließ auch vermuthen, daß alle drei Formen der Naturkörper Potenzen einer Grundidee sein möchten, da doch die organischen und unorganischen sich wie Gegensätze zu einander verhalten und nur die Pflanzen und Thiere wie Potenzen einer Wurzel. Ähnliche Irrthümer finden sich mehre, und schon die Eintheilung der Thiere liefert uns einen zweiten. Hier erscheinen nämlich die sechs Classen: Quadrupedia, Aves, Amphibia, Pisces, Insecta und Vermes, als gleichwerthige Begriffe neben einander, während sie doch in der That ungleichwerthige sind, insofern nämlich die vier ersten Classen zusammengenommen einen Begriff geben, der dem der fünften Classe an Werth gleichkommt. Noch ärgere Misgriffe that er bei den untergeordneten Gruppen, z. B. den Ordnungen, deren eigentliche Begriffe er in den meisten Fällen gar nicht kannte, und die er daher nur nach oft unwesentlichen Eigenschaften charakterisirte. Mehr Glück hatte er mit den Gattungen, welche, wenn sie gleich den heutigen Gattungen in der Regel nicht mehr entsprechen, doch häufig sehr natürliche, richtig aufgefaßte Gruppen sind und daher noch jetzt, wenngleich in anderer Bedeutung, als systematische Abtheilungen vorkommen. Den meisten Takt bewies er bei den Arten, und zwar gleich Anfangs, während die Gattungen in der ersten Ausgabe des Systema Naturae, mitunter noch sehr vage bestimmt sind, z. B. die Katzengattung (Felis), welche in drei: Leo, Tigris und Felis, getrennt erscheint.

Kommen wir aber zum entomologischen Theile des Linné'schen Systemes, so zeigt jene obige Angabe der sechs Classen des Thierreichs, daß Linné für die Insekten eine besondere gegründet hatte, welche er durch die Worte: corpus crusta ossea cutis loco tectum, caput antennis instructum, definirte. Auch in dieser Definition traf er nur einen Theil des eigentlichen Begriffes der Classe, und ließ die Hauptsache, die Zusammensetzung ihres Leibes aus einzelnen Gliedern, unberücksichtigt; welcher Umstand ihn auch hinderte, die wahren Würmer mit zu dieser Classe zu rechnen, wie es eine naturgemäße Eintheilung vorschreibt. In der ersten Ausgabe des Systema naturae, welche 1735 zu Leyden auf drei Foliobogen erschien, und von welcher die dritte, zu Halle 1740 in quer Quart von J. J. Langen herausgegebene, ein bloßer Abdruck ist mit teutscher Übersetzung, umfaßt die Classe der Insekten vier Ordnungen, nämlich:

1) *Coleoptera*, alae elytris duobus tectae.
2) *Angioptera*, alae omnibus datae, elytris destitutae.
3) *Hemiptera*, alae elytris destitutae, quibusdam tantum individuis concessae.
4) *Aptera*, alae nullae.

Man sieht es schon diesen Definitionen an, namentlich der zweiten und dritten, daß sie unmöglich richtig sein können, und also die durch sie bestimmten Gruppen wol wenig Werth haben. Linné fühlte dies selbst, und änderte vielleicht schon bei der zweiten Ausgabe des Systema Naturae (Holmiae 1740), die ich nicht kenne, gewiß aber bei der nächsten, welche er selbst besorgte, nämlich der sechsten (Holmiae 1748) mir vorliegenden, dahin seine Eintheilung ab, daß statt der vier, fortan sieben Ordnungen erscheinen, welche durch folgende Definitionen bezeichnet waren:

1) *Coleoptera*, Elytra alas tegentia, os maxillis transversis.
2) *Hemiptera*, Os sub thorace inflexum.
3) *Neuroptera*, Alae quatuor venis reticulatae.
4) *Lepidoptera*, Alae quatuor, squamulis imbricatis tectae; os (saepius) spirale.
5) *Hymenoptera*, Alae quatuor membranaceae.
6) *Diptera*, Stylus capitatus sub singulis alis, alae duae.
7) *Aptera*, Alae nullae.

Diese Eintheilung blieb in allen späteren Ausgaben ungeändert, doch erhielten die Ordnungen einen etwas verschiedenen Inhalt. Dieselben näher betrachtend, müssen wir zuerst erwähnen, daß die vier neuen Ordnungen aus der zweiten des ersten Systems entstanden waren und nun so ziemlich gewissen Gruppen des Ray'schen Systems entsprechen. Die Coleopteren begriffen übrigens außer den echten Käfern auch die Heuschrecken, welche später, jedoch erst in der zwölften Ausgabe (Holmiae 1768. T. 1—3), zu den Hemipteris gezogen wurden, mit Ausschluß von Forficula, welche Gattung bei den Coleopteren blieb. Dadurch erlitt nun die Definition dieser Ordnung eine Änderung, insofern das os maxillis transversis auch einigen Hemipteris zukam, also wegfallen mußte; für die Hemiptera aber genügte das os inflexum nicht mehr und sie erhielten daher einen Zusatz in dem Charakter: alae hemelytratae, superioribus semicoriaceis. Das Übrige blieb ungeändert, doch wurden die zahlreichen (30) Gattungen der Coleoptera nach den Fühlhörnern in drei Sectionen gebracht (antennis clavatis, filiformibus und setaceis), die der Aptera dagegen nach den Fußzahlen ebenfalls in drei (pedibus sex, pedibus pluribus, welche sich theilten in die mit capite cum thorace unito und capite a thorace discreto). Hierbei blieb Linné stehen und änderte blos die Zahl und Definitionen der Arten, indem ihre Menge mit jeder Ausgabe um ein Beträchtliches zunahm. In der ersten Ausgabe des Syst. Naturae (1735) wurden sie gar nicht definirt, blos namhaft gemacht; Definitionen bekamen sie erst in der zweiten (Holmiae 1740). In der sechsten (Holm. 1748) zähle ich 90 Coleoptera, 58 Hemiptera, 11 Neuroptera, 9 Lepidoptera, 31 Hymenoptera, 32 Diptera, 59 Aptera; die letzte zwölfte Ausgabe hat dagegen 913 Coleoptera, 353 Hemiptera, 780 Lepidoptera, 83 Neuroptera, 318 Hymenoptera, 262 Diptera, 289 Aptera, wozu anhangsweise noch 11 Coleoptera und 3 Lepidoptera kommen, welche also die Zahl aller beschriebenen oder vielmehr diagnostisirten Insekten auf 3052 bringen, während in der ersten Artenaufzählung nur 290 vorkommen. So entwickelte sich während Linné's nie rastender Thätigkeit das System, welches er gegründet hatte, und das ohne wesentliche Veränderungen überall gleich willkommene Aufnahme fand, ausgenommen in Frankreich, wo man, durch den Einfluß der großen Forscher in der Botanik bestimmt, auch früh in der Zoologie eine vorherrschende Neigung zur natürlichen Systematik an den Tag legte.

Es läßt sich nämlich bei vorurtheilsfreier Betrachtung dieser Linné'schen Systeme nicht verkennen, daß, wie wir schon früher aussprachen, viel Willkürliches in ihnen vorhanden ist und namentlich die Ordnungen der Insekten keinen natürlichen Inhalt haben. Besonders gilt dies von der zweiten und siebenten, deren Mitglieder kaum in andern Merkmalen übereinstimmten, als in den genannten Charakteren. Ausstellungen dieser Art zeigten schon damals, daß, wenn auch das neue Princip der Naturbetrachtung richtig sein mochte, doch die Ausführung an Mängeln leide, weil die Natur ihre wahren Unterschiede weder überall in demselben Organe ausdrückt, noch sich mit der Differenzirung eines einzigen Organs begnügt, um wirkliche Unterschiede hervorzurufen. Wollte man also die natürlichen Differenzen aufdecken, so durfte man nicht bei einem einzigen Körpertheile stehen bleiben, und von diesem allein, ihn als den wesentlichsten ansehend, die Charaktere herholen, sondern man mußte vielmehr untersuchen, an welchem Theile des allseitig differenzirten Organismus die Differenz am einleuchtendsten sei, und nach diesem Theile mußte man den Charakter bestimmen. Linné scheint es allerdings gefühlt zu haben, daß dies die eigentliche Aufgabe des Systematikers sei, allein das Riesenwerk, welches er begonnen hatte, war für die Kräfte eines Einzigen zu groß und er mußte sich damit begnügen, vor der Hand grade den Unterschied zu wählen, der am meisten in die Augen fiel, die Entscheidung, ob er der bestimmende sei oder nicht, von der Zukunft hoffend. Indem nun seine Schule das, was er wol nur aus Noth gethan hatte, als das allein Richtige ansah, entstand die sogenannte künstliche Systematik, welche wenig sich um die eigentliche Natürlichkeit der Unterschiede bekümmerte, wenn die Gruppen, welche sie aufstellte, nur leicht kenntlich und bestimmt abgeschlossen waren. Und bei dieser Aufgabe, welche, wie es mir scheint, nur ein Nothbehelf des ersten Anfanges sein sollte, blieb die Zoologie und mit ihr die Entomologie stehen, bis sie von der allseitig prüfenden französischen Schule, und zwar die Entomologie besonders durch Latreille, aus ihrem sklavischen Verhältnisse der Einseitigkeit errettet ward.

Der Zeitraum, in welchem die Linné'sche Systematik herrschte und, wie gesagt, der Naturforschung ihre Richtung gab, dehnt sich so ziemlich über das ganze 18. Jahrh. aus und reicht selbst noch in den Anfang des 19. hinein. Wenn nun gleich während der 80—90 Jahre, aus denen dieser Zeitraum besteht, die systematische Behandlung der Naturgeschichte die vorwiegende war, so gab es doch auch in dieser Zeit Beobachter, welche mehr als blos neue Arten, oder Gattungen festzustellen bemüht waren. Wir können dieselben, obwol auch sie von dem Einflusse des Systems nicht ganz frei blieben, als mehr selbständige Individualitäten von der systematischen Schule ausscheiden, die letztere aber wieder in zwei Perioden theilen, je nachdem von den Anhängern derselben das Flügelsystem Linné's, oder das spätere Kiefersystem des Fabricius befolgt wurde. Wenngleich dieses System in der Ausführung völlig von dem Linné's verschieden ist, so beruht es doch ganz auf Linné's Principien, ist in seinem Geiste angelegt und mit seinen Typen gebildet; daher dasselbe keine An-

sprüche darauf machen kann, eine eigene Hauptperiode in der Wissenschaft zu bezeichnen. Übrigens beginnt das Fabricius'sche Kiefersystem mit dem J. 1775 und reicht etwa bis zum J. 1810; konnte indessen auch während dieser Periode nur in Teutschland, Schweden und England festen Fuß fassen, in Frankreich aber noch weniger Eingang finden als das Linné'sche Flügelsystem.

Die Idee, noch, nachdem Linné's Eintheilungen da waren, ein neues System zu erfinden, lag nahe genug, und man muß sich nur wundern, daß Versuche der Art nicht mehre gemacht wurden. Hatte man es einmal zur Aufgabe der Systematik erhoben, scharf begrenzte Abtheilungen nach den Differenzen eines und desselben Organes aufzustellen, um vermittels dieser Gruppen zu einer Übersicht des gesammten Reiches zu gelangen; und nun, nachdem mit den Flügeln der Versuch gemacht war, sich überzeugt, daß deren Unterschiede nicht wohl tauglich seien, sichere Grenzen zu liefern, so blieb keine große Wahl mehr in Bezug auf die äußern Körpertheile der Insekten, indem außer den Flügeln nur noch die Füße und Freßwerkzeuge sich darboten. Da aber jene bei allen Insekten nach demselben Typus gebildet sind, und lediglich in der Zahl der letzten oder Tarsalglieder differiren, so konnten von ihnen nicht gut Hauptunterschiede hergeleitet werden, und es blieb also dem nächsten Systematiker keine andere Wahl, als die, welche er traf. Daß aber auch diese Wahl ihn auf Irrwege leitete, wird sich unten bei Angabe der Fabricius'schen Systeme ergeben; hier mögen zunächst diejenigen Autoren erwähnt werden, welche als strenge Schüler Linné's in der Entomologie sich einen Namen erworben haben.

Linné selbst lieferte außer den verschiedenen Auflagen des systema naturae, deren oben gedacht wurde, eine Fauna suecica (Stockh. 1761), mehre Beschreibungen von größeren Museen (Adolphi Friderici, Regis. 1754. fol. Louisae Ulricae, Reginae 1764 — Com. a Tessin. 1753. fol.) und viele kleinere Monographien, die Insektenbeschreibungen enthalten. Letztere stehen zum Theil in seinen Amoenit. academ. (9 Voll.). Alle europäischen Arten, die er erwähnt hatte, sammelte Ch. de Villers, und gab sie unter dem Titel: Caroli Linnaei Entomologia (Lugduni Gallor. 1789 seq. 4 Tomi), begleitet mit den von andern Autoren beschriebenen Arten derselben Heimath heraus. Diese Schrift ist meines Wissens das einzige in Frankreich gedruckte entomologische Werk, welches sich streng an Linné bindet, und daher auch von dieser Seite betrachtet interessant, wie ihrem Inhalte nach verdienstlich. Neben de Villers kann als Linné'scher Jünger unter den Franzosen nur noch Geoffroy genannt werden, der Verfasser der histoire abregée des Insectes, qui se trouvent aux environs de Paris (2 Vol. 4. 1762); allein auch der weicht durch eigenthümliche Gruppirungen der Gattungen innerhalb jeder Ordnung von seinem Meister ab, und bediente sich zu diesem Endzweck zuerst der Fußgliederzahl, welche Methode auch die heutige Entomologie noch anwendet. Außerdem verschmähte er die Linné'sche Ordnung Neuroptera, indem er sie mit den Hymenopteris vereinigte. Daher hat er nur sechs Ordnungen in der Linné'schen Reihenfolge.

In Teutschland sind als unbedingte Anhänger der Schule J. C. D. Schreber[5]), J. H. Sulzer[6]), J. A. Scopoli[7]), Fr. v. Paula Schrank[8]), J. R. Forster[9]) und J. A. E. Goeze[10]) zu erwähnen, allein keiner von ihnen war als Entomolog von besonderer Bedeutung. England zeigt uns zwar mehre Namen, aber unter ihnen ebenso wenig hervorragende Persönlichkeiten; B. Wilkes[11]), John Hill[12]), Mos. Harris[13]), J. Drury[14]) verdienen Erwähnung. Holland verräth auch in dieser Periode viel Sinn für Naturgeschichte, hält sich aber in seinen bedeutendsten Individualitäten von der systematischen Richtung ferner; ihr schließen sich nur an: J. Admiral[15]), C. Voet[16]), Chr. Sepp[17]) und P. Kramer[18]). Auch in Italien werden Linné'sche Schüler angetroffen, so: D. Vandelli[19]), N. Poda[20]) und C. Allioni[21]). Schweden selbst bietet dagegen kaum Namen dar, welche neben dem Meister einer Erwähnung bedürften; ich nenne daher nur: C. Clerk[22]). C. Leche[23]), sowie die Dänen M. Th. Brünniche[24]), H. Ström[25]), und den als umfassender Beobachter der Natur berühmten O. Fr. Müller[26]).

Bevor nun die Darstellung der Fabricius'schen Systeme, welche der Zeit nach sich hier anschließen müßte, versucht wird, scheint es zweckmäßig, zunächst die mehr selbständigen Beobachter und Forscher, welche die Entomologie in dieser Zeit mit neuen Entdeckungen bereicherten, einzuschalten, besonders weil auch die meisten je nach ih-

5) Novae species Insectorum (Halae 1759). 6) Die Kennzeichen der Insekten rc. (Zürich 1761. 4.) Abgekürzte Geschichte der Insekten rc. (Zürich 1776—1789. 4.) 2 Thle. 7) Fauna carniolica (Vindob. 1763). 8) Enumeratio Insectorum Austriae (Vindob. 1781). 9) Novae species Insectorum. (Lond. 1771. 4.) 10) Entomologische Beiträge zur zwölften Ausgabe des Syst. Naturae (Leipz. 1777—1783). 3 Theile in 6 Bänden. 11) 120 copperplats of Engl. moths and butterflys. (Lond. 1773. 4.) 12) A Decade of curious Insects. (Lond. 1773. 4.) (Enthält erdichtete Insekten. Damnandae vero memoriae *J. Hill* et *L. Renard*, qui Insecta ficta proposuere. *Fabricius.*) 13) The Aurelian (Lond. 1766). 14) Illustrations of natural history etc. (Lond. 1770. 4.) 15) Naauwkeurige Waarnemingen van veele Gestalt verwesselnde gekorvene Diertjens etc. (Amstel. 1746. Fol.) 16) Catalogue raisonné ou systematique du genre des Insectes qu'on appelle Coléoptères etc. (à la Haye 1779. 4.) übersetzt von F. W. Panzer. (Erlangen 1785 fg.) 17) Beschowing der Wondern Gods in de minstgeachte Schepgelen af Nederlandische Insecten. (Amst. 1762. 4.) Ins Teutsche übersetzt mit den (vortrefflichen) Originalkupfern 1781 fg. 4. 18) De uitlandsche Capellen etc. (Utrecht 1779 sq. 4.) 4 Bände. 19) Dissertationes tres de nonnullis Insectis (Patav. 1758). 20) Insecta musei Graecensis etc. (1761). 21) Manipulus Insector. Taurinensium. (Melang. de la soc. Roy. de Turin. T. III.) 22) Icones Insector. rariorum. 3 fasc. (Holm. 1759. 4.) 23) Novae spec. Insectorum. (Aboae 1753. 4.) 24) Entomologia (Hafn. 1764). 25) Physike och oekonomische bescrivelse over Fogderiet Saendmoër (Soroë 1762). 2 Voll. 26) Die wichtigsten entomologischen Arbeiten dieses emsigen Mannes sind: Fauna Insectorum Fridrichsdaliana (Hafn. et Lips. 1764). Zoologiae Daniae prodromus (Hafn. 1776). Hydrachnae, quas in aquis Daniae observ. etc. (Lips. 1781. 4.) Entomostraca s. Insecta testacea aquatica. (Hafn. 1785. 4.)

rem Auftreten sich in die Mitte von Linné und Fabricius stellen.

Unter ihnen verdient sowol der Zeit, als auch der Bedeutung nach Ch. Bonnet eine der ersten Stellen. Im J. 1720 zu Genf geboren, zeigte dieser Anfangs den Rechtswissenschaften obliegende Mann bald eine so große Neigung zu den Naturwissenschaften, daß er sich ihnen ganz hingab und mehre Disciplinen derselben mit glänzenden Entdeckungen bereicherte. Namentlich verdankt die Entomologie ihm nicht blos ihren Namen, sondern auch bedeutende Erweiterungen. Schon im 26. Jahre schrieb er seinen Traité d'Insectologie (Paris 1745), worin die merkwürdige Lebensweise und Fruchtbarkeit der Blattläuse auseinandergesetzt wurde. In Folge dieser Entdeckungen machte ihn die pariser Akademie, vielleicht auf Reaumur's Betrieb, zu ihrem Corespondenten. Dieser Arbeit folgten neun Jahre später seine: „Untersuchungen über den Nutzen der Blätter bei Pflanzen," welche eine fast noch willkommnere Aufnahme fanden. Am meisten Aufsehen erregten aber seine Considérations sur les corps organisés (Genève. 1762 2 Voll.) und noch mehr seine Contemplations de la nature (Amsterd. 1764), welche allein in der teutschen Übersetzung von J. D. Titius fünfmal (1766, 1772, 1774, 1783 und 1803) aufgelegt wurden. Namentlich die letztgenannte Schrift ist für die Entomologie höchst wichtig, und enthält eine vollständige Physiologie der Insekten, nach den Kenntnissen der damaligen Zeit. Übrigens verband Bonnet mit den Talenten eines genauen Beobachters auch die meditirende Seite eines philosophischen Kopfes, ein Verein der nicht blos überhaupt selten ist, sondern auch in der damaligen, auf reine Empirie besonders ausgehenden, Zeit ganz besondere Aufmerksamkeit verdient. Von ihm wurde zuerst behauptet, daß sich in der thierischen Organisation ein Fortschritt vom Unvollkommneren zum Vollkommneren ausspreche, und daß es die Aufgabe des Naturforschers sei, diesem Fortschritte nachzuspüren und ihn zu entwickeln. Er meinte freilich, daß derselbe sich auf jede einzelne Art erstrecke, sodaß alle zusammen eine fortlaufende Stufenleiter vom unvollkommensten Thiere bis zum Menschen bildeten, welche er „Leiter der Natur" nannte. Gemäß diesen Grundsätzen war er, wie Buffon, ein Verächter der künstlichen Linné'schen Systematik, übertraf aber seinen berühmten Zeitgenossen an philosophischem Scharfblicke ebenso sehr, wie dieser ihn an oratorischem Schmuck hinter sich ließ. Trotz dieser falschen Entwickelung einer richtigen Grundidee und mancher dem damaligen Zeitgeiste entsprechenden teleologischen Richtungen haben Bonnet's Schriften noch jetzt ihren Werth und zeigen uns am klarsten den Standpunkt, auf welchem in jener Zeit unsere Wissenschaft sich befand.

In Teutschland hatte die von Bonnet angeregte Richtung wenig Anklang gefunden, vielmehr begegnen uns hier mehre zwar unabhängig von Linné, aber in anderer Weise thätige Forscher. Der der Zeit nach älteste von diesen ist Johann Rösel v. Rosenhof, Miniaturmaler zu Nürnberg, dessen „monatlich herausgegebene Insektenbelustigungen" (Nürnberg von 1746—1755, 4 Bde. 4. nebst J. Ch. Kleemann's Beiträgen dazu. 1. Bd. 1792—1794. 4. und Ch. Schwarz Nomenclator über alle Abbildungen. Nürnberg in 7 Abth. 1793—1831) reich sind an guten Beobachtungen aus der Metamorphose und für jene Zeit vortrefflichen Abbildungen aller Lebensstadien der Insekten. In der Systematik schließt sich Rösel mehr an Aldrovandi und Ray als an Linné, und verräth überhaupt eine schon damals veraltete Methode. Zeitgemäßer, doch gleichfalls frei von Linné'scher Systematik und Nomenclatur halten sich die zahlreichen entomologischen Schriften J. Ch. Schäffer's, welche meistens in einzelnen Bruchstücken erschienen (seit 1753) und mit guten Abbildungen begleitet sind. Sie beziehen sich zwar größtentheils nur auf das letzte Lebensstadium der Insekten, enthalten jedoch mitunter auch recht gute Beobachtungen über die Metamorphose. Für die systematische Entomologie sind seine „Abbildungen regensburger Insekten" am wichtigsten geworden[27]). Nahe an Bonnet schließt sich dem Stoffe nach F. W. v. Gleichen, gen. Rußworm, ein zweiter Leeuwenhoeck hinsichtlich der zahlreichen mikroskopischen Beobachtungen, die er anstellte, aber umfassender als dieser seine Materien verfolgend. Die Entomologie verdankt ihm eine ausführliche „Geschichte der gemeinen Stubenfliege" (Nürnberg 1764. 4.), welche J. Ch. Keller herausgab, und Beobachtungen über Blattläuse (Versuch einer Geschichte der Blattläuse und Blattlausfresser des Ulmenbaums [Nürnb. 1770. 4.]), welche Bonnet's Beobachtungen unterstützen. Ähnliche mikroskopische Untersuchungen stellten M. F. Ledermüller (Mikrosk. Gemüths- und Augenergötzung [Nürnb. 1750—1761. 4.] nebst vier Nachlesen 1763—1765) und J. Th. Needham an (New microscopical discoveries [Lond. 1745]. Französische Übersetzung von Trembley [à Leide 1747]), lieferten indessen der Entomologie nur wenige brauchbare Thatsachen. Von anderer und in seiner Art größerer Bedeutung ward aber für unsere Wissenschaft das „Verzeichniß der Schmetterlinge der Wiener Gegend" (Wien 1766. 4.), welches zwei Lehrer am k. k. Theresianum, Denis und Schiffermüller, herausgaben und in demselben eine sehr sorgfältige Anordnung ihres Stoffes nach eignen und genauen Principien lieferten. Sie befolgten dabei Linné's Nomenclatur nur theilweis und stellten eine große Anzahl unbenannter Gruppen auf, welche die spätern Entomologen meistens zu Gattungen erhoben. Es muß daher dies Werk als die Grundlage aller neuern lepidopterologischen Arbeiten angesehen werden. Eine spätere Ausgabe, welche K. Illiger besorgte (Braunschw. 1801. 2 Bde.) hat die Linné'sche, Fabricius'sche und spätere Nomenclatur mit ihren Synonymen angenommen.

Einflußreicher für die Förderung der Entomologie im Ganzen waren die Arbeiten von de Geer und Lyonet.

---

27) Die wichtigsten Schriften Schäffer's sind: (Gesammelte) Abhandlungen über Insekten. (Regensb. 1764—1779. 4.) 3 Bde. Elementa Entomologiae, iconibus illustrata (Ratisb. 1766—1768. 4.) und Ejusd. Appendix, contin. insector. nova genera. (Ibid. 1787. 4.) Icones insectorum circa Ratisbonam indigenorum. (Ratisb. 1767 sq. 4.) 3 Voll. J. A. Harrer's Beschreibung dieser Insekten. 1. Bd. Käfer. (Erlangen 1791. 4.) Fr. W. Panzer's Systematische Nomenclatur über die Schäffer'schen Insekten. (Erlangen 1804. 4.)

Ersterer, schwedischer Reichsfreiherr und Hofmarschall, hatte, eine seltene Erscheinung unter seinen Standesgenossen, alle Mußestunden mit der Beobachtung der Insekten seiner Umgebung ausgefüllt, und außerdem eine schöne Sammlung ausländischer Arten zusammengebracht. Er schließt sich in der Art, sein Material zu behandeln, aufs Genaueste an Reaumur, und scheint überhaupt diesen als Vorbild sich genommen zu haben; übertrifft ihn indessen an präciser Haltung der Gegenstände und Menge der von ihm wahrgenommenen Formen. Auch sind seine Abbildungen besser als die Reaumur's und seine Untersuchungen mannichfaltiger. Es bilden daher die Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes (Stockh. 1752—1774. 4. 4 Voll. Ins Teutsche übersetzt von J. A. E. Götze, Leipzig und Nürnberg 1775—1783. 4. 7 Bde.) eine wahre Fundgrube von Thatsachen, sowol für die Metamorphosenlehre, als auch für die systematische Entomologie, und sind jedem wissenschaftlichen Entomologen unentbehrlich. De Geer folgt in seinem Werke einer ihm eigenthümlichen Ordnung, deren Princip selbst nirgends gegeben ist, wie auch nicht die Übersicht seines Systems. Letztere veröffentlichte erst A. J. Retzius nach seinem Tode in einer besondern Schrift (*Car. de Geer*, Genera et species Insectorum etc. [Lips. 1783.]), welche alle von de Geer aufgeführte Arten kurz diagnostisirt und mit den Linné'schen Namen und Citaten belegt; hier erscheint de Geer's System in folgender Weise:

I. Alata. Insekten mit Flügeln.

A. Gymnoptera. Mit vier gleichen Flügeln.

1) Lepidoptera. Bestäubte Flügel und ein Spiralrüssel (wie Linné).

2) Elinguia. Nackte Flügel, weder Rüssel noch Kiefer (Phryganea und Ephemera).

3) Neuroptera. Nackte netzförmige Flügel und Kiefer (die übrigen Neuroptera Linné's).

4) Hymenoptera. Nackte ungleiche Flügel mit Längsadern und Kiefer (wie Linné).

5) Siphonata. Häutige Flügel, ein unter die Brust gebogener Schnabel (Apis und Cicada).

B. Vaginata. Mit Flügeldecken und Flügeln.

6) Dermaptera. Flügeldecken halb leder-, halb hautartig; ein Schnabel (Cimex und Notonecta).

7) Hemiptera. Flügeldecken ganz lederartig; Kiefer (Blatta, Gryllus und Forficula).

8) Coleoptera. Flügeldecken ganz hornig; Kiefer (wie Linné, aber ohne Forficula).

C. Diptera. Mit zwei Flügeln.

9) Halterata. Mit Schwingkolben und fleischigem Rüssel (Linné's Diptera).

10) Proboscidea. Ohne Schwingkolben und Rüssel (Coccus).

II. Aptera. Insekten ohne Flügel.

D. Saltatoria.

11) Suctoria. Mund zum Saugen, vollkommene Verwandlung (Pulex).

E. Gressoria.

12) Auc(h)enata. Sechs Beine, Kopf frei (Lepisma, Podura, Termes, Pediculus).

13) Atrachelia. Sechs oder mehr Beine, Kopf verwachsen.

14) Crustacea. Vierzehn und mehr Beine, Kopf frei.

In seinem großen Werke stellte de Geer auch mehre neue Gattungen neben den schon vorhandenen Linné's auf, oder nahm dieselben von Andern an, besonders von Geoffroy; unter denen Pterophorus, Nomada, Telephorus, Colliuris, Pyrochroa, Clerus, Stratiomys, Nemotelus und Ricinus die wichtigsten sind.

Viel eingeschränkter, aber darum doch nicht minder bedeutungsvoll, ist die Thätigkeit P. Lyonet's. Er war mit Linné in demselben Jahre geboren (den 21. Juli 1707) und wie Bonnet Anfangs Jurist, zeigte aber gleich diesem früh Neigung zur Naturkunde, welche vielleicht im Umgange mit Trembley, den er im Haag kennen lernte, eine Richtung auf die Untersuchung sehr mühsamer Gegenstände erhielt. Ein ungemeines Talent für schwierige Manipulationen und eine seltene Leichtigkeit, sie zu überwinden, förderten ihm seine Unternehmungen außerordentlich und setzten ihn in den Stand, nicht blos, nach wenigen Stunden Unterricht, als vortrefflicher Kupferstecher, sondern auch als ebenso genauer Zergliederer sich auszuzeichnen. Das Resultat solcher Anlagen und Thätigkeiten war eine unübertreffliche Anatomie der Weidenraupe, womit er im J. 1760 die Entomologie bereicherte (Traité anatomique de la chenille, qui ronge le bois de saule [à la Haye 1760. 4.]), ein Werk, das seines Gleichen weder an Form noch an Inhalt hat, und in jeder Beziehung die höchste Stufe der Vollendung erreichte. Erst seit seiner Veröffentlichung war es möglich, eine klare Vorstellung vom innern Bau der Insekten zu gewinnen. Leider ereilte den Verfasser desselben der Tod (den 11. Jan. 1789), ehe es ihm gelang, die Fortsetzung, welche die Anatomie der Puppe und des Schmetterlings (Cossus Ligniperda *Latr.*) liefern sollte, zu vollenden; so blieben die schon angefertigten Kupfertafeln und Manuscripte liegen, bis sie erst in unsern Tagen durch die Fürsorge de Haan's auf Kosten der pariser Akademie und in deren Schriften bekannt gemacht wurden (auch besonders abgedruckt unter dem Titel: Recherches sur l'anatomie et les métamorphoses de différentes espèces d'Insectes, etc. 1 Vol. 4. av. 54 pl. [Paris 1832] chez Roret). Zahlreiche andere Beobachtungen über die Metamorphose mehrer Insekten, besonders der Schmetterlinge, begleiten die leider unvollendete Hauptarbeit, und zeigen, wie genau ihr Urheber auch in solchen Untersuchungen war, die ihn nur nebenbei beschäftigten.

Nach Darstellung dieser für die Entwickelung der Entomologie höchst bedeutungsvollen Individuen haben wir noch die Modificationen der Linné'schen Schule zu erörtern, welche durch J. Chr. Fabricius herbeigeführt wurden. Offenbar berühren wir mit ihnen diejenige Stelle in der Geschichte unserer Wissenschaft, welche als der eigentliche Wendepunkt ihrer alten und neuen Zeit angese-

hen werden muß, und dürfen daher mit demselben Rechte, wie bei früheren Veranlassungen der Art, einige kurze Bemerkungen über die Lebensmomente des Mannes, der diese Umwälzung der Dinge herbeiführte, hier einschalten. Joh. Chr. Fabricius wurde am 7. Jan. 1745 zu Tondern im Herzogthume Schleswig geboren und erhielt in seiner Vaterstadt von Privatlehrern den ersten Jugendunterricht; später besuchte er das Gymnasium zu Altona. Mit dem J. 1762 bezog er die Universität Kopenhagen und vertauschte dieselbe noch im Herbste desselben Jahres mit der Hochschule zu Upsala, wohin ihn seine frühe Neigung zur Naturgeschichte führte, wie später nach Leipzig seine Bestimmung zu den Cameralwissenschaften. Von hier bereiste er die Universitäten zu Leyden und Edinburgh, wo sein Bruder Medicin studirte, hielt sich eine geraume Zeit in London auf, ging von da über Paris nach dem südlichen Frankreich, durchstreifte Norditalien und kehrte von Venedig aus durch Teutschland 1769 in seine Heimath zurück. Anfangs trat er als Lehrer der Cameralwissenschaften in Kopenhagen auf, folgte aber 1775 dem Rufe, den er als Professor dieser Wissenschaften nach Kiel erhielt, und blieb in dieser Stellung bis an sein Ende. In Upsala gehörte er zu den am meisten geachteten Schülern des großen Reformators und erfuhr mehrmals die Auszeichnung, von ihm als ein solcher genannt zu werden, dem er in der Entomologie die Palme zuerkenne. Schon hier faßte er den Plan, die Gruppen der Insekten nach den Mundtheilen zu bestimmen, theilte diese Idee an Linné mit, und ward von ihm zur Verfolgung seiner Unternehmung dringend aufgefodert. Mit den Resultaten derselben trat er zuerst 1775 hervor durch Publication seines Systema Entomologiae, in welchem alle damals bekannten Insekten aufgeführt waren. Ihm folgten 1777 die genera Insectorum, 1781 die Species Insectorum und 1787 die Mantissa Insectorum; Werke, worin die inzwischen entdeckten oder bekannt gewordenen Arten, welche er auf seinen vielen Reisen kennen lernte, veröffentlicht wurden. Von 1792—1794 gab er sein ganzes System neu heraus als Entomologia systematica, emendata et aucta (4 Bde.) und fügte 1798 noch ein Supplementum hinzu, in welchem die vollständigste Übersicht seines Systems enthalten ist. Aber bald war die Zahl der Neuigkeiten wieder so angewachsen, daß er zu einer dritten Überarbeitung sich entschließen mußte, und that dies, indem er die einzelnen Hauptgruppen, Ordnungen nach Linné, von ihm Classen genannt, besonders erscheinen ließ. Mit dem J. 1801 erschien das System der Käfer (Syst. Eleutheratorum. 2 T.), dem 1803 das Syst. Rhyngotorum und 1805 das Systema Antliatorum folgte, mit welchem er die Reihe seiner Arbeiten schloß, denn ein in der Handschrift zum Theil vollendetes Systema Glossatorum blieb liegen, als der Bankrott seines Verlegers ihn störte, und fortschreitende Altersschwäche zu sehr seine Arbeiten beschränkte. Er starb am 3. März 1808, wie mit Bestimmtheit aus der Nachschrift zu seiner Autobiographie in den „Kieler Blättern" (1819. 1. Bd. S. 88 fg.) hervorgeht.

Fabricius ist der ganzen Art nach, wie er die Wissenschaft aufgefaßt hat, ein strenger Schüler von Linné, dessen Formen und Grundsätze er sich so aneignete, daß zwischen beiden in dieser Beziehung kaum ein Unterschied wahrgenommen wird. Am deutlichsten hat er diese geistige Identität mit der seines Lehrers in der Philosophia entomologica (Haml. et Chil. 1778), eine treue Copie von Linné's Philosophia botanica, beurkundet. Demnach weichen beide lediglich in Anwendung ihrer Grundsätze auf verschiedene Gegenstände von einander ab, und nur dadurch gelangten sie zu verschiedenen Resultaten. Linné hatte nämlich weder bei den Ordnungen, noch bei den Gattungen, die Mundtheile der Insekten besonders berücksichtigt, sondern sie meistens ganz außer Acht gelassen. Es lag daher ihre Untersuchung für jeden, der nicht blindlings in Linné's Fußtapfen treten wollte, als interessanter Gegenstand eigner Beobachtungen zunächst vor und war auch von de Geer bei der Bestimmung der Ordnungen schon in Anwendung gebracht worden. — Fabricius, dem Neigung eine so vorwiegende Richtung zur Entomologie angewiesen hatte, wie Linné'n zur Botanik, erkannte noch bestimmter, als de Geer, die Nothwendigkeit, auch diese für die Lebensweise der Thiere so höchst wichtigen Organe in den Kreis der diagnostischen Merkmale zu ziehen, und fand bei ihrer Berücksichtigung, daß vorhandene Unterschiede durch sie nicht blos befestigt würden, sondern auch, daß sich alsbald da Unterschiede darböten, wo das Linné'sche System keine mehr angab. Dadurch ward sein Entschluß, sie zur Basis einer kritischen Revision der Insektengruppe zu machen, bestärkt, und sogleich ging er an die Ausführung des Unternehmens.

Der erste, in dem Systema Entomologiae (1775) enthaltene, Versuch entspricht freilich den Foderungen einer natürlichen Systematik noch weniger, als die Linné'sche Classification, und mußte daher den Wunsch einer baldigen Ausbesserung sehr rege machen, wie schon die bloße Betrachtung der nachfolgenden Tabelle, die dieses System mittheilt, zeigen wird.

I. Insekten mit beißenden Mundtheilen.
   1) Vier oder sechs Taster an Unterkiefer und Unterlippe.
      a) Unterkiefer unbedeckt. 1) Eleutherata (Coleoptera *Linn.*).
      b) Unterkiefer vom Helm bedeckt. 2) Ulonata (Hemiptera *de Geer*).
      c) Unterkiefer mit der Unterlippe verwachsen. 3) Synistata (Neuroptera, Hymenoptera und einige Aptera [Monoculus, Oniscus, Lepisma, Podura] *Linn.*).
      d) Keine Unterkiefer. 4) Agonata (Scorpio und Cancer *Linn.*).
   2) Nur zwei Taster, und zwar am Unterkiefer. 5) Unogata (Libellula, Scolopendra und Aranea *Linn.*).
II. Insekten mit saugenden Mundtheilen.
   1) Mit einem Rollrüssel. 6) Glossata (Lepidoptera *Linn.*).
   3) Mit gegliedertem, aus Borsten bestehendem Schnabel. 7) Rhyngota (Dermaptera *de Geer*).

4) Mit fleischigem, Borsten enthaltendem Rüssel. 8) Antliata (Diptera *Linn.*).

Die Vereinigung der Libellen, Skolopendern und Spinnen in eine Gruppe konnte so wenig Beifall finden, als die Verbindung der Monoculus und Onisken mit den Bienen und Wespen zu derselben Hauptabtheilung; sodaß diese Gruppirung, auch abgesehen davon, daß in der Mundbildung aller hier verbundenen Formen die wesentlichsten Verschiedenheiten herrschen, an Natürlichkeit beiweitem hinter der Linné'schen zurückstand. Auch würde Fabricius schwerlich durch die Verbesserungen, welche im Supplement der Entomologia systematica gemacht wurden, einen größern Anklang als Linné sich verschafft haben, wenn nicht zugleich die vielen neuen Gattungen, welche er vorschlug und nach den Unterschieden der Mundtheile festsetzte, die Entomologen von der Zweckmäßigkeit der gewählten Kriterien überzeugt hätten. Jene angedeuteten Verbesserungen bestanden nun darin, daß er die Synistata in zwei Gruppen trennte, indem er die Hymenoptera Linné's zu einer eigenen erhob, und nach ihren dünnen, lederartigen, zusammengedrückten Unterkiefern Piezata nannte; ferner darin, daß er die Skolopendern oder Vielfüße, weil sie gar keine Taster hätten, zu einer eigenen, nunmehr sechsten, Classe erhob, und die siebente Classe: Unogata, auf Skorpione und Spinnen beschränkte, sie nach der Anwesenheit eines einzigen klauen- oder scheerenförmigen Kieferpaares bestimmend. Die frühere vierte Classe: Agonata, ging ganz ein und aus den Crustaceen der modernen Systeme wurden drei Classen (die achte, neunte und zehnte) gemacht, welche durch die über zwei hinausgehende Menge der Kieferorgane zu einem Ganzen verbunden waren. Bei der achten Classe: Polygonata, seien die vielen Kiefer innerhalb der Lippe, bei den beiden andern außerhalb derselben; in welchem Falle sie den Mund selbst schlössen (Kleistagnatha), oder noch von den Tastern bedeckt würden (Exochnata). Die Insekten mit saugenden Mundtheilen blieben ungeändert. Demnach verhält sich dies System tabellarisch, wie folgt:

I. Insekten mit beißenden Mundtheilen.
- A. Mit zwei Paar Kiefern.
  - a) Die Unterkiefer mit Tastern.
    - 1) Eleutherata (Coleoptera *Linn.*).
    - 2) Ulonata (Hemiptera *de Geer*).
    - 3) Synistata (die meisten Neuroptera *Linn.*).
    - 4) Piezata (Hymenoptera *Linn.*).
    - 5) Odonata (Libellula *Linn.*).
  - b) Alle Kiefer ohne Taster.
    - 6) Mitosata (Myriopoda *Latr.*).
- B. Ein Paar Kiefer.
  - 7) Unogata (Arachnidae *Lam. Latr.*).
- C. Mehr als zwei Paar Kiefer.
  - 8) Polygonata (Isopoda et Amphipoda *Latr.*).
  - 9) Kleistagnatha (Decapoda brachyura *Latr.*).
  - 10) Exochnata (Decapoda macrura *Latr.*).

II. Insekten mit saugenden Mundtheilen.
- 11) Glossata (Lepidoptera *Linn.*).
- 12) Rhyngota (Dermaptera *de Geer*).
- 13) Antliata (Diptera *Linn.*).

Aber auch diese Bestimmung und Anordnung der Gruppen konnte die Linné'schen Ordnungen, welche nicht blos deutlicher bezeichnet, sondern auch passender an einander gereiht waren, keineswegs verdrängen; ja wer weiß, ob Fabricius mit den von ihm aufgestellten neuen Gattungen eine bessere Aufnahme gefunden hätte, wenn ihm nicht bei Bestimmung derselben die allgemeine Gestalt zu Hilfe gekommen wäre. Wiewol also das Fabricius'sche System im Ganzen vielleicht Niemandem gefiel, so ward doch die größere Anzahl der entomologischen Schriftsteller jener Zeit auf seine Bahn gezogen, und die genaue Untersuchung der Mundtheile galt von jetzt an als unerläßliches Bedürfniß für die Begründung neuer Gattungen. Selbst Olivier, der sich schon 1789 in der Einleitung zu seiner Entomologie (Paris 1789 sq. Fol. 5 Voll.) entschieden gegen die Brauchbarkeit der Mundtheile zur Begründung der Insektenordnungen ausspricht, und jenen Organen die Flügel beiweitem vorzieht, ist doch im Grunde ein Jünger von Fabricius, da er es nicht versäumt hat, bei jeder Gattung eine Analyse ihres Mundes zu geben und darnach die Gattungsmerkmale zu bestimmen.

Bekanntlich liegt bei Streitfragen in der Regel die Wahrheit in der Mitte, und so war es auch hier; denn wir wissen nun, daß weder die strenge Befolgung der Flügeldifferenzen, noch die alleinige Beachtung der Mundtheile uns zur Einsicht in den natürlichen Zusammenhang der Gliederthiere führen könne, und daß ein natürliches System, d. h. ein solches, welches die stufenweise Modification der einer bestimmten Abtheilung von Organismen zum Grunde liegenden Idee darthun und uns den Zusammenhang aller aus dieser Modification resultirenden verschiedenen Gruppen zeigen will, keineswegs einseitig nur dieses oder jenes Organ unter den sämmtlichen berücksichtigen dürfe, sondern eben sie alle. Da indessen die Naturgeschichte im Ganzen so wenig, wie die Entomologie im Besondern, zu jener Zeit soweit vorgeschritten war, um sich dieser ihrer Endaufgabe bewußt werden zu können, so dürfen wir den Mann, welcher den ersten einseitig befolgten Weg verließ, nicht tadeln, wenn er wieder eine einseitige Richtung einschlug, sondern müssen ihm vielmehr Dank wissen, durch ihn auch von dieser Seite her zur Erkenntniß gelangt zu sein, daß eben die Einseitigkeit in der Richtung der Hauptfehler sei, keineswegs diese oder jene bisher verfolgte. Denn weder in Fabricius, noch in einem seiner Jünger konnte das Gefühl erwachen, die Aufgabe des Naturforschers sei jene oben angedeutete; davon überzeugen uns seine mehrfachen Äußerungen, daß das System der Natur aufgedrückt werden müsse, und man sich hüten solle, durch genaue Befolgung der natürlichen Unterschiede den Ariadneischen Faden des Systems zu verlieren (Systema Entomol. praefat.). Er meinte, man treibe Entomologie, um die verschiedenen Einzelnheiten in ihr, die Arten, kennen zu lernen; und es gibt noch jetzt Leute, die diese Kenntniß für die höchste in der Wissenschaft halten; — da sie doch nur das Mittel ist, um zum Ziele, der Einsicht in den Ideengang der Natur, zu gelangen. Dies können wir aber nur, wenn

wir die sämmtlichen Unterschiede aufsuchen, welche die Natur an ihren Einzelnheiten uns vorlegt. Das genaue allseitige Studium der Arten ist daher der Anfang aller wahren Naturgeschichte, nicht ihr Ziel und Ende. Indem nun Linné auf die Nothwendigkeit des Artenstudiums zuerst hinwies, zeigte er der Naturgeschichte ihre nächste Aufgabe, und Fabricius, der mit Recht der Meinung war, daß die Entomologie hinter andern naturgeschichtlichen Disciplinen in jener Zeit noch sehr zurückstehe, konnte, wenn er ihr wahrhaften Nutzen gewähren wollte, nichts anderes thun, als das Studium der Arten dadurch fördern, daß er für dieselben eine neue Seite der Betrachtung einführte, nämlich die ihres Mundes. Indem er nun an dieser Seite vortreffliche Unterschiede wahrnahm, hielt er sich für berechtigt, diese Unterschiede für die hauptsächlichsten und wichtigsten zu erklären, was doch, wie spätere Erfahrungen bewiesen haben, nur theilweise wahr ist. Er lieferte daher gleich seinem Meister nur Materialien zu einem Gebäude, dessen Ausführung erst seinen Nachfolgern übertragen werden sollte, und dessen erste, freilich ungenügende, Anlage er selbst für ein Chaos erklärte, in dem endlose Verwirrung herrsche, wie er später einmal zu beweisen denke (Entom. system. suppl. Praef.). Diesen Beweis hat er nicht geführt, vielmehr hat der Nachwelt prüfendes Auge in jenem Chaos die Elemente erkannt, aus welchen die neue Wissenschaft in schöner Ordnung sich gestalten konnte.

Obgleich also Fabricius' System in seinem ganzen Umfange von keinem entomologischen Schriftsteller eigentlich angenommen ist, so gab es auf der andern Seite doch auch Niemanden, der, nachdem Fabricius mit seiner Reformation der Linné'schen Genera hervorgetreten war, es wagen mochte, die letztern gegen jene zu behaupten. Wir dürfen daher, da diese Reformation der Linné'schen Genera offenbar Fabricius' Hauptverdienst und auch seine Hauptarbeit war, jeden Entomologen für einen Jünger dieses zweiten Restaurators der Wissenschaft erklären, welcher von seinen Gattungen Gebrauch machte, und in seine Art, dieselben zu begründen, einging; selbst dann, wenn er, wie Olivier, sich ausdrücklich gegen das Fabricius'sche System erklärte, oder wie Clairville und Illiger eine Vereinigung desselben mit dem Linné'schen in Bezug auf die Ordnungen beabsichtigte. In diesem naturgemäßen Sinne gab es allerdings keinen Entomologen bis auf Latreille und dessen Zeitgenossen, der nicht ein Jünger des großen Vorgängers genannt werden müßte; alle nahmen Theil an seinen Untersuchungen und förderten die Wissenschaft, indem sie seinen Pfad, sie zu ebenen, betraten.

Inzwischen hatte die durch Linné geweckte Vorliebe für Naturgeschichte eine so große Menge Freunde und Verehrer auch für die Entomologie gewonnen, daß es für den Raum dieser Mittheilung zu weitläufig sein würde, sollten noch ferner alle, die es zu irgend einer Berühmtheit in der Wissenschaft gebracht haben, hier aufgeführt und je nach ihren Leistungen gewürdigt werden. Wir verlassen daher von jetzt an dieses auch nur in den frühern Zeitperioden interessante Verfahren, und beschränken uns darauf, bei denjenigen Persönlichkeiten länger zu verweilen, die aus irgend einem Grunde unser vorwiegendes Interesse zu beanspruchen haben. Als solche erscheinen in dem Zeitraume von Fabricius bis auf Latreille besonders Olivier, Clairville, K. Illiger, G. Paykull, F. W. Panzer und die beiden, auch in die neueste Periode hinübergreifenden, Schüler Linné's: D. Schönherr und Leon. Gyllenhall.

Ant. Guill. Olivier (geb. 1756, gest. 1814) hat sich am meisten durch eine umfassende, aber nicht beendete Naturgeschichte der Coleopteren, welche als erste Abtheilung seiner Entomologie, ou l'histoire naturelle des Insectes (Paris 1789—1808. Fol.) 5 Voll. erschienen ist, um die Wissenschaft verdient gemacht. Seine Eintheilung der Insekten hatte er indessen schon früher, nämlich in der großen französischen Encyclopédie méthodique, sect. Insectes, aufgestellt, deren Bearbeitung ihm übertragen war. Er führte sie bis zum achten Bande, wo sie Latreille aufnahm, und nach ihm Lepelletier und Serville, welche sie mit dem zehnten Bande (Paris 1826. 4.) beendeten. Das hier von Olivier aufgestellte System der Insekten ist deshalb besonders wichtig, weil aus ihm die spätern französischen Systeme hervorgegangen zu sein scheinen; es lautet, wie folgt:

I. Insekten mit vier unbedeckten Flügeln.
- 1) Flügel mit schuppigem Staube bedeckt; Mund eine Rollzunge. — 1) Lepidoptera.
- 2) Flügel nackt, mit Netzadern; Mund mit Ober- und Unterkiefern. — 2) Neuroptera.
  - a) Drei Fußglieder (Libellula, Semblis).
  - b) Vier Fußglieder (Rhaphidia).
  - c) Fünf Fußglieder (Hemerob., Panorp., Termes, Phryganea, Ephemera).
- 3) Flügel nackt, mit zweigförmigen Adern; Mund mit Oberkiefern und Rüssel. — 3) Hymenoptera.
  - a) Rüssel undeutlich (Formica, Vespa, Ichneumon, Tenthredo).
  - b) Rüssel deutlich (Sphex, Scolia, Bembex, Apis).

II. Insekten mit zwei Flügeln und Flügeldecken.
- 4) Flügel kreuzen sich unter weichen Decken; Mund ein spitzer, unter die Brust gebogener Rüssel. — 4) Hemiptera.
  - a) Flügeldecken aus einer Masse (Cicada, Aphis, Coccus, Thrips).
  - b) Flügeldecken halb lederartig, halb häutig (Notonecta, Nepa, Cimex).
- 5) Flügel der Länge nach gefaltet, unter weichen, fast häutigen Flügeldecken; Mund mit Ober- und Unterkiefer. — 5) Orthoptera.
  (Blatta, Mantis, Locusta, Gryllus.)
- 6) Flügel der Quere nach gefaltet, unter harten, hornigen Flügeldecken; Mund mit Ober- und Unterkiefern. — 6) Coleoptera.
  - a) Fünf Fußglieder an allen Füßen.
  - b) Fünf Fußglieder an den vier vordern Füßen, vier an den hintern.

c) Vier Fußglieder an allen Füßen.
d) Drei Fußglieder an allen Füßen.
(Hierher auch Forficula.)

III. Zwei unbedeckte Flügel.
Flügel mit zweigförmigen Adern, dahinter Schwingkolben; Mund ein gerader oder gebrochener zurückziehbarer Rüssel. — 7) Diptera.

IV. Keine Flügel.
Mund von verschiedener Beschaffenheit. — 8) Aptera.
a) Sechs Beine (Pulex, Pediculus, Ricinus, Lepisma, Podura).
b) Acht Beine (Acarus, Aranea, Phalangium, Scorpio).
c) Zehn oder noch mehr Beine (Monoculus, Cancer, Gammarus, Oniscus, Scolopendra, Julus).

Dies System ist übrigens kaum ein neues oder dem Verfasser eigenes zu nennen, indem es sich ziemlich genau an das von de Geer (s. oben) anschließt, und dabei die von Linné vorgeschlagenen Namen der Ordnungen, sowie Geoffroy's Eintheilung derselben nach den Fußgliedern, mit in Anwendung bringt. Das einzige Neue und Wichtige ist die Erfindung des Namens Orthoptera für die Hemiptera de Geer's, und die Beibehaltung dieses Namens für die de Geer'schen Dermaptera. Obwol diese Neuerung durch Nichts motivirt ist, so fand sie doch in Frankreich allgemeinen Beifall, und da später dieses Olivier'sche System mit den von Latreille vorgenommenen Modificationen desselben das herrschende ward, so hat auch die jüngere Olivier'sche Benennung über die ältere de Geer'sche den Sieg davon getragen. Mit Verwunderung sieht man auch in diesem Systeme den Ohrwurm wieder bei den Käfern, nachdem sowol de Geer als Fabricius ihm eine beiweitem richtigere Stelle unter ihren Hemipteris oder Ulonatis, den Orthopteris Olivier's, angewiesen hatten.

Clairville's (Entomologie helvétique [Zur. 1798 —1806]. 2 Voll.) und Illiger's (Verzeichniß der Käfer Preußens [Halle 1798]) Eintheilungen sind von geringerem Interesse, da sie weniger Beifall oder Eingang fanden. Dennoch läßt sich die Clairville'sche gewissermaßen als eine Vorläuferin der spätern englischen Systematik ansehen, insofern von beiden die Gesammtbeschaffenheit des Mundes vorzugsweise berücksichtigt wurde. Sie lautet, wie folgt:

I. Insekten mit Flügeln. Pterophora.
A. Mit beißenden Mundtheilen.
a) Vorderflügel hornig. — 1) Elytroptera.
b) Vorderflügel lederartig. — 2) Dermatoptera.
c) Flügel mit Netzadern. — 3) Dictyoptera.
d) Flügel mit Zweigadern. — 4) Phleboptera.
B. Mit saugenden Mundtheilen.
a) Mit Flügeln und Schwingkolben. — 5) Halteriptera.
b) Mit schuppigen Flügeln. — 6) Lepidoptera.
c) Flügel verschiedenartig. — 7) Hemimeroptera.

II. Insekten ohne Flügel.
a) Mit saugenden Mundtheilen. — 8) Rhophotera.
b) Mit beißenden Mundtheilen. — 9) Pododunera.

Auch hier stoßen wir auf neue Namen für längst bekannte Gruppen, denn die Elytroptera sind Linné's Coleoptera, die Dermatoptera de Geer's Hemiptera, die Dictyoptera Linné's Neuroptera, und die Phleboptera dessen Hymenoptera. Die Diptera der alten Systeme heißen bei Clairville Halteriptera, ein noch dazu falsch gebildeter Name, und seine Hemimeroptera sind die de Geer'schen Dermaptera. Was die Identität dieses Systems mit dem spätern von Mac Leay betrifft, so braucht man nur statt der Flügel die Metamorphose, welche der genannte englische Naturforscher wieder in ihr Recht einsetzte, zum Haupttheilungsgrunde zu erheben, und die Gruppen so zu spalten, wie es in der spätern Zeit üblich wurde, so geht das System jenes Engländers hervor; zum Beweise, daß, man mochte auch noch so eigenthümliche Principien der Eintheilungen erfinden, die Resultate derselben doch schon bekannte waren, welche bei den mannichfachen Versuchen der Systematik auf schon vorhandene Gruppirungen zurückführen. Dieser Umstand, den man auch meiner Eintheilung zum Vorwurfe gemacht hat (Lacordaire in seiner Introduct. à l'Entomologie. 2 Vol. Suites à *Buffon* [Paris 1838]), versteht sich von selbst, wenn man bedenkt, daß die Natur nur eine gewisse Summe von Merkmalen in Anwendung bringt, um die vorhandenen Unterschiede zu bezeichnen, und der Naturforscher, wenn er nicht willkürlich verfahren will, nichts anderes thun kann, als diese Unterschiede aufsuchen und nach ihnen die natürlich begrenzten Gruppen festsetzen. Man hat dabei nur von ihm zu verlangen, daß er den Werth der Unterschiede kenne, und nicht eine Differenz zweiten Ranges zur ersten erhebe, wie dies Linné, Fabricius, Olivier und Latreille thaten. Weiß er die Hauptdifferenz herauszuziehen und sie als solche zu begründen, so ist seine Eintheilung neu, sobald diese Differenz noch nicht als solche erkannt gewesen ist, wenngleich alle seine untergeordneten Gruppen mit denen seiner Vorgänger übereinstimmen; ja selbst dann noch, wenn diese Hauptdifferenz schon richtig erkannt war, allein die ihr untergeordneten Gruppen noch nicht in die gehörige Beziehung zu einander gebracht waren. Und nur diesen letzten Vorzug nehme ich für meine Eintheilung der Insekten in Anspruch, wohl wissend, daß alle Gruppen, die ich zulasse, schon von Andern vor mir angenommen waren, und daß auch die Charaktere, nach denen ich sie bestimme, im Grunde längst verbrauchte sind. Wie wäre es auch möglich, noch jetzt neue eigenthümliche und zugleich werthvolle Abtheilungen in einer Thierclasse aufzustellen, an der seit mehr als hundert Jahren die ersten Talente ihre Kräfte versucht haben, und in welcher man alle, auch die geringfügigsten, Erscheinungen schon hervorzog, sobald sie Eintheilungsgründe zu gewähren versprachen. Meine Eintheilung der Insekten sollte auch gar nicht originell sein, sondern nur mit der Natur übereinstimmen, und indem ich dies wollte und fand, daß mein Resultat genau mit keinem frühern stimmte, hielt ich mich berechtigt, von

meinem Systeme zu reden. Dieses und seine Principien werde ich am Schlusse meiner Schilderung mittheilen.

Illiger's (a. a. O.) gegebenes System ist nicht neu, und wird auch von ihm selbst nicht dafür gehalten; er nimmt Linné's Ordnungen an, und theilt jede nach den von Fabricius aus einer solchen Ordnung gebildeten Gruppen in Unterabtheilungen, welchen er die Fabricius'schen Namen läßt. Er selbst erklärt dies für einen Versuch, beide Systeme mit einander zu vereinen, um durch ihn zur Wahrheit zu gelangen. — Übrigens verdient Illiger (s. d. Art.) unsere ganze Anerkennung als scharfsichtiger, vorurtheilsfreier Forscher, welcher die Wissenschaft mit unzähligen Entdeckungen bereicherte, und besonders als umsichtiger Kritiker fremder Arbeiten sich Verdienste erwarb. Sein „Magazin für Insektenkunde" (Braunschw. 1801—1808. 6 Bde.) ist eins der wichtigsten Repertorien für neue Thatsachen, und nicht minder bedeutend seine Übersetzung von Olivier's Entomologie (Braunschw. 1800. 4.), wovon leider nur die beiden ersten Bändchen erschienen. Sie bilden mit J. Sturm's Nachstich der dazu gehörigen Kupfer (Nürnberg 1800. 4.) eine für die damalige Zeit vortreffliche Monographie der Lamellicornien. Seine Bearbeitung von Kugelan's „Käfer Preußens" und dem „Verzeichniß der Schmetterlinge der wiener Gegend" wurden schon früher als verdienstliche Arbeiten erwähnt.

G. von Paykull ist unter den Entomologen Schwedens einer der bedeutendsten; wir erhielten von ihm mehre Monographien schwedischer Käferfamilien (Staphylinorum 1789, Caraborum 1790, Curculionum 1792) und eine vollständige schwedische Käferfauna (Fauna suecica [Ups. 1800]. 3 Voll.), welche den Grund zu der spätern von Gyllenhall legte. Am meisten Anerkennung fand mit Recht seine meisterhafte Monographia Histeroidum [Ups. 1811]).

L. Gyllenhall und Dr. J. Schönherr gehören schon mehr der neuern Zeit an, und verließen zum Theil Fabricius' Bahn, indem sie von den Latreille'schen Familien Gebrauch machten. Beide gehören nach Umfang und Inhalt ihrer Arbeiten zu den genauesten und emsigsten Entomologen. Gyllenhall schrieb eine Käferfauna Schwedens (Insecta Sueciae [Stockh. 1808—1813. 3 Voll. und 4. Voll. Lips. 1827]), Schönherr revidirte die gesammten Käfer in seiner Synonymia Insectorum (Holm. 1806—1817. 3 Voll. und Paris 1833 sq. 5 Voll.), welche er neuerdings mit unnachahmlicher Ausführlichkeit, aber vielleicht allzugroßer Spitzfindigkeit, über die Familie der Curculionen ausgedehnt hat, der Fabricius'schen Reihenfolge der Gattungen sich anschließend.

F. W. Panzer ist in Teutschland unter den Jüngern von Fabricius nach Illiger wol der thätigste und einflußreichste geworden, besonders durch seine vorzügliche Richtung auf die Insekten seines Vaterlandes. Er trat freilich zuerst mit mehren Schilderungen ausländischer Käfer und Übersetzungen ausländischer Werke auf, entschied sich aber später für die teutsche Entomologie. Seine Faunae Insectorum initia (Nürnberg. 12.), welche mit dem J. 1792 begannen, und noch jetzt von Heinrich Schäffer fortgesetzt werden, sind offenbar die erste Quelle zum Studium der teutschen Insekten. Bis zum 109. Hefte, dem letzten, das Panzer herausgab, hat J. Sturm die Kupfer gestochen; von da an folgen ungleich schlechtere, oft sehr misrathene Steindrücke, die mit jenen frühern Bildern keinen Vergleich aushalten.

Neben diesen besonders thätigen Entomologen aus Fabricius' Schule verdienen noch eine Menge andere als Förderer der Wissenschaft genannt zu werden. Ich erwähne daher zunächst unter den Teutschen einige ältere, welche Anfangs noch Linné'schen Principien huldigten und erst später die von Fabricius annahmen, wie E. J. Ch. Esper, der Erste, welcher eine Naturgeschichte der gesammten Schmetterlinge unternahm (Erlangen 1777 fg. 4. 6 Bde.); J. C. Füeßly, durch sein Verzeichniß der bekannten Schweizerinsekten (Zürich 1775. 4.) und seine beiden Magazine für die Liebhaber der Entomologie (Zürich 1778—1786. 5 Bde.), wie sein Archiv für Insektengeschichte (Zürich 1781—1786. 4.) die Wissenschaft fördernd. Weniger umfassend waren die Leistungen von J. A. B. Bergsträsser (Nomenclatur und Beschreibung der Insekten in der Grafschaft Hanau-Münzenberg. [Hanau 1779—1780. 4.] 4 Hefte. Abbild. und Beschreib. aller europ. Tagfalter. [Hanau 1779—1781. 4.] 5 Hefte); J. N. Laicharting (Verzeichniß und Beschreibung der tyroler Insekten [Zürich 1781—1784]. 2 Bde.); D. H. Schneider (Nomenclator entomologicus. [Stralsund. 1785. 4.] Systematische Beschreibung der europäischen Schmetterlinge [Halle 1787]. 1. Bd. Neuestes Magazin für die Liebhaber der Entomologie [Stralsund 1791—1794]. 5 Hefte) und A. W. Knoch (Beiträge zur Insektenkunde [Leipz. 1781—1783]. 3 Hefte, und Neue B. ꝛc. [Leipz. 1801.]). Viel versprachen die großen Unternehmungen von F. W. Herbst, welche indessen alle unvollendet geblieben sind; zu seinen wichtigsten gehört: Das Natursystem der Schmetterlinge (Berlin 1783—1795. 7 Bde. Mit Kupf. in Fol.) und das von Jablonsky angefangene Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Käfer (Berlin 1783—1795. 10. Bde. Mit Kupf. in Fol.); ferner die Naturgeschichte der ungeflügelten Insekten (Berlin 1797—1800. 4. 4 Hefte) und der Versuch einer Naturgeschichte der Krabben und Krebse (Berlin 1790—1799. 4. 3 Bde.), beide Werke durch für die damalige Zeit ganz vorzügliche Abbildungen sich auszeichnend. — Von noch geringerer Bedeutung waren die Arbeiten von Schmiedlein, Kugelan, Vieweg, Scriba, Preisler, Kleemann, Creutzer, Schwarz, Brehm, Fröhlich, Weber, Hoppe, Reich und Jac. Hübner, welche alle in das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts fallen und größtentheils nur einzelne neu bekannt gewordene Arten beschreiben, daher die specielle Angabe ihrer Arbeiten nicht nöthig zu sein scheint.

In Frankreich, wo, wie gesagt, die Schule von Fabricius so wenig Anklang fand, war außer Olivier, dessen früher gedacht wurde, keine Persönlichkeit, von der die Entomologie wesentlichen Vortheil gewonnen hätte; denn Coquebert, welcher in diese Zeit fällt, gab blos Abbildungen solcher Arten, die Fabricius in Paris gesehen und beschrieben hatte, und J. Hermann's vortreffliche, erst

nach seinem Tode veröffentlichte, Untersuchungen (Mémoires aptérologiques [Strasb. 1804. Fol.]) gehören eigentlich dem teutschen Boden an, da sie von teutscher Hand geführt wurden. Die große politische Katastrophe, welche um jene Zeit in Frankreich sich entfaltete, drängte alle Wissenschaft, und so auch die Entomologie, in den Hintergrund.

England nahm zwar größern Antheil an unserer Wissenschaft, aber in einer sehr einseitigen, fast nur die Bekanntwerdung neuer Arten beabsichtigenden Richtung. Im Sinne derselben arbeitete besonders der schon oben erwähnte Drury und später Donovan, von dem wir auch eine Natural history of British Insects (Lond. 1792 seq. und second edit. Lond. 1802 seq. 16 fasc.) erhielten, die sich, gleichwie die andern Arbeiten desselben Verfassers, durch gute Abbildungen auszeichnet. Eine bloße Beschreibung der Käfer Englands lieferte Th. Marsham (Entom. britann. Vol. I. [Lond. 1802]). Unbedeutender sind die Schriften von Martyn, Berkenhout, Lewin und Low. Mehr Ruf als die Arbeiten erlangten in jener Zeit die großen Sammlungen eines John Hunter, Jac. Banks, W. Smith, Lee, Francillon, Martyn, Latham u. a.

Schweden leistete durch die drei schon erwähnten Männer: Paykull, Schönherr und Gyllenhall, Bedeutendes in der Wissenschaft, hatte aber außerdem noch eine ziemliche Anzahl von Entomologen zweiten Ranges aufzuweisen. Als solcher ist C. P. Thunberg zu erwähnen, dessen zahlreiche entomologische Aufsätze theils in seinen Dissert. academic. Upsaliae habit. (Gott. 1801 seq.) 3 Voll., theils in den Schriften der stockholmer wie petersburger Akademie enthalten sind; ferner Afzelius, Swederus, Swarz und Iser.

Als Persönlichkeiten dieser Art können auch der Däne Ing. Ljungh, von dem einzelne entomologische Aufsätze herrühren, und der Ehstländer Cederhjelm (Faunae Ingricae prodrom. [Lips. 1798]) angesehen werden; gleichwie die Italiener Petagna, Cyrillo und Rossi; Letzterer indessen durch seine Fauna etrusca (Liburn. 1791. 4. Nov. ed. cur. *Hellwig*. Helmst. 1795. 2 Voll.) größere Verdienste um die Entomologie des südlichen Europa's sich erwerbend.

Mit ihnen schließen wir diese dritte Periode der Wissenschaft.

Vierte Periode. Zeitalter der natürlichen Systematik. Von Latreille bis auf die gegenwärtige Zeit. Es ist bekannt und aus der Geschichte der Botanik zumal ersichtlich, daß in Frankreich zuerst eine besondere Neigung für natürliche Systematik sich aussprach, von welcher Tournefort und die Gebrüder (Anton und Bernhard) de Jussieu als die bedeutendsten Träger der ältesten Zeiten zu betrachten sind. Hier hat der Sinn für naturgemäße Auffassung in Wissenschaft und Kunst, dessen sich dieses Volk rühmen darf, schon früh der Naturgeschichte ihre Unabhängigkeit von herrschenden, einseitigen Richtungen zugesichert; und die Schärfe des Verstandes, mit welcher man in Frankreich alle wissenschaftlichen Leistungen zu prüfen gewohnt ist, hat der französischen zoologischen Literatur eine gewisse Selbständigkeit gegeben, welche bei den wissenschaftlich mündigen Völkern des übrigen Europa's nicht in dem Grade hervortritt. Freilich verhindert diese Skepsis der Franzosen das Auftreten bedeutender Persönlichkeiten, die mit genialem Schwunge den jedesmaligen Zustand der Wissenschaft ergreifen, und dieselbe gleichsam im Strudel mit sich zu einer Höhe fortreißen, zu welcher das staunende Auge der Zeitgenossen nur mit Sehnsucht hinaufblickt; aber dafür hat die französische Forschung auch nicht jene excentrischen Bahnen durchlaufen müssen, auf denen der durch solche Schwungkraft entführte Forschungsgeist in sein gewohntes und naturgemäßes Gleis zurückkehrt, dafür hat er selbst auf der gewohnten Bahn zwar langsamer, aber sicherer zum Ziele fortschreiten können. Durch solche Eigenschaften sind die Franzosen in den Stand gesetzt worden, mehr als jede andere Nation Europa's der gesunden Empirie treu zu bleiben und dieser ruhig vertrauend, wissenschaftliche Gebäude aufzuführen, welche weniger originell als zweckmäßig, weniger schön als brauchbar, weniger genial als dauerhaft sich beweisen. Allerdings ist eine gewisse Leichtfertigkeit, welche in Sitte und Politik mit Recht den Franzosen vorgeworfen wird, auch in dem Gros ihrer Naturforscher nicht zu verkennen; aber dieses Gros ist nicht gemeint, wenn von Persönlichkeiten, die in der Geschichte ihrer Wissenschaft sich einen Namen erworben haben, die Rede sein soll. Diese letztern haben allein jenen oben bezeichneten Charakter und zeigen, wohin das Genie eines Franzosen sich wendet, wenn der gemeine Volksgeist zum Genie gesteigert wird. Diese Steigerung ist aber ohne Frage von der Art, wie wir sie oben angegeben haben, also grade die Umkehrung der Teutschen; welcher Nation im Ganzen der Vorwurf langsamer Geistesbewegung wol mit Recht gemacht wird, und die doch immer in ihren erleuchteten Ingenien alle Zeitgenossen überflügelnde geistige Forscher uns darbietet.

Unter solchen Verhältnissen traf Linné's gewaltsame Reformation der Naturgeschichte in Frankreich keineswegs einen günstigen Boden, und wenngleich auch hier seine Methode der Bearbeitung später Eingang fand, so wollte doch die künstliche einseitige Systematik des großen Schweden dem französischen Forschergeiste nicht zusagen. Es entwickelte sich vielmehr die von Tournefort zuerst eingeschlagene Richtung eines allseitigen Studiums der Gewächse, mit vorzüglicher Berücksichtigung der Frucht, in den Gebrüdern Jussieu weiter zur Idee einer natürlichen Familie, welche Idee Linné Anfangs gar nicht gehabt hatte, aber später von den Franzosen annahm, wenn er gleich dieselbe mit seinem Systeme unverträglich fand, und daher auch keinen Versuch machte, Familien in dasselbe einzuführen. Der Begriff einer natürlichen Familie beruht nämlich grade auf dem, was Linné bei seiner Systematik des Gewächsreiches so ganz aufgab, nämlich auf der allgemeinen Ähnlichkeit ihrer Glieder; und da Linné keineswegs von ihr, sondern von den bestimmenden Charakteren der Gruppen sich leiten ließ, so verstand es sich von selbst, daß er die nach solcher allgemeinen Ähnlichkeit gebildeten Gruppen nur dann anerkannte, wenn

sie zugleich einen sehr sichern, seinen Principien entsprechenden Charakter besaßen. In der Zoologie, wo die allgemeine Ähnlichkeit der Mitglieder einer natürlichen Gruppe noch größer ist, als bei den Pflanzen, konnte er dieselbe in den meisten Fällen nicht übersehen, und es standen daher seine Classen und Ordnungen meistens auf der Stufe natürlicher Gruppen; allein auch hier hatte ihn oft sein bestimmender Charakter verleitet, der Natur Gewalt anzuthun, um so mehr, wenn er in der richtigen Wahl des Charakters sich vergriffen hatte, was öfters vorgekommen war. Die unnatürlichen Verbindungen oder Trennungen, welche sich daraus ergaben, erregten mit Recht die Aufmerksamkeit französischer Zoologen, und während die älteren, wie Reaumur, das Linné'sche System ganz fallen ließen, versuchten es jüngere, wie Brisson, der Wissenschaft durch bessere Eintheilungen zu Hilfe zu kommen. Letzterer nahm deshalb neun Classen, statt der Linné'schen sechs, an (Regnum animale, in classes IX distributum [Parisiis 1756. 4.]); war aber in der Erhebung der Walfische, die Linné selbst noch in der sechsten Ausgabe des Syst. Natur. (Holm. 1748) mit den Fischen verbunden hatte, zu einer besonderen Classe, und der Trennung der Fische in zwei gleichwerthige: Knorpel- und Knochenfische, weniger glücklich, als in der Erhebung aller mit mehr als sechs Füßen versehenen Insekten zu einer besondern Classe, welche er Crustacea nannte. Übrigens wurde Brisson's Arbeit, in welcher alle damals bekannten Säugethiere nebst den Walfischen aufgeführt und beschrieben waren, weniger beachtet, als sie es verdiente; vielleicht weil Buffon's blühende Schilderungen seine Ansicht, daß alle systematischen Eintheilungen in der Natur keine Unterstützung fänden, wenigstens in Frankreich so lange zur allgemeinen machten, bis eine genauere Beobachtungsweise die bedächtigsten Forscher von der Irrthümlichkeit solcher Vorstellungen überzeugte. Dieser als Redner der Natur so berühmt gewordene Gelehrte war es besonders, welcher der Ausbreitung des Linné'schen Geistes in Frankreich hemmend entgegentrat, und bis zu seinem Tode (1788) nicht blos, sondern auch später noch, insofern er seine Ansichten auf seinen Schüler und Nachfolger Daubenton übertrug, die ganze schulgemäße Systematik der damaligen Zeit aus Frankreich verbannte. Nur Olivier, der Zeitgenosse und College Daubenton's, nahm von der systematischen Richtung des übrigen Europa's, wie wir oben sahen, Kunde, und benutzte sie bei seinen entomologischen Arbeiten. Die politische Revolution, welche gleich nach Buffon's Tode in Frankreich ausbrach, und bis zum Tode Daubenton's (1800) in ihren Nachweben für Wissenschaft und Kunst fortdauerte, mag indessen der französischen Unabhängigkeit von Linné's Schule wesentlichen Vorschub geleistet haben.

Noch während derselben trat in Frankreich ein Mann auf, der von der Natur dazu berufen ward, nicht blos in seinem Vaterlande der Entomologie eine andere Richtung zu geben, sondern auch die veränderte Betrachtungsweise zur herrschenden in Europa zu machen. Dieser Mann war Peter Andreas Latreille. Als natürlicher Sohn vornehmer Ältern am 29. Nov. 1762 zu Brives im Departement der Corrèze geboren, wurde er, wie es bei Kindern seiner Art üblich war, schon bei der Geburt zum geistlichen Stande bestimmt, aber auch mit großer Sorgfalt erzogen. Schon in erster Jugend beschäftigte er sich mit Insekten, wozu ihn ein beim Trödler erstandenes entomologisches Buch veranlaßt hatte. Mit dem 16. Jahre kam er durch einflußreiche Freunde seiner Familie nach Paris, und wurde hier in einer der ersten geistlichen Erziehungsanstalten weiter ausgebildet. In derselben blieb er bis zum 23. Jahre, wo er Paris mit seiner Vaterstadt wieder vertauschte, und in ihr das Studium der Entomologie eifrig fortsetzte. Im J. 1791 ging er zum zweiten Male nach Paris, und trat in Verbindung mit Olivier, Bosc und Fabricius, der damals grade dort anwesend war. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt, dem er jetzt diese Freunde verdankte, wurde ihm indessen bald verderblich, da man ihn als Priester einzog und zur Deportation verurtheilte. Er ward nach Bordeaux gebracht, um von dort seinem Ziele entgegenzugehen, allein hier errettete ihn die schützende Hand der Vorsehung aus den Händen seiner Henker. Ein kleiner Käfer, Necrobia ruficollis, den er an der Wand seines Gefängnisses entdeckte, und in einem Schächtelchen, welches er nach Entomologen-Art immer bei sich führte, zu Bory de St. Vincent schickte, ward Veranlassung, daß ihn dieser mit Hilfe von Dargelas aus dem Gefängnisse befreite. Später kam er, den man emigrirt glaubte, noch einmal auf die Liste der Proscribirten; allein ohne weitern Erfolg, da er in der That nicht ausgewandert war, sondern ruhig in der Nähe seiner Vaterstadt entomologischen Studien oblag. Die Resultate derselben machte er 1796 unter dem Titel: Précis des caractères génériques des Insectes disposés dans un ordre naturel zu Brives bekannt, nachdem er schon früher mit einzelnen Beobachtungen im Magaz. encyclop. und den Actes de la soc. d'hist. natur. de Paris aufgetreten war. Jene Schrift enthält nun eine neue Gruppirung der Insekten und eine kurze Übersicht der Charaktere aller damals bekannten genera mit Hinzufügung einiger neuen. Die Gesammteintheilung schließt sich, wie gesagt, zunächst an die Olivier'sche, und weicht von ihr blos darin ab, daß die Insekten in zwei Hauptabtheilungen Pterota und Aptera gebracht sind, von denen jede aus sieben Ordnungen besteht. Die sieben Gruppen der Pterota sind dieselben Olivier's, die der Aptera aber folgende:

1) Suctoria *de Geer* (Pulex).
2) Thysanura (Lepisma, Podura).
3) Parasita (Pediculus, Ricinus *de Geer*).
4) Acephala (Unogata *Fabr.* Acarus, Aranea, Scorpio).
5) Entomostraca (wie O. F. Müller).
6) Crustacea, wie Brisson, doch ohne die Entomostraca, Acephala und Myriopoda.
7) Myriopoda (Mitosata *Fabr.* Iulus, Scolopendra, Oniscus).

An dieser Eintheilung war also wenig Neues; denn die Suctoria und Entomostraca hatten schon de Geer und O. Fr. Müller als besondere Gruppen aufgestellt,

und die Crustacea hatte Brisson zuerst benannt, wenngleich anders begrenzt. Neu war nur die Trennung der Thysanura von den Parasitis, die weder de Geer noch Olivier machte, und die Veränderung der Namen für die Unogata und Mitosata *Fabr.* in Acephala und Myriopoda. Wichtiger als diese Gruppirung ist offenbar die Methode der Charakteristik, welche Latreille in seiner Schrift befolgte. Sie bestand in der Einführung natürlicher Familien in die Entomologie, worin er dem Beispiele seiner Landsleute für die Botanik folgte, und in der Benutzung aller vorhandenen Unterschiede des gesammten Körpers zur Feststellung dieser Familien wie der Gruppen überhaupt. Auch hierin hatte Latreille, wie er selbst zugibt (Gener. Crust. et Ins. I. praef. p. VII), einen Vorgänger an Scopoli, welcher in seiner Introduct. in Histor. natural. (Pragae 1777.) schon 20 Jahre früher erklärt hatte: Classes et genera naturalia non sola instrumenta cibaria, non solae alae, nec solae antennae constituunt, sed structura totius ac cujusque vel minimi discriminis diligentissima observatio; allein dieser vortreffliche Fingerzeig war bei der einseitigen Richtung, die Fabricius einschlug, übersehen worden, und sollte erst jetzt, wo er nicht mehr Wink blieb, sondern thatsächlich in die Verhältnisse eingriff, die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregen. Und darin erkennen wir das Hauptverdienst Latreille's, nicht in seiner Gesammtgruppirung der Insekten, welche lediglich eine eklektische ist, und die Ansichten Anderer benutzt oder vielmehr ihnen sich anschließt, wie sie nun grade geäußert wurden, womit denn Latreille den Mangel allgemeiner Principien auf der einen Seite, und einer tief begründeten Einsicht in den Zusammenhang der thierischen Organisation auf der andern klar beurkundet. Auch hatte er sich selbst diese Aufgabe gar nicht gestellt, insofern er die Ehre, ein neues System gründen zu wollen, ganz zurückwies (Gen. Crust. et Ins. I. praef. p. IV.); vielmehr war sein Zweck eine naturgemäßere Behandlung des Stoffes, welche er auch in die Entomologie einführte, und zunächst bei der Gründung von Gattungen und Familien geltend machte. Denn so sehr er sich bemüht haben mag, die höhern Gruppen nach denselben Principien zu begründen, so gelang es ihm doch nicht; sie blieben, was sie waren, einseitig bestimmte Abtheilungen, deren Zusammenhang unter einander nirgends erörtert ist, und die daher auch nur in einem willkürlichen, keinesweges in einem nothwendigen Verbande stehen. — Herr Lacordaire hat (a. a. O.) in diesem Vorwurfe, den übrigens auch Kirby seinem großen Landsmanne dadurch macht, daß er ihn einen Eklektiker nennt (Introd. to Entom. Vol. 4. lettr. 48. No. 6), eine arge Misachtung der großen Verdienste Latreille's um die Wissenschaft gefunden, und Herr Erichson, der Berichterstatter über Lacordaire's Arbeit (in **Wiegmann's** Archiv. Jahrg. 1839. II. S. 288), hat sogar diese meine Ausstellung an Latreille's Systematik eine „hochfahrende Manier" genannt; allein ich kann mich durch solche Bekenntnisse böswilliger oder beschränkter Urtheilskräfte nicht irre machen lassen, wiederholt zu behaupten, daß Latreille's Hauptverdienst in der Einführung einer besseren Methode, die untergeordneten Gruppen naturgemäß zu bestimmen, liege, und daß er es nicht verstanden habe, seine eigne Methode bei Prüfung der höhern Gruppen, seien sie nun von ihm selbst, oder von Andern aufgestellt, in Anwendung zu bringen; — sondern daß er vielmehr dieser sich bediene ganz in derselben Weise, wie z. B. Fabricius sich der seinigen, nach einseitigen Motiven bestimmten. Den Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung fand ich damals (in **meinem** Handbuche der Entomologie I. Bd. S. 673 [Berlin 1832]) in dem Umstande klar ausgesprochen, daß Latreille bei jeder neuen Arbeit sein System nicht blos in Einzelnheiten änderte, sondern auch ganz und gar umschuf; woraus doch wol hervorgeht, daß er bis in die spätesten Tage hinein über die Gründe seiner Eintheilung im Unklaren war, und immer aufs Neue versuchte, durch Änderungen und vermeinte Verbesserungen (denn ohne diese wären Änderungen ja nutzlos gewesen) sich Klarheit zu verschaffen. Es kann durch dieses Urtheil, wodurch, wie gesagt, weniger ihm persönlich ein Vorwurf gemacht wird, als es vielmehr die Richtung der damaligen Zeit, und vor allen die besondere wissenschaftliche Tendenz in Frankreich bezeichnen soll, das Verdienst einer bedeutenden Persönlichkeit um die Wissenschaft nicht geschmälert werden; sondern es kann dasselbe lediglich zum Beweise der Thatsache dienen, daß die Wahrheit im Leben wie in der Wissenschaft nicht leicht von irgend Jemandem sogleich ganz und vollständig erfaßt wird, vielmehr nur stückweise einer jeden Zeitperiode und den in ihr hervorragenden Männern zugänglich sei. Wir, die jüngern, sind daher schon deshalb der Wahrheit um einen Schritt näher, als jene älteren Vorgänger, und überheben uns dieses natürlichen Vorzuges nur dann, wenn wir die Leistungen der Vorgänger absichtlich schmälern, und dagegen die unsrigen über Gebühr selbst erheben. Ich weiß aber nicht, mit welchem Rechte man dem dieses Verfahren aufbürdet, der die Leistungen der Vorwelt in das gehörige Licht stellt, und der Mitwelt zeigt, welche Räthsel noch zu lösen sind, und wie er selbst im Geiste seiner Zeit sich bemühe, an ihrer Lösung zu helfen. Wohl aber weiß ich, welchen Namen ein Kritiker verdient, der es weder gesteht, noch einsieht, daß die Wissenschaft überall im Fortschritte sich befinde; sondern vielmehr keck behauptet, die absolute Vollendung sei schon in den ersten Ahnherrn vorhanden, und alle Versuche, ihre Bahn zu verlassen, seien Beweise von Hochmuth, Eitelkeit, Selbstsucht und Anmaßung. Solche Vorwürfe aus solchem Munde darf ich daher ohne Scheu als unwahre zurückweisen.

Wenn also, wie ich behaupte, Latreille's Eintheilungen der Insekten weder originelle sind, noch allen Anfoderungen einer naturgemäßen Gruppirung entsprechen, auch in der Aufstellung dieser Systeme gar nicht das Hauptverdienst des für die Wissenschaft allerdings sehr bedeutungsvollen Mannes liegt, so scheint es für die geschichtliche Entwickelung der Entomologie, wie ich sie hier beabsichtige, am passendsten zu sein, der verschiedenen Modificationen seiner Gruppirung nicht ferner Erwähnung zu thun, sondern blos in der Kürze diejenigen Persönlich-

keiten hervorzuheben, deren Vorschläge und Eintheilungen Latreille besonders benutzte. Diese sind aber G. Cuvier, J. B. Lamarck und W. E. Leach. Von Cuvier entlehnte er die zootomischen Charaktere der Hauptgruppen, von Lamarck ließ er sich zur Annahme der alten Brisson'schen Classe Crustacea bestimmen, und nahm später auch die von ihm zuerst aufgestellte[28]) Classe der Arachniden an (in den considérations générales sur l'ordre natural. etc. [Paris 1810]). Während dieselbe anfänglich den von Lamarck ihr gegebenen Umfang behielt, und also noch die Myriopoden, Thysanuren und Parasiten in sich begriff, wurden diese drei Gruppen bei der nächsten Bearbeitung der Entomologie in Cuvier's règne animal (Paris 1817. 4. Voll.) mit zur Classe der Insekten gezogen. Als aber inzwischen W. E. Leach die Myriopoda zu einer besonderen Classe erhoben hatte (The Edinburgh Encyclopaedia, by Brewster. 4. T. VII. 1813 und Appendix 1814; ferner Linnean Transact. Vol. II. p. 2. 1815. 4.), that Latreille dasselbe in seinen Familles naturelles du règne animal (Paris 1825), wo er auch die sämmtlichen Gliederthiere mit artikulirten Bewegungsorganen zuerst Condylopa nannte. Übrigens hatten die Ordnungen der eigentlichen Insekten durch Annahme der Thysanura, Parasita und Strepsiptera, einer inzwischen von englischen Naturforschern aufgestellten neuen Gruppe, schon bei der vorletzten Bearbeitung einen Zuwachs erlitten, welche später durch Erhebung der Gattung Forficula zu demselben Range unter dem Namen Dermaptera, wozu ebenfalls Leach's Beispiel ihn bestimmte, noch gesteigert wurde. So bestand denn zuletzt das System der Condylopen aus vier Classen: Crustacea, Arachnides, Myriopoda und Insecta, von denen die vierte in zwölf Ordnungen zerfiel, deren Namen und Reihenfolge diese ist: 1) Thysanura, 2) Parasita, 3) Siphonoptera (früher Suctoria), 4) Coleoptera, 5) Dermaptera, 6) Orthoptera, 7) Hemiptera, 8) Neuroptera, 9) Hymenoptera, 10) Lepidoptera, 11) Rhiphiptera (Strepsiptera *Kirb.*), 12) Diptera.

Seitdem hat man sowol in Frankreich, als auch in England und Teutschland, diese vier Classen der Gliederthiere als solche angesehen, und dieselben einzeln bearbeitet; sodaß es in unsern Tagen keinen Entomologen mehr gibt, der sich einer gleichmäßigen Kenntniß aller rühmen könnte. Wir müssen daher, wenn wir die zahlreichen Individuen, welche von jetzt an in der Wissenschaft auftreten, übersehen wollen, sie nach der Richtung ihrer Studien eintheilen, und indem wir das thun, können wir zugleich die verschiedenen Seiten hervorheben, welche mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts in der Wissenschaft verfolgt wurden. Bevor wir aber diese Darstellung beginnen, mögen hier die fernern Lebensmomente Latreille's, als desjenigen Mannes, der die meisten dieser verschiedenen Richtungen noch in sich vereinigte, und daher für den Culminationspunkt der Wissenschaft in dieser Zeit angesehen werden kann, noch eine Stelle finden.

28) In dem Système des animaux sans Vertèbres (Paris 1801). p. 171.

Bald nach der Herausgabe seiner ersten größeren Arbeit, des Précis des caractères génériques, also im J. 1798, ging Latreille zum dritten Male nach Paris, um es fortan nur auf kürzere Zeit wieder zu verlassen. Er beschäftigte sich auch hier blos mit wissenschaftlichen Untersuchungen, und publicirte in kurzen Zeiträumen nach einander die Hauptresultate seiner Studien, die Histoire natur. des Crust. et des Insectes (14. Voll. 1802—1805) und die Genera Crust. et Insector. (4. Voll. 1806—1809), von welchen die letzteren an Präcision und Umfang der Beobachtungen einestheils und an Kritik der vorliegenden fremden Materialien anderentheils alle Arbeiten ähnlicher Art beiweitem übertreffen. Die ausgezeichnete Aufnahme, welche dieselben überall fanden, ließ auch in seiner Heimath die Anerkennung ihm werden, welche seine Mühen verdienten; man zog ihn 1814 in das Institut de France und ernannte ihn 1821 zum Ritter der Ehrenlegion. Trotz dem war seine äußere Stellung als Gehilfe des schon lange altersschwachen, ja blinden Lamarck keineswegs bedeutend, und als diesen 1829 der Tod abrief, war auch Latreille schon der Grube nahe. Dennoch nahm er von jetzt an die Stelle eines wirklichen Professors am Jardin des plantes ein, und eröffnete dieselbe mit der Publication seines cours d'Entomologie (Paris 1831), dem letzten größeren Werke, das er herausgab. Mit der Vollendung des zweiten Theiles noch beschäftigt, ereilte ihn der Tod am 6. Febr. 1833 und beschloß sein durch harte Prüfungen des Schicksals wie durch unermüdete Forschung gleich ausgezeichnetes Leben. Seine Freunde setzten ihm auf dem Kirchhofe Père Lachaise ein einfaches, mit seiner Büste geziertes Denkmal.

Die Richtungen, welche während der letzten Periode unserer Wissenschaft, und zwar besonders seit dem ersten Decennium des neuen Jahrhunderts, in ihr verfolgt wurden, waren eigentlich nur dreifacher Art, nämlich eine allgemein systematische, eine monographische und eine zootomisch-physiologische, welche letztere besonders durch Blumenbach in Teutschland wie Cuvier in Frankreich angeregt wurde.

An der systematischen Richtung nahm nur eine geringe Anzahl von Forschern Theil und zwar in Frankreich außer Latreille und Lamarck nur etwa noch Dumeril; in England wurde dagegen diese Seite mit großer Vorliebe besonders von W. E. Leach, W. Kirby und Mac Leay verfolgt, während in Teutschland eigentliche Systematiker der Entomologie außer mir nicht mehr auftraten. Die Hauptbemühung aller dieser Männer ging darauf aus, neue Gesichtspunkte zu erfinden, nach denen die vorhandenen Gruppen an einander geknüpft werden konnten, oder auch selbst neue Gruppen aufzustellen und schon vorhandene richtiger zu begrenzen. In dieser Beziehung haben besonders Latreille und Leach sich verdient gemacht. Nach neuen Gesichtspunkten der Eintheilung strebte vorzugsweise Mac Leay. Ohne nun hier die verschiedenen systematischen Versuche weiter zu verfolgen, genügt es uns wol, zu erfahren, von wem besonders solche Gruppen gegründet und benannt wurden, die noch jetzt bleibende Anerkennung finden und daher auch im Systeme der Na-

turkörper als solche sich erhalten werden, wenn auch öfters noch die Beziehung geändert werden sollte, in welcher sie jetzt grade zu den übrigen stehen.

Was zunächst die Classe der Crustacea betrifft, so ist es ein wesentliches Verdienst von Lamarck, daß er dieselbe zuerst nach der Beschaffenheit ihrer Augen in Pedioceles und Sessilioceles eintheilte (Syst. d. an. s. Vert. 1801), für welche Gruppen Leach später (Linnean Transact. XI, 2. 1815) die neuen Namen Podophthalma und Edriophthalma erfand, zugleich aber sie auch richtiger begrenzte, indem er die von Lamarck nicht angenommene Gruppe Müller's, die Entomostraca, dem Beispiele Dumeril's und Latreille's folgend, wieder hervorrief, die zweite Hauptgruppe der Crustacea aber, Latreille's Malacostraca, welche eben in jene beiden nach den Augen bestimmten Gruppen eingetheilt wurde, richtiger begrenzte, als es Latreille gethan hatte, indem er dessen zu den Insekten gezogene Gruppe Tetracera (Hist. natur. des Crust. et des Insect. 1802) wieder mit den Krebsen verband. Die Eintheilung der Malacostraca podophthalma in Macrura und Brachyura war eigentlich Lamarck's Erfindung (1801), allein die Namen der Gruppen gingen von Latreille aus (1802). Leach nahm beides, Eintheilung und Namen, an, zog aber zu den Macruris noch die Bronchiogastra Latreille's mit gestielten Augen, welche dieser, da sie mehr als zehn Gangfüße besaßen, von den hiernach Decapoda genannten Malacostracis podophthalmis des Leach getrennt hatte. Allerdings war diese Trennung naturgemäß, und als nun Latreille in Cuvier's règne animal (1817) die ganze Classe neu umarbeitete, folgte er dem Beispiele Leach's nicht, sondern hob zwar seine alte Gruppe Bronchiogastra auf, machte aber aus ihren beiden, durch die Bildung der Augen unter sich sehr verschiedenen Hälften zwei gleichwerthige Ordnungen: Stomatopoda (mit gestielten Augen) und Amphipoda (mit festsitzenden Augen), welche er zwischen die Decapoda und Isopoda (seine frühern Tetracera) in die Mitte stellte, alle Malacostraca Leach's nun in vier Zünfte: Decapoda, Stomatopoda, Amphipoda und Isopoda eintheilend. Die Entomostraca aber, die früher seinen Malacostracis gleichwerthig gewesen waren, sah er nun als eine jeder dieser vier Zünfte gleichwerthige Gruppe an und nannte sie analog Bronchiopoda. Diese Bestimmungen und Begrenzungen sind bis auf unsre Tage der Hauptsache nach geblieben, und ich habe mir nur erlaubt (in meinen Beiträgen zur Naturgesch. der Rankenfüßer 1834 und in meinem Handb. der Naturgesch. 1836) jene ältesten Verhältnisse dieser Gruppen auf die Weise wieder herzustellen, daß ich die Crustacea in zwei Hauptabtheilungen bringe und diese wieder in zwei, mithin die ganze Classe in vier Ordnungen, welche sich so zu einander verhalten:

I. Krebse mit schwankendem (4—12) Grundzahlenverhältniß der Brustkastenringe (Entomostraca *Latr.*, doch mit Hinzufügung der Rotatoria und Cirripedia).
  1) Mit rückschreitender Metamorphose. — 1. Ordn. Pseudocephala.
    1) Rotatoria.
    2) Cirripedia. Cirrhopoda *Cuv.*
    3) Parasita s. Siphonostomata *Latr.*
  2) Mit vorschreitender Metamorphose. — 2. Ordn. Aspidostraca.
    4) Lophyropoda *Latr.*
    5) Phyllopoda *Latr.*
    6) Poecilopoda *Latr.*
II. Krebse mit constantem (10) Grundzahlenverhältniß der Brustkastenringe (Malacostraca *Leach.*).
  1) Mit Cephalothorax und gestielten Augen. — 3. Ordn. Thoracostraca (M. podophthalma *L.*).
    7) Decapoda brachyura.
    8) Decapoda macrura.
    9) Stomatopoda.
  2) Mit gegliedertem Brustkasten und festsitzenden Augen. — 4. Ordn. Arthrostraca (M. edriophthalma *Leach.*).
    10) Laemodipoda.
    11) Amphipoda.
    12) Isopoda.

Die Metamorphose, welche bei den Krebsen von allen frühern Systematikern als Eintheilungsmoment übersehen war, spielt bei ihnen eine nicht minder wichtige Rolle, als bei den Insekten, und mußte daher in ihr wohlverdientes Recht eingesetzt werden. Ich that es meines Wissens zuerst, und schuf hiernach, sowie durch Berücksichtigung der in jeder natürlichen Gruppe streng befolgten, unabänderlichen Zahlenverhältnisse der Körperglieder, ein gleichfalls bis dahin ungenügend beachtetes Organisationsmoment, jene eben mitgetheilte Eintheilung, welche allen Ansoderungen einer natürlichen Systematik entspricht, und wie ich gegen jeden Angriff darzuthun bereit bin, in sich selbst unumstößlich begründet ist. Die in meinem Systeme von Latreille angenommenen, größtentheils richtig von ihm bestimmten Unterabtheilungen, welche ich für Zünfte (tribus) erkläre, hat er theils in der Hist. natur. (1802), theils in Cuvier's Règne animal (1817) gegründet; sie wurden seitdem mit Recht allgemein anerkannt.

Die Classe der Arachnides oder Arachnodea, gleichfalls eine Stiftung Lamarck's, enthielt, sowie er sie gebildet hatte, sehr verschiedenartige Insassen, nämlich nicht blos die achtbeinigen Aptera Linné's, sondern auch alle sechsbeinigen, mit Ausschluß des Flohes, und die von Latreille mit dem Namen Myriopoda zuerst belegte, von Fabricius als Mitosata aber zuerst gegründete Gruppe. Latreille machte weder in seiner Histoire naturelle (1802), noch in seinen Gener. Crust. et Ins. (1806) von dieser Classe Gebrauch, sondern ließ ihren ganzen Gehalt bei den Insekten; allein in den Considér. génér. (1810) nahm er die neue Classe nicht blos an, sondern vermehrte sie auch noch um seine Tetracera; sie in sechs Ordnungen: Tetracera, Myriopoda, Thysanura, Parasita, Pycnogonides und Acera eintheilend. Anders begrenzte er

die Classe in Cuvier's règne animal (1817), wo er die Tetracera unter dem Namen Isopoda zu den Krebsen zog, die drei folgenden Ordnungen aber zu den Insekten. Kurz vorher hatte nun Leach (Linn. Transact. XI, 2, 1815) die Myriopoda zu einer besonderen Classe erhoben, die Thysanura und Parasita aber, gleichwie Latreille, zu den Insekten gebracht, sodaß für die Arachnides nur noch die Pycnogonides und Acera übrigblieben. Dieser Ansicht trat Latreille zuletzt (im Cours d'Entomologie [Paris 1832]) bei, nachdem dieselbe schon früher so ziemlich die allgemeine geworden war. Aus Gründen, deren Erörterung hier uns zu weit führen würde, habe ich mich für die ältere Ansicht, als die wenigstens theilweis richtigere, entschieden (in meinem Handb. der Naturgeschichte [Berlin 1836]) und die Myriopoda mit den Arachnides wieder in eine Classe vereinigt, welche ich Arachnodea nenne. Sie zerfällt, ähnlich wie die Classe Crustacea, in zwei Hauptabtheilungen, von denen die erste aus zwei, die zweite aus vier Gruppen besteht. Diese letztern Gruppen sind nicht ganz dieselben, welche Latreille in seinen verschiedenen Schriften aufstellte; sie schließen sich vielmehr am genauesten an eine von C. J. Sundeval gegebene Eintheilung (Conspectus Arachnidum [Lond. Goth. 1833]), worin aber die Pycnogoniden, welche alle Entomologen hierher stellen, mit Unrecht ausgelassen sind, denn diese gehören ohne Zweifel zu den Arachnoden, und zwar in die Mitte zwischen den Acarinen und Opilionien, wenn nicht gar zu den letzteren ganz. — Demnach ist die schicklichste Gruppirung der Arachnoden folgende:

I. Körper homonom (gleichmäßig gegliedert). — 1. Ordn. Myriopoda.
  1) Chilognatha *Latr.*
  2) Syngnatha *Latr.* (später Chilopoda genannt).

II. Körper heteronom (immer ein Cephalothorax, aber keine Fühler und zusammengesetzte Augen; daher Acera *Latr.*). — 2. Ordn. Arachnides.
  3) Acarina (Körper ungegliedert).
  4) Opilionina (Hinterleib gegliedert; Taster fadenförmig).
  5) Scorpionina (Hinterleib gegliedert; Taster scheerenförmig).
  6) Aranina (Hinterleib ungegliedert, völlig abgeschnürt).

Die Classe der Insekten besteht in gegenwärtiger Zeit nur aus solchen Gliederthieren, welche durch Tracheen athmen und im reifern Lebensalter drei Paar Füße besitzen. So wenig Widerspruch diese Definition der Classe eigentlich jetzt noch findet, so groß ist derselbe oder vielmehr die Meinungsverschiedenheit, wenn es sich um die Eintheilung in Ordnungen handelt. Schon früher sahen wir, daß Latreille in seinem Cours d'Entomologie (1832) zwölf annimmt, nämlich die acht ältern Olivier's, die Aptera freilich auf die Gattung Pulex beschränkend; ferner zwei von ihm selbst gegründete: Thysanura und Parasita, sowie zwei der englischen Entomologen: Dermaptera und Rhiphiptera (Strepsiptera *Kirb.*). Diese beiden Ordnungen waren indessen nicht die einzigen, welche von dem sorgsam scheidenden Leach gegründet wurden, vielmehr hatte er im dritten Bande seiner Zoological Miscellany (Lond. 1817), woselbst er das in den Transact. of the Linnean Society (Vol. XI. p. 2. 1815) bis zu den Insekten entwickelte System der Gliederthiere fortsetzte und theilweise revidirte, denn eigentlich war dasselbe schon früher in der Edinburgh Encyclopedia Tom. VII. (1813) von ihm bekannt gemacht worden, eine Eintheilung gegeben, die 16 Ordnungen annimmt und sich so verhält:

I. Insecta ametabolia. Insekten ohne Verwandlung.
  1) Thysanura.
  2) Anoplura (Parasita *Latr.*).

II. Insecta metabolia. Insekten mit Verwandlung.
  A. Maul mit vollständigen Kiefern und Lippen; Flügel unter Deckschilden versteckt.
    a) Verwandlung vollkommen (M. incómpleta *Fabr.*).
  3) Coleoptera.
    b) Verwandlung unvollkommen (M. semicompleta *Fabr.*).
  4) Dermaptera (Gatt. Forficula *Linn.*).
  5) Orthoptera.
  6) Dictyoptera (Gatt. Blatta *Linn.*).
  B. Maul mit borstenförmigen Kiefern, Hinterflügel der Länge nach gefaltet, Verwandlung unvollkommen.
  7) Hemiptera (Hemipt. sect. 1. Olivier's).
  8) Homoptera (Hemipt. sect. 2. Olivier's).
  C. Maul mit borstenförmigen Kiefern. Keine Flügel, Verwandlung vollkommen.
  9) Aptera (wie Lamarck, die Gatt. Pulex).
  D. Maul mit verkümmerten Oberkiefern, aber sichtbaren, mit der Unterlippe verwachsenen Unterkiefern. Vier Flügel, Verwandlung vollkommen.
  10) Lepidoptera *Linn.*
  11) Trichoptera (Gatt. Phryganea *Linn.*).
  E. Maul mit vollständigen Kiefern und Lippen, Flügel frei, Verwandlung verschieden.
    a) Vier Flügel.
  12) Neuroptera *Linn.* (ohne Phryganea).
  13) Hymenoptera *Linn.*
    b) Zwei Flügel.
  14) Rhiphiptera (Strepsiptera *Kirb.*).
  F. Maul mit verlängerten Kiefern und rüsselförmiger Lippe, zwei Flügel, Verwandlung vollkommen.
  15) Diptera *Linn.* (ohne die folgende Ordnung).
  G. Maul mit verlängerten Kiefern, aber einfacher Unterlippe; zwei oder keine Flügel, Verwandlung vollkommen.
  16) Homaloptera (die Gatt. Hippobosca *Linn.*).

Wir theilen dieses System mit, um von der Trennungslust, die den meisten Engländern eigen ist, ein ausführliches Beispiel zu geben, und verdenken es Latreille keineswegs, daß er Bedenken trug, alle diese Ordnungen

in sein System aufzunehmen. Übrigens ist trotz dieser Zersplitterung doch die Berücksichtigung der Metamorphose eine lobenswerthe Seite, wenngleich die unzweckmäßigen Bezeichnungen von Fabricius nicht hätten in Anwendung kommen sollen, daher sie hier auch nicht so übersetzt sind, wie sie übersetzt werden müßten. Mit größerem Erfolge würde übrigens Leach die Metamorphose benutzt haben, wenn er sie allen andern Unterschieden vorgezogen hätte, was bisher nur von den ältesten Entomologen gethan war. Linné's Ausspruch, daß alle Charaktere e situ, numero et figura partium zu entnehmen seien, herrschte noch zu sehr in den Köpfen seiner Schüler, als daß es Jemand hätte wagen mögen, diesem Cardinalsatz aller Systematik zuwider zu handeln. Daher theilten Kirby und Spence, die berühmten Verfasser der Introduction to Entomology (Lond. 4 Voll.), alle Insekten lieber nach der Mundbildung in beißende (Mandibulata) und saugende (Haustellata); Benennungen, die sie von Mac Leay entlehnten, und schufen so ein System, das mit dem von Clairville auf denselben Grundsätzen ruht, und blos in der Annahme mehrer neuer Ordnungen (Strepsiptera *Kb.*, Dermaptera, Trichoptera, Aphaniptera *Kb.* [Suctoria *de Geer, Latr.*]) sich von ihm unterscheidet. Zu ihren Apteris wurden auch die Thysanura, Parasita, Myriopoda und ein Theil der Arachnides gezogen.

Mac Leay, dessen System noch zu berücksichtigen bleibt, nimmt unter den Entomologen eine sehr bedeutende Stelle ein. Er ist der erste, welcher die inzwischen auch in Teutschland durch Oken in Anregung gebrachte physiologisch-philosophische Systematik auf die Entomologie anwandte, und diesen Principien zufolge ein System aufstellte (in seinen Horis entomologicis [Lond. Vol. I. 1819. Vol. II. 1821]). Nach seiner Meinung bilden alle wahrhaft natürlichen Gruppen ein in sich geschlossenes Ganzes, welches er unter der Form eines Kreises darstellte. So richtig diese Ansicht sein mag, so wenig hat seine zweite Behauptung, daß jede Hauptgruppe wieder in fünf ähnlich geschlossene Unterabtheilungen zerfalle, eine Wahrscheinlichkeit für sich, und wird daher bei näherer Betrachtung auch nicht als wahr erkannt. Indem, sagt er ferner, von den fünf Gruppen einer Hauptgruppe sich immer je 2 und 2 mit entgegengesetzten Punkten berühren, entstehen an diesen Stellen nicht blos einander ähnliche, analoge, Formen, sondern es bilden sich auch ganz eigenthümliche Zwischengruppen, welche die Charaktere der sich berührenden Abtheilungen in sich vereinen. Diese Zwischengruppen nennt er osculirende. Beide Behauptungen sind wahr, denn auch ohne die gezwungene Fünfzahl erscheinen sie als vorhanden. In der That wählt die Natur in verschiedenen Hauptabtheilungen oft ein und dasselbe Mittel, um untergeordnete Verschiedenheiten hervorzurufen, und bildet so einander ähnliche Formen (Gesetz der Analogie). Solche Analogien berechtigen aber nicht, auf nähere Verwandtschaft der analogen Gestalten zu schließen, was in der Regel geschieht. Eher läßt sich eine Gruppe, deren bestimmende Charaktere von zwei verschiedenen andern Gruppen entlehnt sind, für ein Zwischenglied dieser beiden betrachten, das also schon deshalb in einer Art von Verwandtschaft zu beiden steht, aber nicht gut mit der einen oder andern jener beiden Gruppen verbunden werden kann. Hiernach beruhen Mac Leay's Vorstellungen, mit Ausschluß der willkürlichen Fünfzahl, in der That auf sehr guten Gründen; das System aber, welches er auf ihnen aufbaute, war nicht so vortrefflich, als man bei so guten Ansichten hätte erwarten sollen.

Das Thierreich zerfällt ihm zunächst in fünf Gruppen, welche diesen Kreis beschreiben.

Mollusca

Vertebrata

{Acrita
{Infusoria

{Articulata s.
{Annulosa

Radiata.

Wir können gegen die Existenz solcher fünf Gruppen, wenn sie richtig begrenzt werden, nichts einwenden, und finden sie ganz naturgemäß; allein der aufgestellte Zusammenhang ist unnatürlich, und blos durch schwache Analogien, die eben keine Verwandtschaft anzeigen, vermittelt. Die Annulosa bestehen also wieder aus fünf Gruppen, welche so zu einander stehen:

Ametabola

Mandibulata

Crustacea

Haustellata.

Arachnida.

Hier ist nun nicht blos der Zusammenhang, sondern auch die Annahme der Gruppen selbst, durch Nichts als nothwendig motivirt, wie Jeder zugeben wird, der hört, daß die Mandibulata und Haustellata den eigentlichen Insekten entsprechen, die Ametabola aber aus den Myriopoden, Thysanuren, Parasiten und Würmern bestehen. Daß eine solche Gruppe künstlicher sei, als irgend eine der frühern Systeme, ja eigentlich gar keinen Charakter für sich habe, muß Jeder, der einigen Sinn für natürliche Systematik besitzt, sofort eingestehen. Bei der Eintheilung der Mandibulata und Haustellata zeigte Mac Leay einen glücklichern Takt, indem er die Trichoptera zu den erstern zog, aber, um die Zahl fünf voll zu machen, die Hemiptera in zwei Gruppen, Hemiptera und Homoptera, theilte, im Übrigen zu den Haustellatis die Lepidoptera, Diptera und Aptera (Pulex); zu den Mandibulatis die Coleoptera, Orthoptera, Neuroptera und Hymenoptera verweisend. Jede der fünf Ordnungen einer von beiden Hauptgruppen besteht demnächst wieder aus fünf Abtheilungen oder Zünften (tribus), hat aber zwischen sich und ihren nächsten Nachbarn eine osculirende Zunft, sodaß die Anzahl aller Zünfte zweimal dreißig ist. Um diese bestimmte Zahl herauszubringen, hat Mac

Leay nicht blos mehre Lücken lassen müssen, sondern auch sehr willkürliche Gruppirungen vorgenommen. So stellt er z. B. in die Ordnung Trichoptera, auch die Perlariae *Latr.* (Sembloden s. Plecoptera *mihi*), ja sogar die sämmtlichen Blattwespen (Tenthredonoden), und sieht die Familie der Holzwespen (Urocerata *Latr.*), welche er Bomboptera nennt, als eine osculirende Gruppe zwischen den Trichopteris und Hymenopteris an, während sie doch ebenso sicher mit in diese Ordnung gehört, wie die Tenthredonoden. Man sieht hieraus, daß Jemand theilweise sehr richtige Grundsätze haben kann, aber doch unfähig bleibt, sie in Anwendung zu bringen, wenn er willkürliche Annahmen mit ihnen vermengt. Selbst sehr genaue und schätzenswerthe Untersuchungen, welche Mac Leay über einzelne Familien, z. B. die der Lamellicornien, anstellte, blieben unfruchtbar, da er auch hier die erfahrungsgemäßen Resultate nach seinen theoretischen Ansichten modelte, und so zu keinem richtigen Ziele gelangte. Indessen ist ihm ein großes Talent im Auffinden von Analogien und ein, besonders bei seinen Landsleuten, seltener Sinn für philosophische Systematik nicht abzusprechen, und er würde gewiß höchst Erfreuliches geleistet haben, wenn er sich unabhängiger von fixen Ideen hätte halten können.

Dies Letztere ist ganz besonders mein Streben bei allen meinen systematischen Versuchen gewesen, indem ich es mir zum Gesetz machte, nie der Natur ein System aufzudrücken, sondern vielmehr es ihr abzulauschen. Dazu war aber ein sorgsames Studium verwandtschaftlicher Verhältnisse nöthig, denn diese ergeben sich erst aus der genauen Kenntniß der Dinge selbst. Auf solchem Wege glaube ich gefunden zu haben, daß die Metamorphose alle andern Verhältnisse an Bedeutung übertreffe, und daß nächst ihr die Flügel- und Mundbildung die wichtigsten Rollen spielen; daß man aber bei deren Beachtung weniger auf die Form selbst, als auf den Typus oder die Grundidee zu sehen habe, von welcher jede besondere Form nur eine einzelne Modification ist. Letztere pflegt die Natur, den Bedürfnissen ihrer Organismen gemäß, bald nach dieser, bald nach jener Seite hin vorzunehmen, ohne darum ihren Grundgedanken zu verlassen. Überhaupt ist die Lebensweise der Organismen ein einflußreiches Verhältniß, dessen Folgen um so größer sind, je bestimmter und eigenthümlicher sie selbst ist. Offenbar bleibt aber der Parasitismus eine Lebensweise der eigenthümlichsten Art, eigenthümlicher, als der Aufenthalt in diesem oder jenem Klima, Elemente u. dgl. m.; daher die Folgen parasitischer Lebensweise sehr bedeutend sind, und namentlich durch sie die Bewegungsorgane und Mundtheile sehr auffallende Veränderungen erleiden können. Für die erstern scheint es Regel zu sein, den Organismus in ihrer Benutzbarkeit zu beschränken, daher den Parasiten meistens die Flügel fehlen; für die letztern scheint eine kräftige Entwickelung in allen den Fällen nöthig, wo der Parasit nicht flüssige Stoffe einsaugt. Solche und ähnliche Gesetze, welche die Beobachtung der Natur mir verschaffte, veranlaßten mich, das nachstehende System zu entwerfen.

I. Insekten mit unvollkommener Verwandlung [29]). Hemimetabola.

A. Mundtheile zum Saugen bestimmt, beide Kiefer borstenförmig, stecken in einer aus den Lippen gebildeten, allermeist gegliederten Scheide. — 1. Ordn. Rhynchota (Hemiptera *Linn.*).

Auf der Grenze zwischen dieser und der folgenden Ordnung steht die Gruppe: Physopoda *mihi* (Thysanoptera *Haliday*, Thrips *Linn.*).

B. Mundtheile vorzugsweise kauend, in der Regel kein Kiefer borstenförmig, sondern beide hornig und gezähnt, seltener ganz weich oder verkümmert. — 2. Ordn. Gymnognatha *mihi* (Neuroptera, Orthoptera et Thysanura *Latr.*).

Auf der Grenze dieser Gruppe und der Insekten mit vollkommener Verwandlung, doch sich am meisten an die Schmetterlinge anschließend, steht die Gruppe Trichoptera *Leach.*

II. Insekten mit vollkommener Verwandlung. Holometabola.

A. Mundtheile zum Saugen bestimmt, aber sehr verschieden gebildet. Flügel von gleicher Beschaffenheit, aber ungleicher Größe und die hintern kleiner. Alle drei Ringe des Brustkastens innig mit einander verbunden. In der Regel 2—3 Nebenaugen und 5 Fußglieder, aber sehr verschiedene Fühlergliederzahlen.

a) Hinterflügel bis auf kleine Schwingkolben verkümmert, beide Kiefer borstenförmig. Nie Legestachel. — 3. Ordn. Diptera *Linn.* (Antliata *Fabr.*)

b) Hinterflügel deutlich entwickelt; kein Kiefer borstenförmig.

α) Flügel mikroskopisch behaart; Oberkiefer stark, hornig; die untern lederartig, zahnlos, dienen zum Einhüllen der weichen Saugzunge. Weibchen mit Legestacheln. — 4. Ordn. Hymenoptera *Linn.* (Piezata *Fabr.*)

β) Flügel mit größern schuppenförmigen Haaren bedeckt; Oberkiefer ganz verkümmert, Unterkiefer lange, spiralförmig aufrollbare Saugfäden, die von den Tastern der Unterlippe eingehüllt werden. Weibchen ohne Legestachel. — 5. Ordn. Lepidoptera *Linn.* (Glossata *Fabr.*)

B. Mundtheile zum Kauen bestimmt; beide Kiefer mehr oder weniger hornig, seltener häutig, zumal die untern, welche bisweilen sogar fadenförmig werden. Flügel von ungleicher Beschaffenheit und Größe, die vordern hornige Deckschilde, die hintern allermeist größer und häutig. Vorderer Ring des Brustkastens für sich allein beweglich, die beiden andern inniger unter

29) Nur in dieser Gruppe finden sich netzförmige Flügeladern, welche das Hauptmerkmal der vollkommenen Insekten für die Hemimetabola zu sein scheinen.

sich und mit dem Hinterleibe verbunden. In der Regel keine Nebenaugen, verschiedene Zahlen (2—5) der Fußglieder, Weibchen ohne Legestachel; meistens eilf Fühlerglieder. — 6. Ordn. Coleoptera *Linn.* (Eleutherata *Fabr.*)

Bei dieser Eintheilung sind die vier letzten Ordnungen ziemlich ebenso gefaßt, wie sie Linné, Fabricius, Latreille, also die bedeutendsten systematischen Entomologen, gefaßt haben, nur bei den Dipteren weiche ich von allen dreien ab, indem ich die Gattung Pulex, woraus Latreille und die meisten Systematiker mit ihm eine eigne Ordnung bilden, mit dahin ziehe. Da indessen der Floh vollkommene Verwandlung besitzt und borstenförmige Kiefer hat, so bleibt für ihn keine andere Stellung übrig, auch harmonirt der Bau seiner Larve ganz mit dem Dipterentypus und die Organisation seines Mundes schließt ihn am nächsten an die Hippobosca, Leach's Homaloptera, über deren Verwandtschaft mit den Dipteren alle übrigen Autoren einig sind. Für beide ist der Parasitismus diejenige Bedingung, welche die äußere Abweichung von den Dipteren veranlaßte. Dieselbe Ursache hat auch die Divergenz des Coleopterentypus hervorgerufen, welche uns in den Strepsipteris oder Rhiphipteris begegnet. Wiewol diese Gruppe auch von Latreille für eine eigne Ordnung erklärt wird, so kann ich doch in ihr nichts als eine durch den Parasitismus etwas sonderbar modificirte Käferfamilie erkennen, welche sich an die Mordellinen, zumal an Symbius und Rhipiphorus, am nächsten anschließt. — Weniger Übereinstimmung mit den Arbeiten meiner Vorgänger zeigt die Gruppirung der Insecta hemimetabola; indessen fehlt es auch hier weder an ähnlichen Ansichten, noch an Gründen, die meinige zu rechtfertigen. Zunächst die Rhynchota unterscheiden sich von den Hemipteris Olivier's, Latreille's und den Rhyngotis des Fabricius besonders nur durch die Hinzuziehung der Gattung Pediculus, welche bei jenen zu den Apteris gerechnet wird, bei Fabricius aber merkwürdiger Weise unter den Antliatis (Dipteris *Linn.*) steht. Diese Gattung, eine strenge Parasitenform, verhält sich nun zu dem höheren Rhynchotentypus, wie Pulex zu dem der Dipteren oder die Strepsiptera zu dem der Coleopteren, und nimmt daher hier sich als das analoge Glied einer differenten Reihe meiner Meinung nach sehr gut aus. Dagegen habe ich von den Rhynchotis die Blasenfüße (Physopoda *mihi*, Thrips *Linn.*) entfernt, weil ihre Mundbildung durch die Anwesenheit von Tastern an den nicht borstenförmigen Unterkiefern und deutlichen Tastern an der Unterlippe sehr vom Typus der Ordnung abweicht. Indessen stimmen die borstenförmigen Oberkiefer und manche andere Punkte auch sehr mit jenem Typus überein, und es wäre vielleicht ebenso richtig, wenn man die Physopoda zu den Rhynchotis zöge, und sie zwischen die Pediculina und Coccina einschöbe. Ich würde diese Stellung für die schicklichere halten, wenn Erichson's Behauptung, daß Pediculus „ein Paar sehr entwickelter Taster" habe, richtig wäre, allein ich finde weder diese Taster, noch Kiefer, die ebenderselbe gesehen haben will (vergl. Wiegmann's Archiv Jahresb. der Entomologie für 1838 und Jahrg. 1840). Da also eine solche Verwandtschaft der Physopoden mit den Pediculinen nicht stattfindet, so ziehe ich es vor, mit den erstern die zweite Ordnung zu beginnen, obwol der Typus ihrer Mundtheile nicht beißend ist, und sie auch blos flüssige Pflanzenstoffe einsaugen. Man könnte die Blasenfüße am richtigsten für eine osculirende Gruppe in Mac Leay's Sinne erklären, wenn solche Gruppen überhaupt im Plane der Natur lägen, was ich übrigens nicht ganz ableugnen möchte. Denn die Gruppe der Trichoptera, welche ich ebenfalls zu den kauenden Hemimetabolis gezogen habe, obwol sie weder kauet noch unvollkommene Verwandlung hat, scheint sich ganz ebenso zu den echten Gymnognathen und den Lepidopteren zu verhalten, sodaß durch beide der Übergang der Gymnognathen nach zwei entgegengesetzten Seiten vermittelt wird. Nicht blos deshalb, sondern weil überhaupt der Gymnognathentypus der unbeständigste von allen ist, erklärte ich diese Ordnung für die Durchgangsgruppe in der Entwickelungsreihe der Insekten, und sah in diesem Verhältnisse die Polymorphie ihrer Bildung als begründet an. Noch jetzt muß ich dieser im zweiten Bande meines Handb. der Entomologie weitläufiger erörterten Meinung beistimmen, und will sie hier noch näher durch den alten Satz: natura non facit saltus, motiviren, der überhaupt ein Schlüssel für jene osculirenden Gruppen zu sein scheint. Gibt man die Richtigkeit der Gymnognathen als Durchgangsgruppe zu, so ist an dem Systeme der Insekten, wie ich es vorgeschlagen habe, nichts weiter auszusetzen. Für neu hielt ich es, weil es Niemand irgendwo ebenso aufgestellt hat und für richtig, weil es die Gründe seiner Existenz in sich selbst trägt. Diese Gründe glaube ich entwickelt zu haben.

Nachdem hiermit die Geschichte der systematischen Entomologie in neuester Zeit zur Genüge behandelt worden, sollte ich zur Schilderung der monographischen Arbeiten und Bemühungen übergehen. Da indessen dieselben schon theilweise unter besondern Artikeln aufgeführt worden sind, so ziehe ich es vor, diesen Weg für alle Zweige der gegenwärtigen Entomologie zu verfolgen und verweise also meine Leser auf die besondern Artikel, namentlich aber auf Crustacea, Krebse, Arachniden, Spinnen, spinnenartige Gliederthiere, Myriopoda, Vielfüßer, Parasita, Schmarotzer, Thysanura, Hemiptera, Orthoptera, Neuroptera, Gymnognatha, Diptera, Lepidoptera, Hymenoptera und Coleoptera oder die entsprechenden Fabricius'schen Ordnungsnamen, wo auch die bedeutendste Literatur bis auf die Zeit, wo jeder Artikel abgefaßt wurde, angegeben ist.

Es bleibt daher noch der zootomisch-physiologischen Richtung im Kurzen Erwähnung zu thun. — Aus frühern Mittheilungen wissen wir, daß dieselbe keineswegs eine ganz neue ist, sondern daß schon sehr Erfreuliches auf diesem Felde von Swammerdam, Malpighi, Redi, Reaumur, de Geer und Lyonet geleistet worden war. Leider gerieth die Entomotomie durch Linné's terminologisch-systematische Schule in Verfall, und erst Cuvier war es vorbehalten, durch sein Beispiel auch diese Seite der Naturforschung wieder ins Leben zu rufen.

Marcel de Serres war einer der Ersten, welcher sich der Insekten-Anatomie befleißigte und seine Untersuchungen über die Verrichtungen der Theile des Darmkanales bekannt machte (Bullet. des sciences de la soc. philom. [Paris 1860.] T. XIII.). Später wiederholte er dieselben in ausgedehnterer Weise und veröffentlichte sie in den Annales du Museum d'hist. natur. T. XX. (1813). Inzwischen waren auch in Teutschland Beobachter dieser Art hervorgetreten. Der älteste von ihnen ist C. F. Posselt, welcher eine Anatomie des Ohrwurms (in Wiedemann's Archiv für Zool. und Zoot. 2. Bd. S. 230 fg. 1802) lieferte und später (1804) „Beiträge zur Anatomie der Insekten" (Tübingen 4.) herausgab. Sein früher Tod entriß der Wissenschaft einen talentvollen Arbeiter. Ihm folgten in Teutschland G. R. Treviranus und J. F. Meckel, beide dereinst die bedeutendern Physiologen und Anatomen ihrer Zeit, jetzt in frischer Jugendkraft der Insektenanatomie sich zuwendend. Des Ersteren Arbeiten stehen theils in den Schriften der „Wetterauschen Gesellschaft" (1. Bd. 1809. 4.), theils in seinen „Vermischten Schriften" (Göttingen und Brem. 1816—1821. 4.); des Letztern finden sich in seinen „Beiträgen zur vergleichenden Anatomie" (Leipz. 1809. fg.), seiner Übersetzung von Cuvier's „Vergl. Anatomie" (Leipz. 1809 fg. 4. Bd.) und die spätern in seinem eignen System der vergleichenden Anatomie (Halle 1821—1833). Übrigens untersuchten beide nur einzelne Gattungen, und lieferten keine Hauptarbeit über Insektenanatomie. Ausschließlich mit dieser beschäftigten sich: E. M. Gäde (Beiträge zur Anatomie der Insekten [Alton. 1815. 4.]) und vor allen K. A. Ramdohr, dessen Abhandlung über die Verdauungswerkzeuge der Insekten (Halle 1811. 4.) die Grundlage einer vergleichenden Darstellung dieses Organes wurde und alle ähnlichen Arbeiten seiner Vorgänger beiweitem übertraf. Seine richtige und bessere Methode, nicht blos den Bau einer Thierart zu schildern, sondern vielmehr die Variationen eines und desselben Organes in einer ganzen Thierabtheilung zu verfolgen, reizte mehre Forscher zu ähnlichen Unternehmungen, und hier war wieder Marcel de Serres einer der Ersten, welcher ihm folgte. Das Rückengefäß, dieses von Malpighi entdeckte, immer in seiner Bedeutung noch höchst dunkle Organ, ward der Gegenstand einer umfassenden Arbeit (in den Mém. du Mus. d'hist. natur. Tom. IV. 1819 und daraus in der Isis 1819. I. 593), in welcher zugleich der Luftröhren und ihrer formellen Unterschiede auf eine sehr lehrreiche Weise gedacht wurde. Leider gelang es dem fleißigen Beobachter nicht, das eigentliche Ziel seiner Untersuchungen zu erreichen und die Dunkelheiten zu lichten, welche über den Functionen des Rückengefäßes und seiner Bildung noch schwebten. J. F. Meckel, der dieselbe Untersuchung gemacht hatte (in seinem Archiv für Physiologie I. Bd. S. 469. 1815), war nicht glücklicher gewesen; ebenso wenig J. Müller (De vase dorsali Insector. [Berol. 1816]) und Herold (Über das Rückengefäß der Insekten [Marburg 1824]), Anatomen, deren Talente selten sind und die sonst so Bedeutendes bewirkten. Erst als K. G. Carus den Blutlauf entdeckt hatte (Entdeckung eines Blutkreislaufes rc. [Leipz. 1827. 4.]) gelang es, eine Einsicht in die Function dieses räthselhaften Organes zu gewinnen, welche bald darauf durch Strauß-Durkheim's meisterhafte anatomische Darstellung (in dessen Considér. général. sur l'anatom. comp. des anim. articul. [Paris 1828. 4.]) bis zur völligen Klarheit gebracht wurde. R. Wagner (Isis 1832. Heft 2 und 7) hat die Beobachtungen beider in Teutschland bestätigt, sowie Bowerbank in England (The Entomol. Magaz. I, 244). Letzterer behauptet sogar, noch außer dem Hauptrückengefäße seitliche sehr zarte Gefäße gesehen zu haben, welche alle anderen Beobachter nicht annahmen, und Newport, der genaue und vortreffliche Zergliederer des Hartriegelschwärmers (Sphinx Ligustri, vergl. Philosophic. Transactions 1834. T. II.), ist der Beobachtung seines Landsmannes beigetreten (*Todd*, Cyclop. of anat. and physiolog. Artikel Insecta); sodaß die Anwesenheit eines sehr zarten venösen Gefäßsystems, in welchem das arterielle Centrum oder Rückengefäß, ähnlich wie das Herz der Krebse, eingeschlossen sein könnte, mir sehr wahrscheinlich zu sein scheint. Nur die ungemeine Zartheit der Wände solcher Gefäße hat es bisher unmöglich gemacht, sie als besondere Organe erkennen zu können.

Länger war der Bau und die Function der Luftröhren oder Tracheen und ihr eigentlicher Ursprung von seitlichen Luftröhren, Stigmen, die Swammerdam und Malpighi zuerst beobachteten, bekannt gewesen; indessen waren dieser Schriftsteller und Lyonet's Schilderungen, so vortrefflich sie auch sind, doch immer zu gering an Zahl, um eine allgemeine Erkenntniß zu erlauben. H. C. L. Löwe's Untersuchungen über die Respirationsorgane, welche durch C. Sprengel erweitert wurden (Commentatio de partib., quib. Insecta spiritus ducunt [Halae 1815. 4.]), gaben daher einen willkommnen Beitrag ab zur Erweiterung unsrer Kenntnisse von den genannten Werkzeugen. Schon viel früher hatte übrigens J. F. L. Hausmann den Respirationsproceß selbst sorgfältigen Untersuchungen unterworfen (De animalium exsanguium respiratione [Hanover. 1803. 4.]), die F. L. A. W. Sorg (Disquis. phys. [Rudolst. 1805]) fortsetzte und Ch. L. Nitzsch wiederholte oder erweiterte durch neue Beobachtungen (De respirat. animal. [Vitenberg. 1808. 4.]). Ebenderselbe beschrieb auch zuerst das merkwürdige Respirationsverfahren des großen Wasserkäfers Hydrophilus piceus (in Reil's Archiv für Physiologie 10. Bd. S. 440). Hieran schließt sich die Schilderung der eigenthümlichen Respirationsorgane bei den Libellenlarven, welche zuerst von G. Cuvier (Mémoir. de la soc. d'hist. natur. de Paris 1800. 4.) gegeben wurde, und die später in Teutschland Suckow ähnlich als neue Entdeckung wiederholte (in Heusinger's Zeitschrift für die organische Phys. 2. Bd. S. 24 fg. 1828), wie V. Audouin Nitzsch's Entdeckung in Frankreich zum zweiten Male als die seinige vortrug (vergl. dessen und Brullé's Hist. natur. des Insectes [Par. 1836]). Übrigens war die Metamorphose dieses Käfers auch Gegenstand einer trefflichen Monographie von Miger (Annal. du Mus. d'hist. natur. T. XV.), deren Resultate wieder noch

einmal in Lyonet's nachgelassenen Werken (siehe oben) enthalten sind.

Die Geschlechtstheile erfreuten sich lange keines solchen Bearbeiters, wie die übrigen Organe des Insektenkörpers ihn an Ramdohr, Marcel de Serres, Herold, Löwe u. A. m. gefunden hatten. Zwar lagen einzelne Beobachtungen vor, aber eine allgemeine Übersicht der bisherigen Erfahrungen fehlte noch. Für eine solche waren freilich J. J. Hegetschweiler's (Dissert. de Insectorum genitalibus [Turici. 1820. 4.) Mittheilungen zu dürftig, allein sie regten doch an und füllten wenigstens vor der Hand eine Lücke nothdürftig. Auch später hat sich diese Lücke fühlbar gemacht, nachdem mehre Publicationen von bedeutendem Werthe erschienen waren. Wir rechnen dahin J. Müller's Schilderung der allmäligen Entwickelung des Eies im Eierstocke (in Nova acta physico-med. soc. Caes. Leop. Carol. nat. cur. T. XII. p. 2. 1825), sowie seine ebenda niedergelegte Entdeckung des Zusammenhanges der Eierstöcke mit dem Rückengefäße; V. Audouin's Beobachtung eines eigenthümlichen Behälters zur Aufnahme des männlichen Samens, in welchem wenigstens bei der Honigbiene der dem Männchen ausgerissene Penis stecken bleibe (Annal. des scienc. natur. T. II. p. 281); und Fr. Suckow's zahlreiche Schilderungen von Geschlechtsorganen, welche, von guten Abbildungen begleitet, in Heusinger's Zeitschr. für die org. Phys. (II. Bd. 1828) enthalten sind. Leider blieb der letztere Beobachter bei einer bloßen Schilderung der Form stehen, und versuchte es nicht, die verschiedenen Anhänge an den Genitalien nach ihren Functionen zu deuten. Dies gelang erst in neuester Zeit, wo man gelernt hatte, durch den Inhalt des Secretes die Bedeutung jedes Theiles zu verstehen, Th. v. Siebold, welcher seine schätzenswerthen Beobachtungen darüber in Müller's Archiv für Physiologie (Jahrg. 1838 und 1839) bekannt machte.

Früher als die Genitalienformen erregte die allmälige Entwickelung derselben während der Metamorphose und die Veränderung, welche der gesammte innere Bau durch sie erleidet, die Aufmerksamkeit der Entomologen. Herold, dessen schon als eifrigen Anatomen der Insekten Erwähnung geschah, war nicht blos einer der ersten, sondern auch derjenige, welcher auf diesem Felde das Bedeutendste geleistet hat. Seine Entwickelungsgeschichte der Schmetterlinge (Cassel und Marburg 1815. 4.) ist ein Werk, dessen Verdienst um die Wissenschaft auf immer sich erstrecken wird. Nicht minder werthvolle Untersuchungen lieferte derselbe Verfasser über die „Entwickelungsgeschichte der Spinnen im Eie" (Marburg 1824. Fol.), an welche sich die von H. Rathke über den Flußkrebs (Leipz. 1829. Fol.) würdig anschließen. Ebenderselbe Verfasser hat sich dieses Zweiges der Wissenschaft, der Entwickelungsgeschichte, zumal bei den Gliederthieren mit einem Eifer und einer Ausdauer angenommen, deren sich kein Beobachter neben ihm rühmen kann. Seine Leistungen sind daher auch die bedeutendsten in ihrer Art. Herold ist eben jetzt beschäftigt, die Resultate seiner Untersuchungen über die Entwickelung der eigentlichen Insekten zu veröffentlichen (Frankf. a. M. 1834 und 1838), stößt aber durch die etwas veraltete Manier, bei welcher fast zu viel Fleiß für ein solches Resultat verwendet zu sein scheint, auf manche Widersprüche, welche erst eine geschicktere Hand zu heben im Stande sein wird. Ein Vorläufer in diesen Untersuchungen war ihm wieder Fr. Suckow (Anatomisch-physiol. Untersuch. der Insekten rc. [Heidelberg 1820. 4.]); während in der Metamorphose des Darmkanales, welche er in seiner ersten Schrift über die Schmetterlinge mit geschildert hatte, Dutrochet seine Fußtapfen betrat und verfolgte (Journ. de physiq. T. 86. p. 130, und daraus in Meckel's Teutsch. Archiv für Phys. 4. Bd. S. 285 fg.). Auch Suckow hat später (in Heusinger's Zeitschr. für die org. Phys. 3. Bd. 1829) ähnliche Untersuchungen veröffentlicht.

So hatten von allen innern Organen der Gliederthiere nur noch das Nervensystem und die Muskeln keinen Monographen gefunden. Das erstere war freilich schon von Lyonet mit einer Sorgfalt behandelt worden, die noch jetzt kaum wieder erreicht ist; allein es gilt von dieser Schilderung, was schon bei mehren ähnlichen erwähnt wurde, sie war die einzige brauchbare, und konnte daher unmöglich für eine allgemeine Darstellung der Formen des Nervensystemes gelten, da schon Swammerdam's Beobachtungen wesentliche Unterschiede darlegten. Dennoch fand sich bis in die neueste Zeit hinein kein Monograph für dieses wichtigste aller organischen Systeme, und erst als J. Müller seine Beobachtungen über das Nervensystem der Eingeweide bei den Insekten bekannt gemacht hatte (Nova acta phys.-medica etc. T. XIV. 1. 1827), erhielt auch dieses Organ wieder neuere Beobachter. Übrigens war Marcel de Serres auch mit Untersuchungen über das Nervensystem beschäftigt gewesen, wie seine Explicat. du système nerveux des anim. invertèbres (Annal. des scienc. natur. T. III. p. 377. 1824) beweisen. Am ausführlichsten aber und für die Fortschritte unserer Kenntnisse am bedeutendsten wurde Newport's Schilderung des Nervensystemes von Sphinx Ligustri (Philosoph. Transact. 1834. T. II.) durch die glänzende Entdeckung der Sonderung des motorischen Systemes vom sensiblen auch bei den Gliederthieren; eine Entdeckung, die in ihren formellen Theilen zum Theil freilich schon bei Lyonet sich findet, die aber so lange werthlos bleiben mußte, als der functionelle Unterschied der vom Rückenmark höherer Thiere ausgehenden Äste noch nicht dargethan war. Newport wendete diese Entdeckung zuerst auf die Gliederthiere an, und Joh. Müller erläuterte das Verhältniß des motorischen Systemes zum sensiblen genauer (in seinem Archiv. 1835. S. 81 fg.). Das von ebendiesem geschilderte Schlund- und Magennervensystem, dem n. sympathicus höherer Thiere vergleichbar, verfolgte Newport ebenfalls sehr genau, und hatte hierin an J. F. Brand einen Nebenbuhler (Mémoir. de l'acad. imp. des scienc. de St. Pétersbourg. Sect. phys. 1835). Später hat Ersterer alle seine Beobachtungen auszugsweise in Todd's Cyclop. of anat. and physiol., Artikel Insects, sehr präcis mitgetheilt und mit denen Anderer verglichen.

Viel früher als das Nervensystem erregten die Sin-

nesorgane der Insekten die Aufmerksamkeit der Naturforscher. Einer der frühesten Beobachter dieser Art war Comparetti (De aure interna comparata. 1789); allein seine Wahrnehmungen sind zu sehr mit phantastischen Vorstellungen vermischt, als daß sie bleibenden Werth hätten haben können. Seine nächsten Nachfolger, F. J. Schelver (Versuch einer Naturgesch. der Sinneswerkzeuge bei Insekten und Würmern [Götting. 1798]) und Ch. M. G. Lehmann (De sensib. externis anim. exsanguium [Gotting. 1798. 4.]), förderten die Kenntnisse nur wenig. Der erste, welcher wesentlich Neues bekannt machte, war auch hier wieder Marcel de Serres (Mémoires sur les yeux composés et lisses des Insectes [Montp. 1813], teutsch von Dr. Dieffenbach [Berlin 1826]), indem er die Haupttheile des Auges der Insekten kennen lehrte; später verfolgte Joh. Müller diese Untersuchungen (Zur Physiologie des Gesichtsinnes [Leipzig 1826] und Meckel's Archiv. 1829) mit großer Sorgfalt und Ausdauer, sowie nach ihm G. R. Treviranus (Beiträge zur Lehre von den Gesichtswerkzeugen [Bremen 1828. Fol.]) und A. Dugès (Annal. des scienc. natur. T. XX. p. 341. 1831), der Müller's Beobachtungen gegen die etwas abweichenden von Strauß-Durkheim (ebenda T. XVIII.) in Schutz nahm. Indessen war die Structur des Gesichtsorganes bei den Insekten, Arachniden und Krebsen noch keinesweges ganz klar; erst spätere Entdeckungen von R. Wagner (Wiegmann's Archiv. 1835. I. 372), Milne Edwards (Hist. natur. des Crustacés [Paris 1834]. I. 116) und mir (Müller's Archiv. 1835. S. 524) führten diesen Theil der Insektenanatomie der Vollendung zu, welche ihm ebenjetzt Fr. Will (Beiträge etc. [Leipz. 1840. 4.] gegeben hat. Desto unvollkommener sind aber unsere Kenntnisse von den übrigen Sinnesorganen, besonders des Gehörs und Geruchs, denn ein eigentliches Geschmacksorgan scheint den Insekten zu fehlen. Ramdohr (Berliner Magazin. 5. Bd. S. 386. 1811), Rosenthal (Reil's Archiv. 10. Bd. S. 427) und G. R. Treviranus (Vermischte Schriften. 2. Bd. S. 146) bemüheten sich, Geruchs- und Gehörsorgane zu entdecken, aber ihre Bemühungen blieben fruchtlos. So schön auch die des letztern bei Blatta zu sein schienen, so zeigte ich doch jüngst (in meinem Handbuch der Entomologie. 2. Bd. 2. Abth. 1. Hälfte), daß er die obliterirenden Nebenaugen dieser Thiere für ein Gehörsorgan angesehen hatte, und daß also auch diese wichtigste aller Beobachtungen falsch sei. Die meisten Autoren entscheiden sich nun dahin, daß die Fühler zum Gehör tauglich seien, und daß die Ansicht derer, welche sie zum Geruchsorgan macht, weniger begründet zu sein scheine.

Was endlich die Musculatur, nebst der Skeletbildung und den besondern Bewegungsorganen, betrifft, so wurden die letztern zuerst genauer untersucht, zumal die Flügel auf den Verlauf ihrer Adern. Da sich in ihnen eine große Gesetzmäßigkeit ausspricht, so benutzte man sie bald zu systematischen Eintheilungen; ein Verfahren, das zuerst L. Jurine (Nouvelle méthode de classer les Hymenopt. et les Diptères [Genève 1807. 4.]) bei den Hymenopteren anwandte, und das J. W. Meigen (Systemat. Beschreib. der zweiflügeligen Insekten [Hamm und Aachen 1818—1839]) mit großem Erfolge auf die Dipteren ausdehnte. Den Bau der Füße verfolgte zuerst E. Home (Philos. transact. 1816. p. 152) monographisch, doch waren deren Verschiedenheiten schon längst, wie wir wissen, von Geoffroy, Olivier und Latreille zu systematischen Eintheilungen gebraucht worden. Auf das Unpassende einer strengen Benutzung dieser Organe zu dem genannten Zwecke machte indessen schon Mac Leay (Linnean Transact. T. XV. p. 63) und vor ihm Illiger (Magazin I, 285) aufmerksam. — Die Bildung der harten Theile, aus denen die Oberfläche der Insekten besteht, wurde von frühern Systematikern und Anatomen nicht beachtet. Cuvier war einer der Ersten, welcher auf die Zusammensetzung des Insektenpanzers, zumal am Brustkasten, aus mehren Stücken hinwies, und Blainville, wie Geoffroy St. Hilaire, verfolgten seine Beobachtungen weiter (die Abhandl. aller drei s. in Meckel's Teutsch. Archiv. 6. und 7. Bd.). Letzterer sprach sich zuerst für die Analogie dieser Stücke mit dem Skelet der Rückgraththiere nicht blos in der Bedeutung, sondern auch in der Form aus, und lehrte, daß die Gliederthiere mit Wirbeln versehen seien. Diese Ansicht verfolgte am weitläufigsten sein Schüler J. B. Robineau-Desvoidy (Recherches sur l'organis. vertébr. des Crust. des Arach. et des Insectes [Paris 1828]). Auf eine mehr empirische Darstellung des Brustkastens waren die Mittheilungen von Latreille (Mém. du Mus. d'hist. natur. T. VII. p. 1), Audouin (Annales des scienc. natur. T. I., teutsch in Meckel's Archiv. 7. Bd. S. 435 und der Isis 1831. S. 89, woselbst auch 1822. S. 80 der Abdruck des Originals sich findet) und Mac Leay (Zool. Journ. T. V. p. 145, teutsch in der Isis 1831. S. 98) gerichtet; auch Kirby und Spence schilderten in ihrer Einleitung in die Entomologie (3. Bd.) den Brustkasten genauer, aber indem sie nicht blos die einzelnen wirklich getrennten Stücke, sondern, gleichwie Audouin, alle verschiedenen Gegenden und Fortsätze mit besondern Namen belegten, erschwerten sie die Einsicht in die Organisation dieses Körpertheiles gar sehr. Hierzu kam, daß Latreille und auch Audouin bei den Hymenopteren einen Theil des Metathorax für den ersten Hinterleibsring erklärten, und dadurch die Verwirrung der Begriffe noch vermehrten. Es war deshalb in meinem Handbuch der Entomologie (1. Bd.) mein besonderes Streben, durch schickliche Benennung und Sonderung der Theile Einheit in die Darstellung der Organisation des Brustkastens zu bringen, welche Aufgabe gelöst zu haben die Urtheile von Westwood (Partington's Cyclop. of natur. history, Artikel Insects) und Newport (Todd's Cyclop. of anat. and phys., Artikel Insects) bestätigen.

Die Musculatur der Insekten hat außer Lyonet, welcher die der Larve schilderte, nur Chabrier in seinem Essai sur le vol des Insectes (Paris 1822. 4. und Mém. du Muséum d'hist. natur. Vol. 6. 7 und 8) untersucht, aber auch diesen Theil der Insektenanatomie so vervollständigt, daß nur noch einzelne Lücken zu füllen blieben. Dies versuchte H. Strauß-Durkheim in seiner

meisterhaften Anatomie des Maikäfers (Consid. génér. etc. [Paris 1828] s. oben) mit so gutem Erfolge, daß wir uns jetzt einer ziemlich genügenden vergleichenden Myologie der Insekten rühmen können. Seine Arbeit ist zugleich eine vollständige anatomische Monographie ersten Ranges, ein wahres Gegenstück zu Lyonet's Werk, und besonders dadurch noch von höherem Werthe, daß Strauß zugleich seine zahlreichen Beobachtungen über andere Gliederthiere mit in Betracht zieht. Man kann daher seine Schrift als den dermaligen Codex der Insektenanatomie mit Recht betrachten. Aus diesem schöpfend und zugleich alle übrigen hier erwähnten Beobachtungen mit berücksichtigend, versuchte ich selbst, unterstützt von mannichfachen eigenen Untersuchungen, eine Übersicht über die gesammte Organisation der Insekten zu geben (Handbuch der Entomologie [Berlin 1832]. 1. Bd.), welche bis zum Zeitpunkte ihres Erscheinens die vollständigste Arbeit dieser Art ist, und ziemlich allgemeinen Beifall fand, auch im Auslande, zumal in England, wo W. E. Schuckard sie in die Landessprache übersetzte (London 1836). Hier war nämlich durch Kirby's und Spence's schon früher erwähnte vortreffliche Introduction to Entomology (Lond. 4 Voll.) der Wissenschaft eine breite ebene Bahn gebrochen, und in diesem Werke besonders das allgemein interessirende Material der äußern Lebensgeschichte der Insekten sehr fleißig zusammengetragen und vortrefflich verarbeitet. Aber grade die neuern anatomisch-physiologischen Thatsachen waren den Verfassern weniger zugänglich gewesen, als mir, und so fand denn meine Arbeit neben jener frühern ähnlichen grade hier willkommene Aufnahme. Wenn übrigens auch nicht alle in ihr niedergelegten Thatsachen wahr sind, denn wie könnte eine zum großen Theile compilatorische Schrift sich solcher Vorzüge durchaus eigener sorgfältiger Beobachtungen rühmen, so hat sie doch einen großen Impuls gegeben für die fernere Bearbeitung der Insektenlehre, indem sie der Mitwelt die damaligen Resultate vorlegte und zur Ausfüllung der vorhandenen Lücken auffoderte. Mehre schon erwähnte spätere Forscher haben sich dieses Geschäft angelegen sein lassen.

Noch ist dann eine Seite des Studiums der Entomologie zu erwähnen, welche durch die naturphilosophische Schule angeregt wurde, und vorzugsweise während derselben ihre Theilnehmer fand; ich meine die Reduction der formellen Mannichfaltigkeit auf Grundeinheiten, von denen jene mannichfaltigen Formen nur als theilweise Modificationen zu betrachten seien. Diese Lehre ward in Teutschland zuerst von Oken vorgetragen und für die Insekten bei der Schilderung ihres Mundes in Anwendung gebracht, indem er (in seiner Naturphilosophie §. 3085 fg. [Jena 1811]) zeigte, daß die Kiefer der verschiedenen Ordnungen nicht blos sich auf einander zurückführen ließen, sondern auch, daß den Kiefern überhaupt blos die Form der Füße zum Grunde liege. Einige Jahre später trat der als Beobachter der Natur unübertroffene J. C. Savigny, der Begleiter Napoleon's auf der Expedition nach Ägypten, mit demselben Resultat hervor (Mémoir. sur les animaux sans Vertèbres [Paris 1816]. 2 Voll. Isis 1818. S. 1020. 1200. 1405 und 2075); welche in Frankreich eben nicht mit Beifall aufgenommen, und wahrscheinlich unabhängig von der Oken's entstandenen Entdeckung den Letztern veranlaßte, seine früher ausgesprochene Ansicht noch einmal umständlich zu erörtern (Isis 1818. S. 477). Derselbe geistvolle Naturforscher ging in einer solchen Reduction der Organe auf einander noch weiter, und erklärte die Flügel der Insekten als Analoga der Kiemen bei den Krebsen, sie demgemäß Luftkiemen nennend; eine Idee, welche allerdings ebenso wahr zu sein scheint, wie die Deutung der Mundtheile. Auch die ganze Metamorphose der Insekten sah er als eine Wiederholung früherer Classenformen an den Individuen der höchsten Classe in ihren verschiedenen Lebensperioden an, und behauptete, „jede Fliege krieche als Wurm aus dem Ei, stelle als Puppe den Krebs dar, und werde demnächst erst Insekt im reifen Lebensalter;" eine Ansicht, der wir ebenfalls unsern Beifall nicht versagen können. Diesen Entdeckungen, wofür sie die heutige Wissenschaft unbedingt anzunehmen hat, folgten unmittelbar Geoffroy's Ansichten über Wirbelbildung bei den Insekten, deren schon früher gedacht wurde, und die sich nunmehr ebenfalls als wahr bestätigt haben. Carus verfolgte sie bis in Einzelnheiten in seinem Werke von den „Urtheilen des Knochen- und Schalengerüstes (Leipz. 1828. Fol.), war aber in der Anwendung constanter Zahlenverhältnisse auf die Körpertheile minder glücklich, indem er dabei von falschen Grundgesetzen ausging. Ich habe später (Über Calandra *Sommeri* [Berlin 1837] und Handbuch der Naturgesch. [Berlin 1836]) die richtigen Grundzahlen, welche die Körperringe der Gliederthiere bestimmen, zuerst angegeben, und behalte es mir noch vor, über diesen wichtigen Theil ihrer Organisation, der zumal für die Begrenzung natürlicher Gruppen von der höchsten Bedeutung ist, an einem andern Orte weitläufiger zu reden. Durch diese spätern Mittheilungen hoffe ich eine richtige Einsicht in den Zusammenhang der gesammten Reihe der Gliederthiere zu bringen und alle die willkürlichen Eintheilungen für immer abzuwehren, denen diese Thiergruppe bisher ausgesetzt gewesen ist.

Dies sind die Arbeiten, aus denen die allgemeine Darstellung vom Bau der Gliederthiere geschöpft werden muß, und es bliebe demnächst nur noch der Männer zu gedenken, welche blos einzelnen Gruppen ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Wir thun es, indem die Namen der bedeutendsten unter ihnen aufgezählt werden.

Für die Crustaceen sind Suckow's Untersuchungen über die Musculatur, Brandt's und Newport's Darstellungen des Nervensystems und Milne Edwards' und Audouin's umfassende Beobachtungen über das Gefäßsystem die wichtigsten. Die Function des Herzens, das schon so viele Beobachter vor ihm untersuchten, erkannte richtig zuerst Krohn (Isis 1834. S. 518).

Für die Arachniden sind noch immer die Untersuchungen von Treviranus das Bedeutendste. Die Gruppe der Myriopoden, und zwar die Chilognathen, haben Gervais (Annales des sciences naturelles; nouv. série) und Brandt mit großer Sorgfalt studirt (Bullet. de

la soc. des natur. de Moscou), die der Chilopoden untersuchte Kutorga auf die Abweichung ihres Gefäßsystemes (Miscell. zootom. phys. [St. Petersb. 1834. 4.]) Joh. Müller erweiterte besonders die von Treviranus angestellten Untersuchungen über den Scorpion (Isis und Meckel's Archiv) und Brandt die über die echten Spinnen (Annal. des scienc. natur. 1840 und Medicin. Zool.). Eine sehr umfassende Arbeit über die Acarinen lieferte Dugès (Annal. des scienc. natur. nouv. Ser. I.).

Die Kenntnisse über die eigentlichen Insekten sind vorzugsweise aus den allgemeinen, oben erwähnten Werken von Kirby und Spence (teutsche Übersetzung [Stuttgart und Tübingen 1823—1833]. 4 Bde.), Strauß-Durkheim und mir zu entnehmen; eine sehr empfehlenswerthe Schilderung der äußern Organisation lieferte im systematischen Zusammenhange auch J. O. Westwood in seiner Introduction to the modern classification of Insects (Lond. 1839—1840. 2 Voll.); sie ist indessen minder vollständig und detaillirt als der bis jetzt vollendete systematische Theil meines Handbuches (2. Bd. Berl. 1835—1840). Einzelne Familien oder Ordnungen fanden ihre Bearbeiter an Leon Dufour, welcher die Käfer, zumal Caraboden, Clavicornien, Lamellicornien, Heteromeren, untersuchte, und die Hemiptera einer sehr umfassenden Arbeit unterwarf. Daran schließen sich die Monographien von Audouin und Brandt über Lytta und Meloë, von Cuvier über Gryllotalpa, von Ramdohr und Brandt über Apis, von Meckel, Leon Dufour und Carus über Cicada. Die Lichterscheinungen der Insekten hat zuletzt Carus, die verschiedene Tonbildung aber Goubot (Annal. de la soc. entom.) untersucht. (*Burmeister.*)

Entomolithes, s. Trilobites.

ENTOMOPHAGA, hat Latreille einmal dieselbe Gruppe der Käfer genannt, welche Clairville vor ihm mit dem Namen Adephaga (sollte heißen Adenophaga) belegt hatte. Später nahm Latreille den letztern Namen an und ließ den seinigen wieder fallen. Dumeril nannte dieselbe Gruppe Creatophaga; ein indessen schon mehrmals in Anwendung gekommener Name. Die beiden großen Familien der Lauf- (Carabodea) und Schwimmkäfer (Hydrocanthari) bilden den Inhalt der genannten Hauptabtheilung; stets fünfgliederige Füße, fadenförmige Fühler, kräftige, stark entwickelte Mundtheile mit hornigem, meist hakigem Kaustück und fadenförmigem, zweigliederigem Helm (hier innerer Taster genannt) an den Unterkiefern bilden, im Verein mit der aus frischen Thierstoffen bestehenden Nahrung, die Hauptcharaktere der Entomophagen. Letztere besteht übrigens keineswegs blos aus Insekten, sondern aus mancherlei andern Gliederthieren. (*Burmeister.*)

ENTOMOSPHECES, habe ich diejenige Gruppe der Hymenoptera genannt, deren Larven als Parasiten in andern Insekten, meistens Schmetterlingsraupen, sich aufhalten, und von der Mutter durch Anbohren des betreffenden Wohnthieres schon als Eier an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Durch die schwankende Bildung ihrer Fühler, deren Glieder weder an ein bei allen gleiches Zahlengesetz gebunden sind, noch eine der ganzen Gruppe eigenthümliche typische Form haben, zeichnen sich die Mitglieder der Gruppe vor den übrigen Hymenopterenabtheilungen gleichen Werthes am bestimmtesten aus. Alle Weibchen haben einen zum Einlegen der Eier tauglichen Bohrstachel und, gleichwie die Männer, einen gestielten Hinterleib. Nach der Anzahl der Schenkelhalsringe zerfallen die Entomospheces oder Kerfwespen in solche mit zweien (Ditrocha) und solche mit einem (Monotrocha). Zu jenen gehören nur Familien mit vielgliederigen, ungebrochenen Fühlern, nämlich die Ichneumonidae, Braconidae, Alysiidae, Evanidae und Cynipidae; zu diesen kommen meistens Familien mit gebrochenen, 9—13gliederigen Fühlern, als die Chrysididae, Chalcididae, Omalidae, Psilidae und Myrmaridae. (*Burmeister.*)

ENTOMOSTRACA, nannte zuerst O. F. Müller eine Abtheilung der heutigen Krebse (Crustacea), deren Mitglieder Linné unter seine Insecta aptera unmittelbar hinter die Gattung Cancer gestellt und als besondere Gattung mit dem Namen Monoculus belegt hatte. Letzterer beschrieb sowol in der zehnten (Holm. 1758) als auch in der zwölften (Holm. 1766) Ausgabe seines Natursystems neun Arten. Als O. F. Müller mit seiner Bearbeitung dieser Gruppe auftrat (Entomostraca seu Insecta testacea. [Lips. et Hafniae 1785. 4.] c. fig.) hatten schon mehre gründliche Beobachter sich mit einzelnen Arten derselben beschäftigt. Namentlich war es Joh. Ch. Schäffer, welcher in seiner Schrift über die grünen Armpolypen (Regensburg 1755. 4.), die unter der Benennung Wasserfloh bekannte, von F. O. Müller mit dem Gattungsnamen Daphnia zuerst belegte Gruppe ausführlich beschrieb; sowie die beiden Kiefenfüße (Branchipus), von denen der eine (Br. pisciformis) von ihm entdeckt wurde (besonders beschrieben Regensburg 1753. 4. und schon früher lateinisch), der andere (Br. cancriformis, Monoc. apus *Linn.*) aber genauer beschrieben und in zwei nah verwandte Arten gesondert (Regensburg 1756. 4.). Schäffer war so glücklich, die ganze Metamorphose des letztern verfolgen zu können, und indem er sie ausführlich beschrieb, öffnete er den Naturforschern eine Aussicht, deren weitere Beachtung schon jetzt für die Naturgeschichte dieser Thiere von großer Bedeutung hätte werden können, zumal da auch de Geer (Mémoires etc. T. VII. 7. pl. 30 [Holmiae 1778]) diese Metamorphose der Kiefenfüße durch Beobachtung einer ähnlichen bei Cyclops *Müll.* bestätigte. Allein O. F. Müller, der sonst als Beobachter so ausgezeichnete Forscher, übersah diesmal die Beobachtungen seiner Vorgänger ganz, und erhob jene freilich sehr abweichend geformten Jungen seiner Entomostraca zu einem Paar besondern Gattungen, je nachdem sie mit vier (Amymone) oder sechs Beinen (Nauplius) versehen waren; ja er ging gar so weit, die durch ihre Metamorphose mit seinen Entomostracis so nah verwandten Kiefenfüße von denselben auszuschließen, vielleicht indessen nur, weil er sie in dänischen Gewässern noch nicht beobachtet hatte. Dafür spricht wenigstens seine auf der ersten Seite gemachte Bemerkung; er würde diese Gruppe mit Schäffer's Namen Branchipodes belegt haben, wenn nicht mehren Mitgliedern der-

selben Kiemen an den Füßen abgingen. Daher zog er die von ihm erfundene Benennung, welche zugleich den Charakter der Gruppe mit angibt, vor, und bezeichnete dieselbe als: „Insekten, die nach Art der Conchylien von einer Schale umgeben seien." — Der gesammte Inhalt dieser Gruppe zerfiel ihm in zwei Abtheilungen und eilf Gattungen, welche folgende Übersicht unterschied:

I. Einäugige. Monoculi.
  A. Einschalige. Univalves.
    1) Amymone, mit vier Füßen.
    2) Nauplius, mit sechs Füßen.
  B. Zweischalige. Bivalves.
    3) Cypris, mit vier Füßen.
    4) Cythere, mit acht Füßen.
    5) Daphnia, mit acht bis zwölf Füßen.
  C. Krebsartige. Crustacei.
    6) Cyclops, mit acht Füßen und zwei Fühlern.
    7) Polyphemus, mit acht Füßen, aber ohne Fühler.
II. Zweiäugige. Binoculi.
  A. Einschalige.
    8) Argulus, die Augen unter der Schale.
    9) Caligus, die Augen am Rande der Schale.
    10) Limulus, die Augen auf der Schale.
  B. Zweischalige.
    11) Lynceus, die Augen an den Seiten.

Wenngleich die hier aufgestellten Gattungen eine ziemlich allgemeine Aufnahme und Anerkennung fanden, mit Ausnahme der beiden ersten, auf falscher Ansicht beruhenden, so blieb doch die von Müller in diesem Umfange aufgestellte Gruppe keineswegs ungeändert; und namentlich waren es französische Naturforscher, die mit Beibehaltung des Müller'schen Gruppennamens den Inhalt seiner Gruppe wesentlich und vortheilhaft modificirten. Ohne auf die verschiedenen Veränderungen, die bald da, bald dort auf solche Weise mit den Entomostracis vorgenommen wurden, hier umständlich einzugehen, genügt es wol für unsern Zweck, die hauptsächlichsten Arbeiten zu nennen, auf welche die nunmehrige genauere Kenntniß der Gruppe sich gründet, und das Resultat demnächst anzugeben, was jetzt über ihren richtigen und wahren Inhalt vorliegt. Auf diesem Wege müssen uns zuerst die Beobachtungen derjenigen Zoologen beschäftigen, durch welche der Beweis geführt wurde, daß die Nauplii und Amymonae nur junge Entomostraca seien. Unabhängig von einander und ohne nähere Kunde von dem gemeinsamen Unternehmen, stellten L. Jurine in Genf und K. A. Rambohr zu Schloß Weichlingen bei Merseburg diese Untersuchungen an. Ersterer, welcher das Glück hatte, mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern seiner Zeit im Verkehre zu stehen, wurde als Entdecker dieser Thatsachen früher bekannt, als seine Arbeit selbst, denn schon Fabricius (Entom. syst. suppl. p. 306. 1798) und Latreille (Genera Crust. et Insect. I, 20. 1806) erwähnen seine Beobachtungen; Letzterer publicirte dagegen seine Wahrnehmungen früher (Mikrograph. Beitr. zur Entom. und Helminth. 1. Th. [Halle 1805. 4.]), und kannte blos das von Fabricius (a. a. O.) mitgetheilte Resultat Jurine's, daß nämlich jene Müller'schen Gattungen Junge von Cyclops seien; eine Beobachtung, die übrigens schon viel früher de Geer (a. a. O.) gemacht hatte, die aber von den spätern Schriftstellern, gleichwie von O. F. Müller, nicht beachtet worden war. Rambohr kannte diese de Geer'sche Beobachtung sehr wohl, und erwähnt sie sogleich beim Eingange in seine Mittheilungen. Jurine's Werk erschien erst nach seinem Tode, herausgegeben von seinem Sohne (Histoire des Monocles [Genève 1820. 4.]). In ebendiesem Werke wird anhangsweise die Untersuchung von B. Prevost über eine dem Br. pisciformis Schäffer's, welchen Linné schon unter dem Namen Cancer stagnalis in das System aufgenommen hatte, nah verwandte Krebsart, die hier als besondere Gattung den Namen Chirocephalus diaphanus führt, mitgetheilt, und durch dieselbe bewiesen, daß auch dieses Thier, gleich dem Br. cancriformis Schäffer's, eine Metamorphose, ähnlich der der Entomostraca, besitze, und mithin in deren Nähe gehöre. Beide Beobachtungen waren indessen nicht neu, denn den Chiroc. diaphanus hatte schon O. F. Müller entdeckt und als Canc. paludosus in der Zool. Danic. t. 48. f. 1—8 beschrieben; seine Metamorphose aber war von Shaw (Linnean transact. Vol. IX. 1808) beobachtet und bildlich dargestellt worden, wenngleich beide Mittheilungen minder genau sind, als die allerdings sehr dankenswerthe von Prevost. — Seit Jurine's und Rambohr's Entdeckungen ist für die physiologische Seite unserer Kenntnisse von den Entomostracis wenig Neues mehr geleistet, desto zahlreicher aber sind rein zoologische Arbeiten gewesen, welche uns mit neuen Arten oder Gattungen dieser Gruppe bekannt machten, oder schon bekannte genauer untersuchten und unterschieden. In letzterer Beziehung sind die Beobachtungen von H. Strauß-Durkheim (Mém. du Mus. d'hist. natur. T. V. und VII.) über Daphnia und Cypris offenbar das Genaueste, was geleistet wurde, und ein würdiger Vorläufer der vortrefflichen Analyse einer neuen Gattung, Evadne, welche S. L. Lovén (Kon. Wetenskaps Akad. Handl. 1835) gegeben hat. Neben ihnen verdienen die Beobachtungen über Limnadia, eine von A. Brogniart (Mém. du Mus. d'hist. natur. T. VI.) entdeckte, von Guérin Méneville (Magazin de zoolog. 1837) mit einer neuen Art bereicherte Gattung, besonderer Erwähnung, sowie die genauere Schilderung der Gattung Argulus durch den jüngern Jurine (Annal. du Mus. d'hist. natur. T. VII.). Unter den neuesten Bearbeitern hat sich wieder Strauß-Durkheim durch Schilderung der Gattung Estheria (Museum Senkenberg. T. II.) besonders ausgezeichnet, während Meyen (Acta ac. Caes. Leop. Carol. Vol. XVI. suppl. p. 279. t. 37), R. Templeton (Transact. of the entom. soc. of London I, 185) und R. A. Philippi (Wiegmann's Archiv. 1839. I, 128. Taf. und 1840. I, 186. Taf. 3. 4) kürzere Notizen über hierher gehörige neue Formen bekannt machten. Eine sehr genaue kritische Revision der von ihm beobachteten britischen Entomostraca hat ganz kürzlich W. Baird gegeben (Magazin of zoolog. and

botany 1837. 1838 und Annales of natur. history 1838) und darin alle Arbeiten seiner Vorgänger theils verbessert, theils bestätigt. Seine Arbeit gehört zu dem Besten, was wir über die Entomostraca besitzen. Auch der dritte Band von Milne Edwards' Hist. natur. des Crustacées darf, als eine vollständige Übersicht aller bisher bekannten Entomostraca, hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, und verdient, wie alle ähnlichen Arbeiten dieses ausgezeichneten französischen Gelehrten, ruhmvolle Erwähnung.

Nach diesen historischen Erörterungen gehe ich nunmehr zur Gesammtschilderung der Gruppe über und bemerke dabei, daß ich sie nicht mehr in dem alten Müller'schen Umfange gelten lasse, sondern sie vielmehr als synonym mit der von mir aufgestellten und benannten Krebsordnung Aspidostraca nehmen werde (vergl. mein Handb. der Naturgesch. II, 554 [Berl. 1837]), obwol sie derselben im Sinne ihres Stifters nur theilweis entspricht, und auch von späteren Naturforschern gemeiniglich mit engern Grenzen umgeben wurde. Will man aber ihr denjenigen natürlichen Umfang ertheilen, welchen sie nothwendig vermöge des Inhaltes, den ihr erster Stifter ihr gab, erhalten muß, nachdem alles Fremdartige von ihr entfernt und alles Hinzugehörige mit ihr verbunden ist, so ergibt sich daraus diejenige Gruppe, welche ich zuerst meines Wissens als natürliche erkannt und deshalb auch mit einem neuen Namen belegt habe. Da indessen der Band dieser Encyklopädie, worin mein Name (Aspidostraca) vorkommen müßte, schon längst ausgegeben ist, und zwar früher als ich jenen Namen bekannt machte, so scheint es mir das Gerathenste zu sein, hier mit den Müller'schen Entomostracis diejenige Reform vorzunehmen, welche sie ihrer Natur nach erleiden müssen. Ich schließe daher die Gattung Caligus von den hier zu schildernden Entomostracis aus, weil deren Mundbildung und Lebensweise dem Typus der Entomostraca fremd ist, und ziehe hierher außer den Müller'schen acht Gattungen (denn zwei gehen ein, da ihre Arten blos Junge sind) noch Branchipus *Schäffer*, sowie die oben erwähnten neueren Genera späterer Schriftsteller. In diesem Umfange erlaubt sie folgende Gesammtschilderung.

Die Entomostraca, welche ich also Schild- oder Schalenkrebse (Aspidostraca) nenne, sind in der Regel sehr kleine, weiche, von großen hornigen Schalen bedeckte, selten nackte und dann sehr zarte Thierchen, deren charakteristisches Merkmal mit darin liegt, daß sie alle unter einer ganz andern Gestalt geboren werden, als die ist, in welcher sie ihre Geschlechtsreife erlangt haben. Sie bestehen also sämmtlich in Folge mehrfacher Häutungen eine Metamorphose und zwar eine fortschreitende, insofern während und mittels derselben alle höhern Organe der thierischen Dignität, zumal die Sinnes- und Bewegungsorgane, an Ausdehnung und Zahl zunehmen, während die der vegetativen Sphäre niemals ein bemerkbares Übergewicht über die animalen Organe erlangen. Ihre Jungen sind kleine, eiförmige Thierchen mit einem einfachen Stirnauge, Fühlern und einem (Amymone *Müll.*) oder zwei (Nauplius *Müll.*) Paar Füßen, von denen die hintern gespaltene Flossen zu sein pflegen. Indem sich ihr Körper Anfangs blos verlängert und bald an seinem hintern Theile Gliederung zeigt, bilden sich als warzenförmige Seitenhöcker an ihm die hinteren Fußpaare aus, und während diese nach jeder Häutung deutlicher werden und neue Keime hinter den frühern sich zeigen, bildet sich auch die Schale, deren erste Rudimente die Jungen unter der Form einer dünnen Hautfalte schon aus dem Eie mitbringen. Diese Methode der allmäligen Ausbildung aller äußern Organe verfolgen sie so lange, bis dieselben fertig sind und zumal an den Beinen die Normalzahl erreicht ist, bis zu welcher die Gattung es bringen soll. Hierin sowol, als auch in der Größe und Zahl der Augen, herrscht bei den ausgebildeten Krebsen eine große Verschiedenheit, welche jedoch auf Einheiten reducirbar ist. In Bezug auf die Augen gilt als Gesetz, daß dieselben immer zur Gruppe der zusammengesetzten mit glatter Hornhaut gehören und in der Regel einen verhältnißmäßig großen Umfang haben. Alle höhern Gattungen besitzen zwei solcher Augen, alle niedern nur eins, das indessen mitunter aus zwei hinter, oder dicht neben einander stehenden Gruppen besteht. Sehr auszeichnend und nur Mitgliedern dieser Gruppe eigenthümlich ist die Anwesenheit einfacher Nebenaugen, welche also nur bei Schildkrebsen, aber bei keiner andern Krebsfamilie, gefunden werden. Einige Gattungen haben ein solches Nebenauge, andere zwei. Minder constant ist die Mundbildung, doch findet man in der Regel wenigstens ein starkes Kieferpaar mit oder ohne Taster, hinter welchem noch ein oder zwei Paare accessorischer Mundtheile auftreten, aber auch fehlen können. Fühler finden sich bei den Schildkrebsen in der Regel nur ein Paar, die jedoch auch fehlen können; andere Gattungen haben zwei Paare. Übrigens ist der Kopf, an dem alle die bisher genannten Organe haften, in der Regel von dem übrigen Körper durch eine bestimmte Gliederung gesondert, also für sich allein beweglich, trägt aber bisweilen ein so großes Schild, daß dasselbe den größern Theil des Rumpfes, ja selbst den ganzen, mit bedeckt. Dieses Schild, bisweilen zweiklappig, wie bei Muscheln, besteht aus Horn, enthält keine Kalkerde, und ist daher mehr oder weniger durchsichtig. — Der auf den Kopf folgende Brustkasten oder Thorax trägt die eigentlichen Bewegungsorgane und besteht aus 3, 4, 6, 8, 10, 12 oder vielleicht noch mehr Ringen, deren jeder mit einem Paar Füße begabt ist. Die Anzahl der Ringe überschreitet bei lebenden Gattungen die Zahl zwölf nicht, scheint aber bei fossilen, hierher gehörigen Formen größer gewesen zu sein, was sich nie wird genau bestimmen lassen, da das einzig sichere Kennzeichen für das Ende des Brustkastens die Lage der Geschlechtsöffnung ist. Diese liegt immer genau hinter seinem letzten Ringe, und bezeichnet den Anfang des Hinterleibes. Das Vorkommen von Füßen, die allerdings in den meisten Fällen auf den Brustkasten beschränkt sind, ist trügerisch, da es mehre Gattungen gibt (Limnadia, Apus, Limulus), die am Hinterleibe noch Füße haben. Die Füße zeigen zwar mancherlei Verschiedenheiten, allein in der Regel eine sehr zarte häutige Beschaffenheit, und

bestehen dabei fast immer aus zwei Lappen, die an einem gemeinsamen Grundgliede oder Stamme haften. Beide Lappen haben an ihren Rändern lange, steife oftmals gefiederte Schwimmborsten, und dienen dadurch als ein sehr geschicktes Werkzeug zum Rudern, sind auch in der Regel mit blasigen Anhängen am Grundgliede versehen, welche Blasen als Respirationsorgane dienen, daher man nach Schäffer's Vorschlag solche Gattungen Kiemenfüßer (Branchiopodas) genannt hat. Der dritte Hauptabschnitt des Körpers, der Hinterleib (abdomen), scheint manchen Gattungen ganz zu fehlen, und blos von einem kurzen Fleischkegel vertreten zu werden; ist er vorhanden, so besteht er auch aus mehren (3, 6, 9, 12, selbst 18) Ringen, wird vom Darmkanal seiner ganzen Länge nach durchbohrt, und endet in der Regel mit zwei langen Borsten oder kurzen borstigen Fleischlappen, zwischen welchen die Afteröffnung sich befindet. Bisweilen ist über ihr noch eine Schwanzklappe angebracht, oder der ganze Hinterleib von einem Schilde, ähnlich wie der Kopf bedeckt.

Die innern Organe dieser Krebse sind im Grunde sehr einfach. Ein ziemlich weiter Darmkanal läuft, ohne Windungen zu machen, vom Munde zum After, hat in der Regel einen kurzen abgesetzten Ösophagus, und nimmt hinter diesem ein Paar gleicher, oft sackförmiger Organe auf, die man für die Leber hält. Das Circulationsorgan besteht aus einem über dem Darme am Rücken gelegenen Längskanal oder Herzen, zu welchem das klare wasserhelle Blut vermittels sehr feiner Gefäße gelangt, und unterwegs die Kiemen passirt, wenn solche vorhanden sind. Fehlen dieselben, so vertritt ohne Zweifel die sehr zarte Körperhaut ihre Stelle. Die Generationsorgane bestehen aus paarigen Säcken, welche an der bemerkten Stelle mit getrennten Öffnungen münden; es fehlen also alle Ausführungsgänge und mit ihnen auch eigentliche äußere Genitalien; dennoch findet eine wirkliche Begattung mit langdauernder Copulation statt, zu welchem Ende die Männchen häufig verschiedene Klammerapparate besitzen. Letztere sind immer beträchtlich kleiner als die Weibchen und unterscheiden sich vom Weibchen auch im Umriß, wie in der Form einzelner Organe. Die Weibchen tragen ihre befruchteten Eier in der Regel in besondern Säcken so lange mit sich herum, bis die Jungen ausschlüpfen. Dies gab zur Entdeckung ihrer sonderbaren Metamorphose Veranlassung. Das Nervensystem der Entomostraca zeigt getrennte Knotenpaare am Bauchstrange, die durch dünne Commissuren zusammenhängen, sonst aber wenig Bemerkenswerthes.

Alle Mitglieder dieser Gruppe sind Bewohner des Wassers und zwar theils des süßen, theils des salzigen. Sie erscheinen zu Zeiten in ganz ungeheuren Mengen, und färben dann die Gewässer, in denen sie sich aufhalten, durch ihre Menge und Kleinheit, wie mit besondern Farbestoffen. Auch in der Vorwelt waren sie häufig, und zwar sehr früh, sodaß ihre Reste mit zu den ältesten Thierversteinerungen gehören, welche man kennt. Sie müssen damals ebenso zahlreich gewesen sein. Diese ältesten Repräsentanten der Schildkrebse sind indessen völlig ausgestorben und können jetzt nur noch in ihren analogen, lebenden Gliedern studirt werden. Letztere fressen blos thierische Nahrungsmittel, dienen aber auch wegen ihrer Menge sehr vielen Wasserbewohnern wieder zur Nahrung. Selbst die Walfische suchen unter den Entomostracis ihre Speise. Der Mensch hat von ihnen noch keinen erheblichen Nutzen gezogen.

Die Eintheilung der Entomostraca in untergeordnete Familien ist von den Naturforschern sehr verschieden bestimmt worden, je nachdem man bald den Mangel oder die Anwesenheit von Kiemen, die Zahl der Augen, oder die Form der Füße zum Eintheilungsgrunde machte. Ich ziehe die letztere, von Latreille befolgte, Methode vor, und bringe die ganze Gruppe, welche ich für die zweite Ordnung der Krebse erkläre (siehe mein Handb. der Naturgesch. II, 556), in drei Zünfte und Familien, deren charakteristische Unterschiede folgende Übersicht angibt.

I. Zunft. Büschelfüßer (Lophyropoda). Die allermeist kurzen Füße sind gegliedert und bestehen aus einem oder zwei parallelen Fortsätzen, von denen jeder an der Innenseite mit Schwimmborsten besetzt ist.

A. Copepoda *M. E.* Der Körper zeigt deutliche Gliederung, aber keine ihn vollkommen bedeckende, große Schale. Ihren Füßen fehlen die Kiemenblasen. Sie besitzen zwei Paar große einfache Fühler, zum Theil von Körperlänge, und haben einen mehrgliedrigen fußlosen Hinterleib. Die ziemlich langen, sehr deutlich gegliederten, Flossenfüße haben in der Regel ungleiche Gliederreihen, von denen die innere kleiner ist, weniger Glieder hat, oder bisweilen ganz fehlt. Ihr Kopf ist mit dem ersten großen Rumpfringe in einen Cephalothorax verbunden und an diesem bemerkt man außer den eigentlichen mit Tastern versehenen Kiefern noch mehre Paare accessorischer Mundtheile. Hinter diesem Cephalothorax folgen mehre (4—5) Ringe mit den gespaltenen Flossenfüßen; der fußlose Hinterleib endet mit zwei Flossen oder langen Borsten. Die Weibchen tragen einen oder zwei Eiersäcke und die ausschlüpfenden Jungen haben, soweit man sie kennt, drei Paar Bewegungsorgane.

1. Fam. Pontiidae *M. Edw.* (Dicladopoda *Latr.*) Sie haben zwei weit getrennte Augen in der Mitte oder am Vorderende des Cephalothorax, zwischen den Fühlern, deren inneres kleineres Paar nicht immer vorhanden zu sein scheint, oder vielleicht seiner Kleinheit wegen nur übersehen worden ist.

a) Mehre Gattungen, die man zu einer besondern Familie (Sapphirinidae) erheben könnte, zeichnen sich durch einen sehr flachen, fast scheiben- oder blattförmigen Körper und kurze Fühler aus, von denen das innere Paar noch nicht entdeckt wurde. Zwei Gattungen: Hersilia und Peltidium, haben einen eingliederigen Hinterleib (Philippi in Wiegmann's Archiv 1839. I. S. 128. t. 4), und unterscheiden sich nach der Fußzahl, die bei jener vier Paar beträgt, bei dieser sechs; die dritte Gattung Sapphirina *Thomps.* (Zool. res. Nr. 2. p. 46. t. 8. f. 2) oder Carcinium *Meyen* (Nov. acta phys. med. S. C. L. Nr. 5. T. XVI. suppl. 155. t. 27), hat einen viergliederigen Hinterleib und vier Paare gespaltener Flossenfüße. Alle drei sind mikroskopische Thier-

chen, von denen das letztere leuchtet. Vergl. auch Templeton in den Transact. of the entom. soc. of Lond. I, 194. pl. 21. f. 8, wo das Männchen als Cyclops laticauda dargestellt ist, p. 195. f. 10.

b) Die andern Gattungen haben einen drehrunden Körper, sehr lange äußere, aber kurze, wenngleich sichtbare, innere Fühler, fünf Ringe mit Flossenfüßen hinter dem Cephalothorax und einen deutlich gegliederten Hinterleib. Die eine: Pontia (*Milne Edw.* Annal. des sc. nat. T. XIII. p. 296) hat zweigliederige innere Fühler, die andere: Cetochilus (*Russel Vauzème*, Ann. d. sc. nat. nouv. sér. T. I, 333) ungegliederte. Die Arten jener bewohnen nordische Meere, dieser südliche, und dienen den Walfischen zur Speise.

2. Fam. Cyclopidae (Monoculi *M. Edw.*). Sie haben nur ein Auge, welches indessen mitunter aus zwei dicht an einander gerückten Hälften besteht.

a) Dies Letztere ist namentlich bei den Gattungen mit flachem, fast scheibenförmigem Körper der Fall, die daher eine besondere Unterabtheilung bilden müssen. Philippi hat in Wiegmann's Archiv (1840. I. S. 189 fg. Taf. 4) zwei solche Gattungen, Thyone (mit ungegliedertem Hinterleibe) und Psamathe (mit gegliedertem Hinterleibe), bekannt gemacht.

b) Die andern haben nur ein einfaches, nicht halbirtes Auge und einen mehr gewölbten, fast drehrunden Körper. Ihr Hinterleib besteht immer aus mehren Gliedern und endet mit zwei Flossen oder langen Borsten. Hierher zwei neue, ebendort von Philippi aufgestellte Gattungen: Nauplius und Laophante, mit denen Anopheura *Templet.* (l. l. 187. t. 20. f. 3), nahe verwandt ist, sowie die große Gattung Cyclops *Müll.* (s. d. Art.), welche man neuerdings in die Gattungen Cyclops (C. quadricornis *aut.*), Cyclopsina (Calanus *Leach.?* C. castor, C. staphylinus, C. arietis *Templ.* l. l. 195. t. 21. f. 9) und Arpacticus (C. chelifer *Müll.*, C. armatus *Tiles.*) getheilt hat; die letztere enthält blos Meerbewohner, die Arten der beiden andern sind gemischt. Über den merkwürdigen Begattungsact der Cyclopen hat Th. v. Siebold interessante Aufschlüsse gegeben (Schrift. der Danzig. naturf. Gesellsch. 2. Bd. 2. Heft. 1839. S. 38).

B. Ostracoda *Latr.* Der Körper wird von einer großen, oft zweiklappigen und blos unten offenen Schale bedeckt, die eigentlich nur oben am Kopfe oder Nacken des Thieres festsitzt und den ganzen Leib frei umgibt, mithin ausschließlich der Kopfpanzer ist. Vorn ragen aus ihr die Fühler und Augen hervor, unten reichen die Füße mit ihren Spitzen darüber hinaus. Die meisten Mitglieder haben nur ein großes Auge, sehr kurze Beine und einen ungegliederten Hinterleib. Die Weibchen tragen keine Eiersäcke, sondern beherbergen die reifen Eier mit unter den Schalen in leeren Räumen über dem Rücken; die Jungen haben gleich Anfangs nur ein oder zwei Paar Bewegungsorgane.

3. Fam. Daphniidae (Cladocera *Latr.*). Die Schale ist nicht zweiklappig, sondern besteht aus einem Stück, wenn sie gleich die Form einer Muschelschale hat, aber unten offen ist. Unter einer vordern Kappe steckt der Kopf, dessen Mundöffnung ganz zurückgezogen ist. In ihr bemerkt man ein Paar großer tasterloser Kiefer, aber dahinter keine accessorischen Mundtheile. Die eigentlichen Fühler sind auffallend klein, sitzen über dem Munde, etwas vor den Augen, und das sehr große, langgestielte erste Fußpaar, was beständig aus der Schale dicht neben dem Munde hervorragt, und daher Fühler genannt wird, vertritt ihre Stelle. Außer diesem finden sich noch 4—5 allmälig kleinere, zum Theil unter der Schale versteckte gespaltene Fußpaare mit Kiemenblasen und ein kegelförmiger, gekrümmter, am Ende gespaltener Hinterleib.

a) Zwei Gattungen haben nur vier Paar hintere Füße mit ungleichen Gliederreihen, aber ein sehr großes Auge. Die eine: Polyphemus, zeigt fünf Glieder an beiden Reihen der großen vordern Ruderfüße oder Fühler, und lebt in süßen Gewässern; die andere: Evadne (Lowén a. a. O.), besitzt drei Glieder an der vordern Reihe, vier an der hintern ebendieser Ruderfüße, und lebt im Meere.

b) Die andern Gattungen haben fünf Paar hintere oder untere Füße in der Schale, von denen das zweite einen sehr großen ruderförmigen Anhang besitzt. Eine von ihnen (Lynceus *Müll.*) hat zwei Augen hinter einander, von denen das vordere einfach zu sein scheint, und viergliederige Reihen der Ruderfüße; die andere (Daphnia *Müll.*, s. d. Art.) hat nur ein Auge. Strauß (a. a. O. Mém. d. Mus.) hat sie in mehre Untergattungen getheilt, als Daphnia: mit vier Gliedern an der einen, drei an der andern Reihe der Ruderfüße; Sidia: mit drei an der einen, zwei an der andern, und Latonia: mit drei eingliederigen Reihen an den Ruderfüßen.

4. Fam. Cypridae. Die Schale besteht aus zwei völlig getrennten, symmetrischen Hälften, und kann durch willkürliche Action des Thieres vollkommen gleich einer Teichmuschel geschlossen werden. Das Thier besitzt zwei Paar fühlerartige, einfache Bewegungsorgane vor dem Munde unter dem Auge; große, mit einem Taster versehene, hornige Kiefer; zwei Paare accessorischer Mundtheile und zwei oder drei Paare einfacher, nicht gespaltener Ruderfüße ohne Kiemenblasen. Man kennt drei Gattungen aus dieser Familie:

Die eine: Cypris *Müll.* (s. d. Art.), hat längere, mehrgliederige, mit sehr langen Borsten besetzte, obere Fühler, zwei Paar Ruderfüße und einen mehr oder minder langen, gespaltenen Schwanz. Ihre Arten leben in süßen Gewässern.

Die andere: Cythere *Müll.* (s. d. Art.), hat kürzere, minder borstige obere Fühler und drei Paar Ruderfüße hinter dem Munde. Beide tragen am ersten Paare der accessorischen Mundtheile einen großen, ruderförmigen, gefranzten Hauptlappen.

Die dritte Gattung: Asterope, hat Philippi jüngst in Wiegmann's Archiv (1840. I. S. 186. Taf. 3) aufgestellt und von Cypris unter Andern durch den Einschnitt am Rande der Schale in der Gegend des Maules unterschieden. Von Cypris sind auch fossile Arten bekannt geworden.

II. Zunft. Blattfüßer (Phyllopoda). Die Füße sind eigentlich nicht gegliedert, sondern bestehen aus einem

breiten Hautlappen, welcher von einzelnen schwachen Muskelbündeln durchzogen wird und sich am Ende in zwei Lappen spaltet. Beide haben am Umfange einen Besatz langer, gefiederter Flossenborsten. Am äußern Rande des ungespaltenen Grundtheiles bemerkt man Kiemenblasen, welche von einem Fortsatze des äußern Ruderlappens bei den mit einer Schale versehenen Gattungen geschützt werden. Die Mundtheile bestehen aus großen, hornigen, tasterlosen Kiefern und 1—2 Paaren accessorischer, häutiger, lappenförmiger Organe. Die lebend beobachteten Arten dieser Zunft schwimmen rückwärts, die Bauchseite nach Oben wendend, und rudern dabei beständig mit ihren Füßen. Man muß diese Zunft, über welche ich nächstens eine ausführliche Monographie veröffentlichen werde, so eintheilen:

A. Neogeneta. Ihre Körperringe haben keine besondern Schalen oder Panzerdecken, sondern sind entweder ganz nackt, oder werden von der großen Kopfschale, die bis zum Hinterleibe reicht, mit eingehüllt. Ihr Brustkasten besteht aus zwölf Körperringen, von denen der erste dicht an den Kopf gerückt ist, und gar kein, oder ein abweichend geformtes Fußpaar trägt. Die Jungen haben, soweit sie bekannt sind, zwei Paare großer Bewegungsorgane, die später sich zu den Fühlern des reifen Lebensalters ausbilden, falls solche vorhanden sind. Alle bekannten Arten bewohnen Binnengewässer, und halten sich am liebsten in kleinen, austrocknenden Gräben oder Lachen auf; einige sind Freunde salziger Seen. Hierher drei Familien.

5. Fam. Branchiopodae s. Gymnota. Ihr Kopf hat keine Schale, daher auch der ganze Leib beständig nackt ist. Am Kopfe finden sich zwei Paar Fühler, von denen das hintere sich zu großen Klammerorganen verwandelt hat, und besonders stark beim Männchen entwickelt ist. Zwischen den vordern ein einfaches Auge, neben den hintern große, gestielte, bewegliche Augen. Blos eilf Fußpaare am Brustkasten, deren jeder eine die Kiemenblase trägt, und einen schützenden Fortsatz daneben. Der Hinterleib ist neungliederig, fußlos und endet mit zwei Flossen. Am Grunde desselben haben beide Geschlechter äußere Genitalientaschen, in denen die Weibchen ihre Eier mit sich führen. Hierher die Gattung Branchipus oder Branchiopus (s. d. Art.), deren sechs bekannte Arten von den Naturforschern in vier Gattungen zerspaltet worden sind. Die eine (Eulimene *Latr.*) soll einen eingliederigen, kegelförmigen Hinterleib haben und ist nicht genügend bekannt; die zweite (Artemia *Leach.*) hat ganz kurze, blos am Ende gewimperte Terminalflossen und im männlichen Geschlechte einen kurzen warzenförmigen Anhang am Grunde des auffallend großen, klammerförmigen Fühlerpaares; die dritte (Branchipus *sens. strict.*) besitzt lange gefiederte Terminalflossen und einen zweiten fadenförmigen Anhang am Grunde der klammerförmigen Fühler des Männchens, und die vierte (Chirocephalus *Prev.*) hat dieselben Terminalflossen, aber einen sehr breiten, am Rande gezackten, spiralförmig aufgerollten Hautlappen am Grunde der männlichen, stark zangenförmigen hintern Fühler. Am genauesten wurde neuerdings die Gruppe Artemia, deren Arten in starken Salzseen leben, von Rathke (Beiträge zur Fauna der Krimm. In den Mém. de l'acad. imp. des scienc. de St. Petersb.) und Joly (Annal. des scienc. natur., nouv. sér. zool. T. XIII. 1840) erörtert; früher hatte sie Thompson (Zool. research. no. 5. t. 1 et 2) schon gut geschildert. Über die Augen derselben vergleiche meine Notiz in Müller's Archiv. 1835. S. 529. Taf. 13.

6. Fam. Limnadiidae. Ihr Kopf hat eine große, zweiklappige, wie bei Muscheln, um den ganzen Rumpf hängende Schale, welche blos die Hinterleibsspitze unbedeckt läßt. Am Kopfe bemerkt man ein einziges, aus zwei dicht an einander gerückten Hälften bestehendes großes, zusammengesetztes Auge und dicht daneben zwei Paar Fühler, von denen das vordere aus je zwei gleichen, gegliederten Fäden besteht, die an einem dicken Grundgliede haften, das hintere aber ein je einfacher, scheinbar ungegliederter Fortsatz ist. Die Mundöffnung ist hinter diesen Fühlern und hat minder kräftige Kiefer. Die Anzahl der Brustkastenringe scheint zwölf zu sein, die des Hinterleibes ebenso groß, wenn nicht beträchtlicher. Jeder Brustring, und die sechs ersten des Hinterleibes, trägt Füße, deren jeder eine Kiemenblase und einen sie schützenden aufsteigenden Anhang des äußern Lappens besitzt. Der Hinterleib endet mit einem großen, hornigen, in zwei Zacken auslaufenden Gliede, unter denen noch zwei größere, bewegliche, zurückgebogene Horngriffel an ihm befestigt sind.

Man zieht zu dieser Gruppe, welche alle frühern Entomologen mit der folgenden vereinten, was aber die Kopfbildung, die Fühler und die gesammte Organisation unmöglich macht, zwei ebenso gut unterschiedene Gattungen, wie die vier der Branchiopoden.

Die eine: Limnadia *A. Brogniart*, scheint eine nicht bewegliche Schale, die am Rücken kein Schloß hat, zu besitzen, und zeichnet sich durch den fast kreisförmigen Umriß derselben aus; ihre gespaltenen Fühler sind kürzer als die halbe Körperlänge, und bestehen aus 9—12 Gliedern in jeder Reihe; im Nacken hat sie einen beweglichen Fortsatz, mit dem sich das Thier willkürlich festsetzen kann. Hierher zwei Arten: L. Hermanni, mit zwölfgliederigen Fühlern (bei Paris; *Brogn.* Mém. du Mus. T. VI.), und L. mauritiana, mit neungliederigen Fühlern (auf der Insel Moritz; *Guérin*, Mag. de zool. 1837. cl. 7. pl. 21).

Die andere: Estheria *Ruppel*, hat eine bewegliche, mit einer Art Schloß längs des Rückens versehene, dort grade, unten abgerundete Schale, längere mehrgliederige Fühler von halber Körperlänge, deren Gliederreihen ungleich sind, und keinen Fortsatz zum Festsetzen im Nacken. Auch hier muß man zwei Arten annehmen: E. tetracera, mit 16- und 18gliederigen Fühlern (bei Charkow; *Krynicki*, Bullet. de la soc. des natur. de Moscou. T. II. p. 173), und E. dahalacensis, mit 13- (hintere Reihe) und 14gliederigen (vordere Reihe) Fühlern. (Auf der Insel Dahalah, auch in Sicilien. *Strauss-Durkheim*, Museum *Senkenberg*. T. II. p. 119. t. 7.) Audouin hat dieselbe Gattung unter dem Namen Cyzicus aufgestellt (Annal. de la soc. entom. de France. 1837. Bulletin p. 10). Man kennt von ihr auch Männchen,

bei denen die beiden ersten Fußpaare hinter dem Munde zu Klammerapparaten umgestaltet sind.

7. Fam. Apidae (Aspidophora *Latr.*). Der Kopf hat eine flache, scheibenförmig-elliptische, hinten ausgeschnittene Schale, welche den ganzen Brustkasten und einen Theil des Hinterleibes mit bedeckt und in der Mittellinie zu einem erhabenen, auf dem Kopfe gespaltenen Mittelkiel sich erhebt. Vor der Spaltung stehen auf der Mitte des Kopfes dicht neben einander die zwei zusammengesetzten Augen und hinter ihnen ein einfaches Nebenauge. Unten bemerkt man vor dem Munde ein Paar kurze, ungegliederte Fühler neben der großen, die Kiefer bedeckenden Oberlippe. Die eilf Ringe des Brustkastens tragen je ein Fußpaar, von denen das vorderste mit drei langen und zwei kurzen gegliederten Fäden besetzt ist, während die zehn nächsten statt der Fäden blos lanzettförmige, zackige Hornblättchen an denselben Punkten tragen. Diese fehlen an den Füßen hinter dem eilften, und statt derselben sind blos häutige Lappen vorhanden. Die Anzahl dieser Füße steigt bis auf 20. Sie sitzen an den ersten zwölf Ringen des Hinterleibes, und zwar Anfangs je zwei an jedem Ringe; die letzten sechs Ringe haben keine Füße mehr, und der allerletzte trägt zwei lange, gegliederte Borsten. Männchen und Weibchen gleichen einander vollkommen, aber letzteres ist größer und besitzt am eilften Fußpaar, hinter welchem die Geschlechtsöffnungen sich befinden, eine große Tasche, worin die befruchteten Eier ausgebrütet werden. Alle Füße haben eine Kiemenblase und unter derselben einen großen, dreieckigen, sie schützenden Hautlappen. An diesem hängt die Eiertasche des Weibchens. Man kennt zwei Arten, die eine größere (A. cancriformis) hat keine Schwanzklappe zwischen den Endborsten, die andere (A. productus, Lepidurus prod. *Leach.*) ist mit einer solchen versehen. Thompson hat eine dritte Art (A. Guildingii) aus Westindien beschrieben; sie gleicht der ersten, aber das Kopfschild ist viel kürzer (vergl. Zool. research. no. 5. pl. 6. f. 3). Über die beiden Europäer handelt ausführlich Schäffer's einleitungsweise erwähnte Monographie, worin auch die Jugendstadien beschrieben sind. Vergl. noch Berthold in der Isis 1830. S. 685. Taf. VII.

B. Palaeadae. Die Mitglieder dieser Gruppe sind sämmtlich ausgestorben und finden sich nur noch als fossile Reste in der Grauwacke und dem Übergangskalkstein an sehr verschiedenen Stellen der Erde, zumal in Nordamerika, England, Schweden, Böhmen, am Rhein in der Eifel und spärlich auch am Harze. Sie führen auch den Gruppennamen Trilobiten, welcher sich auf die dreitheilige Form ihrer Schale beziehen soll. Nach den genauesten vieljährigen Untersuchungen, welche ich über diese Thiere angestellt habe und deren Resultate ich demnächst zu veröffentlichen denke, stimmen sie in allen wesentlichen Organisationsmomenten mit den Phyllopoden überein, und unterscheiden sich typisch nur dadurch von ihnen, daß jeder Ring des Brustkastens eine besondere, nach Außen in einen breiten Seitenlappen erweiterte Schale besitzt, während die Ringe des Hinterleibes theils eine ähnliche Bedeckung haben, theils von einem gemeinsamen Schilde bedeckt werden, welches dann dem Kopfschilde in Form und Größe analog ist. Unter den Seitenlappen der Brustringe steckten die zarten häutigen Füße, aus deren großer Vergänglichkeit und Weichheit es sich erklärt, warum sie keine Abdrücke in den Gebirgsgesteinen hinterlassen haben. Indessen habe ich an vielen, schalenlosen Kernstücken die Stelle, wo sie sitzen mußten, aufs Deutlichste erkennen können. Wahrscheinlich waren sie, wie bei Branchiopus, alle von gleicher Form, denn sonst würden wol Spuren der fühlerartigen Verlängerungen des ersten Paares vorhanden sein. Die Augen bestehen aus zwei mondförmig gestalteten Gruppen, die weitgetrennt von einander auf der Fläche des Kopfschildes hervorragen. Sie waren sämmtlich mit einer einfachen glatten Hornhaut versehen, und das granulirte Ansehen, was man an den meisten noch sieht, rührt daher, daß diese sehr zarte Hornhaut verloren gegangen ist, während sich die harten hornigen Linsen erhielten und gleich der hornigen Schale mit petrificirt wurden. Der einzige erhebliche Umstand, welcher sich gegen die Verwandtschaft der Paläaden mit den Phyllopoden geltend machen läßt, ist die Verschiedenartigkeit des Zahlengesetzes in den Ringen des Brustkastens, insofern man bald 6, 7, 8, 10, bald zahlreiche Ringe an ihm erkannt hat; indessen wird der Kenner verwandter Organismen nicht außer Acht lassen dürfen, daß bei allen diesen die Zahl der Ringe erst im reifen Lebensalter constant wird, bis dahin zunimmt, und da die in Größe zahllos differenten Stücke einer Paläadenart immer dasselbe Zahlenverhältniß darbieten, so müssen diese mit Recht für junge Individuen im noch unreifen Zustande erklärt werden. Die frisch auskriechenden Jungen, welche wegen ihrer Kleinheit und Zartheit nicht im Abdruck sich erhalten konnten, hatten ohne Frage Anfangs ein bloßes Kopfschild, und für Abdrücke eines solchen könnte man die ganz anomale Form Agnostus *Brogn.* (Battus *Dalm.*) annehmen. Übrigens besaßen die meisten Paläaden die Fähigkeit, sich zusammenkugeln zu können, in welcher Stellung sie das große Schwanzschild von Unten her an das Kopfschild legten, und dadurch die weichen, häutigen Füße schützten.

Die zahlreichen Arten haben zuerst Desmarest und Brogniart (Hist. natur. des Crust. fossil. [Paris 1822. 4.]), später Dalman (Über die Paläad. [Nürnb. 1828. 4.]) monographisch behandelt und in mehre Gattungen getheilt, deren Menge sich unter den Händen späterer Beobachter noch vergrößert hat. Milne Edwards (Hist. nat. des Crustac. T. III. p. 293) führt 12 genera auf, und beschreibt dort über 70 Arten. Über die Unterschiede dieser Gruppen vergleiche man die Artikel Paläaden und Trilobiten.

III. Zunft. Kaufüßer. Poecilopoda *Latr.* Die Füße sind hornige, kräftige, gegliederte Gangfüße, deren stachelige Hüften die wahren Kiefer sind und zum Kauen benutzt werden.

Hierher die einzige Familie Xiphosura, mit der einzigen Gattung Limulus, deren charakteristische Organisationsmomente folgende sind.

Der Leib hat das Ansehen einer mäßig gewölbten,

vorn abgerundeten, hinten kantigen, zackigen Scheibe, welche bei genauerer Besichtigung aus zwei Stücken besteht, einem vordern fast kreisförmigen, und einem viel kleinern hintern sechsseitigen, welches in einen Ausschnitt des vordern hineinpaßt und an der geraden breiten Vorderseite mit ihm durch Gelenkung verbunden ist. Da an dem vordern Körpertheile die Sinnes-, Kau- und Bewegungswerkzeuge haften, so muß man denselben für einen Cephalothorax erklären, und da unmittelbar am Anfange des hintern Stückes die Genitalienöffnung sich befindet, so ist dieses der Hinterleib.

Das vordere Stück oder der Cephalothorax hat einen schwachen, mittlern Längskiel und zwei stärkere Seitenkiele, welche von den Ecken des hintern Einschnittes ausgehen und unter sanfter Biegung mit dem mittlern Kiele vorn in der Mitte der Schale zusammentreffen. Unmittelbar neben dem Vereinigungspunkte stehen zwei einfache Nebenaugen; zwei andere große, zusammengesetzte Augen bemerkt man neben der Mitte jedes Seitenkieles nach Außen zu. Unten ist der Cephalothorax vertieft, aber nach Vorn von einem verdickten Rande umgeben. Die Mitte der Vertiefung ist der Mund, um den sechs Paare von Vorn nach Hinten allmälig größerer Scheerenfüße stehen. Jeder Fuß sitzt an einer großen, kräftigen Hüfte, von welchen die beiden des ersten sehr kleinen Paares mit einander verwachsen sind, während die sehr großen des zweiten bis fünften Paares mit Stacheln besetzt sind und statt der Kiefer dienen; die Hüfte des sechsten Paares hat fast keine Stacheln mehr, trägt aber einen großen, gebogenen Fortsatz nach Außen, und der Fuß selbst ist am Ende seines vierten Gliedes mit einem Kranze von vier lanzettförmigen, großen Stacheln besetzt. — Andere Organe trägt der Cephalothorax nicht, Fühler fehlen also ganz.

Der Hinterleib ist viel kleiner, sechsseitig und in der Mitte ebenfalls der Länge nach gekielt. Die hinterste oder Endseite ist die schmälste, dabei tief ausgebuchtet, und trägt hier einen großen, geraden, dreikantigen Stachel, vor dessen Basis die Afteröffnung liegt. Die beiden schiefen Seiten neben dem Ende haben sechs tiefe Einbuchten und sieben Zähne daneben, tragen aber außerdem in jedem Einschnitt einen langen, beweglichen Stachel. Die Unterfläche des Hinterleibes ist vertieft und mit sechs Paar gespaltenen, ungleichlappigen, gegliederten Flossenfüßen besetzt, von denen jedes Paar zwei große, vielfach in die Quere gefaltete Kiemenblasen trägt. Am Grunde des ersten dieser Fußpaare befinden sich auch die von Außen unsichtbaren, nach Innen an der Seite gegen das nächste Paar hin mündenden Genitalienöffnungen. Die Geschlechter sind getrennt und unterscheiden sich äußerlich blos darin, daß das zweite Fußpaar des Cephalothorax allein oder mit dem dritten bei den Männchen mancher Arten nicht scheerenförmig ist.

Der innere Bau, welcher lange Zeit unbekannt war, jetzt aber durch van der Hoeven ziemlich vollständig geschildert ist (Recherch. sur l'hist. natur. et l'anat. des Limules [Leyd. 1838. 4.]), weicht von dem aller Krebse in keinen wesentlichen Punkten ab; dagegen harmonirt die Form der Jungen, welche zuerst von Milne Edwards beobachtet wurden (Hist. natur. des Crust. T. III. p. 546), mit dem Typus der Entomostraca, insofern sie in ihrer Gestalt von der Form der alten abweichen, und, wenigstens am Hinterleibe, keine Füße haben, auch ihnen der lange Stachel abgeht. Sowol dieser Umstand, als auch besonders die Anwesenheit von Nebenaugen, gleichwie das nach der Zahl sechs geregelte Gliederverhältniß des Körpers, entscheidet für die Verwandtschaft der Xiphosuren mit den Entomostracis und die Vereinigung aller dieser in eine Hauptgruppe. Offenbar ist die Gattung Limulus in dieser Gemeinde das vollendetste Glied, und daher auch im Besitz einzelner Charaktere, welche dasselbe schon an höhere Abtheilungen anschließen. Sein Cephalothoraxschild ist eine interessante Analogie zu dem Kopfschilde der Paläaden, die augenscheinlich zwischen Limulus und Apus in der Mitte stehen, und gleichsam Limuli sind mit Blattfüßen, deren Brustkastenringe nicht mit dem Kopfe in einen Körpertheil verschmolzen, sondern selbständig blieben. Diese Ansicht gibt den Schlüssel zur gesammten Organisation der Paläaden oder Trilobiten, wie ich in meiner oben erwähnten Abhandlung später zeigen werde.

Man hat neuerdings vier Arten in dieser Gattung unterschieden, welche alle an Küsten wärmerer Meere gefunden werden, und deren Charaktere folgende sind:

I. Beide Geschlechter mit Scheeren an allen Füßen und gleich großen Randstacheln.
 1) L. rotundicauda *Latr. Sebae* thes. III. t. 17. f. 1. An den Küsten Ostindiens.

II. Einzelne männliche Füße bilden keine Scheeren.
 a) Blos das zweite Fußpaar der Männchen hat keine Scheere; die Randstacheln werden bei beiden Geschlechtern allmälig nach Hinten etwas kleiner.
 2) L. Polyphemus *autor.* An den Küsten Amerika's.
 b) Das zweite und dritte Fußpaar der Männchen ist keine Scheere; die drei hintern Randstacheln des Abdomens sind beim Weibchen plötzlich viel kleiner und warzenförmig.
 α) Die Seitenkiele des Cephalothorax glatt; der Vorderrand beim Männchen ausgebuchtet. L. longispina *Van d. Hoev.* An Java.
 β) Die Seitenkiele des Cephalothorax sind stachelig und der Vorderrand ist beim Männchen nicht ausgebuchtet. L. moluccanus *autor.* An den Molukken.

Mehre fossile Arten dieser Gattung wurden in der obern Juraformation entdeckt, und sind schon seit langer Zeit bekannt; manche kommen häufig im lithographischen Schiefer vor. Vgl. *Van d. Hoeven*, Recherch. p. 39.

(*Burmeister.*)

Entomostraciten, s. Trilobiten.

ENTOMOTILLA, nannte Dumeril eine Familie der Hymenoptera, deren Mitglieder im Larvenzustande als Parasiten in andern Insekten leben, und von ihm folgendermaßen charakterisirt werden: „Hymenopteren mit gestieltem, aber unten nicht ausgehöhltem Hinterleibe, be-

ren Unterlippe die Länge der Oberkiefer hat und deren nicht gebrochene Fühler aus 17—30 Gliedern bestehen." Es entspricht diese Gruppe den beiden ersten Familien (Evaniales und Ichneumonides) der Latreille'schen Gruppe Pupivora, und hat, wegen ungenügender Charakteristik, keine weitere Anwendung gefunden. Vergl. des Verfassers Zoologie analytique und Considér. général. sur la classe des Insectes. (*Burmeister.*)

ENTOMOZOAIRES, oder latinisirt Entomozoa, nennt Blainville die gesammten Gliederthiere (s. d. Art.), mit denen er auch die Eingeweidewürmer richtig verbindet. Es hat diese Gruppe also denselben Umfang, wie meine zweite Hauptabtheilung des Thierreiches: Arthrozoa, welche ich unter dem Artikel Gliederthiere ausführlich schildern werde, und unterscheidet sich von den Animaux articulés Cuvier's und der meisten Zoologen eben durch die schon erwähnte Hinzuziehung der Eingeweidewürmer. Über die fernere Eintheilung der Entomozoa vergleiche man Blainville's Aufsatz in dem Bulletin des sciences de la société philomathique pour 1814 (Paris). (*Burmeister.*)

Entophyta *Link.*, s. Pilze (Coniomycetes).

Entosthodon *Schwägr.*, s. Weisia.

Entozoa, s. Eingeweidewürmer.

ENTRAGUES, Städtchen der Limagne von Auvergne oder des Departements Puy-de-Dôme, an der Morges. Ein altes Lehen der Grafschaft Clermont, kommt dasselbe bereits zu Anfange des 15. Jahrh. als die Hauptbesitzung der Familie von Balsac vor. Das Städtchen Balsac, von dem Expilly nichts weiß, ist in Auvergne, zwei Stunden von Brioude gelegen, und war das Eigenthum eines Odo, der im März 814 mehre Gefälle in besagtem Orte an St. Julians-Stift zu Brioude vergabte. Raimund von Balsac lebte 1200. Sein Sohn, Berold von Balsac, bekennt in Juli 1230, daß er den Ort Balsac, vorbehaltlich Wiederkaufs, um 20 Livres an das Stift zu Brioude verkauft habe und von demselben fortan zu Lehen tragen werde. Derselbe Berold bekennt 1268, daß er von St. Julians-Stift seine Güter und Gefälle zu Brioude, Covede und Chaimac zu Lehen habe, und 1278 erklärte er le Mas de Lavau in Gemeinschaft mit dem besagten Capitel besitzen zu wollen. Roffec von Balsac empfängt 1336 von St. Julians-Stift über Balsac und 1366 über das Schloß Lestoing, Brossac, Vernussal u. s. w. aus den Händen Berold's, des Dauphin von Auvergne, die Belehnung. Roffec's Enkel, Johann von Balsac, auf Entragues, Antoing, Rioumartin und Binsac, ein standhafter Verfechter der Rechte Karl's VII., wurde in seiner Ehe mit Agnes von Chabannes, Vater von sieben Söhnen, deren einer, Anton, Bischof von Die, 1474, im J. 1475 zu dem Bisthume Valence gelangte, und den 3. Nov. 1491 in seinem Priorat Ambert verstarb. Des Bischofs ältester Bruder, Roffec II., auf Glisenove, Binsac, St. Amand, Prelat, Paulhac, Rioumartin, Severac, Rosières, Cusset, Montmorillon, St. Clement, Chatillon-d'Azergues, Baigneul und la Rigaudiere, war Seneschalk von Nimes und Beaucaire, Hauptmann über zehn Lanzen und 4000 Schützen, Gouverneur von Pont-St.-Esprit, Ritter des St. Michaelordens, und erscheint als Königs Ludwig XI. Rath und Kämmerer in der Urkunde, wodurch der Monarch ihn mit des Grafen von Armagnac confiscirten Herrschaften Marsillac und Cassaignes beschenkt (1471). Er starb den 25. Oct. 1473; durch seinen letzten Willen vermachte er noch St. Julians-Stift zu Brioude 2000 Schilde zu Errichtung von vier Vicariaten. Seine beiden Söhne, Roffec III. und Gottfried, starben ohne Nachkommenschaft. Johann's dritter Sohn, Robert von Balsac, Herr von Entragues, Seneschalk von Gascogne und Agenois, Schloßhauptmann zu Tournon, Hauptmann über 20 Lanzen 1471 und 1472, erhielt für die in dem Kriege gegen Armagnac geleisteten Dienste, aus des Grafen Confiscation Malause, Clermont-sous-Biran und den vierten Theil der Herrschaft Astafort. Überhaupt stand er in hohen Gnaden bei Ludwig XI., der ihm unter andern einen Jahrmarkt für seine Herrschaft St. Amand bewilligte. In demselben St. Amand hat Robert 1484 ein Collegiat-Stift begründet für sechs Chorherren, sechs Präbendaten und mehre Vicarien. Als Karl VIII. von Neapel, aufwärts ziehend, in Pisa eine neue Besatzung legte, gab er das Commando der Citadelle an Entragues „homme bien mal conditionné" schreibt Commines. Diener oder vielmehr Unterthan des Herzogs von Orléans, wurde Entragues gleichwol zu diesem Posten von dem Grafen von Luxemburg-Ligny empfohlen, als der eine vorübergehende Absicht nährte, in Toscana seine Herrschaft zu begründen. Durch den Einfluß des Grafen gelangte Entragues auch noch zu der Hut von Pietrasanta, von Librafatta und von Porto di Motrone. Laut des Vertrags von Asti, August 1495, sollten diese Festungen den Florentinern zurückgegeben werden, allein d'Entragues, aufgefodert zu thun, wie der Commandant in Livorno gethan hatte, behauptete von seinem Patron, dem Grafen von Luxemburg, geheime Befehle zu haben, die so lange gültig, bis ihm die Vorzeigung der contrasegni occulti erlaube, den seiner Treue anvertrauten Posten aufzugeben. Es scheint aber, daß die Liebe zu des Lucas del Lante Tochter ihm Theilnahme für der Pisaner Geschick einflößte, und daß er sie möglichst lange vor der Wiederkehr der tyrannischen Herrschaft der Florentiner zu bewahren wünschte. Darum gab er ihnen den Rath, bei Mailand und Venedig Hilfe zu suchen; darum erlaubte er ihnen, in der Fronte des Borgo di San Marco eine mächtige Bastion aufzuführen, die es den Florentinern unmöglich machen sollte, die Citadelle zu erreichen, für den Fall, daß der Commandant sich genöthigt sehen sollte, zuletzt den Befehlen seines Hofes zu gehorchen. Allein die Pisaner wähnten sich stark genug, im offenen Felde dem Feinde entgegen zu treten, sie wurden geworfen, es drangen, mit den Fliehenden vermischt, die Florentiner in den Borgo di San Marco ein, und es wäre noch an diesem Tage Pisa verloren gegangen, ohne die Geschütze der Citadelle, die Entragues alsbald gegen die Stürmenden richten ließ. Von diesem Feuer fortwährend belästigt, mußten nach einigen Tagen die Florentiner selbst den Borgo wieder aufgeben, und seines Vortheils froh, ging Entragues einen Vertrag mit den

Pisanern ein, des Inhalts, daß er seine Feste ihnen überliefern werde, falls der König von Frankreich nicht vor Ablauf von 100 Tagen, das ist vor dem 1. Jan. 1496, nach Italien zurückkehre. In der Zwischenzeit sollten die Pisaner monatlich 2000 Goldgulden für den Unterhalt der Besatzung, und bei deren Abzug 14,000 Gulden bezahlen. Es kam der 1. Jan. und wie abgeredet, überlieferte Entragues den Behörden von Pisa die Citadelle, nachdem er vorher verlangt und erhalten hatte, daß die Bürgerschaft dem Könige von Frankreich den Eid der Treue schwöre. Durch diese den Pisanern aufgedrungene Verpflichtung hoffte er, die Nichtachtung der von seinem Könige empfangenen Befehle zu entschuldigen. Ohne sonderliche Schwierigkeit war der Schwur durchgegangen, nicht so leicht fiel es den Pisanern die bedungenen 14,000, und andere 26,000 Goldgulden aufzubringen, diese als den Preis der Geschütze und Kriegsvorräthe, so Entragues ihnen zurücklassen wollte. Es brachten aber die Frauen ihren Schmuck dar, als ein Opfer den Bedürfnissen des Vaterlandes; es wurde ein portugiesisches Schiff, das in der Mündung des Serchio aufgelaufen war, zum Vortheil des Schatzes versteigert, es bewilligten die Genueser und Luchesen einige Geldhilfe, und Entragues empfing seine Bezahlung. Insofern konnte des Commandanten Verfahren durch seine Theilnahme für die Pisaner, durch die Verpflichtungen, welche in früherer Zeit König und Heer übernommen hatten, entschuldigt werden, aber in dem Gebrauche, welchen er von den übrigen seiner Hut anbefohlenen Festen machte, gibt sich lediglich Geldbegierde zu erkennen. Am 26. Febr. 1496 verkaufte er Sarzana und Sarzanello um 80,000 Goldgulden an die Genueser, und um 30,000 Goldgulden überlieferte der ihm untergeordnete Bastard von Rousty Pietrasanta an die Lucchesen. Robert oder Roffec hat sein Testament, vom 3. Mai 1504, nur kurze Zeit überlebt. Sein Sohn Peter, Baron von Entragues und St. Amand, Herr von Prelat, Paulhac, Ivis, Dunes und Clermont-sous-Biran, war 15 Jahre alt, als ihm 1494 die von seinem Vater besessene Hauptmannschaft von Tournon, Fort de Penne und Chastel-Culhier, anwartschaftweise übertragen wurde. Nachmals kommt er als Schloßhauptmann zu Corbeil und Fontainebleau vor, auch führte er zu einem Einfall in Hennegau das Aufgebot von Melun, Montargis, Etampes und Montfort. Als Lieutenant du Roi für die Provinz Auvergne wurde er 1523 vereidet. Mit seiner Muhme, Anna Mallet de Graville, unterhielt er ein geheimes Liebesverständniß, das mit einer Entführung endigte. Der Vater, Ludwig Mallet, der unermeßlich reiche Admiral, war entschlossen, die ungehorsame Tochter zu enterben, und besuchte, von dieser Absicht erfüllt, am Charfreitage der Cölestiner Kirche zu Marcoussis. Indem er zu des Kreuzes Anbetung sich niederwarf, trat vor ihn der Prior, an der einen Hand die Tochter, an der andern Hand den Schwiegersohn führend, und es gelang dem frommen Manne, dem strafbaren Paare Verzeihung zu erwirken. In seinem Testamente bat Peter von Entragues die Königin Margaretha von Navarra, sie möge seinen Kindern ihren Schutz gewähren in den vielfältigen um die Erbschaft des Admirals Mallet und des Gottfried von Balsac zu führenden Processen; es scheint aber dieses Gesuch die Königin belästigt zu haben, denn sie ließ sich von ihrem Bruder, von König Franz I., durch Briefe vom November 1531 von jeder Verpflichtung in dieser Hinsicht loszählen. Die Frau von Entragues besaß aus der väterlichen Erbschaft Montagu und le Bois-Malesherbes, und mußte auf der Königin Claudia Geheiß übertragen „De viel langage et prose en noveau et rime le roman des amours d'Arcite et de Palemon, tous deux amis et tous deux rivaux, extrait de la Theseide, poëme italien de Bocace." Anna hatte überhaupt ihrer literarischen Ansprüche kein Hehl, „musas natura, lacrymas fortuna," heißt es in ihrem Wahlspruche. Von ihren zwei Söhnen stiftete der jüngere, Thomas, die mit dessen Söhnen im Mannsstamme wieder erloschene Nebenlinie in Montagu. Johann von Balsac-Montagu, der älteste von des Thomas Söhnen, starb in dem Alter von 36 Jahren, den 8. Dec. 1581. Er hatte den Herzog von Guise auf seinem Zuge nach Ungarn begleitet, und besaß zuletzt das Gouvernement von Brouage; sein Bruder, Karl, Bischof von Noyon, 1596, starb den 27. Nov. 1627. Wilhelm, der Anna Mallet älterer Sohn, geb. zu Marcoussis, den 14. Dec. 1517, wurde seiner Tante, der Johanna Mallet, Haupterbe, 1540, und theilte alsbald mit seinem Bruder. Auf Wilhelm's Antheil fielen Entragues, Clermont-sous-Biran, Marcoussis, mit seiner Prachtburg, unweit Montlhery, le Bois-Malesherbes. Er war Hauptmann über 200 leichte Reiter, und zugleich Lieutenant in der Ordonnanzcompagnie des Herzogs von Guise, dem er in der Vertheidigung von Metz zur Seite stand. Er starb 1555 zu Montreuil, an den in dem Treffen bei Renty empfangenen Wunden. Aus seiner Ehe mit Louise von Humières kamen neun Kinder, unter denen die Söhne Franz, Karl I. und Karl II. zu merken. Karl II., Herr von Dunes und Graf von Graville, gemeiniglich le bel Entragues genannt, war Lieutenant-général in dem Gouvernement von Orléans, Gouverneur von St. Dizier, Hauptmann über 50 Lanzen. Ihn verwickelte die Königin Margaretha von Navarra, sich ihrem Bruder, dem Herzog von Anjou, gefällig zu erzeigen, durch eine Reihe von Klatschereien in Zwist mit des Königs Liebling, mit Jacob von Levis, dem Grafen von Quelus. Nicht anders als mit dem Degen wußten die beiden jungen Männer sich zu verständigen, und gefiel es ihnen, zu ihrem Zweikampfe von Freunden sich begleiten zu lassen, die dessen nicht müßige Zeugen, sondern Theilnehmer sein sollten: eine neue Erfindung, die seitdem vielfältig in Frankreich nachgeahmt und erweitert worden ist. Des Dunes Waffenbrüder waren Franz d'Aydie de Riberac und Georg von Schomberg; mit Quelus kamen Franz von Maugiron und Johann Darces de Rivarot. Sie trafen sich mit Tagesanbruch, den 27. April 1578, unweit der Porte St. Antoine, auf dem Roßmarkte und griffen alsbald, in der tiefsten Stille, zum Degen. Maugiron wurde von Riberac, Schomberg von Rivarot getödtet: dieser kam mit einer schweren Kopfwunde davon. Quelus und Riberac wurden tödtlich verwundet aufgeho-

ben, und dieser starb nach kurzer Frist in dem der Wahlstatt anliegenden Hôtel de Guise. Quelus lebte, ungeachtet des in den Lungenflügel empfangenen Stiches, bis zum 31. Mai. Dunes, nur leicht verletzt, erhielt später, wie Heinrich's III. Trauer um den Liebling vergessen, Begnadigung, wird als einer der Theilnehmer von des Salcede Verschwörung, 1582, genannt, befand sich in des Herzogs von Guise Gefolge bei dem wunderbaren Rückzuge von Pont-St.-Vincent, den 5. Sept. 1587, und betrieb 1588 mit Schomberg und Villeroy die Unterhandlung, durch welche Orléans dem Könige zurückgegeben und die Familie Balsac wieder zu Gnaden aufgenommen werden sollte. In dieser Unterhandlung scheint Villeroy durch Nebenabsichten geleitet worden zu sein, um welche Dunes ihn nach dem Edit d'Union bei dem Könige verklagte, hierdurch des Ministers Verweisung vom Hofe und eine große Veränderung in dem übrigen Personale herbeiführend. Dunes hatte der Liga vollkommen abgesagt, und war nur mehr bedacht, sich der Gunst des Königs zu bemächtigen. Dazu fehlte es ihm keineswegs an Mitteln: „C'étoit l'homme du monde le plus habile à ménager une intrigue de cour. Aussi la ressemblance de son nom avec son caractère (die Beweglichkeit der Dünen) fût-elle souvent, un objet de plaisanterie." Besitzer aller Geheimnisse der Liga, wußte er sich dieses Besitzes zu bedienen, um die unter den lothringenschen Prinzen bereits sich äußernde Verschiedenheit in Stimmung und Absichten zu nähren und zu steigern, ihre Macht zu theilen und den König zu führen zu einem Coup d'état gegen die verhaßten Gegner. Vorzüglich war es die Frage um den Besitz von Orléans, welchen der Herzog von Guise nach den Bestimmungen des mit dem Hofe errichteten Vertrags foderte, so zu solcher Thätigkeit den von Dunes führte, denn war seinem Bruder das Gouvernement der Stadt verliehen worden, so gebot er in der an dem Thore von Bannier errichteten Bastille. Darum glaubte auch auf ihn Heinrich III. unter allen Umständen zählen zu dürfen, und war ihm ausdrücklich aufgegeben, in des Königs Cabinet sich zu befinden, während der an dem Herzoge von Guise verübten Schlächterei. Unmittelbar nach dem blutigen Ereignisse wurde er nach Orléans versendet, um von seiner Bastille aus die schwierige Bürgerschaft im Zaume zu halten. Die hatte sich aber bereits vor dem Beginnen der Mordscene in Blois zu einer Belagerung der Bastille erhoben, und obgleich der Marschall von Aumont und Franz von Entragues mit den Gardes suisses und einer Abtheilung der Gardes-françaises sich der tapfern Vertheidigung des Barons von Dunes anschlossen, so konnte solche doch nicht länger als bis gegen Ende Januar 1589 fortgesetzt werden. Für den Verlust der Bastille wurde Dunes entschädigt durch das Gouvernement von Pittiviers, so der König von Navarra mit Sturm genommen, es ging aber des Mannes ganze Wichtigkeit unter, in dem bald hierauf eingetretenen Regentenwechsel, und er starb zu Toulouse 1599, verlobt mit einer Tochter des Marschalls von Montluc. Sein Bruder, Karl I. von Balsac, Herr von Clermont-sous-Biram, in Agenois, war K. Heinrich's III. Gentilhomme de la chambre und Capitaine des cent archers de sa garde du corps, begleitete den König in die Fahrt nach Polen, wurde auch von demselben am 31. Dec. 1583 mit dem heil. Geistorden bekleidet. Er besonders wirkte auf seine Brüder, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, er unterzeichnete mit andern Großen die berühmte Erklärung vom 4. Aug. 1589, enthaltend die Anerkenntniß K. Heinrich's IV. und besiegelte in der Schlacht bei Ivry, den 14. März 1590, mit seinem Leben die dem Monarchen geschworne Treue. Von seinen fünf Söhnen hat der zweite, Karl von Balsac, Herr von Dunes, durch seines Oheims, des schönen Entragues, Testament, vom 4. April 1598, nur Töchter hinterlassen aus seiner Ehe mit Katharina Hennequin. Der älteste von Karl's I. Söhnen, Heinrich von Balsac, Marquis von Clermont-d'Entragues (diesen Namen trägt die Herrschaft Clermont-sous-Biram, seitdem sie für ihn im Januar 1617 zu einem Marquisat erhoben worden) Graf von Craville, Baron von Dunes und Mezieres, hatte ebenfalls nur Töchter aus seiner Ehe mit Louise l'Huillier, und ist davon die jüngere, Maria de Balsac, den 28. Mai 1651 mit Johann Kaspar Ferdinand des h. R. R. Grafen von Marchin vermählt worden. Sie starb den 9. Nov. 1691. Wilhelm's, des Herrn von Entragues, ältester Sohn, Franz von Balsac, auf Entragues, Marcoussis und le Bois-Malesherbes, geb. 1540, erscheint in allen Beziehungen als einer der vornehmsten Edelleute des Reichs, namentlich auch in seiner Vermählung mit Jacobine von Rohan, einer der drei Erbtöchter des Franz von Rohan-Gyé, der selbst ein Enkel des berühmten Marschalls von Gyé. Frau Jacobine, die u. a. Gyé in das Haus Entragues brachte, starb im Mai 1578, worauf Franz die zweite Ehe einging mit Maria Touchet, auf Belleville, der Tochter von Johann Touchet, Lieutenant particulier au bailliage et présidial d'Orléans. Maria, weiland die Maitresse K. Karl's IX., hatte einen Sohn Karl, den Bastard von Valois, nachmaligen Herzog von Angoulême und Grafen van Auvergne, geb. den 28. April 1573, der vielfältigen Einfluß auf des Stiefvaters Geschicke zu üben bestimmt war. Bei K. Karl IX. selbst hatte Entragues in Gnaden und Vertrauen gestanden, ihm verdankte der Herzog von Guise die Nachricht, daß der König, beleidigt durch seiner Schwester Margaretha Vertraulichkeit mit dem Herzoge, den Großprior von Frankreich, seinen natürlichen Bruder, beauftragt habe, unter dem Scheine eines zufälligen Zwistes, auf der Jagd den Herzog zu tödten. Diese Warnung, indem sie eine nähere Verbindung des Entragues mit den lothringischen Prinzen herbeiführte, mag ihm bei dem neuen König, Heinrich III., nachtheilig geworden sein. Zwar empfing er in der ersten Promotion, 1578, den heil. Geistorden, aber im Übrigen traf er nur auf Zurückhaltung und Kälte. Er gesellte sich den Gegnern des Hofes, wurde 1582 als einer der Theilnehmer der Verschwörung von Salcede, und allerwärts als einer der thätigsten Beförderer der Liga genannt. Dem Herzoge von Montpensier, so von dem Könige abgesendet, um in Orléans sich festzusetzen, verweigerte er den Eingang, und schließlich ließ er ihn mit Ka-

nonenschüssen abweisen; Entragues führte nämlich das Commando in dieser Stadt, als des Kanzlers Hurault de Chiverny Lieutenant. Eine Beleidigung dieser Art schien jeden Gedanken an Versöhnung zu entfernen, jedoch schon im nächsten Jahre, 1588, vertraute Mery de Barbezieres, der Herr von Chemerault, dem Staatssecretair Villeroy, daß die Balsac der Liga herzlich überdrüssig, einem Vergleiche nicht abgeneigt seien. In einer Zusammenkunft mit des Entragues Bruder Dunes vernahm Villeroy, daß jener die Stadt Orléans dem König öffnen wolle, unter der Bedingung, daß er mit dem dasigen Gouvernement bekleidet werde, und daß sein Sohn, Karl de Marcoussis, Genugthuung von dem Herzoge von Epernon für eine frühere Beleidigung empfange. Diese Foderungen wurden der Gegenstand lebhafter Unterhandlungen, ohne daß doch Villeroy die Wichtigkeit, eine Stadt wie Orléans, für des Königs Dienst zu gewinnen, begriffen hätte. Nicht unbestraft blieb seine Zögerung, der eigenen Partei verdächtig, verlor Entragues auch die Zuneigung der Bürger von Orléans, sodaß bald er nur mehr über die Bastille am Thore Bannier zu verfügen hatte; ihn gänzlich von der Stadt zu entfernen, bestand der Herzog von Guise darauf, daß bei seiner Aussöhnung mit dem Könige Orléans und Bourges als Sicherheitsplätze ihm eingeräumt würden. Die Königin-Mutter und der Staatssecretair Pinart mußten am Ende sich das gefallen lassen, allein sogleich erhoben sich gegen solche Bestimmung die Balsac, denen der König selbst beitrat, vorbringend, er habe Dourlans zu geben vermeint; nur durch ein Versehen könne an dessen Stelle Orléans genannt werden. Die Debatte wurde sehr ernsthaft, entscheidend beinahe für die Katastrophe der Guisen; Entragues büßte das ihm von dem Könige zugesagte Gouvernement, der König die für die Umstände so hochwichtige Stadt ein, aber die Balsac verharrten in ihren kürzlich eingegangenen Verpflichtungen, obgleich wir nicht einmal wissen, ob die Summe von 20,000 goldenen Schilden bezahlt worden, die der König geboten hatte als Abfindung für die dem Vater Entragues in seinem Sohne von dem Herzoge von Epernon angethane Beleidigung. Von dem Mächtigen war in keiner Weise eine Genugthuung zu erzwingen gewesen. Auch die Zerwürfniß, in welche mit seinen bisherigen Verbündeten Entragues gerathen, nahm einen sehr leidenschaftlichen Charakter an, die Ligisten beschuldigten ihn, daß allein die Hoffnung, um höhern Preis sich an den König zu verkaufen, ihn zur Desertion verleitet habe, und seinen Sohn schickte der Herzog von Mayenne in die Bastille. Wie groß aber die Hoffnungen gewesen sein mögen, die Entragues auf den König baute, sie wurden alle durch Jacob Clement vernichtet, und der neue Regent verrieth keine Neigung für die Balsac. Entragues, Inhaber einer Compagnie von 50 Lanzen, verharrte gleichwol in Heinrich's IV. Gefolge, und Sully erzählt uns, wie jener 1593 einen Abgeordneten Bernardin's de Mendoza, den Nuñez oder Ordoñez bei sich aufnahm, der angewiesen, dem Könige eine Vermählung mit der Infantin Clara Isabelle Eugenia vorzuschlagen. Ein Verkehr mit spanischen Unterhändlern könnte allerdings das von Sully an Entragues gespendete Prädicat „esprit brouillon" rechtfertigen. Des Entragues eigentlich strafbare Umtriebe sollen jedoch, nach Sully, erst mit dem Jahre 1594 beginnen: „Trois jours que je passai à Paris, suffirent, pour me mettre au fait des liaisons dangereuses du comte d'Auvergne, de d'Entragues et de sa femme. Leur maison était le rendez-vous de tout ce que le roy avait d'ennemis soit dans la Ligue, soit dans le parti espagnol: il ne se passait point de nuits qu'il ne s'y tint des conseils secrets contre l'intérêt et le service du roi." Später, indem Sully von seiner 1603 in England verrichteten Gesandtschaft spricht, erzählt er von Unterhandlungen, die Entragues daselbst durch einen gewissen Dupanni verfolgen lassen, und deren Zweck kein anderer, als der Calvinistischen Partei in Frankreich den König von England zum Protector, und diesem für solche Verrichtung den Kurfürsten von der Pfalz zum Substituten zu geben. Für seinen Entwurf fand Entragues mächtige Fürsprecher an den beiden Söhnen seiner an Esme Stuart, den Grafen von Lenox, verheirathet gewesenen jüngsten Schwester Katharina, besonders an Heinrich Stuart, Herzog von Lenox. „Certainement Entragues gagnoit à négocier ainsi par seconds; il aurait été bientôt connu à Londres pour ce qu'il était; c'est à-dire pour un homme de beaucoup de paroles, et de peu d'esprit. Le certificat que je lui rendis là-dessus en toute occasion n'avança pas ses affaires." Es steht aber diese Äußerung in sichtlichem Widerspruche mit dem Urtheile, so späterhin Sully über eine Vertheidigungsschrift des Entragues fället: „Cette pièce était bien digne de son auteur, par le tour adroit et spécieux, dont il colorait sa conduite." Diese Vertheidigung hat Entragues aufgesetzt in der gegen ihn 1604 erhobenen peinlichen Anklage. Seine Beziehungen zu dem Hofe hatten fortwährend zu größeren Verwickelungen geführt, 1599 mit seiner Familie aus Paris verwiesen, war ihm für das Gouvernement von Orléanais jede Entschädigung versagt, niemals hat er den ihm ausdrücklich verheißenen Marschallsstab empfangen, als Vater mußte er auf das Tiefste verletzt sich fühlen durch des Königs Liebschaften in seinem Hause, durch den wunderlichen Wechsel von blinder Leidenschaft, von Brutalität, von tückischer List, abwechselnd entfaltet von Heinrich IV., den man für diesen Punkt und Fall Heinrich VIII. zu vergleichen sich geneigt finden möchte. Daneben konnte Entragues nicht gleichgültig bleiben in den fortwährenden bittern Neckereien zwischen der Königin und seiner Tochter; er empfand tief das 1602 gegen den Grafen von Auvergne, den er als einen rechten Sohn liebte, gesprochene Urtheil. Er sah seit 1594 sich fortwährend beargwohnt, belauscht, beaufsichtigt, getrieben sogar von den Werkzeugen einer geheimen Polizei. Weniger hätte es bedurft, um einen andern Mann zur Verzweiflung zu führen, ihn herauszufodern, daß er zu Selbstvertheidigung sich rüste. Der allerdings strafbare Graf von Auvergne, nachdem man ihn von Seiten der Regierung ermächtigt, in Spanien eine trügliche Unterhandlung zu führen, die einem gemeinen Späher beinahe unanständig, wurde durch

gleich unanständige Mittel in seinem Zufluchtsorte, in der Auvergne, umgarnt, ergriffen, nach der Bastille gebracht, während zu gleicher Zeit Entragues zu Bois-Malesherbes, auf seinem Schlosse, seine Tochter in ihrem Hause, rue St. Paul zu Paris, verhaftet wurde. Sie durfte in diesem Hause, unter der Aufsicht des Chevalier du guet, verweilen, dem Vater wurde eine Celle in der Conciergerie angewiesen (1604), und es begann die Instruction des Processes. Entragues bestand drei verschiedene Verhöre, in denen er zwar die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen nicht vollständig zu leugnen wagte, doch vielem eine günstigere Deutung zu geben wußte. Den widrigen, durch diese Anschuldigungen hinterlassenen Eindruck, suchte er in einer eigenen Schrift zu tilgen. Da heißt es im Eingange: „J'ai dissimulé mes chagrins, et quelque raison que j'eusse de me plaindre, ma douleur est restée dans le silence. Pour réparer les pertes qu' avait souffertes ma famille, et y trouver un remède, que j'avais inutilement attendu de la bonté du roi, je me retirai dans mes terres, où accablé d'années et d'infirmités, je ressentis encore les plus cruels coups d'une aveugle fortune. Ma fille, l'unique consolation de ma vieillesse, plut au roi, et ce dernier trait du sort vint mettre le comble à mes malheurs. Le chagrin augmenta mes maladies, et des peines d'esprit encore plus violentes se joignirent aux maux du corps. Je me voyais exposé à toutes les railleries des courtisans, et ce qui fait ordinairement le plaisir des pères et qui devait faire la gloire et le bonheur de ma famille, était au contraire la cause de ma honte, du deshonneur de ma maison, et des mépris outrageans, dont on m'accablait. Combien de fois ai-je très-humblement demandé à S. M. la permission de me retirer d'une cour, dans laquelle j'étais ou méprisé ou odieux? j'ai été refusé. Comme le mal augmentait, j'ai prétexté une maladie pour faciliter mon congé, j'ai voulu sortir du royaume, prêt à laisser ma femme et mes enfants, mais toutes prières ont été inutiles. Dans la suite, sur quelques soupçons, dont je ne sais point la cause, on me refusa avec plus de cruauté ce que je demandais avec tant d'ardeur, et l'on m'ôta ce qui dans ma mauvaise fortune pouvait me consoler et me soûtenir; on me défendit enfin, de voir ma fille." Dann erzählt er, wie er, im Einverständnisse mit seiner Tochter, die Absicht gehabt, sie, in einer Prinzessin von Oranien Gefolge nach England zu geleiten, wie aber auch diesem der König seine Zustimmung verweigert habe. Hierauf sei er zu Rathe gegangen mit dem Grafen von Auvergne um irgend ein Mittel, dem Zorne des Königs zu entfliehen, und im Laufe solcher Berathung sei Thomas Morgan, der vormalige Agent der Königin Maria Stuart, ihm aufgestoßen. Als alter Bekannter sich bei ihm einführend, habe Morgan ihm einen Gruß von einem andern Bekannten, von Johann de Taris, dem spanischen Gesandten, ausgerichtet. Da sei ihm eingefallen, er könne von Taris Aufklärung empfangen über jene Sendung des angeblichen Spaniers Nuñez oder Ordoñez, den er von Anfang für einen Betrüger gehalten, und diese Hoffnung habe ihn verleitet, am 2. Nov. 1602 in der Nacht, dem Gesandten einen Besuch abzustatten. Das Gespräch habe zuerst die Liga betroffen, deren Urheber zu sein Taris sich gerühmt. Von des Nuñez Sendung habe derselbe jede Kenntniß abgeleugnet, vielmehr stets das Gespräch auf des Königs Liebschaft mit der Marquise de Verneuil zurückzuführen sich bemühet, und endlich den Wunsch geäußert, des Monarchen Eheversprechen, zum mindesten in Abschrift, ausgeliefert zu erhalten. Darauf habe er geantwortet, daß wenn auch bis jetzt S. M. um dieses Versprechen sehr wenig Kummer sich zu machen scheine, so könne er jedoch niemals, und gleich wenig seine Tochter, eine Schrift von dieser Wichtigkeit in fremde Hände legen. Demnächst habe Morgan eine zweite Zusammenkunft veranstaltet, im Juni 1603, in welcher vornehmlich der Graf von Auvergne das Gespräch geführet. Des Gesandten Klage um den den niederländischen Rebellen bewilligten Beistand, habe jener zu widerlegen gesucht. Von des Königs von Frankreich vorgerückten Jahren habe der Gesandte gesprochen, auch über die Aufrichtigkeit von dessen Bekehrung Zweifel geäußert. Wie der König die Augen schließe, würden spanische Heere in drei verschiedenen Richtungen die französischen Grenzen überschreiten, und zugleich würden mehre französische Große mit dem rothen Kreuze sich bezeichnen. Den Spanier weiter auszuholen, habe der Graf von Auvergne ihm zu bedenken gegeben, daß auf den genannten drei Punkten Frankreich wol schwerlich verletzbar sein dürfte, daß aber ein Angriff von Roussillon aus, wenn anders dort Spanien 10,000 Pikenirer, eine verhältnißmäßige Anzahl von Büchsenschützen und zehn Kanonen zu vereinigen vermögend, entscheidende Resultate bieten müsse. Für solchen Fall, erwiederte Taris, wünsche er den Grafen von Auvergne, mit dem rothen Kreuze bekleidet, an der Spitze der spanischen Völker zu sehen. Wenn dann, habe der Graf weiter ausgeführt, der Herzog von Savoyen eine Diversion bewerkstellige, so könnten binnen wenigen Tagen die Spanier die Loire erreichen. „Was mich selbst betrifft," habe der Graf in sichtlichem Abscheu hinzugefügt, „wollte ich lieber sterben, als mit einem solchen Complote mich befassen." Ohne bestimmte Absicht, blos um zu sprechen, sei das Alles gesagt worden. Zum Abschiede habe er, Entragues, noch erinnert, daß auch nicht der fernste Anschein eines Krieges sich zeige. Zu einer dritten Unterredung sei er von Morgan eingeladen worden, mit dem Zusatze, daß der Gesandte zur Abreise sich anschicke, nachdem der ihm bestimmte Nachfolger, Balthasar de Zuniga, bereits eingetroffen sei. Hierauf habe er in der Nacht, in des Grafen von Auvergne Begleitung, zu Taris sich begeben. Gleich nach den ersten Begrüßungen habe dieser gefragt, ob Zuniga der Unterredung beiwohnen dürfe. Das habe er ablehnen wollen, jedoch von dem Gesandten seine Einwilligung sich ablocken lassen. Damit sei Zuniga zum Vorscheine gekommen, und habe sich mit dem Grafen in ein Zweigespräch eingelassen, während ihn selbst Taris fortwährend unterhielt, bald aber wieder, in einer Wen-

dung, auf das Eheversprechen kam. Für dessen Auslieferung habe der Spanier ihm eine Jahrespension von 10,000 Thlrn. verheißen, worauf er entgegnet, daß er das Versprechen nicht in Händen habe, nicht einmal eine Abschrift. Dann fragte Taxis, ob die Berichte von der Königin Unwillen gegründet seien; man habe ihn versichert, sie wolle, wie der König die Augen schließe, meine Tochter und den Grafen von Auvergne einsperren lassen. „Das alles," versetzte ich, „halte ich für leere Sagen." Hinwiederum versicherte mich Taxis, daß ich jeder Zeit in den Niederlanden eine Freistätte finden würde. „Ich bat ihn, nicht zu sehr um mich sich zu interessiren, ich würde seiner Dienste nicht bedürfen." Diesen Angaben blieb Entragues in allen Verhören getreu: man wollte ihm aus einigen, bei Morgan gefundenen, Briefen beweisen, daß eine Abschrift des Eheversprechens nach Spanien gesendet worden, dem setzte er jedesmal eine standhafte Verneinung entgegen. Mit gleicher Bestimmtheit betheuerte er, daß seine Tochter niemals die geringste Kenntniß von dem Verkehr mit dem spanischen Minister gehabt habe. Nicht bedeutender ergaben sich des Grafen von Auvergne Aussagen in Bezug auf seinen Vater und seine Schwester, und auch Morgan konnte auf beide keine Schuld wälzen. Das Parlament hielt sich aber für hinreichend belehrt durch andere Zeugen, wahrscheinlich Sully's Spione und Moutons, und durch aufgefangene Briefe, und verurtheilte am 1. Febr. 1605 den Grafen von Auvergne, den Baron von Entragues, den Thomas Morgan, als Majestätsverbrecher und Verschwörer, zum Verlust aller Ehren und Würden und zur Confiscation ihrer Güter; dann sollten sie mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden. Dieses Urtheil wurde jedoch nicht vollzogen, indem der König dem Parlament weiteres Einschreiten untersagt hatte. Auch in seiner eigenen Entschließung scheint Heinrich geraume Zeit zweifelhaft gewesen zu sein, bis er am 21. Aug. 1605 eine Erklärung erließ, wodurch Entragues und Auvergne in ihre Güter, nicht aber in ihre Ämter, wieder eingesetzt wurden; statt der Lebensstrafe sollten sie ewiges Gefängniß erleiden. Der Graf von Auvergne blieb, während Heinrich's Lebzeiten, im Gefängnisse, denn der König wollte sich an dem Sohne für die von Karl IX. erlittenen Unbilden rächen, Entragues wurde entlassen und auf seine Güter verwiesen. Den wurmte es aber, daß er den Sohn in der Bastille zurücklassen solle, und wenige Tage vergingen, und er hatte die Mittel zu einer Befreiung vorbereitet. Einen Augenblick vor der Ausführung setzte einer der Mitwisser, le Cordier, den Grand-prévôt von dem Entwurfe in Kenntniß. Eine Haussuchung, in Bois-Malesherbes veranstaltet, brachte eine Menge Stricke und Flaschenzüge zum Vorscheine, es wurde die Dienerschaft vernommen, le Cordier genauer und umständlicher befragt, aber Entragues leugnete jeden Gedanken einer gesetzwidrigen Anwendung jener Werkzeuge, und die Anklage erlosch in sich selbst. Indessen hatte man sich einmal gewöhnt, in Entragues einen Theilnehmer aller, gegen den König gerichteten, Verschwörungen zu erblicken, und das sollte auch namentlich der Fall sein bei Ravaillac's That. Der Prévôt von Pithiviers, „homme mal famé et renommé par-tout," sagt l'Etoile „et qui avait deux fils Jésuites, quod erat notandum, reconnu pour un très-mauvais serviteur du roi, mais très-bon de la maison d'Entragues et de la marquise de Verneuil," hatte zu Pithiviers, beim Kegelspiel, in der Stunde, als der König den tödtlichen Stich empfing, gesagt: „le roi vient d'être tué et est mort à cette heure, n'en doutez point," und ward auf diese Worte hin zu Haft gebracht. Er erhenkte sich aber im Kerker, und schreibt wiederum l'Etoile: „mon Dieu, que la mort de ce méchant homme avenue, vient bien à point pour M. d'Entragues, la marquise de Verneuil, sa fille, et tous ceux de sa maison." Des Entragues Todesjahr finden wir nirgends angemerkt, wie denn überhaupt die französischen Schriftsteller von ihm zu handeln vermeiden, in dem Gefühle der Unwürdigkeit der Beziehungen, in welchen zu ihm der gepriesene Heinrich IV. stand. Von seiner ersten Gemahlin hinterließ Entragues drei Kinder, Karl, Cäsar und Charlotte Katharina; aus seiner zweiten Ehe kamen die Töchter Henriette und Maria. Cäsar von Balsac, Herr von Gyé, befehligte in des Herzogs von Guise Zug gegen Dohna und die teutschen Reiter, 1587, ein Regiment Fußvolk, und stand in der gleichen Eigenschaft in des Herzogs von Mayenne Armee, als dieser ihn 1589 greifen und nach der Bastille bringen ließ, um in dem Sohne den Abfall des Vaters zu bestrafen. Später kommt Cäsar als Colonel-général des carabiniers, Staatsrath und Generallieutenant, auch in dem Gouvernement von Orléans als Lieutenant-général vor. Er verheirathete sich 1612 mit Katharina Hennequin d'Assy, der Witwe seines Vetters, des Barons von Dunes, gewann aber mit ihr keine Kinder. Charlotte Katharina von Balsac, geb. 1568, wurde den 23. Nov. 1588 an Jacob d'Illiers verheirathet. Ihren Sohn, Leo d'Illiers, den Herrn von Entragues und Chantemerle, hat ihr Bruder Cäsar in dem Namen und Wappen von Entragues substituirt; von diesem Leo stammen die Illiers d'Entragues auf Marcoussis ab. Karl von Balsac, wie er seit der Firmung hieß, denn er war Wilhelm getauft, Herr von Marcoussis, Hauptmann über 50 Lanzen, Gouverneur der Herzogthümer Orléans und Estampes, nahm zwei Frauen, die erste, Maria de la Chastre, des Marschalls Claudius de la Chastre Tochter, vermählt 1595, starb 1597, von der zweiten Johanna Gaignon, kamen vier Kinder. Der ältere Sohn, Karl von Balsac, blieb im Zweikampfe 1616, der andere, Claudius, starb unvermählt, den 26. Jan. 1636. Anna verlor das Leben auf einer Spazierfahrt, durch den Sturz des Wagens, Franziska, Klosterfrau zu Faremoûtier und demnächst zu Bonlieu, starb 1650.

Henriette von Balsac, des Barons von Entragues und der Maria Touchet ältere Tochter, kann nicht vor dem Märzmonat 1575 geboren sein. Sie lebte in Einsamkeit zu Bois-Malesherbes, mit ihren Ältern, als Heinrich IV., in seiner Trauer um den Verlust der schönen Gabriele d'Estrees (gest. den Charsamstag 1599), von der Schönheit und dem lebhaften Geiste des Fräuleins von Entragues feuriges Lob vernahm. Er hatte

Trost um seinen Kummer in den Armen einer lockern Dirne, la Glandée genannt, gesucht, die der Entragues gespendeten Lobsprüche erweckten in seiner Brust Wünsche anderer Art. Er kam nach Malesherbes, von Angesicht so seltene Vollkommenheit zu schauen, und erlag sofort, ungeachtet seiner 46 Jahre, der heftigsten Leidenschaft. Gern kam ihm dabei zu Hilfe die Mutter, die eingedenk ihres Verkehrs mit Karl IX., vornehmlich den hohen Gast in die Familie eingeführt haben soll; ihm stellten sich aber entschieden entgegen der Vater und der Graf von Auvergne. Sie suchten Händel mit dem Grafen du Lude, der dem Monarchen als Liebesbote diente, sie entführten aus dem offenen Bois-Malesherbes die Schöne nach Marcoussis. Der gewaltigen Burg hohe Mauern und Zugbrücken, die Kanonen der Brustwehr, die ergebene Besatzung schienen ihnen für jedes verliebte Unternehmen eine zureichende Abwehr. Dennoch fand der König, den noch dazu eine vorübergehende Liebschaft mit einem Fräulein la Bourdaisiere beschäftigte, Eingang in die sorgfältig bewachte Feste. Innerhalb der Mauern warteten seiner neue Gegner. Nicht die Person des königlichen Liebhabers, nur seine Würde, scheint auf das Fräulein Eindruck gemacht zu haben, und mit großem Geschicke wußte Henriette den Ungestüm der Leidenschaft zu bekämpfen. Bald war es der Stolz auf ihre vornehme Herkunft, bald die Schamhaftigkeit, so sie zu Hilfe rief, dann schien sothane Sprödigkeit einem Geschenke von 100,000 Thlrn. weichen zu wollen. Das Geld konnte Heinrich nur mit der äußersten Gewalt den Händen Sully's entreißen, denn es haben die Sur-intendants jederzeit die Staatscasse als ihr Eigenthum angesehen, endlich wurde der goldene Regen zu den Füßen der Schönen niedergelegt, und utiliter angenommen, aber den Minnesold verweigerte sie nach wie vor. Keine Gunstbezeigung dürfe sie ihm verstatten, also sprach sie in einem traulichen Augenblicke zu dem König, er habe ihr denn vorher schriftlich und eigenhändig das Versprechen ausgestellt, sie in des Jahres Lauf heirathen zu wollen. Für sich selbst verlange sie das keineswegs, gern bescheide sie sich, daß ihr Herkommen ihr nicht erlaube, nach so außerordentlicher Ehre zu streben, aber etwas Schriftliches müsse sie vorzuzeigen haben, um damit in ihrer Ältern Augen einen Fehltritt zu beschönigen. Das Versprechen wurde ausgestellt, beschränkt durch die einzige Bedingung, daß Henriette in Jahresfrist einen Knaben gebäre, doch vor der Auslieferung der Prüfung Sully's unterworfen. Dieser zerriß die Schrift, ungehalten im höchsten Grade ging der König augenblicklich in sein Cabinet zurück, ließ sich von Loménie das Tintenfaß reichen, schrieb eine zweite Versicherung, wozu er eine halbe Viertelstunde brauchte und warf sich dann zu Roß, geradeswegs nach Malesherbes [1]). Da verweilte er zwei Tage. In derselben Zeit wurde seine Vermählung mit Maria von Medici verhandelt. Das Fräulein von Entragues oder die Marquise von Verneuil, nach dem neuen, ihr von dem König verliehenen Titel, war weit vorgerückt in der Schwangerschaft, als der Blitz in ihre Stube traf, unter ihrem Bette durchging: darüber sich entsetzend, wurde sie von einem todten Kinde entbunden. Kaum von diesem Zufalle hergestellt, begab sie sich auf die Reise, um dem König nach Savoyen zu folgen; sie traf ihn zu la Côte-Saint-André, erzürnte sich mit ihm bei dem ersten Zusammentreffen, daß der König schon nach den Pferden gerufen, um nach Grenoble zurückzukehren, doch ließ die Zürnende sich wieder versöhnen, und in des Monarchen Gesellschaft fuhr sie am andern Tage nach Grenoble, daselbst acht Tage zu verweilen, dann weiter nach Chambery. Von da kehrte sie nach der Heimath zurück, und in Verneuil, so von den ihr gemachten Geschenken das wichtigste, empfing sie den Besuch des Königs, der vorausgeeilt war, während seine am 27. Dec. 1600 ihm angetraute Königin in kurzen Tagereisen sich der Hauptstadt näherte. Drei Tage verweilte Heinrich mit den vier Personen seines Gefolgs in Verneuil, dann eilte er nach Nemours, um die Königin zu empfangen und vollends nach Paris zu geleiten. An dem Abende noch ihres Eintreffens wurde die Marquise von Verneuil von dem König selbst vorgestellt, „et Marie de Medicis lui fit bonne chère." Dieser Empfang bestärkte den König in dem Wahne, daß die beiden Frauen sich friedlich in ihn theilen würden, er ließ der Marquise eine Wohnung in dem Louvre anweisen, und daselbst wurde sie, wenige Wochen nach der Geburt des Dauphin, von einem Knaben entbunden (October 1601). Es ist begreiflich, daß eine solche Stellung zu den heftigsten Reibungen führen mußte. Die Königin bemühte sich im mindesten nicht, ihre eifersüchtigen Gefühle zu verbergen, und der Marquise Gemüthsart erlaubte ihr von fern nicht den Versuch, durch Demüthigung und Aufmerksamkeiten den Groll der überlegenen Gegnerin zu beschwichtigen. Stark in dem Besitze des Eheversprechens, erzählte sie jedem, der es zu hören begehrte, „que cette grosse banquière lui avoit enlevée sa place." In Mitten der fortwährenden Streitigkeiten der beiden Nebenbuhlerinnen erscheint Heinrich als ein willenloser Knabe, als ein vollendeter Thor, oft in noch verächtlicherer Gestalt. Er mußte der einen, wie der andern Frau Achtung und Zuneigung verlieren, von beiden der Unannehmlichkeiten viele hinnehmen. „J'ai bien connu par votre lettre," schreibt er an die Marquise, „que vous n'aviez pas les yeux bien ouverts, ni les conceptions aussi; car vous avez pris la mienne d'un autre biais que je ne l'entendois: il faut cesser ces brusquettes, si vous voulez l'entière possession de mon amour, car comme roy et

1) Pour recueillir „je ne sais quoi de précieux dans la première faveur, dont le roi convenoit en même-temps, qu'il n'étoit plus au pouvoir de sa maîtresse de disposer." Also Sully, und anderwärts: „je ne dis rien des raisons qu'il avoit, de ne la croire rien moins qu'une vestale." Weniger elegant, aber bestimmter, drückt Bassompierre sich aus. S. 507: „le roy ne possedoit pas encore Mademoiselle d'Entragues. S. 59: „allant de fois à autre voir mademoiselle d'Entragues à Malherbes, où il en jouit, et sur l'automne estant de retour à Paris, il la fist loger à l'hostel de Larchant. Cet hiver je devins amoureux de la Raucire, le Roy le devint aussi de Madame de Boinuille et de Mademoiselle Clin." Man meint, die officielle Phrase unserer Zeit zu vernehmen: „le Roi a travaillé avec le Ministre de la guerre."

comme Gascon, je ne sais pas endurer: aussi ceux qui aiment parfaitement comme moi, veulent être flatés, non rudoyés.“ Dem fügt Sully hinzu: „ce prince essuya toutes les hauteurs, les inégalités, les caprices, dont est capable une femme fière et ambitieuse. La marquise avoit assez d'esprit pour connaitre tout l'ascendant, qu'elle avoit sur le roy, et elle n'en usoit que pour le désespérer. Elle ne l'entretenoit que de ses scrupules sur la facilité, avec laquelle elle s'étoit rendue à ses désirs; scrupules qui l'impatientoient avec d'autant plus de raison, qu'il n'ignorait pas, qu'elle les oublioit sans peine avec des personnes d'un assez médiocre étage: bientôt ils ne se firent plus l'amour qu'en se grondant, Henri achetoit fort chèrement des faveurs, que rien n'assaisonnoit de ce qui fait le plaisir des coeurs tendres; et qui, pour comble, entretenoient un divorce presque continuel entre lui et la reine son épouse.“ Die Königin bestand auf der Vernichtung jenes Eheversprechens, und der König fand den Muth seine Schrift in den bestimmtesten Ausdrücken zurückzufodern, auch zugleich der Marquise Verbindungen mit ihrem Bruder, dem Grafen von Auvergne, und andern Unruhstiftern, zu rügen. Das nahm sie hoch auf, das Eheversprechen möge er suchen, übrigens, betheuerte sie, werde es ihr nachgerade zur Unmöglichkeit, mit ihm zu leben. Das Alter habe ihn mistrauisch gemacht, mit Vergnügen gebe sie einen Verkehr auf, der so schlecht vergolten und nichts ihr einbringe, als Eifersucht und den Unwillen des Publicums. Dann sprach sie in so verächtlichen Ausdrücken von der Königin, daß Heinrich sich versucht fühlte, mit einer Ohrfeige zu antworten, und in voller Wuth die Stube verließ, mit dem Schwure, daß er das Eheversprechen wol finden wolle. So hat er wenigstens zu Sully gesagt, ohne jedoch sich enthalten zu können, bei dieser Gelegenheit sogar der störrischen Geliebten Lob zu verkündigen. In ruhigem Zustande sei sie von dem lieblichsten Verkehr, von unerschöpflicher Heiterkeit, überreich an den treffendsten Witzworten. Dann kam er zurück auf der Königin unerträgliche Gemüthsart. Zu einer vernünftigen Entschließung vermochte er nicht zu gelangen, und als die Marquise, hierzu mit Sully sich vereinigend, das Schreiben vom 16. April 1604 entwarf, den Liebeshandel aufzukündigen, sagte Heinrich wol, „elle le veut, je le souhaite encore davantage, elle sera prise dans ses propres filets.“ aber gleich darauf lag er wieder zu den Füßen der Geliebten, sich des an ihr verübten Unrechts anzuklagen, aller Theilnahme an den von Sully mit ihr geführten Unterhandlungen sich loszusagen, auf Gnade sich ihr zu ergeben. Die Marquise ihrerseits ließ es an nichts ermangeln, um diese veränderte Stimmung zu benutzen: alle Triebfedern setzte sie in Bewegung, um des Königs Zuneigung festzuhalten, seine Begierden, seine Eifersucht zu wecken, um sogar fürchterlich ihm zu erscheinen. Darauf bezieht sich vielleicht die von Vittorio Siri aufbewahrte Anekdote: „der König war in einer Verkleidung von Fontainebleau aufgebrochen, um in Verneuil die Marquise heimzusuchen. Es war ihm aber ein Hinterhalt gelegt worden: es warteten seiner die Entragues mit ihren Verwandten, 15 oder 16 an der Zahl, um ihn zu ermorden, und er entging allein durch einen glücklichen Zufall ihren Händen.“ Himmel und Erde rief die Marquise zum Beistand auf, sie ergab sich der Andacht, sie neigte sich zu den Misvergnügten hin, sie suchte alle die Frauen auf, mit welchen jemals der König in Vertraulichkeit gestanden, und brachte deren einige dahin, daß sie falsche Eheversprechungen sich schmiedeten, nach dem Muster derjenigen, so Heinrich ihr ausgestellt. Sie selbst ließ, mit dieser Schrift bewaffnet, sich beigehen, die Ehe der Königin vernichten lassen zu wollen, und sie fand sogar Priester, zu verkündigen die Proclamationen der Ehe, welche demnächst sie mit dem Könige einzugehen sich vermaß. Flugschriften und Briefe wurden in Menge verbreitet, um ihr Anrecht zu des Königs Hand der Nation darzulegen, gleichwie vor dem heil. Stuhle dieses Recht durch den Capuciner, den P. Hilarius von Grenoble, behauptet wurde. Die Marquise mußte sich indessen allmälig überzeugen, daß allzugewagt solches Spiel; sie erbat sich die Erlaubniß, nach England auszuwandern; die konnte, in seiner Stimmung, der König ihr nicht gewähren, zumal da Sully ihm die Möglichkeit erblicken lassen, seiner Maitresse Übermuth zu zügeln. Ihr Bruder, der Graf von Auvergne, verleitet vielleicht durch eine testamentarische Anordnung K. Karl's IX., welche eventualiter ein Successionsrecht ihm zuerkannte, befand sich in strafbaren Beziehungen zu den Feinden des Staates: in dieselben Beziehungen die Schwester und ihren Vater zu verwickeln, mußte dem erfahrenen Sully ein Leichtes sein. Die erste Nachricht von der Festnehmung Morgan's benutzte er, um die Angelegenheit des Eheversprechens endlich zu schlichten: in der Bestürzung nahm die Marquise die ihr dafür gebotenen 20,000 Thlr., denen das Versprechen des Marschallstabes für ihren Vater hinzugefügt, und sie überlieferte die verhängnißvolle Schrift. Als Zeugen dieser Handlung erschienen der Graf von Soissons und der Herzog von Montpensier, der Kanzler Sillery, la Guêle, Jeannin, Gevres, Villeroy; es wurde auch über dieselbe ein Protokoll aufgenommen. Gleich darauf fiel der Graf von Auvergne in die ihm gelegten Schlingen, und die Marquise empfing Hausarrest, während das Parlament gegen sie procedirte. Sully, der im Laufe der Untersuchung an sie abgesendet worden, erzählt: „Je trouvai une femme, à qui son humiliation n'avoit rien ôté de sa première fierté, et qui bien-loin de vouloir s'abaisser jusqu'à demander grace et se justifier, parloit en femme outragée, et prétendoit se faire à elle-même ses conditions: plaintes et emportemens contre le roy, nouvelles demandes: voilà par où elle débuta en prenant un air prude et même dévôt. Je lui reprochai ses liaisons avec les ennemis de l'état .... ses indignes procédés pour la reine ..... son affection ridicule à se mettre de pair avec la reine et à égaler ses enfans [2]) aux enfans de France, sa malignité à

2) Der Marquise zweites Kind, Gabrielle-Angelique, legitimée de France, wird demnach Ende 1602 oder 1603 geboren

jetter la discorde entre L. L. M. M. Je ne l'épargnai pas davantage sur la prétendue dévotion, dans laquelle elle se retranchoit, pendant qu'elle ne craignoit pas de manquer à ses principaux devoirs, je tranchai le mot que cette apparente régularité n'étoit qu'une pure grimace, et je le lui prouvai, par le détail de sa vie, qui lui fit voir que j'étois bien informé de ses galanteries. Je les lui particularisai toutes“ [1]). Dieser Einleitung folgten Rathschläge und Ermahnungen in Menge, von denen der Minister zwar keine sonderlichen Früchte erwartete, die aber die Marquise zu der wiederholten Erklärung führten, daß sie nichts sehnlicher begehre, als mit ihren Ältern, Kindern und Geschwistern das Königreich verlassen zu dürfen, um im Auslande der so lange entbehrten Ruhe zu genießen. Nur müsse ihre Existenz gesichert werden, dazu sei eine Summe von wenigstens 100,000 Franken, in Grundstücken angelegt, erfoderlich; sie dürfe doch nicht verhungern, das hieße zu große Freude der Königin bereiten. Das Begehren dem Könige vorzutragen, übernahm Sully, und er ließ zu dessen Unterstützung es an seinem Fleiße nicht fehlen. Allein Heinrich hörte nicht auf solche Vorstellungen; er wollte, so scheint es, nur den Trotz der Geliebten brechen, nicht aber sie aufgeben. Der Graf von Auvergne hatte sich bemüht, einen Theil seiner Schuld der Schwester zuzuschieben; mit der drohenden Meldung hiervon begab sich ein zweiter Abgeordneter zu der Marquise. Unbewegt gab sie zur Antwort: „qu'elle ne se soucioit pas de mourir, au contraire, qu'elle le desiroit; mais que quand le Roy le feroit, on diroit toujours, qu'il auroit fait mourir sa femme, et qu'elle étoit reine avant l'autre: au surplus, qu'elle ne demandoit que trois choses à S. M.: un pardon pour son père, une corde pour son frère, une justice pour elle.“ Diejenigen, welche zu solchen Botschaften dem Könige riethen, hatten eines in jenem Zeitalter sehr beliebten juridischen Kunstgriffes sich zu bedienen gedacht. Durch die ihr bewiesene Nachsicht, durch die ihr gebotene Versöhnung, sollte die Marquise zu einem reumüthigen Geständnisse geführt werden, welchem für den Augenblick die Begnadigung nicht zu versagen, welches aber, in dem Falle einer neuen Anklage, genau wie in der verfänglichen Form der Hexenprocesse, zu einem untrüglichen Mittel werden mußte, die unverbesserliche Sünderin zu verderben. Das wird die Marquise eingesehen haben, und der König sah sich veranlaßt, auch gegen sie die eigentlichen gerichtlichen Verhandlungen eröffnen zu lassen. Sie wurde vernommen, und erklärte, daß sie niemals mit Taxis verkehrt, ihn einmal nur gesehen habe, als er, mit des Königs Vergünstigung und in Gegenwart mehrer Personen, ihr, vor seinem Abgange nach Spanien, die Abschiedsvisite gegeben. Von ihres Vaters und Bruders Zusammenkünften mit jenem Minister habe sie die erste, verspätete Kunde von dem Könige selbst empfangen. Dieser Zusammenkünfte alleiniger Zweck sei es gewesen, für sie, und für sie allein, die Vergünstigung zu erwirken, daß sie in irgend einer Provinz der spanischen Monarchie leben dürfe: Niemand habe sich beigehen lassen, ihre Kinder in die Hände eines auswärtigen Monarchen liefern zu wollen. Daß Ludwig de Velasco, einer der Begleiter des Condestable von Castilien, auf der Gesandtschaftreise nach Frankreich sich anheischig gemacht habe, mit seinen Reitern sie an der Grenze zu empfangen, daß Taxis geäußert habe, der König von Spanien sei reich genug, um zu Unterhaltung der Marquise und ihrer Kinder 50,000 Dukaten aufzuwenden, dieses leugnete sie auf das Entschiedenste. Das Parlament, so willig es auch zum Verurtheilen, nahm Anstand, gegenüber so unvollständigem Beweise, die Marquise zu behandeln, wie ihren Vater; es verordnete in Ansehung ihrer weitere Untersuchung, bis zu deren Ausgang sie in der Abtei Beaumont-les-Tours leben sollte. Verboten wurde ihr, mit Jemandem, außer mit den Nonnen, zu sprechen. Zwei Monate später wurde Verneuil der Marquise zum Aufenthaltsorte angewiesen, und noch im Laufe des Jahres erfolgte die Aussöhnung der beiden Liebenden. Der König vernichtete die Anklage und die Beweismittel, setzte die Marquise in den Genuß ihrer Güter wieder ein, untersagte den Generalprocuratoren und den Parlamenten jede fernere Untersuchung, und entband sogar die Marquise von der hergebrachten Förmlichkeit, in Person dem entérinement dieser lettres d'abolition durch das Parlament (den 16. Sept. 1605) beiwohnen zu müssen. „On se persuada facilement, que le roi n'avoit pas agi sérieusement, et qu'il n'avoit jamais eu intention de faire exécuter l'arrêt que le parlement rendroit. On étoit indigné de voir le ministère du tribunal le plus respectable profané par une intrigue de cour. Le roi, disoit-on, a fait faire le procès à la marquise, non pas pour la punir, mais afin que son père et son frère, qui avoient tâché de l'éloigner de la cour, fussent les premiers à l'exhorter de renouer ses anciennes liaisons avec un prince, qui en est éperdument amoureux.“ In alle Rechte einer Maitresse wieder eingesetzt, bediente sich ihrer die Marquise wie in der frühern Zeit, der Königin bei jeder Gelegenheit Trotz bietend, den König bald durch unterwürfige Zärtlichkeit blendend, bald despotische Launen ihm entgegensetzend, übte sie an dem Hofe eine unabhängige, Jedem fühlbare Herrschaft, die selbst nicht durch ihren Liebeshandel mit Karl von Lothringen, dem Herzoge von Guise, erschüttert werden konnte, wie ernstlich darüber auch der König gegen Sully sich ausdrückte (1608):

sein, heirathete den 12. Dec. 1622 den Herzog Bernhard von Epernon, und starb im Wochenbette den 24. April 1627. Ihr Bruder, Heinrich, oder, wie er zuerst hieß, Gaston, Herzog von Verneuil, wurde im Januar 1603 legitimirt und 1608 zum Bischof von Metz ernannt. Zum Besitze des Bisthums gelangt (1621), entkleidete er sich dessen 1641, und 1668 gab er seine übrigen Beneficien, ein Gesammteinkommen von mehr denn 400,000 Livres, auf, um sich mit Charlotte Seguier, des Herzogs Maximilian Franz von Sully Witwe, zu verheirathen (den 29. Oct. 1668). Er ist zu Verneuil den 28. Mai 1682 gestorben, ohne Kinder zu hinterlassen.

5) „Ses coffres fouillés et ses papiers tous inventoriés, on y trouva force petits poulets amoureux, et entr'autres de Sigogne, qui furent cause de le disgracier.“ (Journal du règne de Henry IV.)

„vous lui direz (à Mde de Verneuil), que comme son ami particulier vous l'avertissez, qu'elle est à la veille de perdre mes bonnes graces; que vous avez découvert, qu'il y a des personnes qui me sollicitent de faire les doux yeux à d'autres: que si cela arrivoit, vous sçavez à n'en point douter, que je lui ôterois ses enfans, et la confinerois dans un cloitre. Que ce refroidissement, selon toutes les apparences, vient en premier lieu de l'opinion où je suis, qu'elle ne m'aime plus, qu'elle se permet de parler fort souvent de moi avec mépris, et même qu'elle m'en prefère d'autres; secondement, de ce qu'elle cherche à s'appuyer de la maison de Lorraine, comme si elle avoit voulu prendre d'autre protection, que la mienne: que ses intelligences surtout et ses familiarités avec Messieurs de Guise et de Joinville me déplaisent au dernier point; étant persuadé qu'elle n'en recevoit que des conseils pernicieux à ma personne et à mon état, non plus que de son père et de son frère, avec lesquels elle ne laissoit pas, malgré mes défenses, de continuer d'avoir commerce, lorsqu'elle auroit dû se trouver fort heureuse, qu'à sa prière je leur eusse fait grace de la vie.“ Ein andermal schreibt der König: „quoique je sois parti mal d'avec Madame de Verneuil, je ne laisse pas d'être curieux de sçavoir la vérité d'un bruit, qui court ici, que le prince de Joinville la voit; apprenez en la vérité; on dit que c'est ce qui le retient si longtemps: vous sçaurez bien, si c'est faute d'argent.“ Der König, fügt Sully hinzu, hatte sich nicht geirrt. Joinville, s'étoit laissé surprendre aux charmes de la marquise, qui ne le désespéra point, dit-on. Il ne fut bruit que de leur bonne intelligence, et des lettres fort passionnées, qu'on prétendoit, qu'ls s'étoient écrites. Enfin l'on assura que la proposition d'épouser avoit été faite très-sérieusement. Il paroît que Madame de Verneuil en fut la dupe, et que malgré toute son expérience, elle ne connut pas assez bien le style et la marche d'un jeune homme, plus étourdi qu'amoureux. Engagemens, sermens, privautés, lettres, tout cela aboutit, en assez peu de temps, à une rupture, qu'on attribue à l'un et à l'autre, mais à dire vrai, la faute en est à Madame de Villars, qui parut trop belle aux yeux de Joinville, pour ne pas le rendre infidèle.“ Inmitten aller seiner Liebschaften und weitaussehenden Entwürfe wurde der König ermordet, und in Frankreich konnte es an Stimmen nicht fehlen, welche das Haus Balsac der That beschuldigten. Jacobine le Voyer, Frau von Isaac de Varennes, dem Herrn von Coman oder Escoman, bezeichnete in einer umständlichen schriftlichen Eingabe den Herzog von Epernon und die Marquise von Verneuil als Verbrecher. Von einer Vertrauten der Marquise, von Charlotte Dutillet, wollte sie das Geheimniß vernommen haben. Die Dutillet wurde befragt und mit der Coman confrontirt, was zu gegenseitigen, höchst ergötzlichen Vorwürfen über Unsittlichkeit und schlechten Wandel führte. Auch die Marquise mußte am 30. Jan. 1611 vor dem ersten Präsidenten in seinem Hause erscheinen, und wurde von 1—5 Uhr Nachmittags befragt. Hierauf verordnete ein Parlamentsbeschluß vom 5. März weitere Untersuchung, zugleich aber die Freilassung von zwei verhafteten Individuen, von des alten Herrn von Entragues Kammerdiener, Stephan Sauvage, und von Peter Gaudin. Durch Endurtheil vom 31. Juli 1611 wurden die Marquise, die Dutillet, Gaudin und Sauvage als vollkommen unschuldig der Ermordung des Königs befunden, die Coman, wegen falschen Zeugnisses, zu ewigem Gefängnisse verurtheilt. Die Coman, nachdem sie vorgegeben, daß Ravaillac ihr von der Marquise mit einem Briefe zugesendet worden, um den Mörder mit der Dutillet in Berührung zu bringen, auch daß diese den Ravaillac in ihr Zimmer habe kommen lassen, wurde überführt, daß sie selbst nicht von Angesicht den Mörder kenne. Um dieselbe Zeit mußte die Marquise mit einer zweiten Sorge ringen; der Herzog von Guise freiete um die Erbin des Hauses Joyeuse, um die verwitwete Herzogin von Montpensier. Gegen ihn suchte frühere Rechte die Marquise geltend zu machen, „fit bruit de certains articles de mariage;“ allein sie war einmal nicht bestimmt, Glück zu haben mit Eheversprechungen, und der ungetreue Herzog wurde zu Fastnacht 1611 mit der neuesten Geliebten getraut. Von dem an konnte nicht weiter von der Marquise die Rede sein; sie starb am Aschermittwoch, den 9. Febr. 1633. Ihre jüngere Schwester, Maria, war ebenfalls ein Gegenstand der Begierden Heinrich's IV. geworden, und hatte sogar dessen Muse begeistert. Ihr zu Ehren dichtete der König das an Lise gerichtete Sonnet, das also anhebt:

Je ne sais par où commencer,
A louer votre grande beauté.
Car il n'est rien, ni n'a été,
Que vous ne puissiez effacer.

In der That hat Maria an Schönheit, so versichert man, die Schwester weit übertroffen. Auf diese Reize soll in der Verschwörung von 1604 vornehmlich der Vater Entragues gerechnet haben, in seinem Bestreben, den König zu bethören und in einen Hinterhalt zu locken. „Zu dem Ende,“ schreibt Vitt. Siri, „foderte er die Tochter von Fontainebleau nach Hause, nicht zweifelnd, daß der König, allen Gefahren zum Trotze, sie in Bois-Malesherbes, das von Fontainebleau nur drei Stunden entlegen, besuchen würde. Es kamen auch Botschaften über Botschaften von dem Könige, Höflinge in Bauerntracht. Das Fräulein von Entragues konnte nur die eine Antwort geben, daß die Strenge der Aufsicht ihr jede Hoffnung, den König zu sehen, untersage. Darauf begab sich, von Bassompierre begleitet, der Monarch auf den Weg; er sprach, um jeder Möglichkeit einer Entdeckung zu entgehen, die Geliebte an einem Fenster des Erdgeschosses. Täglich wurden auch Liebesbriefe von ihm abgegeben, und Gedichte voll Zärtlichkeit und Süße, zu denen die trefflichsten Poeten des Hofes die Feder liehen. Endlich wurde für einen unbewachten Augenblick ein Stelldichein auf einer benachbarten Wiese verabredet, da wollte

in einer Vermummung der König sich einfinden. Lange that der Vater, als wenn er das Alles nicht gewahre, am Ende konnte er aber doch sich nicht enthalten, seine geheimen Entwürfe der Tochter mitzutheilen, oder aber, er ließ sich in seinem Geheimnisse belauschen. Wie dem sei, Maria, die Folgen einer verzweifelten That befürchtend, oder auch aufrichtig den König liebend, ließ ihm eine Warnung zukommen; Heinrich, die Größe der bestandenen Gefahr bedenkend, ließ ab von der jüngern Schwester, um der ältern nochmals seine ganze Leidenschaft zuzuwenden." Von dem Herrn verlassen, wurde Marie des Dieners Beute. Bassompierre erzählt uns von dem nächtlichen Besuche, den er ihr abstattete (1605), und wie er nach Hause gehend um 4 Uhr Morgens, bekleidet mit dem Mantel des Großstallmeisters, für diesen gehalten wurde von zwei eifersüchtigen Nebenbuhlern, von dem König und von dem Herzoge von Guise. „Ils en advertirent la mère, laquelle y prenant garde de plus près, un matin, voulant cracher, et levant le rideau de son lit, elle vit celuy de sa fille descouvert, et qu'elle n'y estoit pas. Elle se leva tout doucement, et vint dans sa garderobe, où elle trouva la porte de cest escalier desrobé, qu'elle pensoit qui fust condamnée, ouverte. Ce qui la fit crier, et sa fille à sa voix se lever en diligence et venir à elle. Moy cependant, je fermay la porte, et m'en allay bien en peine de ce qui seroit arrivé de toute cette affaire: qui fut que sa mère la battit, qu'elle fit rompre la porte pour entrer en cette chambre du troisième estage, où nous estions la nuit, et fut bien estonné de la voir meublée de beaux meubles de zammet avec des plaques et flambeaux d'argent. Alors tout notre commerce fut rompu; mais je me racommoday avec la mère par le moyen d'une damoiselle, nommée d'Azy, chez laquelle je la vis, et lui demanday tant de pardons, avec asseurance que nous n'avions point passé plus outre que le baiser, qu'elle feignit de le croire." Das Fräulein von Entragues sollte an einen Grafen d'Aché verheirathet werden, die Unterhandlung zerschlug sich aber, und Mutter und Töchter kamen nach Conflans, in der nächsten Umgebung von Paris, zu wohnen. „Mr. de Guyse et moy faisions la nuit les chevaliers errans, et les allions trouver." Bassompierre kam aber zu Streit mit seiner Geliebten, und es erfolgte ein Bruch, der unheilbar zu werden schien. Die Versöhnung blieb jedoch nicht aus, und im Sommer 1610 wurde des Fräuleins von Entragues Schwangerschaft bemerkbar. „Quand Madame d'Entragues s'avisa de la grossesse de sa fille, et la chassa de son logis, elle me fit prier, de luy donner une promesse de mariage, pour appaiser sa mère, m'offrant toutes les contrepromesses, que je désirerois d'elle, et ce qu'elle en désiroit, éstoit pour pouvoir accoucher en paix et avec son ayde." Bassompierre stellte, nachdem er mit Advocaten sich berathen, das Eheversprechen aus, und empfing hiergegen die schriftliche Quittanz dieses Versprechens. Von der Quittanz erfuhr die Mutter nichts, und sie verfolgte den Ehrenräuber vor den Officialaten zu Paris und Sens, nachmals auch vor dem Parlament zu Rouen, ohne doch ihren Zweck erreichen zu können. Das Söhnlein, von welchem das Fräulein von Entragues entbunden worden, Ludwig, Bastard von Bassompierre, ward Bischof zu Saintes, Abt von St. Volusien zu Foix und zu St. Georges de Bocherville, premier aumônier des Herzogs von Orléans, und starb den 1. Juli 1676. (*v. Stramberg.*)

ENTRAIGUES, lat. Interaquas. 1) E., an der Bonne im französischen Isèredepartement, Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Grenoble, ist der Sitz eines Friedensgerichtes und einer berittenen Forstwache und hat eine Succursalkirche und 484 Einwohner. — Der Canton Entraigues enthält in zehn Gemeinden 5627 Einwohner. 2) E., Gemeindedorf im französischen Departement Vaucluse (Comtat), Canton und Bezirk Carpentras, hat eine Succursalkirche und 1228 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRAINES, kleine Stadt im französischen Departement der Nièvre (Nivernais), Canton Varzy, Bezirk Clamecy, liegt $5\frac{1}{2}$ Lieues von dieser Stadt und 7 Lieues von Cosne entfernt, zwischen mehren Teichen am Nohain, und hat eine Succursalkirche und 2069 Einwohner, welche 14 Jahrmärkte unterhalten. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRAMES, Gemeindedorf im französischen Departement der Mayenne (Maine), Canton und Bezirk Laval, liegt 2 Lieues von dieser Stadt entfernt auf dem linken Ufer der Mayenne, und hat eine Succursalkirche, 250 Häuser und 1059 Einwohner. Im J. 861 leistete hier der Herzog von der Bretagne, Salomo, dem Könige Karl dem Kahlen den Lehenseid. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRAQUE, Marktflecken in der sardinischen Provinz Cuneo (Piemont), hat 3462 Einwohner, welche starke Viehzucht treiben und gesuchte Käse verfertigen. In der Nähe sind Eisenminen. (*Fischer.*)

ENTRAYGUES, kleine Stadt im französischen Departement des Aveyron (Rouergue), Hauptort des gleichnamigen Cantons im Bezirke Espalion, liegt am Einflusse der Truyère in den hier schiffbar werdenden Lot, war ehemals der Stapelort der Quercyweine, und hat ein Friedensgericht, ein Einregistrirungsamt, eine Gendarmeriebrigade, eine Pfarrkirche und 2916 Einwohner, welche neun Jahrmärkte unterhalten, sich mit Drechslerarbeit beschäftigen und bedeutenden Handel mit Stabholz treiben. — Der Canton Entraygues enthält in neun Gemeinden 7150 Einwohner. (Nach Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRECASTEAUX, Gemeindedorf im französischen Departement des Var (Provence), Canton Cotignac, Bezirk Brignoles, hat eine Succursalkirche und 2197 Einwohner. Entrecasteaux war ehemals ein Marquisat, mit welchem Bonifaz von Castellane im J. 1226 von dem Grafen von Provence belehnt wurde. Seine Nachkommen blieben im Besitze desselben bis zum J. 1714, wo Franz, Graf von Grignan, ohne männliche Nachkommen starb. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTRECASTEAUX (Joseph Antoine Brüny d')*), wurde aus einer adeligen Familie der Provence stammend 1739 zu Aix geboren, wo sein Vater Parlamentspräsident war. Dieser hatte ihn zum Stande der Rechtsgelehrten bestimmt und ließ ihm den ersten Unterricht in einem Jesuitencollegium ertheilen. Dort erhielt er, von Natur schon für religiöse Eindrücke empfänglich, eine fromme Richtung, der er durch sein ganzes Leben hin folgte und die er auch nicht blos äußerlich vor sich hertrug, sondern ebenso durch strenge Pflichterfüllung als durch Liebe und Wohlwollen gegen Andere bethätigte. Dabei war er mit einem so scharfen Verstande begabt, daß er schon im Knabenalter die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog und er entwickelte später seine guten Anlagen so vielseitig, daß sein Vater durch einen nahen Verwandten, Herrn von Süffren, der die hohe Militairstelle eines Bailli d'epée bekleidete, sich dazu bewegen ließ, ihm das Betreten einer Laufbahn zu gestatten, die seinen Befähigungen angemessener als das Rechtsstudium war, und diesen auch ein noch weiter ausgedehntes Feld öffnen konnte. Letzterer stellte ihn nämlich bei der Marine an, in welcher d'Entrecasteaux sich mit Eifer dem Dienste und allen dafür noch zu erlernenden Wissenschaften hingab, sodaß er sich hier ebenfalls bald durch umfassende Kenntnisse bemerkbar machte. Noch im ersten Mannesalter fand er auch Gelegenheit sie in Anwendung zu bringen, indem ihm bei der Expedition, die der Marschall de Vaux 1769 zur Unterwerfung von Corsica leitete, als Schiffsfähndrich das Commando einer Barke anvertraut wurde, welches er mit Auszeichnung führte. Nach dem stieg er weiter auf und wurde zu Anfange des Kriegs von 1778 zum Capitain einer Fregatte von 32 Kanonen ernannt, mit der er von Marseille aus mehre Kauffartheischiffe nach verschiedenen Handelsplätzen der Levante zu escortiren hatte. Auf der Fahrt dahin begegnete er zwei Korsarenschiffen, von denen ein jedes ihm an Geschütz und Bemannung überlegen war. Dennoch vertheidigte er die seinem Schutze anvertrauten Kauffahrer mit so vielem Geschicke und Muthe, daß alle Schiffe ohne Verlust ihre Bestimmung erreichten. Diese Waffenthat erwarb ihm die Ernennung zum Flaggencapitain auf dem Majestueur, einem von Rochechouart befehligten Linienschiffe von 110 Kanonen. Als solcher gab er neue Beweise von Unerschrockenheit und Talenten, die ihn fortan in die Reihe der ausgezeichnetsten Marineofficiere stellten. Nach Beendigung des Kriegs benutzte er den Frieden zur Fortsetzung der Studien seines Fachs und drang in alle Zweige desselben nicht nur mit unermüdlichem Fleiße, sondern auch mit Geist ein. Vorzugsweise beschäftigte er sich aber mit allem dem, was zur Einrichtung und Verwaltung der Kriegsseehäfen und Arsenale gehört und stellte für betreffende Verbesserungen ganz neue und großartige Ansichten auf. Die Beweise von besonderer Einsicht, die er in dieser Partie des Seewesens gegeben, im Vereine mit seiner erprobten Rechtlichkeit, waren nun die Veranlassung, daß der Marineminister de Castries bald nach seiner Ernennung dazu im J. 1780 ihn zum Directeur général aller königlichen Seehäfen und Seezeughäuser beförderte. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich durch zweckmäßige Anordnungen und Unbescholtenheit seines Charakters allgemeine Zufriedenheit und Achtung, hatte aber nach einigen Jahren den Schmerz, kränkendes Unglück in seiner Familie zu erleben, was ihn in eine so trübe Stimmung versetzte, daß er gesonnen war, sich ganz zurückzuziehen und sein Vaterland zu verlassen. Aber de Castries, der nicht wünschen konnte, ihn dem Dienste entzogen zu sehen, verweigerte ihm den gefoderten Abschied und übertrug ihm 1785 das Obercommando der französischen Seemacht in Ostindien. Von dort ging d'Entrecasteaux mit der Fregatte la Résolution nach China auf dem geraden östlichen Wege gegen den Passatwind durch die Sundastraße (zwischen Sumatra und Java); hierauf weiter durch die Sunda- und Molukkeninseln bis in das stille Meer, und gelangte, nachdem er die Marianen- und Philippineninseln, jene östlich und beide dann nördlich, umschifft hatte, glücklich nach Canton. Nachdem er auf der Station im ostindischen Meere wieder eingetroffen, war die für sein Commando bemessene Zeit abgelaufen; doch sollte er noch länger in jenen Gegenden verweilen, indem ihm 1787 die ehrenvolle Anstellung als Gouverneur von Ile Bourbon und Ile de France (letztere seit 1815 im Besitze der Engländer und wieder, wie vor Alters, Mauritiusinsel benannt) zu Theil ward. Auf diesem Posten blieb er bis zum J. 1791, in welchem er nach Frankreich zurückkehrte. Sein Unternehmen, nach China auf einem gefahrvollen Wege zu segeln, den noch keiner vor ihm zu wählen gewagt, und die Umsicht, die er dabei bewiesen, hatten seinen schon früher erlangten Ruf noch erhöht und ließen ihn zur Ausführung einer Entdeckungsreise als den geeignetsten unter allen Seemännern Frankreichs erkennen. Daher wurde er dazu ausersehen, den Weltumsegler la Pérouse, von welchem über zwei Jahre lang keine Nachricht eingegangen war, aufzusuchen und er stach deshalb als Contreadmiral am 29. Sept. 1791 mit den zwei Fregatten la Recherche und l'Espérance von Brest aus in See. Sein Auftrag war im Besondern dahin gestellt: alle Küsten, die Jener, nachdem er im Laufe des Jahres 1788 die Botanybai verlassen, muthmaßlich berührt haben dürfte, zu untersuchen, um wo möglich eine Spur von ihm aufzufinden, und dabei die von ihm schon gemachten Entdeckungen, über die man nur theilweise und allgemeine Berichte erhalten hatte, zu vervollständigen und zu erweitern. Beide Gesichtspunkte verlor d'Entrecasteaux während seiner ganzen Reise nie aus den Augen und verstand sie fast immer mit einander zu vereinigen. Sein seltener Muth, sowie die ihm eigene erfahrene Gewandtheit, welche erfodert wird, um gefährlichen Küsten beizukommen, unterstützten ihn dafür, und so ging er, wenn es die Zeit nur irgend erlaubte, immer da vor Anker, wo er nur hoffen konnte, eine Kunde von la Pérouse zu erhalten und auch so nahe an den Küsten, daß keine Andeutung verunglückter Seefahrer vom Lande her ihm entgehen konnte. Wenn nun auch alle seine Bemühungen, irgend etwas über la Pérouse's Schicksal zu

*) Nach anderer, auch vorkommender, Schreibart: Dentrecasteaux.

erforschen, fruchtlos gewesen, so hat dies nur daran gelegen, daß ihn nicht das Glück begünstigte, grade die Insel oder die Küste zu treffen, wo Jener sein Ziel gefunden. Dennoch aber gehört die Seereise d'Entrecasteaux' wegen der ihr zu verdankenden zahlreichen Aufklärungen über Vieles, was bis dahin noch ungewiß oder unbekannt war, zu den glänzendsten von französischen Seemännern je unternommenen. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus richtete er zuerst seinen Lauf nach dem Meere südlich von Neuholland und entdeckte an der südlichen Küste von Vandiemensland in der Sturmbai nicht nur einen großen und sichern Hafen (von ihm port du Nord benannt), in welchem er am 21. April 1792 Anker warf, sondern auch in der Tiefe jener Bai einen Kanal, den er in seiner ganzen Ausdehnung gegen Nordost durchschiffte. Am 28. Mai ging er von Vandiemensland nach Neukaledonien, dessen ganze westliche Küste er ebenso zuerst genau bestimmte, wie hierauf dieselbe Küste von den Inseln Bougainville und Buka im Salomonsarchipel. Nachdem er dann die südliche Küste von Neuhanover, die Admiralitätsinseln, mehre nördlich von Neuguinea gelegene und die Nordküste des letztern Landes recognoscirt hatte, passirte er die Meerenge von Sagewien (zwischen den Inseln Sallawatty und Batenta nordwestlich von Neuguinea) und gelangte am 6. Sept. nach Amboina, wo er bis zum 13. Oct. verblieb, um sich mit nothwendigen Bedürfnissen zur Fortsetzung seiner Reise zu versehen. Von da wendete er sich nach den Timor- und den Sawüinseln und umsegelte in südwestlicher und südlicher Richtung Neuholland, an dessen Südküste er am 9. Dec. in der Hoffnungbai anlegte, um von da die westlich und östlich gelegene Küste des Nuytslandes zu untersuchen. In der zweiten Hälfte des Januar befand er sich wieder an der Südküste von Vandiemensland, wo er am 21. im sogenannten Südhafen einlief, dort an das Land stieg und von da, sowie auch vom Nordhafen aus bis in den Februar mehre Excursionen in das Innere machte, durch die viele schätzbare Notizen über die dortige Naturbeschaffenheit und den Charakter der Einwohner gewonnen worden sind. Am 21. Febr. verließ er wiederum Vandiemensland, nachdem er durch den sogenannten Südkanal gegangen, umschiffte Neuseeland nördlich und landete am 23. Mai auf Tongatabu, einer der bedeutendsten der freundschaftlichen Inseln. Sein Aufenthalt daselbst bis zum 9. April setzte ihn in den Stand, eine sehr genaue Beschreibung dieses Eilandes geben zu können und verschaffte ihm auch die Überzeugung, daß la Pérouse in keinem Hafen der freundschaftlichen Inseln eingelaufen sei. Von Tongatabu steuerte er wieder nach Neukaledonien, wo er im Hafen von Balade an der nordöstlichen Küste bis zum 9. Mai verweilte. Hier fand er Gelegenheit die frühern Angaben Forster's und anderer Seefahrer über die Eingebornen zu berichtigen, die er noch als völlige Wilde, gewohnt, sich von Menschenfleisch zu nähren, kennen lernte. Hierauf recognoscirte er noch die südlichen Inseln des Salomons- und die nördlichen des Louisadenarchipels, sowie die Südostküste von Neuguinea und ging durch die Dampiersstraße, um an die Nordküste von Neubritannien und die Ostküste von Neuhanover zu gelangen. Bei letzterer angekommen wurde d'Entrecasteaux, da sich seit einiger Zeit der Skorbut unter der Schiffsmannschaft gezeigt und er selbst schon, seitdem er den Hafen von la Balade verlassen, daran gelitten hatte, zu dem Entschlusse genöthigt, vor der Hand weitere Entdeckungen aufzugeben, und seine Richtung nach den Molukken zu nehmen, um auf einer dortigen Insel gegen das Übel, welches allgemein zu werden drohte, noch ernstere Vorkehrungen zu treffen, als dies auf dem Meere möglich war. Doch auf der Fahrt dahin steigerte sich dasselbe bei ihm bis auf den höchsten Grad. In der Nähe der Insel Waigiu baten ihn die Ärzte und seine Umgebungen dringend, sich auf das Land zu begeben, was vielleicht zu seiner Rettung noch hätte beitragen können; er war aber nicht dazu zu bewegen, sondern blieb beharrlich darauf stehen, daß er wegen seines persönlichen Vortheils die Reise nicht aufhalten wolle, indem dies ebenso seinen Grundsätzen als seinen Instructionen zuwider sei. Endlich gab er am 20. Juli 1793 unter großen Schmerzen im 54. Jahre seines Alters den Geist auf. Sein Tod verbreitete große Trauer unter allen, die während des Seezugs unter seinen Befehlen gestanden, deren ungetheilte Verehrung und Liebe er sich durch seine seltenen Eigenschaften erworben hatte. Herr von Rossel, sein Flaggenkapitain, der acht Jahre hinter einander unter ihm Dienste gethan, hat die Beschreibung seiner Entdeckungsreise in einem Prachtwerke von zwei Bänden, dessen Herausgabe zu Paris vom Kaiser Napoleon unterstützt wurde, im J. 1808 niedergelegt. Selbige zeichnet sich durch Gründlichkeit und Klarheit aus, enthält eine große Menge von neuen und zuverlässigen Ortsbestimmungen und hat auch noch einen besondern Werth nicht nur durch die Zeichnungen der besuchten Küsten, welche mit einer Genauigkeit ausgeführt sind, wie man sie früher noch nicht gekannt hatte, sondern auch durch einen beigefügten von Beautemps-Beaupré, welcher die Expedition als ingénieur hydrographe begleitete, bearbeiteten vorzüglichen Atlas erhalten. (*Heymann.*)

ENTRE DURO E MINHO, Provinz im Königreiche Portugal. Sie liegt zwischen 8° 54′—10° 4′ östl. L. und 41° 6′—42° 6′ nördl. Br., wird im Norden von der spanischen Provinz Galicien, im Osten von Traz os montes, im Süden von Beira, im Westen von dem atlantischen Ocean begrenzt und verdankt ihren Namen der Lage zwischen dem Duro und Minho, weshalb sie auch Antonio Arando de Azevedo das portugiesische Mesopotamien nennt. In Hinsicht des Flächenraums ist sie die kleinste der Provinzen des Reichs, denn er beträgt nach der niedrigsten Angabe 110, nach der mittlern und höchsten 135—163 □Meilen, dagegen ist sie die volkreichste. Nach Balbi beträgt die Zahl ihrer Einwohner 744,000, nach Ebeling 817,167, nach Antillon 907,965 und nach Barros sogar 1,123,495. Mäßig, thätig, unverdorben, und deshalb stark und tapfer, bewohnen sie 2 Städte, 24 Flecken, 1327 Kirchspiele in den 7 Correiçoes Braga, Porto, Penafiel, Guimaraes, Viana, Barcellos und Valenza. Die Hauptflüsse der Provinz sind der Douro im Süden, welcher die Tameja und Sousa aufnimmt, und der Minho im Norden, dem bei seiner Mün-

bung der Couro zufließt. Zwischen ihnen befinden sich die Lima, welche durch den Vez verstärkt, bei Viana das Meer erreicht, der Cavado, welcher den Caldo aufnimmt und bei Esposende mündet, und der Ave, welcher bei Villa do Conde dem Meere zueilt. Man zählt 200 steinerne Brücken, welche über diese Flüsse, sowie über eine Menge kleinere geschlagen sind. Alle nützen der Provinz mehr durch die Bewässerung als durch die Schiffahrt. Denn obgleich die drei ersten für dieselbe benutzt werden, so stehen ihr doch auch viele Hindernisse, die ihren Grund in der Natur dieser Flüsse haben, im Wege. Unter den Gebirgen, woran vorzüglich der nordöstliche Theil reich ist, zeichnet sich die Serra de Gerez mit dem 4000 Fuß hohen Murro de Burrageiro aus. Sie streicht mit südlicher Richtung aus Galicien herüber und verbindet sich mit der Serra de Maraho. Größtentheils mit Wäldern besetzt, nährt sie den Moufflon, Wölfe, Hirsche und wilde Schweine. Andere Gebirge sind die Serren Amarella, Soazo, Estrica und St. Catarina. Die beiden letzteren an der Lima und Tameja. Der Boden der Provinz ist mit Ausnahme eines dürren Heidestriches, welcher sich von Porto nordostwärts nach Chaves hinzieht, von Natur fruchtbar und wird es noch mehr durch die Thätigkeit der Einwohner. Daher erbaut die Provinz Weizen und Mais, mehr als sie bedarf, auch Hülsenfrüchte und Gemüse im Überflusse. Gerste und Hafer wird wenig erzeugt, auch reicht der Ertrag des Flachs- und Hanfbaues nicht für den Bedarf hin. Apfelsinen, Pomeranzen und andere Südfrüchte sind häufig und von großer Güte, ebenso die Wallnüsse und Kastanien. Von Wein baut man vorzüglich in den Thälern und an den Abhängen des Gerezgebirges eine weiße und eine rothe Sorte. Beide werden nicht gekeltert, sondern ausgetreten. Denjenigen Wein, welchen man nicht verfahren will, läßt man nur 24, den andern 72 Stunden auf den Trestern stehen. Der eigentliche Portwein ist roth und erhält einen Zusatz vom stärksten Branntwein, indem man nur dadurch ihn dauernd machen zu können glaubt. Die Schaf-, Ziegen-, Schweine- und Rindviehzucht ist bedeutend, weniger beschäftigt man sich mit der Pferdezucht, da Esel und Maulesel die Arbeit dieser Thiere verrichten. Man rechnet gegen eine Million Schafe, welche in Alentejo überwintern. Die Bienenzucht wird stark getrieben, auch werden viele Hühner und Tauben gehalten. Die Fluß- und Küstenfischerei ist äußerst ergiebig; man fängt vorzüglich Störe, Lachse, Lampreten und Sardinhas. Der Bergbau liegt ganz danieder und außer Thon und Bausteinen wird fast nichts von dem benutzt, was das Mineralreich bietet. Unter den Industriezweigen wird vorzüglich die Leinwandweberei stark betrieben; zu Guimaraes verfertigt man schönes Tafelzeug. Auch hat man Band- und Hutfabriken. Der Handel begünstigt durch die Häfen zu Porto und Viana, ist sehr blühend und beschäftigt sich vorzüglich mit der Versendung von Wein, Branntwein, Leinwand, Sumach und andern Producten der Provinz. (*Fischer.*)

ENTRENA und **ENTREÑA**, zwei Villas in der spanischen Provinz Burgos, von welchen die erstere in der Tierra de Nalda in der Mitte zwischen Najera und Lograno auf der diese Orte verbindenden Straße, die andere aber in der Rioja Alta liegt. (*Fischer.*)

ENTREVAUX, lat. Intervalles (Br. 44° 1′, L. 24° 46′), Stadt und Festung vierten Ranges und Hauptort des gleichnamigen Cantons im französischen Departement der Niederalpen, Bezirk Castellane, liegt 14 Lieues von dieser Stadt und 209 Lieues von Paris entfernt, auf einer Anhöhe am Fuße der Alpen und am rechten Ufer des Var, nahe an den Grenzen von Piemont, war ehemals die Residenz des Bischofs von Glandeves, der hier die Kathedralkirche seines Sprengels hatte, und hat ein Friedensgericht, ein Etappen- und ein Postamt, eine Pfarrkirche und 1401 Einwohner, welche vier Jahrmärkte unterhalten. — Nach Honoré Bouche lag an der Stelle von Entrevaux, oder wenigstens in dessen Nähe, die Stadt Oratelli. Der Canton Entrevaux enthält in acht Gemeinden 3105 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENTROCHITEN, nennt man aus mehren Trochiten zusammengesetzte Säulenbruchstücke versteinerter Crinoideen. (*Rost.*)

ENTSATZ einer belagerten Festung, die Befreiung derselben von dem Angriffe des Feindes, läßt sich auf zweierlei Art bewirken: durch unmittelbaren Angriff des Belagerers, um ihn aus dem Felde zu schlagen, oder auch durch besonders entsendete Truppen, seine Verbindungen rückwärts zu stören, sich seines herankommenden Geschützes und seiner Munition zu bemächtigen. Letzteres geschah dem großen Könige 1758 in der Belagerung von Olmütz, wo allerdings der Fehler begangen ward, die Laufgräben am 27. Mai in zu großer Entfernung von der Stadt zu eröffnen. Dies und ihre fehlerhafte Richtung verzögerte den Fortgang des Angriffes, sodaß man erst 25 Tage nach Eröffnung der Tranchee bis an den Fuß des Glacis gekommen war. Um das wegen der Entfernung der Batterien nur wenig wirksame Feuer fortzusetzen, erwartete man einen Transport von fast 4000 Wagen, wovon allein 818 mit Munition und Artilleriebedürfnissen versehen waren, und der von 12 Bataillonen und 1100 Reitern unter dem Obersten Mosel begleitet ward. Dieser Transport ward am 30. Juni von den Österreichern in dem Engpasse bei Domstädtl mit überlegener Macht angegriffen und nach hartnäckigem Widerstande zerstreut, sodaß nur etwa 200 Wagen durchkamen, die übrigen aber in die Hand des Feindes fielen. Der König sah sich dadurch gezwungen, die Belagerung am 2. Juli aufzuheben und sich nach Böhmen zurückzuziehen. Durch seine Umsicht und Schnelligkeit — von der Unthätigkeit des Feldmarschalls Daun begünstigt — führte er den Rückzug nach Königsgrätz ohne allen Verlust aus.

Die Belagerungen der Engländer in Spanien wurden meistentheils mit unzureichenden Streitmitteln unternommen, und nach Jones' Zeugniß oft mit zu wenig Intelligenz geführt. Vielfacher Verlust und erschwerte Eroberung war die nothwendige Folge davon. So ward die Belagerung von Burgos 1811 aufgehoben, nachdem 15,500 Kanonenschüsse und 2780 Granaden dagegen verschossen worden, weil der Sturm auf das Fort Christoval

mislang, Munition fehlte, 18 unbrauchbar gewordene Geschütze nicht ersetzt werden konnten und der Marschall Soult zum Entsatze sich näherte. Dasselbe geschah auch vor dem nur schwach befestigten Schlosse Burgos, am 21. Oct. 1812, nach vierwöchentlichem Angriffe, der den Engländern nicht weniger als 24 Officiere und 485 Todte und 68 Officiere und 1487 Verwundete gekostet hatte; wo noch zum Überflusse bei dem Abzuge die zur Schleifung des vorliegenden Hornwerkes bestimmte Mine von 2000 Pfund Pulver versagte, und die zum Angriffe gebrauchten drei Achtzehnpfünder wegen der durch den Regen verdorbenen Straßen unterwegs zurückgelassen werden mußte.

Ein Entsatz durch Hinwegschlagen des Belagerers fand 1706 bei der Belagerung von Turin statt, wo der Herzog von Feuillade sich vom Po bis an die Dora durch eine gute, widerstandsfähige Verschanzung gedeckt, zwischen der Dora und der Stura aber diese Vorsicht unterlassen hatte, weil man nicht geglaubt, daß die Alliirten die Dora überschreiten würden. Als dies dennoch geschah, wurden zwar — nun zu spät — in der Nacht vor dem Angriffe einige Verschanzungen aufgeworfen, aber nicht vollendet, und daher, als jener erfolgte, leicht überstiegen. Vergebens thaten die Franzosen herzhaft Widerstand, sie wurden durch die wiederholten Angriffe der Teutschen endlich zum Weichen gebracht, und gingen theils über die Stura nach Chivasso, theils über die Dora auf die Hauptarmee, und mit dieser, doch unverfolgt, nach Pignerol zurück. (*v. Hoyer.*)

ENTSCHÄDIGUNG, Schadenersatz, Schadloshaltung (damni resarcitio, damni praestatio, damni reparatio, indemnitas, im mittlern Latein: indemnisatio, als Zeitwort: dedamnificare[1]), die Handlung, wodurch der einer Person verursachte Schade wieder gut gemacht wird[2]), davon abgeleitet auch das Object, durch welches diese Handlung bewirkt wird. Es sind eigentlich obige drei Worte nicht ganz gleichbedeutend. Schadloshaltung wird mehr gebraucht von dem Falle, wo gleich im Voraus, oder bei der Handlung, durch welche der Schade entsteht oder entstehen könnte, darauf Rücksicht genommen wird, daß dem betroffenen Subjecte kein Schade geschehe. Daher der Ausdruck Schadlosbrief, ursprünglich s. v. w. Revers, besonders von Fürsten den Landständen dahin ertheilt, daß gewisse einzelne Bewilligungen deren Rechten nicht nachtheilig sein sollen[3]); noch neuerlich in der Schweiz gleichbedeutend mit Gültbrief, beides ähnlich unserm Hypothekenbrief oder Hypothekenschein, doch mit einigen nicht hierher gehörigen Modificationen[4]). Schadensersatz (restitutio) ist die vollständige Vergütung gehabten Schadens. Damit stimmt auch unsere Gesetzessprache überein: Cum praetor dicat, ut opus factum *restituatur*, etiam damnum datum actor consequi debet: nam verbo *restitutionis* omnis utilitas actoris continetur[5]). Entschädigung wird theils in der allgemeinsten Bedeutung in obigem Sinne und sonach auch mit für die beiden eben gedachten Worte gebraucht, theils und jetzt vorzüglich in dem Sinne einer nicht vollständigen Vergütung des Schadens, in dem Sinne des Falles, wo der Beschädigte nur ein quid pro quo bekommt. So sprechen die neuesten Staatsdienergesetze, wenn sie von dem Rechte der Regierung handeln, die Staatsdiener nach Willkür zu versetzen, immer nur von einer Entschädigung des Staatsdieners in einem solchen Falle, nicht von Schadenersatz. Denn die Staatsdiener erhalten bei solchen Versetzungen in der Regel nicht alle die Emolumente in der neuen Stelle wieder, die sie in der vorigen hatten, indem in der Hauptsache nur die baare Besoldung ihnen vergütet wird, zufällige Vortheile ihrer Stelle aber, z. B. wohlfeile und gute Gelegenheit zur Erziehung ihrer Kinder, wohlfeileres Leben am Orte ihrer zeitherigen Stelle u. s. w., nicht in Anschlag kommen. Daher bringt Krug[6]) in seine Definition des Wortes Entschädigung die nähere Bestimmung: soweit die Vergütung des Schadens im gegebenen Falle möglich ist — ein Zusatz, der richtig andeutet, aber nicht ganz erschöpfen dürfte. Entschädigungsrecht ist nach allem diesen das Recht, Entschädigung zu fodern; Entschädigungspflicht die Verbindlichkeit zu Leistung der Entschädigung. Übrigens steht das Entschädigen dem Beschädigen gegenüber, Beides entspringend aus dem alten Intensivum schädigen von schaden, einen Schaden anrichten. Daher hängt die Erklärung dieser Ausdrücke wieder von dem Begriffe des Wortes Schade ab — wol richtiger als das in einigen Mundarten gebräuchliche, der Schaden[7]), obgleich in allen Beugungen dieses Wort das n wieder annimmt, also der Schade, des Schadens rc. So wird das Wort auch gewöhnlich in der Lutherischen Übersetzung der Bibel[8]), mit nur etwa zwei Ausnahmen[9]), gebraucht. Der Schade (lat. damnum, in der fränkischen Mundart des 8. Jahrh. schon Scadhe, ebenso im Angelsächsischen Scathe, eng-

1) Adelung's Wörterbuch der hochteutschen Mundart. 1. Th. u. d. W. Entschädigen. 2) Ebendaselbst. Pierer, Encyklopädisches Wörterbuch. 7. Bd. 1. Abth. S. 76, u. d. W. Entschädigung. 3) Eichhorn, Teutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Th. (Göttingen 1836.) §. 427. S. 270. Mittermaier, Grundsätze des teutschen Privatrechts. §. 423. Not. 7. 4) Mittermaier, über die Fortschritte der Gesetzgebung über Hypotheken rc., im Archiv für die civilistische Praxis. 19. Bd. 1. Heft (Heidelberg 1836). Nr. VI. S. 128.

5) fr. 81. D. de verb. signif. (L. 16.) Umständlich verbreitet sich über die Fragen, wie und in welchem Umfange der Schade zu ersetzen, was unter dem allgemeinen Ausdruck Ersatz zu verstehen, wie der Ersatz zu leisten, wenn Jemand am Körper verletzt, durch solche Verletzung verunstaltet oder gar getödtet, wenn eine Weibsperson verführt und geschwängert, wenn Jemand seiner Freiheit beraubt, wenn er an der Ehre oder an seinem Vermögen verletzt worden sei u. s. w. der in Note 20. S. 151 angezogene Scheidlein a. a. O. 4. H. §. 75 fg. S. 142 fg. 6) Im Encyklopädisch-philosophischen Lexikon, u. d. W. Entschädigung. 7) Adelung a. a. O. 3. Th. u. d. W. der Schade, Anm. 1. S. 1320. Krug a. a. O. u. d. W. Schade. 8) 3 Mos. 24, 20: Schade um Schade, Auge um Auge rc., doch hier in der Beugung abweichend gegen Amos 6, 6: und bekümmert euch nichts um den Schaden Joseph's, u. a. m. Klaglieder Jeremiä 2, 13: Denn dein Schade ist groß rc., u. s. w. 9) Jesaias 32, 7: Denn des Geizigen Regieren ist eitel Schaden rc., und 59, 7: ihr Weg ist eitel Verderben und Schaden.

lisch Scath, schwedisch Skada, isländisch Skade, böhmisch und wendisch Skoda, polnisch Szkoda) bedeutet im Urbegriffe Körperverletzung, und zwar besonders Verletzung eines lebenden Körpers (daher das isländische Manskiaed, Todtschlag), dann Verletzung auch anderer Körper, Feuer-, Wasser-, Wetterschade ꝛc., weiter überhaupt jede Verringerung des Zustandes einer Sache, sonach jede Einbuße [10]), jedes uns zugefügte Übel [11]), jede Einbuße eines Gutes, dies sei an Gesundheit, Freiheit, Ehre u. s. w. [12]), oder — und dies hat sich bei dem hohen Werthe, den die meisten Menschen den pecuniären Interessen beilegen, zur Hauptbedeutung des Wortes erhoben — an Vermögen — damnum pecuniarium [13]). So bezeichnet dieses Wort im engern Sinne den Verlust an Vermögen, die Verringerung des Vermögens einer Person [14]). Nach diesem Begriffe besteht daher der Schadenersatz, der Hauptsache nach, in der Ausgleichung des einem Andern gewordenen Schadens durch Überlassung eines Äquivalentes [15]). Mit dem Begriffe des teutschen Wortes Schade stimmt der des lateinischen damnum überein. Unsere Gesetze [16]) enthalten übrigens eine etymologische Derivation des Wortes: Damnum et damnatio ab ademtione et quasi deminutione patrimonii dicta sunt [17]); in einer weitern Ausdehnung ist es auch neuerlich z. B. in der bekannten Zusammensetzung damna secundarum nuptiarum gebraucht worden [18]). Damnum dare heißt Schaden zufügen, damnum pati vel sentire Schaden leiden, damnum facere bedeutet sowol das Eine als das Andere [19]). Übrigens ist als reiner Schade nur das Resultat anzusehen [20]), welches nach Abzug des aus der schadenden Handlung dem Beschädigten erwachsenen Vortheils verbleibt [21]). Da Entschädigung in der Regel nur rücksichtlich des damnum pecuniarium denkbar ist, übrigens die Grundsätze über Entschädigung, Schadenersatz und Schadloshaltung nur aus einem gemeinschaftlichen Principe hervorgehen, nämlich aus dem, daß Niemand mit dem Schaden eines Andern sich bereichern und Niemand durch einseitige Handlungen die Rechte eines Andern schmälern darf; so wird in diesem Artikel unter Schaden in der Regel damnum pecuniarium verstanden und die obigen drei Worte werden nur in ihrem gemeinschaftlichen Sinne, nicht nach ihrem oben angedeuteten Unterschiede, gebraucht werden.

Der Schade wird rechtlich betrachtet [22])

1) inwiefern derselbe schon vollbracht ist — *damnum factum*, oder inwiefern er nur zu befürchten steht — *damnum metuendum s. damnum infectum* [23]). Nur der Erstere ist Gegenstand der Entschädigung. Rücksichtlich des Letztern geben die Gesetze mehre andere Rechtsmittel, z. B. wegen solcher Gebäude, die durch ihre Baufälligkeit dem Dritten Schaden drohen, die cautio damni infecti, wegen eines beabsichtigten, dem Dritten schädlichen Neubaues die nunciatio novi operis [24]). Eine andere Rücksicht bei dem Schaden ist

2) der Umstand, ob durch die schädliche Handlung dem Beschädigten ein schon wirklich in seinem Vermögen befindliches Gut entzogen wird — positiver Schade (*damnum emergens*, *d. positivum*, *damnum κατ' ἐξοχήν*, franz. dommage), oder ob ihm nur die Möglichkeit, sich einen Vortheil zu erwerben, benommen wird —

10) Daher vielleicht die elliptische Redensart: „Ach Schade dafür!" Vergl. über alles dies Adelung a. a. O. S. 1319 fg. 11) Krug a. a. O. 12) Mackeldey, Lehrbuch des heutigen römischen Rechts. §. 339 (549). Glück, Pandekten-Commentar. 4. Th. §. 313. S. 313. v. Wening-Ingenheim, Lehrbuch des gemeinen Civilrechts. 3. Buch. §. 193 (14). Hänel, Versuch einer Darstellung der Lehre vom Schadenersatz (Leipzig 1823). §. 1. 13) fr. 5. §. 5. i. f. D. de his qui effuderint (IX, 3). 14) Thibaut, System des Pandektenrechts. 8. Ausg. §. 184. v. Wening-Ingenheim a. a. O. *Mühlenbruch*, Doctrina pandectarum. §. 360. 15) v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (14). 16) fr. 3. D. de damno infecto (XXXIX, 2). 17) Conf. *Calvini* Lexicon juridicum s. v. *damnum*. 18) *Mühlenbruch* l. c. §. 542, zuweilen heißt es auch s. v. w. Geldstrafe. v. Wening-Ingenheim a. a. O. Not. k. 19) Hänel a. a. O. §. 4. Not. a. 20) Schweppe, Das römische Privatrecht. 1. Bd. §. 202. Scheiblein, Miscellen aus dem Gebiete der Gesetzgebung des österreichischen Kaiserstaates (Wien 1820—1822). 4. Heft. §. 2. S. 2. 21) Rücksichtlich der ältern Literatur, den Schadenersatz betreffend, verweisen wir zunächst auf *Lipenii* Bibliotheca jur. mit den Supplementen unter den Worten Damnum und Indemnitas. Außer den bei einzelnen Materien theils schon angezogenen, theils im Verfolge dieses Artikels noch zu benennenden Schriften, erwähnen wir hier vorzüglich: *J. M. Magnus*, Ration. et differ. jur. civ. Lib. II.: de eo quod interest (in *Meermann*, Thes. T. III. p. 294). *Gab. de Gast*, Comment. in tit. C. de sentent. quae pro eo quod interest. (Ibid. T. VI. p. 762 sq.) *G. Castiani*, De eo quod interest. (Ibid. T. VII.) *Donellus* ad leg. unic. C. de sent. quae pro etc. s. liber de eo quod interest (1596) et in Comm. jur. civ. L. 26. c. 13—24. *Masii* Tract. de rei debitae aestimatione (Lovan. 1653). *Schmidt* (resp. *Herzberg*), Diss. selecta capita ex doctrina de lucro cessante et damno emergente continens (Jenae 1763). *Guil. Wehrn*, Doctrina juris explicatrix principiorum et causarum damni etc. (Lips. 1795.) Schöman, Die Lehre vom Schadenersatz (Gießen und Wetzlar 1806, wovon der erste Theil auch in dessen Handbuche des Civilrechts. 1. Bd. Nr. V. S. 161 fg. enthalten ist). *Dielemann*, Diss. de damno et pauperie (Lipsiae 1804). Ludwig, Erläuterung der Rechtstheorie vom Schadenersatze aus unerlaubten Handlungen, vom Besitz ꝛc. (Breslau 1815 [1816]). Am übersichtlichsten und daher am brauchbarsten für den Handgebrauch ist unstreitig die oben schon Note 12 angezogene Hänel'sche Schrift; man vergl. die Recension darüber in der Leipziger Litteraturzeitung von 1823. Nr. 241. S. 1926. In folgenden größern Sammlungen finden sich nachbemerkte Abhandlungen über diesen Gegenstand: über die Lehre vom Schadenersatz, in Seuffert, Erörterungen einzelner Lehren des römischen Privatrechts. 1. Abth. (Würzburg 1820.) Abh. 20; dann: über die Lehre von dem Schadenersatze, den Beweis des Schadens und des lucrum interceptum, in Gesterding, Ausbeute von Nachforschungen über verschiedene Rechtsmaterien. 1. Th. (Greifswalde 1826.) 1. Abh.

22) Über die nachstehenden sechs Eintheilungen des Schadens vergl. Glück a. a. O. 4. Th. §. 313 fg. Thibaut a. a. O. §. 184 und 187. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193. (14 fg.) Mackeldey a. a. O. §. 339. Schweppe a. a. O. §. 202. 203. *Mühlenbruch* l. c. Göschen in dem Not. 34. S. 152 angezogenen Werke. §. 395. Hänel a. a. O. §. 2 und 3. 23) fr. 2. D. de damno infecto (XXXIX, 2): Damnum infectum est damnum nondum factum, quod futurum veremur. *Calvinus* l. c. p. 256. 24) Glück a. a. O. *Mühlenbruch* l. c. §. 459. Schweppe 3. Bd. §. 605 fg. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 286 (221). *Weiske*, Quaestiones juris civilis (Zwickau 1831). quaest. I. p. 1: De damno infecto ex soli vitio. Mackeldey a. a. O. §. 483.

negativer Schade (*damnum privativum*, *damnum negativum*, *lucrum cessans*, *lucrum interceptum*, franz. intérêt). Die Römer verstehen unter damnum immer nur den positiven Schaden; beides zugleich begreifen sie nur unter dem Worte utilitas [25]). Auch im Teutschen pflegt man die erste Art des Verlustes vorzugsweise Schaden zu nennen, und man versteht daher auch unter dem Ausdrucke „Schaden" ohne weitern Zusatz in der Regel den entzogenen Gewinn nicht mit [26]), nur den Ausdruck „alle verursachte Schäden" pflegt man auch von lucrum cessans mit zu verstehen [27]). Dieses kommt überhaupt nur dann mit in Betrachtung, wenn der verlangte Gewinn, ohne die schädliche Handlung, sicher [28]) und rechtlich (honestum) war [29]). Den Gewinn [30]) pflegt man, je nachdem er blos in einer Ersparniß, also in einem blos negativen Factum oder in der Erlangung eines positiven Vortheiles besteht, noch näher in *damnum cessans stricte sic dictum* und *lucrum emergens stricte sic dictum* einzutheilen [31]). Im Allgemeinen gilt vom Gewinne die Regel, daß der, welcher gewinnen will, weniger im Rechte begünstigt ist, als der, welcher blos Schaden abzuwenden beabsichtigt [32]). Übrigens ist es nicht immer klar, ob ein Verlust zu der einen oder der andern Kategorie gehört. So hat man gefragt, ob der künftig entgehende Verdienst als ein Schade, oder als ein Entgang des Gewinnes anzusehen sei? [33]) Wenn man

3) das Verhältniß des schädlichen Ereignisses zum entstandenen Schaden in seinem ganzen Umfange berücksichtigt, so ist der Schade entweder eine unmittelbare Folge jenes Ereignisses — unmittelbarer Schade (damnum circa ipsam rem, bei den Römern: utilitas, quae circa ipsam rem consistit, rei aestimatio, quanti ea res est, quanti eam rem paret esse), oder er ist eine blos mittelbare Folge desselben und des Zusammenhanges des fraglichen Ereignisses mit andern Umständen — mittelbarer Schade (damnum extra rem, bei den Römern: id quod interest, im engern Sinne) [34]). Der letztere Schade wird in der Regel nicht ersetzt, außer wo es sich um Vergütung eines positiven Schadens handelt [35]).

4) In Hinsicht auf die den Schaden bewirkenden Ursachen ist derselbe entweder ein zufälliger — *damnum casuale* v. *fatale*, oder ein freier — *damnum liberum*, *non casuale*. Der blos durch Zufall verursachte Schade ist nach den Grundsätzen vom Zufall (s. den Artikel Zufall) [36]) zu beurtheilen. Hier ist nur im Allgemeinen und Behufs der Vollständigkeit zu bemerken, daß die Regel, der Zufall treffe den, in dessen Person und Sache er sich ereigne, sehr viele Schwierigkeiten und Ausnahmen hat. Ebenso ist auch der Ausdruck periculum (Gefahr), den man gar oft blos für die durch einen Zufall entstehende Gefahr nimmt, keineswegs blos davon zu verstehen, sondern aus dem Zusammenhange, in welchem er vorkommt, sehr verschiedenartig zu erklären, da die Gesetze, z. B. in den ganzen Titeln de administratione et periculo tutorum [37]), nur von solchem Schaden sprechen, den die Vormünder verschuldet haben, also keineswegs von zufälligem Schaden, da sie sogar den durch dolus entstandenen Schaden periculum [38]) nennen, mithin unter diesem Ausdrucke im Allgemeinen die Möglichkeit eines Schadens zu verstehen scheinen. Die Regel, daß Niemand den durch Zufall entstandenen Schaden zu ersetzen hat (damnum praestare), sondern, daß ihn der tragen muß, den er trifft (Casum sentit is, quem tangit), hat, wie wir schon andeuteten, viele Ausnahmen. Schon einigermaßen gehört dahin der Fall des casus mixtus, casus dolo vel culpae subordinatus, d. i. des Zufalles, dessen Möglichkeit durch die Handlung einer Person herbeigeführt, und welcher nach den Grundsätzen des dolus und der culpa (s. w. u.) zu beurtheilen ist [39]). Sieht man gleich unwillkürliche Handlungen wie Zufall an (s. w. u.), so wird doch, abgesehen davon, was wir weiter unten vom Wahnsinne erwähnen werden, jedenfalls dann der Schade aus einer unwillkürlichen Handlung zu ersetzen sein, wenn Jemand durch eigenes oder fremdes Verschulden in den Zustand vorübergehender Sinnenverwirrung gesetzt, oder durch Mangel an Aufsicht der Schade verursacht worden ist [40]). Allein es gehören zu jenen Ausnahmen auch testamentarische, contractliche und gesetzliche Dispositionen, durch welche gewisse Personen zu Vergütung des zufälligen Schadens für bestimmte Fälle verbunden sind. So muß der, welcher zu einer Leistung ex obligatione verpflichtet ist, aber durch eine relative Unmöglichkeit daran gehindert wird, den diesfallsigen Schaden ersetzen, nicht wenn eine absolute Unmöglichkeit durch Zufall eintrat; denn in diesem Falle muß jeder Contrahent, der hierdurch einen Vortheil verliert, diesen Schaden tragen. Ebenso müssen den zufälligen Schaden ersetzen in vielen Fällen der in mora solvendi Befindliche, dann der, aus dessen Wohnung durch Ausgießen und Auswerfen ein Schade verursacht wird, endlich Schiffer und Wirthe bei Entwendungen und Beschädigungen an Sachen der Reisenden, in welchem Falle sie sogar für den von ihren Dienstleuten verursach-

25) s. o. S. 150. Hänel a. a. O. §. 3. S. 3. 26) *Pufendorf*, Observationes juris universi. Tom. IV. obs. 117. 27) *Hommel*, Rhapsodia quaestionum. obs. 522. 28) fr. 29. §. 3. D. ad leg. Aquil. (IX, 2.) 29) Glück a. a. O. §. 332. S. 446. Schweppe a. a. O. 1. Bd. §. 203. S. 468. 30) Im Allgemeinen vergl. hierüber noch Gesterding a. a. O. 31) Schweppe a. a. O. §. 206. 32) fr. 7 et 8. D. de juris et facti ignorantia (XXII, 6). 33) Scheidlein a. a. O. 4. H. §. 3 und 4. S. 9. 34) über die Ausdrücke der Römer vergl. man besonders Göschen, Vorlesungen über das gemeine Civilrecht, von Errleben. 2. Bd. (Göttingen 1839.) §. 395. 35) So v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (14 vergl. mit 16), dies jedoch nicht ohne Widerspruch; über die verschiedenen Meinungen gibt er umständliche Nachweisung in der Note q. Abweichende Ansichten haben auch Schweppe a. a. O. §. 468. Glück a. a. O. §. 440. Hänel a. a. O. §. 77.

36) Cf. *Mühlenbruch* l. c. §. 362. 37) D. XXVI. 7. C. V. 38. 38) fr. 14. §. 3. D. de furtis (XLVII, 2). 39) fr. 1. §. 4. in fine D. de obligationibus et actionibus (XLIV, 7). 40) Vergl. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 31. S. 61, während wir den übrigen von dem Verfasser aufgestellten Ausnahmen von gedachter Regel, §. 32 fg., nicht immer beistimmen möchten.

ten Schaden haften müssen [41]). Geht eine Sache durch Zufall unter, so trägt, insoweit dadurch die Ausübung eines Rechts unmöglich oder fruchtlos wird, diesen Schaden Jeder, dem die Ausübung des Rechtes zustand [42]). Bei

5) dem freien Schaden unterscheidet man wieder den gerechten Schaden (*damnum indirectum*) nach dem Grundsatze: Qui jure suo utitur, nemini facit injuriam (s. w. u.), von dem ungerechten Schaden (*damnum directum s. injuria datum*). Zu dem Erstern gehört der Schade, der durch eine erlaubte Handlung verursacht wird, auch in gewisser Maße der durch die eigene Handlung des Beschädigten verursachte: Quod quis ex sua culpa sentit damnum, sentire non videtur (s. w. u.). Bezüglich auf das den Schaden anrichtende Subject unterscheiden die Gesetze aber klar *injuria* und *pauperies*, je nachdem der Schade von einem Menschen — *damnum injuria datum*, oder von einem Thiere angerichtet wurde — *pauperies*, indem sie dies sehr richtig so erläutern [43]): Ait Praetor: *pauperiem fecisse*. Pauperies est damnum sine injuria facientis datum: nec enim potest animal *injuria fecisse*, quod sensu caret. Beiden steht gegenüber der blos durch Zufall entstandene Schade — *damnum fatale* (s. oben S. 152). Das damnum injuria datum ist jeder, durch widerrechtliche Thätigkeit (culpa s. injuria in faciendo) [44]), nicht durch Unthätigkeit einer andern Person verursachte Schade, es mag die Thätigkeit an sich widerrechtlich, oder nur von einem schädlichen, bei Vorsicht zu vermeiden gewesenen Erfolge begleitet sein. Dieses damnum ist der Gegenstand eines der ältesten, noch aus den mittlern Zeiten der römischen Republik herrührenden Gesetzes des ersten und dritten Capitels der Lex Aquilia, während das zweite Capitel nur einen nicht hierher gehörigen rechtsgeschichtlichen Gegenstand behandelt. Die Klage aus diesem Gesetze setzt voraus, daß der Kläger ein dingliches Recht an dem fraglichen Gegenstande habe, daß der Schade einer bestimmten Schätzung fähig sei, und daß er corpore corpori, also in der Regel mit der Hand, sonach durch Zerstören oder Verderben einer Sache, zugefügt sei. Doch sind die erste und letzte Voraussetzung durch den nützlichen Gebrauch dieser Klage (actio ex lege Aquilia utilis) und dadurch, daß eine Actio in factum ad exemplum legis Aquiliae verstattet wurde, nach und nach sehr beschränkt worden. Nach dem ersten Capitel derselben soll der, welcher einen Sklaven oder ein Thier eines Andern (injuria) tödtet, auf den höchsten Werth belangt werden können, den dieser Gegenstand in dem laufenden Jahre hatte; nach dem dritten Capitel [45]), das sich auf alle übrigen im ersten Capitel nicht erwähnten Schäden erstreckt, soll durch die Klage der höchste Werth eingeklagt werden, den die Sache in den nächsten und den vorhergehenden 30 Tagen hatte; in beiden Fällen mit dem id quod interest (s. w. u.). Leugnete der Beklagte wahrheitswidrig die Thatsache, so war er sonst zum Ersatze des Doppelten verbunden (lis inficiando crescit in duplum). Übrigens concurrirt diese Klage electiv mit allen Contractsklagen, inwieweit es bei letzteren auf Schadenersatz ankommt, und sie tritt ein auch bei dem geringsten Vergehen gegen die Lex Aquilia, da dieses die Verbindlichkeit zum Schadenersatz allemal mit sich führt. Man glaubt jetzt den Grundsatz aufstellen zu können [46]): Wer einem Andern, mit welchem er nicht in einem Obligationsverhältnisse steht, durch eine widerrechtliche positive Handlung Schaden zufügt, kann auf den Ersatz desselben durch eine actio in factum belangt werden [47]). Unter pauperies verstehen die römischen Gesetze den durch ein vierfüßiges Hausthier contra naturam sui generis, d. h. durch eine Handlung, die Thiere dieser Art gewöhnlich nicht zu thun pflegen, ohne Schuld eines Menschen angerichteten Schaden. Die diesfalls in den Gesetzen gegebene Klage, welche auch als actio utilis gestattet wird, wenn das schädliche Thier kein vierfüßiges Hausthier ist, geht auf Ersatz des Schadens gegen den Eigenthümer des Thieres, wovon sich dieser, wenn er die Klage nicht fälschlich geleugnet hat, durch Abtretung desselben an den Beschädigten (noxae datio, n. deditio) befreien kann. Bei Körperverletzung eines freien Mannes gewährt die Aquilische Klage Ersatz der Curkosten und der Einbuße am Erwerbe. Erwägt man die verschiedenen Fälle, in denen ein Thier Schaden anrichten kann, nach den zeither darüber aufgestellten Grundsätzen, so stellen sich folgende Ergebnisse dar: Wenn ein wildes Thier, das in dem Eigenthume eines Herrn war, ohne des Letztern Schuld Schaden that, so geben die Gesetze dafür keine Klage; nur im Fall eines Verschuldens trifft ihn die actio de pauperie utilis. Wenn aber ein Thier keinen Herrn hat, so kann der von ihm gethane Schade nur in dem Falle, wenn zu des erstern Erlegung der Jagdberechtigte allein befugt ist, zu einer actio in factum wider diesen Befugniß geben. War aber der Eigenthümer eines zahmen Thieres oder ein Dritter Ursache des von diesem Thiere angerichteten Schadens, so ist gegen Beide die actio legis Aquiliae, und nur, wenn von dem Dritten nichts zu erlangen wäre, gegen den Eigenthümer die actio de pauperie begründet. Geschah der Schade durch Abweiden und Abfressen von einem fremden Grundstücke,

41) Scheiblein a. a. O. 4. Heft. §. 51 fg. S. 96 fg. 42) Glück a. a. O. 4. Th. §. 319. 326 a fg. S. 315. 368 fg. Mackeldey a. a. O. §. 340. 346. Göschen a. a. O. §. 394. 43) fr. 1. §. 3. D. si quadrupes pauperiem fecisse dicatur (IX, 1). *Calvinus* l. c. p. 265. 44) Der Ausdruck culpa wird hier dadurch gerechtfertigt, daß culpa jede Illegalität bezeichnet. Schöman im angezogenen Handbuche. 1. Bd. S. 205. 45) Richter, Aufsätze über verschiedene Rechtsfragen (Tübingen 1834): Rechtsfall, eine Entschädigungsklage aus dem 3. Capitel des Aquilischen Gesetzes.

46) Mackeldey a. a. O. §. 454. 47) Über die ganze Materie vom damnum injuria datum vergleiche Glück a. a. O. 10. Th. §. 692. S. 284 und §. 700 fg. S. 319 fg. Schöman a. a. O. S. 204. Mackeldey a. a. O. §. 452 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 450. Schweppe a. a. O. §. 547 fg. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 330 (311). Göschen a. a. O. §. 389 und 390. S. 62 und 64 fg. v. Berg, Juristische Beobachtungen und Rechtsfälle. 1. Bd. (Hanover 1802). S. 260: Über den Schadenersatz ex lege Aquilia.

so tritt gegen den Viehbesitzer, der das Vieh dahin treiben ließ, die actio de pastu pecoris, geschah es durch Abweiden fremder Früchte auf eigenem Grundstücke, so tritt gegen den dahintreibenden Viehbesitzer eine actio in factum ein. Wurde auf dem fremden Grundstücke blos aus Nachlässigkeit geweidet, so ist dafür die actio legis Aquiliae geschrieben. Ganz eigentlich tritt der Fall der pauperies und die deshalb gegebene Klage ein, wenn, wie gedacht, ein zahmes Thier contra naturam sui generis schadet; ist es aber blos seinem Naturtriebe gefolgt und hat, gereizt vom Thiere eines Dritten, Schaden gethan, so findet gegen diesen Dritten die actio de pauperie statt, deren man sich aber nicht bedienen kann, wenn das Thier den Schaden ungereizt, aber durch einen gewöhnlichen Zufall dazu veranlaßt, anrichtete. Schadete das Thier, seinem Naturtriebe gemäß und ohne äußere zufällige oder willkürliche Veranlassung, so geht gegen den Eigenthümer die actio de pauperie [48]). Doch sind diese ziemlich allgemeinen Grundsätze späterhin sehr bestritten worden, namentlich die Frage, ob wegen eines secundum naturam animalium aber nicht durch Abweiden gestifteten Schadens eine actio in factum gegen den Vieheigenthümer eintritt [49])? Man hat namentlich bei zahmen Thieren den Unterschied zwischen Schaden contra und secundum naturam als verwerflich dargestellt und die Frage beleuchtet: Wie soll man sich gegen Bienen schützen, die der Nachbar hält [50])? Oft ist auch die Frage untersucht worden: Ob ein von einem Wahnsinnigen, ohne Schuld der über ihn bestellten Aufseher — denn daß diese den Schaden ersetzen müssen, wenn durch Mangel an Aufsicht der Wahnsinnige die Möglichkeit solchen anzurichten erhielt, ist schon längst unbestritten [51]) — verursachter Schade aus dem Vermögen des Wahnsinnigen ersetzt werden müsse und ob derselbe durch die actio de pauperie utilis oder durch die actio legis Aquiliae einzuklagen sei? Noch neuerlich wurde mit vielem Scharfsinne die actio de pauperie utilis für diesen Fall vertheidigt [52]); auch mögen wir uns mit denen nicht vereinigen, welche den durch einen Wahnsinnigen angerichteten Schaden blos für ein damnum fatale (s. o. S. 152), für einen von Niemandem zu ersetzenden Zufall (casus) ansehen [53]). Uns ist die von Schöman [54]) aufgeworfene Frage: „ob dann der Furiosus nicht wegen einer Pauperies seines Pferdes mit der actio de pauperie belegt werden kann? dafür ist er ja doch auch keiner Imputation unterworfen — warum sollte er denn nicht für sich selbst haften?" zu einleuchtend, als daß wir nicht mit denen stimmen sollten, die den in dem vorliegenden Falle angerichteten Schaden aus dem Vermögen des Wahnsinnigen verlangen, ohne auf den Namen der Klage großen Werth [55]) zu legen. Die gewöhnliche Aushilfe mit einer actio in factum wird auch hier stattfinden. In der Regel wird jedoch bei der Verbindlichkeit zum Schadenersatze

6) die Möglichkeit der Zurechnung [56]) vorausgesetzt. Der Schade, den ein Mensch in dieser Beziehung anrichtet, wurde entweder in gesetzwidriger Absicht von ihm verursacht — *damnum dolosum*, oder es ist ihm dabei blos eine Schuld ohne dolus, also blos culpa beizumessen — *damnum culposum*. In den Gesetzen wird von dem diesfallsigen Schadenersatze der Ausdruck gebraucht dolum, culpam praestare, de dolo, de culpa teneri. Namentlich sind es Vergehungen, welche hierzu die Veranlassung geben. Jedoch gibt es auch ganz andere Verhältnisse, in denen dies eintritt; oft z. B. schon wegen eines übeln Rathes [57]); ebenso wenn ein Feldmesser aus dolus oder culpa lata (s. w. u.) falsch gemessen hat und ein anderes Rechtsmittel als die actio in factum gegen den Feldmesser zur Entschädigung für den Beschädigten nicht vorhanden ist [58]). In Hinsicht auf Vergehungen handelt es sich um die durch dolus entstehende Ersatzverbindlichkeit (siehe den Art. Dolus I. Sect. 26. Bd. S. 347 fg. und 350 fg.). Man nimmt in den Gesetzen an, daß in der Regel nur wegen dolus, welchem jedoch lata culpa, culpa latior, c. dolo proxima (s. w. u.), gleichgesetzt wird, Schadenersatz gefodert werden könne. Da jedoch die culpa levis in concreto oft wiederum ebenso wie die culpa lata beurtheilt wird, so führt auch sie häufig zur Schadenersatz-Verbindlichkeit. Was aber auf keinen dieser Grundsätze sich zurückführen läßt — wenn in den Gesetzen blos dolus genannt ist, wird culpa lata immer mit darunter verstanden — das kann auch mit keiner der für den dolus bestimmten Klagen eingeklagt werden. Der Dolus muß in jedem Vertrage, sogar im Schenkungsvertrage, wenn z. B. der Schenkgeber eine schädliche Sache schenkte, prästirt werden, und das pactum ne dolus praestetur ist gesetzlich verboten [59]), wenn von zukünftig zuzufügendem dolus die Rede ist [60]). Über bereits begangenen kann man sich vergleichen. Übrigens zieht insonderheit jedes Vergehen die Verbindlichkeit zum Schadenersatze (quanti ea res est, de veritate) nach sich [61]). Bei Raub und Diebstahl steht nach römischem Rechte die actio furti jedem, der einen positiven Schaden dadurch erlitten und ein Interesse dabei hat, als Pönalklage, gegen den Thäter, ge-

48) Göschen a. a. O. §. 664. Glück a. a. O. §. 692. S. 271 fg. 49) *Diedemann* l. c. obs. II. p. 12 sq. 50) Diese zwei Punkte sind besonders hervorgehoben in der, überhaupt die ganze Materie beleuchtenden, Abhandlung von Gesterding, Rechtsverhältnisse in Beziehung auf fremde Thiere, in der Löhr-Marezoll-v. Wening-Ingenheim'schen Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 4. Bd. 2. Heft. Nr. XI. S. 261 fg. 51) fr. 14. D. de officio Praesid. (I, 18.) *Stryk*, Usus modernus pandectarum. Lib. IX. tit. 1. §. 1 et 2. 52) Schöman a. a. O. S. 202 fg. 53) Glück a. a. O. 1. Th. §. 7 und 8. S. 68 und 10. Th. §. 695. S. 294 fg. Thibaut, Versuche über einzelne Theile des Rechtes. 2. Bd. 8. Abh. S. 210. 54) a. a. O. S. 203.

55) *Diedemann* l. c. obs. 1. p. 1 sq. 56) Göschen a. a. O. §. 386. S. 53. 57) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 16—18. 58) Glück a. a. O. 11. Th. §. 764. S. 379 fg. 59) fr. 27. §. 3. D. de pactis (II, 14). fr. 17. D. commodati v. contra (XIII, 6). fr. 1. §. 7. D. depositi vel contra (XVI, 3). fr. 5. §. 1. D. de pactibus dotalibus (XXIII, 4). fr. 23. D. d. reg. jur. (L. 17.) 60) Gegen diese Beschränkung s. *Leyser* in medit. ad π. Vol. VII. spec. 416. med. 1 et 2, bündig widerlegt von Glück a. a. O. 4. Th. §. 320. Not. 97. 61) Kleinschrod, Abhandlungen aus dem peinlichen Rechte. 3. Bd. (Erlangen 1806.) 14. und 15. Abh. S. 317.

gen Mehre in solidum, bezüglich auf das Vierfache und Doppelte des Interesses (s. w. u.) zu. Wird das Verbrechen von mehren gemeinschaftlich begangen, so ist die Verbindlichkeit zum Schadenersatze solidarisch (s. d. Art. Solidarische Verbindlichkeit), ohne daß, nach römischem Rechte, die Zahlung des Einen den Andern befreit. Der teutsche Gerichtsbrauch nimmt nur einfachen Schadenersatz an, allein wenn nur Einer den eigentlichen Schaden verursachte, er aber nicht auszumitteln ist, so kann sich der Beschädigte an jeden der Andern nach seiner Wahl halten. Nach den römischen Gesetzen hat auch der bei einem Auflaufe von wenigstens zehn Menschen (delictum in turba commissum) dolo malo Beschädigte eine Klage innerhalb Jahresfrist auf das Doppelte, nachher das Einfache des Werthes der beschädigten Sache. Aus Verbrechen und Vergehen entspringt, gegründet auf den dolus, gegen den Thäter, aber nicht, wenn sie keinen Vermögensschaden zum Gegenstand hat oder die Erben durch das Delict nicht reicher geworden sind, gegen die Erben, eine actio poenalis auf Strafe oder wenigstens mehr als Schadenersatz, in diesem letzten Falle als actio poenalis mixta angesehen. In allen übrigen Fällen ist die Klage eine actio rei persecutoria, unbedingt auf beiderseits Erben übergehend. Im Übrigen ist es Pflicht des peinlichen Gerichts, auch ohne eine solche Klage das Interesse des Beschädigten in jedem peinlichen Processe möglichst zu berücksichtigen[62]), sowie denn auch unter gewissen Umständen ein Criminalurtheil für den, im besondern Processe handelnden, Civilkläger zur Begründung seiner Anträge auf Schadenersatz hinreicht[63]).

Unerwähnt kann hierbei die singuläre Verordnung einiger Gesetze darüber nicht bleiben, daß die Gemeinden für Entschädigung der in Folge von Tumulten aus ihrer Mitte, Beschädigten haften müssen. Schon in der ältesten germanischen Institution der Gesammtbürgschaft[64]) findet diese Einrichtung ihren Grund, die sich jedoch in der Hauptsache nur in Frankreich und England erhalten hat. Gedachte Verantwortlichkeit wurde, als auf einer frühern allgemeinen Ansicht beruhend, schon durch das Gesetz vom 23—26. Febr. 1790 in Frankreich gesetzlich ausgesprochen und durch das Gesetz vom 10. Vendemiaire des Jahres IV. der Republik (2. Oct. 1795), auf Veranlassung eines im Jahre vorher bei einer Mehlvertheilung in Paris entstandenen Aufruhrs, umständlich erörtert und definirt. Es geht dasselbe von dem Grundsatz aus: „Sämmtliche in einer Gemeinde wohnende Bürger sind civiliter verantwortlich für alle in dem Bering dieser Gemeinde gegen die Personen oder das Eigenthum verübten Frevelthaten (attentats)." Dies ist noch weiter ausgedehnt im ersten Artikel des vierten Titels auf Schäden, welche „durch Zusammenrottungen, oder bewaffnete oder unbewaffnete Versammlungen gegen Personen oder Eigenthum der Nation oder Privaten" zu Schulden gebracht werden. Nach dem 5. Titel. Art. 6 muß die Schadloshaltung (dommages-intérêts) „wenigstens dem vollen Werthe der geplünderten und weggenommenen Gegenstände gleichkommen." Obgleich dieses Gesetz während der Restauration öfter als ein Ausfluß der Revolutionszeit, der durch die charte von 1814 aufgehoben sei, angesprochen wurde; so hat doch der Cassationshof immerfort darauf erkannt. Wenn hiernächst schon die Schäden der Julirevolution von 1830, als zum Gemeinwohl der ganzen Nation gereichend (cause national), angesehen und daher vom Staate getragen, auch die dem Erzbischofe von Paris im J. 1831 durch Zerstörung seines Mobiliares zugefügten Beschädigungen, in Ermangelung gerichtlicher Verhandlungen darüber, nicht von der betroffenen Commun vergütet worden sind; so wurde doch die Stadt Paris in die Entschädigung wegen der Tumulte vom April und Juni 1832 verurtheilt, und diesem Beispiele sind der lütticher Gerichtshof und das belgische Cassationsgericht in dem diesfallsigen Processe der Stadt Verviers im J. 1834[65]) gefolgt. Dagegen ist dies Gesetz in den preußischen Rheinprovinzen durch Cabinetsordre vom 7. Dec. 1824[66]) suspendirt worden. Auch in England muß die Gesammtheit der Einwohner eines Gemeindebezirkes (hundred) oder eines dem hundred ähnlichen Bezirkes für alle innerhalb desselben durch Zusammenrottungen verursachte Schäden haften und den Beschädigten volle Schadloshaltung gewähren, wenn diese innerhalb dreier Monate klagen und innerhalb sieben Tage nach dem begangenen Verbrechen dem Friedensrichter die bekannten Thäter anzeigen, auch ihre Angabe beschwören[67]). Beläuft sich der Schade nicht auf 30 Pf. St., so muß der Beschädigte innerhalb sieben Tagen bei dem Oberconstable des hundred klagen und eine Anzeige darüber an der Kirchenthüre der treffenden Pfarrei anschlagen, worauf in einer petty-session über diese Angelegenheit erkannt wird[68]). Auch in Teutschland fand diese in der That nur politische, nicht rechtliche Maßregel ihre Vertheidiger und ward namentlich auf dem sächsischen Landtage von 1833 beantragt[69]) und discutirt. Sie erhielt jedoch sowol dort als unter den teutschen Schriftstellern[70]) bedeutende Gegner, theils wegen der Lockerheit der jetzigen Ge-

62) Über diesen letzten Punkt vergl. v. Berg a. a. O. S. 291; über das damnum dolosum überhaupt und das damnum ex delicto insonderheit s. Glück a. a. O. 4. Th. §. 319. 320. S. 316 fg. 20. Th. §. 1107. S. 43 fg. Mackeldey a. a. O. §. 342 und 343. Schweppe a. a. O. §. 540. 541. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 340 (328. 331). Göschen a. a. O. §. 389 fg. 63) Archiv für d. Civil- und Criminalrecht der k. preuß. Rheinprovinzen. 9. Bd. (Cöln 1827.) 1. Abth. S. 41. 64) Eichhorn a. a. O. 1. Th. §. 18. 43.

65) Leipziger Zeitung v. J. 1834. Nr. 270. S. 2935. 66) Königl. Preuß. Ges.-Samml. v. 1824. S. 222. 67) Statut von Winchester 13. Eduard I., dann Stat. 8. Georg II. c. 16. St. 7 und 8. Georg IV. c. 12. 68) Wir sind in dieser Darstellung der Tumultentschädigungen vorzüglich dem Aufsatze vom Advocat Fölix zu Paris in Mittermaier und Zachariä, Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes. 7. Bd. 1. Heft. Nr. II. S. 26 fg. gefolgt. 69) Von dem Verf. nachstehender Schrift, welche die Geschichte dieser Discussionen beim Landtage enthält: Wiesand, Von Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit rc., insbesondere Erörterung der Rechtsfrage: Ist eine Gemeinde verbunden, den einem Mitgliede derselben von Tumultuanten verursachten Schaden zu ersetzen? (Leipz. 1835.) 70) Vergl. die Anzeige über vorstehende Schrift in Gersdorf, Repertorium der gesammten teutschen Literatur für das J. 1835. 5. Bd. 8. Heft. Nr. 2457. S. 642, und einen Aufsatz in der Zeitschrift „das Vaterland" 1835. Nr. 57. S. 225.

meindeverbände, welche dergleichen Vorgänge gar nicht zu hindern im Stande sein und daher für Etwas bestraft werden würden, zu dessen Vermeidung ihnen die Mittel nicht zustehen, theils weil in Fällen großer Revolutionen, wo das Gesetz grade am nöthigsten wäre, es so wenig wie in der Julirevolution zu executiren sein würde.

Dem dolus ist die *culpa*[71]) im engern Sinne entgegengesetzt (s. d. Art. Culpa 1. Sect. 20. Th. S. 334), sodaß man darunter ein unwissentliches Verschulden (negligentia, desidia, imperitia, ignorantia) versteht[72]). Sie schließt allen auf die schädliche Wirkung einer positiven oder negativen Handlung gerichteten Willen aus; sie entspringt blos aus Nachlässigkeit, Mangel an Nachdenken über die Folgen einer Begehung oder Unterlassung und aus dem daher entstandenen Irrthume[73]). Sie hat ihren Grund in der gesetzlichen Foderung, daß jeder Staatsbürger die gehörige Vorsicht beobachte, um Niemanden zu beschädigen, setzt also eine solche Handlung des Beschädigenden voraus, deren schädliche Folgen er, als mindestens möglich, voraussehen konnte. Nur von dieser Art der culpa ist hier die Rede. Denn ein ohne Verschulden zugefügter Schade ist in der Regel nicht zu ersetzen[74]) (s. o. S. 154) und im Zweifel wird bei einem Schaden, daß er ohne Verschulden entstanden sei, vermuthet[75]). Bei der praestatio culpae ist zu unterscheiden, ob die Schuld bei einem Contracte, auch bei einer obligatio quasi ex contractu, oder ob sie außerhalb eines solchen Verhältnisses gewirkt wurde[76]). Es haftet derjenige, welcher mit einem Dritten nicht in einem obligatorischen Verhältnisse rücksichtlich der Sache steht, die er durch eine Unterlassung beschädigte, nicht für den Schaden, wol aber, wenn er den letztern, wol wissend, daß die Sache einem Dritten gehöre, durch eine positive Handlung erzeugte. Wußte er dies im letztgedachten Falle nicht, sondern hielt die Sache bona fide für die seinige; dann haftet er, jedoch nur von Zeit der Einlassung auf die Klage an, für jedes damnum culposum, die culpa bestehe in positiver oder negativer Thätigkeit. Wer Jemandem in der Noth einen Dienst leistete, dabei aber einen oder den andern Schaden nicht verhütete, haftet für diesen nicht verhüteten Schaden nicht, wenn er nicht Andere, die mehr geleistet haben würden, von der Dienstleistung abhielt[77]). Anders gestaltet sich die Sache bei einem obligatorischen Verhältnisse, gehe es aus einem Contracte oder quasi ex contractu hervor. Dies Erstere besteht in einer persönlichen Verpflichtung, deren Entstehungsgrund durch Contract in der positiven Verbindlichkeit der Contrahenten liegt, bei der betreffenden Angelegenheit mit Vorsicht zu verfahren. Gedachte Verpflichtung, Schaden auf jede mögliche Art zu verhüten — *diligentia* mit ihrer Unterart der *diligentia custodiendae rei*, *custodia*, welche auch für die heimliche Entwendung der zu bewahrenden Sache einstehen muß[78]) (vergl. den angez. Art. Culpa), findet statt, sobald sie unter den Contrahenten verabredet ist und die Verabredung nicht gegen gesetzliche Vorschriften verstößt. Außerdem aber treten die, nach den verschiedenen Rechtsverhältnissen höchst verschiedenen, gesetzlichen Bestimmungen ein. Denn hier ist der doppelte Fall möglich, daß das obligatorische Verhältniß zunächst auf den Schadenersatz geht, oder daß das obligatorische Verhältniß die Verpflichtung dazu, also die Verpflichtung zur Diligenz, nur secundär mit sich führt. Der Grad der Verschuldung ist dabei nicht gleich und fällt theils unter die Grundsätze des Aquilischen Gesetzes, theils außerhalb derselben. Nur das ist zu bemerken, daß, wenn in den Gesetzen gesagt wird, daß dolus und culpa oder nur dolus, nicht aber culpa, zu prästiren sei, dieser letztere Ausdruck blos von der culpa levis zu verstehen ist. Stets aber steht die Regel fest, daß der zur diligentia Verbundene auch in dem Falle zunächst für die Sachen des Dritten sorgen muß, wenn er selbst außer Stand ist, seine eigenen Sachen gegen Beschädigung zu schützen[79]). Hierher gehören nun vorerst solche Geschäfte, wo die Gesetze blos die praestatio culpae levis voraussetzen. Die Entschädigung wird, wenn der Schade unter die Kategorien der lex Aquilia fällt, auch durch die Aquilische Klage eingeklagt. Bei außeraquilischer Verschuldung wird nur culpa levis in concreto (vergl. d. Art. Culpa) prästirt. Dies ist aber bei andern Geschäften nicht der Fall, wo die Gesetze die praestatio culpae levis in concreto, der dili-

71) Rücksichtlich der in der Note *) zu dem Art. Culpa angegebenen Schriften bemerken wir noch, daß zuerst Schöman und Löhr im J. 1806 der Theorie der culpa eine größere Aufmerksamkeit widmeten. Schöman gab seine Theorie der culpa als ersten Theil seiner oben (Note 21. S. 151) angeführten Lehre vom Schadenersatz, und nahm sie zugleich, wie gedacht, in sein Handbuch auf. Späterhin im 2. Bande seines Handbuches S. 358 berichtigte er eine seiner frühern Äußerungen und gab noch in demselben Jahre und Verlage eine „Prüfung der Theorie der Culpa des Herrn Egid v. Löhr" heraus, verleibte auch diese seinem Handbuche ein, und zwar dem 2. Bande unter Nr. 10. S. 227. Im J. 1813 trat nun Gensler mit einer Dissertatio pro loco, exercitationes juris civilis ad doctrinam de culpa, zu Jena auf. Als aber Hasse in seiner hochberühmten Theorie der culpa (zuletzt herausgegeben von Bethmann-Hollweg [Bonn 1838]) mehre Ansichten Gensler's bestritten hatte, so erschien der „Beitrag zu der Lehre von der Diligenz und Culpa, eine Nebenschrift des Archivs für die civilistische Praxis" von Gensler (Heidelberg 1827), ein nur aus einer Periode und 17 Noten auf 47 Seiten bestehendes, höchst animoses Schriftchen, dessen Zurückhaltung zur Ehre des sonst wackern Gensler zu wünschen gewesen wäre. Die Hasse'sche Theorie ist als die noch jetzt bestehende anzusehen. 72) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 6. S. 14: Was ein Verschulden sei, was es in sich begreife und wenn man sagen könne, daß ein Schade aus böser Absicht, wenn, daß er aus Versehen zugefügt worden sei? 73) Glück a. a. O. 4. Th. §. 321. S. 320 fg. 74) Unter dieser Rubrik mit der beigefügten Frage: Wenn man sagen könne, daß ein Schade ohne Verschulden zugefügt worden sei? s. die Abhandlung bei Scheidlein a. a. O. §. 7. S. 15. Oft treten hierbei sehr schwierige Fragen ein. Man vergl. die Entschädigungsklage wegen behaupteter Ansteckung mit einer venerischen Krankheit zwischen zwei männlichen Personen durch das Tragen von Kleidern, bei Hohnhorst in den Note 21. S. 160 angezogenen Jahrbüchern S. 60. 75) Auch unter dieser Rubrik mit dem Zusatze: Was hat also derjenige, der den Ersatz eines Schadens einklagt, zu beweisen? s. ebendas. §. 8. S. 18.

76) Glück a. a. O. §. 324 a. S. 342. 77) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 42 und 43. S. 83 und 84. 78) Mackeldey a. a. O. §. 342 a. E. 79) fr. 5. §. 4. D. Commodati vel contra (XIII, 6).

gentia κατ' ἐξοχήν, der diligentia patrisfamilias verlangen [80]). Ist wegen des Grades der Schuld, welcher, in Bezug auf eine obligatio ex contractu oder quasi ex contractu, prästirt werden muß, im Contracte nicht eine, durch die Gesetze nicht untersagte Bestimmung getroffen; so sind bei einem Vertrage, dessen Gegenstand in der Leistung einer Sache besteht und von dem beide Theile Vortheile haben, auch beide Theile die culpa levis zu gewähren verbunden, bei einigen Contracten culpa levis in abstracto, bei andern in concreto. Hat hingegen nur der, welcher die Sache gegeben hat, den Vortheil vom Contracte, so trägt der Empfänger die culpa lata, der Geber aber haftet für die geringste Nachlässigkeit. Wenn jedoch der Empfänger den Vortheil davon hat, ihm die Sache zu einem von seiner Willkür abhängigen Gebrauche gegeben wurde und daran noch vor der Zurückfoderung ein Schade geschah; so prästirt der Empfänger nur dolus und culpa, nach der Zurückfoderung hingegen und bei Verzögerung derselben jede Art von Schuld, ja sogar das dammum fatale. Erhielt er die Sache nur zu einem bestimmten Gebrauche, so haftet er für das geringste, der, welcher die Sache gab, nur für das gröbste Versehen. Die oft bestrittene Frage: Kann Jemand für Vortheile, die er dem Andern factisch zukommen läßt, ohne dazu rechtlich verbunden zu sein, oder ein Versprechen der Vergütung für sich zu haben, Entschädigung fodern [81])? hängt eben von diesen factischen Umständen ab und möchte im Allgemeinen und abstract schwerlich zu beantworten sein. Ist der Gegenstand des Vertrages die Leistung einer gewissen Handlung, so muß der, welcher sich dem Geschäft ohne Auftrag unterzog, die höchste Diligenz gewähren. Wurde aber ihm das Geschäft aufgetragen, und zwar ein solches, das seiner Natur nach besondere Kenntnisse oder Sorgfalt erfodert, so muß auch für das geringste Versehen ebenso, wie wenn sich Jemand zu einem nur gewöhnliche Kenntnisse erfodernden Geschäfte gedrängt hat, Entschädigung geleistet werden. Bei Übernahme eines so gewöhnlichen Geschäftes aber, ohne daß sich der dasselbe Besorgende dazu freiwillig erboten hat, muß dieser, wenn ein Lohn dafür bedungen ist, oder wenn keiner bedungen ist, die Person aber, welche sich der Handlung unterzieht, sich derselben nicht entziehen konnte, blos die culpa levis, übernahm er sie ohne eine Verbindlichkeit dazu, auch das geringste Versehen prästiren [82]).

Nicht blos in der Verringerung des Werthes einer Sache oder deren gänzlicher Vernichtung besteht der Schade, der durch Beschädigung erwirkt wird, sondern es werden dadurch oft noch andere nachtheilige Folgen hervorgebracht, deren Ersatz dem Beschädigten werden muß, wenn er nicht bei bloßem Ersatze des Werthes (*pretium*, *aestimatio rei*, *quanti ea res est*) [83]) immer noch Schaden haben soll. Dieses Überschießende über den bloßen Werth der betroffenen Sache, welches auch berücksichtigt werden muß, wenn Jemandem ein erlittener Schade ersetzt werden soll, mit Einschluß des wahren Werthes, heißt das *id quod interest*, *quanti interest* (scilicet hoc vel illud non factum esse), das Interesse, dasjenige, was Jemandem an einer Sache liegt. Indem wir im Übrigen rücksichtlich dieses Punktes auf den Artikel Interesse verweisen, bemerken wir hier nur Folgendes. Das Interesse ist unterschieden von der bloßen Schätzung des Werthes dadurch, daß diese nur das pretium commune, Jenes auch das pretium ex utilitate singulorum, also auch das pretium affectionis vor Augen hat. Denn es können bei allen Arten der Sachen besondere Affectionen stattfinden, wenn man nämlich nicht die Gattung nur, sondern eine besondere species zu fodern hat. Das Interesse berücksichtigt ferner nicht blos das damnum positivum, sondern auch das damnum negativum, das lucrum cessans (s. o. S. 151). Es begreift Beides, obgleich es öfters nur das bezeichnet, was Jemand außer dem wahren Werthe der beschädigten Sache fodern kann. Indessen kommt zuweilen in den Gesetzen der Ausdruck id quod interest auch als gleichbedeutend mit quanti ea res est vor. Da bei Geldzahlungen sich oft am schwersten ermitteln läßt, was für Nachtheile aus verzögerter Zahlung entstehen, so ist dafür, ohne daß es des weitern Erweises des Interesses bedarf, gesetzlich bestimmt, daß Verzugszinsen gezahlt werden müssen, wenn nur der Verzug bewiesen ist. Dadurch wird jedoch dem Gläubiger das Recht nicht genommen, ein Mehres zu fodern, wenn er beweist, daß sein Interesse größer als die Verzugszinsen ist [84]). Das directe Interesse (s. o. S. 153) kann man, wenn man Schadenersatz überhaupt zu fodern berechtigt ist, stets fodern, zur Prästation des indirecten ist nur der verpflichtet, welcher aus einem Vergehen oder bei Contracten und in andern rechtlichen Verhältnissen wegen dolus Schadenersatz leisten muß. In der Regel ist auch blos das gemeine, nicht das besondere Interesse (ausgenommen beim juramentum in litem, s. w. u.) zu gewähren. Überhaupt findet die Verbindlichkeit zur Leistung des Interesses statt, wenn Jemand dolose oder durch eine zu vertretende Schuld, oder durch Verzug, oder durch Ungehorsam seine Verbindlichkeit nicht erfüllt hat, wiewol bei einem mäßigen Versehen das indirecte Interesse nicht gewährt zu werden pflegt [85]).

Wer überhaupt das Interesse zu leisten hat, gewährt nur das damnum ex re, nicht das extra rem datum, und zwar, wie ein ausdrückliches Justinianisches Gesetz [86])

---

80) Über alles dies vergl. Mackeldey a. a. O. §. 342. 343. Göschen a. a. O. §. 389 fg. 81) Kori und Langenn in dem Rot. 21. S. 160 angez. Werke. 1. Abh. 82) So die Theorie Glück's a. a. O. 4. Th. §. 324 b. S. 346 fg., welcher wir beistimmen. 83) Daß sich Schädenansprüche nicht realisiren lassen, wenn sich nicht ermitteln läßt, quanti ea res sit, darüber s. Schlüter und Wallis, Juristische Zeitung. 3. Jahrg. (Lüneburg 1828.) 2. Heft. 7. Abh.

84) Vergl. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 98. S. 189. 85) Über die ganze Materie vom Interesse s. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (14). Schweppe a. a. O. §. 201. Mackeldey a. a. O. §. 339. *Mühlenbruch* l. c. §. 360. 363. 364. Thibaut a. a. O. §. 185. 186. Göschen a. a. O. §. 395. 396. Glück a. a. O. 4. Th. §. 333. S. 446 fg. 86) c. un. C. de sententiis, quae pro eo, quod interest, proferuntur (VII, 47).

sagt, das freilich dunkel und daher vielfacher Deutung ausgesetzt ist[87]), in allen Fällen, wo der Verletzte ein bestimmtes Object (casus certi), nicht einen Gegenstand von unbestimmtem Werthe und nicht außerhalb der Obligation bei der Aquilischen Klage zu fodern hat, nicht über den doppelten gemeinen Werth desselben. Für indirecten, oder durch zufällige, nicht durch ungerechte freie Handlungen entspringenden Schaden hat Niemand zu stehen, wogegen das damnum mixtum dem directen rechtlich gleichgeachtet wird. Dolus und culpa lata produciren die Verbindlichkeit zu Leistung des besondern, eine geringere Schuld zu Leistung des gemeinen Interesses. Für den durch einen Dritten verursachten Schaden haftet Niemand, als der, welcher die Pflicht und Möglichkeit, den Dritten abzuhalten, hatte, oder ihn zu der Beschädigung reizte. Der geringste Grad des zu leistenden Schadenersatzes ist, wenn dem Beschädiger durch Gesetze oder Vertrag nur soviel zu ersetzen zur Pflicht gemacht ist, um wie viel er sich durch die beschädigende Handlung bereichert hat. Zunächst über diesen folgt die Verpflichtung zu Gewährung des wahren Werthes der Sache; die höchste Entschädigung ist die Ersetzung des gesammten Interesses in den eben (S. 157) angegebenen Fällen des dolus u. s. w. Doch kann in einigen derselben sich durch die noxae datio (s. den Art. Noxa) von der Gewährung des Interesses befreit werden; in andern kann durch Vertrag oder Gesetz, statt des id quod interest, eine bestimmte Prästation vorgeschrieben sein. Die Hauptgrundsätze, wovon bei Gewährung des Interesses ausgegangen wird, sind: Niemand soll sich mit dem Schaden des Andern bereichern[88]); wer die Gelegenheit zur Beschädigung gegeben hat, wird so angesehen, als habe er den Schaden selbst verursacht[89]); der Schade, den Jemand durch seine eigene Schuld hat, wird ihm von Niemandem vergütet[90]). Diesen letzten Fall anlangend, ist jedoch die Entscheidung dann sehr schwierig, wenn der Schade durch Schuld sowol von Seiten des Beschädigers, als des Beschädigten entstanden — ein Fall, der nur in concreto und nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen zu beurtheilen ist[91]); keinesweges kann aber die Regel allgemein angenommen werden, daß, wenn Andere dabei mitwirkten, dies keinen Einfluß auf die Anwendung des erwähnten allgemeinen Princips habe. Niemals kann eigene Nachlässigkeit die Folgen absichtlicher Beschädigung von Seiten des Dritten aufheben[92]); auch hört dadurch, daß der Beschädiger dem Beschädigten auf eine andere Art Vortheile verschafft, des Erstern Ersatzverbindlichkeit nicht auf[93]). Endlich gilt der Grundsatz: Wer sich seines Rechtes bedient, thut Niemandem Unrecht[94]), hat also auch deshalb keinen Schaden zu ersetzen[95]). Nicht ersetzt wird auch aller unehrbare, aller nicht sichere Gewinn, alles lucrum extra rem; daher soll nicht ersetzt werden, was der Käufer an der nicht gelieferten Waare durch Wiederverkauf verdient, der Kaufmann mit dem nicht gezahlten Gelde im Handel noch über den Betrag der Zinsen gewonnen hat, außer wo Ort oder Zeit der Erfüllung genau bestimmt war. Keine Entschädigung findet statt ferner rücksichtlich jedes außerordentlichen Vorzugs der beschädigten Sache, der erst nach Begründung der Schadenersatz-Verbindlichkeit entdeckt wurde, jeder Verlust an Gegenständen, die dem Beschädigten ohnehin verloren, und an solchen, welche widerrechtlich hingestellt oder hingelegt waren, jeder Verlust, bei welchem der Beschädigte nicht vorwurfsfrei ist[96]).

Diese allgemeinen Regeln werden in folgenden Beispielen ihre Bestätigung finden. Ein Hauptfall der Art, wo der Schadenersatz der unmittelbare und erste Zweck des Contracts ist[97]), tritt bei dem Assecuranzgeschäft, namentlich bei der Seeassecuranz, ein. Der Assecurateur haftet hier für allen Schaden, der durch den schädlichen Einfluß entsteht, gegen welchen er assecurirt, also der Seeassecurateur gegen den durch äußern Unfall, Strandung, Sturm, Übersegelung, Untergang des Schiffes, mittels Feuers u. s. w., der Feuerschädenassecurateur für die mittels des Feuers und dessen Löschung, Beide nicht für die durch den innern Verderb von Waaren, dem sie ihrer Natur nach unterworfen sind, entstehenden Schäden[98]). Grade bei den Schäden durch Seesturm tritt, wenn von der Assecuranz nicht die Rede ist, eine unmittelbar durch das Gesetz festgestellte Entschädigung ein. Die *lex Rhodia de jactu*[99]) verordnet, daß, wenn bei einem Sturme, um das Schiff zu erleichtern, Effecten ausgeworfen werden müssen, derjenige, dessen Effecten von diesem Seewurfe betroffen werden, von den Übrigen, die für ihre Effecten dadurch Rettung finden, verhältnißmäßig zu entschädigen ist. Fälle, wo der Schadenersatz nur secundair den Gegenstand der Obligation ausmacht, treffen wir bei-

---

87) Schweppe a. a. O. §. 203. S. 469. Göschen a. a. O. §. 398. S. 89 fg. *Mühlenbruch* l. c. §. 367. Rüling, Entscheidungen des kurhannöver'schen Oberappellationsgerichts in Celle (Celle 1805). Nr. 49. 88) fr. 206. D. d. div. reg. jur. (L. 17): Jure naturae aequum est, neminem cum alterius detrimento et injuria fieri locupletiorem. Vergl. Sell, Versuche im Gebiete des Civilrechts. 1. Th. (Gießen 1833.) Nr. 1. S. 1 fg.: Über den Grundsatz des römischen Rechts, daß Niemand mit oder aus dem Schaden eines Andern sich bereichern dürfe. 89) fr. 30. §. 3. D. ad Leg. Aquil. (IX. 2): Qui occasionem praestat, damnum fecisse videtur. 90) fr. 203. D. d. div. reg. jur. (L. 17): Quod quis ex culpa sua damnum sentit, non intelligitur damnum sentire. Cf. *Zachariae*, Liber quaestionum (Wittenb. 1805). N. 28. 91) Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 25. S. 48: Was ist Rechtens, wenn bei einer Beschädigung ein Verschulden von Seite des Beschädigers und des Beschädigten eintritt? 92) fr. 9. §. 4. fr. 31. i. f. D. ad leg. Aquil. (IX, 2.) fr. 45. §. 1. D. d. actionibus emti et venditi (XIX. 1). 93) fr. 23. §. 1. fr. 25 et 26. D. pro socio (XVII. 2). Die gelehrten Streitigkeiten rücksichtlich einer widersprechenden Stelle s. bei Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (15). Not. y. 94) fr. 155. §. 1. D. d. div. reg. jur. (L. 17.) 95) Thibaut a. a. O. §. 188. *Mühlenbruch* l. c. §. 363. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (15). Glück a. a. O. 4. Th. §. 319. 320. 324 a. S. 315 fg. 10. Th. §. 692. S. 273 fg. 21. Th. §. 1130. S. 47. 96) Über alles dies s. Schweppe a. a. O. §. 203. S. 468 fg. 97) Göschen a. a. O. §. 386. 98) Glück a. a. O. 21. Th. §. 1141. S. 204. Über den Ort der Schadenberechnung bei Versicherungsgeschäften s. Günther, Rechtliche Bemerkungen. 1. Th. (Helmstedt 1802.) S. 62. 99) fr. 1. D. de lege Rhodia de jactu (XIV. 2). Vergl. Glück a. a. O. 14. Th. §. 883 fg.

nahe bei allen andern Contracten, und es concurrirt da die actio legis Aquiliae electiv mit der Contractsklage, wenn es sich um Schadenersatz handelt und der Schade unter eine Kategorie der lex Aquilia gehört [1]). So muß der Pfandgläubiger für seine culpa haften, wenn dadurch das Pfand zu Grunde geht oder beschädigt wird; doch kann er abziehen, was er an Hauptstamm, Zinsen und Kosten zu fodern hat [2]). Der Mandant muß seinen Mandatar wegen aller für Erstern aufgewendeter Auslagen sammt Zinsen nicht nur, sondern auch wegen aller Schäden, die derselbe aus der Erfüllung seines Auftrages, wenn auch nur durch die geringste Schuld des Mandanten, erlitten hat, entschädigen, wogegen der Mandatar das geringste Versehen, als culpa, seinem Gewaltgeber zu prästiren und allen dadurch entstehenden Schaden zu ersetzen hat. Daher ist z. B. der gerichtliche Sachwalter zum Ersatz alles durch seine Schuld verursachten Schadens verbunden [3]). Auch bei der *Negotiorum gestio* tritt für den Geschäftsführer Verpflichtung zum Schadenersatz ein, nur ist es streitig, welche Art der Schuld der Negotiorum gestor zu prästiren habe. Einige verlangen den höchsten, Andere den gewöhnlichen Fleiß; das Erstere scheint die überwiegende Meinung [4]). Er muß daher auch den durch unterlassene Besorgung solcher Geschäfte, die mit dem Hauptgeschäfte conner sind, entstehenden Schaden vergüten [5]). Beim Depositum trägt, weil der Depositar keinen Vortheil von diesem Geschäfte, nur der Deponent solchen hat, Letzter alle Gefahr und muß das geringste Versehen prästiren, wenn dadurch der Depositar Schaden leidet, welcher Erstere nur für dolus haftet, es wäre denn, daß der Depositar sich selbst zur Deponirung angeboten hätte, in welchem Falle er auch die geringste Schuld prästirt [6]). Der Commodatar muß die geliehenen Sachen mit allem Gewinne, den der Kläger immittels davon hätte ziehen können, dem Commodanten ersetzen, also mit allen Früchten und Accessionen, wenn nicht beim Abschlusse des Contractes die Absicht war, daß der Commodatar die Früchte beziehen sollte. Der Commodant dagegen muß den Schaden erstatten, den der Commodatar von der mit dem Bewußtsein der Schädlichkeit ihm geliehenen Sache gehabt hat; dann allen außerordentlichen, unmäßigen, zur Erhaltung der Sache mit seiner Zustimmung gemachten Aufwand [7]). Unter den zweiseitigen Contracten erwähnen wir vor allen Dingen des Kaufes. Der Verkäufer hat, sobald der Kauf zu Stande gekommen ist, die Sache vor Beschädigungen zu behüten, und steht in dieser Hinsicht für culpa levis. Geht das Kaufobject durch seine Schuld zu Grunde, so haftet er auch für das geringste Versehen, und muß dem Käufer alles Interesse ersetzen, wenn durch seinen dolus oder culpa lata die Übergabe der verkauften Sache unmöglich wird; wogegen er überhaupt nur für dolus und culpa lata haftet, wenn der Käufer in mora accipiendi ist (s. d. Art. Mora). In diesem Falle hat der Käufer den Verkäufer für alle dadurch entstehenden Kosten und Schäden ebenso wol zu entschädigen, als wenn er sonst dolo oder culpa dem Käufer Schäden zufügt [8]). Vorzüglich aber kommt hierbei die Evictionsleistung oder Gewährleistung in Betracht, rücksichtlich deren wir auf den besondern diesfallsigen Artikel verweisen. Beim Pacht- und Miethcontracte ist die Entschädigungsverbindlichkeit in der Maße gegenseitig, daß die Contrahenten verbunden sind, alle Schäden mit der möglichsten Diligenz von einander abzuwenden und daher alle diejenigen einander zu ersetzen, die durch diligentia oder custodia hätten vermieden werden können, wie vielmehr die, welche durch dolus oder culpa lata verursacht sind, sonach Alles, was nicht rein zufällig ist. Daher hat der Verpachter und Vermiether dem Abpachter und Abmiether durch die Ruinosität der verpachteten Sache entstehende Schäden zu gelten, wenn nicht Letzterer die Sache, wohlwissend, daß sie so sei, dennoch in diesem Zustand erpachtete. Dagegen hat dieser alle die Schäden zu erstatten, die wegen nicht gehöriger Aufsicht über die erpachteten oder vermietheten Sachen selbst durch Dritte verursacht werden [9]). Ihm gebührt aber, wenn der Contract selbst aus gesetzlichen Gründen früher, als bestimmt war, sich endete, Ersatz alles dadurch ihm zugezogenen Schadens, selbst mit Einschluß des entzogenen Gewinnes (lucrum cessans) [10]). Der Gesellschaftsvertrag verbindet die Gesellschafter zum Ersatz alles durch dolus und culpa levis in concreto et abstracto von ihnen verursachten, aber auch des von einem Gesellschafter in Geschäftsangelegenheiten erlittenen zufälligen Schadens. Bei diesem Vertrag ist übrigens besonders zu bemerken, daß man unter Schaden aus der Societät selbst nur das versteht, was, nach Abzug des Gewinnes, an der Einlage oder noch darüber verloren geht [11]). Daß ein nicht gehaltenes Eheversprechen ausreichenden Grund zur Foderung des Ersatzes alles des Schadens gibt, der durch solche rechtliche Handlungen des an der Nichterfüllung unschuldigen Theiles entsteht, welche dieser in der Voraussetzung der Erfüllung des Versprechs unternahm, liegt klar vor. Nur werden in vielen Ländern zur Gültigkeit des Eheversprechens gewisse Bedingungen erfodert, in deren Ermangelung auch ein Schadenersatz nicht stattfindet [12]). Aus andern als klar contractlichen

1) Glück a. a. O. 10. Th. §. 699. S. 316. 2) Derselbe 14. Th. §. 868. S. 83 fg. 3) Derselbe 5. Th. §. 402. S. 295. 14. Th. §. 954. S. 261. §. 956. S. 315. 4) Derselbe 5. Th. §. 422 a. S. 351. 5) Ebendas. §. 422 b. S. 369. 6) Glück a. a. O. 4. Th. §. 324 b. S. 352. 15. Th. §. 941 und 942. 7) Derselbe a. a. O. 13. Th. §. 857. S. 461 und §. 859. S. 473.

8) Glück a. a. O. 16. Th. §. 984. S. 104 fg. §. 987. S. 147. 9) Derselbe a. a. O. 17. Th. §. 1050. S. 350. §. 1055. S. 392. §. 1059. S. 433. 10) Derselbe a. a. O. 18. Th. §. 1062. S. 31. 11) Derselbe a. a. O. 15. Th. §. 966. S. 404. §. 968. S. 438 und 440. Vergl. auch Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 44. S. 87. 12) So, nach dem preuß. Landrechte. 2. Th. 1. Tit. 2. Abschn. §. 82—92, gilt vor erfolgtem Aufgebote nur ein gerichtlich, oder vor Notar und Justizcommissair, auf dem Lande vor den Dorfgerichtspersonen, schriftlich aufgesetzter Eheverspruch; nach königl. sächsischen Gesetzen (§. 53 des Gesetzes vom 28. Jan. 1835 im Ges.- und Verordn.-Bl. v. d. J. S. 85) nur, wenn er unter Zustimmung der Ältern und, leben diese nicht mehr, vor zwei Zeugen geschlossen ist (Curtius, Hand-

Verhältnissen ist hier zunächst der *ex recepto* haftenden, schon oben (S. 152) erwähnten Schiffer, Gastwirthe u. s. w. zu gedenken, welche für allen Schaden an den Effecten der von ihnen aufgenommenen Fremden haften müssen, wenn solcher nicht durch die eigene Schuld des Reisenden oder unvermeidlichen Zufall verursacht ist [13]). Merkwürdig sind die Verhältnisse, welche durch die Vormundschaft hervorgebracht werden. Schon wegen verzögerter Antretung der Vormundschaft, namentlich wegen vorgebrachter unhaltbarer Entschuldigungsursachen ist der Vormund zum Schadenersatze dem Pupillen verantwortlich, und zwar so, als ob er schon die Vormundschaft angetreten hätte, die er wie ein diligens paterfamilias verwalten und daher nicht nur dolus, sondern auch culpa lata und levis und das daraus entstehende lucrum cessans prästiren muß. Haben die Ehrenvormünder oder die Obervormundschaft [14]) es an der nöthigen Aufsicht über den administrirenden Vormund fehlen lassen, so sind sie gleichfalls zur Entschädigung des Pupillen, jedoch nur subsidiarisch, verbunden. Für den Schaden, den ein zurechnungsfähiger Pupill durch Verbrechen anrichtet, haftet er selbst [15]), sowie er auch dem Vormund allen Schaden, den dieser von der Vormundschaft hat, ersetzen muß. Noch schwieriger als bei diesem öffentlichen Amte sind die Verhältnisse rücksichtlich der Entschädigungsverbindlichkeit bei den Staats- und Communalbeamten. Sie selbst haben ihrerseits das Recht auf Schutz und Vertretung von Seiten des Staates in Beziehung auf ihre Amtswirksamkeit und ihren Nahrungsstand, und daher muß sie der Staat entschädigen, wenn sie ohne ihre Schuld durch Verwaltung ihres Amtes Schaden erleiden; er muß sie entschädigen, wenn sie ihres Amtes von der Regierung ohne einen in den Gesetzen gebilligten Grund und nicht auf dem rechtlichen Wege ent- oder auch nur versetzt werden (s. o. S. 150) [16]). Was dagegen die von den Staatsbeamten angerichteten Schäden selbst anlangt, so muß der Staat jedenfalls alle diejenigen Schäden, unter Vorbehalt seines Regresses gegen die Beamten, ersetzen, welche durch eine den Beamten gewährte rechtswidrige Befugniß oder dadurch entstanden sind, daß er ihnen eine Gewalt eingeräumt hat, die ihnen die Möglichkeit zu gewissen rechtswidrigen Handlungen gab [17]). Das Regreßrecht des Staates geht aber freilich nur gegen solche Beamte, die mit den gehörigen Kenntnissen angestellt wurden; denn z. B. gegen ungelehrte Gerichtsbeisitzer findet, wenn sie sich nicht grobe Excesse haben zu Schulden kommen lassen, die auch jedem nicht juristisch Gebildeten einleuchten, keine Entschädigungsklage wegen Justizamtsfehlern statt [18]). Sehr schwierig ist überhaupt die Frage, inwieweit der Richter für seine Urtheilssprüche und sonstigen Amtsgeschäfte zum Schadenersatze verbunden ist [19])? Allein wenn auch einerseits jeder Staatsbürger, der durch ein Vergehen oder Verbrechen leidet, berechtigt ist, seine Entschädigung zunächst von demjenigen zu fodern, der die Gesetzwidrigkeit begangen hat; wenn andererseits jede Unterbehörde die auf geordnete Weise ihr zugehenden Befehle ihrer Oberbehörde ohne Weiteres zu befolgen, nichtsdestoweniger aber civilrechtlich für die aus ihren, selbst auf höhern Befehl unternommenen, Handlungen entstandenen Schäden, mit Vorbehalt des Regresses gegen die Oberbehörde, zu haften verbunden ist; so macht doch von allem dem die Justiz eine bedeutende Ausnahme. Da sie ganz unabhängig von jedem Einflusse der Administration im Staate steht und durch den Instanzenzug jeder durch eine richterliche Verfügung Beeinträchtigte sich gegen Schäden schützen kann; so kann die Regierung, die sich in die eigentlich richterlichen Handlungen nicht mischen darf, nicht dafür haften. Daher geben die Gesetze wegen Beschädigungen durch leichtsinnige oder böswillige Richter nur Schädenklagen gegen diese [20]). So ist ein Richter zur Schadloshaltung wegen unrechtmäßig erkannten Arrestes oder Concurses nur dann verpflichtet, wenn er seine Verfügung mit der Absicht des Schadens und der Ehrenkränkung erlassen hat [21]). Doch ist dies Alles nur von eigent-

buch des in Kursachsen geltenden Civilrechts. §. 94 und 97). Ähnlich sind die Vorschriften im Herzogthume Sachsen-Altenburg (vergl. Haberland und Schultes, Realrepertorium der altenburgischen Landesgesetze u. d. W. Eheverlöbniß. S. 170), ebenso die des Schweizercantons Aargau (vergl. *Fölix*, Revue étrangère, Octobr. 1834. p. 748).

13) Glück a. a. O. 6. Th. §. 486 und 487. S. 108. 14) Linde von dem Beweise verneinender Sätze, in der schon angeführten Zeitschrift für Civilrecht und Proceß. 1. Bd. 1. Heft (Gießen 1827). S. 116. 15) Glück a. a. O. 29. Th. §. 1304. S. 178. 30. Th. §. 1328. S. 148. §. 1333 a. S. 244. §. 1338. S. 446. 32. Th. §. 1357 b. S. 112. §. 1371 a. S. 284 fg. 16) Diese Materie ist vom Verf. des gegenwärtigen Artikels umständlich abgehandelt in Weiske, Rechtslexikon. 1. Bd. 4. Heft (Leipzig 1839), u. d. W. Beamte, S. 753—759. Über die Literatur vergl. noch Ersch, Literatur der Jurisprudenz und Politik (Leipzig 1823). S. 166. Nr. 1520 fg. und S. 190. Nr. 1703. 17) Sundheim, Praktische Rechtsfragen (Gießen 1827). Nr. 1: über Schadenstiftung durch Staatsbeamte und Haftverbindlichkeit des Staates dafür, besonders §. 3. S. 4 fg.

18) v. Quistorp, Rechtliche Bemerkungen. 2. Th. von Wiese. Nr. LXXIII. S. 266. 19) Bülow und Hagemann, Praktische Erörterungen. 8. Bd. (Hanover 1829.) 36. Abh. 20) Dieselben 6. Bd. S. 263: über die Verurtheilung des Richters zum Schaden- und Kostenersatz. 21) Dieselben 8. Bd. 11. Abh. Zur Entschädigung wegen unrechtmäßigen Arrestes schreibt das sächsische Landrecht Lib. II. art. 34 und Lib. III. art. 45 die Sachsenbuße vor, bestehend in 30 Schillingen oder 2 alten Schock, d. i. 1 Thlr. 16 Gr. Conventionsgeld, 20 Fl. Fuß, für jeden Tag und Nacht. Über Entschädigung wegen unschuldig erlittener Haft verbreitet sich im Allgemeinen Minnigerode, Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung und Jurisprudenz in Teutschland (Darmstadt 1836). Einige besondere Fälle über Entschädigung wegen schädlicher richterlicher Handlungen sind in folgenden Abhandlungen erörtert: Bejahend ist die Frage beantwortet: Ist ein Beamter, der die Echtheit einer Unterschrift beglaubigt, zum Ersatze des durch die unechte Unterschrift entstehenden Schadens verbunden? in Elvers und Bender, Allgemeine juristische Zeitschrift. 1. Jahrg. (Göttingen 1828.) S. 467, dann: über Ersatz eines von einem ganzen Beamtencollegium, oder einzelnen Mitgliedern und Subalternen derselben durch pflichtwidriges Handeln oder Unterlassen in Amtssachen verursachten Schadens, in Langenn und Kori, Erörterungen praktischer Rechtsfragen. 2. Th. (Dresden und Leipzig 1830.) 3. Abh. Man vergl. über diese Abhandlung die Jena'sche Literaturzeitung 1831. Nr. 123. S. 21. — Judex, qui in hypotheca curam sc constituta officio non satisfecit suo, an damnum exinde ortum resarcire tenentur? in *Kindii* Quaest. forens. Tom. IV. (Lipsiae 1802.) p. 101. — Über die Verbindlichkeit des Richters oder des

lich richterlichen Handlungen zu verstehen. Daher haftet der Gerichtsherr und, ist dies der Staat, dieser, für Unterschlagung der gerichtlichen Depositen durch sein Gericht und für die widerrechtlichen Handlungen desselben, bei welchen die Letzterem übertragenen Geschäfte Ausfluß der Theilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt sind[22]). Es versteht sich von selbst, daß von einer durch die Staatsgewalt zu leistenden Entschädigung nicht die Rede ist, wenn es Beschädigungen durch sogenannte patentirte Staatsdiener gilt, falls diesen nicht gewisse wirkliche Staatsämter, z. B. Ärzten das Physicat, übertragen sind[23]). Am schwierigsten ist überhaupt die Beurtheilung der Frage, inwiefern Privatpersonen vom Staate Entschädigungen zu fodern haben? Namentlich trifft dies den Fall neuer Staatseinrichtungen oder Staatsoperationen, insbesondere bei der Veränderung der staatswirthschaftlichen und in Beziehung darauf, der staatsrechtlichen Grundsätze über die historischen Rechte. So ist dies bei den neuen Steuersystemen der Fall, z. B. bei dem Entschädigungsanspruche des Erbleihebeständers, im Falle dem Erbleihegute die damit verbunden gewesene Freiheit von öffentlichen Lasten entzogen wurde. Daß die Frage ob? in dieser Beziehung zu bejahen sei, möchte kaum bezweifelt werden können[24]). Schwieriger ist die Frage bei allgemeinen Gesetzen rücksichtlich derer, die das volle Eigenthum an den davon betroffenen Grundstücken besitzen[25]). Es ist indessen soviel gewiß, daß der Staat befugt ist, die Ausübung wohl erworbener Privatrechte auf eine solche Weise zu modificiren, wie es ein vorhandener, zur Erhaltung des Staatswohles nothwendiger und anders nicht zu erreichender Zweck erfodert. In jedem Falle aber, wo ein Staatsbürger durch Ausübung der Staatsgewalt in seinen wohl erworbenen Privatrechten verletzt und dadurch zu einem verhältnißmäßig größern Opfer, als seine Mitbürger, genöthigt worden ist, kann er Entschädigung von Seiten des Staates fodern[26]). Es werden aber dabei solche Privatrechte vorausgesetzt, welche vermittels eines besondern Rechtsgrundes erworben wurden, und deren Titel im Allgemeinen und an und für sich der Staat als zuständig anerkennt und nicht etwa, als mit dem Staatswohle unvereinbarlich, ganz misbilligt[27]).

Die Erlangung einer Entschädigung kann, wenn sie demjenigen, der sich dazu berechtigt glaubt, nicht in Güte gegeben wird, oder wenn sie, im Falle der Veranlassung dazu durch ein Vergehen oder Verbrechen, nicht im Strafprocesse Amtswegen berücksichtigt wird (s. o. S. 155), nur durch Klaganstellung erwirkt werden. Diese muß in der Regel in dem competenten Forum des Beklagten geschehen. Streitig aber ist die Frage, ob, wenn blos auf Schadenersatz im Falle eines Verbrechens geklagt wird und wenn der Civilpunkt nicht im Criminalprocesse zugleich mit berücksichtigt worden ist, bei dem Gerichte des begangenen Verbrechens die Civilklage angebracht werden könne? Obgleich nach römischem Rechte dies wol unbedingt zu bejahen ist, so weicht doch der Gerichtsbrauch so sehr davon ab, daß man sogar den Civilpunkt häufig an die competente Civilbehörde des Beklagten verweist, wenn er im Criminalprocesse zur Sprache gebracht wird[28]). Die Entschädigungsfoderung aber kommt bald als einziges selbständiges Object der Klage vor — denn aus der Natur jedes Geschäftes kann auf das Interesse geklagt werden[29]) — bald nur accessorisch neben einer Hauptfoderung[30]), mit welcher sie dann auch erlöscht[31]). So bei dem judicium finium regundorum, dem judicium communi dividundo (s. d. Art. Theilungsklagen) u. s. w.[32]). Der Nebenpunkt der Entschädigung muß aber dann analog nach denselben Grundsätzen behandelt werden, wie da, wo das Hauptobject der Klage die Entschädigung ist, doch kann man sich im ersten Falle zuweilen mit der allgemeinen Klagbitte um das Erkenntniß auf Ersatz alles Schadens begnügen. Die Schädenklage ex professo muß 1) die widerrechtliche Handlung anführen, aus welcher der Schade entstanden sein soll, und welche ebenso wol eine positive Handlung, als in den Fällen, wo Jemand aus einem obligatorischen Verhältnisse

---

Landesherrn zum Ersatz des Schadens, welcher aus einer von demselben bestellten Hypothek oder ertheilten Landesconsense entstanden ist, in Gönner, Auserlesene Rechtsfälle. 2. Bd. (Landshut 1803.) Abh. XXV. — Inwieweit ist der Patrimonialgerichtsherr schuldig, für die Handlungen seines Gerichtshalters einzustehen; und findet insbesondere gegen Letztern eine Schadloshaltungsklage wegen übertretener Amtspflichten direct statt, oder muß diese nicht zuvörderst gegen Erstern angebracht werden? in v. Hohnhorst, Jahrbücher des Oberhofgerichts zu Mannheim. 1. Jahrg. (Mannheim 1824.) S. 381. — Der Gerichtsherr ist nicht immer verbunden, den Schaden zu ersetzen, welchen sein Beamter, bei Ausübung der Rechtspflege, aus Versatz, Unachtsamkeit, Übereilung oder Nachlässigkeit verursacht hat, bei Bülow und Hagemann a. a. O. 4. Bd. (Hanover 1804.) S. 260.

22) Auch diese ganze Materie ist vom Verf. des gegenwärtigen Artikels umständlich abgehandelt bei Weiske a. a. O. 1. Bd. 2. Lief. u. d. W. Amtsverbrechen rc. S. 229 fg. 23) Neuhold, Versuch einer Darstellung der besondern Rücksichten, welche bei juridischer Zurechnung der in der medicinischen Praxis vorkommenden Fehler gefodert werden. (Wien 1834.) Vergl. hierüber Jena'sche Allgem. Literatur-Zeitung 1837. Nr. 66. S. 43. 24) Pfeiffer, Praktische Ausführungen aus allen Theilen der Rechtswissenschaft. 1. Bd. (Hanover 1825.) Nr. X. S. 109 fg. Rücksichtlich der landesherrlichen Kammer in Bezug auf deren Erbzinsleute ist die Frage bejahend beantwortet von den Juristenfacultäten zu Restock und Halle und dem holstein-lauenburg'schen Obergerichte zu Glückstadt, bei Elvers, Themis. 2. Bd. (Göttingen 1830.) Nr. VI. S. 150. Vergl. auch Tausch, Rechtsfälle aus dem Civil- und Criminalrecht. 1. Bd. 1. Heft. (Wien 1832.) Nr. I, 2: über den Entschädigungsanspruch des Erbpachters an den Erbpachtherrn bei dem neuen Steuersystem. 25) Kann derjenige, dem durch ein allgemeines Landes-Culturgesetz früher wohlerworbene Rechte entzogen werden, Entschädigungen verlangen und von wem? v. Hohnhorst a. a. O. 2. Jahrg. (Mannheim 1825.) S. 126.

26) Pütter, Beiträge zum teutschen Staats- und Fürstenrechte. 1. Th. Nr. 20. S. 357. *Jo. Christ. Maier*, Diss. de regimine territoriali ejusque habitu ad jura quaesita singulorum. (Tubingae 1791.) §. 13 seq. 27) Pfeiffer a. a. O. Nr. XVI. S. 213 fg., besonders 246 und 248. 28) Glück a. a. O. 6. Th. §. 517. S. 314 fg. 29) Thibaut a. a. O. §. 189. 30) So sagen es die Gesetze selbst deutlich in fr. 2 et 15. D. ad Leg. Aquil. (IX, 2.) fr. 3. D. d. condict. furt. (XIII, 1.) fr. 19. §. 1. D. locat. cond. (XIX, 2.) Vergl. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193. (14 a. E.) 31) Schweppe a. a. O. §. 203. 32) Glück a. a. O. 11. Th. §. 739. S. 139 fg. und 10. Th. §. 717. S. 445 und §. 723. S. 464 fg.

zu einer Thathandlung verbunden ist, eine Unterlassung sein kann; 2) den wirklich erlittenen Schaden, 3) den Causalnexus zwischen der gedachten Handlung und dem Schaden, sodaß klar erhellt, daß dieser die Folge der Erstern sei; 4) specielle Thatsachen, aus welchen der Betrag des Gefoderten hervorgeht. Denn da, wenn der Beschädiger nicht eine widerrechtliche Handlung zu Schulden gebracht hat, er zum Schadenersatz nicht verbunden ist (s. o. S. 153), so bildet jene natürlicherweise die erste Voraussetzung eines Schädenanspruchs. Ebenso nöthig ist die Nachweisung des Schadens selbst, ohne welchen eine Entschädigung nicht denkbar ist, sowie die Begründung des Schädenanspruches durch Nachweisung des Causalnexus zwischen Handlung und Schaden darum unerläßlich erscheint, weil ein Anderer auch durch eine rechtmäßige Handlung einem Dritten Schaden zufügen, dieser an seinem Schaden selbst Schuld sein, oder ein Zufall, oder bei Obligationsverhältnissen nur ein solcher Grad des Verschuldens von Seiten des Beschädigers, für welchen dieser zu haften nicht verbunden ist, den Schaden hervorgebracht haben kann — in welchen sämmtlichen Fällen der Beschädigte zu einer Entschädigungsfoderung nicht berechtigt ist. Ein gewöhnlicher Irrthum der Schädenkläger ist aber der, daß sie sich mit diesen drei Theilen der Klage begnügen und höchstens noch rund die Summe nennen, auf welche sie den ihnen geschehenen Schaden schätzen. Allein dies reicht keineswegs hin, indem jede Klage so gestellt sein muß, daß der Gegner im ersten Verfahren sich bestimmt über alle Theile des Anspruchs erklären und seine Einwendungen dagegen vorbringen muß. Auch muß der Richter sofort beurtheilen können, ob der gefoderte Ersatz mit den erlittenen Schäden im richtigen Verhältnisse stehe, da selbst in den Fällen, wo der Kläger auf den Würderungseid (s. w. u.) Anspruch machen kann, doch das richterliche Ermessen nicht ausgeschlossen, der Richter vielmehr die Summe auszusprechen befugt ist, über welche hinaus nicht geschworen werden darf. Da reicht es also nicht hin, sich auf solche Thatsachen zu berufen, welche eine Geldleistung des Beklagten nur möglicher Weise zur Folge haben können. Es müssen vielmehr solche specielle Umstände angeführt werden, welche ein sicheres, wo möglich numerisches, Anhalten für den Richter oder die Sachverständigen zur Ausmittelung und zur Berechnung des zur Entschädigung zu gewährenden oder in Abzug zu bringenden Betrages abgeben, damit der Beklagte sich über das Gegründete oder Ungegründete der Prämissen verbreiten könne, auch dadurch im ersten Verfahren das Materiale für den künftigen Beweis enthalten sei. Denn zu diesem kann, was im ersten Verfahren nicht enthalten ist, ebenso wenig ausgestellt werden, als es Gegenstand des Gegenbeweises werden kann. Nach römischem Rechte findet, wenn ein Schade durch eine leblose Sache eines fremden Eigenthümers gestiftet wird, ohne daß Jemandes Schuld dabei concurrirt, gar keine Entschädigungsklage statt, wenn nicht vorher die cautio damni infecti (s. o. S. 151) geleistet worden ist; der dadurch verletzte Eigenthümer kann nur die beschädigende Sache bis zur Erlangung einer Entschädigung zurückbehalten. Entgegengesetzten Falles tritt die actio legis Aquiliae ein (s. o. S. 153). Geschah der Schade durch ein fremdes Thier, dann finden die Klagen statt, deren Natur oben auseinandergesetzt worden ist (S. 153). Noch existirten besondere Vorschriften über Beschädigung durch einen fremden Sklaven, die keinen praktischen Werth mehr haben[33]). Hat ein Dienstbote einer fremden Herrschaft Jemanden in Schaden gebracht, so findet gegen den Dienstherrn, wenn er nicht selbst dazu Veranlassung gab, keine Schädenklage statt, außer wenn er die, jedem Hausvater zukommende, Aufsicht vernachlässigt[34]), oder schlechtes, gefährliches Gesinde wissentlich in Dienst genommen hat[35]). Gleich aber ist es in Bezug auf die Anstellung der Klage, ob der Schade durch eine positive Thätigkeit oder durch eine rechtswidrige Unterlassung verursacht wurde[36]). Die Klage geht übrigens ebenso wol auf die Erben des Beschädigten über, als sie gegen die Erben des Beschädigers, ohne daß hierzu eine besondere Condiction eingeführt wäre[37]), auf so weit gerichtet werden kann, als die Erbschaft dazu hinreicht[38]). Die wirklichen Erben beabsichtigten bei der Erbsonderungsklage auch den Ersatz alles Schadens von Seiten derer, die sich der Erbschaft ganz oder zum Theil unrechtmäßig anmaßen. Wird die Klage gegründet befunden und es ist Schadenersatz für nicht mehr vorhandene Erbschaftssachen zu leisten; so gewährt diesen der bonae fidei possessor, wenn der Schade noch vor begonnenem Processe angerichtet wurde, nicht; den während des Processes entstandenen muß er ebenso wol ersetzen, wie der malae fidei possessor von der Zeit an, wo er dies ist, nicht nur die dolos und culpos verursachten, sondern auch die durch Zufall hervorgebrachten Schäden gelten muß[39]). Dagegen trifft den in Klage genommenen Miterben nur die Ersatzverbindlichkeit für Dolus und Culpa[40]). In andern Fällen, wo mehre Mitbeklagte bei der Entschädigungsklage concurriren, darf nicht vergessen werden, daß das römische Recht den Ersatz des durch widerrechtliche Handlungen entstandenen Schadens nicht blos als Gegenstand des civilrechtlichen Anspruchs, sondern zugleich als Strafe ansieht. Deshalb ist Jeder unter mehren Mitschuldigen, ohne Rücksicht darauf, ob der Schade durch die Thätigkeit des Einen oder des Andern entstanden ist, blos wegen der Concurrenz Aller bei der Handlung, in Ersatz des ganzen Schadens, zu verurtheilen, es mögen Andere den Schaden schon ersetzt haben, oder nicht. Dagegen sieht der teutsche Gerichtsbrauch die Klagen aus dem Aquilischen Gesetze blos als Schädenklagen an, daher durch die Zahlung des Einen der Beschädiger

33) über die ganze Materie vergl. Glück a. a. O. 10. Th. §. 692. S. 270 fg. 34) fr. 27. §. 9. D. ad Leg. Aquil. (IX, 2.) 35) Glück a. a. O. §. 713. S. 418 und die da angezogenen Stryk l. c. Lib. IX. Tit. 4. §. 5. Strube, Rechtl. Bedenken. 2. Bd. Bed. 456 (I, 179). Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 51 fg. S. 96 fg. 36) Schöman a. a. O. 1. Bd. S. 233, besonders Not. *). 37) Glück a. a. O. 13. Th. §. 842. S. 256 gegen die dort angeführten Dissentienten. 38) Ebendaselbst S. 257 und 10. Th. §. 705. S. 337. 39) Glück a. a. O. 7. Th. §. 568 und 569. S. 556 fg. 40) Derselbe a. a. O. 11. Th. §. 734. S. 111.

die übrigen befreit werden. Haben jedoch Mehre gemeinschaftlich, als Miturheber oder Gehilfen, zu derselben Zeit, nicht einzeln und für sich zu verschiedenen Zeiten, schädliche Handlungen derselben Art unternommen, so ist jeder Theilnehmer zum Schadenersatz des Ganzen verpflichtet, wenn auch nicht nachgewiesen werden kann, daß grade durch seine Thätigkeit der schädliche Erfolg hervorgebracht wurde. Die Zahlung des Einen befreit aber die Übrigen, und der Gerichtsbrauch verpflichtet zunächst den Urheber zum Schadenersatz, die Gehilfen nur subsidiarisch. Im entgegengesetzten Falle ist Jeder nur für seine Handlungen und deren Folgen verantwortlich. Auch wirkt die bloße Genehmigung einer Schadensstiftung keine Verpflichtung zum Schadenersatz[41]). Eine besondere Form hat die Entschädigungsklage nicht; zuweilen, jedoch mit Unrecht[42]), ist behauptet worden, daß sie dem Provocationsprocesse beigemischt werden könne.

Das Beweisthema sind die oben angegebenen vier Theile der Klage. Dem Beweis des ersten Theiles, des widerrechtlichen Factums, kann der Beklagte den directen Gegenbeweis entgegenstellen, daß er zu der positiven Handlung berechtigt oder zu dem, was er unterließ, nicht verbunden gewesen sei. Gegen den Beweis des Causalnexus kann im Gegenbeweise ausgeführt werden, daß der Beklagte überhaupt durch die fragliche Handlung keinen Schaden angerichtet, oder daß sie den entstandenen Schaden nicht verursacht habe, daß dieser vielmehr vom Kläger selbst, oder durch Zufall, oder durch einen nicht zu leistenden Grad der Schuld verursacht sei. Endlich kann der Beklagte, wenn der Kläger die Richtigkeit der Prämissen, aus welchen er seine Schadensumme ableitete, zu beweisen sucht, deren Unrichtigkeit im Gegenbeweise darzuthun unternehmen[43]). In Gemäßheit des geführten Beweises bestimmt der Richter die Höhe des zu gewährenden Interesses nach seinem billigen Ermessen, wobei er ebenso, wie die Taxatoren, die er wo möglich mit zu Hilfe nimmt, nicht Affectionen[44]), sondern nur den gemeinen Geldwerth, den Marktpreis des übrigens sowol positiven als negativen Schadens in Anschlag bringt. Auch ist dabei insofern auf die Person des Beschädigten Rücksicht zu nehmen, als das Interesse zu ersetzen ist, was grade die Person des Beschädigten dabei hat, daß der Schade nicht geschehen wäre. Bei unbeweglichen Sachen gilt stets der Werth des Ortes der gelegenen Sache, bei Mobilien, wenn ein Ort der Leistung bestimmt war, der Preis an diesem Orte, außerdem der am Orte der Klage, jedoch wenn der Verpflichtete widerrechtlich zögerte, auch in dem ersten Falle mit dem Wahlrechte des Klägers zwischen dem Erfüllungs- oder Klagorte. Wenn die Zeit für eine gewisse Leistung festgesetzt war, so bestimmt diese Zeit der bedungenen Leistung den Werth, außerdem wird nach dem Werthe der Zeit der Verurtheilung und zwar des erstinstanzlichen Erkenntnisses, wenn nicht dieses abfällig und daher erst das Erkenntniß einer spätern Instanz entscheidend war, der Preis regulirt. Wird eine frühere Zeit, als die Rechtskraft des Erkenntnisses, für die Werthsbestimmung angenommen, so folgt daraus doch nicht, daß dem Kläger auch von jener Zeit an Zinsen zustehen; diese können immer erst von erwähnter Rechtskraft an gefodert werden[45]). Gedachte Zeitbestimmungen waren schon bei den Römern rücksichtlich der bonae fidei actiones angenommen, während bei den actiones stricti juris die Zeit der Litiscontestation entscheidend war. Durch Mora ändern sich diese Bestimmungen, bei welchen zwar der Kläger den höchsten Werth der Sache zwischen der Mora und dem Urtheil nur von dem Diebe fodern kann, aber auch, falls er selbst in mora accipiendi ist, sich mit dem geringern Preise begnügen muß, wenn ein solcher zur Zeit der Verzögerung stattfand. Ist die versprochene Sache eine Species, so ist schon die Zeit des Unterganges der äußerste Termin der Ästimation, oder, wenn sie da sehr werthlos geworden war, der nächstvorhergehende Moment, wo sie noch ihre gewöhnliche Beschaffenheit hatte. Auch bei der Klage ex lege Aquilia entscheidet jetzt die Zeit des gestifteten Schadens. Die bis jetzt abgehandelte Schätzung wird jedoch in der Regel nur da angewendet, wo culpa levis zu prästiren ist; bei dolus, culpa lata und contumacia[46]) muß das gewährt werden, was der Beschädigte durch das Juramentum in litem als sein Interesse eidlich erhärtet. Dies findet indessen bei einer Sache, die in sich selbst ihre Schätzung, oder einen bestimmten Marktpreis hat, also vorzüglich beim bloßen Gelde in gemeinen Sorten nicht statt[47]), wol aber bei Immobilien[48]). Das *Juramentum in litem* (Schätzungseid, Würderungseid) ist der Eid, zu welchem in den eben angegebenen Fällen der Beschädigte in der Maße berechtigt ist, daß er verlangen kann, den Beweis seiner Angabe durch diese eidliche Bekräftigung ohne Weiteres zu führen[49]). Dieser Eid hat das Eigenthümliche, daß der Beweisführer, ohne dem Gegner den Beweis angetragen zu haben, den Beweis durch den Eid führen darf[50]). Der Erstere hat dies Recht, nicht die Verpflichtung dazu, und es findet, wenn der Beschädigte diesen Eid, was er, ohne sachfällig zu werden, thun kann, ablehnt und eine andere Schätzung verlangt, auch diese, jedenfalls aber findet der Eid nur dann statt, wenn die Existenz des Schadens und die Verbindlichkeit zum Schadenersatze schon ermittelt ist und es nur noch auf die Größe des Scha-

41) Glück a. a. O. 10. Th. §. 705. S. 385 fg. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. §. 19—24. S. 37 fg. 42) v. Quistorp a. a. O. 2. Th. Bem. LXV. S. 251. 43) Vergl. übrigens die in Not. 21 a. E. S. 151 angezogene Schrift von Gesterding. 44) In gewisser Art gegen Schweppe a. a. O. §. 203. S. 467.

45) v. Quistorp a. a. O. Bem. LXIV. 46) In gewisser Maße gegen von Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (17). 47) Göschen a. a. O. §. 397. S. 86 und §. 398. S. 88. *Mühlenbruch* l. c. §. 365 et 366 in fine. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (16. 17). Schweppe a. a. O. §. 200 und 204. Glück a. a. O. 12. Th. §. 813. S. 404. 407. 437. 48) Glück a. a. O. S. 433 fg. gegen v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (17) und Schweppe a. a. O. §. 204. 49) Die Literatur über diesen Eid s. bei Glück a. a. O. Not. 91. S. 398 und im Archiv für die civilistische Praxis. 10. Bd. 1. Heft. §. 13. Not. 89. S. 66. 50) Linde in der so eben Note 49 angezogenen Stelle des Archivs.

denersatzes ankommt. Er ist dann nicht blos ein Erfüllungseid, der nur erkannt würde, um die Unvollständigkeit des Beweises der Summe des Schadenersatzes zu vervollständigen, sondern er beweist ganz allein für sich diese Summe, ohne daß es des unvollständigen vorherigen Beweises bedarf. Er bildet so das ganze eigenthümliche Juramentum quantitatis. Er ist aber auch kein zugeschobener Eid, bedarf daher nicht erst der Zustimmung des Richters, sondern er ist ein richterlicher Eid, aber nicht ein subsidiäres Beweismittel; es wird vielmehr das dem Kläger gegebene Recht der eigenen eidlichen Würderung als Strafe für die zu Schulden gebrachte contumacia, dolus oder culpa lata angesehen. Bei Ableistung desselben ist der Kläger nicht an den gemeinen Werth und an das bloße Interesse gebunden; er darf den Schadenersatz nach demjenigen Werthe schätzen, den er der Sache nach seiner individuellen Meinung beilegt, weshalb dieses Juramentum in litem als ein Juramentum affectionis von den meisten Rechtslehrern charakterisirt wird. Der Schwörende kann so hoch schwören, als er es mit seinem Gewissen zu vereinigen vermag (in infinitum), wenn nicht der Richter eine gewisse Grenze bestimmt hat, über die er nicht schwören darf (judex taxationem jurijurando adjicere potest, sagen die Gesetze [51]). Die oben (S. 157 fg) erwähnte, bei der Ästimation immer zu beobachtende Beschränkung Justinian's trifft ihn nicht. Die Gesetze wollen die Entschädigung dadurch so regulirt haben, daß der Beschädigte ganz in den Zustand wieder versetzt werde, als wenn er die Beschädigung nicht erlitten hätte. Da überhaupt eine eidliche Schätzung ohne vorherige richterliche Genehmigung ohne Wirkung ist; so muß der Kläger bei dem Richter darauf antragen, ihn dazu zu lassen [52]); dieser kann geeigneten Falles ihm dies verweigern; doch nur geeigneten Falles, d. i. wenn die Voraussetzungen nicht vorhanden sind, unter welchen es dem Kläger erlaubt ist, den Werth des Schadenersatzes nach seiner Willkür zu bestimmen. Der Richter darf aber noch nach bereits geleistetem Eide das Quantum aus zureichenden Gründen (ex magna causa et postea repertis probationibus) [53]) ermäßigen. Daher wollen Mehre [54]) nicht zugeben, daß dieser Eid ein juramentum affectionis sei [55]). Man setzt ihm gewöhnlich das *juramentum veritatis*, *juramentum suppletorium quantitatis* [56]), entgegen. Der Beschädigte kann nämlich zum Beweise seines Schadens durch den Eid auch in anderer Maße als zum juramentum in litem gelassen werden, nämlich, wenn der Beweis der Quantität des Schadens nur zum Theil geführt, diese Quantität wahrscheinlich gemacht ist, zum gewöhnlichen Erfüllungseide, oder, wenn die Sache sich nicht so gestaltet, wenn alles Andere bis auf die Quantität erwiesen ist, zu demjenigen juramentum quantitatis, welches unter dem streitigen Namen jusjurandum in litem veritatis bekannt ist. Schon das römische Recht [57]) kannte diesen Eid, der darum beinahe nothwendig wird, weil die Beschädigten nur selten Beweise über den Betrag ihres Schadens haben können. Er ist indessen von dem eigentlichen juramentum in litem (affectionis) dadurch sehr verschieden, daß er nur subsidiarisch in Ermangelung anderer Beweismittel gilt, der Beschädigte ihn nicht ablehnen kann, ohne zugleich sachfällig zu werden und, daß er von den Römern selbst bei actiones stricti juris und bei Beschädigungen ex culpa levi zugelassen wurde. Bei ihm ist daher auch von dem Interesse der Affection nicht die Rede. Er erscheint überhaupt als eine Art von Erfüllungseid, als ein förmliches Beweismittel [58]). Von allen diesen Eiden verschieden ist endlich das *Juramentum Zenonianum*, so benannt von der dasselbe charakterisirenden Verordnung des Kaisers Zeno. Dieser Eid setzt einen, durch die bewiesene Gewalt des Beschädigers erlittenen Verlust voraus, dessen einzelne Gegenstände der Beschädigte nicht beweisen kann, daher der Eid den Verlust dieser Gegenstände und deren Werth, wenn zuvor der Richter ein Maximum dieses Werthes festgesetzt hat, das der Schwörende nicht überschreiten darf, beweisend erhärtet. Deshalb unterscheidet sich dieser Eid vom Juramentum in litem dadurch, daß dieser wegen jedes dolus, culpa lata und contumacia, jener nur wegen Verlustes durch Gewalt geleistet werden kann; daß er nur subsidiarisch eintritt, wenn die einzelnen Gegenstände nicht anders zu erweisen sind, und daß im entgegengesetzten Falle der Richter den Kläger nicht dazu lassen darf; daß er nicht, wie das Juramentum in litem, blos zur Ausmittelung des Verlustwerthes, sondern auch zur Ausmittelung des Verlustes selbst angewendet wird, daß hier der Richter alle Mal nach der Beschaffenheit des Vorfalles und der Personen ein nicht zu überschreitendes Maximum bestimmen muß, welches beim Juramentum in litem nur geschehen kann, ohne immer nothwendig zu sein. Dieser Eid stimmt aber mit dem Jur. in litem darin überein, daß er ein richterlicher Eid ist und daß dabei das volle Interesse, auch das lucrum cessans, mit in Anschlag kommt [59]). Der sonst hier und da gewöhnliche Minderungseid (Juramentum minorationis), durch welchen der Beklagte die von dem Kläger verlangte Summe auf eine ihm gut dünkende minderte, ist nicht gemeinrechtlich [60]).

---

51) fr. 4. §. 2. fr. 5. §. 1. D. de in litem jurando (XII, 3). fr. 18. pr. D. de dolo malo (IV, 3). fr. 2. D. ad exhib. (X, 4.)
52) fr. 4. §. 1. D. de in litem jurando (XII, 3): Deferre autem jusjurandum judicem oportet.
53) §. 3. ibid.
54) z. B. Schweppe a. a. O. §. 204. *Mühlenbruch* l. c. §. 366 et ibid. not. 15, nec non §. 365. not. 2 citati.
55) Göschen a. a. O. §. 397. Schweppe a. a. O. §. 204 und 205. *Mühlenbruch* l. c. §. 366. v. Wening-Ingenheim a. a. O. §. 193 (17). Glück a. a. O. S. 421. 435. 443. 446. Mackeldey a. a. O. §. 344.
56) Busch, Beiträge zur Lehre vom Eide, im Archiv für die civilistische Praxis. 21. Bd. 2. Heft. Nr. VII. (II.): Was ist vom sogenannten juramentum suppletorium quantitatis zu halten? S. 206.
57) fr. 5. §. 4. D. d. in litem jurando (XII, 3). Vermuthlich, weil in dem Titel, der vom eigentlichen jusjurandum in litem handelt, diese Stelle vorkommt, trennt man oft jenes uneigentliche jusjurandum in litem nicht von diesem. Glück a. a. O. §. 814. S. 446.
58) Schweppe a. a. O. §. 205. v. Wening-Ingenheim a. a. O. Göschen a. a. O. §. 398. S. 89.
59) Besonders umständlich verbreitet sich hierüber Glück a. a. O. §. 819. S. 473 fg. Vergl. auch *Mühlenbruch* l. c. §. 366. Göschen a. a. O. §. 397. S. 87. v. Wening-Ingenheim a. a. O. a. E.
60) Glück a. a. O. S. 480. Schweppe a. a. O. §. 265 a. E.

Das Erkenntniß auf diese Beweisführung, wenn der Beweis auf die eine oder andere Art erbracht ist, kann nach römischem Rechte nur auf Restitution der Sache, Wiederherstellung des Zustandes, oder Vergütung mittels eines Geldäquivalentes gehen. Man kennt im Grunde nur Einen Fall, in welchem der Beschädigte sich mit dem Ersatze durch eine ebenso gute Sache begnügen muß. Dies ist bei vermietheten evincirten Wohnungen, wo der Vermiether, statt der evincirten, eine ebenso gute anbieten darf[61]). Wird die Reparatur einer beschädigten Sache erkannt, so muß der Beschädiger soviel an Geld zulegen, als die Sache, trotz der Reparatur, minder werth geworden ist. Würde sie aber durch die Reparatur besser als vorher, so braucht der Beschädigte nichts herauszuzahlen, wenn er nicht die Sache um einen höhern Preis verkauft und sich dadurch bereichert. Hat der Beschädiger blos die Kosten der Deterioration zu vergüten, so kann er nicht gezwungen werden, das Ganze zu bezahlen und die Sache dagegen zu nehmen[62]).

Die Particularrechte sind rücksichtlich der Grundsätze über Schaden und Schadenersatz von den, in der That der Natur der Sache entnommenen gemeinen Rechtsprincipien wenig abweichend, doch behandeln z. B. das allgemeine österreichische bürgerliche Gesetzbuch[63]) und das preußische Landrecht[64]) diese Materie in besondern, ihr gewidmeten, bedeutenden Abschnitten. Nur rücksichtlich des Letztern bemerken wir folgende interessanteren Vorschriften desselben: Schaden heißt ihm (6. Tit. §. 1) jede Verschlimmerung des Zustandes eines Menschen in Ansehung seines Körpers, seiner Freiheit, oder Ehre, oder seines Vermögens. (§. 7.) Zu einer vollständigen Genugthuung gehört Ersatz des gesammten Schadens und des entgangenen Gewinnes. (§. 8.) Wer Jemandem ohne Recht Schaden zufügt, der kränkt oder beleidigt denselben. (§. 9.) Unterlassung einer Zwangspflicht wird einer Kränkung oder Beleidigung gleich geachtet. (§. 15 und 18.) Bei geringern Versehen ist nur der unmittelbare Schaden, aber auch selbst dann, wenn die Schuld des Beschädigten mit eintritt, zu ersetzen. (§. 10. 11.) Der mittelbare Schade wird im Falle eines bösen Vorsatzes, groben oder mäßigen Versehens ersetzt; (§. 21.) in den beiden letztern Fällen nicht, wenn der Beschädigte ihn durch gewöhnliche Aufmerksamkeit hätte vermeiden können. (§. 4 und 16.) Zufälliger Schade wird nur vertreten, wenn die Handlung gegen ein Verbotsgesetz lief oder der Handelnde durch gesetzwidriges Verhalten zu dieser Handlung veranlaßt wurde.

Das englische Recht beruht in dieser Beziehung vorzüglich auf dem Gerichtsbrauche[65]) und ermangelt eines vollständigen Systemes. Die merkwürdigsten, blos mit dem abweichenden englischen Gerichtsverfahren zusammenhängenden Gewohnheiten und Vorschriften sind folgende: Jeder Schade wird durch Geschworne geschätzt und so die Entschädigung ermittelt. Wenn nun in einem Rechtsstreite von dem Gerichte zwar das Recht des Klägers auf Schadenersatz anerkannt, aber, weil keine Geschwornen zugegen waren, das Quantum nicht bestimmt wird, so ist dies nach englischen Begriffen ein Beiurtheil (*interlocutory judgement*). Wird der Schadenersatz verlangt, so wird der sogenannte Erforschungswrit (writ of inquiry) erlassen, die Geschwornen werden zusammengerufen und sie müssen, unter dem Vorsitze des Sheriffs, als Richters, die Entschädigung aussprechen. Der Sheriff berichtet das Resultat; dasselbe wird durch ein sogenanntes Postea in das Protokoll eingetragen und als Entschädigung zuerkannt. Erkennen die Geschwornen unter 40 Schilling Schadenersatz, so erhält der Kläger auch nur soviel an Proceßkosten erstattet, es wäre denn, daß der Richter bezeugte, wie wirkliche Thätlichkeiten, nicht blos ein Angriff, erwiesen, oder bei Eigenthumsverletzungen, wie das Freilehn oder Anrecht des Landes hauptsächlich in Frage gekommen, oder wie die Eigenthumsverletzung durch geringe Leute, einen geringen Handelsmann, Lehrling oder andere lose Personen (dissolute persons), auf der Jagd beim Fischen, Vogelfangen ꝛc. oder geflissentlich und boshaft begangen wäre, wo dann jeden Falles sämmtliche Kosten erstattet werden[66]).

Nach dem französischen Gesetzbuche[67]) verbindet jede Handlung, Nachlässigkeit oder Versehen, welche durch Verschuldung Schaden anrichtet, den Handelnden zum Ersatze nicht blos für sich, sondern auch für die Personen, für welche man zu haften hat, d. i. für minderjährige Kinder rücksichtlich des Vaters und nach dessen Tode, der Mutter, für Hausgesinde und Geschäftsführer in den ihnen anvertrauten Geschäften rücksichtlich der Haus-Handels- und Fabrikherren, für Zöglinge und Lehrlinge rücksichtlich der Lehrer und Handwerker, hiernächst für die Sachen, die man in seiner Verwahrung hat, also für den Schaden durch solche Thiere und eigene Gebäude. Außerdem berechtigen zur Schadensoderung Fälschungen in den Urkunden zu Beglaubigung des bürgerlichen Zustandes (Art. 52), Fertigung der Heirathsacte ohne Berücksichtigung diesfallsigen Einspruchs (Art. 68), gesetzwidrige Einsprüche gegen Heirathen (Art. 179), Unterlassung der Nachsuchung zu Bestätigung eines neuen Vormundes von Seiten des Nebenvormundes (Art. 424) u. s. w. Mit den so eben ausgezogenen Artikeln 1382—1386 des französischen Gesetzbuches stimmen die Gesetzbücher von Sardinien[68]), vom Canton Waadtland[69]), von Holland[70]) und von Louisiana[71]) überein. Das Gesetz-

61) fr. 9. pr. D. Locati (XIX, 2). 62) Schweppe a. a. O. §. 203. 63) Im 30. Hauptstücke. Vergl. Scheidlein a. a. O. 4. Heft. S. 1: Über das 30. Hauptstück des allgemeinen österreichischen bürgerlichen Gesetzbuches, von dem Rechte des Schadenersatzes und der Genugthuung. Zugschwerdt, Das Recht des Schadenersatzes und der Genugthuung nach den österreichischen Civilgesetzen. (Wien 1837.) 64) Im ganzen 6. Titel des 1. Th. und im 5. Titel §. 277 fg. 65) Über die Verpflichtung zum Schadenersatze nach den Grundsätzen des englischen Gerichtes, bei Elvers und Bender a. a. O. 2 Jahrg. (Götting. 1829.) S. 141.

66) *Blackstone*, Commentaries, im Auszuge von Gifford, übersetzt von Colditz. 2. Bd. (Schleswig 1823.) S. 114. 203—205. 67) Code Napoléon. art. 1382—1386. Zachariä, Handbuch des französischen Civilrechts. §. 382 fg. und die da angezogenen Merlin m. quasi-delit. Fr. des oblig. par Pothier. T. I. n. 116 sv. 68) Art. 1500—1504. 69) Art. 1037—1086 mit Ausschluß des Schlusses des 1384. Art. im 1039. Art. 70) Art. 1401—1405. 71) Art. 2294—2299 und 2302, jedoch ist Art. 1385 des Cod. N. nicht beibehalten.

buch von Louisiana fügt noch hinzu [72]): die Verbindlichkeit der Vormünder zum Ersatz des von ihren Pflegebefohlenen verursachten Schadens, der Herren [73]) für die Schäden ihrer Sklaven und Thiere mit Vorbehalt der noxae datio (abandon), und derer, welche Andere zu einer unerlaubten Handlung anreizen, und zwar im letztern Falle mit solidarischer Verbindlichkeit. Jenes Gesetzbuch beschränkt aber [74]) dann die Summe des Schadenersatzes, wenn der Beschädigte seine Sache unklug ausgesetzt hat. Das Gesetzbuch von Holland bestimmt dabei insbesondere [75]) den Ersatz des Interesses (dommages — intérêts) für die, von der Arbeit eines Getödteten oder Verwundeten, lebenden Personen, z. B. Kinder, Ältern ꝛc., ingleichen [76]) die Gewährung des Interesses im Falle von Injurien. Obgleich hiernächst auch in Baden der Code Napoléon in den erwähnten Artikeln angenommen ist, so sind denselben doch [77]) einige Bestimmungen beigefügt, wonach der Hauseigenthümer oder Hauptmiether eines Hauses für den Schaden, welcher Vorbeigehenden zugefügt wird, mit Vorbehalt des Regresses an den Thäter, haftet, der Eigenthümer eines schädlichen Thieres sich von Schadenersatz durch den Abandon befreien und der, welchem ein damnum infectum bevorsteht, auf Präventivmaßregeln dringen kann. (*Buddeus.*)

ENTWÄSSERUNG, oder Befreiung einer Erdfläche von dem auf oder in derselben befindlichen, ihre Benutzung störenden Wasser, wird nach der Verschiedenheit des Terrains und nach Verschiedenheit der dadurch beabsichtigten Zwecke auf verschiedene Weise vorgenommen. So geschieht die Entwässerung der Polder in Holland auf andere Weise, als die Entwässerung der Wiesen auf höher gelegenen Ländereien; anders die durch einen Fluß überschwemmter Uferlande, als die der Sumpfgegenden mancher Länder. Denn aus den meistentheils tiefer als die Nordsee liegenden Poldern Hollands kann dem in denselben sich sammelnden Quell- und Regenwasser kein mit dem nöthigen Gefälle versehener Abzugsgraben gegeben werden, sondern die Mechanik muß dabei zu Hilfe genommen und das Wasser mittels Archimedischer Schrauben oder Schnecken, die Windmühlenwerke in Bewegung setzen, in höher als die Polder und über dem gewöhnlichen Niveau der nahen See liegende Kanäle gehoben werden, in denen es der See zugeführt wird. Wiesengründe hingegen werden von dem ihrem Graswuchs nachtheiligen Quell-, Schnee- oder Regenwasser, sowie von dem durch Kunst zur Beförderung des Graswuchses darauf gebrachten Wasser durch bloße Abzugsgräben befreit. Ebenso die von einem Fluß überschwemmten Uferlande. Sind diese jedoch durch Dämme gegen eine solche Überschwemmung geschützt, und haben daher nur von dem Austreten der Binnenwasser und an dem sich sammelnden Regenwasser zu leiden, so sind zu diesem Zwecke Schleußen nothwendig, welche, in die Dämme gebaut, wenn sie geschlossen sind, den Hauptstrom bei hohem Wasserstande von den Uferlanden abhalten, dann aber, wenn sie bei mittlerm und niederm Wasserstande des Hauptstromes wieder geöffnet werden, die in den Uferlanden während ihres Verschlusses sich gesammelt habenden Binnenwasser dem Hauptstrome zuführen, und deshalb auch Entwässerungsschleußen genannt werden.

Ländereien, welche durch Quellen zu Morästen geworden sind, entwässert man durch Abfangung der Quellen und legt sie auf diese Art trocken (s. Eytelwein's Abhandlung in der Sammlung nützlicher Aufsätze und Nachrichten der Baukunst betr., 1. Bd., und Scheyer's Wasserbaukunst). Können aber sumpfige Ländereien weder durch Abzugsgräben, noch durch Abfangen der Quellen entwässert werden, so gibt es, wenn ein Erdmaterial mit sich führender Bach oder Fluß in der Nähe ist, noch ein anderes Mittel, sie trocken zu legen, welches hier nur deshalb erwähnt werden muß, weil durch dasselbe eine zu viel Wassertheile enthaltende und deshalb nutzlose Erdfläche trocken gelegt und auf diese Weise nutzbar gemacht wird. Dieses Mittel ist die Aufschlämmung, welche mit vielem Nutzen zur Trockenlegung großer Sümpfe in Frankreich angewendet worden ist.

Hierüber sowol, wie über Entwässerung überhaupt, findet man das Nähere in Woltmann's Beiträgen zur hydraul. Architektur. 2. Bd. S. 247 fg. John Johnston's Abhandl. über das Austrocknen der Sümpfe und Entwässerung kalkgründiger Äcker ꝛc., übers. von Graf v. Podewils. Wedge's Abhandl. on draining Land im 10. Bde. der Transactions of the society for the encouragement of arts, manufactures and commerces. Pechmann's Jahrbücher der Baukunde (Stuttgart 1828). Rau's Übersicht der Entwässerungsarbeiten von der Linth (1825) und Wiebeling's Wasserbaukunde. 2. Bd. (*Batsch.*)

ENTZENDORF, ungar. Encs (sprich Entsch), auch Ents und Jencs, 1) ein großes Dorf im buzaer Gerichtsstuhle (Bezirke, Processus) und im untern Kreise der dobokaer Gespanschaft, im Lande der Ungarn des Großfürstenthums Siebenbürgen, zwischen Bergen gelegen, nicht weit von der Grenze des innern szolnoker Comitats und 3¼ teutsche Meilen von der Stadt Bißtritz entfernt, von Walachen bewohnt, mit einer eigenen griechisch-unirten und einer nicht unirten Pfarre, einer griechisch-katholischen und einer nicht unirten griechischen Kirche und einer Schule. 2) Encs, auch Ents, ein den Grafen Keglevics gehöriges großes Dorf im szikszoer Gerichtsstuhle der abaujvárer Gespanschaft im Kreise diesseit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des kleinen Hernadflusses in gebirgiger Gegend, an der Verbindungsstraße von Forró und Szánto gelegen, mit 91 Häusern, 668 magyarischen Einwohnern, welche Feldbau treiben, und 573 Katholiken, 86 Evangelische und 9 Juden unter sich zählen, einer eigenen katholischen Pfarre, welche zum szikszover Vice-Archidiakonatsdistricte der kaschauer bischöflichen Diöcese gehört, unter dem Patronat des Herrschaftsbesitzers steht, erst im J. 1747 errichtet wurde und 1625 katholische Pfarrkinder (1831) in ihrem Sprengel zählt,

72) Art. 2299. 73) Art. 2300. 2301. 2304. 74) Art. 2303. 75) Art. 1406. 1407. 76) Art. 1408 fg. 77) Art. 1384—1386.

einer dem heil. Joseph geweihten katholischen Kirche und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

Entzündung (physikalisch), s. Feuer und Wärme.

ENTZÜNDUNG [1]), Inflammatio, Phlegmone, Phlegmasia, Phlogosis, Stasis, sind Benennungen für einen pathologischen Proceß, dessen äußere Zeichen zwar seit dem Beginn ärztlicher Kunst bekannt, dessen Wesen

---

1) *P. Spors*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1568. 4.) *Varismom*. Diss. de inflammatione. (Basil. 1598. 4.) *Fluch*, Diss. de phlegmone. (Jenae 1600. 4.) *Tankii* Diss. de phlegmone. (Lips. 1603. 4.) *Sennert*, Diss. de inflammatione. (Viteberg. 1610. 4.) *Moegling*. Diss. de inflammatione partium corporis humani. (Tubing. 1619. 4.) *Widmacher*, Diss. de inflammatione. (Viteb. 1640. 4.) *Bieben*, Diss. de inflammatione. (Basil. 1660. 4.) *Corbeel*, Diss. de inflammatione. (Leydae 1661.) *Sylvius*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1671. 4.) *Bruynstern*, Diss. de inflammatione. (Leyd. 1674. 4.) *Freytag*, Diss. de inflammatione. (Leyd. 1675.) *Daelhauser*, Diss. de inflammatione. (Duisburg. 1680. 4.) *van der Meulen*, Diss. de inflammatione. (Leydae 1682. 4.) *Lossius*, Diss. de inflammatione. (Viteb. 1683. 4.) *Hofer*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1683. 4.) *van der Lahr*, Diss. de fermentatione, effervescentiis et inflammatione. (Leydae 1685. 4.) *Bohn*, Diss. de inflammatione. (Lips. 1686. 4.) *Erkels*, Diss. de inflammatione in genere. (Basil. 1686. 4.) *J. Ch. Adami*, De phlegmone. (Erford. 1690. 4.) *Petri*, Diss. de phlegmone. (Erford. 1690. 4.) *Schreck*, Diss. de inflammationibus in genere. (Leydae 1691. 4.) *Jo. Godfr. de Berger*, Diss. de inflammatione. (Viteberg. 1695. 4.) *Maynwaring*, Of fevers and inflammations. (London 1697.) *E. Stahl*, De inflammationis vera pathologia. (Halae 1698. 1705. 4.) *H. A. Roëll*, Diss. de natura phlegmones. (Traj. ad Rh. 1706. 4.) *H. Boerhaave*, Diss. de inflammationibus in genere. (Lugd. Bat. 1708. 4.) *H. Huddelston*, Diss. de inflammatione. (Traj. ad Rhen. 1711. 4.) *J. H. ten Dam*, Diss. de inflammatione in genere. (Harderov. 1717. 4.) *Feltrup*, Diss. de inflammatione in genere. (Harderov. 1720. 4.) *K. Ch. Loeber*, Diss. historia inflammationis ex principiis anatomicis et mechanicis deducta. (Halae 1722. 4.) *D. Schuckinck*, Diss. de inflammatione in genere. (Lugd. Bat. 1723. 4.) *De Pré*, Diss. theoria et therapia inflammationum. (Erford. 1727. 4.) *B. Koelmann*, Diss. de inflammatione. (Harderov. 1728. 4.) *H. J. Schroeder*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1731. 4.) *Vater*, resp. *Möhring*, Diss. de inflammationis sanguineae theoria mechanica. (Viteberg. 1733. 4.) *M. Geene*, Diss. de inflammatione. (Harderov. 1736. 4.) *G. du Fen*, Diss. de inflammatione. (Harderov. 1738. 4.) *Mauchart*, Diss. de inflammatione in genere. (Tubing. 1740. 4.) *a Bergen*, Diss. de inflammatione sanguinea ex principiis anatomicis et mechanicis deducta. (Francof. 1741. 4.) *Scrinii* Diss. de inflammatione, gangraena et sphacelo in genere. (Prag. 1741.) *Walther*, Diss. de inflammatione. (Lips. 1741.) *F. B. Sauvages*, Inflammationis theoria. (Monspel. 1743. 4.) *J. F. Zeberg*, De inflammatione vera et ejus resolutione. (Lugd. Bat. 1745. 4.) *Hamberger*, Diss. de inflammationum pathologia. (Jenae 1745. 4.) *C. A. Jannau*, praes. *Kaltschmied*, Diss. de inflammationibus febre acuta stipatis. (Jenae 1750. 4.) *Oestm. Rosenblad*. Diss. de inflammatione, potissimum venosa. (Lund. 1750. 4.) *Fizes*, Diss. de theoria inflammationis. (Monspel. 1751. 4.) *Büchner*, Diss. de inflammatione sanguinea. (Hal. 1752. 4.) *Ch. A. Foertsch*, praes. *L. Heister*, Diss. de inflammatione. (Helmstedt. 1753. 4.) *A. R. Jongerheld*, Diss. de inflammationibus in genere. (Lugd. Bat. 1755. 4.) *Gardane*, Diss. de theoria inflammationis. (Monspell. 1758. 4.) *C. F. Kaltschmied*, Theses de inflammationibus in genere consideratis. (Jenae 1758. 4.) *R. L. Tellegen*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1758. 4.) *B. M. de Fons*, Diss. de inflammatione. (Traj. ad Rhen. 1760. 4.) *N. Paradys*, Spec. quo inquiritur in naturam inflammationis. (Lugd. Bat. 1763. 4.) *van der Hart*, Diss. de inflammatione in genere. (Utrecht. 1763. 4.) *Nonne*, Diss. inflammationis theoria. (Erford. 1765. 4.) *Fr. Vacca*, Liber de inflammationis morbosae, quae in humano corpore fit, natura, causis, effectibus et curatione. (Florent. 1765.) *J. L. S. Dufay*. De inflammationis theoria ejusque per resolutionem curatione. (Monspell. 1766.) *El. Büchner*. Diss. de vasorum obstructione, quatenus febris et inflammationis causa habenda sit. (Halae 1766. 4.) *Büchner*, resp. *Richter*, Diss. de inflammatione ejusque in tela cellulosa sede frequentissima. (Halae 1767. 4.) *A. C. Kessler*, Diss. de inflammatione sanguinea sive vera, pathologice considerata. (Halae 1767. 4.) *Thom. Houlston*. Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1767. 4.) *Jac. Jos. Winterl*, Diss., proponens inflammationis theoriam novam. (Viennae 1767.) *Streng*, De inflammatione partium tam solidarum, quam fluidarum in corpore humano. (Erford. 1768. 4.) *J. B. Gerrarts van der Horst*, De φλεγμονή, seu inflammatione in genere. (Traj. ad Rhen. 1768.) *G. J. Beuth*, De theoriae inflammationis Boerhaavianae falsitate ejusque theoria nova. (Duisburg. 1768. 4.) *Dan. Magenise*, The doctrine of inflammation, founded upon reason and experience, and entirely cleared from the contradictory systems of Boerhaave, van Switen and others. (London 1768.) D. Magenise, Theorie der Entzündung. Aus dem Engl. von F. A. Weber. (Göttingen 1776.) *Campbel*, Diss. de phlegmone. (Edinburg. 1771.) J. Alex. von Brambilla, Chir.-prakt. Abhandlung von der Phlegmone und ihren Ausgängen. Aus dem Ital. Mit Kupf. (Wien 1773.) Derselbe, über die Entzündungsgeschwulst und ihre Ausgänge. Aus dem Ital. von J. A. Schmidt und W. Schmitt. 2 Thle. (Wien 1786.) *A. Oderdahl*, De inflammationis ratione, praes. *Gattenhoff*. (Heidelberg. 1773. 4.) *J. F. Carrère*, Traité théorique et pratique des maladies inflammatoires. (Paris 1774.) *J. G. Wendt*, praes. *Gattenhof*, Diss. s. inflammationis causas et eventus. (Heidelberg. 1775. 4.) *A. Bicker*, Diss. pro Boerhaavianae de inflammatione doctrinae prae aliis hodie magis celebratis theoriis firmitate. (Prag. 1776. 4.) recus. in Dissertat. Pragens. Vol. II. Wasserberg. Opusc. fasc. 4. *J. A. van den Grootenacker*, Diss. de inflammatione in genere. (Lugd. Bat. 1776. 4.) *Johnston*, Diss. de phlegmasiis. (Edinburg. 1777.) *P. P. Kerens*, De inflammatione topica ejusque vario exitu. (Lugd. Bat. 1778. 4.) *P. van Genderen*, Diss. de inflammatione. (Traj. ad Rh. 1779. 4.) *Röslin*, Diss. de inflammatione. (Gotting. 1779. 4.) *Kratzenstein*, Theoria inflammationis. (Halae 1781. 4.) *J. Barklay*, Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1784.) *F. A. van den Bosch*, Diss. de inflammatione in genere. (Lugd. Bat. 1785. 4.) H. van den Bosch, Theoretisch-prakt. Versuch über die Entzündung und ihre Ausgänge und mancherlei andere Krankheiten, wobei die Muskelkraft der Haargefäße zum Grunde gelegt wird. (Münster und Osnabrück 1786.) E. A. Nicolai, Theoretisch-prakt. Abhandlung über Entzündung, Eiterung, Brand, Skirrhus und Krebs. 2 Thle. (Jena 1786.) *Goldhagen*, De inflammatione analecta. (Halae 1788. 4.) *J. Carmichael Smith*, On the different kinds or species of inflammation and of the causes, to which those differences may be ascribed, in Medic. Communications. Vol. II. (Lond. 1788.) *L. Molenschot*. De inflammatione in genere, varioque ejus exitu et cura. (Lugd. Bat. 1788. 4.) *J. G. Müller*, Diss. s. theoriam inflammationis. (Jenae 1788. 4.) *Florren*. Diss. de inflammatione. (Bonn. 1788.) *E. A. Nicolai*, Theoria inflammationis. (Jenae 1789.) *P. Schumlansky*. Diss. de proxima topicae inflammationis causa (Argentor. 1789. 4.), teutsch in Neueste Sammlung für Wundärzte. VII. St. *Gahagan*. Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1790.) *S. de Leon*. Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1790. 4.) J. G. Ziegenhagen, Beitrag zur Berichtigung der Entzündungslehre. (Strasburg 1790.) Chr. L. Hoffmann, Von der Entzündung und ihren Ausgängen, in dessen Vermischte Schriften. 1. Bd. (Münster 1790.) G. Wedekind, Allgemeine Theorie der Entzündung und ihrer Ausgänge, in fünf Vorlesungen. (Leipz. 1791.) J. O. Justamond, Versuch über die Entzündung und das Eiter-

aber noch immer in mehr als einer Hinsicht dunkel genannt werden muß. Kann es uns deshalb Wunder nehmen, wenn wir seit den ältesten Zeiten die Ärzte vergebens bemüht sehen, dem allgemein angenommenen Worte

---

geschwür, in dessen Chirurg. Werken. (Hanover 1791.) S. 104. Wölfing, Versuch einer Kritik der von Richter bekannt gemachten Recension von Wedekind's Theorie der Entzündung. (Leipz. 1792.) *Janssens*, Diss. de inflammatione in genere ejusque exitu. (Duisburg. 1792. 4.) *Jo. Warmers*, Diss. sist. theoriam inflammationis. (Gotting. 1792. 4.) *Fowler*, Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1793.) *Chr. Wachtel*, praes. *Reil*, D. Animadversiones quasdam circa naturam inflammationis continens. (Halae 1793.) *J. H. A. Mathy*, praes. *Gutberlet*, Diss. de inflammationis genesi et natura. (Wirceburg. 1794.) *J. Redman Coxe*, An inaug. essay on inflammation. (Philadelphia 1794.) *Jo. Hunter*, Treatise on the blood, inflammation and gunshot wounds, publ. by E. Home. (Lond. 1794. 4.) J. Hunter, Versuche über das Blut, die Entzündung und Schußwunden; aus dem Engl. mit Anmerk. von E. B. G. Hebenstreit. 2 Bde. (Leipzig 1797—1800.) *Heisterhagen*, Diss. de inflammatione ejusque causis. (Marburg. 1795.) *Walker*, Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1796.) *Hecker*, Diss. Phlegmonis aetiologia, subjectis quibusdam corollariis therapeuticis. (Erford. 1797. 4.) *C. J. Ludewig*, De stasi sanguinis in venis inflammationem mentiente, in Adversaria medica pract. Vol. I. (Lips. 1797.) p. 178. *J. Burns*, Dissertations on inflammation. 2 Vol. (London 1800.) *Mirus*, Diss. de inflammatione. (Erford. 1801. 4.) J. G. Lunz, Neueste Theorie der Entzündungen, in Märtens' Paradoxien. 1. Bd. 2. Heft. (Leipzig 1801.) S. 76. *Cnaz*, Diss. de inflammatione in genere. (Jenae 1801.) *C. A. Isaac*, Meletemata ad doctrinam de inflammatione. (Lips. 1802. 4.) *John Herdmann*, On white swelling, and the doctrine of inflammation. (Edinb. 1802.) Derwes, über die Entzündung, in Mursinna's Journal. 2. Bd. S. 221. (1802.) *J. P. V. Troxler*, Diss. sist. primas lineas theoriae inflammationis, suppurationis et gangraenescentiae. (Jenae 1802.) *Baldwin*. Diss. de inflammatione. (Edinburg. 1803.) *P. J. Bapt. Postel*, Diss. sur l'inflammation. (Paris 1803. 4.) *Sam. Perret*, Apperçu sur les phénomènes généraux de l'inflammation, considérés dans les différens systèmes. (Paris 1803.) *H. Berlioz*, Propositions sur l'inflammation. (Paris 1804. 4.) G. M. Fegelein, Versuch einer Nosologie und Therapie der Entzündungen im Allgemeinen. (Bamberg 1804.) F. C. Nägele, Beitrag zu einer naturgeschichtlichen Darstellung der krankhaften Erscheinungen am menschlichen Körper, welche man Entzündung nennt, und ihre Folgen. (Düsseldorf 1804.) *P. Lalanne*, Quelques considérations sur l'inflammation en général et sur ses différentes terminaisons. (Paris 1804. 4.) W. A. Ficker, Gedanken über die Entzündung, in dessen Aufsätze und Beobachtungen. 1. Bd. (Hanover 1804.) *J. G. Walter*, Momenta quaedam de natura inflammationis. (Dorpat. 1805.) K. G. Neumann, über das Verhältniß der größern und kleinern Blutgefäße und die Natur der Entzündung, in Hufeland's Journ. 23. Bd. 3. und 4. St. B. Hofrichter, über das Entzündungsfieber und die Entzündung. (Breslau 1806.) *A. G. Starke*, Diss., exhib. inflammationis theoriarum epicrisin adjuncta nova hujus morbi formae theoria. (Helmstad. 1806.) *F. J. V. Broussais*, Étude raisonnée des phlegmasies, fondée sur l'anatomie pathologique et sur l'observation clinique. (Paris 1808.) Desselben Histoire des phlegmasies ou inflammations chroniques. 2 Tomes. (Paris 1808. 2. édit. 1816. 3. édit. 3 Tomes. 1822. 4. édit. 1826.) *J. F. Chortet*, Traité de l'inflammation et de ses différentes terminaisons. (Paris 1808.) J. Meier, über die Natur der Entzündung; ein hist.-krit. Versuch. (Berlin 1810.) *M. W.* Diss. de febre inflammatoria quaestiones. (Lips. 1810.) *Ch. W. A. Schroeder*, Capita quaedam de inflammationis genesi et cura. (Jenae 1810. 4.) H. A. Göden, Die Theorie der Entzündung. (Berlin 1811.) F. v. Paula Gruithusen, Theorie der Entzündung, in Salzb. medicin.-chir. Zeitung. 1811. 2. Bd. S. 298. 1816. 2. Bd. S. 129. *A. Tisseyre*. Considérations pratiques sur le phlegmone. (Paris 1811. 4.) *Ch. F. W. Clauss*, praes. *Schreyer*, Disquisit. potiorum inflammationis theoriarum continens. (Viteberg. 1811. 4.) *J. M. Scavini*, Précis historique de la doctrine de l'inflammation. (Turin 1811. 4. 2. édit. 1812. 8.) *A. H. Stevens*, On the proximate causes of inflammation, with an attempt to establish a rational plan of cure. (Philadelphia 1812.) J. Meier, Versuch einer kritischen Geschichte der Entzündungen. 1. Th. (Berlin 1812.) A. D. G. Bartels, Pathologische Untersuchungen. 1. B. Die allgemeine Theorie der Entzündung und des Fiebers. (Marburg 1812.) *F. T. W. van Cooth*, De inflammatione ejusque speciebus et exitu. (Traj. ad Rh. 1814.) *H. C. Dzondi*. Aphorismorum de inflammatione Lib. I. (Halae 1814. Lib. II. 1831.) G. von Wedekind, Einige Blicke in die Lehre von den Entzündungen rc. (Darmstadt 1814.) *J. Thomson*, Lectures on inflammation (London 1814. 1818. 1823), teutsch herausgegeben von P. Krukenberg. 2 Bde. (Halle 1820), französisch par *Jourdan* et *Boisseau* (Paris 1827), italienisch von Barazzi. 4 Vol. (Pavia 1824.) *J. Bosruyt*, Diss. de inflammatione. (Lugd. Bat. 1816. 4.) *A. Decourtray*, Diss. de phlegmasiis in genere. (Lugd. Bat. 1816. 4.) *C. H. Ronnefeld*, Animadversiones nonnullae ad doctrinam de inflammatione. (Lips. 1817. 4.) F. Nasse, Untersuchungen über die Entzündungen, in Horn's Archiv. 1818. 1. Bd. 1826 März, April. 1830 Januar, Februar. 1834 April. *W. Fr. Hemprich*, Diss. de inflammationis notione. (Berol. 1818.) N. Friedreich, Entzündungen, deren endemischer Charakter in Würzburg. (Würzburg 1818.) *F. W. Cassin*, Du caractère de l'inflammation, de la congestion et de l'épanchement pendant la vie et après la mort. (Paris 1819. 4.) *C. R. Hoffmann*, Sententia de inflammationis natura. (Erlang. 1819.) *V. Mantovani*, Lezione di nosologia e terapia speciale sulla inflammazione. 2 Vol. (Pavia 1820. 12.) C. H. Dzondi, über die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Unterscheidung der Entzündung nach den verschiedenen Systemen, in Gräfe und Walther, Journal. 1. Bd. 2. Heft. S. 221—257. *G. Tommasini* Considerazione pathologico-pratiche sulla inflammazione e sulla febbre continua. (Pisa 1820. 2. edit. 2 Vol. 1826.) *Ch. Hastings*, A treatise on inflammation of the mucous membrane of the lungs. To which is prefixed, an experimental inquiry respecting the contractile power of the blood vessels and *the nature of inflammation* (London 1820); teutsch von G. van den Busch. (Bremen 1822.) W. A. Ficker, Von der Entzündung, in Harleß, Rheinische Jahrbücher. 4. Bd. 1. St. (1821.) *L. B. Verschraeghen*, De inflammationis definitione, symptomatibus, causis et exitu. (Gandav. 1820. 4.) *J. H. James*, Observations on some of the general principles, and of the particular nature and treatment of the different species of inflammation. (London 1821.) *R. Hamilton*, On febrile and inflamm. diseases. (London 1821.) K. H. Dzondi, über die Grenzen jeder Erforschung der Natur der Entzündung und über den Begriff der Entzündung, in Aesculap. 1. Bd. S. 6—30. (Halle 1821.) *C. H. Gollner*, Diss. de inflammatione. (Halae 1821.) *Funke*, Diss. de inflammatione. (Essendiae 1821.) *G. de Filippi*, Nuovo saggio analitico della inflammazione. (Milano 1821.) K. Caspari, über die Entzündung, ihre Folgen und ihre Behandlung, in Gräfe und Wachter's Journal. 4. Bd. S. 25—69 (1822). Derselbe, Die Kopfverletzungen — nebst einer literarisch-therapeutischen Abhandlung über die Entzündung. (Leipzig 1823.) *C. E. Lucas*, On the principles of inflammation and fever. (Lond. 1822.) *T. A. Stewart*, De inflammatione speciatim de phlegmone. (Lugd. Bat. 1823. 4.) *L. Emiliani*, Commentario della inflammazione. (Modena 1824.) *Jos. Black*, A short inquiry into the capillary circulation of the blood; with a comparative view of the more intimate natural of inflammation. (London 1825.) *A. Goldani*, Sulla inflammazione, trattato diviso in tre parti. Parte I. (Modena 1825.) *E. Burdach*, Observationes nonnullae microscopicae inflammationem spectantes. Diss. (Regiomont. 1825.) *C. F. Koch*, Diss. de observationibus nonnullis microscopicis sanguinis cursum et inflammationem spectantibus atque de suppura-

auch eine allgemein angenommene Begriffsbestimmung zu verschaffen und einige in der neuesten Zeit sogar verzweifelnd an dem Erfolge ihres Bemühens das Wort lieber ganz aus der medicinischen Kunstsprache verbannt wissen wollen, da das, was es bezeichnen solle, gar kein einfacher, für sich bestehender Proceß sei, sondern als der Ausdruck eines zusammengesetzten betrachtet werden müsse, welcher mehre Erscheinungen einbegreift, die übrigens weder nothwendig, noch beständig mit einander verbunden sind (Andral). Neben der Schwierigkeit zur klaren Einsicht eines allerdings scheinbar verwickelten Processes zu gelangen, hat die übergroße Ausdehnung, welche die Schüler Broussais' dem Begriffe Entzündung gaben, ohne Zweifel den größten Antheil an diesem verzweiflungsvollen Schritt, welcher jedoch vergebens sich allgemeine Billigung zu verschaffen gesucht hat. Eine durchgreifende Geschichte der Entwickelung des Begriffes der Entzündung würde uns hier viel zu weit führen, da bei der Bedeutsamkeit der Lehre von der Entzündung für die ganze Pathologie, dieselbe zu einer Geschichte der letztern werden müßte, wie denn auch J. Meyer seinen unten genannten Versuch einer kritischen Geschichte der Entzündungen nicht mit Unrecht den ersten Theil oder die Einleitung in die Geschichte der speciellen Pathologie und Therapie genannt hat; wir werden uns hier mit der Andeutung derjenigen Punkte begnügen, welche wirklich als Momente der fortschreitenden Ausbildung des Begriffes von der Entzündung betrachtet werden müssen. Sowie der natürliche Verstand die Zusammenstellung einer gewissen Anzahl von äußern Merkmalen als Begriff gelten läßt, so finden wir auch die natürliche Medicin, welcher Definitionen ohnedies fremd sind, sich damit begnügen, unter Entzündung eine Affection zu verstehen, in welcher der afficirte Theil Röthe, Hitze, Geschwulst und Schmerz bemerken läßt, alles Erscheinungen, die man an der Oberfläche des thierischen Körpers wahrnehmen kann. Da es nun charakteristisch für die Hippokratische, echt griechische Medicin ist, daß sie ihre Semiotik, Diagnose und Prognose vorzugsweise aus den Veränderungen, die sich an der Oberfläche wahrnehmen lassen, schöpft, so kann es uns nicht wundern, daß sie die Entzündung auf dieselbe Weise erklärt und sich dabei beruhigt, daß jene Erscheinungen durch Andrang des Blutes in dem afficirten Theile verursacht werden. Mit dem Untergange des echt griechischen Nationalgeistes ging auch die Hippokratische Medicin unter und mit ihr der Sinn für seine Auffassung der äußern Form und ihrer Veränderungen; was man auf der Oberfläche nicht mehr entdecken konnte, suchte man im Innern des Körpers, um so mehr als gleichzeitig das anatomische Zeitalter der alten Medicin in Alexandrien begann und seinen Culminationspunkt erreichte; für die Entzündung begnügte man sich nicht mehr mit der bloßen Annahme des Andranges des Blutes, man wollte wissen, wo dieser Andrang stattfand; man hatte Venen und Arterien mit ihren Verzweigungen genauer kennen gelernt; natürlich fragte man, welche der beiden Gefäßarten den Andrang des Blutes erlitten, und so finden wir z. B. bei der Peripneumonie den Diokles sich für die Venen, den Erasistratus sich für die Arterien entscheiden (*Cael. Aurelian.* Acut. II, 28) und zwar deshalb, weil die Arterien (in den Leichnamen gewöhnlich) blutleer im gesunden Zustande nur (das von den Stoikern eingeführte) Pneuma enthalten, bei der Entzündung aber bringe das Blut aus den Venen in die Arterien und dränge das Pneuma zurück. Man hat diese Ansicht wol lächerlich zu machen gesucht, aber ist nicht das Factum richtig? Finden wir nicht stets bei jeder wahren Entzündung nach dem Tode die Arterienenden mit Blut angefüllt und verstopft, sodaß es sich nur schwer oder gar nicht aus ihnen entfernen läßt? Ist hierin nicht zugleich der Grund zu der später deutlicher entwickelten Lehre von dem Error loci gegeben? und behauptet nicht fast zweitausend Jahr später van Swieten, daß bei

---

tione, adjecta analysi puris chemica (Berolin. 1825); teutsch in Meckel's Archiv für Phys. 6. Bd. *V. Prus*, De l'irritation et de la phlegmasie, ou nouvelle doctrine médicale. (Paris 1825.) *G. Kaltenbrunner*, Experimenta circa statum sanguinis et vasorum in inflammatione; c. IX tab. lithogr. et color. (Monachii 1826. 4.), in Heusinger's Zeitschrift für organ. Physik. 1. Bd. S. 319. *L. Emiliani* Dell' infiammazione commento. (Modena 1826.) *A. N. Gendrin*, Histoire anatomique des inflammations. 2 Vol. (Paris et Montpellier 1826); teutsch von J. Radius. 2 Bde. (Leipzig 1828—1829.) *T. Baryen*, Diss. de inflammatione ejusque theoriis. (Berol. 1827.) M. Naumann, Zur Lehre von der Entzündung. (Bonn 1828.) *C. H. Dzondi*, Pathologiae inflammationis systematum corporis humani succincta adumbratio. (Halae 1829.) *J. P. Caffort*, Mémoire sur la nature de l'inflammation. (Paris 1829.) *Sommé*, Études sur l'inflammation. (Bruxelles 1830. 2. édit. 1838.) *J. K. James*, Observations on the general principles and on the particular nature and treatment of various species of inflammation. (London 1832.) *Ph. L. Philips*, An essay on inflammation. (London 1833.) W. Sprengel, Die Lehre von den Entzündungen und Wunden. (Halle 1832.) [1828.] *D. Badham*, Reflexions on the nature of inflammation and its alleged consequences. (Glasgow 1834.) 67 S. *J. P. Caffort*, Mémoire sur les caractères anatomiques et physiologiques de l'inflammation. (Paris 1834.) 102 S. Eisenmann, Zur Naturgeschichte der Entzündung, in Gräfe und Walther, Journal für Chirurgie. 1834. 21. Bd. S. 192—222. 426—459. *J. G. Soelll*, De inflammatione et sanguinis evacuantibus in ea curanda diss. (Bamberg. 1835.) *H. W. Emmert*, Nonnulla de inflammatione, turgore et erectione diss. (Berol. 1835.) *C. Fr. Emmert*, Observationes quaedam microscopicae in partibus animalium pellucidis institutae de inflammatione diss. (Berol. 1835.) *Th. Gluge*, Observationes nonnullae microscopicae fila, quae primitiva dicunt, in inflammatione spectantes diss. (Berol. 1835.) A. F. Hausmann, über Entzündung. (Hanover 1836.) *R. Latour*, Qu'est-ce que l'inflammation? qu'est-ce que la fièvre? (Paris 1838.) *G. Rasori*, Teoria della flogosi. (Milano 1837.) 2 Vol.; teutsch von Runge. 1. Th. (Bremen 1838.) *J. Macartney*, A treatise on inflammation (Dublin 1838. 4.) with plates. F. A. G. Berndt, Die Lehre von den Entzündungen nach dem jetzigen Standpunkte der medicinischen Erfahrung zum Gebrauche für praktische Ärzte bearbeitet. 2 Bde. (Greifswald 1836.) J. Rosenbaum, über Congestion, Blutfluß, Entzündung und deren Ausgänge in ihrer genetischen Entwickelung, in Blasius' Zeitschrift für klinische Chirurgie und Augenheilkunde. 1. Bd. S. 332. M. Hager, Die Entzündung, beschrieben und durch Beispiele erläutert. (Wien 1835.) Cruse, Zur Lehre von der Entzündung, in Rust's Magazin. 51. Bd. S. 195. *Weaterhead*, Observations intended to illustrate and determine the essential nature of inflammation, in Edinburg. med. and surg. Journ. 1838. Jan. p. 176. *Graves*, On inflammation, in London medic. Gazette, June p. 530. July p. 559. 600. Vergl. außerdem die größern Werke über Chirurgie.

der Entzündung ein Rückwärtsgehen der Blutkügelchen durch die Zusammenziehung der kleinen Arterien stattfände? Den Methodikern war die Entzündung ein Strictum, was offenbar Ähnlichkeit mit dem spätern Krampf der Gefäßendigungen hat, und bei Soranus ist sie nur der örtliche Ausdruck einer allgemeinen Affection des Organismus. Ein neues Moment machte sich jetzt in der ganzen Pathologie und somit auch in der Lehre von der Entzündung geltend, wir möchten es das asiatische nennen; es ist die Berücksichtigung der Qualität der Säfte und namentlich des Blutes, denn der saftreiche Süden mußte nothwendig der Humoralpathologie huldigen, wie der starre Norden der Solidarpathologie. So ist es schon bei Galenus nicht blos Blut, welches in die Gefäße des entzündeten Theiles dringt, sondern es ist widernatürlich warmes Blut, und dieses nicht allein, sondern auch andere Flüssigkeiten können durch ihr Eindringen Entzündung erregen und das Blut stockt nicht blos in dem Theile, sondern es geht auch in Fäulniß über, eine Idee, die sich nur im heißen Süden erzeugen konnte, und die wir daher auch bei dem Asiaten Galenus trotz seiner Verehrung des Hippokrates, vorherrschend finden. Die Araber behielten diese Ansichten ebenso bei, wie die Ärzte des 16. Jahrh., nur daß man jetzt wieder sich mehr der Hippokratischen Lehre näherte, gewissermaßen also wieder von Vorn anfing. Obgleich Paracelsus die Fäulniß im Blute leugnete und erklärte, im Scherben sei es faul, im Menschen nicht, so läßt er es doch in Verderbniß übergehen und hinsichts seiner chemischen Mischung verändert werden. Unter den Händen der spätern Chemiatriker wurde die Entzündung zur Fermentation und immer nur hatte man das Blut im Auge, was selbst bei van Helmont der Fall ist, obgleich er durch seine berüchtigte Spina deutlich zeigte, daß er erkannt habe, der nächste Grund liege außerhalb des Materiellen. Ein Fortschritt zu der bessern Einsicht in den Proceß der Entzündung war dadurch allerdings angedeutet, indessen wurde er damals ebenso wenig ausreichend benutzt, als Stahl's Erklärung, daß die Entzündung ein Actus salutaris sei, bestimmt, die stockenden Säfte in Bewegung zu setzen, damit sie nicht in Verderbniß übergehen. Die Verderbniß des Blutes konnte man also nirgends aus dem Ideenkreise verbannen, indessen wird dies leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß es weniger die Entzündung als vielmehr die ihr folgende Eiterung und der Brand war, welche man zu erklären suchte. Die genauere Bekanntschaft mit dem Capillargefäßsysteme konnte nicht ohne Einfluß auf die Lehre von der Entzündung bleiben, und so stellte es sich denn fest, daß dieses der Hauptsitz dieses Processes sei; namentlich war es Rob. Whytt, welcher nachwies, daß die selbständige oscillatorische Bewegung des Capillargefäßsystems unabhängig vom Herzen die Hauptrolle bei der Entzündung spiele. Indessen beging man hierbei den Fehler, daß man über den Antheil des Capillargefäßsystems alles Übrige vergaß und die Entzündung gradezu als eine Affection jenes Systems darstellte, was die meisten Ärzte zum Theil jetzt noch thun. Haller's Lehre von der Reizbarkeit war im Ganzen wenig fördernd, wol aber diente sie gewissermaßen als Übergang zu der richtigen Würdigung des Antheils des Nervensystems, den man bisher beinahe ganz vernachlässigt hatte, weil die Humoralpathologie noch immer die ganze Medicin beherrschte. Allerdings wurde die letztere endlich durch Cullen's Nerventheorie und den sich daraus entwickelnden Brownianismus mit seinem Sproß, der Erregungstheorie, gestürzt, aber die Lehre von der Entzündung hatte nur Nachtheil davon, denn sie verlor ihre Activität beinahe ganz und erschien fast nur als ein Zustand der Schwäche, weil die Gefäße in einem Zustande der Erweiterung sich fanden, und man irrigerweise darin nur ein Zeichen des passiven, geschwächten Zustandes erblickte, indem der active Zustand Contraction sei; eine Ansicht, die noch in der neuern Zeit ihren Einfluß besonders auf Hastings geäußert hat. Nur das Gute hatte der Brownianismus, daß er auf das Vorhandensein einer entzündlichen Diathese aufmerksam machte, welche als entzündliches Fieber sich manifestirend, erst die örtliche Entzündung sich gleichsam concentrirend hervorruft, eine Ansicht, die, wie wir bereits angedeutet, schon von Soranus ausgesprochen worden war. Das Materielle hatte bisher die ganze Medicin beherrscht, da trat die Naturphilosophie auf, um die bisherige Meditatio mortis in eine Meditatio vitae zu verwandeln; indessen vergeistigte sie so sehr alles Materielle, daß fast nichts mehr davon übrig blieb. Dennoch hatte die Lehre von der Entzündung den Vortheil von ihr, daß sie die Entzündung selbst als einen Lebensact des ganzen Theiles betrachten lehrte, und so konnten Kreyßig, Langenbeck, Bartels u. A. sie endlich als den abnorm gesteigerten Proceß der Vegetation des ergriffenen Theils bezeichnen. Der physikalischen Richtung der heutigen Physiologie bleibt es nun vorbehalten, besonders mit Hilfe des Mikroskopes die materiellen Vorgänge jenes Processes darzulegen, um so zu einem wirklichen Begriff von der Entzündung zu gelangen, zu dem die Bemühungen von Jahrhunderten die Elemente herbeigeschafft haben. Bis dahin, daß nun jene Darlegung in ihrem ganzen Umfange erfolgt ist, müssen wir uns schon begnügen, nach dem bis jetzt Bekannten den Begriff der Entzündung zu construiren, und die genetische Entwickelung derselben im Allgemeinen wie im Besondern zwar versuchen, aber immer dabei auch im Auge behalten, daß es eben nur ein Versuch sein kann, der der Ausbildung wie der Berichtigung bedarf.

Entzündung ist das regelwidrige Streben eines Theils oder Organs des thierischen Körpers, seine Massenbildung auf Kosten der übrigen zu steigern, um mit vergrößerter Raumeinnahme auch eine größere Selbständigkeit zu erringen. Um diese Definition zu rechtfertigen und zugleich eine klare Einsicht in den Proceß der Entzündung zu gewinnen, ist es nothwendig, daß wir zuvor einen Blick auf einen andern verwandten, aber häufig mit der Entzündung verwechselten Proceß, die Congestion, werfen; dies um so mehr, als ohne Congestion gar keine Entzündung zu Stande kommen kann und man nicht mit Unrecht das erste Stadium der Entzündung das Stadium der Congestion genannt hat. **Congestion** nennen wir denjenigen Zustand, in welchem durch eine veränderte Be-

wegung der Blutmasse irgend ein Theil oder Organ auf Kosten der übrigen eine verhältnißmäßig größere Menge an Blut erhält, als es sein normaler Zustand erfodert. Da nun aber die veränderte Thätigkeit in der Bewegung eine zwiefache sein kann, eine erhöhete und verminderte, so hat man eine active und eine passive Congestion unterschieden. Die erhöhte Thätigkeit spricht sich aber im Zufluß des Blutes durch die Arterie, die verminderte im gehinderten Rückflusse durch die Vene aus; jene bezeichnet also die arterielle, diese die venöse Congestion. Wenn es nun zu activen oder arteriellen Congestionen kommen soll, so ist dazu ein Reiz nöthig, der entweder in dem Theile selbst oder außer ihm liegt. Ist Ersteres der Fall, so trifft die Congestion gewöhnlich ein Organ, welches nach einer höhern Ausbildung strebt, die es entweder für immer erreichen muß (wie bei Kindern das Gehirn, bei Jünglingen die Brust, beim Weibe der Uterus zur Zeit der Pubertät), oder nur für einen bestimmten Zeitpunkt sich aneignet (wie die Lungen im Winter, die Leber im Sommer, die Secretionsorgane zur Zeit der Krise u. s. w.). Da jedoch diese Zustände von der Erhaltung des ganzen Organismus und seiner vollkommnen Ausbildung gefodert werden, so gehören sie nicht in die Reihe der krankhaften Erscheinungen, wofür sie zu halten sich der Arzt vielmehr sehr hüten muß. Daß sie sämmtlich aber als solche auftreten können, wenn sie das Normal überschreiten, bedarf kaum eines Beweises, wol aber die größte Aufmerksamkeit von Seiten des Arztes, um diesem Übermaß sogleich Schranken setzen zu können. — Anders ist es da, wo der Reiz von Außen kommt; hier ist eine doppelte Äußerlichkeit zu unterscheiden. Der Reiz kann nämlich von irgend einem andern Theile des Körpers, mag er in gesunder oder krankhafter Beziehung zu ihm gehören, oder von einem ganz außerhalb des Körpers sich befindenden Dinge veranlaßt werden und auf das in Congestion zu setzende Organ einwirken. Die Congestion selbst ist in allen diesen Fällen eine krankhafte, somit Gegenstand der Heilung, obschon diese nicht immer durch besondere Arzneimittel von Seiten des Arztes erzielt zu werden braucht. Findet arterielle Congestion in einem Theile statt, so wird derselbe an Wärme und Umfang zunehmen und eine mehr oder weniger rothe Farbe bekommen, während die Arterie stärker und voller pulsirt (wie diese örtlichen Vorgänge zu Stande kommen, werden wir nachher sehen). Es kann aber weder der in Congestion gesetzte Theil das Übermaß, noch die übrigen den dadurch für sie entstehenden Mangel gleichgültig ertragen, weshalb sie durch bestimmte Thätigkeiten denselben zu beseitigen trachten werden. Zunächst wird das Centrum der Blutbewegung, das Herz, durch eine größere Thätigkeit das Gleichgewicht herzustellen suchen, während zugleich das am meisten mit dem ergriffenen Organe sympathisirende, seine Function bethätigend, eine größere Menge von Blut an sich zu ziehen sucht. Diese Bestrebungen werden nun von dem in Congestion gesetzten Organe selbst unterstützt, indem es alle ihm zu Gebote stehenden Mittel anwendet, sich des Überflusses zu entledigen. Zunächst wird die der stärker Blut zuführenden Arterie entsprechende Vene das Blut schneller zurückzuführen suchen, dann eine größere Menge bildenden Stoffs abgelagert, welcher aber von dem Organe selbst auf normale Weise verbraucht wird, indem es, wenn es ein Secretionsorgan ist, stärker secernirt, oder wenn es dies nicht ist, in seinem Parenchym die seröse Aushauchung verstärkt. Hierzu ist nun aber nöthig, daß das Blut eine qualitative Änderung erleide; je schwerer dieselbe aber zu Stande kommt, desto mehr wird das Blut seine natürliche Beschaffenheit behalten, als solches in die feinsten Verzweigungen der Gefäße getrieben worden, deren Wände es dann sprengt und sich nach Außen ergießt; kurz, es wird arterielle Blutung entstehen, sowie das Streben zur Ablagerung bildenden Stoffs zur Entzündung führt. — Etwas anders verhält sich freilich die Sache bei der venösen oder passiven Congestion, bei welcher jedoch keineswegs Unthätigkeit herrscht. In demselben Maße, als hier nämlich der Rückfluß des Blutes in der Vene gehemmt ist, wird auch der Zufluß durch die Arterie verlangsamt werden, da die neu andringende Blutwelle von dem bereits in der Arterie vorhandenen Blut in der Bewegung aufgehalten, gleichzeitig aber auch das Blut von den Venen langsamer und in geringerer Quantität dem Herzen zugeführt wird. Auch hier sucht die Natur Hilfe zu schaffen, indem die oberhalb der belästigten gelegenen Venenzweige ihre rückführende Kraft verstärken, was sich selbst bis zum Venenpulse steigern kann, wodurch das stockende Blut dann von selbst gezwungen wird zurückzufließen. Gleichzeitig werden die zunächstgelegenen Secretionsorgane ihre Thätigkeit erhöhen, sowie auch das Organ selbst, wenn es ein solches ist, oder es sucht sich in ein solches umzuwandeln, was durch die Dünnheit der Venenwände erleichtert wird; und wie bei der arteriellen Congestion zuletzt Ablagerung bildenden Stoffs erfolgt, wodurch der Übergang zur Entzündung gebildet wird, sobald sich das Streben nach selbständiger Ausbildung hinzugesellt (der Bildungsstoff wird durch den arteriellen Theil des Capillargefäßsystems dem Organe geboten), so erfolgt bei der venösen Congestion, da der venöse Theil des Capillargefäßsystems den Secretionsflächen den Stoff zum Secret zuführt, Durchschwitzung von Serum (Oedema, Hydrops). Kommen diese Vorgänge aber nicht zu Stande, vermag die Vene die Blutmasse nicht zu gewältigen, so wird auch sie endlich von derselben zersprengt werden, und so entsteht venöser Blutfluß. Bei einigermaßen heftigen Congestionen und Blutungen, und da, wo edlere Theile den Sitz derselben abgeben, muß nothwendig der ganze Organismus Theil nehmen und dies sich durch Fieber aussprechen, welches entweder den Charakter des Erethismus, der Synocha oder des Torpor hat. Die ersten beiden Arten des Fiebers finden sich meistens bei jungen kräftigen Subjecten und bei arteriellen Congestionen und Blutungen, sowie bei solchen oberhalb des Zwerchfells, wo es sich aber während der letztern gewöhnlich mildert. Bei alten Leuten aber, bei Congestionen und Blutungen unterhalb des Zwerchfelles und solchen venöser Art, stellt sich das Fieber meistens erst mit dem Blutfluß ein, und hat den torpiden Charakter.

Nach diesen Vorbemerkungen, deren Wichtigkeit sich nachher ergeben wird, wollen wir zur Betrachtung der Vorgänge bei der Entzündung übergehen.

Wirkt ein Reiz, welcher im Stande ist Entzündung zu erregen, auf irgend einen Theil oder ein Organ ein, so ist zunächst nothwendig, daß derselbe percipirt werde; diese Perception kann aber eine doppelte sein, eine bewußte und eine unbewußte, was von der Stärke und Dauer der Einwirkung des Reizes, besonders aber auch davon abhängt, ob der Reiz außer dem vegetativen Nervensystem auch das animale afficirt oder nicht; in dem letztern Falle fehlt der Schmerz, welcher im erstern vorhanden ist, und wohl unterschieden werden muß von dem eigentlichen Entzündungsschmerze, weshalb wir ihn den *Irritationsschmerz* nennen möchten. Sein Zweck ist, das Individuum von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Die unbewußte Perception geschieht nur von Seiten des Organs und hat unmittelbar die erhöhete Vegetationsthätigkeit desselben zur Folge. Da zu allem erhöhten Leben im Organismus auch eine größere Menge des Nahrungssaftes oder Blutes erfodert wird, so ist es natürlich, daß der durch den Entzündungsreiz irritirte Theil sich gleichfalls dieselbe zu verschaffen sucht; dies geschieht auf doppelte Weise, indem er die grade in ihm vorhandene Menge Blut an sich hält und eine größere an sich zu ziehen strebt. Um den Nahrungssaft an sich zu halten, ist es nöthig, daß der Rückfluß gehemmt und die Umwandlung des Arterienblutes in Venenblut gehindert werde, denn nur ersteres ist zur Vegetation brauchbar; dem gemäß muß das Organ nun den arteriellen Theil des Gefäßsystems auf eine *active* Weise *erweitern*[2]), wodurch dann von selbst eine Contraction seines Endes nach der venösen Seite hin erfolgt, und somit der Übergang in das Venensystem gehindert ist. Mit dieser Erweiterung der arteriellen Gefäße wird nun ein leichteres Eindringen der Blutkügelchen selbst in die feinsten Verzweigungen, wohin sie im gesunden Zustande nicht dringen konnten, möglich, so entsteht die *Röthe* des entzündeten Theils, welche verschiedene Nuancen darbietet. Mit dem gehinderten Rückflusse und der Erweiterung der Gefäße ist aber zugleich eine Verlangsamung der Bewegung des Blutes in ihnen gegeben, welche mit der Zunahme der Entzündung immer bedeutender wird. Anfangs wird es zwar durch die vis a tergo vorwärts getrieben, indessen staut es immer mehr und macht abwechselnd selbst rückgängige Bewegungen. Mit dem Widerstande an den Enden suchen die zunächst gelegenen Theile der zuführenden Arterie ihre Contraction zu verstärken, um die Blutwellen desto kräftiger in das Capillargefäßsystem zu treiben und so den Widerstand zu besiegen; mit den stärkern und auch häufigern Contractionen wird nun natürlich auch eine immer größere Menge Blut zugeführt. Während dieser Vorgänge im Gefäßsysteme finden sich ähnliche Zeichen eines erhöhten Lebens in den übrigen Systemen, aus denen der Theil oder das Organ zusammengesetzt ist. Vor allen wird das Zwischenzellgewebe, welches auf der niedrigsten organischen Bildungsstufe steht und somit am leichtesten ein selbständiges Leben zu führen im Stande ist, ähnlich dem Capillargefäßsysteme seine Maschen ausdehnen, indem zugleich der seröse Hauch in ihnen in größerer Quantität abgesondert wird, wodurch der ganze Theil nothwendig lockerer und *weicher* wird, was sich äußerlich durch *Anschwellung* zu erkennen gibt, und so wiederum die Ausdehnung des Capillargefäßsystems erleichtert. Wie alle erhöhte Thätigkeit im Organismus, zumal von der vegetativen Seite her, von einer stärkern Wärmeentwickelung begleitet wird, so wird auch hier eine *erhöhte Temperatur* und zwar sowol subjectiv als objectiv bemerkbar, denn die Versuche Hunter's, Scudamore's, Goupil's und Anderer fanden, daß das Thermometer, auf entzündete Theile gebracht, 1—5 Grad höher stand, als an der entsprechenden nicht entzündeten Stelle. Nicht blos die Wärmeentwickelung, sondern auch die Ausstrahlung der Wärme ist erhöht, was nicht nur die schnelle Verflüchtigung von Flüssigkeiten und die schnelle Erwärmung kalter Substanzen, welche mit dem entzündeten Theile in Berührung gebracht werden, sondern auch das Thermometer nachweist.

Der sensitive Nerv nimmt an diesen Vorgängen insofern Theil, als er neben dem Gefühle der erhöhten Temperatur auch das des Druckes als *drückendes Gefühl* zum Bewußtsein leitet, welches sich erst nach und nach zum *Schmerze* gestaltet, der aber niemals eine bedeutende Intensität erreicht, so lange die Entzündung eine reine ist und überhaupt bei der Entzündung ein mehr accessorisches als essentielles Symptom bildet, weshalb auch der Satz: wo Schmerz ist, findet auch Entzündung statt, durchaus falsch ist, zumal da auch die Beobachtung längst ganz schmerzlose Entzündungen nachgewiesen hat. Man kann sogar sicher behaupten: je heftiger der Schmerz ist, auf desto niedrigerer Stufe befindet sich die Entzündung. Die bisher dargestellten Erscheinungen stellen aber fast nur die Phänomene der activen, arteriellen Congestion dar und bilden als solche das erste Stadium der Entzündung; indessen waltet dabei doch ein nicht unbedeutender Unterschied ob, indem die genannten Erscheinungen bei der Congestion nur als Zeichen der Reaction dastehen, welche das Organ macht, um die gleichsam gegen seinen Willen ihm zugeführte größere Blutmenge zu gewältigen und ihm gar nicht das Streben inne wohnt, dieses Übermaß an

2) Schon Lobstein (Lehrbuch der pathologischen Anatomie, teutsch bearbeitet von A. *Neurohr*. 1. Bd. S. 223) sagt: „Die Entzündung beginnt also ganz offenbar mit einem Nerveneinfluß, den man einen *plastischen* nennen könnte, und dessen unmittelbare Wirkung nur darin zu bestehen scheint, daß er die von mir oben (§. 178) bezeichnete *expansive Bewegung* hervorbringt, worauf sogleich eine Strömung der Säfte gegen die gereizte Stelle hin folgt. Indessen werden diese Säfte nicht blos *herangezogen* und in ihrem Laufe zu den Capillargefäßen des gereizten Organs beschleunigt, sondern sie werden in demselben auch *festgehalten*. Das, was sie festhält, ist jedoch nicht etwa ein mechanisches Hinderniß, das sich ihrer Rückkehr widersetzt, sondern es ist vielmehr ein *vitaler* Zustand, den man Krampf nennt. Indessen dürfte es vernünftiger sein, diesen Zustand als die Wirkung der fortgesetzten expansiven Bewegung zu betrachten, weil der Begriff von Krampf den der Zusammenschnürung und momentanen Verschließung der Gefäße in sich faßt." Hätten Hastings und Andere dies bedacht, so würden sie nicht aus der Erweiterung des Gefäßsystems auf einen passiven oder Zustand von Schwäche geschlossen haben.

Lebenssaft zu seinem eigenen Vortheil, zu einer erhöhten Vegetation zu benutzen; sobald dieses Streben aber sichtbar wird, ist nicht nur das Congestionsstadium vorüber, sondern es findet auch, wenn in der That vorher nur einfache Congestion stattfand, Übergang derselben in Entzündung statt. Das erste Zeichen dieser Veränderung besteht darin, daß der Theil aus dem ihm zuströmenden Blute den Stoffansatz verstärkt, die festen Theile des Plasma an sich zieht und nur den flüssigern an die Venen abgibt. Die vorangegangene Auflockerung der Zellschichten erleichtert den Ansatz. Indem die Zellenwände wachsen, werden die Zellhöhlen verkleinert, das Gewebe wird dichter und fester, und dadurch specifisch schwerer, sodaß z. B. die entzündete Lunge untersinkt, während die gesunde auf dem Wasser schwimmt. Da alle Theile des Organs gleichmäßig an diesem erhöhten Stoffansatze Antheil nehmen, seine ganze Masse also an Umfang und Dichtigkeit zunimmt, so muß es sich vor den gesunden Nachbartheilen nothwendig durch ein größeres Volumen auszeichnen, und sich als eine gleichmäßige, pralle, gespannte Geschwulst darstellen. Durch das vergrößerte Volumen ist nun von selbst auch eine größere Raumeinnahme bedingt, sodaß bei einigen Organen, welche freier liegen, wirkliche Lagenveränderung eintritt; und zwar folgen sie dabei nicht etwa dem Gesetze der Schwere, wie bei der Congestion, sondern sie nehmen, wie Schönlein richtig bemerkt, diejenige Lage ein, welche sie im Momente ihrer höchsten Entwickelung behaupten. Der Uterus z. B. steigt bei der Entzündung ebenso wie bei der Befruchtung und beim Gebären tiefer in das Becken hinab, die Hoden werden wie beim Coitus an den Unterleib gezogen, der Magen dreht sich mit der großen Curvatur nach Vorn, die Leber und Milz werden näher an das Zwerchfell gezogen! Organe dagegen, welche weniger frei liegen, füllen wenigstens den ganzen, ihnen zu Gebote stehenden Raum bis aufs Äußerste aus, so die Lungen den Thorax, das Gehirn die Schädelhöhle, das Auge die Orbita; sodaß wenn der Kranke in dieser Zeit plötzlich stirbt und jene Höhlen eröffnet werden, sie nachher nicht mehr die Organe zu fassen im Stande sind, was man am deutlichsten beim Gehirne sieht, das nach geöffneter Calvaria nicht mehr von dieser ganz bedeckt und in seine Höhle eingeschlossen werden kann; eins der sichersten Kennzeichen der wirklichen Encephalitis. Auf der Oberfläche der Lungen bemerkt man aus demselben Grunde, wenn der Kranke einer heftigen Pneumonie erlag, auch Eindrücke der Rippen. Durch diese Volumenvermehrung und größere Raumeinnahme werden die Nachbartheile und die das Organ einschließenden Höhlenwände nothwendig beeinträchtigt und namentlich gedrückt, wodurch in ihnen ein drückender Schmerz entsteht, der wol von dem drückenden Schmerze in dem entzündeten Theile selbst unterschieden werden muß und ihn oft beiweitem an Intensität übertrifft, sodaß leicht selbst Verwechselungen und Zweifel über den wahren Sitz der Entzündung entstehen können, woraus die Angaben zu erklären sind, daß der Sitz des Schmerzes nicht immer den Sitz der Entzündung bezeichne. So hat der Kranke bei der Encephalitis und Ophthalmie ein drückendes Gefühl, als wollten Schädel oder Orbita springen oder aus ihren Fugen weichen; bei Pneumonie ein spannendes Gefühl über den ganzen Thorax oder eine Hälfte desselben, welches bei der Inspiration, die der Kranke deshalb auch zu meiden sucht, vermehrt, bei der Exspiration vermindert wird, weshalb auch jene kurz und abgebrochen, diese stets in größern Zügen erfolgt; ein ebenso evidentes Zeichen, als irgend ein durch das Stethoskop gewonnenes! Beim Beginn dieser Vorgänge, sowie bis zu einer gewissen Höhe derselben, wird sich das regere Leben in dem entzündeten Organe auch durch stärkere Entfaltung aller seiner Functionen aussprechen; daher größere Denkschärfe und feinere Sinnenperception im Allgemeinen bei beginnender Encephalitis, schärferes, nicht soviel Licht oder Schall bedürfendes Gesicht und Gehör bei Ophthalmie und Otitis (Licht- und Schallscheu); Diarrhoe bei Enteritis u. s. w., Momente, die sich bei der arteriellen Congestion nur Anfangs und vorübergehend, bei der venösen eigentlich nie finden; da bei ihr, anstatt der größern Schärfe, Klarheit und stärkern Secretionsthätigkeit mehr Trübung, Verwirrung oder Trägheit in den Functionen der befallenen Organe sich zeigt. Bei Congestionen zum Kopfe also Eingenommenheit desselben, Dummheit, wie das Volk sagt; Sausen vor den Ohren, Schwarzsehen u. s. w. bei Congestionen zum Auge und Ohr. Während der an Encephalitis Leidende im Zusammenhange phantasirt, nur daß die Vorstellungen und Bilder schneller aufeinanderfolgen, sich gewissermaßen jagen, sind die Phantasien der an Congestion zum Gehirn Leidenden undeutlich, verwirrt, oder sie betreffen einen Gegenstand, von dem sie sich nicht losmachen können. Daher findet man auch in den Leichen solcher Irren, die an firen Ideen litten, wol Spuren wiederholt aufgetretener Congestionen, nie aber eigentlicher Entzündung, die sich nur bei Tobsüchtigen wahrnehmen lassen. — Hat der Theil auf die angegebene Weise die möglichste Masse bildsamen Stoffes an sich gezogen, so ist für ihn das Bedürfniß der übrigen Theile des Organismus zu seiner Erhaltung mitzuwirken, immer geringer geworden; nur mit der Bildung in sich beschäftigt, sagt er jenen selbst den Dienst auf; daher alle Functionen, die er zu jener Bestem übernommen, mehr oder weniger schnell ihre frühere Regsamkeit verlieren, stocken; das Secretionsorgan sondert nicht mehr auf der Höhe der Entzündung ab; das entzündete Auge percipirt nicht mehr den Licht-, das entzündete Ohr nicht mehr den Schallstrahl, das entzündete Gehirn hört auf zu denken und zu combiniren, es liegt in Sopor befangen. Dagegen nimmt der Nerv Theil an der errungenen Selbständigkeit des Organes; anstatt die äußern Eindrücke zu leiten, leitet er nur die innern im Organe selbst, die früher wenig oder gar nicht von ihm percipirt wurden, leicht zum Bewußtsein, und so fühlt der Kranke neben der erhöhten Temperatur (Hitze und Brennen) selbst die Blutbewegung in dem klopfenden Schmerze[1])! Wir hätten somit die

---

1) Lawrence, Vorlesungen über Chirurgie. Aus dem Engl. von Fr. Behrend. (Leipzig 1832.) 1. Bd. S. 63: „Der Kranke scheint gleichsam die gesteigerte Thätigkeit der Arterien selbst zu

für charakteristisch gehaltenen Zeichen der Entzündung, vermehrten Blutandrang mit größerem Lumen der Arterien, erhöhte Temperatur, Anfangs gesteigerte, später gehemmte Function, Röthe, größere specifische Schwere, Geschwulst und Schmerz, durch die örtlichen Vorgänge in dem entzündeten Theile selbst, erklärt; aber zu einer vollständigen Einsicht in den Proceß, namentlich da, wo das Organ zu dem Punkte der Selbständigkeit zu gelangen im Begriffe ist, werden wir erst dann gelangen, wenn wir zugleich nachforschen, wie sich der übrige Organismus bei diesen Vorgängen, welche auf ihre Höhe gelangt, bei wichtigen Organen nothwendig sein Leben gefährden müssen, verhält.

Sowie in dem gesundesten Organismus bereits der Keim des Todes liegt (Interitus autem est omnibus mutuus, et majori a minore et minori a majore sagt schon Hippokrates), so wird auch in dem entzündeten Theile — der zwar als werdender Organismus[4]) erscheint, ohne indessen die wesentlichsten Bedingungen seines Seins und seiner Dauer zu besitzen, — die vernichtende Kraft nicht fehlen, die um so mächtiger sein muß, als sie von allen der Selbsterhaltungskraft des Organismus zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt wird. Wir haben oben gesehen, daß der entzündete Theil soviel als möglich Blut an sich zu ziehen und dasselbe in Bildungsstoff umzuwandeln bemüht ist; um die Kraft dazu zu behalten, bedarf es, wenn an sich die letztere nicht erschöpfen soll, gewisser Ruhepunkte, zumal da er zugleich gezwungen ist sich des Übermaßes und des unbrauchbaren Stoffes zu entledigen; daher wird das unterdrückte Venenleben jene Ruhepunkte (Remission) benutzen, um das Versäumte nachzuholen; es wird seine rückführende Kraft verstärken, indem die Venen zugleich ihre Lumina soweit als möglich öffnen, um desto mehr und desto schneller von der ihm zuströmenden Masse aufzunehmen. Diese Maße aber wird, je mehr sich die Entzündung entwickelt, desto weniger aus nur unbrauchbaren Stoffen bestehen, es wird immer mehr an Plasma und Cruor reiches Arterienblut unverändert und selbst plastischer Stoff in die Venen übergehen[5]), wodurch diese zu immer größerer Thätigkeit angetrieben und durch die auch auf sie übergehende Stoffanbildung gleichsam zu Arterien umgewandelt werden. Zugleich erstreckt sich die Umwandlung in plastischen Stoff nicht blos auf das in das Capillargefäßsystem des entzündeten Theiles gelangende Blut, sondern immer mehr auf die ganze Blutmasse, die durch die Wechselwirkung des entzündeten Festen auf das Flüssige gewissermaßen inficirt in sich selbst das Streben der Umwandlung in plastischen Stoff zeigt; daher die Erscheinung der Crusta pleuritica[6]), Speckhaut, Entzündungshaut, Lederhaut auf dem Blute (Crusta inflammatoria, phlogistica), die röthere Farbe, der geringere Gehalt an Serum des aus der Vene gelassenen Blutes, in dem selbst Flocken bildsamen Stoffes schwimmen. Mit diesen verhält es sich folgendermaßen. Zunächst kommt es sehr darauf an, zu welcher Zeit der Aderlaß veranstaltet ward, obgleich die Beobachter hierauf wenig geachtet zu haben scheinen, und es sind die meisten abweichenden Ansichten hieraus zu erklären. Ließ man zur Ader zu einer Zeit, wo die Absetzung bildenden Stoffes noch nicht eigentlich begann, dieser vielmehr noch im Arterienblute enthalten war, und so nur bildsames Arterienblut von den Venen aufgenommen ward, so wird der Blutkuchen auch bei übrigens gesunden, kräftigen Subjecten eine compacte, dicht zusammenhängende Masse darstellen, welche wenig oder kein Serum abgibt, aber auch keine Entzündungshaut zeigt. Die mikroskopischen Untersuchungen haben deutlich dargethan, daß im Centrum der entzündeten Stelle die Blutkörner stocken und zusammenkleben, wodurch späterhin die Gefäße ausgefüllt und selbst ganz unwegsam werden. — Hatte die Absetzung bildsamen Stoffes dagegen bereits seit längerer oder kürzerer Zeit begonnen, so trennt er sich schon in den Arterienendigungen von den Blutkügelchen, erscheint mehr mit dem Serum, in das er auflöslich ist, gemischt, und geht nun mit diesem auch in die Venen über. Wird daher jetzt Blut aus der Ader gelassen, so gerinnt der bildsame Stoff, sich vom Serum trennend, mehr oder weniger schnell an der Oberfläche, indem ihm die Tendenz zur selbständigen Bildung bereits inne wohnt (nach Schönlein beobachtet man zuweilen sogar Blutpunkte in der Crusta pleuritica; als Analogon der ersten Gefäßbildung beim Fötus?), sucht er ein Continuum zu bilden, drängt daher die an und für sich schon schwerern Blutkügelchen aus sich selbst heraus, und diese senken sich zu Boden, während das Serum von beiden verlassen, selbst den natürlichen Antheil an Eiweiß an den bildsamen Stoff oder hier die Crusta pleuritica abgab, und so selbst dünner und leichter nach Hewson, immer aber nur in geringer Quantität erscheint, da das

empfinden, und es ist dies keineswegs ein täuschendes, blos auf dem reinen Krankheitsgefühle beruhendes Moment, sondern es ist ein wirkliches; denn setzen wir die Finger auf die dem entzündeten Theile zugehenden Arterien, so finden wir da eine beträchtliche Steigerung in den Pulsationen."

4) In der Entzündung ist das Leben einer Sphäre des Schlagadersystems erhöht, und dieselbe bildet sich selbstisch aus und sucht in sich selbst neue Centralpunkte der Circulation, gleichsam ein als ein punctum saliens sich darbietendes neues Herz und eine neue (kiemenartige) Lunge darzustellen, sodaß nun das Herz nicht mehr als das herrschende Organ im Blutsysteme, sondern als beherrscht erscheint, schreibt Jahn in seiner Naturheilkraft. 1. Bd. S. 347. Während des Entzündungsprocesses athmet auch das neue stockende Blut gleich dem Lungenblute, denn es ist roth, oft röther als das im Kreislaufe begriffene. Gruithuisen. 5) Daher rühren meistens auch jene polypösen Concremente in den größern Gefäßstämmen und dem Herzen, welche mitunter in den Leichen gefunden werden und von den Alten, nicht ebenso lächerlich, wie manche Neuere wol darstellen, als neue Bildungen betrachtet wurden.

6) *Gattenhof*, De crusta inflammatoria sanguinis. (Heidelberg. 1766. 4.) *H. P. Leveling*, Disquisitio crustae inflammatoriae ejusque mire variantium phaenomenorum. (August. Vindel. 1772.) *Kraus*, Diss. de natura crustae inflammatoriae. (Prag. 1773.) *Baerts*, Diss. de natura sanguinis inflammatoria, inprimis de crusta phlogistica et spissitudine, quae vocatur inflammatoria. (Harderov. 1782. 4.) *Lappenberg*, Diss. de diathesi sanguinis inflammatoria. (Gotting. 1783. 4.) *F. S. Ratier*, Diss. sur la couenne du sang. (Paris 1819.) *J. L. C. Schroeder van der Kolk*, Diss. inaug. sist. sanguinis coagulantis historiam. (Groning. 1820.) H. Nasse, Das Blut in mehrfacher Beziehung physiologisch und pathologisch untersucht. (Bonn 1836.)

Arterienblut an und für sich schon weniger Serum bei der Entzündung enthält. Auch L'Héritier fand, daß das vom speckhäutigen Blute sich trennende Serum weniger schwer und weniger dicht ist, als bei Polyämie, und Parmentier bemerkte, daß das Serum eines Blutes, auf dem sich eine sehr dicke Speckhaut gebildet hat, in der Hitze nicht mehr gerinnt und nur ein milchartiges Aussehen annimmt. Ist freilich die Bildung der Speckhaut unvollkommen, wirken Verhältnisse ein, welche die Gerinnung des Blutes zu sehr beschleunigen oder verlangsamen, dann bleibt natürlich nicht nur eine Menge Eiweißstoff, sondern auch Faserstoff in dem Serum aufgelöst, sodaß dasselbe selbst, wie Gendrin sah, eine schleimige Schicht bildet. Daß die Bildung der Speckhaut bei der Entzündung durch einen Lebensact des Faserstoffes, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, vermittelt wird, hat schon Bostock (Elementary system of Physiology p. 444) vermuthet, indem er sagt: „Vielleicht ist die einleuchtendste und haltbarste Ansicht des Gegenstandes die, daß der Faserstoff eine natürliche Neigung für die feste Form hat, wenn nicht etwa ein anderer Umstand dieser Tendenz entgegenwirkt. Da er dem Blute allmälig Partikel für Partikel hinzugefügt wird, während dieses in einem Zustande der Bewegung in den Gefäßen ist, so hat er keine Gelegenheit, fest zu werden; läßt man ihn aber ruhen, entweder in den Gefäßen oder außerhalb derselben, dann ist er in den Stand gesetzt, seiner natürlichen Tendenz zu folgen. In dieser Hinsicht ist die Gerinnung des Blutfaserstoffes sehr analog mit der Bildung von organisirten festen Theilen im Allgemeinen, welche ihre Eigenschaft des Festwerdens nur unter gewissen Umständen ausüben." Diese Ansicht wird endlich auch dadurch bewiesen, daß Alles, was die Vitalität im Allgemeinen herabzusetzen und den organischen Bildungsproceß zu sistiren vermag, auch die Bildung der Speckhaut hindert; dahin gehört niedere Temperatur des Zimmers, wo man dem Kranken zur Ader ließ, Kälte des Gefäßes, worin das Blut aufgefangen [7]), zu weite Entfernung des Gefäßes von der Aderlaßstelle, zu große Flachheit des Gefäßes, sodaß die atmosphärische Luft, namentlich wenn sie kalt ist, in zu großer Fläche auf das Blut einzuwirken vermag, vor Allem aber die auch von Andern bestätigte Beobachtung Gendrin's, daß das nach dem Eintritt einer Ohnmacht gelassene Blut keine Speckhaut zeigt, wol aber das vor dem Eintritte der Ohnmacht entzogene; denn die Ohnmacht setzt die Vitalität des ganzen Organismus, also auch die des in ihm kreisenden Blutes herab. Alle den angeführten entgegengesetzten Momente erleichtern dagegen die Bildung der Speckhaut, deren becherförmige Gestalt gleichfalls aus dem Vitalitätsacte des Faserstoffes zu erklären, indem derselbe im Centrum kräftiger ist und sich länger erhält, als an der Peripherie. Da durch den Aderlaß gleichfalls die Vitalität herabgesetzt wird, so ist es erklärlich, daß das durch die folgenden Aderlässe entzogene Blut, zumal wenn die Venäsectionen schnell auf einander folgen, geringere Neigung zur Bildung der Speckhaut zeigt, wenn nicht Steigerung des Entzündungsprocesses stattgefunden hat. Zuweilen ist zwar das Blut eines Organes mit plastischem Faserstoff überladen, aber das Organ steht in zu geringem Wechselverhältnisse mit dem Organismus, und der erste Aderlaß gibt kein Blut mit Speckhaut, wol aber der bald nachher angestellte zweite, da durch den ersten Aderlaß die Resorptionsthätigkeit der Venen angeregt wurde und das Bedürfniß nach Ersatz der verloren gegangenen Lebensflüssigkeit das Wechselverhältniß erhöhte; wie denn überhaupt wol nie eher eine Speckhaut auf dem aus der Vene gelassenen Blute sich zeigt, als bis Fieber vorhanden ist; denn wenn Hunter, Parry und Thackrah bei langsamem Pulse eine Speckhaut beobachteten und der Puls erst nach dem Aderlasse beschleunigter, selbst voller und härter ward, so war der Puls hier entweder unterdrückt, oder die Fälle gehörten zu den oben angedeuteten. Was die äußere Beschaffenhaut der Speckhaut anbelangt, so ist ihre Farbe gewöhnlich weißgrau, weißgelblich oder ganz leicht grünlich, auch zuweilen etwas röthlich. Wo man sie gelblichgrau oder bläulich findet, ist schon die Diagnose einer reinen Entzündung verdächtig; daß bei sehr dünner Kruste der untenliegende Blutkuchen bläulich, livid durchscheint, darf hier nicht täuschen. Das entzündete Organ hat natürlich auch Einfluß auf die Farbe der Speckhaut. Diese ist zwar etwas durchscheinend, aber nicht in einem sehr hohen Grade; im Betreff der Consistenz ist sie fest, zähe, lederartig, elastisch, schwer zu zerschneiden; legt man sie in die Sonne, so wird sie brüchig, erhält aber schnell ihre Elasticität wieder, wenn man sie einige Minuten lang ins Wasser legt. Ihre Dicke variirt von $^1/_{12}$ Linie bis beinahe 1 Zoll, gewöhnlich beträgt sie $^1/_4$—$^1/_3$ des ganzen Coagulums; nur selten kommt sie dem rothen Theile desselben gleich; meist ist sie scharf von dem Blutkuchen gesondert, oft hängt sie aber auch fest mit ihm zusammen. Von dem Rande des Gefäßes abgesondert sind die zackigen Ränder nach Innen umgebogen, sodaß die Mitte der Oberfläche vertieft ist und sie selbst ein becherförmiges Ansehen erhält, wodurch sie sich namentlich von der nicht entzündlichen Speckhaut unterscheidet. Falls keine Blasen die Oberfläche einnehmen, ist dieselbe glatt; zuweilen sieht sie jedoch auch rauh aus, wie geschröpft, was nach Nasse von den geplatzten Blasen herkommen mag. Dem genannten Schriftsteller verdanken wir überhaupt die ausgedehntesten Untersuchungen über diesen Gegenstand in der neuesten Zeit; daher entlehnen wir aus seinem Werke hier noch Folgendes. Betrachtet man einen Tropfen der frischen Faserhautflüssigkeit unter dem Mikroskope, so sieht man, wie in einer fast gänzlich durchsichtigen Flüssigkeit runde, helle, ganz von einander getrennte, nur wenig verbundene Körperchen schwimmen, die alle fast gleich groß sind und einen hellen Punkt in ihrer Mitte haben. Die meisten Körperchen liegen ruhig, während einzelne sich wirbelnd herumdrehen. Außerdem enthält die Flüssigkeit noch verschieden gestaltete, 5—30mal größere, dunkelrothe Klümp-

7) Wenn Geursent und L'Héritier (Bulletin clinique I. p. 90) die Bildung der Speckhaut in Gefäßen sahen, deren Temperatur von 0—50° Réaumur wechselte, so fanden gewiß andere, die niedrige Temperatur ausgleichende, Momente statt.

chen, welche wahrscheinlich aus rothen Blutkörperchen bestehen. Kurze Zeit, kaum 1—2 Minuten, nachdem der Tropfen abgesondert worden, findet man ihn schon geronnen, wobei man keine Veränderungen wahrnimmt. Läßt man nach der Gerinnung das Serum abfließen, so rücken die Kügelchen näher an einander, und das Häutchen wird etwas trüber. Die mit fortgerissenen Blutkörnchen zeigen keine Neigung, zusammenzukleben. Die Gerinnung der ganzen Faserhaut erfolgt oft sehr langsam; sie ist gewöhnlich noch halbflüssig, wenn der Blutkuchen schon gallertartig geronnen ist, und selbst zu der Zeit, wo die Oberfläche des Blutkuchens schon Serum ausschwitzt, das denselben vom Rande des Gefäßes ablöst, hat die Speckhaut oft noch nicht ihre gehörige Festigkeit erlangt. Auf dem Feuer wird die Speckhaut ganz hornartig, bläht sich auf, verkohlt oder verbrennt unter Verbreitung eines ammoniakalischen Geruches zu einer leichten, schwer einzuäschernden Kohle. In kochendem Wasser verhält sie sich wie Fleischfaser, schrumpft nämlich zusammen, indem sie einen eiweißähnlichen Schaum gibt; bei längere Zeit fortgesetztem Kochen beträgt der Gewichtsverlust von 1000 Theilen Faserhaut 175. Die chemische Untersuchung ergab, daß der größte Theil der Speckhaut aus Faserstoff besteht, dem etwas Eiweiß und Fett oder Öl beigemischt ist. Was den **Blutkuchen** betrifft, so ist er häufig mit Schaum bedeckt; seine Gestalt entspricht nicht vollkommen der Form des innern Gefäßraumes, sondern ist wie die Speckhaut becherförmig und bildet einen abgestumpften Kegel, dessen obere Fläche gewöhnlich kaum halb so groß ist, als die untere. Je vollkommener sich der Faserstoff von dem Blutkuchen getrennt hat, desto mürber ist der letztere, und umgekehrt, sodaß Entzündungsblut ohne Speckhaut einen festen, compacten Kuchen gibt. Meistens bemerkt man um den obern Theil des Kuchens einen rothen Ring. Der Kuchen liegt nie auf dem Boden des Gefäßes, und stets liegt seine Oberfläche in gleicher Höhe mit der des Serums, welches nach den meisten Beobachtern an Quantität abnimmt, und meistens hell und klar, durchsichtig, farblos, höchstens blaß citronengelb erscheint; die Klebrigkeit soll nach Gendrin vermehrt sein.

Wohl unterschieden von der Entzündungshaut muß die Speckhaut bei Schwangern werden, obgleich sie dieselbe Bedeutung hat, denn sie zeigt hier an, daß die ganze Blutmasse mit bildendem Stoffe geschwängert ist, welcher vom Uterus aus in dieselbe geführt wurde. Mehr Noth hat aber die sogenannte **falsche Speckhaut** den Ärzten und Physiologen gemacht; sie erscheint in typhösen Fiebern und Krankheiten mit den Zeichen der Dissolution der Säfte, sowie auch zuweilen beim acuten Rheumatismus, und dürfte leicht im Folgenden ihre Erklärung finden. Bei den genannten Zuständen wird zwar in den Arterienenden der zum normalen Ersatz des Verlorenen dienende plastische Stoff abgesetzt; allein anstatt von den festen Theilen angezogen und aufgenommen zu werden, gewissermaßen krystallinisch anzuschießen, wozu jene Theile zu schwach sind, zu wenig Energie besitzen, tritt er größtentheils unmittelbar wieder in die Venen über, die schon die normale Quantität der Blutmasse nur schwer fortzuführen im Stande sind. Dieser plastische Stoff ist aber aus einem schlechten Chylus bereitet, an und für sich schon dem Serum analoger, löst sich daher leichter in diesem und verstärkt seine Menge durch den größern Wassergehalt. Daher das aus der Ader gelassene Blut nur jene schleimige, gallertartige Masse von grünlicher Farbe, wie das Serum, abscheidet, und so jene schmierige, hautartige Decke auf dem Blutkuchen bildet, ohne jedoch jene becherförmige Gestalt, aus Mangel an Vitalität, zu zeigen, welche auch dem Blutkuchen fehlt, welcher gleichfalls eine mehr schmierige Masse darstellt und nur schwer das Serum abscheidet, immer aber den Boden des Gefäßes berührt. Ähnlich verhält es sich beim Rheumatismus, wo der Stoffansatz gleichfalls gehindert erscheint, der hier aber besser bereitete Chylus ein besseres Blut und somit auch bessern plastischen Stoff gibt, welcher in die Venen geführt, jene der entzündlichen mehr ähnliche Speckhaut auf dem Blutkuchen bildet. Den Beweis eines mangelhaften Stoffansatzes entnehmen wir aber aus der Neigung zum Durchschwitzen von Flüssigkeit (um dadurch die Festbildung zu erleichtern?) in das Zellgewebe (Ödem), oder auf den Flächen der serösen Häute in die von ihnen ausgekleideten Höhlen (Hydrops).

Kehren wir jetzt zum weitern Verlaufe des Entzündungsprocesses zurück, so wird durch das auf die oben beschriebene Weise mit Bildungsstoff überladene Blut, welches von den Venen dem Herzen zugeführt wird, dieses selbst zu schnellerer und kräftigerer Thätigkeit gereizt; es treibt mit kräftigern Contractionen das bildstoffreichere Blut in die kräftiger sich zusammenziehenden Arterien, und so wird die ganze Blutmasse endlich jener an der entzündeten Stelle analog, mit plastischem Stoffe überladen. Wie das Thier aber vor dem Genusse des Fleisches seiner eigenen Species erschrickt und schauert, so erschrickt und schauert sich auch der Organismus vor dem ihn überfluthenden Thierstoff; daher beginnt die allgemeine Reaction gegen die Entzündung auch mit **Frostschauer**, der den Organismus zur äußersten Thätigkeit aufruft, weshalb auch schnell ihm die Hitze folgt, welche bei heftigen Entzündungen niemals wieder von Frost unterbrochen wird, es müßte denn eine größere Energie Noth thun, wie beim Eintritt der Eiterung. Durch jene Überladung des Blutes mit plastischem Stoffe werden nun aber zugleich auch auf der andern Seite alle übrigen Organe in den Stand gesetzt ein regeres Leben zu entfalten und ihre Existenz gegen das Alles für sich in Anspruch nehmende entzündete Organ zu sichern. Zunächst werden sie freilich das ihnen Anfangs Entzogene zu ersetzen streben; sie werden mehr nach Innen thätig sein als nach Außen. Daher erklärt sich die Erscheinung, daß bei einer einigermaßen heftigen, bereits eine Zeit lang dauernden Entzündung eines edlen Organes des Körpers alle Se- und Excretionen eine Zeit lang aufgehoben sind, um dann aber desto kräftiger als **Krisen** wieder aufzutreten. Bei den paarigen Organen zeigt sich eine solche Reaction selbst in dem andern freigebliebenen; so bei den Nieren, Hoden und selbst bei den Lungenflügeln, welche alle ihre Thätigkeit in dem Maße, als die Entzündung des andern zunimmt, steigern,

sodaß sie selbst endlich sogar mit entzündet werden, was man mit dem Namen der sympathischen Entzündung belegt hat, deren Zustandekommen die von Kaltenbrunner angestellten Versuche dargethan haben. Wenn ein Reizmittel auf die Schwimmhaut eines Frosches applicirt wird, so werden nicht nur alle Symptome der Congestion in dem der Reizung zuerst unterworfenen Theile, sondern beinahe in gleicher Ausdehnung auch an der Schwimmhaut der andern Extremität beobachtet. Daher kann es aber auch kommen, daß nun z. B. bei den Lungen, wo nur ein kleiner Theil des einen Flügels entzündet ist oder hepatisirt wird, der Tod durch Lähmung in Folge der zu großen Anstrengung des freigebliebenen Flügels erfolgt, worüber die Section dann freilich wenig Aufschluß zu geben vermag. Auf gleiche Weise kann auch ein ferner liegendes Organ sich in der Reaction so übernehmen, daß es selbst in Entzündung geräth, wodurch möglicher Weise die frühere Entzündung ganz beseitigt wird und man nur nach dem Tode die Spuren der Entzündung an einem ganz andern Orte, als man sie im Leben vermuthete, findet; hierdurch entstehen die sogenannten metastatischen Entzündungen. Die entgegenwirkende Thätigkeit, welche sich hier im ganzen Organismus zeigt, nennt man nun gewöhnlich entzündliches Fieber[8]), Synocha, und zwar, da die örtliche Affection vorausging mit dem Beisatze des secundären, zum Unterschied derjenigen Fälle, wo erst nach vorausgegangenem Fieber die Entzündung auftritt, indem sich der Krankheitsproceß localisirt. Man hat die Essentiellität solcher primären entzündlichen Fieber geleugnet, was wir aber für einen freilich zur Zeit noch nicht näher zu begrenzenden Zeitpunkt, welcher Tage und Stunden dauern kann, keineswegs zugeben können, da das Fieber recht gut zu Grunde gehen kann, sei es durch Hilfe der Natur oder Kunst, bevor die Entzündung eines einzelnen Theils zu Stande kommt. Ebenso wie es geschehen kann, daß, wenn in einer gegebenen Zeit keine Entzündung eines andern Theiles oder Organes zu Stande kommt, die Gefäße selbst in einen solchen Zustand gerathen können, ähnlich wie das angestrengte Denken zur Geistesverwirrung führt, wenn es zu keinem bestimmten Resultate gelangt. Bereits Lobstein (Patholog. Anatomie. 1. Bd. S. 230) spricht sich darüber sehr gut folgendermaßen aus: „Können primäre Fieber bestehen, die ihrerseits örtliche Entzündungen hervorrufen? Allerdings; schon die Vernunft beweist es und die Beobachtung bestätigt es. Man treibe einmal ein Pferd oder einen Hirsch zu angestrengtem Laufe an; das Thier wird in die gewaltigste Bewegung kommen; sein arterielles System wird außerordentlich gesteigert werden, das Blut mit Macht ins Netz der Capillargefäße getrieben werden und bei der Öffnung des Cadavers wird man unzweideutige Spuren von Entzündung in mehren Organen, z. B. am Herzen und an den Wänden der Arterien, finden. Ist in diesen Fällen die örtliche Entzündung der unmäßigen Thätigkeit des arteriellen Systems vorhergegangen, oder ist sie vielmehr der excentrischen Bewegung des Blutsystems gefolgt? Wenn man, wie es Weinhold (Medicinisch-chirurg. Zeitung 1815. S. 285) that, ein Thier, z. B. eine Maus, elektrisirt und diesen Versuch alle Tage 15—20 Minuten lang wiederholt, so bringt man in dem Thiere Hitze und ein Fieber hervor, es wird gegen den siebenten Tag sterben und bei der Zergliederung wird man die serösen Membranen entzündet, von einer coagulirten Lymphe überkleidet und an verschiedenen Stellen Eiterung finden. Hat wol die Entzündung der serösen Häute das Fieber in diesem Thiere verursacht, oder war es vielmehr das elektrische Fluidum? Man denke sich nun statt dieser physischen und augenfälligen Ursachen feine Agentien, moralische Einwirkungen u. s. w., die die schlimme Eigenschaft besitzen, das Nerven- und Gefäßsystem aufzuregen und es zu tumultuarischen und regelwidrigen Bewegungen fortzureißen, und man wird den Schlüssel zu einer großen Anzahl von Fiebern und acuten Krankheiten haben, die von örtlichen Affectionen begleitet sind. Und ist es nicht möglich, schon a priori zu errathen, welche Gebilde bei der Leichenöffnung die meisten Veränderungen in Folge dieses gesteigerten Nerveneinflusses, dieser beschleunigten Circulation darbieten werden? Dies werden ohne Zweifel jene Gebilde sein, die am gefäßreichsten sind und eine schlaffe, weiche Textur haben, wie z. B. die Milz, die Lunge und die Schleimhäute. Hüten wir uns also allemal, das für ursprüngliche Veränderungen zu nehmen, was genau erwogen und richtig aufgefaßt nur die Wirkung einer allgemeinen Perturbation ist. Gibt es übrigens nicht Fälle, wo das Fieber ganz augenscheinlich der örtlichen Affection vorherging? Ist der Anthrax das erste Phänomen, das sich an den Pestkranken manifestirt? Geht bei gewissen fauligen Fiebern die Angina gangraenosa voraus? Sind die Lippenefflorescenzen vor gewissen ephemeren Fiebern vorhanden? Sind die Blatternknötchen, die Masernpunkte, die Scharlachflecken früher da als das Fieber? Ich weiß wohl, daß das Fieber, welches drei oder vier Tage dem Erscheinen des Exanthems vorhergeht, von den Anhängern der physiologischen Schule einer Gastro-Enteritis zugeschrieben wird; ist aber diese Meinung bewiesen? Ist sie bis jetzt etwas anderes als eine sehr willkürliche Behauptung und eine reine Hypothese?" — Was nun die Symptome des entzündlichen Fiebers betrifft, so bestehen sie in Folgendem: Das Herz macht große und kräftige Schläge, der Puls ist voll, hart, gespannt (nicht blos wegen der sich kräftiger zusammenziehenden Arterie, sondern auch wegen

8) *Boehmer*, Diss. de proxima febrium et in specie inflammatoriarum quarundam causa. (Halae 1767. 4.) *Forst*, De febribus inflammatoriis in genere. (Argentor. 1747. 4.) *Henckell*, De febribus inflammatoriis (Erford. 1747). *Kaltschmied*, De inflammationibus febre acuta stipatis, sive de febribus inflammatoriis in genere. (Jenae 1750. 4.) *Ludolf*. Diss. de febribus inflammatoriis. (Erford. 1755. 4.) *Illner*, De febribus inflammatoriis. (Mogunt. 1762. 4.) *Harrer*, De febribus imflammatoriis earumque phaenomenis. (Manheim. 1769. 4.) Buschow, Von dem consensuellen Fieber bei Entzündungen, in Tode's Annalen. 1. Bd. S. 60. *Müller*, De febribus inflammatoriis. (Erford. 1777. 4.) *Reil*, De febre inflammatoria simplici (Halae 1794). *Fr. Ayga-leng*, Diss. sur la fièvre angéiotenique inflammatoire (Paris 1800). *Ch. Gaudichau-Delastre*, Essai sur la fièvre inflammatoire. (Paris 1806. 4.) *Jos. Tonnet*, Essai sur la fièvre inflammatoire. (Paris 1818. 4.)

des gewissermaßen härtern, consistentern Blutes) und mehr oder weniger schnell, aber gleichmäßig. Das Athmen geschieht kräftig, mit voller Brust, zuweilen, jedoch ohne Hinderniß, ist es tiefschöpfend; der Hauch heiß, die Haut ebenfalls heiß, aber weich, zur Ausdünstung geneigt. Das Gesicht geröthet, etwas aufgetrieben, heiß, die Augen glänzend, der Blick lebhaft, feurig; der Kopf in den Schläfen, wo die stark klopfende Art. temporalis, und im Innern, in der Gegend der Sella turcica, wo die stark klopfende Carotis cerebralis sich befindet, schmerzhaft, die vermehrte Thätigkeit des Gehirns steigt wol bis zum Phantasiren, während das nicht minder thätige Rückenmark, zumal bei reizbaren Personen, zu Krämpfen Veranlassung gibt. Der Schlaf ist unruhig, voll lebhafter, oft schreckhafter Träume. Alle Secretionen stocken mehr oder weniger, die Excretionen fehlen fast ganz, daher Nase, Lippen, Mund, oft selbst die Zunge trocken, hochroth, letztere auch wol dünnweißlich belegt ist. Der Durst ist anhaltend, stark, besonders von Verlangen nach kühlem, säuerlichem Getränke begleitet. Dagegen fehlt die Eßlust, besonders widern Fleischspeisen an (der Organismus ist ja überladen mit thierischem Bildstoffe!); der Geschmack ist fade, zuweilen metallisch, der Urin sparsam, durchsichtig, hochroth, geflammt, ohne Sediment, der Stuhlgang sparsam und trocken, schwärzlich, selbst wie verbrannt. Daß bei so regem Leben der Kranke sich bald matt und abgespannt fühlen muß, kann nicht verwundern.

Ist es nun bei der Entzündung eines Organes zu dieser allgemeinen Reaction gekommen, d. h. ist Fieber hinzugetreten, so sind drei Fälle möglich [9]), entweder die Reaction ist zu stark, oder zu schwach, oder sie reicht grade hin, um den entzündlichen Proceß ganz aus dem Organismus zu entfernen. Ist Letzteres der Fall, so entsteht vollkommene Genesung, d. h. die Entzündung verschwindet, ohne weiter eine Spur zurückzulassen; man nennt dies Zertheilung (resolutio) [10]). War der entzündete Theil äußerlich sichtbar, so sehen wir zuerst seine Röthe sich mindern, der pulsirende Schmerz wandelt sich wieder in das Gefühl von Druck um, die Härte schwindet nach und nach, wodurch die Geschwulst zwar Anfangs um ein Weniges zunimmt, dies aber nur so lange, bis alles Harte geschwunden ist, worauf der Theil oder das Organ dann um so schneller auf seinen normalen Umfang zurückkehrt; ähnlich wie Wasser, in welches wir Schnee oder Eis legten, auf den Ofen gesetzt seine niedrige Temperatur so lange behält, bis alles von jenem geschmolzen ist, dann aber um so schneller warm wird. War der entzündete Theil ein innerer, so ist dieser Vorgang freilich nicht bemerkbar; wir erkennen den Eintritt der Zertheilung dann nur aus den localen Krisen, wenn ein Secretionsorgan befallen ward, oder aus dem Auftreten von allgemeinen durch Haut und Harn. In Bezug auf den letztern bemerkt man, daß er, auf der Höhe der Krankheit hochroth und hell, eine bedeutende Quantität eines rothen Sediments fallen läßt, welches bald erdig, bald krystallene Schüppchen darstellt. Die Chemiker sagen, daß bei Entzündungen sich in dem Urin ein Überschuß von Salpetersäure bilde, welche auf die lithische Säure wirkt und einen Theil derselben in eine neue Säure, die sogenannte Purpursäure, verwandle, welche in Verbindung mit den Salzen des Urins die Purpurate erzeugt. Vermischt man diese letztere mit dem lithischen Ammonium, welches beständig im Urine ist, so bildet sich ein blaßrother Niederschlag, welcher wiederum in Verbindung mit dem gelben färbenden Safte dunkelroth wird. Auf der Höhe der Entzündung sind diese Stoffe zwar auch schon vorhanden, befinden sich aber in einem aufgelösten Zustande. Lassen die Symptome nach, dann entsteht ein Überschuß von lithischer Säure und es bilden sich übersaure lithische Salze, welche unauflöslich sind und daher in Form eines rothen Präcipitats zu Boden fallen (Elliotson). Entfernt sich die Farbe von der rothen, erscheint der Niederschlag mehr flockig, so soll man nach Schönlein auf Verbindung mit einem andern Krankheitsprocesse (erysipelatösen z. B.) schließen. Indessen finden sich auch bei reinen Entzündungen gar nicht selten Massen von formlosem, schleimgallert- und eiterähnlichem organischem Stoff, die wir dann offenbar als ausgeschwitzten, wieder in die Blutmasse übergeführten Bildungsstoff betrachten müssen. Ähnlicher Bildungsstoff scheint in dunstförmiger Gestalt durch die äußere Haut zu entweichen, wie denn nach Fr. Jahn's (Naturheilkraft I. S. 361) Experimenten in der Atmosphäre der Entzündungskranken zur Zeit der Krisen ein feines, dem Thierschleim gleichstehendes, an Wasserdämpfe gebundenes und von ihnen getragenes Wesen schwebt, das, mit Zimmermann's Pyrrhin zunächst vergleichbar, sich aus der Atmosphäre niederschlagen und sammeln läßt und deutlich gegen Gärbestoff und Metallsalze reagirt. Kommen diese allgemeinen Krisen bei weniger deutlich ausgesprochenen localen Symptomen vor, so können sie allerdings den Verdacht eines reinen Entzündungsfiebers erregen, was jedenfalls nur äußerst selten und dann immer nur von kurzer Dauer ist. Auf der andern Seite mag auch wieder manches wirkliche rein entzündliche Fieber für Entzündung des Gehirns oder seiner Häute gehalten sein, in die es freilich am leichtesten übergeht. Ähnlich kann es sich zuweilen auch mit der Entzündung des Rückenmarkes und des Herzens verhalten haben. War jedoch der befallene Theil ein Secretionsorgan, dann kann eine solche Verwechselung nicht stattfinden, indem dieses dann vorzugsweise seine Krisen zeigt, wie man dies am augenscheinlichsten bei den Tonsillen [11])

9) *Ch. G. Krieger*, De inflammationis exitu. (Erford. 1767. 4.) *Huckof*, De inflammationis exitu vario. (Regiom. 1797. 4.) *Ploucquet*, De multifariis inflammationum terminationibus. (Tubing. 1803. 4.) 10) *de la Riviere*, An inflammationi pro varia sede resolutio vel suppuratio potior. (Paris 1742.) *van Sanden*, De cura inflammationum per resolutionem. (Regiom. 1747.) *Macquer*, An inflammationi pro varia sede resolutio vel suppuratio potior. (Paris 1748.) *J. C. Larssohn*, praes. *El. de Büchner*, De solutione inflammationis per discussionem facta non semper optima. (Halae 1762. 4.) *Guillotin*, Ergo inflammationi pro vario sede resolutio vel suppuratio potior. (Paris 1779. 4.)

11) „Im Parenchym der Organe hat sich überflüssiger Bildungsstoff ergossen. Dieser Stoff wird aus dem Innern der befallenen Theile auf ihre Oberfläche durch die bekannt-unbekannte Kri-

wahrnehmen kann. Die vorher ganz unterdrückte Secretion nämlich beginnt wieder in demselben Maße, als die Entzündung schwindet und das allgemeine Band der Organe wieder hergestellt wird; Anfangs allerdings nur mühsam, als folgte das Organ ungern und nur aus gebietendem Zwange seiner Pflicht für das Ganze, bis es einigermaßen sich aus sich selbst herausgearbeitet hat, wo es dann aber mit um so größerer Gewalt und Kraft das Aufgespeicherte dem allgemeinen Besten darbringt, sodaß es zuweilen selbst wieder in Gefahr geräth, ein Opfer dieser Hingebung zu werden. Das Anfangs spärliche, nicht selten eigenthümlich veränderte Secret wird mitunter nämlich so profuse, daß Erschöpfung einzutreten droht (colliquative Krise), welche entweder den animalen, sensitiven Nerven trifft, wodurch Lähmung bedingt wird, oder von dem vegetativen Nerven ausgeht und Atrophie des Organes herbeiführt, oder endlich, um dem fortgesetzten Absonderungstriebe zu genügen, den dazu nöthigen Stoff aus sich selbst herzunehmen gezwungen, fällt das Organ in den Schmelzungsproceß, es tritt Erweichung seines ganzen Gewebes ein, wie ja schon im normalen Zustande jedes Organ bei der Absonderung einen Theil seiner absondernden Fläche zur Bildung des Secrets hergibt. Bei nicht absondernden Organen wird derselbe Schmelzungsproceß durch die abnorm gesteigerte Aufsaugungsthätigkeit von dem interstitiellen Zellgewebe aus herbeigeführt, indem die Anbildung neuen Stoffes gleichzeitig mehr oder weniger ganz darniederliegt, was in der Mehrzahl der Fälle dann vorzukommen pflegt, wenn der entzündliche Proceß plötzlich gehemmt und schnell die Zertheilung ins Werk gesetzt wird.

In andern Fällen ist aber die hervorgerufene Reaction zu heftig, was jedoch im Allgemeinen nur kurze Zeit stattfindet, indem bald eine anderweitige örtliche Affection hervorgerufen wird, welche gewissermaßen als Ableitung dient. Diese findet sich nun entweder in dem ursprünglich ergriffenen Organe selbst, oder in einem mit ihm meistens sympathisirenden. In dem ursprünglich ergriffenen Organe ist diese Ableitungsaffection verschieden nach den Structurverhältnissen, welche jenes Organ besitzt. Sind es seröse Häute oder Höhlen, welche damit ausgekleidet sind, so bahnt sich der angehäufte und noch andringende plastische Stoff entweder unmittelbar einen Weg durch die aushauchenden Gefäße derselben, und es entsteht Erguß plastischer Lymphe von Seiten der Arterienendigungen oder Erguß von Wasser von Seiten der Venenanfänge (?). Der Erguß plastischer Lymphe, Ausschwitzung, exsudatio, ist zugleich als der äußerste Versuch des entzündeten Theiles, seine größere Massenzunahme und volle Selbständigkeit zu erreichen, zu betrachten, um von sich aus einen neuen Organismus zu bilden. In den weniger heftigen Fällen bedeckt sich blos die seröse Haut, z. B. die Pleura, mit einer Schicht plastischer Lymphe, welche fest an ihr adhärirt und in die sich die Gefäße verlängern, um sie in ihr organisches Leben aufzunehmen. In heftigern Fällen dagegen ist der Erguß plastischer Lymphe oft von bedeutender Menge; hier bildet sich in ihr selbst ein Gefäßsystem, das sich mit den ihm entgegenmündenden Gefäßen des Mutterbodens verbindet, oder wenn andere diesem ähnliche Organe in der Nähe sind, wie z. B. in der Brusthöhle die beiden Pleurawände, so wendet es sich auch nach jenen zu, adhärirt mit ihnen und vermittelt eine ähnliche Gefäßverbindung, wie zwischen Placenta und Uterus; kurz, es entsteht organische Verwachsung der Theile. Da in den Erscheinungen der Entzündung und in der darauf ausgehenden Thätigkeit eines Organes, wie wir bereits oben erwähnten, gewisse Ruhepunkte oder Remissionen und neue Exacerbationen eintreten, so geschieht es nicht selten, daß nach der Organisation der ersten Schicht der ergossenen plastischen Lymphe ein neuer Erguß derselben erfolgt, und so die anatomische Untersuchung nach dem Tode mehre deutlich unterscheidbare Schichten bildet. Man belegt diese Schichten mit dem Namen der Pseudomembranen[12]), und unterscheidet nach Dupuytren vier Perioden in Ansehung der Veränderungen, welche diese Membranen erleiden. In der ersten Periode, der Bildung, findet man 24 Stunden nach der Entzündung der serösen Membranen, die man künstlich, z. B. in dem Bauchfelle eines Hundes, hervorgerufen, daß diese Haut von einer großen Anzahl von Gefäßen wie injicirt ist, und daß sich auf ihrer Oberfläche eine äußerst dünne und zarte Schicht von breiartigen, mattweißen, sehr kurzen Zotten bildet, die eine Art von Schleiergewebe darstellen, welches die geringste Reibung zerstört. Die eine Fläche des Häutchens liegt an der serösen Membran an, die andere ist frei, sammetartig und zuweilen warzenförmig, nach der innern Cavität hin gerichtet. Die zweite Periode, des Wachsthums, beginnt, sobald die Ausschwitzung das membranförmige Ansehen hat, und charakterisirt sich durch die Zunahme der Dicke und Dichtigkeit. Diese Dicke erreicht die eines Franken-, selbst eines Fünffrankenstücks; die Dichtigkeit ist verschieden, sowie das Aussehen und die Organisation. So sah Lobstein an einer und derselben Lunge in Folge einer Pleuritis die lymphatische Schicht an einer Stelle sehr wenig mit der Oberfläche des Eingeweides verwachsen, an einer andern wie an derselben angeleimt und an einer dritten mit einem deutlichen Gefäßnetz versehen. Öfter geschieht es, daß ganze Stücke von breiartigen Pseudomembranen sich von der serösen Haut ablösen, ohne sich ganz loszumachen; sie hängen dann in die Höhle frei hinein, während andere losgerissene Stücke in dem gleichzeitig abgesonderten Serum schwimmen, was man besonders in der Bauchhöhle beobachtet. Die dritte Periode, der Organisirung, charakterisirt sich durch eine der Speckhaut ähnliche Dichtigkeit und durch

tische Bewegungskraft der Natur getrieben. An den Tonsillen sieht man diesen Hergang recht deutlich. Nachdem sie einige Zeit entzündet waren, erscheinen auf ihrer Oberfläche mehr oder minder große, rundliche, weiße Scheiben von coagulabler Lymphe." Steinheim.

12) *Dupuytren*, Propositions sur quelques points d'anatomie, de physiologie et d'anatomie pathologique (Paris an XII). *Napple*, Diss. sur les fausses membranes. (Paris 1812.) *Villermé*, Essai sur les fausses membranes. (Paris 1814.)

die Gegenwart der Blutgefäße. Über die Entstehung dieser Blutgefäße ist man nicht einig. Während ein großer Theil der Beobachter in dieser plastischen Lymphe eine der im Ei ähnliche Neubildung der Gefäße annimmt, leugnen andere, namentlich Gendrin, diese Entstehungsweise ganz, und nehmen nur eine Verlängerung der bereits vorhandenen Gefäße der serösen Häute in die Pseudomembran an. Die Gefäßenden, sagt Gendrin, verengern sich beträchtlich, indem sie sich an der Stelle, wo sie in die falsche Haut eindringen, theilen; hierauf vereinigen sie sich, indem sie sich zu mehren Stämmen verbinden, welche sich von Neuem theilen und auf verschiedene Arten in dem krankhaften Gewebe verbreiten. Dies ist der Zustand der neugebildeten Haargefäße, wenn sie völlig ausgebildet sind; aber an den Stellen, wo sie noch nicht soweit vorgerückt sind, sieht man deutlich, daß die kleinen Stämme, welche aus der Vereinigung mehrer sehr zarten Fädchen entstehen, die sich in die seröse Haut fortsetzen, nur noch gelbliche, gebogene Fädchen, welche sich kaum einige Linien weit erstrecken, in die falsche Haut abgeben. Bei wiederholten, sehr langsam und nur immer in kleinen Quantitäten erfolgenden Ergießungen mag dies sich allerdings auf die von Gendrin angegebene Weise verhalten, bei schnell erfolgendem copiösem Ergusse hingegen findet sich gewiß auch eine der im Ei ähnliche Neubildung von Gefäßen. In der vierten oder Verwandlungsperiode verliert die Pseudomembran nach und nach dieses speckartige Ansehen, sie wird dünn, nähert sich täglich mehr dem Zellgewebe, und bietet gar bald durchsichtige, äußerst dünne, dem Zellgewebe analoge Lamellen dar. Übrigens ist sie nicht nur in Ansehung der äußern Form mit dem Zellgewebe identisch, sondern auch in Ansehung der Verrichtungen, wie dies die Infiltrationen beweisen; doch macht Lobstein darauf aufmerksam, daß dieses Gewebe niemals Fett enthält. Daß es zu Lymphexsudat kommen werde, erkennt man nach Schönlein aus folgenden Erscheinungen: Der Blutandrang nach dem entzündeten Organe nimmt von Stunde zu Stunde zu, und erreicht kurz vor dem Ergusse sein Maximum; läßt man unter diesen Verhältnissen zur Ader, so wird eine deutliche Speckhaut beobachtet, in der sich deutlich die Spuren des organischen Lebens bemerkbar machen. Daß es aber wirklich zum Ergusse gekommen, erkennt der Arzt aus den Functionsstörungen und Hemmungen des Organes, aus der Geschwulst und dem veränderten Tone bei der Percussion. Das Fieber läßt entweder ganz nach, oder verändert seinen Charakter, ohne daß Krisen erfolgt wären; das Blut enthält viel Serum, der Blutkuchen hat eine cochenillrothe Farbe, ist weich, leicht zerfließlich und von Speckhaut ist keine Spur mehr. Da das Exsudat aus dem Bereiche des Kreislaufes gekommen ist, so hat die Reaction des Organismus natürlich keinen Einfluß darauf; nur Anfangs, wenn es noch nicht fest geworden in geringer Menge und auf kleinen Raum beschränkt ist, kann es bei schneller Sistirung des Exsudationsprocesses durch Resorption der normal gebliebenen Flächen wieder in das allgemeine Bereich des Gefäßsystems aufgenommen werden. Eine ähnliche Ausschwitzung des Faserstoffes in Gestalt von Lymphexsudat findet auch auf den Schleimhäuten statt, besonders in den Lungen, der Luftröhre und dem Kehlkopfe, seltener in der Gebärmutter (das Analogon der Decidua *Hunteri*) und in dem Darmkanal, wobei die Membranenbildung dann die Gestalt der Schleimhauthöhle annimmt und so röhrenförmig im glücklichsten Falle nach Außen gestoßen wird, was nur in den feinsten Bronchialverzweigungen nicht möglich ist, weshalb dann die Lunge den Zustand der Hepatisation darbietet. Vermag der Nerv der Schleimhaut dieses Zuströmen des plastischen Stoffes zu beherrschen, so übt die Schleimhaut auch ihren Einfluß auf denselben aus, zersetzt ihn gewissermaßen erst, bevor er nach Außen tritt, oder nimmt eine Rückbildung mit ihm vor, und so erscheint anstatt des plastischen Stoffes eine eigenthümliche Flüssigkeit, welche eine Emulsion darstellt und mit dem Namen Eiter belegt wird. Es reicht nämlich die Kraft des Nerven nicht soweit, daß die Schleimhaut aus dem andringenden plastischen Stoffe Epitheliumzellen und Schleimblasen bilden kann, sie vermag vielmehr nur Eiterkörperchen zu bilden, denen aber die Tendenz zur Membranenbildung zuweilen noch inne wohnt, sodaß sie sich, wie Vogel sah, zu einer Art dünner Membran vereinigen. Freilich ist hierbei noch immer Vieles dunkel, und namentlich wissen wir nicht, ob sich nicht ein verschiedener Antheil der Schleimhautfläche und der Schleimdrüsen geltend macht. Sollte vielleicht nur das Eiterserum von der Fläche, die Eiterkörper aber von den Drüsen abgeschieden werden, sodaß sie dieselbe Function hier haben, wie die Granulationen und diese ihr Analogon wären? In jener Tendenz zur Häutchenbildung ist nun, unserm Bedünken nach, der Grund angegeben, warum der Eiterungsproceß auftritt. Auf einer gewissen Höhe der Entzündung hörte der Erzeugungsproceß des Epitheliums der Schleimhaut auf, dieses schwand also nach und nach ganz, es ist mithin eine Art Substanzverlust eingetreten; und wie jeder Substanzverlust von einiger Bedeutung sich nur unter Vermittelung der Eiterbildung ersetzt, so auch hier das Epithelium. Da nun aber der plastische Stoff beiweitem das Bedürfniß überschreitet, so wird derselbe auch in größerer Quantität in Eiter verwandelt, und erscheint als solcher auf der Oberfläche, bis er zum größern Theil consumirt ist, worauf die wirkliche Epitheliumbildung wieder beginnt, und nicht mehr Eiter, sondern Schleim abgesondert wird. — Zum Wassererguß scheint es nur dann zu kommen, wenn die allgemeine Reaction plötzlich durch einen zu starken Eingriff unterdrückt wird, und der Organismus bereits auf dem Wege war, Herr der Entzündung zu werden. Der Sturm des Gefäßsystems wendet sich dann auf die Venen, diese sind zu schwach, die Masse zu gewältigen, und durch ihre dünnern, ohnehin mehr aufgelockerten Wände tritt das Serum. Wenn Druck, sagt J. Müller (Physiologie I. S. 240), den Durchgang durch die Poren der thierischen Wände begünstigt, so müssen nach physikalischen Gesetzen auch tropfbare Flüssigkeiten in freie, mit Gas oder Dunst gefüllte Räume durchdringen — und man kann, wie Bouillaud gezeigt hat, eine Wassersucht des Zellgewebes künstlich erzeugen durch Unterbin-

dung großer Venenstämme. Am häufigsten kommt der Wassererguß bei der sogenannten rheumatischen Entzündung vor, und wird in der Mehrzahl der Fälle durch einen unzeitigen Aderlaß hervorgerufen. Doch kann dies durch denselben Eingriff auch da geschehen, wo die Entzündung in der Bildung begriffen, die Venen noch keinen plastischen Stoff von den Arterien, sondern, damit jener eben gebildet werde, nur das Serum überkommen; weshalb wir zuweilen neben Verhärtung eines Organes (die dann nothwendig entstehen muß, wie bei unzeitig geöffneten Drüsenabscessen) auch Wasser in seiner Umgebung finden, so z. B. neben Hepatisation der Lungen, Hydrops pectoris. Diese Entstehung ist uns um so wahrscheinlicher, weil unter diesen Verhältnissen nicht nur allgemeine Krisen fehlen, sondern das ergossene Wasser auch fast nie hell, verhältnißmäßig eine große Menge gerinnbaren Stoffes, nach Schönlein Eiweißstoff zu 10—20 Proc., während es bei Hydrops nur 2—3 Proc. enthält, oft trübe, selbst fast milchig erscheint, und fast immer conservenähnliche Fäden und Flocken plastischen Stoffes schwimmend zeigt. Schönlein selbst gesteht auch, daß sich keine scharfe Grenze zwischen diesem Wasser und der plastischen Lymphe ziehen lasse, zumal da man auch umgekehrt im Lymphexsudat oft Zellen findet, die mit wässeriger Feuchtigkeit erfüllt sind. Daß es zur Wasserbildung kommen werde, dafür spricht die eigenthümliche Beschaffenheit des aus der Ader gelassenen Blutes; das Serum ist trübe, molkig, selbst milchig, der Blutkuchen weich, und es kommt zu keiner Crusta pleuritica. Den eingetretenen Wassererguß geben folgende Zeichen zu erkennen: Das Fieber schwindet, oder mindert sich, ohne daß Krisen eintreten, vielmehr sind die Absonderungen, namentlich die des Harns, vermindert; die nahe liegenden Organe zeigen die Symptome des Druckes von dem Wasser, man bemerkt Fluctuation, oder wenigstens Verschiedenheit des Tones bei der Percussion. — War nun aber der entzündete Theil ein parenchymatöses Organ, so geben nicht selten die von der immer stärker andringenden Blutmasse ausgedehnten Gefäße nach, oder werden gewaltsam gesprengt, zumal da, wie auch Lawrence bemerkt, eine Wirkung des Entzündungsprocesses in der Verminderung der natürlichen Cohäsion, also im Mürbewerden der Theile, sodaß sie leichter zerreißen, besteht, und so geschieht dann die Ausgleichung der ganzen krankhaften Thätigkeit durch eine entstehende kritische Blutung, einen natürlichen Aderlaß, aus dem entzündeten Organe selbst. Compressus sanguis sua copia, qua maxime impressionem fecerit, venas perrumpit, sagt schon Hippokrates. Indessen geschieht dies im Ganzen nur selten im entzündeten Organe selbst, häufig dagegen in einem entfernten, und zwar oft in einem mit dem entzündeten sympathisirenden, welches den Strom der Säfte an sich reißt. Außerdem haben folgende Momente einen bedeutenden Einfluß: 1) Das Alter; indem bei Kindern die Blutung gewöhnlich aus der Nase, bei Individuen aus den Blüthenjahren aus den Lungen, im Mannesalter aus dem Magen erfolgt. 2) Die Lage des entzündeten Organes; bei Organen oberhalb des Zwerchfelles tritt Hämorrhagie ein aus der Nase oder den Lungen, bei solchen unterhalb des Zwerchfelles aus dem After, der Harnröhre, bei Frauen aus dem Uterus, und selbst die Menstruation ist kritisch, wenn der Augenblick der Krise mit dem Zeitpunkte der erstern zusammenfällt; ebenso wie bei hämorrhoidalischen Männern der Eintritt der Hämorrhoiden kritisch ist. Wenn wir nicht irren, sagt Jahn (Naturheilkraft I. S. 359), so wirken solche Blutungen weniger dadurch hilfreich, daß sie die allgemeine Blutmasse, die zur Durchführung der Reaction so nothwendig ist, vermindern, als dadurch, daß durch sie die von den rückführenden Gefäßen des leidenden Theiles aufgenommenen und in den Kreislauf geführten Krankheitsmaterien, die ergossene plastische Lymphe und das stockende entzündete Blut direct und ohne daß sie erst weit den Organismus zu durchwandern und in ihm bearbeitet zu werden brauchen, ausgeleert werden. Entsteht eine solche Hämorrhagie nicht, oder kann sie der Natur des sympathisirenden Organes nach nicht entstehen, so steigert sich die reagirende Thätigkeit in diesem selbst wol gar zur Entzündung, welche dann, wie wir schon oben darthaten, als metastatische zu betrachten (Orchitis — Parotitis). Ist dies ein weniger edles Organ, so ist die Gefahr meistens geringer, umgekehrt aber oft sehr groß. Seltener und meistens wol nur bei chronischem Verlauf geht die Reaction vom Gefäßsystem auf das Nervensystem über, indem die Thätigkeit des erstern mehr oder weniger zur Norm zurückkehrt. Auf diese Weise sehen wir oft plötzlich Neuralgien auftreten und aus Entzündung der Bauchorgane sich selbst Intermittens ausbilden. Leider haben die Ärzte auf dieses Verhältniß bisher wenig geachtet, obschon die Exsudate und kritischen Absonderungen schon auf ein zur größern Herrschaft Gelangen des Nervensystems hindeuten, da ohne erhöhete Nerventhätigkeit überhaupt keine Absonderung möglich ist.

Da wo das entzündete Organ ein parenchymatöses, an Zellgewebe reiches ist und die Entzündung mehr in der Tiefe desselben ihren Sitz nahm, erfolgt das Exsudat, der Erguß plastischer Lymphe in die Maschen des Gewebes auf dieselbe Weise, wie auf der Oberfläche der serösen Hüllen, und besteht hier wie dort in der verstärkten, aber alienirten Absonderung des serösen Hauches, welcher aus dem gasförmigen in den tropfbarflüssigen Zustand übergeht. Die Natur sucht auf diese Weise sich des überfluthenden plastischen Stoffes, den das Organ nicht im Ansatz gewältigen kann, zu entledigen, ohne daß jedoch die völlige Ausstoßung aus dem Organismus gelingt, daher Schönlein nicht mit Unrecht alle diese Bestrebungen mit dem Namen der Pseudokrisen belegt. Da bei jeder Entzündung, wie bereits oben dargethan, alle Gewebe des Organes, somit auch das Zellgewebe Anfangs wirklich durch Ansatz wächst, seine Wände stärker und somit auch fester werden, so muß nothwendig das Organ durch die in den Maschen ausschwitzende plastische Lymphe größer und compacter werden, alle Maschen des Zellgewebes werden ausgefüllt und gleichsam verklebt, zumal da die Resorption ohnehin geschwächt ist, indem der Absatz vorherrscht. Wirken nun deprimirende Einflüsse ein, die sowol die allgemeine Reaction ver-

nichten als auch das Leben des Organs herabsetzen und so auch den Entzündungsproceß aufheben, so wird zugleich auch die Vitalität des abgesetzten plastischen Stoffes herabgesetzt, und da weder er noch das Organ reagirt, sie sich gegenseitig beinahe passiv verhalten, so bleibt der Zustand unverändert, der abgesetzte Bildungsstoff liegt unthätig in den Maschen des Gewebes, d. h. es tritt Verhärtung (Induratio) ein. Erfolgt dieser Vorgang schnell und plötzlich, ist das Organ ein edles, so wird seine ganze Function dadurch vernichtet und der Organismus gefährdet, wie wir dies bei der sogenannten Hepatisation der Lungen sehen, die nichts als eine plötzlich eingetretene Verhärtung ist. Indessen sind die Lungen auch fast das einzige Organ, wo eine acute Entzündung in Verhärtung übergeht; denn außerdem findet sie sich nur bei Organen von sehr geringer Dignität, wenn die allgemeine Reaction den Entzündungsproceß in ihnen sistirte, die Theile selbst aber zu wenig intensive Vitalität besitzen, um die Wegschaffung des abgelagerten Bildungsstoffes zu vermitteln. Häufig dagegen ist die Verhärtung ein Ausgang der chronischen Entzündung. — Erlangt der Nerv das Übergewicht über das Capillargefäßsystem noch mehr, denn die eintretende Ausschwitzung zeigt schon, daß das Capillargefäßsystem nicht mehr allein vorherrschend thätig ist, so wird zwar nicht reiner seröser Hauch oder reines Serum abgeschieden, ebenso wenig als die plastische Lymphe zum wirklichen Ansatz an die organischen Gewebe verbraucht werden kann, dazu ist sie immer noch in zu großer Quantität vorhanden, sondern es entsteht ein Mittelding zwischen Serum und plastischer Lymphe, eine niedrigere Stufe der letztern, der Eiter (s. d. Art.), und zwar zuerst an dem Punkte, wo zuerst dem Weiterschreiten des Entzündungsprocesses Grenzen gesetzt werden, oder er eine Umwandlung erfährt, was meistens in der Mitte des Herdes der Krankheit geschieht. Die Zellen des Gewebes reagiren nämlich auf die in ihre Höhlen ergossene plastische Lymphe, die für sie ein fremder als solcher nicht mehr durch Resorption in den Kreislauf aufzunehmender Körper ist, vermöge ihrer Contractilität, um ihn zu entfernen, aus sich heraus zu treiben, da sie aber durch den entzündlichen Proceß mürber geworden sind, ihre Cohäsion vermindert ist, was in der Mitte des entzündeten Theils auch am meisten der Fall ist, so geben sie oft nach, zerreißen, und nun wird aus dem Streben nach vermehrtem Ansatz das Streben nach Ersatz rege, um die Trennung der Continuität des Gewebes zu beseitigen. Dies spricht sich dadurch aus, daß der andringende plastische Stoff nicht mehr in plastische Lymphe, sondern in Eiter umgewandelt wird, und es bildet sich eine Eiterbeule (s. d. Art.) oder ein Absceß, dessen Zweck darin besteht, die bereits abgelagerte plastische Lymphe zu entfernen und die durch sie gesetzte Continuitätstrennung zu beseitigen. Sowie in dem plastischen Stoffe die Tendenz liegt, sich zu organischem Gewebe zu gestalten, so hat der Eiter die Tendenz alles hierzu Unbrauchbare in eine ihm homogene Masse aufzulösen; ist dies vollkommen geschehen, so sucht er sich nach Außen zu ergießen; wird dies Letztere aber verhindert, so wirkt er zum Theil auch auf die ihn absondernde Höhle zurück, wie der Magensaft, wenn er in bedeutender Quantität abgesondert nichts mehr zu zersetzen findet, die Schleimhaut des Magens selbst angreift, zumal da bei jeder Absonderung ein Theil der absondernden Fläche selbst mit abgestoßen und aufgelöst wird. Sowie in der Entzündung das Blut zur Absetzung des Plasma, des Faserstoffes, bestimmt wird, so durch die Eiterung zur Absetzung von Eiter und das entzündete Organ macht durch den Übergang in Eiterung den Versuch sich in ein Secretionsorgan umzuwandeln, um den übermäßig angehäuften und zuströmenden Faserstoff als pathisches Product zu entfernen, denn der auflösende Eiter ist das Secret und zugleich die kritische Materie. Da diese Secretion aber zugleich auf Kosten des Organs selbst geschieht, mit dieser Krise eine theilweise Vernichtung des Organs verbunden ist, so wird die Eiterung mit Recht eine Pseudokrise genannt. Mit dem Eintritte der Eiterung ist das Streben nach vermehrter Plastik in dem Organe gebrochen und wird während ihrer Ausbildung ganz vernichtet, wie wir dies auch daraus sehen, daß das jetzt aus der Ader gelassene Blut keine Speckhaut mehr liefert. Wahrscheinlich wird der jetzt beginnende Proceß auch nicht mehr von dem arteriellen Theile des Capillargefäßsystems, sondern von dem venösen vermittelt. Die Symptome, welche die Eiterung begleiten und den Verlauf, den die Affection bei ihrem Eintritte nimmt, haben wir in dem Artikel Eiter und Eiterbeule angegeben, können daher hier füglich darauf verweisen.

Die Reaction des Gesammtorganismus kann aber auch zu schwach sein, entweder weil es diesem überhaupt an Kräften fehlt, oder weil der ergriffene Theil zu wenig Wichtigkeit für das unmittelbare Fortbestehen des Lebens hat. Fehlt es dem Organismus an Kraft zur Entfernung der örtlichen Affection, so wird diese bis zu einem gewissen Punkte sich ausbilden, über den sie nicht mehr hinaus kann; der Theil erliegt nun entweder der eigenen Last, indem er sich selbst erschöpft, d. h. es tritt Lähmung ein, wenn die Erschöpfung zuerst den Nerven, welcher alle organische Vorgänge beherrscht, traf; oder der Theil erreicht die möglichste Selbständigkeit, tritt aus aller Verbindung mit dem übrigen Organismus heraus, verliert aber dadurch, weil er es seiner Natur nach nicht zu einem organischen Ganzen bringen kann, sein animalisches Leben und muß so als ein gewissermaßen unorganischer Theil den chemischen Gesetzen folgen, kurz es tritt Brand ein, welcher wol immer vom Gefäßsysteme ausgeht und zwar in der Mehrzahl der Fälle, auf folgende Weise: Wir haben oben gesehen, wie der entzündete Theil zu Realisirung seines Strebens nach erhöhter Massenbildung die Maschen seines Gewebes ausdehnt und erweicht, und dadurch nothwendig seine Cohäsion vermindert, wie gleichzeitig aber auch sein Gewebe zu einer höhern Stufe der Bildung zu gelangen sucht und dem gemäß auch die Capillargefäße sich in Arterien umzuwandeln streben; jemehr dies ihnen nun aber gelingt, desto mehr tritt das Bedürfniß nach Erzeugung eines neuen Capillargefäßsystems ein, durch welches die Stoffanbildung allein möglich ist; kann diese Erzeugung von Capillarge-

fäßen nun nicht zu Stande kommen und erfolgt die Umbildung der normalen Capillargefäße in Arterien zu plötzlich, so wird auch plötzlich aller Stoffansatz und somit auch alles Leben in dem Theile aufgehoben, denn es treten dieselben Verhältnisse ein, wie bei Verknöcherung der Arterien oder Unterbindung derselben, mithin sind auch dieselben Folgen zu erwarten, zumal da gleichzeitig das in Bildungsstoff umgewandelte Blut die nicht mehr auf ihn einwirken könnenden Gefäße verschließt und der übrige Organismus durch die aufgehobene Wechselwirkung nicht mehr im Stande ist, auf den isolirten Theil zu wirken. Wie nun alles aus dem Kreise des Lebens entfernte Organische den chemischen Gesetzen anheimfällt, sich auflöst und zersetzt, so auch das Organ, und wie das auf der niedrigsten Bildungsstufe stehende Organische am wenigsten den Einwirkungen des Chemismus widerstehen kann, so beginnt auch die Zersetzung zunächst in dem degenerirten Blute und abgesetzten Bildungsstoff, geht dann auf das ihm am nächsten stehende Zellgewebe über und so fort, bis fast nur Nerv und ausgebildeter Gefäßstamm übrig bleiben, alles Andere aber in eine gleichartige, breiige Masse verwandelt ist. Die wahrnehmbaren Erscheinungen wenn es zum Brande kommt, bestehen darin, daß alle oben angegebene Symptome der Entzündung mit reißender Schnelligkeit sich entwickeln und ihre Höhe erreichen; durch das mächtig in das Capillargefäßsystem hineingezogene Blut und deren schnelles Umwandeln in Arterien nimmt die Geschwulst, Hitze und Röthe plötzlich zu, der vorher hellroth gefärbte Theil wird immer dunkler, blau und endlich selbst schwarz, zumal da fast immer gleichzeitig einige der Capillargefäße platzen und ihren Inhalt in die Maschen des Gewebes ergießen; mit reißender Schnelligkeit leitet der sensitive Nerv die Eindrücke in dem plötzlich auf die höchste Höhe gesteigerten Schmerze, wird aber ebenso plötzlich auch erschöpft und schweigt ganz, indem gleichzeitig auch die organische Wärme auf ihr Minimum nicht weniger plötzlich herabsinkt. War das brandiggewordene Organ ein zum Leben nothwendiges, so erlischt mit seinem Leben auch das Leben des übrigen Organismus; bei weniger wichtigen Organen oder nur theilweiser Zerstörung des Brandes sucht sich aber der Organismus zu retten und macht den Versuch das Brandige ganz von sich zu entfernen. Anfangs zeigt sich etwas über die Grenze des Brandigen hinaus, in dem Gesunden ein rother Kreis (Demarcationslinie) mit allen Erscheinungen der Entzündung. Es wird gesunder plastischer Stoff in den Maschen des Gewebes wie in den Höhlen der Gefäßenden abgelagert, welcher einen Damm bildet gegen das Brandige; indem das Gesunde sich von ihm zurückzieht durch vermehrte Contraction, trennt es sich von dem aller Elasticität beraubten Brandigen, es entsteht eine Spalte, in welcher von der gesunden Seite Eiter abgesetzt wird, während von der brandigen Jauche abfließt, bis diese letztere ganz abfällt und nur die Eiter secernirende Fläche des Gesunden zurückbleibt. Diese topische Reaction ist gewöhnlich mit Fieber verbunden, welches Anfangs den erethischen, später den torpiden Charakter hat, wenn die Isolirung und Abstoßung nicht schnell gelingt, indem von den Venen etwas von der Brandjauche aufgenommen wird. Hierdurch erfolgt in der Mehrzahl der Fälle der Tod, indem entweder Venenentzündung eintritt, oder eine neue Partie des zunächst gelegenen Gesunden von dem Brande ergriffen wird, der dann fortschreitet und so endlich das Leben vernichtet.

Verschiedenheiten der Entzündung. Nicht gering ist die Zahl der Verschiedenheiten, welche die Entzündung darbieten kann, und sie geben zugleich den Eintheilungsgrund für die verschiedenen Formen ab, welche die Ärzte im Laufe der Zeit annehmen zu müssen geglaubt haben. 1) Verschiedenheiten in dem zeitlichen Verlaufe. Der Zeitraum, welchen die Entzündung zu ihrer Ausbildung und Beendigung auf irgend eine der angegebenen Weisen bedarf, ist zwar nie ein bestimmter, und namentlich ist man in der neuern Zeit zu der Einsicht gelangt, daß der Entzündungsproceß zu jeder Zeit in Genesung übergehen kann, wenn Natur und Kunst sich zweckmäßig gegenseitig unterstützen; indessen ist doch immer eine bald kürzere, bald längere Zeit nöthig, ehe der eine oder der andere Ausgang eintritt und deshalb der Unterschied in acute und chronische Entzündung als ein zumal für die Praxis wichtiger anzuerkennen. Erreicht die Entzündung einen der genannten Ausgänge bei ununterbrochnem Weiterschreiten der Entwickelung, wie wir diese oben angegeben, innerhalb 7—14 Tage, so pflegt man sie acut zu nennen; doch gebraucht man diesen Ausdruck auch zur Bezeichnung des Grades der Heftigkeit der einzelnen Symptome und setzt ihm dann die Infl. subacuta, wo die Symptome weniger deutlich ausgeprägt und heftig sind, entgegen. Chronisch wird die Entzündung genannt, wenn sie die angegebene Zeitdauer überschreitet. Es hat dies darin seinen Grund, daß der Organismus zwar das Weiterschreiten des Processes über einen gewissen Punkt hinaus zu verhindern, aber niemals ihn ganz zu beseitigen vermag, sodaß er immer von Neuem sich auszubilden strebt; es treten daher längere oder kürzere Zeit dauernde Remissionen ein, in denen namentlich die oben besprochene Rückführung des Blutes und plastischen Stoffes durch die Vene verstärkt erscheint, was sich selbst zu wirklichen Intermissionen gestalten kann, in denen die sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen fast ganz schwinden, um aber später wieder mehr oder weniger heftig aufzutreten; man hat dies dann intermittirende Entzündungen genannt, ebenso wie man sie remittirende Entzündungen hieß, wenn die Remissionen deutlich wahrnehmbar waren. Dieses fortwährende Steigen und Fallen in dem Streben nach Absatz und Wegführung des plastischen Blutes erklärt es auch, warum im Ganzen seltner Zertheilung, Eiterung und Brand als Ausgänge der chronischen Entzündung beobachtet werden, vielmehr ist ihr besonders die Verhärtung, die Hypertrophie eigenthümlich. Die Absetzung des plastischen Stoffes erfolgt nämlich nur in Zwischenräumen, überschreitet nie ein bestimmtes Maß, woran sich das Organ, eben da es nicht plötzlich damit überladen wird, gewöhnt, und keine bedeutenden Reactionserscheinungen macht, wol aber sein Streben nach möglichem Stoffansatz leicht befriedigen kann; aber nur da, wo der

Ansatz leicht ist, erfolgt er wirklich, daher nur im parenchymatösen Zellgewebe, während Nerven und Arterien nicht mit wachsen, und so relativ zu klein erscheinen. Da die Stockung in den Arterien nicht stetig ist, so wird ihr Lumen sich auch nicht gleichmäßig erweitern und größer werden, wol aber das der Venen, wegen der permanent nöthigen erhöhten Resorption. Die Ursache, welche das Entstehen der chronischen Entzündung vermittelt, liegt entweder darin, daß der Entzündungsreiz mit geringer Intensität, aber dauernd einwirkt, oder das Organ zu arm an animalischen Nerven und Arterien ist, um örtlich wie allgemein eine bedeutende Reaction zu erregen; denn wie schon Berends aussprach, finden sich chronische Entzündungen besonders in solchen Organen, in denen die Venen ein bedeutendes Übergewicht über die Arterien haben, und, kann man hinzusetzen, die vegetativen Nerven über die animalischen. Die örtlichen Symptome zeigen bei der chronischen Entzündung gewöhnlich nur geringe Intensität, treten mehr gesondert auf, wechseln mit einander ab; der Antheil des Gesammtorganismus ist gewöhnlich gering, zeigt den Charakter des Erethismus oder Torpor und nimmt nur da den der Synocha an, wenn die chronische Entzündung plötzlich in die acute übergeht, wo dann meistens Eiterung erfolgt, die leicht profus wird und den Zustand der Hektik begründet, der gewöhnlich zum Tode führt. War das chronisch entzündete ein Secretionsorgan, so steigern nicht selten die Nachbarorgane ihre Secretionsthätigkeit, was namentlich von den serösen Häuten gilt, wodurch dann oft Hydrops herbeigeführt wird. Auf ähnliche Weise entsteht nicht selten Entzündung in Folge von Secretionsstörungen, indem ein Organ zu vicariren sucht, besonders findet dies auf der Schleimhaut des Darmkanals statt, woraus der Irrthum der Broussais'schen Schule geflossen ist, die den secundären Zustand für den primären nimmt und so eine große Anzahl von Krankheiten auf Gastroenteritis beruhen läßt. Schon früher hatte man übrigens dergleichen Ideen und namentlich war es in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo man die Lehre von den verborgenen Entzündungen (Infl. occulta, latens)[13]) sehr zu cultiviren suchte. Es war dies die Frucht einer zwar oberflächlichen, aber doch eifrigern Untersuchung der Leichen, der wir zugleich die Localisation einer beträchtlichen Menge früher für allgemein gehaltenen Krankheiten verdanken. Sind nun auch viele Fälle von verborgenen Entzündungen eine Folge fehlerhafter Erklärung und ist ihr Begriff auch überhaupt ein relativer, da er von der Bildungsstufe des Arztes abhängt, denn je feiner und schärfer er zu diagnosticiren versteht, desto weniger Verborgenes wird ihm aufstoßen, so kann man ihr Vorkommen doch keineswegs ganz leugnen; immer aber werden es chronische Entzündungen innerer Organe sein, die mit andern Krankheiten complicirt sind oder durch plötzliches Hervortreten der Herrschaft des Nervensystems die Vorgänge im Gefäßsysteme der Beobachtung entziehen. Daher mag es denn auch gekommen sein, daß Stoll, Richter, Vogel und Andere verborgene und chronische Entzündungen für identisch gehalten haben. Diesen verborgenen Entzündungen hat man die offenbaren (Infl. manifesta) entgegengesetzt, welche mit ihren charakteristischen Zeichen deutlich in die Erscheinung treten. 2) Verschiedenheiten nach dem Grade der Ausbildung. Nicht immer erreicht der entzündliche Proceß seine Höhe und namentlich tritt sehr häufig, besonders bei innern, wichtigern Organen die Zertheilung beiweitem früher ein, daher hat man die Entzündungen nach den verschiedenen Stadien eingetheilt, die sie erreichten. Diejenigen, welche sich noch in den Grenzen der arteriellen Congestion erhielten, nannte man entzündliche Reizung (Irritatio inflammatoria); wurden diese Grenzen eben nur überschritten und trat dann über kurz oder lang Zertheilung ein, so ist es eine unvollkommene Entzündung (Subinflammatio), kommt der Krankheitsproceß aber zur höchsten Ausbildung, so ist die Entzündung eine vollkommene (Inflammatio vera, legitima). Eine andere Eintheilung hat Lobstein versucht, indem er vier Stufen der Ausbildung des Krankheitsprocesses annimmt. Er nennt Phlogose denjenigen Zustand, in welchem die Membran in der Art injicirt ist, daß man immer auf einem weißen Grunde die Äste und kleinsten Zweige der Gefäße bis zur Oberfläche verfolgen kann, ohne daß die Membranen selbst ihre physischen Eigenschaften verändert haben, nur daß ihre Oberfläche feucht oder trocken ist. In der Epiphlogose sind die Häute stärker injicirt, die Blutkügelchen sind bis in die aushauchenden Gefäße gelangt, und die Oberfläche der Häute erscheint unter dem Vergrößerungsglase struppig und flockig; auch bemerkt man Absonderung einer gerinnbaren Lymphe, wobei jedoch das Gewebe ebenfalls noch nicht verändert ist. Die Metaphlogose charakterisirt sich durch eine Blutanschoppung der entzündeten Membran und durch eine Auflockerung ihres Gewebes ohne wahrnehmbare Renitenz und ohne Härte. Das Blut scheint nicht nur die Gefäße ausgedehnt, sondern sich sogar in die Zellen ergossen zu haben, Gefäßramificationen lassen sich nicht mehr unterscheiden, alles ist gleichförmig, und der entzündete Theil gleicht einer rothen Fleischmasse. Die Hyperphlogose endlich ist jener Zustand, wo das Gewebe der Membran sehr stark angeschoppt, die Geschwulst renitent und hart ist und die allgemeine Reaction sich sehr deutlich ausspricht. — 3) Verschiedenheiten nach dem Grade der Reaction hat man mit sehr verschiedenen Ausdrücken bezeichnet; es gehört hierher der Unterschied in

---

13) *Wienhold*, Diss. de inflammationibus occultis. (Götting. 1772. 4.) *Mayer*, Diss. de inflammationibus latentibus generatim, in specie de pleuritide et peripneumonia. (Francof. 1785. 4.) *B. J. Heyland*, Diss. de inflammationibus latentibus. (Ingolstadiae 1787.) Dessen Abhandlung von verborgenen und langwierigen Entzündungen. (Wien 1790.) *Meckel*, Diss. de inflammationibus occultis et febribus putridis. (Halae 1778.) *M. Ch. Hartmann*, De inflammationum praesertim occultarum acutarum natura in genere. (Götting. 1796. 4.) K. F. Rietsch, über verborgene Entzündungen und die daraus entspringenden bedeutenden körperlichen Übel. (Frankfurt am Main 1819.) J. Wendt, Die alte Lehre von den verborgenen Entzündungen durch neuere Beobachtungen bestätigt. (Breslau 1824. 2. Ausg. 1826.) Loewenhardt in s. Diagnostisch-praktischen Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin und Chirurgie. (Prenzlau 1835.) 1. Th. S. 1 fg.

active und passive, arterielle und venöse, sthenische und asthenische, tonische und atonische Entzündung. Die Bezeichnungen active, arterielle, sthenische und tonische Entzündung können wir so ziemlich als gleichbedeutend annehmen, da sie alle nur dazu dienen, den wirklich hervorstechenden und als solchen bemerkbaren Zustand erhöhter Thätigkeit in dem afficirten Theile, wie im ganzen Organismus, auszudrücken; anders verhält es sich mit den ihnen gegenübergestellten Bezeichnungen, denen die Schriftsteller zum Theil sehr willkürliche Bedeutungen untergelegt haben. Ursprünglich sollten wol alle (passive, venöse, asthenische, atonische Entzündung) nichts anderes, als den Mangel einer deutlich wahrnehmbaren Reaction ausdrücken, was man dann für verminderte Thätigkeit überhaupt nahm, und so sich den Vorwurf zuzog, als spräche man eine Contradictio in adjecto aus, da es keine Entzündung ohne erhöhte Thätigkeit geben könne, was allerdings seine Richtigkeit hat. Jene Ausdrücke sind aber von Empirikern ausgegangen, gründen sich unzweifelhaft also auf Beobachtungen, die aber mangelhaft gedeutet wurden. Vor Allem wirkte hier die falsche Ansicht von der Bedeutung des Schmerzes in der Entzündung ein; so lange man diesen als essentielles Symptom der Entzündung betrachtete und aus seinem Vorhandensein oder Fehlen auf das Vorhandensein oder Fehlen der Entzündung schloß, mußten eine Menge Fälle vorkommen, wo man wenig oder keinen Schmerz fand, und dennoch der Ausgang der Krankheit zeigte, daß allerdings nicht nur eine Entzündung, sondern sogar eine rasch fortgeschrittene und Gefahr drohende vorhanden gewesen. Nun hatte man ferner dergleichen Fälle vergeblich mit Aderlaß behandelt, der die ohnehin schwache Kraft des Gesammtorganismus erst recht deprimirte und das örtliche Leiden sich rasch und schrankenlos entwickeln ließ; während hinwiederum eine reizende Behandlung, welche die mangelnde allgemeine Reaction des Organismus in einem solchen Grade hervorrief, daß der örtliche Proceß überwältigt wurde, von augenscheinlichem Erfolge war; da nun der Empiriker überhaupt nur das örtliche Leiden, das örtliche Symptom ins Auge faßt und sich wenig um den allgemeinen Zustand kümmert, so kann man sich nicht wundern, daß er die allgemeine Schwäche, Asthenie, Atonie, Passivität auf den örtlich afficirten Theil und den in ihm hausenden Krankheitsproceß bezog, und anstatt Entzündung mit Schwäche, Asthenie, Atonie oder Passivität des Gesammtorganismus eine asthenische, atonische, passive Entzündung sah. Da man nun ferner in den Arterien und ihrem Blute nur das Thätige, in den Venen und ihrem Blute das Unthätige, Passive zu sehen gewohnt war, das Blut aber bei der Entzündung die Hauptrolle spielt, so nahm man passive und venöse Entzündung wieder für Synonyma. Der Theoretiker, welcher alle diese Ausdrücke vorfand, aber aus Mangel an eigener praktischer Erfahrung nicht wußte, wie man dazu gelangt war, glaubte nun, daß ihnen wirklich etwas erfahrungsgemäß Reelles zum Grunde liege, und so gab er ihnen Deutungen, die sie gar nicht gehabt hatten, und schuf Begriffe von Dingen, die gar nicht vorhanden waren. Wenn der Schmerz, die Hitze und die Röthe nur gelind sind, die Anschwellung dagegen einen hohen Grad erreicht hat und mit reichlicher Secretion verbunden ist, so sagt man, daß die Entzündung passiv sei. Allein ist hier nicht Thätigkeit genug vorhanden, wenn das andringende Plasma in ein Secret umgewandelt werden kann? Die venöse Entzündung (Infl. venosa, hypostatica) der Schriftsteller soll dieselben Erscheinungen darbieten, wie die passive, nur daß eine unverhältnißmäßig große Menge Blut angehäuft und deshalb die Röthe sehr saturirt ist, kann man sie deswegen aber venös nennen? Ist wirklich eine Entzündung vorhanden, so muß auch das arterielle System vorherrschend afficirt sein. Aber freilich sind die meisten dahingerechneten Fälle gar keine Entzündungen, sondern heftige venöse Congestionen, aus denen sich allerdings Entzündungen herausbilden können, welche dann, in Bezug auf Röthe, Geschwulst und Hitze, den genannten Charakter tragen, und dann entweder chronisch verlaufen, mit großer Neigung in Erweichung überzugehen, oder wenn der Übergang plötzlich erfolgte, in Verjauchung endigen, wobei das Fieber leicht den typhösen Charakter annimmt, weshalb man dergleichen Entzündungen auch typhöse genannt hat, welche auch dann entstehen, wenn eine septische Ursache den Entzündungsproceß hervorrief, wo es aber nie eigentlich zum wirklichen vermehrten Stoffansatz kommt, das Hauptkriterium der Entzündung mithin fehlt; vielmehr wird hier der andringende Bildungsstoff gleich von der Sepsis ergriffen und in Jauche umgewandelt. Es gehören hierher zum Theil die Inflammationes neuroparalyticae oder toxicae Autenrieth's, welche Schönlein zu einer besondern Familie, als Neurophlogosen (s. d. Art.), erhob. Die obengenannten Ausdrücke beziehen sich gleichzeitig auf die örtliche, wie allgemeine Reaction; in Bezug auf die letztere hat man nach dem Grade des begleitenden Fiebers noch erethische, synochische und torpide Entzündungen unterschieden; Ausdrücke, die ihre Erklärung hinreichend in der frühern Darstellung finden. — 4) Verschiedenheiten nach den Ausgängen wurden früher von Hunter und in der neuern Zeit besonders von Gendrin als solche angenommen; es ist daher die Rede von in Ausschwitzung (Infl. exsudativa), in Eiterung (Infl. suppurativa) und in Brand (Infl. gangraenosa) endender Entzündung; Andere sprechen auch von einer exulcerativen (Infl. exulcerativa), indurativen (Infl. indurativa) und paralytischen (Infl. paralytica) Entzündung. Zu den exsudativen Entzündungen gehören zum Theil auch die transsudirenden Autenrieth's und die Neurophlogosen Schönlein's, wo das Nervensystem die Oberhand über das Gefäßsystem erhält und das andringende Blut nicht sowol in Bildungsstoff, als in ein eigenthümliches Secret umwandelt. Es sind dies deshalb auch keine echten Entzündungen, da der Stoffansatz nicht erhöht ist und das Blut weniger in den Arterienenden, als vielmehr in den Venenanfängen stockt, und von dieser Seite her die Ausschwitzung erfolgt, die im umgekehrten Verhältniß mit der arteriellen Röthe des Organes steht, z. B. beim Croup. Die ältern Ärzte nannten diese Krank-

heiten falsche oder unechte Entzündungen, im Gegensatze zu den wahren oder echten. — Man kann hierher auch die allgemeinen Ausdrücke gutartige (Infl. benigna) und bösartige Entzündung (Infl. maligna), sowie gesunde (Infl. sana) und ungesunde Entzündung (Infl. morbosa), welche sich auf das später zu besprechende Verhältniß der Entzündung zur Neubildung gründen, rechnen. — 5) Als Verschiedenheiten in Bezug auf den Ursprung hat man idiopathische, primäre, spontane, wo die Entzündung als erstes und Grundleiden auftritt, und deuteropathische, symptomatische, secundäre, accidentelle Entzündungen unterschieden, wo die Entzündung erst als Folge oder als Begleiter einer andern Krankheit erscheint. Zum Theil gehören hierher auch die kritischen und metastatischen Entzündungen, deren Bedeutung schon oben ihre Erledigung gefunden hat. — 6) Verschiedenheiten in Bezug auf die Complication der Entzündung kommen sehr häufig vor, da kein Krankheitsproceß sich so leicht zu andern gesellt, als sie, und dann neben jenen verläuft; es entstehen dadurch zum Theil die so eben genannten Verschiedenheiten, doch unterscheidet man in dieser Hinsicht eigentlich nur die einfache und zusammengesetzte Entzündung, welche letztere indessen in vielen Fällen durch den andern Krankheitsproceß getrübt und zum Theil in Bezug auf Verlauf und Ausgänge bestimmt wird, was jedoch sehr nach den verschiedenen Organen, welche entzündet werden, variirt, weshalb sich dafür, für jetzt wenigstens, keine allgemeinen Regeln geben lassen. Nicht selten übt die Entzündung dabei einen wohlthätigen Einfluß auf den bereits vorhandenen Krankheitsproceß aus, indem sie ihn oft sogar nicht blos unterdrückt, sondern selbst entfernt, mithin recht eigentlich kritisch ist, wohin gewissermaßen auch der Fall gehört, wo die locale Entzündung in Folge des entzündlichen Fiebers auftritt, wie denn überhaupt Entzündungen, die sich zu Fiebern gesellen, diese Bedeutung haben, wenn schon der Organismus nicht selten dadurch gefährdet und selbst wol getödtet wird. — 7) Verschiedenheiten in Bezug auf die Combination. Nicht immer bleibt es beim Zusammentritt der Entzündung mit andern Krankheitsprocessen bei der bloßen Complication, vielmehr vermischen sich beide, sodaß gleichsam ein dritter Zustand entsteht, wobei jedoch stets die Hauptcharaktere der Entzündung mehr oder weniger deutlich hervortreten. Da die Entzündung nun vorzugsweise eine solche innige Verbindung mit Krankheitsprocessen eingeht, welche man specifische oder dyskrasische zu nennen pflegt, so hat man derartige Entzündungen selbst specifische oder dyskrasische genannt, zum Unterschiede von den reinen, genuinen, wo sich keine solche Verbindung zeigt. Man muß hiervon aber wol diejenigen Fälle unterscheiden, wo der Organismus das bei jenen specifischen Krankheitsprocessen sich bildende oder gebildete pathische Product, die sogenannte Schärfe der ältern Ärzte, an einer hierzu tauglichen Stelle abzusetzen und zu eliminiren sucht, diese Stelle deshalb in Irritationszustand versetzt und die Absetzung nun unter den Zeichen der activen Congestion erfolgt; denn nur die letztere, nicht Entzündung, ist vorhanden, wenngleich in einzelnen Fällen das abgesetzte pathische Product einen solchen Reiz auf die Ablagerungsstelle ausüben kann, daß wirklich Entzündung der Umgebung entsteht. Die laxen Begriffe, die besonders durch die Broussais'sche Schule verbreitet sind, haben freilich jene Irritationszustände zu Entzündungen gestempelt, und dadurch den falschen Grundsatz aufgestellt, daß alle Localisationen der specifischen Krankheitsprocesse, sowie die dadurch bedingten Pseudoorganisationen, auf Entzündung beruhen und mit dieser ins Leben treten, wobei sie sich namentlich auf die misgedeutete Erfahrung berufen, daß die entzündungswidrige Behandlung die örtliche Weiterentwickelung des Krankheitsprocesses hemmt; indessen bedenken sie nicht, daß dabei der allgemeine Krankheitsproceß in der Mehrzahl der Fälle fortbesteht, indem sie nur das Symptom, nicht aber die Krankheit beseitigen. Nicht jede Entzündung in einem specifisch-erkrankten Organismus wird aber zur specifischen, vielmehr können beide Krankheitsprocesse auch recht gut neben einander als bloße Complicationen verlaufen. Zunächst hängt dies von dem Organe ab, auf welches der Entzündungsreiz wirkt; es muß dies nämlich gleichzeitig eine gute Keimstelle für den specifischen Krankheitsproceß abgeben, entweder mithin bereits Ablagerungsstelle für denselben sein, oder Neigung haben, sich in dieselbe umzuwandeln; je weniger dies der Fall ist, desto schwerer und lockerer wird die Combination zu Stande kommen, je mehr, desto leichter und inniger. Sowie dort aber sich die Entzündung mehr der reinen nähert, so läuft sie hier Gefahr, ihre Selbständigkeit einzubüßen, wenn sie nicht grade so heftig ist, daß sie sich den specifischen Krankheitsproceß örtlich ganz unterordnet, wo er dann wol selbst ganz vernichtet wird und zu Grunde geht. Trifft dagegen, wie gesagt, die Entzündung Organe, die wenig oder keine Neigung für den specifischen Krankheitsproceß zeigen, so wird sie auch mehr für sich verlaufen, und beide mithin neben einander bestehen; ein Fall, der gar nicht so selten vorkommt, und woraus man dann wol irrigerweise geschlossen hat, daß bei latenten Dyskrasien diese gar nicht vorhanden, oder die gleichzeitig vorhandenen örtlichen Symptome eben nur örtliche Krankheit, nicht Symptome eines Allgemeinleidens seien. Von nicht weniger Gewicht ist aber der Zeitpunkt, in welchem beide Krankheitsprocesse zu einander treten, was sich besonders bei den Dyskrasien herausstellt, welche sämmtlich mehr oder weniger deutliche Perioden in der Localisirung oder der Absetzung des pathischen Productes zeigen, indem die letztere schubweise erfolgt. Mit einer solchen Periode muß nun die Entzündung zusammentreffen, wenn sie den Charakter der Dyskrasie annehmen soll; von geringerem Belang ist es hierbei, ob sich die letztere bereits örtlich manifestirt hat oder nicht; denn nicht selten sehen wir Entzündungen den specifischen Charakter annehmen, ohne daß örtliche Symptome uns von dem Vorhandensein der Dyskrasie unterrichteten, und die Entzündung bedingte hier erst den örtlichen Ausbruch, oder beschleunigte ihn wenigstens. War die Ausstoßungsperiode dagegen vorüber, oder überhaupt nicht nahe, so wird auch keine specifische Ent-

zündung entstehen. Die Art der Modification, welche die Entzündung durch den specifischen Krankheitsproceß erleidet, hängt zum großen Theil davon ab, in welchem Grade der Aus- oder Rückbildung sie sich bereits befand, als sie mit dem specifischen Krankheitsproceß zusammentraf und sich mit ihm combinirte. Am augenfälligsten ist der Einfluß der Dyskrasie auf die Entzündung in Bezug auf den Ausgang; dieser ist fast immer der in Eiterung; da nun aber zu dem pathischen Product der Entzündung sich das der Dyskrasie noch hinzugesellt, so ist der sich bildende Eiter kein reiner, sondern er nimmt den Charakter des dyskrasischen an, und anstatt daß mit der Entleerung des Eiters der Proceß des Wiederersatzes beginnt, wandelt sich der entzündete Theil in eine dyskrasischen Eiter absondernde Fläche um, es erfolgt nicht bloße Abscessbildung, sondern Geschwürsbildung, indem der Organismus die widernatürlich in ein Secretionsorgan umgewandelte Stelle zur mehr oder weniger vollständigen Ausstoßung des pathischen Productes der Dyskrasie benutzt. Der Ausgang in Geschwürsbildung ist mithin kein Ausgang der Entzündung an und für sich, wie mehre Schriftsteller angeben, sondern nur ein Ausgang der dyskrasischen Entzündung, und die ulcerative Entzündung ist fast immer eine dyskrasische. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Bildung der dyskrasischen Afterorganisationen, welche allerdings gar nicht selten aus einer solchen combinirten Entzündung hervorgehen, indem die Dyskrasie dem angeregten Stoffansatz mit Raumvermehrung ihren Charakter ausdrückt, aber anstatt eines normalen Gebildes eine Pseudoorganisation erzeugt, die dann den Säftezufluß zu ihrer Wucherung fortgesetzt benutzt. Hatte sich der specifische Krankheitsproceß bereits eine Ablagerungsstelle verschafft, als die Entzündung an einer andern Stelle auftrat, und ist er dort mächtiger als die Entzündung, so verschwindet diese mitunter an ihrer ursprünglichen Stelle, ehe sie sich weiter ausgebildet, und tritt dann an der specifisch-erkrankten Stelle auf, um hier die Combination einzugehen. War der specifische Krankheitsproceß nun gar flüchtiger Natur, so nimmt auch die Entzündung diesen Charakter an, und so entstehen die springenden Entzündungen bei Rheumatismus und Erysipelas, woraus sich zugleich manche wunderbare Eitermetastasen erklären lassen, die man hier und da mit dem Namen Congestionsabscesse belegt hat. Was endlich die Innigkeit der Combination der specifischen Krankheitsprocesse mit der Entzündung anbetrifft, so scheint sie nach Schönlein im umgekehrten Verhältniß zur Leichtigkeit, mit welcher die Verbindung zu Stande kommt, zu stehen. So verbindet sich der phlogistische Krankheitsproceß leicht mit dem erysipelatösen, aber die Verbindung ist nur locker, schwer dagegen mit dem impetiginösen Krankheitsproceß, und dann aber auch sehr innig. Was nun die verschiedenen specifischen Krankheitsprocesse, welche dergleichen Combinationen eingehen, betrifft, so haben die Schriftsteller folgende angenommen: a) Katarrh, wodurch die katarrhalischen Entzündungen entstehen, welche Eigenthum der Schleimhäute sind. Daß der Katarrh sich zur Entzündung steigern und Entzündung hinwiederum in Katarrh enden kann, wollen wir gern zugeben, aber katarrhalische Entzündungen scheinen uns ein Widerspruch in sich selbst zu sein, wirkliche Combination findet gewiß nicht statt. b) Erysipelas, wodurch die erysipelatösen oder rothlaufartigen Entzündungen entstehen, welche die ältern Ärzte häufig mit dem Namen der galligen Entzündungen belegten. In der Mehrzahl der Fälle gesellt sich das Erysipelas erst zur bereits vorhandenen Entzündung, namentlich der äußern Haut; die Röthe wird dann rosenroth mit gelblicher Tinctur, die Geschwulst wässerig, ödematös, oft von bedeutendem Umfange, wobei der Schmerz aber verhältnißmäßig gering ist. Seltener kommt es dabei zur Eiterung, häufiger zur Jauchebildung mit Brand, der oft sehr schnell eintritt. c) Rheumatismus, als rheumatische Entzündung, welche vorzüglich ihren Sitz in den fibrösen und serösen Häuten hat, äußerst wandelbar, und bei geringer mehr rosenrother Geschwulst unverhältnißmäßig schmerzhaft ist. Sie hat große Neigung zum Ausgange in Exsudation. d) Gicht, als gichtische oder arthritische Entzündung; sie ist eigentlich noch wenig gekannt, da man gewöhnlich die acute Gicht damit verwechselt. Auf der Haut geht sie meistens in Geschwürbildung über, im Innern, in den fibrösen und Gefäßhäuten mit chronischem Verlauf gewöhnlich unter Ablagerung kalkartiger Concremente, in Verknöcherung; acut geht sie leicht in Brand über und zeichnet sich durch große Wandelbarkeit aus. e) Skrofeln, als skrofulöse Entzündung, welche sich durch geringe Schmerzhaftigkeit, eine livide, misfarbene, umschriebene Röthe, schlaffe, teigige, lange anhaltende Geschwulst und sehr trägen Verlauf auszeichnet; sie befällt vorzugsweise die Drüsen, namentlich die oberflächlich gelegenen, hat große Neigung, in Induration oder in Geschwürbildung überzugehen, wobei eine dünne Jauche, mit Skrofelmaterie vermischt, abgesondert wird. f) Syphilis, als syphilitische Entzündung, welche mit acutem Charakter sehr schnell zu Brand oder jauchiger Zerstörung des Theiles führt, mit chronischem bei geringem Schmerz, kupferfarbener begrenzter Röthe mit charakteristischer Ulceration oder kondylomatöser Wucherung endet. g) Impetigo, als impetiginöse Entzündung. Sie zeichnet sich durch den juckenden Schmerz, glänzende, mehr bräunliche Röthe, deutliche Intermissionen und den Ausgang in Verhärtung oder Ulceration mit Bildung corrodirender Jauche aus. Über die angenommenen leprösen Entzündungen fehlt es noch an ausreichenden Beobachtungen, woran besonders der vage Begriff, den man mit der Lepra verbindet, Schuld ist; ähnlich ist es mit den scorbutischen Entzündungen, welche kaum wirklich vorkommen dürften, da das Wesen des Scorbuts dem der Entzündung grade entgegengesetzt ist, und deshalb die letztere beim Zusammentreffen mit dem erstern nothwendig untergehen muß, sich jedenfalls schnell in Brand oder jauchige Geschwürsbildung endet. — 8) Verschiedenheiten nach dem Sitze der Entzündung. Diese wurden in der frühern Zeit sehr allgemein gefaßt, indem man nur die Organe als Ganzes dabei in Betracht zog, weshalb man

denn auch in den pathologisch-therapeutischen Lehrbüchern die einzelnen Entzündungen, wie seit Galenus lange Zeit alle übrigen Krankheiten, in der Reihenfolge, vom Kopfe bis zu den Füßen, abhandelte, wodurch weder Diagnose noch Therapie zur Klarheit kommen konnten, da jedes Organ ja aus verschiedenen anatomischen Systemen zusammengesetzt ist, welche alle für sich entzündet werden können. Selbst der größte Theil derjenigen, welche dies recht gut erkannten und einsahen, konnten sich nicht ganz von der hergebrachten Weise losmachen, und nahmen anstatt der anatomischen die physiologischen Systeme zum Eintheilungsprincip, und unterschieden so Entzündungen des Blutsystems (des Herzens, der Arterien, Venen und Lymphgefäße), des Nervensystems, der Athmungsorgane, der Verdauungsorgane, der harntreibenden Organe, der Genitalien und der Bewegungsorgane, wobei dann die besondern Entzündungen einzelner Gewebe nur als Varietäten betrachtet werden, was für die Klinik unleugbar mancherlei Vortheile gewährt, zumal wir allerdings bis jetzt nicht überall bei innern Organen genau zu unterscheiden vermögen, welches der sie zusammensetzenden Systeme entzündet ist, und gar nicht selten mehre Systeme der Reihe nach befallen werden, was oft in so kurzen Zwischenräumen geschieht, daß man sie fast für gleichzeitig von Haus aus erkrankt halten möchte. Indessen als wissenschaftlich kann diese Eintheilung nicht gelten, zumal sie die Desiderate eher verdeckt, als vor Augen legt, und so den Fortschritt der Kunst nothwendig hemmt. Deshalb können wir uns nun auch nicht wundern, wenn unsere Kenntniß in mehrfacher Beziehung hier besonders noch mangelhaft erscheint; denn eigentlich sind es nur die anatomischen Veränderungen, die uns soweit bekannt sind, daß wir allgemeine Schlüsse daraus zu ziehen vermögen, während das eigentlich Pathologisch-Physiologische, nur in Einzelnheiten benutzbar, sich noch immer nicht zu einem Gesammtbilde gestalten läßt, was beinahe auch nur von Dzondi in seiner ganzen Ausdehnung versucht ist, und auch dieser, sowie alle Übrigen, hat den Fehler begangen, daß er ein physiologisches System zu den anatomischen gestellt hat, indem er die Entzündung des Gefäßsystems mit abgehandelt hat. Die Entzündungen der einzelnen Gewebe hier genauer zu betrachten, scheint uns um so weniger gerathen, als einzelne bereits ihre besondern Artikel erhalten haben, mithin nothwendig Wiederholungen herbeigeführt würden. Auf das wesentlichste Allgemeine ist schon früher Rücksicht genommen, und über die materiellen oder anatomischen Veränderungen werden wir nachher noch Gelegenheit haben, Andeutungen zu geben. Auf die Verschiedenheit der Entzündung in den Geweben, die sämmtlich übrigens nur von secundärer Wichtigkeit sind, da die charakteristischen Zeichen der Entzündung überall auftreten, nur daß sie in den Graden der deutlichen Wahrnehmbarkeit verschieden sind, gründet sich nun die Eintheilung in membranöse und parenchymatöse Entzündung. Zu den membranösen, d. h. denjenigen Entzündungen, welche Membranen befallen, gehören die Entzündungen der serösen und fibrösen Häute und der Schleimhäute, dem größern Theile nach auch die der Gefäße; zwischen ihnen und den parenchymatösen Entzündungen steht die Entzündung des Zellgewebes und der conglomerirten Drüsen mitten inne, da bei den Entzündungen der Membranen das unter ihnen liegende Zellgewebe stets mit leidet und bei der Lymphdrüsenentzündung eigentlich nur das ihre Kanäle und sie selbst umgebende Zellgewebe afficirt ist. Zu den parenchymatösen Entzündungen, d. h. denjenigen, wo das Parenchym der Organe ergriffen ist, gehören die Entzündungen des Nervensystems, der Muskeln, Knorpel, Knochen und der conglobirten Drüsen, deren Parenchym wiederum nur Zellgewebe ist, weshalb man denn auch die Entzündung des Zellgewebes als die einzig legitime betrachtet hat, was aber offenbar eine hyperkritische Annahme ist. Als Eigenthümlichkeit der membranösen Entzündung hat man ihren vorzugsweisen Ausgang in Ausschwitzung plastischer Lymphe auf die Oberfläche betrachtet, während die Ausschwitzung bei den parenchymatösen Entzündungen in das Parenchym erfolgt und zur Eiterbildung Veranlassung gibt, diese Entzündungen also die Neigung haben, mit Eiterung zu enden; dagegen neigt die zwischen innestehende Zellgewebeentzündung mehr zu Brand, indem bei ihr die Capillarität am schnellsten vernichtet wird. Zu den Verschiedenheiten nach dem Sitze gehört endlich noch die Eintheilung der Entzündungen in äußere, d. h. solche, die an der Oberfläche des Körpers auftreten, und innere, die Theile im Innern des Körpers befallen; da nun jene gewöhnlich der Chirurgie überwiesen werden, so hat man sie chirurgische Entzündungen genannt, während die innern als medicinische der Medicin anheimfallen. — Wesentlich auf der Verschiedenheit oder Gleichartigkeit der anatomischen Systeme beruht die Vertheilung und Mittheilung der Entzündung; Momente, deren Berücksichtigung wir dem genialen Schönlein verdanken, daher es am besten ist, wir lassen ihn hier mit seinen eigenen Worten reden. „Der phlogistische Krankheitsproceß erstreckt sich nicht immer gleich im Anfange über das ganze Organ; er beginnt vielmehr von einem, bisweilen von mehren Punkten her, und verbreitet sich von da aus weiter; wir nennen dies die Vertheilung der Entzündung. Der Ausgangspunkt ist für ein und dasselbe Organ gewöhnlich fix; bei der Lungenentzündung z. B. der untere Lappen, bei der Magenentzündung der obere Theil der kleinen Curvatur oder das blindsackige Ende; Inflammationen des Peritoneums gehen gewöhnlich von dem Punkte aus, welcher der Nabelvene entspricht. Die Entzündung hat gewisse Grenzen, die man Entzündungssphären nennen könnte. So ist die Entzündungssphäre bei Lungenaffectionen gewöhnlich der untere Lappen. Was die Art der Vertheilung vom Ausgangspunkte über die Entzündungssphäre betrifft, so geschieht diese nach dem Gesetze der Fläche, bei häutigen Gebilden wenigstens; Entzündung parenchymatöser Organe aber, z. B. der Leber, geht auch in die Tiefe. — Von der Vertheilung unterscheiden wir die Mittheilung, das Übergehen des Krankheitsprocesses auf physiologisch- oder anatomisch-heterogene Organe. Sie heißt die stetige, permanente, fixe Mittheilung, wenn sich die Krankheit auf andere Organe verbreitet, ohne daß sie

in dem ursprünglich befallenen Organe aufhört; dagegen schleichende, springende Mittheilung, wenn sie nach dem Befallen anderer Organe in dem ursprünglich ergriffenen aufhört. So kommt es z. B. oft nach kaltem Trunke zur Entzündung, welche ursprünglich die Cardia ergreift, dann aber in der Richtung des Verlaufs des Nervus pneumogastricus zur Lunge übergeht und hier Pneumonie erregt, während sie als Carditis verschwunden ist. Die Mittheilung geschieht übrigens in beiden Fällen a) nach dem Gesetze der Continuität, d. h. nur zwischen Organen, die einander berühren. Metastatische Entzündung findet sich wenigstens so lange nicht, als die Phlogose rein besteht. b) Nach dem Gesetze der physiologischen Verwandtschaft. Zwischen physiologisch-verwandten Organen geschieht die Mittheilung am leichtesten. So geht Entzündung, die im Pancreas entsteht, leicht (nicht?) auf Duodenum, (wol aber auf) Lebergänge, nicht selten auf die Leber selbst über. Es ist dies um so merkwürdiger, da man hier sieht, daß die Entzündung an Theilen vorübergeht, die dem ursprünglich ergriffenen Organe heterogen sind in Bezug auf die Function, und entferntere ergreift, die mit ihm gleiche physiologische Verrichtung haben. c) Nach dem Gesetze der Leitungsverschiedenheit; denn wie für das elektrische Fluidum alle Körper Leiter sind oder Nichtleiter (Conductores oder Isolatores), oder besser: wie hinsichtlich der Leitungsfähigkeit ein + oder — stattfindet (denn es gibt keine absoluten Isolatoren, wie die neuere Physik nachgewiesen hat), so auch hier bei dem phlogistischen Krankheitsprocesse. Manche Organe, organische Gewebe sind gute Conductoren der Entzündung, andere dagegen besitzen schlechte Leitungsfähigkeit, sind phlogistische Isolatoren. Der beste Isolator des phlogistischen Krankheitsprocesses ist das Zellgewebe, die Grenzmarke der organischen Gebilde. So ist die geringste Zellschicht zwischen Pleura und Intercostalmuskeln im Stande, bei Pleuritis die Entzündung von diesen muskulösen Gebilden abzuhalten. Am auffallendsten zeigt sich die Thatsache bei Entzündung von Organen, die aus verschiedenen Häuten bestehen, z. B. bei Entzündung des Darmkanals, wo die Entzündung, welche die Schleimhaut ergriffen hat, selbst wenn diese zerstört wird in Folge des Krankheitsprocesses, nicht auf die nächstliegende Muscularis übergeht. Wie bekannt, sind aber die besten Isolatoren die besten idioelektrischen Körper und umgekehrt; nicht so hier, denn die Organe, welche am wenigsten in Entzündung gerathen, sind die besten Isolatoren, wogegen jene, die sehr leicht phlogistisirt werden, die schlechtesten Isolatoren sind. Es wäre sehr interessant, die Reihenfolge zu kennen, in welcher die einzelnen Organe in Bezug auf die Leitungsfähigkeit des phlogistischen Krankheitsprocesses stehen. Vielleicht ist sie diese: seröse Haut, mukóse Haut, Nerven, Parenchym, Knochengewebe. Wie aber schon oben bemerkt wurde, absolute Isolatoren gibt es nicht, und es kommen daher häufig genug Fälle vor, wo die isolirende Kraft eines Organs, z. B. des Zellgewebes, überwunden wird und die Krankheit das Gebilde, dessen Schutzwehr einmal überschritten wurde, ergreift." Abhängig von der so eben besprochenen Vertheilung der Entzündung ist die von manchen Schriftstellern angeführte Eintheilung in begrenzte (circumscripte) und diffuse Entzündung, sowie aus der Vertheilung und Mittheilung sich leicht der Begriff der primären und secundären, ebenso wie der metastatischen Entzündung entwickeln läßt.

Diagnose der Entzündung im Allgemeinen[14]). So lange man über den Begriff und das Wesen der Entzündung nur unklare Einsicht hatte, mußte natürlich die Diagnose auf schwachen Füßen stehen, dagegen aber an Sicherheit zunehmen, sobald die Einsicht in den Krankheitsproceß auch eine klarere wurde, sodaß man jetzt wol mit Gewißheit behaupten kann, die allgemeine Diagnose sei gesichert, während freilich für den speciellen Fall noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Eigentlich sind es nur zwei Phänomene, mit denen der Entzündungsproceß verwechselt werden könnte, und in der That auch noch häufig verwechselt wird; es ist dies die arterielle Congestion und der Neubildungsproceß. Was zunächst die arterielle Congestion betrifft, so haben wir uns schon oben über ihr Verhältniß zur Entzündung ausgesprochen, und gezeigt, wie allerdings jede Entzündung mit einer arteriellen Congestion beginnt, ihr sogenanntes erstes Stadium ausmacht, aber nur so lange als solche vorhanden sei, als nicht in dem andringenden Blute die Umwandlung in Bildungsstoff beginnt und dieser selbst abgelagert werde, und zwar mehr, als es mit dem normalen Leben des Theiles verträglich ist. Stärkeres Andringen des arteriellen Blutes mit erhöhter Thätigkeit des Organs ist noch keine Entzündung, obwol sie häufig dafür angesehen wird; denn das Organ dient hier noch dem Ganzen und seine Reactionen kommen diesem zu Gute; zieht es aber das Blut eigenmächtig an, verbreitet es seine Kraft, aus dem arteriellen Blute Bildungsstoff abzuscheiden und für sich zum Wachsthum zu benutzen, über die nächste Sphäre des Capillargefäßsystems, macht es die Umwandlung in Bildungsstoff selbst in dem noch in den Arterien rollenden Blute rege, so tritt es aus dem gemeinsamen Verbande heraus, verfolgt egoistische Zwecke und die arterielle Congestion hat sich in Entzündung verwandelt. Ähnlich ist es mit dem Secretionsproceß; so lange die Secretionskraft des Organes noch überwiegend ist, ist keine Entzündung vorhanden, wenn das Secret wirklich seine normale Beschaffenheit behält, ändert es diese aber und will das Organ das andringende Blut nicht mehr durch das Secret entfernen, sondern an sich halten zu seinem eigenen Wachsthum, welches nicht mit den Zwecken des Gesammtorganismus übereinstimmt, so wird auch hier aus der Congestion eine Entzündung. Dasselbe findet bei dem Evolutionsproceß statt, der so viel Ähnliches mit der beginnenden Entzündung hat, daß wir sie nicht anders zu unterscheiden vermögen, als dadurch, daß der Proceß zu einer Zeit auftritt, welche nicht mit dem normalen Zeitpunkte der

---

14) *Nicolai*, Progr. I — V. De diagnosi inflammationum. (Jenae 1792.) *Wittwerk*, Diss. de inflammationum verarum diagnosi. (Jenae 1793.)

Evolution zusammenfällt. Die ausgebildete Entzündung dagegen unterscheidet sich von der Evolution des Organes dadurch, daß bei ihr mehr Bildungsstoff aus dem Blute abgeschieden wird, als das Organ zu seiner homogenen Masse umzuwandeln vermag, daß der Bildungsstoff mithin mehr oder weniger roh bleibt und als solcher das Gewebe des Organs füllt, wodurch auch der nicht seltene Übergang des normal vorhandenen Evolutionsprocesses in wirkliche Entzündung angedeutet und charakterisirt wird. In demselben Momente besteht auch der Unterschied von dem der Evolution verwandten Neubildungsproceß. So lange nur soviel Bildungsstoff aus dem Blute abgeschieden wird, als zum Ersatze der verloren gegangenen Masse erfodert wird, diese neugebildete Masse selbst nicht das Volumen der vorher dagewesenen überschreitet und möglichst die specifischen Merkmale des normalen Gefüges des Organes an sich trägt, ist von einem pathologischen Proceß nicht die Rede; wird aber mehr Bildungsstoff abgesetzt, das Blutsystem in einer größern Sphäre zur Absetzung disponirt als nothwendig, und kann der Bildungsstoff nicht das specifische Gefüge annehmen, bleibt er mehr oder weniger roh und durchdringt als solcher das Gewebe, so entsteht Entzündung, während sich Hypertrophie und Heterotrophie ausbilden, wenn die Umwandlung in das specifische Gewebe länger fortdauert, als es zum Ersatze des verlorenen nöthig ist, oder eine andere Gestalt annimmt, als das specifische Gewebe des Organes im normalen Zustande zeigt. Je rascher diese Vorgänge auftreten, desto deutlicher wird dieser Unterschied hervortreten, je langsamer und in je längern Pausen, desto undeutlicher, und daher kommt es denn, daß man die chronischen Entzündungen gewöhnlich unter der Form der Hypertrophie und Heterotrophie beobachtet, und diese Processe mit der Entzündung für identisch hält, obschon sie eigentlich nur, wie wir gesehen, als Ausgänge der Entzündung zu fassen sind, die da zeigen, daß der Organismus bis zu einem gewissen Grade das egoistische, nothwendig zum Verderben führende Streben des entzündeten Organes zu beherrschen, oder vielmehr wieder unter seine Herrschaft zu bringen vermochte. Denn die einfache Hypertrophie ist stets von der entzündlichen dadurch zu unterscheiden, daß bei jener durchaus keine Structurveränderungen sich finden, die stets bei dieser, und zwar immer mit Ablagerung rohen Bildungsstoffes verbunden, vorhanden sind. Da die genannten Processe nun in den verschiedenen Organen auch verschieden sich gestalten, so müssen wir hier natürlich uns mit dem Angedeuteten begnügen und die Angabe der speciellen Unterscheidungsmerkmale für die Darstellung der Entzündung der einzelnen Systeme und Organe versparen, oder den Leser auf die bereits von Andern dargestellten verweisen. Überhaupt läßt sich ja aus einzelnen Symptomen die Diagnose der Entzündung nicht feststellen, wenn man früher auch der Ansicht war, daß Röthe, Schmerz, Geschwulst und Hitze charakteristisch seien, was allenfalls nur für die Entzündungen der oberflächlich gelegenen Organe und Theile gelten könnte, auf die sogenannten innern Entzündungen aber wenig oder gar keine Anwendung findet. Wie im Leben aber nur der Gesammtcomplex der Erscheinungen das Vorhandensein der Entzündung feststellt, so reicht auch nach dem Tode ein einzelnes Zeichen nicht aus, ihr Dasein zu beweisen, weshalb es leicht einzusehen ist, wie sich Broussais und seine Anhänger gewaltig täuschten, wenn sie überall da Entzündung sahen, wo sich die so trügerische Röthe fand, ebenso wie Andral und Andere in den entgegengesetzten Irrthum verfielen, daß sie das Vorhandensein der Entzündung ganz leugneten, weil die einzelnen Symptome so variabel sind und der Leichenbefund zuweilen so wenig von dem als vorhanden nachwies, was man während des Lebens beobachtet hatte. Sie bedachten aber nicht, daß die Entzündung ein lebendiger Proceß im lebendigen Organismus ist, der durch den Tod nothwendig zerstört werden muß, sodaß nur einzelne seiner materiellen Substrate, die bereits im Leben sich von dem Organismus gewissermaßen losrissen, nur einzelne Überbleibsel des nach der einen oder andern Richtung hin vollendeten abnormen Processes wahrzunehmen sind. Indem mit dem Tode der allgemeine Lebensturgor im ganzen Organismus schwindet, muß auch dies in dem entzündeten Organe stattfinden, wie dies überhaupt von allen Lebensactionen gilt. Da das Leben aber gewöhnlich vom Centrum nach der Peripherie hin abstirbt, hier sich also am längsten hält, so muß dies auch bei dem dem Centrum am fernsten liegenden Capillargefäßsystem der Fall sein, und zwar um so mehr, als dies ohnehin, wie schon früher angedeutet, einen gewissen Grad von Unabhängigkeit vom Herzen besitzt; nun ist diese Selbständigkeit bei der Entzündung, die ja hier ihren Herd hat, noch erhöht, folglich wird die Lebensthätigkeit sich hier am längsten halten, das Schwinden des Lebensturgors auch am spätesten stattfinden. Daher finden sich denn auch die früher angegebenen materiellen Veränderungen auch eine geraume Zeit lang noch in dem todten Körper als solche kenntlich und unterscheidbar, wenn nicht, wie allerdings häufig, in dem Todesact die rückführende Kraft der Venen und die Aufsaugung des Lymphgefäßsystems die anziehende Kraft des entzündeten Theiles überwältigt und die noch im flüssigen Zustande befindlichen Ablagerungen aus dem Parenchym des entzündeten Organes wegführt, wodurch die Entzündungsgeschwulst sich verkleinert, ihre Härte verliert. Da aber die flüssigen Stoffe nicht weit weggeführt werden können, so bleiben sie in der vorher gesunden Umgebung, die weniger durch frühere erhöhte Thätigkeit den durch den Tod freiwerdenden chemischen Gesetzen widerstehen kann, und von den Flüssigkeiten durchdrungen, mit diesen selbst sich schneller auflöst. Diese Auflösung beginnt freilich noch schneller in dem entzündeten Organe, je vollkommener sich die Entzündung ausgebildet, je mehr sich das Organ von dem allgemeinen Bande losgerissen hatte, je mehr roher Bildungsstoff in sein Parenchym sich abgelagert hatte, da dieser selbst dadurch um so früher den chemischen Gesetzen anheimfallen mußte, als er isolirt dastand; er reißt, wie er schon im Leben begann, das bereits wirklich Angebildete mit in seinen Auflösungsproceß hinein, und so stellt das Ganze eine mehr homogene, mehr oder weniger breiige Masse dar. Nur das noch in den Capillargefäßen und

den zum Theil unwegsam gewordenen oder verschlossenen Arterienzweigen befindliche Blut erhält sein erhöhtes Leben, und daher bleibt auch die Röthe des zweiten Stadiums der Entzündung mehr oder weniger unverändert längere Zeit nach dem Tode bestehen, wie man selbst in getrockneten Membranen sehen kann, ja selbst längere Maceration vermag sie nicht zu entfernen. Von der Seite hätte man also Recht, die Röthe als Kriterium der vorhanden gewesenen Entzündung zu betrachten; nur müssen auch die übrigen Veränderungen zugegen sein, denn die einfache Röthe kann nichts entscheiden, da sie sogar erst nach dem Tode entstehen kann, durch Durchschwitzung des Blutes bei beginnender Fäulniß, Senkung in die am tiefsten gelegenen Theile, worüber Gelloly, Broussais d. J., Gendrin, Nasse und Andere eine Menge Thatsachen gesammelt haben, die die Unsicherheit der bloßen Röthe als Zeichen vorhandener Entzündung im Leichnam sattsam dargethan haben. Da alle diese Momente in den verschiedenen Systemen und Organen nicht unbedeutend variiren, so kann auch hier davon nicht weiter die Rede sein, sondern wir müssen, wie beim lebenden Organismus, so auch beim Leichnam, auf die von der Entzündung jener Systeme und Organe handelnden Artikel, sowie auf die vom Leichnam und von der Verwesung handelnden verweisen.

Ätiologie der Entzündung. Wie zum Zustandekommen aller Krankheitsprocesse, so wird auch zu dem der Entzündung zweierlei erfodert: eine Disposition des Organismus und seiner Organe und eine krankmachende Potenz, ein Krankheitsreiz. Die Disposition des Organismus zur Entzündung, welche als localer Krankheitsproceß begreiflicherweise auch nur einzelne Theile oder Organe des Organismus treffen kann, ist nun entweder eine angeborene oder eine erworbene. Was die angeborene Disposition anbetrifft, so ist kein Theil oder Organ davon ausgeschlossen, da ihnen allen nothwendig das Vermögen innewohnen muß, ihre Thätigkeit zu erhöhen; wol aber ist die Leichtigkeit, womit diese Erhöhung stattfinden kann, in den verschiedenen Organen verschieden. Da wir das Capillargefäßsystem von seiner arteriellen Seite her als den Herd der Entzündung kennen gelernt haben, so wird die Disposition der Organe zur Entzündung auch in geradem Verhältniß mit der Ausbildung dieses Systemes stehen, oder, wie Schönlein sagt, sie wird um so größer sein, je größer die Capacität der Arterien zu der der Venen in ihm ist. Daher werden auch die Organe, welche oberhalb des Zwerchfells liegen, leichter von Entzündung befallen, als die unterhalb desselben liegenden. Da aber die Entzündung nicht blos in einer erhöhten Thätigkeit, sondern in dem Streben, durch erhöhten Stoffansatz das Volumen zu vermehren und so zu größerer Selbständigkeit zu gelangen besteht, so werden auch die Organe, welche im normalen Zustande mehr Blut erhalten, als zu ihrer individuellen Existenz nöthig ist, leichter dahin gebracht werden, das ihnen zugeführte Blut nur für sich zu verwenden, als andere; daher sind es auch die Secretionsorgane, welche am leichtesten von Entzündung befallen werden, und die Entzündungsfähigkeit steigt mit der Entwickelung der Secretionsthätigkeit, wie wir dies am deutlichsten an dem Uterus sehen, welcher vor der Pubertät äußerst selten von Entzündung ergriffen wird. Im umgekehrten Verhältniß steht die Disposition zur Leichtigkeit des Befallenwerdens zu der zur Möglichkeit der Erreichung des höchsten Grades der Entzündung. Je selbständiger ein Organ bereits im Organismus dasteht, desto schwerer wird es von Entzündung ergriffen, aber desto kräftiger entwickelt sich dieselbe. Diese allgemeine Disposition der Organe zeigt sich deutlicher bei Männern als bei Frauen, weil bei jenen das arterielle System überhaupt entwickelter ist als bei diesen, wenngleich hier das vegetative Leben vorherrscht; aus demselben Grunde sind auch plethorisch-sanguinische Subjecte mehr disponirt als andere, und da die rechte Seite in der Regel kräftiger entwickelt ist als die linke, so ist die Disposition zur Entzündung auch bei den paarigen Organen auf der rechten Seite größer als auf der linken, z. B. bei den Lungen. Endlich zeigt sich diese Disposition noch deutlicher in dem Zeitraume des Lebens, wo überhaupt der Anbildungsproceß und die arterielle Thätigkeit vorherrscht, mithin von der Kindheit bis gegen die Mitte der Blüthenjahre, wobei jedoch die Leichtigkeit des Zustandekommens der Entzündung mit der Intensität derselben im umgekehrten Verhältniß steht; daher sind Entzündungen bei Kindern[15]) bis zur Pubertät häufiger als bei ältern Subjecten, erreichen aber selten eine große Intensität und die höhern Grade der Ausbildung, tragen vielmehr in der Mehrzahl der Fälle den Charakter der arteriellen Congestion an sich. Sowie die stetige Evolution des Organismus sämmtliche Organe zur Entzündung disponirt, so auch die stetige Evolution jedes einzelnen Organes dieses insbesondere, so das Gehirn bis zur Zeit des zweiten Zahnens, die Lungen zur Zeit der Pubertät bis zum Mannesalter; hieran schließt sich die Disposition der Organe zur Zeit ihrer cyklischen Evolution, z. B. des Uterus zur Zeit der Menstruation, der Lungen zur Zeit des Winters, der Leber zur Zeit des Sommers. Wie die stetige Evolution die einzelnen Organe zur Entzündung, und zwar zur acuten, disponirt, so zeigt sich etwas Ähnliches, wenngleich in geringerem Maße, auch zur Zeit des Beginnens der stetigen Involution, nur daß sich hier die Neigung mehr zu chronischen Entzündungen ausspricht. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den Geschlechtsorganen der Frauen, welche zur Zeit der Cessation der Menses gar häufig der Sitz chronischer Entzündungen werden; doch bietet auch die Prostata etwas Ähnliches bei Männern dar. Erworben wird die Disposition durch vorausgegangene Krankheiten, besonders Entzündungen, denn ein einmal befallen gewesenes Organ zeigt meistens mehr oder weniger große Neigung, sich wieder zu entzünden. Als die die Disposition unmittelbar begünstigenden Momente haben wir zunächst das Klima zu nennen, worauf die geographische Verbreitung der Entzündungen beruht; sowie das nördliche Klima überhaupt die Ar-

15) J. Ch. F. Harleß, Einige praktische Bemerkungen über innere Entzündungen bei Kindern. (Nürnberg 1810.) *Ch. H. Ad. Henke*, De inflammationibus infantum comment. (Erlang. 1817. 4.)

teriellität begünstigt, so auch die Entzündungen und die Disposition dazu, und ihr eigentliches Vaterland sind die Länder zwischen dem 30—57. Grade der Breite, gegen den Äquator wie gegen die Pole hin nehmen sie ab. In Bezug auf die einzelnen Organe begünstigt das nördliche Klima die Lungenentzündungen, das südliche Entzündungen der Leber. Wie das Klima, so wirkt auch die Erhebung des Bodens über die Meeresfläche, denn die Disposition und Häufigkeit der Entzündung nimmt mit ihrem Steigen zu, und ab mit ihrem Fallen; daher sind auf den Bergen Entzündungen häufiger als in den Ebenen, und zwar dort besonders Lungenentzündungen, hier Hepatitis, namentlich in der Nähe des Meeres, besonders auf der südlichen Hemisphäre, während sonst in der Nähe des Meeres Entzündungen selten sind. An die klimatisch-endemischen Verhältnisse schließen sich die epidemischen; insofern sie die Disposition zu Entzündungen begünstigen und respective selbst hervorrufen, treten sie als **Constitutio phlogistica s. inflammatoria**[16]) auf und erzeugen den **Genius inflammatorius**, dessen Werk die **Diathesis inflammatoria** ist. Durch ihre Vermittelung wird die Disposition sämmtlicher Organe zu Entzündungen so sehr gesteigert, daß selbst zu andern Zeiten nicht wirksame occasionelle Ursachen die Krankheit hervorrufen, und sogar das Blut eine große Neigung zur Abscheidung von plastischem Stoff zeigt; alle Krankheiten nehmen den acuten Charakter an, compliciren sich gern mit Entzündungen. So war es zur Zeit Sydenham's und in dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, wodurch es erklärlich wird, wie die Broussais'sche Schule ein solches Ansehen und Sydenham's Lehren sich neue Anhänger gewinnen konnten. Welche Verhältnisse diesen Genius erzeugen, ist unbekannt; daß es ein verstärkter Grad der Luftelektricität sei, wie Hopf meint, ist mindestens zweifelhaft; jedenfalls reicht dies nicht zur Erklärung aus. Ganz rein pflegt übrigens ein solcher Genius selten aufzutreten, wenigstens erhält er sich nicht lange als solcher. Häufig entwickelt er sich nur für bestimmte Organe, wird dann aber auch nie stationär. Wie der Winter überhaupt das Arterienleben steigert, so begünstigt er auch die Disposition zur Entzündung und ruft sie hervor, namentlich in Bezug auf die Brustorgane, während die Bauchorgane durch den Sommer disponirt werden. Nicht weniger einflußreich sind die Winde, welche aus dem Norden kommen, da sie gewissermaßen eine momentane epidemische Constitution schaffen, wie denn überhaupt eine kalte, trockene Atmosphäre das Entstehen von Entzündungen begünstigt. Die Disposition, wie die ihre Ausbildung begünstigenden Einflüsse, können nun zwar vorhanden sein, aber es kommt doch nicht zur Entzündung, wenn nicht gleichzeitig eine Gelegenheitsursache als Entzündungsreiz einwirkt. Als Gelegenheitsursache muß Alles betrachtet werden, was im Stande ist, nicht nur den Andrang des Blutes nach einem Theile zu veranlassen, sondern auch diesen selbst in einen über das Normal erhöhten Reactionszustand, und somit in eine über das Maß erhöhte individuelle Thätigkeit zu versetzen vermag. Es kann dies aber auf eine doppelte Weise geschehen, auf eine directe und eine indirecte; direct, indem entweder der Reiz mit dem das Organ überhaupt zur Thätigkeit spornenden analog ist, ihn unmittelbar aber zu kräftig unterstützt, sodaß die Thätigkeit zu schnell einen erhöhten Grad einnimmt, wobei aber das Organ seine Function für den Gesammtorganismus nicht in gleichem Maße entwickeln kann, wie z. B. Hirnentzündung durch zu starkes Denken, Lungenentzündung durch zu rasches Athmen beim Laufen, oder durch Einathmen von Sauerstoff entsteht; noch deutlicher aber, wenn durch plötzlich erhöhten Temperaturgrad durch Verbrennen Entzündung hervorgerufen wird; — oder das Organ wird ohne weitere Verletzung seiner Structur und seines individuellen Lebens gradezu aus der Verbindung mit dem übrigen Organismus gerissen, z. B. durch Durchschneidung der sensitiven und selbst motorischen Nerven in einiger Entfernung von dem Organe, wodurch es ganz der Herrschaft des ihm eigenen vegetativen Nerven anheimfällt, wie dies mehrfache Versuche nachgewiesen haben, wodurch zugleich unsere Ansicht von der Entzündung auf das Evidenteste bestätigt wird. Analog sind die Fälle, wo sich aus Neurosen, z. B. heftiger Darmkolik, Entzündung bildet, die meistens schnell in Brand übergeht, weil die Nervenkraft erschöpft wurde. Indirect, indem der Reiz nicht nur die Function des Organes für den Organismus plötzlich unterdrückt, sondern auch das individuelle Leben des Organes selbst zu gefährden trachtet, und so das Organ zwingt, zur Selbstrettung mit Hintenansetzung seiner Function für den Organismus seine Kraft nur für sich zur Abwehr der Schädlichkeit und Wiedererlangung seiner Integrität zu benutzen. Diese indirecte Weise, wobei das Organ längere oder kürzere Zeit zu unterliegen droht, seine Kraftäußerung unterdrückt wird und die Zeichen der Schwäche darbietet, war früher wenig erkannt und gewürdigt worden, bis Brown und seine Schüler sie erfaßten, sie aber entweder falsch verstanden, oder zu viel aus ihr schlossen, indem sie daraus beweisen wollten, daß die Entzündung kein Zustand erhöhter Kraft, sondern ein Zustand der Schwäche sei. Außer der falschen Annahme, daß Expansion Zeichen der Schwäche sei, bedachten sie nicht, daß die Kraft des Organismus, seine Integrität gegen äußere Einflüsse zu schützen, nur ein bestimmtes Maß hat, daß es nothwendig Einflüsse geben muß, die diese Kraft vernichten oder wenigstens bis zu einem Punkte herabsetzen können, daß man ihre Äußerungen nicht mehr wahrnimmt; hier ist aber nur Schwäche im Verhältniß zum übermäßig starken Reiz, nicht im Verhältniß zum übrigen Organismus vorhanden, was unmittelbar daraus hervorgeht, daß die Kraftäußerung unmittelbar, und zwar im Verhältniß zum Normal viel zu stark, hervorbricht, sobald man das Übermaß des äußern Reizes entfernt hat, und zwar steht jenes Hervorbrechen der Kraftäußerung im geraden Verhältnisse mit der Schnelligkeit, womit das Übermaß des Reizes entfernt wird, und mit der entfern-

16) *C. G. Hopf*, resp. *C. Eschenmayer*, Diss. theoriae de principio febres inflammatorias epidemicas gignente rudimenta. (Tubing. 1794. 4.) *New*, Diss. quaenam pars aeris communis cavorum inflammationem concitat et quomodo? (Edinburg. 1795.)

ten Quantität desselben. Wäre wirkliche Erschöpfung der Kraft vorhanden, so würde sie sich weder gleichmäßig, noch überhaupt entwickeln können, viel weniger aber noch mit den Zeichen der erhöhten, und zwar über die Norm erhöhten, Thätigkeit auftreten, der Theil würde vielmehr gelähmt oder todt bleiben. Am deutlichsten sieht man dies bei der Einwirkung der Kälte; war ein Theil erfroren und man bringt ihn in die Wärme, so bricht die Reactionskraft im geraden Verhältniß mit der Schnelligkeit und dem Grade der Verminderung der Kälte hervor; er bietet die Zeichen des erhöhten Lebens, der Entzündung dar, welche sich oft so schnell entwickeln, daß dadurch nun erst die Kraft erschöpft wird, Brand eintritt; war die Kraft aber vorher wirklich geschwächt und gar erschöpft, so entstehen gar keine Fieberäußerungen, keine Reactionszeichen, sondern der Theil bleibt todt, mumificirt. Die Zeit der Einwirkung der Gelegenheitsursache ist also nicht mit dem Beginn der Entzündung zu verwechseln, denn diese beginnt ja erst mit der Reaction, mit den Zeichen der erhöhten Kraftäußerung. Daß in schwächlichen Subjecten leichter Entzündungsreize Entzündungen hervorrufen, ist natürlich, da ihre Vulnerabilität größer, ihre Widerstandskraft geringer, das Band der Organe unter sich schwächer ist, und somit ein einzelnes Organ sich leichter aus der Kette herausreißt, aber dafür erlangt die Entzündung auch hier nie eigentlich den Grad der Ausbildung, wie bei kräftigen Subjecten, ist flüchtiger und nähert sich daher mehr der arteriellen Congestion, oder kommt vielmehr nicht weit über diese hinaus, da ja überhaupt die Leichtigkeit des Befallenwerdens mit der Intensität des Krankheitsprocesses im umgekehrten Verhältniß steht. Daß aber bei solchen Subjecten, wenn die Entzündung ihre Höhe erreicht, der Ausgang in mehr oder weniger deutliche Vernichtung des Theiles erfolgt, ist ja der beste Beweis für den gewaltigen Aufwand von Kraft, der zur Ausbildung erfodert wird; wirkliche Schwäche läßt nie Entzündung aufkommen. Eigentlich schwächende Ursachen erregen daher auch nie Entzündung, sondern nur solche, die durch übermäßige Reizung schwächen. Die Gelegenheitsursachen, welche Entzündung herbeiführen können, sind in Bezug auf den Organismus entweder äußere oder innere; alle aber bedürfen einer gewissen Zeit und eines gewissen Maßes der Kraft, wenn ihre Wirkung von Erfolg sein soll; das Eine wie das Andere ist aber bis jetzt fast gleich unbekannt, da die Verschiedenheit der Reize, der Organismen und selbst der Organe zu groß ist, als daß sich allgemeine Punkte hier aufstellen ließen. Man hat die äußern Entzündungsursachen in mechanische, chemische und dynamische eingetheilt, allein diese Eintheilung ist für die Praxis nutzlos; sie verlangt eine Sonderung der Reize in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Organen, da jedem besondere Reize so feindlich sind, daß sie Entzündung erregen, während andere dadurch nicht auf diese Weise afficirt werden, und deshalb kann ihre Aufführung nur bei den Entzündungen der einzelnen Organe erfolgen, wenn schon es allerdings Reize gibt, die in jedem Organe die Krankheit erregen, wie dies von einem großen Theile der mechanischen und chemischen Reize gilt. Ähnlich verhält es sich mit den innern Reizen. Als allgemeinsten können wir das Blut betrachten, wenngleich es nicht ohne äußere Veranlassung wirksam auftreten kann. Wird es in seinem Laufe gehindert, z. B. durch Venenunterbindung, Druck auf diese Gefäße, so ist es gezwungen, in Theile zu treten und sich dort anzusammeln, die es nicht gewältigen können, zumal wenn sie sich bereits im Zustande der Vulnerabilität oder erhöhter Disposition befinden. Der Reiz des Lebenssaftes treibt sie zu erhöhter Thätigkeit, sie entzünden sich und suchen sich möglichst schnell in ein Secretionsorgan umzuwandeln, und so entsteht baldiger Übergang in Eiterung, oft in einer von der durch die äußere Ursache getroffenen, sehr entfernten Stelle, wodurch sich die sogenannten Congestionsabscesse bilden, die besonders für den Chirurgen von Wichtigkeit sind, da sie nicht selten nach größern Operationen, wo viele Gefäße, besonders Venen, unterbunden oder durchschnitten wurden. Noch häufiger haben diese Wirkung dem Blute beigemischte pathische Producte, welche Organen zugeführt werden, die keine oder nur geringe Secretionsfähigkeit besitzen, um das pathische Product auszuscheiden, wodurch die sogenannten dyskrasischen, wie auch die metastatischen Entzündüngen entstehen. Oft wurde die Ausscheidung schon von einem andern Organe versucht, hier aber plötzlich gehindert, und nun wirft sich der Proceß auf das mit dem primär ergriffenen Organe sympathisirende Organ, welches seine Thätigkeit dann bis zur Entzündung steigert, was man auch häufig in Folge der Unterdrückung normaler Secretionen beobachtet. Hierher gehören auch die Fälle, wo sich aus einem vorausgehenden entzündlichen Fieber locale Entzündung ausbildet, denn hier ist die ganze Blutmasse mit Bildungsstoff überladen, oder zeigt vielmehr die Neigung, sich von ihm zu trennen, ihn abzulagern. Die ältern Ärzte nannten diesen Zustand entzündliche Diathese des Blutes (Diathesis sanguinis inflammatoria)[17]), obschon sie auch darunter zuweilen jene Fälle rechneten, welche die Beer'sche Schule unter der Benennung des vulnerabeln Hautcharakters, Andere als Süchtigkeit zusammenfaßten, wo Verletzungen leicht zu Geschwürsbildung Veranlassung geben.

Prognose bei der Entzündung. Da durch die Entzündung irgend ein Theil oder Organ sich aus dem allgemeinen Verbande herausreißen will, so ist es klar, daß, wenn ihm dies gelingt, der ganze Organismus nothwendig mehr oder weniger bedeutend in seiner Existenz gefährdet sein muß. Der Grad dieser Gefahr hängt deshalb unzweifelhaft von der Dignität des befallenen Organes ab, mit der sie in geradem Verhältniß steht; daher laufen Entzündung des Herzens, des Gehirns, der Lungen so leicht tödtlich ab; sodann kommt es darauf an, welche Ausdehnung die Entzündung in dem Organe gewinnt; denn je kleinere Partien davon befallen werden, desto geringer ist die Gefahr, welche mit der Ausdehnung

17) *V. A. Lappenberg*, De diathesi sanguinis inflammatoria. (Gotting. 1783.) *Haase*, De diathesi sanguinis phlogistica in synocho inflammatorio, Progr. (Lipsiae 1801. 4.)

wächst; dasselbe findet mit dem Grade der Ausbildung des Krankheitsprocesses statt; einmal auf die Höhe gelangt, ist der Nachtheil für den Organismus stets mehr oder weniger bedeutend; ob diese Höhe erreicht wird, hängt von der größern Disposition des Organes, von der Heftigkeit der Einwirkung der Ursache und des Verlaufes der Entzündung, besonders aber von der Reactionsfähigkeit des ganzen Organismus ab; da die letztere bei Kindern und Greisen am geringsten, so ist die Gefahr auch für sie am größten, wenn schon an und für sich die Entzündung seltener ihre höchste Ausbildung erreicht. Die Blüthenjahre sind zwar der eigentliche Zeitraum der Entzündungen, und sie erreichen hier am öftersten ihre höchste Ausbildung, aber der Organismus ist hier auch am kräftigsten, und vermag trotzdem am häufigsten des Krankheitsprocesses Herr zu werden, da das Gleichgewicht der Functionen hier vollständig hergestellt ist, somit seine Störung auch schwerer hält. Bei Kindern nimmt der Organismus zwar am schnellsten Theil an dem örtlichen Krankheitsproceß, aber dafür ist die Intensität auch nur gering, während in den Blüthenjahren das Fieber seltener, aber dann um so heftiger auftritt, und einmal aufgetreten, oft nur schwer zu bändigen ist. Viel hängt von der Zeit des Eintrittes des Fiebers ab; je früher und je später derselbe stattfindet, desto mehr Gefahr ist zu besorgen, da in jenem Falle leicht Erschöpfung des Organismus, in diesem Tod des Organs erfolgt; nicht weniger wichtig ist der Charakter des Fiebers; der erethische ist unter allen Verhältnissen gut, da er gewöhnlich eine günstige Entscheidung der Krankheit herbeiführt; der synochale Charakter ist für den Organismus gefahrdrohender, als für das leidende Organ, der torpide aber für beide. Ein Gleiches gilt von dem Antheile, welchen das Nervensystem nimmt, wenn schon hierüber noch viel Dunkelheit herrscht. Besonders gefährlich ist es, wenn der sensitive Nerv gleich Anfangs stark ergriffen wird, die Krankheit zuerst als Neurose auftritt, weil nur zu leicht der Ausgang in Brand erfolgt, indem die Nerventhätigkeit meistens schnell erschöpft wird. Zu berücksichtigen ist ferner, ob die Entzündung rein oder combinirt; im erstern Falle ist die Vorhersage immer besser, als im letztern, wobei noch viel darauf ankommt, wann die Combination eintrat, und mit welchen andern Processen sie vor sich ging. Mißlich ist es fast immer, wenn jene Combinationen und Complicationen durch constitutionelle, epidemische und endemische Ursachen und Einflüsse herbeigeführt werden, indem dadurch nicht selten widersprechende Indicationen entstehen. Nicht weniger einflußreich ist die Gelegenheitsursache, welche Entzündungen hervorrief, worüber sich freilich kaum allgemeine Bestimmungen geben lassen; doch sind Entzündungen aus äußern, besonders mechanischen und chemischen, Ursachen entstanden, stets besser, als solche aus innern und dynamischen. Sind Constitution, Genius endemicus und epidemicus begünstigend, so greift zwar die Entzündung leichter um sich und gewinnt eine größere Intensität, indessen werden dadurch auch wieder eine Menge übler Complicationen und Combinationen zum Theil unmöglich gemacht, oder wenigstens an ihrem verderblichen Einfluß gehindert. Im Bezug auf den Verlauf sind die acuten Entzündungen fast immer besser, als die chronischen. Was die Ausgänge anlangt, so ist natürlich der in Zertheilung der günstigste, an ihn schließt sich der Ausgang in Eiterung, alle übrigen sind zweideutig, richten sich aber sehr nach dem befallenen Organe; am übelsten ist der Brand. Von der größten Wichtigkeit ist es, zu welcher Zeit und bei welchem Grade der Ausbildung des Krankheitsprocesses eine geregelte Kunsthilfe möglich wurde, da über keine Krankheit die Kunst mehr vermag, als über die Entzündung, woher es eben kommt, daß kein Krankheitsproceß eine günstigere Prognose gestattet, als sie. In dem ersten Stadium führt die zweckmäßige Kunsthilfe fast immer zum Ziele der Genesung durch Zertheilung, da die Natur dies meistens schon für sich allein vermag, und es fast nur darauf ankommt, ob die Gelegenheitsursache sich beseitigen läßt, oder nicht; die ausgebildete Entzündung führt die Natur nur äußerst selten zur Zertheilung, in der Mehrzahl der Fälle erfolgt der Ausgang in Eiterung, wenn nicht die Kunst hinzutritt, welche die beginnende Eiterung freilich selten aufzuhalten vermag. In geradem Verhältniß steht der Erfolg der Behandlung mit der Zugänglichkeit des ergriffenen Organes; daher die äußern Entzündungen stets eine bessere Prognose zulassen, als die innern, weil hier auch schon die Diagnose beiweitem schwieriger ist. Überhaupt ist die Vorhersage um so besser, je weniger Hindernisse der Anwendung aller der Kunst zu Gebote stehenden Mittel entgegentreten. Endlich vergesse man nicht, daß die Natur sich nicht selten der Entzündung bedient, um anderweitige Krankheitsprocesse zu entfernen; wobei freilich die Frage zu beantworten ist, ob nicht das Heilmittel für den Organismus gefährlicher als die Krankheit, die es entfernen will.

Behandlung der Entzündung[18]). Da das Geschäft des Arztes nicht blos in der Beseitigung einer bereits vorhandenen Krankheit, sondern auch in der Vorbeugung einer möglicherweise auftretenden besteht, und diese letztere um so dringender wird, je deutlicher sich bereits eine Anlage zu einer bestimmten Krankheit ausspricht, so werden wir auch von einer Prophylaxis der Entzündung sprechen müssen, da unzweifelhaft eine Disposition dazu besteht. Es kann dabei jedoch keineswegs auf eine Vernichtung der Entzündbarkeit, wenn wir dieses Wort gebrauchen dürfen, abgesehen sein, sondern nur darauf, daß wir die zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Verhältnissen sich deutlicher entwickelnde

---

18) *Myron*, Non ergo una viscerum inflammatorum curatio. (Paris 1570. 4.) *Fischer*, Diss. Therapia inflammationis in se et generalissime spectatae. (Erford. 1722. 4.) *Schulze*, Diss. de inflammationum curationibus variis. (Halae 1741. 4.) *Fr. Hoffmann*, Compendiosa et clinica praxis inflammationum cum cautelis, in Opera Supplem. II, 2. *Reber*, Diss. de inflammationis cura et resolutione. (Lugd. Bat. 1745.) *Hamberger*, Diss. Inflammationum therapia. (Jenae 1754. 4.) *J. Quarin*, Methodus medendi inflammationibus (Viennae 1773), teutsch von J. Zadig de Meza. (Kopenhag. 1776.) *Gattenhof*, Diss. Inflammationis therapia. (Heidelberg. 1781.) *V. Mantovani*, Lezioni de terapia speciale sulla inflammazione. (Pavia 1820. 12.) 3 Vol.

speciellere Disposition so in Schranken zu halten suchen, daß sich der Krankheitsproceß nicht wirklich entwickelt. Allerdings fällt die Aufgabe in vielen Beziehungen mit derjenigen zusammen, die wir bei dem sogenannten ersten Stadium der Krankheit zu lösen haben, indessen sind die Verhältnisse darum doch nicht durchaus dieselben, wie diejenigen zu glauben scheinen, welche die Möglichkeit des Vorhandenseins einer Prophylaxis der Entzündung leugnen. Im Allgemeinen ist freilich die Prophylaxis eine negative, indem es hauptsächlich darauf ankommt, alle diejenigen Reize abzuhalten, welche eine über die Norm erhöhte Thätigkeit der Plastik in einem Organe herbeizuführen im Stande sind, indessen gibt es doch noch Fälle genug, wo eine positive Prophylaxis nöthig wird, welche dann gewöhnlich die Derivation zu handhaben hat. Wir haben früher gesehen, daß es für einzelne Organe eine stetige wie cyklische Evolution gibt, und daß sie in der Zeit der Dauer derselben vorzugsweise zu Entzündungen disponirt sind; hier muß also der Arzt seine Pflegbefohlenen mit allen denjenigen Bedingungen bekannt machen, welche als Gelegenheitsursachen der Entzündung dienen können, damit dieselben möglichst gemieden werden; so wird er bei Kindern zur Zeit des Zahnens darauf sehen, daß sie immer einen mehr flüssigen Stuhlgang haben und keine Verstopfung eintritt, die er möglichst schnell beseitigt, um nicht den Strom der Säfte noch mehr zum Kopfe zu führen, und Hirncongestionen wie Hirnentzündung zu erregen; der Arzt wird jungen Mädchen zur Zeit der Menstruation ein sorgfältigeres Verhalten empfehlen, damit nicht durch plötzliche Unterdrückung Lungenentzündung entstehe u. s. w. Da wo der Genius epidemicus und endemicus herrschend ist, wird er bei allen Kranken stets darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß Complicationen, Combinationen und Übergänge anderer Krankheiten in Entzündung leicht erfolgen und dem gemäß sein Verfahren einrichten. Nähere Erörterungen sind hier freilich nicht möglich, und was besonders die positive Prophylaxis anbetrifft, so fällt sie theils mit der Indicatio causalis zusammen, theils besteht sie in der mehr oder weniger strengen Handhabung des für die Entzündung festzusetzenden Regimens. Diejenigen Fälle, wo der Arzt den Wiederausbruch einer bereits vorhanden gewesenen Entzündung zu verhüten und die Vulnerabilität eines bestimmten Organes in dieser Beziehung zu bekämpfen hat, fallen demjenigen Verfahren anheim, welches wir bei der Nachcur angeben werden.

Vermochte der Arzt nun aber nicht die Entzündung zu verhüten, entweder weil er überhaupt gar nicht zu Rathe gezogen wurde, oder weil seine Bemühungen durch irgend welche Verhältnisse vereitelt wurden, so muß er sein Verfahren gegen die Entzündung selbst wenden. Bevor er dies jedoch unternimmt, hat er zu entscheiden, ob die Entzündung überhaupt zu bekämpfen ist, oder ob sie nicht als ein vortheilhaftes Heilbemühen des Organismus zu betrachten, eine anderweitige gefährliche, oder auf keine andere Weise entfernbare Krankheit zu beseitigen, mithin wenn auch nicht immer zu unterstützen, so doch bis zu einem gewissen Grade zu unterhalten ist, wobei nur dafür zu sorgen, daß sie ebendiesen bestimmten Grad nicht übersteigt. Wie bei allen übrigen Krankheiten, so wird es auch bei der Entzündung zunächst darauf ankommen, die Gelegenheitsursache zu derselben zu ermitteln und möglichst schnell, wenn dies überhaupt thunlich ist, zu beseitigen, was die Schule die Erfüllung der Indicatio causae zu nennen pflegt. So mannichfaltig die Gelegenheitsursachen, so verschieden die Organe und Theile, ebenso mannichfaltig und verschieden werden auch die Mittel und Wege sein, welche der Arzt zur Beseitigung der Gelegenheitsursachen einzuschlagen hat; für alle gilt aber der Grundsatz, daß man sich ihrer nur alsdann bedienen darf, wenn mit ihnen nicht ein größerer Nachtheil und namentlich nicht eine dauernde und verderbliche Verstärkung der Entzündung verbunden ist, und wenn nicht zuvor dringendere Symptome zu beseitigen sind, deren Bestehen den Organismus wie das Organ mehr gefährdet, als die bestehende Gelegenheitsursache zur Entzündung. Im Allgemeinen sind es eigentlich nur die mechanischen und chemischen Reize, welche entfernt werden können, denn die dynamischen sind theils nur stets vorübergehend wirksam, theils liegt ihre Entfernung fast ganz und gar außer dem Bereiche der Kunst. Was die mechanischen Reize betrifft, so sind fremde Körper durch Ausziehen mittels Schnittes u. s. w. zu entfernen, wenn nicht die Natur bereits ihre Ausstoßung bei einem weniger wichtigen Organe durch Eiterung rc. begonnen hat, oder die Operation, z. B. der Harn- und Nierensteine bei Kystitis und Nephritis, zu eingreifend und nachtheilig sein würde. Druck wird durch Entfernung des drückenden Körpers, bequemere Lagerung, Spannung und Zerrung durch Trennung beseitigt. Die chemischen Reize sucht man durch Zersetzung, z. B. Säuren durch Kalien und umgekehrt, oder wo dies nicht thunlich, durch verdünnende, einhüllende Mittel unschädlich zu machen. Was die innern Gelegenheitsursachen betrifft, so pflegt ihre Entfernung in der Mehrzahl der Fälle mit der Entfernung einer anderweitigen vorausgegangenen Störung des Organismus, besonders eines mit dem entzündeten in Sympathie stehenden Organes zusammenzufallen, und oft besteht darin, wenn sie zeitig genug geschehen kann, die ganze Behandlung der Entzündung, welche in demselben Maße schwindet, als das ursprünglich gestörte Organ zu seiner normalen Function zurückkehrt. Es gehören hierher alle diejenigen Fälle von Entzündung, welche in Folge der Unterdrückung von Secretionen anderer Organe entstehen; so z. B. Lungenentzündungen bei Frauen in Folge von Unterdrückung der Menstruation während des Flusses, bei Männern in Folge unterdrückter Hämorrhoidalblutflüsse. Hierbei gilt es aber als Regel, daß die zur Wiederherstellung der unterdrückten Secretion rc. anzuwendenden Mittel fast niemals solche sein dürfen, welche das ganze Gefäßsystem, somit auch das des entzündeten Organes, aufregen, indem hierdurch die bereits vorhandene Entzündung nur noch mehr gesteigert werden würde, vielmehr sind es die von Außen anzuwendenden, mehr topisch wirkenden Mittel, welcher sich der Arzt bedienen muß. Selten aber kann dieser Indication allein genügt werden, meistens müssen die dazu erfoderlichen Mittel mit denen

den Entzündungsproceß direct bekämpfenden gleichzeitig in Anwendung gezogen werden, wodurch freilich oft therapeutische Verlegenheiten entstehen, denen sich der Arzt nicht immer glücklich zu entziehen vermag. Aber nicht blos die bereits eingewirkt habende Gelegenheitsursache ist zu entfernen, es müssen auch alle Anstalten getroffen werden, daß sie oder eine andere nicht während der Dauer des Entzündungsprocesses und seiner Ausgänge von Neuem einwirken, was besonders für die Behandlung der chronischen Entzündungen von Wichtigkeit ist, da hiervon oft allein die Heilbarkeit abhängt. In vielfacher Beziehung wird dieser Anfoderung durch das Regimen genügt, welches an Entzündung leidende Kranke einzuhalten haben, und das man gewöhnlich mit dem Namen der antiphlogistischen Diät im weitern Sinne zu belegen pflegt, denn sie schließt alles dasjenige ein, was dazu bestimmt ist, nicht nur möglichst alle äußern Reize abzuhalten, sondern auch der bereits vorhandenen übermäßigen und perversen vegetativen Thätigkeit auf nicht pharmaceutischem Wege direct entgegenzuwirken, und dient in der letztern Beziehung zugleich zur Erfüllung der Indicatio morbi; ja sie reicht zuweilen allein hin, mit Hilfe der entsprechenden Reactionen des Organismus den ganzen Krankheitsproceß zu beseitigen. Die nächste Rücksicht verdient der Aufenthalt des Kranken. Das Zimmer muß möglichst groß, geräumig und hoch sein und die nöthigen Mittel zur Erneuerung der Luft enthalten; Zimmer, die nur eine Thür und kein Fenster haben, sollten überhaupt niemals zu Krankenzimmern verwendet werden, da die Atmosphäre in ihnen stets dumpfig wird und eine Menge fremder Stoffe gemengt enthält, die sich durch keine andern künstlichen Mittel entfernen lassen, als durch Erneuerung der Atmosphäre mittels Luftzug, zu welchem Behuf Thüre und Fenster mehrmals täglich geöffnet werden müssen, während welcher Zeit man den Kranken vor dem unmittelbaren Zuge schützt. Nächst der Reinheit der Atmosphäre verdient der Temperaturgrad die vorzüglichste Rücksicht. Mit der Verminderung des Temperaturgrades nimmt auch die Fähigkeit des Organismus ab, seine vegetative Thätigkeit zu entwickeln, und diese hört bei einem gewissen Minimum sogar ganz auf. Leider herrschen hier eine zu große Menge Verschiedenheiten in Bezug auf die Individualität des Organismus im Allgemeinen, wie seiner einzelnen Organe insbesondere, als daß sich ins Einzelne gehende Bestimmungen auf die Thermometerskale reducirt hier geben ließen; man kann nur sagen, daß die Temperatur in jedem einzelnen Falle soweit herabgesetzt werden müsse, als es der Kranke ohne Misbehagen ertragen kann, wobei die Zunahme und Abnahme der Krankheitssymptome als Richtschnur dienen müssen; denn die Temperatur der Atmosphäre wirkt ja nicht auf den entzündeten Theil allein, sondern auf den ganzen Organismus, und dieser bedarf ein bestimmtes Maß der Wärme, wenn er seine Reactionen gegen den Krankheitsproceß mit gehöriger Kraft ausführen soll. Es ist daher ein zu unbestimmter Ausdruck, wenn man sagt: Kranke, welche an Entzündungen leiden, müssen von einer kühlen Temperatur umgeben sein, welcher noch mehr an Bedeutung verliert, wenn man die mannichfaltigen Complicationen und Combinationen mit in Anschlag bringt. Übrigens hängt die Unbestimmtheit über die Feststellung des Temperaturgrades zum großen Theile davon ab, daß man den Temperaturgrad, welchen der Organismus verlangt, nicht gehörig von dem sonderte, welcher dem entzündeten Theile oder Organe werden muß; in dem letztern Falle ist die Kälte nicht mehr diätetisches, sondern pharmaceutisches Mittel, worauf wir nachher noch zurückkommen werden. Je mehr freilich der ganze Organismus mit in den Krankheitsproceß hineingezogen wird, je deutlicher sich das entzündliche Fieber ausbildet, desto mehr verlangt der ganze Organismus eine dem entzündeten Organe ähnliche Behandlung. Da Luft und Licht zu jedem vegetativen Proceß nöthig sind, so ist es auch nicht ohne Bedeutung für den Kranken, in welchem Maße dem Lichte Zutritt zu seinem Lager gestattet wird, und zwar gilt dies oft noch mehr vom Mondlichte, als von dem der Sonne, indem die Erfahrung deutlich darthut, daß Kranke in Delirien verfallen, wenn das Mondlicht auf ihr Lager, besonders auf ihren Kopf, fällt. Das Sonnenlicht ist überall da abzuhalten, wo das Perceptionsvermögen in dem Lichtorgane, den Augen, oder in dem die Eindrücke zum Bewußtsein bringenden Gehirn krankhaft erhöht ist, was bei Entzündungen jener Organe offenbar der Fall ist, indem die Empfindlichkeit so groß ist, daß selbst der normale Lichtreiz zu starke Reactionen hervorruft. Da wo freilich die Krankheit mit dem Charakter des Torpor auftritt, erfodert es im Gegentheil der Heilzweck, den Lichtreiz in erhöhtem Maße einwirken zu lassen. Auch das Lager des Kranken bedarf der Berücksichtigung; es muß dem Luftwechsel möglichst vielen Zugang verstatten und die Wärmeausstrahlung möglichst begünstigen, besteht daher am besten aus Matratzen und wollenen oder Steppdecken, da Federbetten jene Erfodernisse weit weniger darbieten. Das Lager führt uns auf die Ruhe und Lage des kranken Theiles. Da der Organismus selbst mannichfache Anstrengungen macht, um den Krankheitsproceß zu beseitigen, so ist es natürlich, daß er darin so wenig als möglich gestört werde, deshalb muß er auch Ruhe haben, und zwar sowol er selbst, als der kranke Theil, da jede Bewegung zugleich die Thätigkeit des Gefäß- und Nervensystems verstärkt. Er muß außer sich Ruhe haben, da äußere Eindrücke die psychische Thätigkeit erregen und diese wieder auf den Körper zurückwirkt, was um so nachtheiliger ist, wenn das Organ der psychischen Thätigkeit, das Gehirn, selbst leidet, und durch äußere Ruhe die innere bedingt wird. Der Kranke muß also in einer ruhigen Umgebung ruhig liegen, der Theil selbst aber eine solche Lage haben, daß der Rückfluß des Blutes möglichst erleichtert, die Venen nicht gedrückt werden, der Zufluß dagegen erschwert wird, da ja Compression der Arterien selbst die Entzündung bedeutend zu mildern vermag. Den wesentlichsten Theil der antiphlogistischen Diät bilden die Nahrungsmittel; deshalb ist es auch sehr unrecht, wenn viele Ärzte sich damit begnügen, ihren derartigen Kranken eine kühlende Kost oder knappe Diät verordnet zu haben; denn dies sind nur einzelne, wenn

auch häufig erfoderliche Momente, deren zu allgemeine Anempfehlung Nachtheil genug bringt. Allerdings verlangt ein durch Hitze hervorgebrachter Durst kühles, säuerliches Getränk in reichlicher Menge und ein mit Thierstoff überladener Körper eine schmale Pflanzenkost, nicht aber animalische Nahrung; indessen ist der Durst oft gar nicht vorhanden, die thierische Wärme ebenso wie der Thierstoff nur an einzelnen Stellen übermäßig angehäuft, während der übrige Körper daran Mangel leidet. Alles, was die Schriftsteller über die Nahrung bei Entzündungen mittheilen, erstreckt sich fast nur auf Kranke, die im Blüthenalter von heftigen, acuten Entzündungen edler Organe, welche mit mehr oder weniger starkem Fieber verbunden sind, ergriffen werden, und leidet schon bei Kindern und Greisen keine Anwendung, vielweniger für die große Menge Constitutions- und andern Verschiedenheiten, welche die Individuen außer der Entzündung darbieten. Allerdings heißt es überall, der Arzt muß individualisiren, aber für den, welcher es lernen soll, ist dies eine inhaltsleere Redensart, wenn wir ihm nicht den Weg zeigen, wie er dies beginnen soll. Dergleichen ist aber nicht möglich ohne genaues Anschließen an den Krankheitsproceß, seine Aus- und Rückbildung, und muß Hand in Hand mit der übrigen Behandlung gehen, da nur durch Vereinigung beider der Indicatio morbi wirklich genügt werden kann. Eine allgemeine, auch nur für die meisten Fälle passende antiphlogistische Nahrungsweise gibt es ebenso wenig, als eine allgemeine, für die meisten Fälle passende *antiphlogistische Heilmethode*[19]) und wirkliche ausschließliche Medicamina antiphlogistica; woraus zum Theil auch Andral's freilich unrichtige Folgerung entstanden sein mag, oder wenigstens Unterstützung erhalten hat, daß es überhaupt auch keine Entzündung als selbständigen Krankheitsproceß gebe. Es kann hier der Ort nicht sein, eine Kritik der verschiedenen Begriffe und Annahmen vom Inhalte der antiphlogistischen Heilmethode, wie der einzelnen als Antiphlogistica betrachteten Mittel zu geben, vielmehr erfodert es unsere Aufgabe, Curregeln aufzustellen für die einzelnen Ausbildungs- und Rückbildungsmomente, in denen die Entzündung dem Arzte entgegentreten kann, möglichst abgesehen von den Verschiedenheiten, welche sie in den einzelnen Systemen und Organen darbietet. Soll der Arzt thätlich gegen Entzündungen einschreiten, so hat er zunächst sich eine genaue Kenntniß zu verschaffen von dem Verhältniß, in welchem die heilkräftigen Bemühungen des gesunden Theiles des Organismus zu dem Krankheitsproceß stehen; die erste Aufgabe besteht also in der Berücksichtigung des *dynamischen Charakters der Reaction*, welcher leider so häufig mit dem dynamischen Charakter des örtlichen Krankheitsprocesses verwechselt wird, weil es allerdings oft schwer ist, die Zeichen der Reaction von den Symptomen der Krankheit zu scheiden, obwol beide im geraden Gegensatze zu einander stehen, denn jede Krankheit gewinnt um so mehr Übergewicht, je weniger kräftig der Organismus und das Organ gegen sie reagirt, die Krankheitssymptome mehren sich in demselben Maße als die Heilsymptome schwinden, und auf diese Weise unterliegt eben der Organismus, denn die allgemeine Krankheit ist der Moment des Todes. Die Äußerungen des dynamischen Charakters der Reaction sind in den verschiedenen Stadien verschieden, und darauf muß die Kunsthilfe besondere Rücksicht nehmen, denn die Symptome des erethischen Charakters im ersten Stadium werden auf der Höhe der Krankheit den torpiden bezeichnen, worin eben die Schwierigkeit der Unterscheidung liegt, denn dieselben Erscheinungen haben verschiedene Grundursachen. Aus der Verkennung oder Nichtachtung dieses Moments ist die unheilvolle Lehre von der Schwäche oder Asthenie erwachsen, welche verderblicher für das Leben der Menschen geworden ist, als irgend eine andere pathologische Irrlehre. Tritt die Reaction mit dem *erethischen Charakter* auf, d. h. ist sie dem Grade der Einwirkung des Entzündung erregenden Momentes entsprechend, so hat der Arzt nur die Indicatio causalis zu erfüllen, im Übrigen aber blos darauf zu sehen, daß den Organismus nichts in seinem Wirken stört, so lehrt wenigstens die Schule, hat aber insofern Unrecht, als sie daraus ein blos exspectatives Verfahren herleitet, was nur da stattfinden kann, wo die Kunst kein Mittel besitzt, den Krankheitsproceß direct zu vernichten, was bei der Entzündung am allerwenigsten der Fall ist; nur sind diese Mittel freilich nicht überall dieselben. Der erethische Charakter zeigt nur an, daß die Kraft des Organismus der der Krankheit gleich ist; ein Zustand, der aber nie lange anhalten kann, eine muß die Oberhand gewinnen, und daß es die Kraft des Organismus sei, dafür muß der Arzt sorgen, und zwar so schnell als möglich; er hat mithin nichts abzuwarten, sondern zu handeln! Wir haben gesehen, daß das sich entzündende Organ Anziehungspunkt für den Blutstrom wird, daß es dasselbe zurückhält und ihm möglichst viel Bildungsstoff zu entziehen sucht, wodurch der Bildungsstoff der ganzen Blutmasse sich nach dem Organe hinzuwenden veranlaßt wird. Die Aufgabe des Arztes ist also, die übermäßige Anziehungskraft des Organes für das Blut zu vernichten, dem Blute einen andern, vom entzündeten Organe fer-

19) *Hartig* praeside *Faselio*, Diss. de medicamentis refrigerantibus. (Jenae 1764. 4.) *Krocker* praes. *Büchner*, Diss. de methodo antiphlogistica in genere. (Halae 1768. 4.) *De Boisseau*, Mémoire sur les méthodes rafraichissente et échauffante. (Dijon 1772.) *Ryan*, Diss. de administratione antiphlogistica. (Edinb. 1775.) *Richter*, Progr. de remediis antiphlogisticis externis. (Gotting. 1780. 4.) *Ejusdem* Progr. de remediis antiphlogisticis internis. (Gotting. 1780. 4.) *Schroeder* praes. *A. F. Hecker*, Diss. de methodo refrigerante et antiphlogistica, per recentiorum de calore animali doctrinam explicata. (Erford. 1790. 4.) *C. G. Zimmermann*, De methodo antiphlogistica strictius definienda diss. (Berolin. 1820. 36 S.) Sundelin, über die Anwendung der antiphlogistischen Methode, in Horn's Archiv für med. Erfahrung. 1822. I, 179. *Olmade*, Appréciation de la méthode antiphlogistique dans le traitement de quelques lésions organiques. (Paris 1824.) *Boehr*, Diss. de methodo antiphlogistica. (Berolin. 1826.) *Arm. Jos. Versen*, De Methodo antiphlogistica. (Berolin. 1836. 26 S.) *Salom. Loewensohn*, Quaedam ex dissertatione ampliore de methodi antiphlogisticae historia et singulis remediis. (Berolin. 1836. 61 S.) *Lion Hollstein*, De notione methodi antiphlogisticae diss. (Berol. 1836. 58 S.) *Ed. Hildebrandt*, De notione methodi antiphlogisticae diss. (Berolin. 1837. 28 S.)

nen Anziehungspunkt zu geben, den Rückfluß des Blutes aus dem entzündeten Organe zu beschleunigen und die Abscheidung von Bildungsstoff zu verhindern. Der erste Punkt ist offenbar der wichtigste, denn wenn es gelingt, die erhöhte Anziehungskraft des Organes für das Blut zu vernichten, so wird das Übrige ohne weiteres Zuthun der Kunst von dem Organismus selbst leicht besorgt werden. Leider aber kann der Arzt nur in sehr wenigen Fällen diese Aufgabe lösen, nämlich nur da, wo das Organ solchen Mitteln unmittelbar zugänglich ist, welche die Kraft besitzen, die Thätigkeit der vegetativen Nerven bis zu einem gewissen Grade zu lähmen. Dergleichen Mittel sind die Blausäure und zum Theil auch das Opium, wie dies die Erfahrung bei Augenentzündungen deutlich nachgewiesen hat. Diese Möglichkeit, durch Depotenzirung der Nerventhätigkeit die Entzündung zu vernichten, beweist auch das Experiment von Hausmann, welcher die Fußentzündung der Pferde durch Durchschneidung der Fesselnerven zum Schweigen brachte. Man hat die genannten Narkotita auch bei Entzündung innerer Organe zu gleichem Zweck innerlich vorgeschlagen und gar nicht selten mit glücklichem Erfolge angewendet, allein sie passen nicht bei dem erethischen, sondern bei dem synochalen Charakter, wie wir nachher sehen werden. Auf die Depotenzirung der Nerventhätigkeit wie der erhöhten Vegetation wirkt auch die Kälte, deshalb soll sich ja auch der Kranke in einer möglichst kühlen Temperatur aufhalten; aber ihre locale Anwendung ist auch nur bei von Außen zugänglichen Organen möglich, wo sie an feuchte Stoffe gebunden in Form von Überschlägen von ausgezeichnetem Nutzen ist, nur darf sie nicht parmanent, sondern in Zwischenräumen angewendet werden, weil sonst die Vitalität der Anwendungsstelle vernichtet wird. Da wo das entzündete Organ durch andere Theile von der Applicationsstelle getrennt ist, ist die Wirkung der Kälte eine indirecte, denn sie erfüllt hier fast nur den zweiten Punkt, sie gibt dem Blute einen neuen Anziehungspunkt, indem die Applicationsstelle, um ihre Integrität gegen die vernichtende Einwirkung der Kälte zu sichern, nothwendig ein erhöhtes Leben entfalten, also auch mehr Blut als gewöhnlich an sich ziehen muß; daher wird sie stets heißer und bietet immer deutlicher die Zeichen der arteriellen Congestion dar in dem Zeitpunkte, wo man die Kälte entfernt hält. Deshalb ist es ebenso nothwendig, Pausen mit der Anwendung der Kälte zu machen und ihre Dauer genau dem Grade der Heftigkeit der Entzündung anzupassen, wogegen leider so oft von den Ärzten gefehlt wird, da sie sich ohne nähere Bestimmung meistens begnügen, kalte Überschläge anzuordnen; indessen wird dies glücklicherweise in der Mehrzahl der Fälle durch den Mangel an Pünktlichkeit von Seiten der Wartenden ausgeglichen. Auf den entzündeten Theil selbst hat die Kälte noch den Vortheil, daß sie Contraction des Gewebes, und besonders der Capillargefäße, bewirkt, wodurch das Eindringen der Blutkügelchen erschwert und die rückführende Kraft der Venen gestärkt wird. Gewöhnlich bedient man sich der Kälte in Form des kalten Wassers, welches mittels Tüchern, zweckmäßiger aber und reinlicher in Thierblasen, die aber öfters gewechselt werden müssen, da sie leicht faulen, angewendet wird. Sie so wenig als die Compressen, Tücher 2c. dürfen fest anliegen, sondern müssen so leicht wie möglich, die Blasen am besten hängend, aufliegen, um, wie Josse sehr richtig erinnert, der Luft soviel wie möglich Zutritt zu verschaffen, damit die Verdunstung so leicht als möglich erfolge. Vermag der Arzt nun auf die angegebene Weise die abnorm erhöhte Vegetationskraft selbst nicht zu brechen, so muß er suchen, dem Blutstrome eine andere Richtung zu geben, und zwar eine solche, daß es möglichst direct von dem entzündeten Organe abgewendet wird. Hier kommen nun die Gesetze der Sympathie und des Antagonismus vorzugsweise in Anwendung, da sie ebendiese Richtung bestimmen. Die Schule belegt dies Verfahren gewöhnlich mit dem Namen der Ableitung oder Derivation. Das einfachste direct wirkende Mittel, dem Blutstrome eine andere Richtung zu geben, besteht in der Anwendung der trockenen Schröpfköpfe, besonders der in neuerer Zeit gebräuchlich gewordenen großen, mit einer Art Luftpumpe versehenen, auf einer Körperstelle, die früher von demselben Arterienstamme mit Blut versehen wird, als der entzündete Theil. Sie haben den Vortheil, daß die ganze Blutmasse nicht verringert zu werden braucht, was besonders für schwächliche, blutarme Subjecte von Wichtigkeit ist, und daß dadurch zugleich die Rückführung des Blutes durch die Venen verstärkt wird, indem sie das Blut aus den Venen an die Applicationsstelle gewaltsam hinziehen, während zugleich das in den Arterien zuströmende angehalten wird. Reicht dies jedoch nicht aus, zumal bei blutreichen Subjecten und bedeutender Congestion, so kann man sich auf dieselbe Weise der blutigen Schröpfköpfe bedienen; sie wirken kräftiger als die trockenen, da sie neben dem Anziehen des Blutstromes diesen zugleich auf eine beliebige, zugleich aber auch genau bestimmbare Weise an Masse verringern, und sind unter allen Verhältnissen, wo sie applicirbar, den Blutigeln vorzuziehen, die nur die Blutmasse mit einem oft nachtheiligen Reize und weit langsamer, ohne daß die Quantität genau und sicher bestimmbar wäre, verringern, wobei die Schmerzhaftigkeit und die von Piorry so sehr hervorgehobenen Narben der Schröpfköpfe wenig in Anschlag kommen. Weniger bedeutend, schnell und sicher wird der Blutstrom von dem entzündeten Organe abgelenkt, wenn wir ein mit ihm sympathisirendes oder in Antagonismus stehendes Organ in erhöhte Thätigkeit versetzen. Der Erfolg steht hier im geraden Verhältniß mit der Secretionsfähigkeit des Organes; daher kommt es denn auch, daß in der Mehrzahl der Fälle den Darmkanal die Wahl trifft und Abführungen zu den gewöhnlichsten Mitteln in der Behandlung der Entzündungen gehören. Sie dürfen aber nicht etwa copiöse, wässerige Stuhlgänge hervorrufen, welche durch Ausführung der wässerigen Bestandtheile des Blutes nur den Gehalt desselben an plastischem Stoff vermehren und gleichzeitig den Gesammtorganismus schwächen würden, sondern sie müssen so eingerichtet werden, daß sie nur 2—3 tägliche Stuhlgänge in Gestalt eines dünnen Breies herbeiführen, welcher Zweck mit den sogenannten abführenden Neutral-

salzen am besten erreicht wird, wenn nicht die Elasticität des Blutes bereits zu groß geworden ist, in welchem Falle das Kalomel vorzuziehen ist. Die Neutralsalze wie das Kalomel haben das Gute, daß, wenn sie Anfangs auch nicht gleich den Darm zu erhöhter Se- und Excretionsthätigkeit führen, sondern resorbirt und in die Blutmasse aufgenommen werden, sie zugleich die Plasticität des Blutes und das Abgeben des Plasma an den entzündeten Theil verhindern, worin wir die letzte Indication gesetzt haben. Hierzu dient auch der innere Gebrauch des Nitrums in mäßigen Gaben, besonders aber neben einer sparsamen, flüssigen, säuerlichen Pflanzenkost, ein häufiger Genuß des Wassers in nicht allzu großen Portionen, worauf in der neuern Zeit besonders Piorry aufmerksam machte. Er sagt (Hämopathologie oder Lehre von den Blutkrankheiten. Aus dem Franz. von Dr. Gustav Krupp. [Leipz. 1839.] S. 101 fg.): „Nach der Theorie und nach den meisten chemischen Thatsachen wird der Niederschlag eines in einer Flüssigkeit suspendirten Körpers durch nichts mehr gehindert, und seine Auflösung mehr befördert, als durch Zusatz einer größern Menge des Vehikels. Dieses Gesetz gilt vom Serum, welches den Faserstoff aufgelöst enthält, ebenso wie von jeder andern Flüssigkeit. Wenn man das reichliche Trinken in der Hämititis (Blutentzündung) für indicirt hält, so muß man je nach der Schwere der Fälle jede Viertelstunde oder alle zehn Minuten ein halbes Glas voll trinken lassen. Wird diese Vorschrift befolgt, so kann der Kranke in 24 Stunden 48—72 Gläser, oder 12—18 Pinten Flüssigkeit getrunken haben (was nur in schweren Fällen, dann aber auch mit aller Strenge durchgeführt werden muß). Sobald man reichliches Trinken für nützlich hält, so muß man jedesmal nur soviel in den Magen bringen, als er aufsaugen kann. Bekanntlich gelangen die Flüssigkeiten kaum über das Duodenum hinaus; folglich würde eine zu große Menge Wasser sich im Magen sammeln, vielleicht nicht in die andern Theile des Verdauungskanals dringen und so üble Zufälle verursachen können. Deshalb bewirkt der reichliche Genuß wässeriger Getränke in rascher Aufeinanderfolge eine schmerzhafte Empfindung. — Die Temperatur des Getränkes muß sich nach der der Atmosphäre richten, es darf nie lauwarm sein, weil es dann Ekel und Erbrechen erregt, was man verhüten muß. Im Allgemeinen muß es dem Kranken ein Gefühl von angenehmer Kühle erregen. Heißes Getränk ruft Schweiß hervor, welcher bei Hämitis nicht wünschenswerth ist; kalte Getränke sind zuweilen diuretisch, und bei Entzündung des Blutes darf man keine reichliche Urinsecretion hervorrufen. Die Wahl des Getränkes ist nicht gleichgültig. Starke Säuren sind zu verbannen, denn nach der Theorie muß man wenigstens befürchten, daß sie, wenn sie auch nur in kleiner Menge mit dem Blutwasser vermischt werden, die Bildung der Faserhaut, entweder in den Gefäßen oder in den serösen Häuten, erleichtern. Von den Säuren darf man höchstens eine schwache Orangeade, eine Abkochung von Kirschen, Äpfeln ɾc. mit einem angenehmen Syrup, wie dem Syrup. capill. Veneris, Altheae u. s. w. erlauben. Die spirituösen Getränke sind, wenn sie auch eine noch so kleine Menge Alkohol enthalten, durchaus contraindicirt. Bekanntlich vermischt dieser sich mit dem Blute und bewirkt das Gerinnen des Eiweißes; man darf also eine solche Flüssigkeit nicht erlauben, wenn das Serum plastisch ist (die Aufregung des Gefäßsystems dürfte wol wichtiger sein, als die hypothetische Gerinnung des Eiweißes). Dagegen ist die Emulsion, welche die Alten für ein kühlendes Getränk hielten, vollkommen indicirt. Die Erfahrung lehrt, daß man nach dem Trinken von mit Wasser versetztem Orgeat ein Gefühl von Kälte spürt, welches den Ausdruck, dessen sich die Ärzte der Galenischen Schule zur Bezeichnung der sogenannten kalten Samen bedienten, ziemlich rechtfertigt. Die Molken (zumal mit Cremor tartari bereitet) sind bei der Hämitis ebenfalls ein ziemlich zweckmäßiges Getränk (sie haben das Gute, daß sie zugleich die Darmthätigkeit gelind anregen). Auch mittels Klystieren bringt man zweckmäßig eine größere Wassermenge in den Körper; sollen sie einigen Erfolg haben, so muß die Flüssigkeit im Darm behalten werden (was stets der Fall sein wird, wenn man den Kranken bei der Application auf der rechten Seite liegen läßt). Man läßt zuerst ein großes Klystier nehmen, um den Mastdarm von seinem Inhalte zu entleeren, alsdann aber alle Stunden 1—2 Gläßer eines (kühlen) Infusum Flor. malvae oder eines Decocti parietar. in den Mastdarm einspritzen. Man empfiehlt dem Kranken die Flüssigkeit bei sich zu behalten und dem Drange der Ausleerung zu widerstehen. Auch das Aufstellen von Gefäßen mit frischem Wasser gefüllt dient dazu, durch Lungen- und Hautresorption Wasser, wenn auch nur in gasförmiger Gestalt, in den Körper einzuführen. In der Mehrzahl der Fälle gelingt es auf diese Weise ziemlich schnell und sicher, die erhöhte Plastik in dem Organ zu sistiren, und es kommt nur darauf an zu verhüten, daß sie nicht von Neuem hervorbricht. Dies geschieht am besten dadurch, daß man nur nach und nach die eingeschlagene Behandlung verläßt, in der Anwendung der Mittel immer größere Pausen eintreten läßt, und sich endlich nur noch auf das diätetische Verfahren beschränkt. War das entzündete Organ ein Secretionsorgan, so hüte man sich die Anfangs meistens etwas mühsam hervorbrechende Secretion durch reizende Mittel zu unterstützen oder die darauf mitunter erfolgende heftig hervorbrechende Secretion beschränken zu wollen, beides würde verderblich sein, und das Wiederhervorrufen des Entzündungsprocesses zur Folge haben. Dasselbe gilt von der zuweilen zurückbleibenden Schlaffheit der Gefäße und nervösen Reizbarkeit, die bei fortgesetzter Ruhe und passender Diät von selbst schwinden, und weder Roborantia noch Sedantia bedürfen.

Zeigt die Reaction des Organismus den synochalen Charakter, so ist die nächste Aufgabe des Arztes die excessive Gefäßthätigkeit, die sich mehr oder weniger über die ganze Blutsphäre erstreckt, gewaltsam und möglichst mit einem Schlage zu brechen. Dies geschieht nun am besten durch die unmittelbare schnelle Entziehung einer solchen Menge von Blut, daß der Organismus nicht im Stande ist, in der nächsten Zeit Stoff zur Erzeugung von Bildungsstoff in Überschuß zu liefern, vielmehr gezwun-

gen wird zum Ersatz der für die normale Capacität seines Gefäßsystems zu gering gewordenen Quantität des Blutes mit der größern Menge von Serum allen überschüssigen Bildungsstoff in den Kreislauf zurückzuführen, und die örtlich zu sehr aneinandergedrängten Blutkügelchen von einander zu entfernen und so gleichmäßig in der Flüssigkeit zu vertheilen. Daß dieser Zweck beiweitem schneller und sicherer durch die Venäsection, als durch die Arteriotomie erreicht wird, ist leicht zu erweisen, wenn man sich nur die Vorgänge bei der Entzündung recht deutlich klar macht; denn abgesehen von den Schwierigkeiten und Nachtheilen, welche die Eröffnung einer Arterie mit sich führt, wird durch sie gar nicht direct auf das entzündete Organ selbst gewirkt, da man nur den Zufluß von Blut während der Dauer der Eröffnung hemmt, was durch einfache Compression der Arterie ebenfalls zu erreichen ist, nicht aber auf das bereits übermäßig im entzündeten Organe angesammelte und gleichsam in einander gedrängte einen unmittelbaren Einfluß ausübt, denn von diesem tritt nichts aus der Arterienöffnung, da es hier keine rückführende Kraft gibt. Ganz anders verhält sich dies bei der Venenöffnung [20]), wenn sie an einem Stamme vorgenommen wird, welcher von dem entzündeten Organe sein Blut herbekommt, denn dafür muß man möglichst sorgen, was die ältern Ärzte recht gut wußten, wenngleich sie sich dabei ebenso in kleinliche Rücksichten verloren, als die neuern Ärzte beinahe jede Rücksicht über Bord geworfen haben. Wir haben gesehen, daß die Venen während der Intermission in der Ausbildung der Entzündung ihre rückführende Kraft verstärken und dadurch immer bildungsstoffreicheres Blut, sowie selbst bereits ausgeschiedenen Bildungsstoff in sich aufnehmen, wodurch aber wieder die rückführende Kraft selbst gehemmt wird, da die Contractionskraft der schwachen Venenhäute auf das consistentere Blut geringern Einfluß ausüben kann; öffnen wir nun in einiger Entfernung von dem Krankheitsherde den Venenstamm, so dringt das sich selbst fortwälzende Blut mit einer Schnelligkeit, welche dem Grade der erhöhten Lebendigkeit entspricht, heraus, die Compression der Blutsäule hört auf, der Übergang aus den Arterien in die Venen in dem entzündeten Organe wird freier, das Blut hält sich nicht mehr so lange in demselben auf, daß das Organ seine Wirkung auf dasselbe äußern kann; es erfolgt also keine Ausscheidung des Plasma mehr, sondern dies dringt im Blute noch suspendirt in die Venen, und durch die darin gemachte Öffnung nach Außen. Da nun während der Zeit kein, oder nur sehr wenig Blut von dem entzündeten Organe zu dem Herzen und den Lungen geführt wird, so wird auch hier die Blutsäule an Dichtigkeit verlieren, diese Organe können sie wieder gewältigen und die gleichsam inficirende Kraft des im Blute schwimmenden Bildungsstoffes kann sich nicht mehr äußern, der Bildungsstoff selbst wird wieder in Blut umgewandelt, und so kommt schon kein zur Ablagerung von Bildungsstoff disponirtes Blut mehr durch die Arterie zu dem entzündeten Organe, dies kann um so weniger seinen Einfluß auf das Blut geltend machen, als es nicht mehr so lange in ihm verweilt, als nöthig sein würde, sondern schnell wieder in die Vene dringt. Durch das flüssigere Blut mit seiner Auflösungskraft des Festen, werden nun nicht nur die bereits stockenden Blutkügelchen wieder frei und in den Kreislauf aufgenommen, sondern auch das bereits Abgelagerte und die kleinern Gefäße Verstopfende, ja selbst von dem bereits Angebildeten nimmt das Blut wieder etwas auf, und so wird nicht nur die Circulation des Blutes wieder frei, sondern es beginnt auch ein regerer Stoffwechsel, wobei der Absatz größer ist als der Ansatz, wodurch der Zustand der Zertheilung der Entzündung eintritt. Leider ist es aber nicht gestattet, diese Wirkung durch den Aderlaß allein herbeizuführen, da zu viel Blut dabei verloren gehen würde, als der Organismus wirklich ertragen kann. Es entsteht also die Frage, wie weit kann man die Blutentleerung treiben, ohne den ganzen Organismus zu gefährden, und wie viel muß man durch andere Mittel und Wege zu erreichen suchen? So unfehlbar nun von der richtigen Beantwortung dieser Frage der ganze Erfolg der Behandlung abhängt, so wenig Material bieten uns doch unsere jetzige Erfahrung und Wissen, um allgemeine und sichere Normen damit aufstellen zu können, denn alle Momente, welche eine Verschiedenheit in dem Verlauf und Charakter der Entzündung bedingen, äußern hier ihren Einfluß, und so sieht sich der Arzt in den wichtigsten Momenten seines Handelns von seinem objectiven Wissen verlassen, und ist fast rein seinem subjectiven „Takte" überlassen. Die meisten wirklichen Regeln gelten nur für die Entzündungen einzelner Organe und Systeme, und müssen dort erwähnt werden. Hier können wir nur sagen, daß, je weiter die Entzündung noch von ihren Ausgängen entfernt ist, desto größere Menge Blut wird entzogen werden können, ohne den Organismus zu gefährden, aber eine desto kleinere Menge wird auch nöthig sein, um die übermäßige Reaction herabzusetzen. Je mehr Ablagerung bereits erfolgt ist, desto weniger wird der Aderlaß im Stande sein, allein das Organ zur Norm zurückzuführen, daher beginnende Entzündungen oft mit einem Schlage durch den Aderlaß vernichtet werden können; aber man muß auch das, was entleert werden muß, mit einem Male aus einer weiten Venenöffnung entleeren, wenn dieser Erfolg erzielt werden soll; wiederholte kleine Aderlässe können niemals einen nothwendigen starken Aderlaß ersetzen. Durch solche unzureichende Aderlässe geschieht es aber oft, daß die Reaction anstatt normalisirt

20) *L. Paniza*, Quaestio de phlebotomia fienda in omni dolore, inflammationibus etc. (Venetiis 1582. 4.) *de Baillou*, Ergo inflammationum et febrium venaesectio *ἡγεμόνικον*. (Paris 1602. 4.) *Germain*, Diss. ergo in magnis inflammationibus et doloribus sanguinis missio ad deliquium. (Paris 1688.) *Coschwitz*, Diss. de circumscripta utilitate et necessitate venaesectionis in inflammationibus. (Hal. 1731. 4.) *Bara*, Diss. de theoria inflammationis vulgari, venaesectionem in curatione acutarum inflammationum male dirigente. (Gott. 1757. 4.) *Kaltschmied*, resp. *Ch. J. Berger*, De inflammatione, quatenus per venaesectionem discutitur et quatenus inde gravior redditur. (Jenae 1766. 4.) *Zollikofer*, Diss. de abusu venaesectionis in sanandis inflammationibus. (Gotting. 1778. 4.) *Ch. G. Ch. Hartlaub*, Nonnulla de V. S. in organismum universalem vi et in curanda nominatim inflammatione usu. Diss. (Lipsiae 1824.)

zu werden, kurze Zeit nach dem Aderlasse beiweitem heftiger hervorbricht, als dies vorher der Fall war, weil der inficirende Bildungsstoff nicht entfernt, sondern nur frei in den Kreislauf geführt wird, und so der ganzen Blutmasse die entzündliche Diathese mittheilt, welche dann oft gar nicht mehr zu bändigen ist. Da es hier also so sehr auf subjective Überzeugung ankommt, so muß der Arzt sich diese auch möglichst zu verschaffen suchen, und keinen Aderlaß verordnen, bei welchem er nicht selbst zugegen sein kann, um aus der ganzen Symptomengruppe zu erkennen, wie lange das Blut aus der geöffneten Vene fließen darf. Nur berücksichtige er, daß der ganze Erfolg nicht sogleich in die Augen springen kann, sondern es einer gewissen Zeit bedarf, in der die Nachwirkung sichtbar wird, und wo man eigentlich erst die Überzeugung gewinnen kann, ob die entzogene Blutmenge hinreichend war, oder nicht. Auf der andern Seite darf man auch nicht zu lange auf die Nachwirkung warten, da sie nicht eintreten kann, wenn die Quantität zu gering war und bei zu großen Pausen die Blutmenge sich wieder regulirt, ja diese wird sogar nach jedem Aderlasse größer, und so kann man zumal durch zu kleine Aderlasse noch allgemeine Blutüberfülle herbeiführen, die vorher gar nicht vorhanden war. Ob man den Aderlaß zu wiederholen hat, kann nur die Gesammtmasse der Symptome entscheiden, niemals ein einzelnes, selbst der Puls nicht, noch weniger aber die Speckhaut, wie man früher besonders annahm, indem man glaubte, man müsse so lange Blut entziehen, als sich auf dem Blutkuchen noch eine Speckhaut zeige. Da die Speckhaut aber nur aus dem überflüssigen Bildungsstoff, der nicht an- und abgelagert werden kann, gebildet wird, so wird sie um so stärker und länger erscheinen, je weniger Parenchym das Organ besitzt, je weniger also Raum zur Ablagerung im Innern gegeben ist; folglich steht die Destruction im Innern des Organes im geraden Gegensatze zur Speckhautbildung. Daher treffen wir sie auch besonders da, wo plötzliche Zertheilung herbeigeführt wird, und ein dann noch gemachter Aderlaß wird Lähmung oder anderweitige Vernichtung des Organes, immer aber Nachtheil für den Gesammtorganismus zur Folge haben. Die Wahrheit des Gesagten bestätigen am besten die Entzündungen seröser Häute, welche das geringste Parenchym besitzen, aber auch die stärkste Speckhaut geben, und durch zu starken Aderlaß am schnellsten gelähmt, zum Ergusse in die von ihnen ausgekleideten Höhlen gebracht werden. So nachtheilig es nun auch ist, nicht genug Blut zu entziehen, so ist der Nachtheil, zu viel zu entziehen, doch oft noch größer, und so dürfen wir, wenn auch der Aderlaß im Stande ist, die Entzündung ganz allein zu brechen, es diesem doch selten allein überlassen, vielmehr werden noch andere Mittel in Anwendung zu ziehen sein, und zwar zunächst solche, welche der Plasticität des Blutes entgegenwirken und sie selbst möglichst rasch zerstören. Dergleichen gibt es nun mehre, die aber auf sehr verschiedene Weise wirken, wenn auch das Resultat ihrer Wirkung anscheinend dasselbe ist. Das stärkste, nicht nur die Plasticität, sondern auch selbst die ganze Vitalität des Blutes vernichtende Mittel ist die Blausäure, allein wir haben die Grade ihrer Wirkung zu wenig in der Hand, als daß wir immer mit Sicherheit selbst nur in der Mehrzahl der Fälle ein glückliches Resultat durch sie erzielen könnten, und die Gefahr wird um so größer, eine um so größere Menge Blut wir entzogen. Wir dürfen sie daher nur in so heftigen Fällen von Lungen- und Herzentzündungen innerlich anwenden, wo alles darauf ankommt, diese Organe vor dem Reize des entzündeten Blutes zu schützen; immer aber fragt es sich auch dann noch, ob wir wenigstens bei Carditis nicht besser thun, wir lassen bis zur Ohnmacht wiederholt zur Ader, da auch die Ohnmacht die Plasticität des Blutes erfahrungsgemäß vernichtet, was uns aber nicht verleiten darf, überall bis zur Ohnmacht Blut zu entziehen, wie von englischen und französischen Ärzten hier und da empfohlen ward; dagegen kann es öfter zweckmäßig sein, dem Kranken während der Venäsection eine solche Stellung zu geben, daß leicht Ohnmacht eintritt. Weniger heftig, aber noch immer kräftig genug wirken der Brechweinstein, das Quecksilber und das Nitrum auf die Vernichtung der Plastik im Blute; aber sie verlangen bei wirklich synochalem Charakter der Entzündung stets vorausgegangene Blutentziehungen, durch welche die Hauptgewalt bereits gebrochen ist. Die ältern Ärzte bedienten sich häufig der Antimonialpräparate, besonders des Antimonium diaphoreticum, welches aber viel zu schwach wirkt; in der neuern Zeit lernte man den schon von Brendel, Schröder und Richter gebrauchten Tartarus stibiatus durch die Empfehlungen der Contrastimulisten in großen Gaben mit entschiedenem Nutzen anwenden; dieser zeigt sich vorzugsweise in Entzündungen wenig parenchymatöser Organe, besonders der serösen Häute und der Lungen, während das Quecksilber als Calomel besonders gegen Entzündungen parenchymatöser Organe von Nutzen ist. Ungleich kräftiger als der innere Gebrauch des Calomels wirkt die von Riemann und Basedow empfohlene äußere Anwendung der grauen Quecksilbersalbe, von welcher alle ½, 2—4 Stunden ℈ij—ʒj langsam und stät, dem Striche der Haare folgend, an den Extremitäten oder am Rumpfe (an der Achselgrube, Weiche) eingerieben wird. Während das Kalomel zuerst mehr auf die Magen- und Darmschleimhaut wirkt, bringt das Quecksilber durch die Hautdrüsen gleich in die Blutmasse und vernichtet hier die Vitalität und Vegetation, weshalb auch Serre dies Verfahren Traitement abortif genannt haben mag. Geringer und da es in größern Dosen gereicht werden muß, leicht nachtheilig auf die Magenschleimhaut wirkt der Salpeter, sowie die übrigen Neutralsalze, welche nur gegen das Ende der Krankheit passen, um die Secretionen zu erhöhen. Neben diesen innern Mitteln muß nun die strengste antiphlogistische Diät beobachtet werden; die Kranken dürfen, so lange der synochöse Charakter anhält, gar nichts weiter genießen als Wasser, dem man allenfalls noch das von Mascagni als Antiphlogisticum empfehlene Kali carbonicum (℈ij auf 2—4 Pfund Wasser), um auch auf diesem Wege noch mehr die übermäßige Plastik zu brechen, hinzusetzen kann. Die Erfahrung hat sattsam nachgewiesen, daß nichts mehr den Stoffansatz und die Vitalität des Blutes her-

absetzt als Hunger, da er endlich eine gänzliche Dissolution der Säfte herbeiführt. Gelingt es auf die angegebene Weise den synochalen Charakter zu vernichten, so tritt die Behandlung ein, wie wir sie bei der erethischen Form angegeben haben.

Aber nicht immer geht die übermäßige Reaction vom Blutgefäßsysteme aus, sie findet sich auch als übermäßig erhöhte Nerventhätigkeit, besonders als Schmerz oder Convulsionen sich darstellend, wenn schon man diese Zustände vielleicht mit mehr Recht als Complicationen, nicht als reine Entzündungen betrachtet (sensibele Entzündungen, Sachs). Der Sturm des Gefäßsystems ist zwar auch hier groß, aber es mangelt ihm die Intensität, daher man auch oft deutlich genug ein Steigen und Fallen in den Symptomen der Entzündung bemerkt, und meistens gleicht die alienirte Nerventhätigkeit sich durch übermäßige Wasserbildung, sogenannten Hydrops acutus, aus, da es nicht zu festen Ablagerungen kommen kann, indem gewöhnlich das ergriffene Organ zu wenig Parenchym besitzt. Daher findet sich dieser Charakter vorzugsweise bei Entzündungen seröser Häute, und tritt in der Form der sogenannten rheumatischen Entzündungen auf. Da nun hier die Kraft des Blutsystems an und für sich schon geringer ist, als die des Nervensystems, von dem es beherrscht wird, so ist es klar, daß wir durch Aderlaß es nicht noch mehr schwächen dürfen, und in der That hat auch die Erfahrung sattsam dargethan, daß unvorsichtige, wenigstens zu starke Aderlässe fast immer den Übergang in Wassererguß, Lähmung oder Brand herbeiführten. Die an und für sich schon schwierige Lage, in welcher sich der Arzt in Bezug auf die Blutentleerung befindet, ist hier noch bedeutend vergrößert und dennoch muß Blut gelassen werden, weil dies zugleich ein Mittel ist, die unterdrückte Gefäßthätigkeit zu heben und ihr die Herrschaft über das Nervensystem zu verschaffen. Hier wird aber die Gegenwart des Arztes bei der Blutentleerung vor allem erfodert und er wird sich dann überzeugen, daß während des Flusses des Blutes der vorher unterdrückte Puls sich entwickelt, voll und härtlich, der vorher weiche Puls härtlich wird, worauf dann auch meistens die Vene bald geschlossen werden muß, wenn nicht Nachtheil entstehen soll, was natürlich sogleich geschehen muß, wenn der Arzt sieht, daß das Gefäßsystem zu schwach ist, um selbst eine kleinere Quantität Blut verlieren zu können. Es sind dies die Fälle, für welche man die Lehre vom sogenannten Probeaderlaß geschaffen hat. Häufig ist man gezwungen, das Meiste durch örtliche Blutentziehungen in der unmittelbaren Nähe des entzündeten Theils zu bewirken, worauf man sich bei Kindern auch allein zu beschränken hat. Dergleichen Fälle sind es nun, wo man im Anfange gleich nach gemachter entsprechender Blutentziehung den Tartarus stibiatus anwenden muß, und zwar in Brechen erregender Form, um das Nervensystem zu erschüttern; geht dies aber nicht, weil die Krankheit sich schon zu weit ausgebildet hat, die Entzündungssymptome zu stark sind, so reicht man ihn in großen Dosen rasch hinter einander nach Peschier's Methode bei der Lungenentzündung. Überwiegen aber die Nervensymptome bedeutender, so ist es gerathener, sich der Narkotika, und namentlich des Extr. Hyoscyamus und Opiums, bei den mehr rheumatischen Formen auch wol des Colchicums, aber nicht allein, sondern in Verbindung mit Nitrum oder Kalomel, zu bedienen; auch die Digitalis findet hier ihre Stelle, besonders bei Entzündungen der Hirnhäute der Kinder, während Opium[21]) sich für die Entzündungen der Baucheingeweide mehr eignet, für die es auch namentlich von Hamilton im J. 1783 eingeführt wurde, aber zur Zeit des Brownianismus so übermäßig gemisbraucht ward, daß noch jetzt eine nicht geringe Anzahl Ärzte eine wahre Scheu vor seiner Anwendung haben. Ganz besonders schnell und kräftig muß man die Narkotika besonders in denjenigen Fällen von Entzündung anwenden, welche sich aus Neurosen entwickelten, da dies der einzige Weg ist, ihren baldigen Übergang in Brand zu verhüten. In dem Maße, wie die Nervenaufregung schwindet, müssen die Dosen der Narkotika auch seltner gereicht und verringert werden, um endlich den alleinigen rein antiphlogistischen Mitteln Platz zu machen, wie sie von dem Charakter des Leidens dann gefodert werden. Sehr häufig ist es bei Entzündungen der Fall, daß die allgemeine Reaction zu schwach ist, um die örtliche Affection zu beseitigen, was seinen Grund entweder in der geringen Dignität des entzündeten Organs für den Gesammtorganismus, oder in der zu großen Schwäche des Individuums hat, wornach die Behandlung natürlich sehr verschieden ausfallen muß. Liegt der Grund in dem Organe, so fragt es sich zuerst, ob es überhaupt nöthig ist, eine allgemeine Reaction hervorzurufen, oder ob die Kunst hinreichende Mittel besitzt, ohne eine solche die topische Entzündung zu vernichten. Bei acuten Entzündungen wird es schwerlich oft gerathen sein, eine allgemeine Reaction hervorzurufen, wozu auch dem Arzte die passenden Mittel fehlen, da alle gefäßerregenden Mittel auch die topische Entzündung steigern. Das einzige ist noch der Aderlaß, durch welchen wir den Organismus zwingen können, auf den örtlichen Krankheitsproceß einzuwirken, und diesen werden wir auch vielfach ohne Nachtheil anwenden können; auch für die einfach chronischen Entzündungen bleibt uns kein anderes Mittel übrig, wenn wir für manche Fälle das Emeticum ausnehmen, denn was die Ärzte sonst noch anführen, beruht auf mangelhafter Diagnose und namentlich auf der übermäßigen Ausdehnung, welche man dem Begriffe der Entzündung gegeben hat. Dagegen findet unter diesen Verhältnissen die Behandlung durch Derivation oder Ableitung eine sehr ausgedehnte Anwendung, welche natürlich nach den Organen verschieden eingeleitet werden muß; obgleich

21) *Robert*, Non ergo unquam incipientibus internis inflammationibus hypnotico ex opio phlebotomia praeferenda. (Paris 1696. 4.) *Haase*, Diss. I. II. de usu opii salubri et noxio in morbis inflammatoriis. (Lips. 1777. 4.) Rob. Hamilton, Methode, die entzündungsartigen Krankheiten mit Quecksilber und Mohnsaft zu behandeln, in Samml. auserlef. Abh. 11. Bd. S. 265—275. *Böhm*, Diss. de rite aestimanda opii virtute in febribus et morbis inflammatoriis. (Lips. 1777. 4.) *Ziehm*, Diss. in vires antiphlogisticas mercurii, opii et balneorum tepidorum inquirens. (Erford. 1794. 4.) *Meyer*, Diss. de opii usu in inflammationibus. (Gotting. 1800. 4.)

wegen des großen Connexes fast aller Organe mit dem Darmkanal dieser am öftersten und gefahrlosesten in Anspruch genommen werden muß, woher aber auch das Kalomel [22]) und die Brechmittel einen so großen Ruf als Antiphlogistica erhalten haben. Nicht weniger finden die Hautreize vom Senfpflaster bis zum Glüheisen hier ihre Stelle, und zwar die schwächeren bei den acuten, die stärkern bei den chronischen Entzündungen. Die wesentlichste Behandlung trifft aber hierbei das Organ selbst, um so mehr, als es meistens von Außen zugänglich zu sein pflegt. Wir suchen dasselbe direct von dem Überflusse an Blut zu befreien durch Blutigel, Schröpfköpfe oder Scarificationen, und den bereits im Überfluß abgelagerten Bildungsstoff aufzulösen durch Einreibungen von grauer Quecksilbersalbe in der Nähe oder unmittelbar in das Organ, welcher man da, wo gleichzeitig Aufregung im Nervensysteme vorhanden ist, Narcotica, Ol. hyoscyami coctum, Belladonna, Cicuta etc. hinzufügt, und um die Resorption noch mehr zu fördern, bedeckt man, wo es angeht, bei mehr chronischem Verlauf mit sogenannten resolvirenden Pflastern die Hautstellen. In der neuern Zeit hat man in der Compression für viele Fälle ein sehr hülfreiches, die Resorption beförderndes Mittel entdeckt, wodurch zugleich das weitere Eindringen der Blutkügelchen in das feinere Capillargefäßsystem verhindert, der Ablagerung wie dem Ansatze, also der Geschwulst, Grenzen gesetzt werden; doch darf diese natürlich nicht so stark angewendet werden, daß anhaltender Schmerz entsteht, weil sonst die einfache Entzündung in die gefährliche sogenannte sensibele verwandelt werden würde. Zeigt sich bei den chronischen Entzündungen bedeutende Trägheit in dem Verlauf, so muß man zu reizenden Waschungen, Einreibungen und Pflastern, selbst Vesicatoren, Pockensalbe, Haarseil seine Zuflucht nehmen, um die chronische Entzündung wo möglich in eine acute umzuwandeln, was sich häufig durch Schmerz als gelingend anzukündigen pflegt, wo dann die reizende Behandlung, wenn nicht ganz bei Seite gesetzt, doch progressionsmäßig vermindert werden muß. Überhaupt gilt es hierbei aber als Regel, daß, wie der Krankheitsproceß in seiner Ausbildung Intermissionen macht, wodurch er eben die chronische Form gewinnt, so auch die Anwendung der Mittel nicht permanent, sondern in Pausen geschehen muß, um dem Theile Zeit zu lassen, selbständig an der Eliminirung des Krankheitsprocesses größern Theil zu nehmen, und ihn nicht durch den fortwährenden Reiz noch mehr zu schwächen. Die Ärzte haben recht wohl bemerkt, daß die meisten Mittel permanent angewandt, nach einiger Zeit keine sichtbare Wirkung mehr zeigen, weil sich der Theil an ihren Reiz gewöhne und deshalb andere und stärkere anwenden zu müssen geglaubt, was aber in der Mehrzahl der Fälle nicht nöthig, ja selbst sogar nachtheilig ist, indem zweckmäßige Pausen mit einem und demselben Mittel meistens besser zum Ziele führen. Überhaupt ist es zweckmäßiger, die reizenden Mittel, wie auch selbst die Blutentziehungen, wenn die Gefahr nicht sehr dringend ist, nicht zur Zeit der Exacerbation, wo man ja erst die Kraft der Krankheit, wie der gegen sie ankämpfenden Reaction genauer zu beurtheilen im Stande ist, sondern zur Zeit der Remission anzuwenden, da sie hier ihre Wirkung viel freier entwickeln können. Jenen nothwendigen Pausen verdanken auch die wiederholten örtlichen Blutentziehungen und Emetica ihre Wirksamkeit und ihren Ruf in der Behandlung chronischer Entzündungen, und grade in der Remission entfaltet sich ja die Heilkraft der Natur, und gewinnt Raum, den Krankheitsproceß zu zerstören; ist sie also zu schwach, so bedarf sie ja eben hier am deutlichsten der Nachhilfe, während die zur Zeit der Exacerbation gereichten und angewendeten Mittel der ohnehin mühsam das Gleichgewicht haltenden Heilkraft der Natur noch einen Theil zu ihrer Assimilation rauben, sich also mindestens zu zersplittern zwingen, was nur zu leicht Erschöpfung zur Folge haben kann. Darin liegt auch der Grund, warum combinirte und complicirte Entzündungen so schwer zu beseitigen sind, wofür sich übrigens keine allgemeinen Regeln aufstellen lassen. — War es endlich wirkliche Schwäche des Organismus, welche es weder zu einer allgemeinen noch topischen heilsamen Reaction kommen ließ, so entsteht die sehr gewichtige Frage, ob diese Schwäche vom Blut- oder Nervensystem ausgeht und in ihnen seinen Sitz hat, denn hier handelt es sich um ganz entgegengesetzte Heilmethoden, welche noch dazu beide mit den Indicationen für das topische Leiden in Conflict gerathen, da dies in dem einen wie in dem andern Falle mehr oder weniger verstärkt wird, mithin noch eine dritte Indication herbeiführt, durch deren Erfüllung die nachtheilige Einwirkung der allgemeinen Behandlung, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch weniger schädlich gemacht werden muß. Liegt die Schwäche im Blutsysteme, so muß dieses gestärkt und seine Kraft gehoben werden. Hier finden die Säuren, die China [23]), wie auch der mäßige Genuß der gerbestoffhaltigen Weine ihre Stelle; die Säuren kann man mit flüchtigern Mitteln, wie Arnica, im Aufguß verbinden, sie auch zur China hinzusetzen, welche offenbar das vorzüglichere Präparat bildet, da man sie zweckmäßig mit Nitrum und ähnlichen antiphlogistischen Mitteln verbinden, und so dem Grade der entzündlichen Reizung mehr anpassen kann. Hat die Schwäche ihren Sitz im Nervensysteme, so muß man flüchtige Reizmittel in Anwendung ziehen, aber solche, welche so wenig als möglich das Gefäßsystem reizen, vor allen den freilich theuren Moschus, dann die flüchtigen Ammoniumpräparate, den Kampher und das Opium, welche letztere aber wie die China fast immer mit antiphlogistischen Mitteln verbunden werden müssen, wozu sich besonders das Calomel eignet, welches für die nervöse Schwäche in demselben Range steht, wie das Nitrum für die Schwäche im Gefäßsysteme, und wie hier

22) *Goy*, Diss. de virtute mercurii inflammationes resolvente. (Mogunt. 1794. 4.) *Rambach*, Diss. Usus mercurii in morbis inflammatoriis. (Halae 1794.) Ziehm, Anmerk. 21 angef. Diss. Wedekind, über den Gebrauch und Misbrauch des Kalomels in Entzündungskrankheiten; Horn's Archiv für medic. Erfahrung. 1827. Juli, Aug. S. 610 fg. *Müller*, De antiphlogistica Hydrargyri muriatici mitis virtute. (Vratislav. 1822.)

23) *Büchner*, Diss. de virtute corticis Peruvianae antiphlogistica. (Halae 1768. 4.)

die Arnica, so tritt bei der nervösen Schwäche die Valeriana als ein zweckmäßiges Verbindungsglied auf. Wie die allgemeine Behandlung, so muß auch die topische des entzündeten Organs, wo es thunlich ist, als eine gemischte auftreten, da in beiden Fällen zu befürchten steht, daß das Organ in seinem egoistischen Streben so wenig gehindert, sich ganz aus der Verbindung mit dem Organismus herausreißt, und dadurch sich nothwendig selbst vernichtet, indem es dem Brande und somit den chemischen Gesetzen anheimfällt. Örtliche Blutentziehungen müssen zwar stets und sogar oft wiederholt vorhergehen, allein weiter darf die örtliche antiphlogistische Methode selten angewendet werden; bei Schwäche des Blutsystems, die ja auch auf den entzündeten Theil ihren Einfluß ausübt, müssen Adstringentia in Form von Waschungen und Überschlägen (Blei, Eichenrinde, China) jedoch kalt, bei nervöser Schwäche, welche die Kälte nicht verträgt, Aromatica, selbst Nervina in gleicher Gestalt aber warm angewendet werden, natürlich steigend und fallend mit den Symptomen der Entzündung. Daß das diätetische Verfahren dieser pharmaceutischen Behandlung angepaßt werden muß, bedarf wol keiner Erinnerung. — Auf die Behandlung der übrigen Modificationen und Varietäten der Entzündung können wir hier nicht näher eingehen, da sie zu sehr von den jedesmal ergriffenen Organen und Systemen abhängig, und deshalb in den für sie bestimmten eigenen Artikeln dargelegt werden muß.

Gelang es nun auf dem angegebenen Wege nicht, den günstigen Ausgang der Entzündung in Zertheilung herbeizuführen, so darf man nicht hartnäckig diesen Zweck weiter verfolgen wollen, sondern muß zeitig solche Modificationen der Behandlung eintreten lassen, wie sie sowol der nun zu erwartende Ausgang, als auch dessen wirklicher Eintritt es erfodert, damit man die fernere Leitung des Krankheitsprocesses nicht ganz aus der Hand verliert, und der unausbleibliche Nachtheil für den Organismus möglichst vermindert wird. Die Schule belegt diese nothwendigen Modificationen der Behandlung mit dem Namen Indication der Ausgänge. Wir haben gesehen, daß es Fälle gibt, wo zwar Zertheilung eintritt, aber die dazu nöthige Krise wird colliquativ in dem entzündeten Secretionsorgane. Hier muß man Anfangs Antiphlogistika mit Narcotica frigida verbinden, weil die später erfoderlichen Adstringentia zu früh angewendet leicht die Secretion zu schnell ganz unterdrücken, und dadurch in dem leidenden oder einem mit ihm verwandten Organe leicht wieder Entzündung hervorrufen; es entsteht aber Gefahr, daß die Colliquationen zur Lähmung oder Atrophie des Organes führen, welche in der Regel unheilbar sind, was zum großen Theil auch von der aus Entzündung sich herausbildenden Erweichung gilt. Das Nähere sehe man in den genannten Artikeln. Oft gelingt es zwar, den Entzündungsproceß zu sistiren, aber es bleibt die bereits eingetretene Hypertrophie (s. d. W.) zurück, wobei in der Mehrzahl der Fälle auch der in das Parenchym der Organe abgelagerte rohe Bildungsstoff nicht wieder entfernt wird; es bleibt gleichzeitig Verhärtung (Induration) übrig. Hier muß die Resorption kräftig angeregt werden, indem man statt der Kälte die Wärme örtlich auf die Umgebung, nicht auf das Organ selbst anwendet, für welches neben den übrigen Ableitungsmitteln sich die kräftigen Resolventia, Jod, Quecksilber, allein oder in Verbindung mit einander oder mit andern Mitteln, wie Digitalis u. s. w., wenn der Verlauf mehr chronisch, und der Charakter mehr torpid ist, eignen. Die plötzlich eintretenden Indurationen, wie die Hepatisation der Lungen, lassen sich nur durch die kräftigsten Antiphlogistika, besonders aber Derivantia, verhüten, einmal eingetreten aber nicht mehr entfernen. Droht der Bildungsstoff sich auf die Fläche von Membranen zu ergießen, so muß man besonders mit den Blutentziehungen vorsichtig sein, dagegen energisch durch den Darmkanal mittels Kalomel und Jalappe oder Cremor tartari, durch die Urinsecretion mit dem Kalomel hinzugefügter Digitalis, vorzüglich aber durch kräftige Hautreize, namentlich Vesicantia[24]), die hier vorzugsweise ihre Stelle finden, ableiten. Erfolgt der Erguß dennoch, so ist die beim Empyem angegebene Behandlung einzuschlagen. Die häufig hiernach zurückbleibenden Verwachsungen sind der Kunst fast stets unzugänglich. Ähnlich ist die Behandlung, wenn der Erguß in Form des Wassers erfolgt; siehe den Artikel Hydrops oder Wassersucht. Über die Behandlung des Ausganges in Eiterung siehe den Artikel Eiterbeule, und die Behandlung des Brandes wird unter Gangrän oder Brand angegeben werden. (*J. Rosenbaum.*)

Enucleator, s. Fringilla.

ENUDA-MIMA, heißt in der tangutischen Sprache eine von seufzenden Menschen bewohnte Welt, und man verstand in der mythischen Geographie der Mittelasiaten den von den Mongolen Moo-Dootu-Tip genannten, nördlich vom Weltberge Sümmer-Ola gelegenen, silberreichen Welttheil. Die Einwohner desselben sind fast seelenlose, nur vegetirende Maschinen, ohne alle Leidenschaften, 230 Fuß hoch und von wunderbarer Gestalt. Sie werden alle 1000 Jahre alt, sind sehr weiß von Farbe und tragen nur weiße Kleider, die sie sich mit allen Zierathen ohne Mühe durch ihren Wunsch verschaffen. Der Baum Galbaras befriedigt alle ihre Bedürfnisse, und eine wildwachsende, den Früchten des Salogewächses ähnliche Frucht, oder nach Andern die Wurzel Amtatu-Semis, dient ihnen zur angenehmen Speise. Sie leben frei von allen Krankheiten; wenn aber die Zeit ihres Todes kommt, so läßt sich sieben Tage vorher eine Warnungsstimme hören, die ihnen ihren Hintritt ankündigt, worauf sie von ihren Freunden und Verwandten traurig Abschied nehmen; s. Pallas, Samml. histor. Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften. II. S. 25 fg. (*Richter.*)

ENUDOS, Ἔνυδος, Sohn des Antäos, Königs der Leleger, und der Samia, also Enkel Neptun's (*Paus.* VII, 2). Er gehörte nebst seinen drei Brüdern, Samos, Perilaos und Alitherses, zu den Stammhelden der Samier. (*Richter.*)

Enula, s. Inula.

24) *Engel*, Diss. de explicandis generalioribus vesicantium effectibus, eorumque in inflammationibus usu. (Halae 1774. 4.) recus. in *Baldingeri* Sylloge dissertat. Vol. IV.

ENVERMEU, Marktflecken und Hauptort eines gleichnamigen Cantons im Bezirke Dieppe des französischen Departements der Niederseine (Normandie), liegt 3¼ Lieues von Dieppe entfernt an der Eaune, ist der Sitz eines Friedensgerichtes, eines Einregistrirungs- und eines Postamtes, und hat eine Pfarrkirche, 212 Häuser und 896 Einwohner, welche drei Jahrmärkte unterhalten. — Der Canton Envermeu enthält in 40 Gemeinden 14,275 Einwohner. (Nach Expilly und Barbichon.) (*Fischer.*)

ENYALIOS, ein Beiname des Ares, welcher der Würger, der Städteverwüster bedeutet. Der Name ist unstreitig abgeleitet von dem Namen der Kriegsgöttin Enyo, deren Sohn vom Ares auch Enyalios genannt wird. Es scheint ein alter Name des Kriegsgottes zu sein, denn in einer Stelle des Sophokles wird er vom Ares unterschieden, und Andere machen ihn zum Sohne des Kronos und der Rhea. Histiäos von Milet nennt einen alten Gott der Babylonier Zeus Enyalios. Vorzüglich soll Enyalios den wilden Schlachtengott der Thraker, Ares aber auch zugleich den wohlthätig schützenden Kriegsgott bedeuten. (Cf. Schol. *Aristoph.* Pac. 456. Fragg. *Alcman.* Lyric. ed. *Welcker.* XLI. p. 55. *Sophocl.* Ajac. 179 und daselbst die Ausleger. *Cornut.* De N. D. XXI. p. 190.) (*Richter.*)

Enydra, s. Enhydra.

ENYDRIS. Unter diesem Namen stellte Lichtenstein die Seeotter (Lutra marina *Stell.*) als eigene Gattung auf, und unterschied dies im äußern Ansehen den Fluß- und Teichottern höchst ähnliche Thier von ihnen durch den Bau des Schädels, Gebisses und der Füße sehr genau und richtig. Folgende Charaktere gibt er an: Ohren klein, besonders niedrig, am Kopfe sehr abwärts stehend, tutenförmig eingerollt, mit abgestumpftem Zipfel und dicht behaart. Füße fünfzehig; die vordern mit auffallend kurzen, schwielig verwachsenen Zehen; die hintern mit gestreckten, von Innen nach Außen allmälig an Länge zunehmenden Zehen, die durch eine behaarte Schwimmhaut bis ans Ende verbunden sind; beide mit zusammengedrückten, sichelförmigen, spitzen, halb aufrechtstehenden Krallen bewaffnet. Schwanz kürzer als der vierte Theil des Leibes, ziemlich dick, mehr breit als rund, mit stärkerer Seitenbehaarung.

Wenngleich diese habituellen Merkmale die Seeotter schon genügend von ihren Verwandten unterscheiden, so steigert sich doch diese Differenz belweitem durch die Bildung des Schädels und des Gebisses. Ersterer ist viel kürzer und breiter, als bei der Flußotter; namentlich ist der Schnauzentheil ganz auffallend kurz, dafür aber der Stirntheil im Verhältniß nicht blos länger, sondern auch viel breiter. Die crista verticalis und occipitalis, welche jungen Individuen, wie gewöhnlich, ganz fehlen, erreichen mit zunehmendem Alter eine beträchtliche Höhe, und übertreffen alsdann die der Flußotter um ein Bedeutendes. Sehr merkwürdig ist endlich das Gebiß durch die Differenz der Schneidezähne. Die ganz jungen Thiere haben nämlich oben und unten sechs Schneidezähne von auffallender Kleinheit, und blos zwei Backenzähne, die spätern Lückenzähne; bei ältern Exemplaren sind an die Stelle der untern sechs Schneidezähne vier etwas größere getreten, von denen die beiden mittlern mehr nach Innen stehen; dabei finden sich je drei Backzähne, von denen der hintere ein dreieckiger Fleischzahn ist. Ganz alte Individuen mit vollständigen cristis zeigen dieselben Schneidezähne, aber oben je vier, unten je fünf Backzähne, indem dort noch ein hinterer, viereckiger, großer Mahlzahn hinzugekommen ist, welcher an der innern oder Mundseite eine viel größere Breite hat, als an der äußern oder Backenseite. Dieses Verhältniß des Mahlzahnes scheint den Hauptgattungscharakter des Gebisses darzubieten, insofern bei der Flußotter derselbe Zahn an beiden genannten Seiten gleichbreit ist, letztere überdies aber einen Zahn mehr hat, nämlich einen sehr kleinen vordern Lückenzahn, dessen Auftreten durch die größere Länge des Schnauzentheiles bedingt ist. Dieser kleine obere Lückenzahn fehlt indessen ebenso häufig bei der gemeinen Flußotter (Lutra vulgaris), wie selten der mittlere untere Schneidezahn jeder Seite, sodaß in einem solchen Falle die Anzahl der Zähne bei beiden Gattungen ganz dieselbe ist, und nur die stumpfzackige Bildung aller Zähne der Seeotter ihr Gebiß von dem auffallend spitzzackigen der Flußotter unterscheidet.

Die einzige bekannte Art dieser Gattung heißt jetzt also Enydris marina und erreicht eine Größe von fünf Fuß. Sie ist schwarzbraun von Farbe und besitzt, gleich allen Ottern, einen sehr dichten Pelz, dessen Wollhaare braungrau aussehen, stark gekräuselt sind und kaum einen Zoll messen. Sie werden überragt von 2—2½ Zoll langen, schwarzen Grannenhaaren, zwischen denen in bestimmten Abständen andere noch etwas längere Grannenhaare mit weißer Spitze stehen. Letztere überragen die erstern grade um soviel, als das Weiß ihrer Spitze beträgt, und bedingen dadurch ein überaus schönes, reifartiges Ansehen des Pelzes. Mit zunehmendem Alter treten solcher weißspitzigen Haare immer mehre hervor; sie fehlen indessen an den Füßen ganz. — Die Seeotter bewohnt die nordwestlichen Küsten Amerika's und scheint sich bis zu den Aleuten zu verbreiten; nach Steller besteht ihre Nahrung in Muscheln, besonders Mytilusarten, zu deren Ablösen sie vorzüglich ihre kurzzehigen Vorderfüße benutze. Auch Patellen und andere festsitzende Mollusken frißt sie gern. Zu dieser Nahrung paßt auch ganz die stumpfhöckerige Bildung ihrer Backzähne. Vergl. über dieselbe: Steller in Nov. comm. acad. Petrop. T. II. P. II. p. 367. t. 26. Pallas' Reisen III. S. 127. 137. Schreber's Säugeth. III, 465. 4. t. 128, und besonders Lichtenstein im Naturhist. Atlas zu Ermann's Reise um die Erde. S. 19. t. 11 u. 12; sowie Hodgson in den Proceed. of zool. soc. IV, 59. (*Burmeister.*)

ENYEDI, 1) Georg, unitarischer (Socinianischer) Superintendent in Siebenbürgen, gest. 1597 im 42. Lebensjahre. Er studirte in Teutschland, in der Schweiz und in Italien classische Literatur und Theologie. Nach seiner Rückkunft aus dem Auslande, im 23. Lebensjahre, hielt er sich eine Zeit lang in Wien auf, wo er zuerst durch die magyarische Übersetzung eines lateinischen Gedichtes: De misera morte duorum amantium ob impatientiam

amoris, als Schriftsteller auftrat (Debreczin 1577. 4.). Nach Siebenbürgen zurückgekehrt, wurde er daselbst Erzieher, unitarischer Prediger und endlich Superintendent. Großes Aufsehen erregte sein opus posthumum: Explicationes locorum Scripturae Veteris et Novi Testamenti, ex quibus Trinitatis dogma stabiliri solet, auctore *Georgio Enyedi*, weil es ganz gegen das Dogma von der heil. Dreieinigkeit gerichtet ist. Es wurde zu Enyed gedruckt, allein sehr bald verboten, und die Exemplare, welche man auftreiben konnte, wurden öffentlich verbrannt. Es wurde aber in Holland neu aufgelegt, jedoch ohne Angabe des Druckortes und der Jahrzahl*). Dem Georg Enyedi wird auch von Vielen zugeschrieben die Explicatio locorum Catechesis Racoviensis und die Praefatio in Novum Testamentum versionis Racovianae; allein er kann nicht der Verfasser davon sein, da die Catechesis Racoviensis erst nach seinem Tode im Druck erschien.

2) Stephan E., Notar der königl. Freistadt Nagy-Bánya in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., schrieb in ungarischer Sprache die Geschichte Siebenbürgens von 1657—1660 unter dem Titel: Occasio suscepti itineris et belli Principis Georgii Rákóczy II. in Poloniam. Diese wichtige Schrift ist bis jetzt nur in der Handschrift vorhanden. Nähere Auskunft ertheilt darüber der siebenbürgische Literator Joseph Benkö in seiner Abhandlung: Selentés az Erdély historiája' irójinak magyar nyelven találtató Kézirásairól (Anzeige der Handschriften von Schriftstellern in ungarischer Sprache über die Geschichte Siebenbürgens), welche Rumy theils in dem pester Tudómányos Gyüjtemény (Wissenschaftliche Sammlung), theils in der kaschauer Felsö Magyar Országi Minerva (Oberungarische Minerva) mitgetheilt hat. (*Rumy.*)

Enygris *Wagler*, s. Boa und Riesenschlange.

ENYO, Ἐνυώ, 1) eine von den Gräen; s. d. — 2) Die Würgerin, Städteverwüsterin, eine Göttin des Krieges bei den Griechen, die Mutter oder Amme oder Schwester des Ares und Begleiterin desselben, indem sie mit Eris, Phobos und Deimos vor seinem Kriegswagen im Getümmel der Schlacht herschreitet. (*Hom.* Il. IV, 440. V, 333. *Hyg.* Praef.) Sie scheint ursprünglich die besondere Kriegsgöttin eines einzelnen Völkerstammes gewesen und dann in den griechischen Götterstaat übergegangen zu sein. Vom Ares unterscheidet sie sich blos durch das Geschlecht. Wie er, ist sie die Göttin des wilden Schlachtgetümmels, die allein am Blutvergießen sich ergötzt. Von der Kriegsgöttin Pallas ist sie daher ganz verschieden, denn diese ist auch Vorsteherin der Künste des Friedens. Bei den Römern ward sie unter dem Namen Bellona nationalisirt, und erlangte hier mehr Ruhm als bei den Griechen. Römische Dichter geben ihr eine blutige Peitsche (*Aen.* VIII, 703) und eine Fackel in die Hand und schildern sie mit fliegenden, blutbespritzten Haaren (*Syl. It.* v. 221); diese Bilder entlehnten sie wahrscheinlich, wie Seybold sagt, von einer Vorstellung derselben in ihrem Tempel zu Rom, oder von der Sitte ihrer Priester, sich bei den Opfern die Schultern zu ritzen und ihr eigenes Blut zu vergießen (*Mart.* Ep. II, 85). Vor ihren Tempeln stand eine kleine Säule, in welche, nach geschehener Kriegserklärung, ein Spieß gesteckt zu werden pflegte (*Ovid.* Fast. VI, 206). Der merkwürdigste Tempel derselben war der, welchen Appius gelobte. In einem zweifelhaften Treffen mit den Samnitern und Etruskern hob er vor den Augen des Heeres die Hände empor und rief: Verleihest du uns heute den Sieg, o Bellona, so gelobe ich dir einen Tempel (*Liv.* X, 19). Das begeisterte die Krieger mit neuem Muthe und die Schlacht ward gewonnen. In einem ihrer Tempel pflegte der Senat sich zu versammeln und so vor den Augen der hoch verehrten Göttin zu rathschlagen. — Die Tempel zu Komana in Kappadocien und im Pontus sind kein Heiligthum der Enyo oder Bellona, sondern der armenischen Anaitis, deren Verehrung hier einen kriegerischen Charakter angenommen hatte. (Creuzer's Symb. II, 22 fg.) (*Richter.*)

Enyo, s. Therididae.

ENZERSDORF. 1) Enzersdorf am Gebirge, auch Maria-Enzersdorf, ein zur Herrschaft Feste Lichtenstein gehöriges, großes, schön gebautes Dorf im V. U. W. W. des Erzherzogthums Österreich unter der Ens, in der Nähe von Wien, zwischen Brunn und Mödling, in freundlicher Lage, fast durchaus von Weingärten umgeben, mit 101 Häusern, worunter sich viele Landhäuser der Wiener befinden, 820 teutschen Einwohnern, welche Wein- und Feldbau treiben und von der Vermiethung ihrer Häuser an die Bewohner der zwei Stunden entfernten Hauptstadt, sowie auch aus dem Verkaufe der Milch und des Obstes nach Wien, großen Gewinn ziehen; einer zum Dekanat Laa des wiener Erzbisthums gehörigen katholischen Pfarre von 900 Seelen, welche von drei Gliedern des Franziskanerordens versehen wird und unter dem Patronat des Religionsfonds steht; einem im J. 1454 gegründeten, 1533 aufgehobenen und 1632 wieder hergestellten Franziskanerkloster; einer katholischen, im J. 1726 in ihre gegenwärtige Gestalt gebrachten Wallfahrtskirche, Maria Heil der Kranken genannt, welche stark besucht wird und ein Hochaltarblatt von J. Höfel hat; einem Kirchhofe, in dessen Erde der verdiente Astronom Max Hell und der berühmte Dichter Fr. L. Zacharias Werner ruhen; einer Schule; einem freien Hofe, der alten Feste Lichtenstein und dem auf einem mäßigen Vorgebirge liegenden fürstl. Lichtenstein'schen Sommerschlosse, mit einem neu angelegten Parke und herrlicher Aussicht auf die nahe Hauptstadt der Monarchie und ihre belebten, schönen Umgebungen. 2) Enzersdorf an der Fischa, ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges Dorf desselben Kreises und Landes, am rechten Ufer der großen Fischa, wo sie den Reisenbach aufnimmt, in offener, wellenförmig geschwungener Gegend gelegen, eine halbe Stunde südlich von dem Markte Fischamend entfernt, mit 149 Häusern, 860 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feld- und

---

*) Dieses unitarische Werk suchten zu widerlegen Benedict Szent Királyi in lateinischer und Stephan Meletai in ungarischer Sprache.

Weinbaue und der Viehzucht ernähren; einem herrschaftlichen Schlosse, worin die Amtskanzlei der fürstl. Batthyani-Strattmann'schen Fideicommißherrschaft gleiches Namens ihren Sitz hat; einer zum Dekanat Fischamend des wiener Erzbisthums gehörigen katholischen alten Pfarre von (1829) 1560 Seelen, welche schon im 15. Jahrh. bestand, später von den Lutheranern in Besitz genommen, und erst im J. 1676 wieder hergestellt wurde, gegenwärtig unter dem Patronat der Ortsobrigkeit steht und von zwei Priestern versehen wird, einer alten, zum Theile noch aus dem 13. Jahrh. stammenden Kirche, einer Schule, einem freien Hofe und zwei Mahlmühlen. In der Gegend dieses Dorfes sollen mehre Avarenstämme, gleich nach ihrer Unterwerfung durch K. Karl den Großen, getauft worden sein. 3) Groß- oder Stadtl-Enzersdorf, eine k. k. Staatsherrschaft im V. U. M. B. Niederösterreichs, welche zugleich Landgericht, Grund-, Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist, die Stadt gleiches Namens, sieben Dörfer, einen Hof und zwei Ziegelöfen umfaßt, 10,879 n. ö. Joche und 1411 □Klaftern ökonomisch benutzten Bodens besitzt, einen Bevölkerungsstand von 2134 Seelen in 365 Häusern und einen Viehstand von 577 Pferden, 665 Rindern, 2124 Schafen und 680 Schweinen zählt. 4) Ein zur Herrschaft gleiches Namens gehöriges Landstädtchen, im Marchfelde, nahe an jenem Arme des linken Donauufers, welcher die Insel Lobau umschließt, gelegen, 2½ Stunden östlich von Wien entfernt, ziemlich wohl gebaut und von einer Mauer umgeben, durch welche drei Thore führen, mit 110 Häusern, 823 teutschen Einwohnern, welche sich größtentheils mit Getreidebau und Handel beschäftigen; einer alten, zum Dekanat an dem Marchfelde neben der Donau des Erzbisthums Wien gehörigen katholischen Pfarre von (1829) 1150 Seelen, welche unter dem Patronat des Kameralfonds steht; einer ansehnlichen, aus dem 12. und 14. Jahrh. stammenden katholischen Kirche und Kapelle; einer Schule, Schießstätte, einer Apotheke, zwei Gasthäusern, einer Potaschensiederei, mehren Schiffmühlen, zwei Ziegelöfen, den in der Mitte des Städtchens gelegenen Ruinen eines alten Schlosses, von dessen Schicksalen aber nichts anderes bekannt ist, als daß es in der letztern Zeit als Brauhaus verwendet wurde; einem stark besuchten wöchentlichen Körnermarkte und zwei Jahrmärkten. Dieses Städtchen ist vorzüglich in der Kriegsgeschichte des verhängnißvollen Jahres 1809 merkwürdig geworden, denn unterhalb dieses Städtchens ließ Napoleon vor der mörderischen Schlacht bei Wagram am Abende des 4. Juli bei Mühlleiten über die Donau setzen, am 5. Morgens die nicht sehr bedeutenden Feldverschanzungen zwischen Eßling und Enzersdorf nehmen und das hoch in Flammen auflodernde Städtchen erstürmen, worauf er sich erst im Marchfelde entfaltete und gegen Teutsch-Wagram vorrückte. 5) Lang-Enzersdorf, auch Langen-Enzersdorf, ein zum Stifte Klosterneuburg gehöriges großes Dorf in demselben Kreise und Lande, am Fuße des wegen seines vortrefflichen Weines bekannten Bisamberges, an der von Wien nach Prag führenden Commercial-, Haupt- und Poststraße, in sehr malerischer Umgebung gelegen, zwei Meilen nordwärts von Wien und eine halbe Stunde vom linken Donauufer entfernt, zum Theil von ausgebreiteten Auen umringt, mit 110 Häusern, 650 teutschen Einwohnern, welche Feld- und Weinbau treiben und aus dem Verkaufe von Obst, Milch, Getreide und andern Erzeugnissen nach Wien großen Vortheil ziehen; einer alten katholischen Stiftspfarre der regulirten Chorherren zu Klosterneuburg, welche zum Dekanat am Michaelsberge des wiener Erzbisthums gehört, unter dem Patronat des Stiftes steht, im J. 1326 von dem Bischofe Albert von Passau gestiftet und im J. 1403 an das Stift der regulirten Chorherren übertragen wurde; einer katholischen Kirche, Schule, einigen Gasthäusern, einer Poststation, welche mit Wien und Stockerau Pferde wechselt, einer Wegmauthstation, einem k. k. Forstamte und schönen Gärten. Die hiesige Gegend litt von jeher durch die Verwüstungen des Krieges und durch Feuersbrünste viel Ungemach. 6) Ein zur Herrschaft Staatz gehöriges Dorf in demselben Kreise und Lande, in einem Thale westlich von der nach Brünn führenden Poststraße gelegen, zwei Stunden von der Poststation Poisdorf entfernt, mit 81 Häusern, 537 teutschen Einwohnern, welche sich vom Feld- und Weinbau ernähren, und nach Staatz (Dekanat an der Hochleiten, Erzbisthum Wien) eingepfarrt und dahin auch zur Schule gewiesen sind, und einer Mahlmühle. 7) Enzerdorf im langen Thale, eine Herrschaft und Dorf in demselben Kreise und Lande, welche einem alten ritterlichen Geschlechte den Namen gaben; das Dorf liegt im sogenannten langen Thale am Göllersbache, hat 78 Häuser, 465 teutsche Einwohner, welche Feldbau treiben, eine eigene katholische Pfarre, welche zum Dekanat außer dem langen Thale des wiener Erzbisthums gehört und unter dem Patronat des Stiftes der Schotten zu Wien steht, eine katholische Kirche, ein neues herrschaftliches Schloß, eine Schule, zwei Mahlmühlen und ein Wirthshaus. 8) Ein zur Herrschaft Krumau gehöriges Dorf im V. O. M. B. Niederösterreichs. 9) Eine Gemeinde des Bezirkes Reifenstein im judenburger Kreise der obern Steiermark. (*G. F. Schreiner.*)

Enzian, s. Gentiana.

ENZIO, König von Sardinien, war der natürliche Sohn des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen, aus dessen Verhältniß mit einer edlen Dame, die nach Einigen eine Teutsche, nach Andern eine Italienerin gewesen ist, und gewöhnlich Bianca Lancia genannt wird.

Er wurde 1225 zu Palermo geboren und erhielt in der Taufe den Namen Heinrich, der bald in Heinz, in Henzio, Enzo, Entius, gewöhnlich aber in Enzio verwandelt wurde.

Seine Jugend, seine Erziehung sind in Dunkel gehüllt und nur das geht mit Bestimmtheit hervor, daß er mit unter allen seinen Brüdern, vielleicht Manfred ausgenommen, dem Herzen seines kaiserlichen Vaters am nächsten stand. Mit unbegrenzter Zärtlichkeit und Treue war er dafür dem Kaiser ergeben, dem er an körperlicher Schönheit ungemein glich.

Dichtkunst und Saitenspiel, welche am Hofe zu Palermo mit besonderer Sorgfalt gepflegt wurden, bildeten

früh den Geist und das Gemüth des schönen Jünglings, bei dem diese schönen Gaben mit kühner Tapferkeit und männlicher Thatkraft gepaart waren. Gleich seinem Vater war er fern von aller Priesterfurcht, und fern von aller Einwirkung religiöser Vorurtheile stand er demselben in allen seinen Kämpfen mit der Kirche aus voller Überzeugung bei und wurde so einer der gefährlichsten und gehaßtesten Gegner des Papstes.

Im J. 1237 erwarb sich Enzio in der Schlacht von Corte nuova die Sporen, als er tapfer an der Seite seines Vaters gegen die aufrührischen Lombarden focht. Wie in der Schlacht über seine Feinde, so siegte er im folgenden Jahre über viele Bewerber, welche um die Hand Adelasia's, der verwitweten Beherrscherin von Sardinien und Corsica, freieten. War auch der Ruf ihrer Schönheit weniger groß, denn sie war bereits 30 Jahre alt, so bewog doch der Reiz ihrer Reichthümer und der Theilnahme an einem Königthume den Kaiser, für seinen Sohn bei Adelasia zu werben, da er dadurch nicht allein der Macht seines Hauses und den Rechten des Reichs einen bedeutenden Zuwachs erwarb, sondern auch dem feindlich gesinnten Papst, der auf Sardinien von jeher Ansprüche machte, eine empfindliche Wunde schlug.

Adelasia, durch die Schönheit des tapfern Jünglings, der damals erst sein 15. Jahr erreicht hatte, bestochen, reichte ihm die Hand und der Kaiser gab ihm darauf den Titel eines Königs von Sardinien. Vermöge der Verfassung Sardiniens besaß aber Enzio, außer den von seiner Gemahlin ererbten Grafschaften (Judicaten) Torre und Logoburro, wenig mehr als den königl. Titel, und die thatenreiche Zeit, in welcher er lebte, hielt ihn, der die weiten Plane seines Vaters begriff und ins Leben rief, fern von diesem Eilande, wo er für seinen Geist und seine Thatkraft nur wenig Nahrung fand. Nur kurze Zeit blieb daher Enzio bei seiner Gemahlin in Sardinien, denn bald nach seiner Verheirathung rief ihn der Kaiser nach Italien zurück, um ihn unter dem 25. Juli 1239 zum Statthalter (Vicarius Imperii Generalis) von Italien zu ernennen. Die Bestallung des Kaisers findet man in den vorzüglichsten Schriftstellern jener Zeit, und sie zeugt sowol von dem hohen Geiste als von der schönen Sprache Friedrich's II.

Enzio wurde in dieser Bestallung mit aller Machtvollkommenheit bekleidet, ihm wurde die unbeschränkte Herrschaft und Schwertesgewalt gegeben: „damit du gleichsam als ein Spiegel unserer eigenen Person über Frieden und Gerechtigkeit wachest, und überhaupt und allenthalben unsere Stelle in jenem Lande vertretest."

Während im Verlaufe des Feldzugs der Kaiser seine Hauptmacht gegen Bologna führt, erobert Enzio die Festen Piumuzzo und Crevalcone; darauf drang er gegen die Mark Ancona vor, und faßte im October daselbst festen Fuß; der Papst zitterte in seiner Hauptstadt und voll von Zorn schleudert er am 11. Nov. den Bannstrahl gegen den jungen König von Sardinien. Dieser aber kümmerte sich wenig um den Bann des erschrockenen Papstes, rüstete sich zu dem neuen Feldzuge, in welchem er die Eroberung der Mark und der angrenzenden Länder fortsetzte. Orta, Civita Castellana, Montefiascone, Corneto, Sutri, Tuscanella und selbst das vom Papste schmerzlich bedauerte Viterbo fiel in die Gewalt des Königs.

Die Fehde des kaiserlich gesinnten Ferrara mit Ravenna leitete die Aufmerksamkeit des Kaisers auf Mittelitalien. Ferrara wurde von den Guelphen, den Feinden des Kaisers, genommen, und der Verlust dieser Stadt war zu wichtig, als daß er nicht alles zur Wiedereroberung hätte verwenden sollen.

Bald erschien daher Friedrich II. mit Enzio vor Ferrara und noch vor Ende des Jahres 1240 mußte sich die Besatzung ergeben und der Kaiser war wieder im Besitz seiner treuen Stadt.

Noch größern Ruhm sollte das Jahr 1241 dem jugendlichen Könige bringen. Der Papst hatte im vergangenen Jahre eine allgemeine Kirchenversammlung nach Rom auf Ostern 1241 ausgeschrieben, wogegen der Kaiser alle Prälaten gewarnt hatte, dem Rufe des Papstes zu folgen. Trotz dessen wagte es eine bedeutende Anzahl, vorzüglich der hohen französischen Geistlichkeit, gestützt auf die dem Papste verbündeten Genuesen, die gefährliche Reise auszuführen, und schiffte sich am 25. April im Hafen von Genua ein, um von da, gedeckt durch die genuesische Flotte, die Mündung der Tiber zu erreichen. Friedrich II., vom Vorhaben seiner Feinde unterrichtet, übertrug dem Könige Enzio den Befehl über die kaiserliche und pisanische Flotte, welche bereits im Hafen von Pisa insgeheim vereinigt war. Mitten auf der Fahrt erfuhren die Genuesen die Anwesenheit der kaiserlichen Flotte, dennoch setzte man trotz der kläglichen Bitten der Prälaten, die einmal beschlossene Fahrt längs der etrurischen Küste fort. Enzio erkannte den günstigen Zeitpunkt, ereilte am 3. Mai die genuesische Flotte unweit Livorno, bei der Insel Meloria, und errang nach mehrstündigem Kampfe einen vollständigen Sieg über dieselbe; 22 Schiffe wurden geentert, 3 in Grund gebohrt und nur 2 entkamen, um Genua die unglückliche Nachricht der Schlacht zu bringen.

Einige von den Prälaten zogen den Tod in den Wellen der Gefangenschaft vor, die andern aber, worunter 3 Cardinäle, 3 Erzbischöfe, 5 Bischöfe und viele Äbte, wurden gefangen und Enzio schickte auf Befehl seines Vaters, der ihm auf seine Anfrage

Omnes Praelati Papa mandante vocati
Et tres legati veniant hucusque ligati

geantwortet hatte, die Prälaten und drei Legaten gebunden nach Neapel, während die andern in pisanischen und sicilischen Kerkern untergebracht wurden.

Gedrückt von diesem Unglücke starb der Papst Gregor IX., und Friedrich II., der nun augenblicklich in Italien freien Athem schöpfen konnte, schickte den König Enzio mit 4000 Reitern und vielem Fußvolke nach Teutschland, um im Vereine mit seinem Bruder, dem Könige Konrad, gegen die Mongolen zu ziehen, die in diesem Jahre von Ungarn aus in Teutschland einzudringen versuchten.

Zum ersten Male sah der König von Sardinien das Vaterland seiner Ahnen und war so glücklich, sein Bürgerrecht mit dem Schwerte zu erwerben. Am Delphis, einem kleinen Arme der Donau in Österreich, kam es

zur Schlacht, und die Mongolen erlitten eine entscheidende Niederlage.

Kaum hatte Enzio Teutschland von der fürchterlichen Verwüstung der asiatischen Horden gerettet, so kehrte er nach Italien zurück, denn auch der neu erwählte Papst Innocentius IV. fachte den Krieg gegen den Kaiser von Neuem an. Doch bieten diese Feldzüge wenig mehr dar, als die Eroberung fester Schlösser und die Verwüstungen des flachen Landes, und so geschah in den Jahren 1242 bis 1243 nichts Entscheidendes. Für Enzio aber mußte es schmerzlich sein, daß sich seine Gemahlin, die freilich größtentheils fern von ihm leben mußte, unter dem Vorwande, daß Enzio gebannt sei, von ihm trennte, und später einen ihrer Liebhaber heirathete.

Noch thatenloser als die vorhergehenden Jahre war das Jahr 1244, da während dessen der Kaiser und der Papst Friedensunterhandlungen pflogen, die aber zu keinem Resultate führten und mit der Flucht des Papstes nach Lyon endigten. Enzio hielt sich zu Verona auf und hier wurde der nächste Feldzug gegen den Papst und seine Anhänger verabredet, der eine Entscheidung bringen sollte, aber auch nicht brachte. Zwar stand im October 1245 der Kaiser bei Abbiate am Ticino dem feindlichen guelphischen Heere gegenüber, während Enzio auf dem linken Flügel an der Adda die Kaiserlichen zu sammeln suchte; doch der Kaiser wagte die Schlacht nicht, und auch das Treffen bei Gorgonzuolas, welches Enzio bestand, um sich mit seinem Vater zu vereinigen, und in welchem er nur durch die Tapferkeit der Krieger von Reggio und Parma der Gefangenschaft entrissen wurde, gab keine Entscheidung. Der Kaiser zog nach Pavia, von dort nach Cremona; Enzio aber blieb in der Lombardei.

Das Jahr 1246 ging ohne besondere Kriegsthaten vorüber, der Kaiser war mit der verabredeten Kirchenversammlung zu Lyon beschäftigt, während Enzio und Friedrich von Antiochien die Macht ihres Vaters in Italien zu verstärken suchten, was ihnen auch gelang.

Nirgends hatten die guelphischen Lombarden ein erhebliches Heer, vielmehr breitete sich die kaiserliche Macht allmälig immer weiter aus, aber ebendiese Verbreitung zersplitterte auch die Kräfte des Kaisers und die aus Parma vertriebenen Guelphen benutzten dies, überrumpelten am 14. Juni 1247 die Stadt und setzten sich in Besitz derselben. Der Papst und alle guelphischen Städte unterstützten nun ihre Partei in Parma schleunigst und bald faßte es eine zahlreiche, dem Kaiser feindlichgesinnte Besatzung in seinen Mauern.

König Enzio war, als er den Verlust dieser wichtigen Stadt hörte, mit der Belagerung von Quinzano beschäftigt; er zog sogleich alle verfügbaren Streitkräfte zusammen, und lagerte sich westlich vor Parma; der Kaiser eilte ebenfalls mit einem bedeutenden Heere dahin, und begann am 14. Aug. die Belagerung, bei der Enzio wichtige Dienste leistete. Trotz aller Anstrengungen aber zog sich die Belagerung in die Länge, und als der Kaiser im Anfange des J. 1248 schon glaubte, die Stadt durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, so unternahmen die Belagerten einen Ausfall, überfielen das kaiserliche Lager und zerstörten es von Grund aus.

Trotz dessen wurde die Belagerung eine Zeit lang fortgesetzt und Enzio, der bei dem Ausfalle der Belagerten nicht zugegen gewesen, rächte den Überfall, indem er dem Parma verbündeten Mantua in einem Treffen auf dem Po über 100 Fahrzeuge wegnahm. Die Eroberung von Parma aber mußte der Kaiser aufgeben, da ihn selbst dringende Geschäfte nach Neapel riefen, während Enzio mit seinem Freund und Schwager Ezzelino nach Verona ging, wo er seine, ihm vom Kaiser bestimmte Braut (mit der er sich jedoch nicht vermählte), die Nichte Ezzelino's, kennen lernte. Über die Person derselben sind jedoch die Schriftsteller in Zweifel; es ist wahrscheinlich, daß, wenn sie nicht die Tochter der mit Enrico d'Egna vermählten Schwester ist, es eine der beiden so reizend als unglücklichen Töchter Alberigo's, Amabilia oder Grisieldis war, welche auf Befehl Azzo's von Este auf schimpfliche Weise getödtet wurden.

Die ausgebrochene Feindseligkeit zwischen Bologna und Modena rief jedoch den König zu neuen Thaten. Er erfuhr, wie die Bologneser, durch 3000 Reiter und 2000 Mann Fußvolk des Azzo von Este und anderer Bundesgenossen unterstützt, unter Anführung des Podesta Filippo Ugone gegen Modena anrückten.

Enzio, durch Gesandtschaft des bedrängten Modena's bestürmt, versprach der Stadt Hilfe, zog seine Streitkräfte aus Pavia und Cremona, sowie die aus Parma und Ferrara verwiesenen Ghibellinen an sich, und ging, durch die Besatzung von Modena verstärkt, kühn dem Feinde entgegen, der an dem rechten Ufer der Fossalata lagerte.

Am 26. Mai entbrannte die Schlacht; Enzio, unter den welschen wie teutschen Rittern an Würde wie an Heldenmuth der erste, war überall, wo der Kampf am heftigsten entbrannte. Im Gewühle des Kampfes traf er auf Antonio Lambertacci; das Pferd des Königs stürzte, und nur der unbeschreibliche Muth des teutschen Kriegers entriß ihn diesmal der Gefahr, allein sein Fall hatte das Heer entmuthigt, die Modeneser flohen und zogen die übrigen Abtheilungen mit nach. Der König suchte umsonst sein Heer zum Stehen zu bringen, die Nacht brach ein und der siegestrunkene Feind verfolgte unablässig, und Enzio mit mehren Edlen, Marinus v. Ebulo und Boso Doaro geriethen in seine Gewalt. Unter starker Bedeckung wurde der König vorläufig nach dem festen Castel Franco abgeführt, dann aber mußte er den Triumphzug des Filippo Ugone verherrlichen, welchen derselbe in Bologna hielt.

Hoch auf seinem Streitrosse sitzend ragte Enzio (er war 24 Jahre alt) vor allen seinen Mitgefangenen hervor, und erwarb sich durch seine männliche ungebeugte Haltung die Bewunderung der Männer ebenso, als er die Herzen der schönen Frauen bezauberte.

Wol regten sich in Bologna viele Stimmen, welche, durch Bewunderung des königlichen Helden hingerissen, darauf drangen, den König freizugeben, und so durch Großmuth den Kaiser zu gewinnen: trotz dem gewann die Gegenpartei die Oberhand und es blieb beschlossen, Enzio bis zu seinem Tode gefangen zu halten.

Friedrich II. ward durch diese Nachricht tief erschüttert; er schrieb halb drohend, halb bittend an den Rath und die Gemeinde von Bologna; umsonst: ja er bot der Stadt für die Freilassung seines Lieblings einen silbernen Ring von dem Umfange Bologna's; die Gefangenschaft blieb beschlossen.

Von Sorgen und Feinden aller Art umringt, vermochte der Kaiser nicht, gewaltsam die Befreiung seines Lieblings zu bewirken, und bald hinderte ihn sein Tod (13. Dec. 1250) daran.

Über zwanzig Jahre, von 1248—1269, blieb Enzio in der Gefangenschaft und überlebte so in derselben den Fall und Untergang seines Hauses.

Die Mittel zur Befreiung wurden dem Gefangnen mit aller Vorsicht abgeschnitten, außerdem aber behandelten die Bologneser ihn mit ungewöhnlicher Milde; der Palast des Podesta wurde ihm bis zur Erbauung eines eigenen für ihn bestimmten Hauses als Wohnung angewiesen, in welchem er die Besuche der Edlen von Bologna annehmen durfte. Der König aber wurde durch das Schicksal seines Hauses und die Kälte seiner geschiedenen Gemahlin, die sich abermals verheirathete, tief gebeugt, und die rohe Gesellschaft des gefangenen Grafen Konrad von Solimburg, mit dem er sein Zimmer 14 Jahre lang theilen mußte, konnte ihn nicht trösten. Die Musik und Dichtkunst halfen ihm den trägen Lauf der Jahre beflügeln. Mehre seiner Lieder, die auf uns gekommen sind, zeigen sein hohes dichterisches Gemüth; außer seiner eigenen Dichtung sammelte er alte Sagen und Lieder, welche „das schöne Land, in dem das Si erklinget," damals kannte. Ein noch schönerer Trost als Poesie und Musik ward ihm aber durch die Liebe Lucia's Viadogli, Tochter einer armen, aber angesehenen Familie Bologna's, deren Herz er seit dem Tage seines Einzugs gefesselt hielt. Sie vermählte sich nach dem Berichte einiger Geschichtschreiber förmlich mit ihm und ein Sprößling dieses Verhältnisses soll Enzio Bentivoglio, der Stammvater des berühmten Geschlechts dieses Namens, geworden sein, von andern jedoch wird diese Liebe ganz bezweifelt. — Die Nachricht von dem Untergange seines Geschlechtes, von dem Geschicke Konradin's, erweckte in Enzio von Neuem den kühnen ritterlichen Geist und in der Idee, als letzter Sprosse des Stauffen'schen Geschlechts berufen zu sein, den völligen Untergang von demselben abzuwenden, schien ihm nur die Freiheit zu fehlen, um die französische Zwingherrschaft in Neapel zu zerstören und in Teutschland das Ansehen seiner Familie herzustellen.

Zwei seiner Freunde, Piedro de Asinelli und Raineri di Gonfalonieri, verbanden sich zu seiner Befreiung. Ein großes Faß voll Wein wurde in des Königs Zimmer gebracht und nachdem es geleert war, legte sich Enzio hinein und hoffte in demselben zu entfliehen. Aber eine Locke, die aus dem Spundloche, wodurch der König Luft athmen sollte, herausfiel, verrieth den König, nachdem er schon sämmtliche Wachtposten getäuscht hatte. Die Mitschuldigen wurden hingerichtet, nur Asinelli rettete sich durch die Flucht. Der König wurde hierauf in engere Verwahrung gebracht, doch bald endigte die gänzliche Hoffnungslosigkeit sein Leben. Er starb am 15. März 1272 in einem Alter von 47 Jahren. Die feierliche Beisetzung fand zu Bologna in der Kirche St. Domenico statt, wo ihm auch ein Denkmal gesetzt ward.

Enzio war von mittler Statur, jedoch kräftig und schön gewachsen, seine Haare ringelten sich in blonden goldnen Locken bis auf den Gürtel herab, und selbst seine Feinde nannten ihn den tapfersten, trefflichsten der Söhne Friedrich's II.

Enzio hinterließ von seiner ersten Gemahlin eine Tochter, Helene, welche sich 1262 mit einem Grafen von Donoratico vermählte und deren einer Sohn, Ugolino, mit dem Beinamen Nino später in der Geschichte öfters genannt wird.

Als Dichter steht Enzio in der Literaturgeschichte Italiens als einer der ältesten da; leider sind nur Bruchstücke seiner Dichtkunst auf uns gekommen, möglich jedoch, daß in bolognesischen Archiven, wie in den Manuscripten des Vaticans die übrigen Gedichte Enzio's, wie die seines Vaters und seines Bruders, noch verborgen sind *).

(*A. v. Witzleben.*)

ENZMÜLLER (Joachim), der H. R. R. Graf und Herr von und zu Windhaag, auf Pragthal, Münzbach und Sachseneck, Freiherr zu Rosenberg und Wolfshofen, Herr zu Groß-Poppen, Neunzehn, Wurmbach und Kirchstetten, Eigenthumsherr der Herrschaft Reichenau am Freiwald und Groß-Bertholds, ist nicht nur für die Geschichte der Kunst in Teutschland merkwürdig. Von Geburt ein Schwabe, von Gewerbe ein armer Schreiber, kam er, mit der Doctorwürde geschmückt, nach Wien, um sein Glück zu suchen. Er war der Landschaft Secretarius, als er sich am 21. Nov. 1627 mit des verstorbenen Kammersecretarius Christoph Kirchstetter Tochter, Maria Kirchstetterin von Kirchstetten, vermählte. Diese Heirath scheint ihm zwar kein Vermögen, aber Gönner und Freunde gebracht zu haben, durch deren vereinigte Bemühungen er allmälig in der Dienstlaufbahn vorgeschoben, endlich bis zu dem Posten eines k. k. Raths und Regenten des Regiments der niederösterreichischen Lande befördert wurde. In diesem Posten, den er vermuthlich so gut ausfüllte, wie ein anderer, erwarb er großen Reichthum. Die Mittel und Wege, deren er hierzu sich bediente, sind uns verborgen geblieben, sie müßten ungezweifelt für die Geschichte der Entwickelung der österreichischen Monarchie höchst belehrend sein, wenn sie verglichen werden könnten mit der Armuth des Staates in jener Epoche. Im J. 1633 erkaufte Enzmüller das große Haus auf dem Markte zu Linz, am 17. April 1636 die Herrschaft Windhaag, in Machland, sammt der ihr einverleibten Burg Pragthal, und den zerstörten Festen Sachseneck und Mitterberg, 1639 den dieser Herrschaft anstoßenden Markt

*) König Enzio, von Ernst v. Münch. (Stuttgart 1841.) Enthält nicht allein eine ausführliche Lebensbeschreibung, sondern auch in den Beilagen die auf uns gekommenen Gedichte und ausführliche Capitel über seine Familie und seine Liebe mit Lucia Viadogli, sein Testament, sowie die Angabe der Quellen für die einzelnen Begebenheiten. Friedrich v. Raumer's Geschichte der Hohenstaufen. 4. Th. Hörschelmann's Geschichte von Sardinien.

Münzbach, und 1641 das Gut Kirchberg an der Wild, V. O. M. B., um dessentwillen er unter seinem Geschlechtsnamen Enzmüller am 21. Aug. 1641 als Landmann in des Landes unter der Ens Matrikel von den neuen Geschlechten Ritterstandes aufgenommen wurde. Am 11. Febr. 1648 erkaufte er das stattliche, zu Wien in der Obern-Beckenstraße belegene Haus, den 4. Sept. 1653 die Herrschaft Reichenau oder Groß-Bertholds, V. O. M. B., am 14. Febr. 1656 die Herrschaft Groß-Poppen, V. O. M. B. und beinahe zu derselben Zeit die Herrschaft Kirchstetten, V. U. M. B., am 8. Oct. 1658 die bedeutende Herrschaft Rosenberg mit Wolfshofen, V. O. M. B., den 28. Oct. 1658 die Herrschaft Neunzehn, V. O. M. B., den 3. Juli 1659 das Amt Rausmanns. Auf allen diesen Gütern hat er große Bauten vorgenommen, namentlich zu Windhaag, wo bisher nur ein altes, unansehnliches Burghaus sich befunden. Die Grundlegung allein des neuen, stattlichen Schlosses, in dem rauhen Felsen, muß unermeßliche Summen verschlungen haben. Auch der innere Ausbau, die Auszierung der Gemächer, die daselbst aufgestellten Sammlungen und Bibliotheken, die Wasserwerke müssen den Bauherren ungemein hoch gekommen sein. Von 1636 an hat er daselbst gebaut, neben das Schloß, 1651, noch das Kirchlein zu Maria Portiuncula gesetzt. Das Prachtschloß zu Rosenberg erhielt durch ihn seine Vollendung. Es „ist dasselbe sehr köstlich, und mit 13 unterschiedlichen Thürmen (darunter theils mit Plech bedeckt) schön geziert, deren theils zwar damalen nur bloß in Grund gelegt, jedoch nicht außgebawet waren; Sondern erst seithero durch jetzigen Herrn Graffen von neuem erhebt; ja das gantze auch fast pawfällige Schloß, sambt dem Meyer- und Scheffler-Hof mit großen Unkosten reparirt, und noch darzu ein ansehliche Papier- und Pulfer-Mühl, Item ein Hammerschmidten oder Eisen-Hammer und Walch von neuem erbaut, und also an dasselbe Gebäw, wie auch Reparirung deß alten schon über 12,000 Gulden angewendet hat.“ Im J. 1641 brachte er von den Erben Schütter das Patronatrecht der Schulstiftung zu Münzbach an sich. Begründet durch ein von Georg Kirchheimer bei der ober-ennserischen Landschaft 1599 angelegtes Capital von 22,000 Fl. hatte diese protestantische Schule bis zum J. 1625 bestanden; Enzmüller, indem er von den Erben die Verfügung über die der Schule eigentlich und besonders angewiesenen 600 Fl. jährlich erhielt, machte sich anheischig, solche ganz nach dem Willen des Stifters, doch ohne Nachtheil der katholischen Religion, zu verwenden. Demnach traf er die Einrichtung, daß auf solcher Schule allezeit „zwen oder drey taugliche gelehrte Professores, und sechs Alumni mit allen Nothdurfften beständig erhalten, auch alle daselbst studirende Jugend, ohne Bezahlung eines Minerval- oder Schuel-Gelds, nicht allein in humanioribus studiis, als Rudimentis, Grammaticâ Latinâ und Graecâ, Poësi und Rethoricâ, sondern auch in Musicâ Vocali und Instrumentali, auf allerley Arth unterrichtet werden.“ Wie aber Enzmüller im J. 1662 in Münzbach das Dominikanerkloster zu St. Joachim stiftete, den weitschichtigen und ansehnlichen Conventbau vornahm, auch die am 20. Sept. 1662 dem Kloster incorporirte Pfarrkirche von Grund auf erneuerte, übergab er auch die Schule an die Dominikaner. Enzmüller, Freiherr seit dem 5. Januar 1651, nachdem er so Vieles erworben und begründet, wünschte seine Leistungen der Welt mitzutheilen. Dafür steht den großen Männern des Tages irgend ein befreundetes Conversations-Lexikon offen, so weithin verbreitet den Bericht von Thaten und Werken, die außerdem ewiger Vergessenheit verfallen würden; Enzmüller war genöthigt, sich kostspieligerer Mittel zu bedienen, um seinen Zweck zu erreichen. Durch Vermittelung von Mart. Zeiler, dem Redacteur der Topographia Provinciarum Austriacarum, gelangte er zu Verbindung mit der Merian'schen Kunsthandlung, und diese übernahm es, als Anhang zu der größern Topographie herauszugeben die Absonderliche Beschreibung der Herrschaften, Städte und Schlösser Windhaag, Reichenau, Horn, Drosendorff und Petronell, sampt derselben Angehörungen. Frankfurt 1656 Fol. S. 14. Die Anzahl der beigefügten Kupfer können wir nicht bestimmen, weil in unserm ganzen Leben uns nur ein einziges Exemplar, in einer pariser Bibliothek, aufgestoßen, so vollständig diese Kupfer besessen hätte. Gewöhnlich sind ihrer, was die Herrschaften Windhaag und Reichenau angeht, nur drei, ungerechnet die zwei allerliebsten Karten in der in unsern Tagen wieder aufgenommenen Panorama-Methode à vue d'oiseau (Cavalier-Perspective). Um vollständig genannt werden zu können, müßte solcher Anhang noch 17 Kupfertafeln weiter, darunter sechs verschiedene Ansichten von dem Schlosse Windhaag enthalten. Vermuthlich ließ der Besitzer der Herrschaft die Platten, zu denen er die Kosten gegeben haben muß, bald wieder einziehen, und von den wenigsten nur waren Abdrücke in Frankfurt zurückgeblieben. Alle diese Platten finden sich aber vereinigt, mit vielen andern, so ähnlichen Gegenständen gewidmet, in der Topographia Windhagiana aucta, das ist: Vermehrte eigentliche Delineation oder Contrafaitur, Perspectiv, Auffzüg, Grund- und Abriß auff unterschibliche Prospecten und Form, mit beygesetzter kurtzer historischer Beschreibung der Graf- und Herschafften Windhaag, Rosenburg am großen Khamp und Wolfshofen, wie auch Groß-Poppen, Neuntzen, Wurmbach, Reichenau am Freywald, Groß-Pertholtz, Langenschlag und Kirchstetten; auch aller derselben vornembsten Gebäuen, als Schlösser, Marckt, Aigen Dörffer, Kirchen, Clöster, Herrenhäuser, Mayrhöf, Lustgärten, Grotten und Brunnwerken, mit deren Bezürck im Landgericht, Wildpan, und Fischwassern ꝛc. Durch Fr. Hyacinthum Marianum, Ord. Praedic. SS. Theol. Lect. und gewesten Windhagerischen Bibliothecarium, anjetzo deß Wiennerischen Convents Vicarium. Gedruckt zu Wienn, bey Leopold Voigt, Anno 1673 kl. Fol. S. IV. und 62, mit 62 Kupfertafeln, worunter des Grafen Bildniß, in denen sich aber die Merian'schen Kupfer gar sehr von den übrigen unterschieden. Im J. 1669 wurde Enzmüller in des H. R. R. Grafenstand erhoben, vermuthlich bei Gelegenheit seiner zweiten Vermählung mit Maria Ämilia, Gräfin von Sprinzenstein, denn die erste Frau hatte er 1659 verloren. Es blieb ihm von ihr die einzige Tochter, Magdalena Fran-

ziska, so aber bereits am 2. Mai 1650 zu Tuln, in dem Dominikanernonnenkloster, Profession abgelegt hatte. Ihres Umgangs zu genießen, erlangte der Vater von dem Ordensgeneral, daß dieselbe, mit drei andern Schwestern aus dem Kloster Tuln nach Windhaag transferirt wurde, wo er ein Nonnenkloster zu stiften beabsichtigte. „Es ist auch auff die eingereichte Fundations-Versicherung der Bischöffliche Consens zu völliger Canonischen Einrichtung dieses newen Jungfrawen Closters, vermög außgefertigten Instruments, sub dato Passaw, den 10. Novembris 1670 erfolgt, und vielernante deß Herrn Fundators Tochter, die Wol-Ehrwürdige Fraw Eva Magdalena zur ersten Priorin benennet, auch solches newes Closter (im alten Schlosse Windhaag) durch Gottes sonderlichen Seegen, in Kürtze also vermehrt worden, daß sich seithero in so weniger Zeit (außer der obbemelten dreyen Tulnerischen Schwestern, die sich wieder in ihr Profeß-Hauß begeben) nunmehr allda in Professin und Novizin zwölff Tugendsame Jungfrawen befinden; Die sowol in Zimmern, Wohnungen und Gärten, als auch nach löbl. Ordens-Brauch, in allen Geist- und Weltlichen Nothdurfften, ohne allen Mangel oder Abgang, genugsamlich versehen seynd." Joachim Enzmüller starb im J. 1675 und wurde in der Klosterkirche zu Münzbach, an der Seite seiner ersten Hausfrau beerdigt. Das Haus zu Wien, in der Ober-Beckenstraße Nr. 215, oder nachmalen 801, widmete er zu einer Stiftung für Alumnen in der Philosophie, Medicin und Jurisprudenz, die von einem Hofmeister und Corepetitor geleitet, unter der Administration eines niederösterreichischen Landstandes, der von der Priorin zu Windhaag zu präsentiren, stehen sollten. Die Zahl dieser Alumnen ist 1755 auf 26 gebracht worden. Nach demselben Hause wurde auch des Grafen Bibliothek gebracht und so, wie er es verordnet, von 1678 an der öffentlichen Benutzung gewidmet. Ihr eigentliches Fundament war derer von Jörger, vor dem böhmischen Kriege in Steyregg aufgestellte Bibliothek, „die man auff viel Tausend Gulden geschätzet, und die ihres gleichen, was gedruckte Sachen anbelangt, in Österreich nicht solle gehabt haben," also berichtet Zeilerus, in seiner Reisebeschreibung des Teutschlands, Cap. 8, welchem P. Hyacinthus Marianus hinzufügt: „Nun aber ist diese erkauffte Jörgerische Bibliothek gegen der jetzigen Windhaagerischen, fast nicht für den zwantzigisten Theil zu rechnen; sintemalen dieselbe nicht allein in denen von Buchführern und anderen Privat-Personen, in viel Tausend erkaufften Büchern bestehet, sondern es seynd auch anderwärts gantze Namhaffte Bibliothecen als der Herrn von Minckenwitz, und Herrn Fernberger, ingleichem deß Herrn Sagittarii, Chur-Fürstl. Bayerischen gewesten Leib-Medici, wie auch beyder Wiennerischen Medicorum, Herrn D. Clausen, und D. Mensurati, item, deß Herrn Hauptmanns Fuchsens, und viel anderer Privat-Bibliothecen, darzu erkaufft worden." Zur Zeit von des Grafen Absterben zählte diese Bibliothek, von der ein Katalog, Bibliotheca Windhagiana, Viennae 1733. 4. gedruckt, über 20,000 Bände. Durch den letzten Willen des Erblassers war sie dem niederösterreichischen Landmarschallgerichte untergeordnet, welches seine Oberaufsicht durch zwei Superintendenten, den einen Herren- den andern Ritterstandes, ausüben ließ. Für den Dienst der Bibliothek war ein Bibliothekar aus dem Predigerorden, und ein weltlicher Gehilfe angeordnet. Zur Unterhaltung der Bibliothek und der Alumnenstiftung sind die Herrschaften Neunzehn und Groß-Poppen angewiesen. Die Herrschaft Windhaag wurde das Eigenthum des in dem alten Schlosse untergebrachten St. Marien Magdalenenklosters, und die Priorin, eben jene einzige Tochter des Stifters, ließ sofort das alte wie das neue, im italienischen Geschmacke erbaute Schloß abbrechen, und auf dem gegenüber liegenden Berge das neue Kloster aufführen. „Damit wurde nicht nur der weltlichen Herrschaft, sondern auch der Pracht und Zierde ein Ende gemacht; die herrlichen Fontainen, Grotten, Säle, Galerien verstieß die Zeit aus dem Andenken, nachhin auch das Kloster, denn es besteht nicht mehr." Heutzutage ist Windhaag, nachdem es geraume Zeit von dem Religionsfonds besessen worden, ein Dotationsgut des Bisthums Linz. „Fou comme les fondateurs," sagt das Sprüchwort.

(*v. Stramberg.*)

ENZOWAN, eine fürstl. Lobkowitzische Fideicommißherrschaft im leitmeritzer Kreise des Königreichs Böhmen, mit einem eigenen Wirthschafts- und Justizamte, einer verwendbaren Bodenfläche von 5257 n. ö. Jochen 91 □Klaftern, einem Viehstande von 147 Pferden, 398 Rindern und 1240 Schafen und einer Bevölkerung von 1720 Seelen in sechs Dörfern (und einem Antheile an zwei andern), worunter sich auch das Dorf gleiches Namens (sonst Wenzowan) befindet; dieses liegt zwei kleine Stunden östlich von der Kreisstadt und eine halbe Stunde vom rechten Elbufer entfernt, am Fuße des Skalken- und Holleyberges, in einer angenehmen Gegend, von Wein- und Obstgärten und Obstbaumalleen umgeben, ist nach Ruschowan (Vicariatsdistrict Auscha, Bisthum Leitmeritz) eingepfarrt, und hat 56 Häuser, worunter sich das herrschaftliche Wirthschaftsamtsgebäude befindet, 328 katholische Einwohner, welche sich von der Feldwirthschaft ernähren, ein altes Schloß, eine obrigkeitliche Ziegelbrennerei, bei welcher 17 Häuschen mit 98 Einwohnern liegen, ein Brauhaus, eine Branntweinbrennerei, einen Meierhof, ein Jägerhaus und ein Armeninstitut *). (*G. F. Schreiner.*)

EO, kleiner Fluß in der spanischen Provinz Galicia, durchfließt in nördlicher Richtung die Provinz Mondoñedo und fällt bei Ribadeo zugleich mit der Narceca in das vizcay'sche Meer. (*Fischer.*)

Eobanus, s. Hessus.

EOCHARICH, ein König der Alanen, wurde um 435 n. Chr. Geb. von dem römischen Feldherrn Aëtius, der unter der Regierung des Kaisers Valentinian III. in Gallien befehligte, nach Armorica gesendet, um einen dort ausgebrochenen Aufruhr zu dämpfen. Schon war Eocharich, dem Heidenthume noch ergeben, auf dem Marsche, da kam ihm der Bischof von Auxerre, St. Germain, ent-

*) s. Das Königreich Böhmen; statistisch-topographisch dargestellt von J. G. Sommer (Prag 1833). 1. Bd. Leitmeritzer Kreis. S. 375 fg.

gegen und flehete um Schonung für die Rebellen. Eocharich wollte ihn zurückweisen und weiter reiten; doch der Bischof faßte dessen Pferd am Zügel, hielt ihn an und hörte nicht auf, ihn inständig zu bitten. Diese edle Kühnheit und Selbstverleugnung überraschte und rührte den Heiden; er versprach, seine Truppen in ihre Quartiere an die Loire zurückzuführen und daselbst zu bleiben, bis Verzeihung von Aëtius oder vom Kaiser eingetroffen sein werde. St. Germain begab sich nach Ravenna, fand eine günstige Aufnahme bei der Kaiserin Placidia, und durfte Verzeihung für die Schuldigen hoffen. Doch diese hatten inzwischen ihre Unruhen erneuert, und nun verheerte Eocharich, auf wiederholten Befehl, ihr Land und übte strenge Ahndung an den Rebellen. (*Tillemont*, Hist. des Empereurs. T. VI.) (*A. Herrmann.*)

EOGAN (Eoghain, Eoghann, Eoan), ist der Name von 13 Regenten in Irland vom Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. an; s. Irland. (*H.*)

EON DE BEAUMONT, geb. den 5. Oct. 1728 zu Tonnère in Bourgogne, aus einem alten und angesehenen Geschlechte stammend, kam bereits in seinem sechsten Lebensjahre nach Paris, wo er unter den Augen seiner Verwandten erzogen ward. Dem Mazarin'schen Collegium verdankte er seine wissenschaftliche Bildung, in welcher er so rasche Fortschritte machte, daß er schon sehr früh zum Doctor beider Rechte und bald nachher zum Parlamentsadvocaten ernannt ward. Sein poetisches Talent zeigte er in einigen Lobschriften in lateinischen Versen, unter denen besonders die Éloge de Madame la Duchesse de Penthièvre großen Beifall fand. Mit der schönen Literatur verband er ein gründliches Studium der Staatswissenschaften. Er war noch sehr jung, als er einen nicht mislungenen Versuch über die verschiedenen Lagen Frankreichs hinsichtlich des Finanzwesens schrieb. Ebenfalls noch in frühem Alter, ließ er zwei Bände politischer Betrachtungen über die Staatsverwaltung bei den ältern und neuern Völkern drucken. Über diesen gelehrten Beschäftigungen vergaß er nicht, sich in den Waffen und in allen ritterlichen Spielen seiner Zeit zu üben. Seine politische Laufbahn begann mit dem J. 1755. Empfohlen durch den Prinzen von Conti, erhielt er von Ludwig XV. den schwierigen Auftrag, insgeheim in Rußland an einer Versöhnung zwischen den Höfen zu Petersburg und zu Versailles zu arbeiten. Er gewann das Vertrauen der Kaiserin Elisabeth und ihres Günstlings, des Vicekanzlers Grafen von Woronzow. Auf seinen Antrieb geschah es, daß die russische Kaiserin die zu Gunsten Friedrich's II. ausgerüstete Heeresmacht nun gegen diesen König vorrücken ließ, zu großem Vortheil Österreichs und Frankreichs. Mit dieser Botschaft erschien d'Eon an den Höfen zu Wien und Versailles. Zugleich überreichte er dem zuletztgenannten Hofe ein von ihm entworfenes politisches Gemälde von der Verfassung Rußlands, in welchem er auch Muthmaßungen äußerte über die Absichten jenes Reiches auf Polen. Diese politische Vorahnung ward jedoch von dem Hofe zu Versailles damals wenig beachtet. Vielmehr richtete derselbe seine Aufmerksamkeit auf eine geheime Correspondenz, welche d'Eon zwischen dem russischen Großfürsten und Friedrich II. entdeckt haben wollte. Niemand war geschickter als er, um die Partei des Königs von Preußen an dem petersburger Hofe zu schwächen. Ludwig XV. schickte ihn daher abermals als Gesandtschaftssecretair nach Rußland, verdoppelte seinen bisherigen Gehalt und erhob ihn zu einem Dragonerlieutenant bei dem Generalstabe.

Bei dieser Sendung entsprach d'Eon auf mehrfache Weise den Wünschen der Höfe zu Wien und Versailles. Er brachte es dahin, daß der Großkanzler des Reichs, Graf Bestuschew-Rumin, der als das Haupt der preußischen Partei in Rußland galt, in dem kaiserlichen Palaste verhaftet ward. Während seines Aufenthaltes in Rußland, der bis zum J. 1759 dauerte, widmete er sich nicht ausschließlich seinen Geschäften als Gesandtschaftssecretair. Er theilte sich zugleich mit dem Grafen Woronzow, dem nachherigen Großkanzler, in die unmittelbare und geheime Correspondenz zwischen Frankreich und Österreich. Ludwig XV. verdankte er einen Jahrgehalt von 200 Dukaten und den Rang eines Dragonercapitains. Er sah sich dadurch an seinen Monarchen gefesselt, und ließ sich auch durch die glänzendsten Anträge nicht bewegen, in Rußlands Dienste zu treten. Als er nach Frankreich zurückkehrte, belohnte der Hof seine Verdienste mit einem Jahrgehalte von 2000 Livres.

Um jene Zeit (1760) eröffnete er auch seine militairische Laufbahn. Er erhielt die Erlaubniß, dem damaligen teutschen Feldzuge als Freiwilliger und als Generaladjutant des Marschalls Broglio beizuwohnen. Seine Tapferkeit rettete an den Ufern der Weser, mitten unter dem feindlichen Feuer, das Geschütz und die Equipage des Königs. In dem Treffen zu Ultrag bei Soest ward er am Haupt und an der Hüfte verwundet. Den 7. Nov. 1761 nöthigte er unweit Eimbeck die Bergschotten nach einem lebhaften Angriffe zur Flucht und verfolgte sie bis ins englische Lager. Einen andern Angriff richtete er mit seltener Unerschrockenheit und Gewandtheit auf ein preußisches Freibataillon, welches sich bei Osterwick, unweit Halberstadt, postirt und die Communication mit der französischen Armee bei Wolfenbüttel abgeschnitten hatte. Das ganze Bataillon mußte sich zu Kriegsgefangenen ergeben, und die bald nachher erfolgte Einnahme Wolfenbüttels durch den Prinzen Xaver von Sachsen war die unmittelbare Folge des persönlichen Muthes, den d'Eon bewiesen. Nach den bald nachher, im September 1762, abgeschlossenen Friedenspräliminarien begleitete er den Herzog von Nivernois nach London. Auch dort zeigte d'Eon eine seltene Umsicht und Gewandtheit, ohne welche sich vielleicht die damaligen, für zwei Nationen so wichtigen Friedenshandlungen wieder zerschlagen haben würden. Nivernois, eifrig bis zur Unbesonnenheit, wo es das Interesse seines Hofes galt, hatte einige Artikel in dem Ultimatum des Friedensvertrages abgeändert, und war darüber mit dem britischen Ministerium in manche Irrungen gerathen. Der Graf von Biry, welcher großen Antheil an den Unterhandlungen hatte, erklärte gradezu, daß der Herzog, falls er sein Ultimatum nicht wieder zurücknehme und das andere, von beiden Höfen genehmigte an dessen Stelle setzte,

nur ohne Weiteres nach Paris zurückreisen könnte. Entrüstet und bestürzt hierüber, äußerte der Herzog, daß weder die Würde seines Hofes, noch seine eigene Ehre eine solche Zurücknahme gestatteten, da die Schrift im Namen des Königs übergeben worden sei. Als nun zwischen dem Herzoge und dem englischen Ministerium eine offenbare Kälte eintrat, schlug sich d'Eon, der nicht ohne Grund manche nachtheilige Folgen hiervon befürchten mochte, ins Mittel. Er erbot sich, den Lords Bute und Egremont zu erklären, daß übertriebener Eifer für das Beste des französischen Hofes ihn vermocht habe, ohne Wissen des Herzogs mehre Worte und Stellen in dem Ultimatum abzuändern, und daß demgemäß das ganze Misverständniß lediglich ihm beizumessen sei. Der Herzog ergriff mit Freuden dies Auskunftsmittel und das Einverständniß ward wieder völlig hergestellt.

Als Nivernois nach Frankreich zurückkehrte, ward d'Eon französischer Resident am londoner Hofe und einige Zeit nachher bevollmächtigter Minister. Auch in dieser neuen Stellung wußte er sich mit der Würde und Umsicht zu behaupten, welche das Interesse seines Monarchen erfoderte. Eine besondere Anerkennung seiner Verdienste ward ihm nicht. Man wies ihm nicht einmal die seinem Charakter gemäßen Einkünfte an, noch weniger bezahlte man die Schulden, die er auf seiner, blos in Angelegenheiten des französischen Hofes unternommenen, Reise nach Rußland hatte machen müssen. Als er späterhin mit dem französischen Botschafter am großbritannischen Hofe, dem Grafen von Guerchy, in mehrfache Irrungen gerieth, büßte er dadurch zwar seine Titel und sein Glück ein, doch nicht das Vertrauen seines Fürsten, der ihn bis zu seinem Tode mit seiner geheimen Correspondenz beehrte. Gleichwol hatte er seinen Gesandtschaftsposten verloren, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil er die damaligen Plane des französischen Ministeriums nicht billigte und an den Intriguen desselben durchaus keinen Antheil nahm. Der Auffoderung, nach Frankreich zu kommen und sich gegen manche ihm gemachte Beschuldigungen zu verantworten, gab er kein Gehör. Er blieb in London, wo er 14 Jahre hindurch als Privatmann lebte, in stiller Abgeschiedenheit mit mannichfachen Studien und literarischen Arbeiten sich beschäftigend [1]). Dem geselligen Leben schien er fast gänzlich entsagt zu haben. Im Winter pflegte er sich in seine Bibliothek einzuschließen, dort täglich 15 Stunden zu arbeiten und in der Woche gar keinen Besuch anzunehmen. Nur Sonntags konnte man ihn von 2—10 Uhr sprechen. Er ging sehr spät zu Bette, und stand öfters in der Nacht auf, um die Ideen, die ihn aus dem Schlafe geweckt, niederzuschreiben. Die übrige Zeit des Jahres, außer dem Winter, pflegte er auf dem Landgute seines Freundes, des Lords Ferreos, zuzubringen, theils den Studien, theils der Jagd sich widmend.

Im J. 1770 erwarb sich d'Eon sowol um den englischen Hof, als um den französischen, neue Verdienste. Die immer wachsende Gährung in dem englischen Parlament hatte die Verkleinerung des pariser Friedens zur Folge gehabt. d'Eon rechtfertigte das Benehmen des Hofes und des Ministeriums, und brachte durch seine juridischen Zeugnisse den Doctor Musgrave zum Schweigen. Standhaft lehnte er jedoch die Kriegs- und Staatsbedienungen ab, welche ihm der englische Hof anbot, als Ersatz für ähnliche Stellen, die er in Frankreich verloren. Gerührt von dieser Anhänglichkeit an sein Vaterland, fühlte sich Ludwig XV., der ihm einige Zeit vorher durch den französischen Minister in London einen Jahrgehalt von 12,000 Livres zugesichert hatte, dringend bewogen, ihn zurückzuberufen. Seinen Feinden bei Hofe entgegenzugehen, wagte gleichwol d'Eon nicht. Auch hatte man ihm zwar Glanz und Auszeichnung angeboten, doch die öffentliche Ehrenerklärung, die er verlangte, verweigert. Als bald nachher der König von Frankreich starb, fand dessen Nachfolger, Ludwig XVI., unter seinen Papieren auch den geheimen Briefwechsel mit d'Eon, und durch diese Papiere enthüllte sich ein seltenes Geheimniß, das ganz Europa in Staunen setzte.

Jene Papiere bestätigten das schon früher hier und da laut gewordene Gerücht, daß jener kluge und erfahrene Staatsmann, jener tapfere Krieger und einsichtsvolle Schriftsteller nicht männlichen, sondern weiblichen Geschlechtes, und ihr eigentlicher Name Charlotte Genevieve Louise Auguste André Timothea d'Eon de Beaumont sei. In England hatte man über ihr Geschlecht die größten Wetten gewagt, von denen sich einige über 200,000 Pfund Sterling beliefen. Von diesen Wetten hätte sie insgeheim beträchtlichen Vortheil ziehen können. Weit entfernt aber, sich auf solche Weise zu bereichern, fühlte sich ihr sittliches Gefühl dadurch so sehr verletzt, daß sie öffentlich auf die Abschaffung jener Wettspiele drang. Auf ihre dagegen erhobene Klage erfolgte (1778) ein Spruch, vermöge dessen Lord Mansfield, als Präsident bei der königl. Justizbank, in Gegenwart der zwölf englischen Oberrichter, alle geschehenen Wetten für ungültig erklärte. Laut einer englischen Parlamentsacte vom 20. März des genannten Jahres ward d'Eon in einem damals erschienenen Kupferstiche weder als Mann, noch als Weib dargestellt, sondern als Pallas, mit dem Helm auf dem Haupt und der Ägide unter dem Arm.

Ludwig XVI., der es nicht für geziemend hielt, daß d'Eon, dessen Geschlecht er aus den Papieren seines königlichen Vorgängers entdeckt, noch fernerhin sich mit kriegerischen Ehrenzeichen schmücke, sandte den Marquis von Pruneveaux nach London und ließ ihr, unter der Bedingung ihrer Rückkehr nach Frankreich, einen Gehalt von 15,000 Livres nebst sicherem Geleit anbieten. Sie drang indessen auf eine öffentliche Ehrenerklärung. Endlich erhielt sie (den 25. Aug. 1775) die von dem Minister von Vergennes und von dem Könige selbst unterzeichnete schriftliche Versicherung: „Seine Majestät würden alle

1) Die letztern wurden unter dem Titel: Loisirs du Chevalier d'Eon, 1775 in 13 Bänden gesammelt. Besonders hervorzuheben sind darin die Mittheilungen über seine Streitigkeiten mit dem Grafen von Guerchy und die Pensées sur le Célibat. Einzelne Schriften sind auch ins Teutsche übersetzt worden, unter andern die Statistik des Königreichs Neapel und Sicilien (Leipzig 1775) und eine Historisch-statistische Abhandlung über Rußland (Altenburg 1779).

jene frühern Streitigkeiten für immer und ewig in das tiefste Stillschweigen vergraben, sodaß d'Eon unangefochten und mit völliger Freiheit — sei es auswärts oder in Frankreich — ohne die geringste Verletzung seiner Person oder seiner Ehre sich aufhalten könne. Wegen der Unterhandlungen, wegen der öffentlichen und geheimen Aufträge, denen er sich im Namen des verstorbenen Königs unterzogen, sowie wegen der deshalb entstandenen Mishelligkeiten sollte ihn Niemand beunruhigen, dagegen aber auch er (d'Eon) in dieser Hinsicht das heiligste Stillschweigen beobachten."

Als d'Eon noch immer zögerte, London mit Paris zu vertauschen, erhielt er den 12. Juni 1777 ein abermaliges Schreiben von dem Minister Vergennes. „Sie können," hieß es darin, „auf sicheres Geleit rechnen, jedoch nur unter den Ihnen schon bekannten Bedingungen, daß Sie ein unbedingtes Stillschweigen beobachten über das Vergangene, daß Sie das Zusammentreffen mit Personen, die Sie als die Urheber Ihrer Unfälle betrachten, sorgfältig vermeiden, und daß Sie endlich — in weiblicher Kleidung erscheinen. Sie kennen die Strenge unserer Gesetze über die Verkleidungen."

Den 13. Aug. 1777 war d'Eon, in der Uniform des Regiments, von London abgereist und den 17. zu Versailles angelangt. Dort bot sie ihre gründliche Kenntniß der Politik und ihre ganze Beredsamkeit auf, den Grafen von Vergennes von der Theilnahme an dem amerikanischen Kriege abzubringen. Sie machte sich anheischig darzuthun, daß die in dem französischen Manifest angeführten Beweggründe zu jenem Kriege weder auf philosophischen, noch politischen Principien beruhten, und fügte, in prophetischem Geiste, hinzu, daß „der französische Hof sich selbst dadurch eine Ruthe gebunden habe, wenn es seinem eigenen Volke einmal einfallen sollte, auch frei zu werden." So hatte d'Eon zehn Jahre vorhergesagt, was in dem letzten Decennium des 18. Jahrh., in den Stürmen der Revolution, für Frankreich auf furchtbare Weise in Erfüllung ging. Gleichwol hatten auch ihre triftigsten Gründe kein Gehör gefunden. Einer ihrer Hauptgegner war Beaumarchais, der aus selbstsüchtigen Absichten zu einem Kriege rieth, bei dem er nur gewinnen konnte, und in dieser Hinsicht seinen Einfluß auf die damaligen französischen Minister Vergennes und Maurepas geltend zu machen suchte. Besonders wandte der Letztere Alles an, d'Eon den Zutritt zu dem Könige zu versperren, den sie sehnlichst zu sprechen wünschte. Er ersuchte sie vielmehr, Paris zu verlassen und sich nach ihrem Landsitze Tonnere zu begeben. In Versailles, wohin sie gegangen war, um ihre Papiere fortzuschaffen, ward sie von einer Krankheit befallen, die sie drei Wochen an ihr Bett fesselte. Während dieser Zeit ließ Maurepas sie gewaltsam bei Nacht nach Dijon fortschaffen auf die Burg der alten Herzoge von Burgund. Zugleich entwarf er einen Plan, sie mit Beaumarchais zu verheirathen. „Eine solche Verbindung," glaubte Maurepas, „sei der sicherste Weg, sie ohne königliche Kosten zu bereichern. Es bedürfe aber keines Capitalverbrechens gegen ihren Eheherrn, um bald nach der Hochzeit von ihm wieder verstoßen zu werden. Dann möchte sie unter dem Publicum ein Pamphlet gegen Beaumarchais verbreiten, welches er in Prosa und in Versen schon beantworten werde, um den Lachern in Paris eine Posse zu geben."

Bald nachher verließ d'Eon ihr Vaterland wieder, wo sie statt Dank und Belohnung nur Verdruß und Widerstand gefunden. Sie wandte sich wieder nach London und lebte dort in geräuschloser Stille wissenschaftlichen Beschäftigungen und dem Umgange mit einigen auserwählten Freunden. Die französische Revolution mit den sie begleitenden großen und wichtigen Ereignissen erzeugte in ihr (1791) den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren. Auch bei dieser Gelegenheit bewies sie die Redlichkeit, von der sie nie abgewichen in ihrem ganzen thatenvollen Leben. Durch den Verkauf ihrer ausgezeichneten Sammlung von Handschriften und Büchern suchte sie einige Schuldfoderungen zu berichtigen, die keineswegs Wirkungen ihrer Verschwendung oder Unbesonnenheit waren. Die Wahrheit des Letztern beweist schon der Umstand, daß Ludwig XV., um sie in den Stand zu setzen, einige während ihrer Gesandtschaft contrahirte Schulden zu bezahlen, einen Agenten mit ansehnlichen Geldsummen für sie nach England geschickt hatte. Dieser ließ die Zahlung durch einen englischen Lord besorgen. Als derselbe indessen bald nachher starb, gerieth d'Eon mit seinen Erben wegen der Depositengelder in einen langwierigen Proceß.

Die nähern Umstände, die bei dieser Streitsache obwalteten, lernt man aus dem Catalogue raisonné des livres et manuscrits de Madame d'Eon kennen. Am Schlusse jener Bekanntmachung heißt es ausdrücklich: „Sie will nicht, daß ihre Gläubiger bei dieser ungerechten Sache leiden. Sie erklärt hiermit, daß sie lieber Alles aufopfern will, was sie in London besitzt, und deswegen läßt sie bei dem Auctionator Christine verkaufen: alle ihre Bücher, Handschriften, Kupferstiche, Sachen, Meubles, Kleider, Uniformen, Negligés und Reifröcke, Flinten, Pistolen, Bajonette, Degen, Cuirasse, Schnürbrüste, Helme, Spitzen, Diamanten, Edelsteine, und besonders Alles, was zur Kleidertracht eines alten Dragonercapitains und eines Frauenzimmers gehört. Sie will nichts von dieser Insel mitnehmen, als — ihre Ehre, und die Betrübniß, sie zu verlassen. Bei der Ungerechtigkeit der Männer kann sie sich nur durch folgende Bibelstelle trösten: Was Männer ungerechterweise den Männern entziehen, wird Gott diesen zehnfach wiedergeben; was aber Männerhabsucht den Weibern vorenthält, wird Gott ihnen hundertfältig erstatten."

Begeisternd wirkte auf sie die französische Revolution. Die Erinnerung an ihre militairische Laufbahn im siebenjährigen Kriege trat wieder lebhaft vor ihre Seele, und in einem solchen Augenblicke bot sie (1792) dem gesetzgebenden Corps ihre Dienste an. Da gleichwol ihr Anerbieten, ein eigenes Regiment zu bilden, abgelehnt ward, ging sie wieder nach England zurück, und ward als abwesend unter die Liste der Emigranten gesetzt. Seit jener Zeit war ihr Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Unterstützung und Hilfsmittel beraubt, versank sie in die

tiefste Dürftigkeit, aus welcher sie sich einigermaßen zu ziehen suchte durch ihre Geschicklichkeit in der Fechtkunst. Aber Alter und Krankheit raubten ihr auch diese Erwerbsquelle, und ohne die Hilfe einiger edelmüthigen Freunde würden ihre letzten Tage noch trauriger gewesen sein. Sie starb im 79. Lebensjahre den 21. März 1810 in der Nähe von London.

Das nach ihrem Tode verbreitete Gerücht, daß sie durch das Zeugniß eines Chirurgen für einen Mann erklärt worden, scheint wenig Glauben gefunden zu haben. Soviel ist gewiß, daß sie von ihrer zarten Jugend an als Knabe gekleidet und erzogen worden, und zwar angeblich aus dem Grunde, weil ihr sonst das Erbtheil eines reichen Oheims, das ihr in dieser Metamorphose wirklich zufiel, entgangen wäre [2]). (*Heinrich Döring.*)

EONE, Ἠώνη, eine von den 50 Töchtern des Thespios und vom Herkules Mutter des Amestrios. (*Apollod.* II, 7, 8.) (*Richter.*)

EOOS, 1) ein Beiname des Sonnengottes, unter dem ihm die Argonauten die Insel Thynias widmeten und ihm ein feierliches Opfer in selbiger darbrachten. (*Apollon. Rhod.* II, 686.)

2) Eins von den vier Rossen des Sonnengottes. (*Ovid.* Met. I, 153. *Hyg.* f. 183.) (*Richter.*)

EORDAEA — ἡ Ἐορδαία — war eine Landschaft Makedoniens. Die Lage derselben wird von Strabon (VII. p. 323) im Allgemeinen schon dadurch bestimmt, daß er die egnatische Straße durch dieselbe über Edessa auf Pella gehen läßt. Außerdem erfahren wir durch Livius (XLV, 30), daß zu der Zeit, als die Römer Makedonien in vier Provinzen zerschnitten, zu dem vierten Kreise die Eordäer, Lynkesten und Pelagonen, sowie die Landschaften Atintania, Stymphalis und Elimiotis geschlagen wurden. Ferner gibt Livius (42, 53) an, daß der König Perseus aus der Gegend von Pella aufbrach und durch Eordäa nach Elimeia und zum Flusse Haliakmon kam. Endlich ersehen wir auch aus Livius (31, 40), daß Eordäa mit Elimeia grenzte. Darnach ist Eordäa im Norden des Gebirges Bermios anzunehmen. Es wurde also nördlich von dem Flusse Erigon begrenzt und dehnte sich westlich wahrscheinlich bis an die kambunischen Gebirge aus, und vielleicht entsprang der Fluß Lydias, welcher gegen Südwesten zum thermaischen Meerbusen floß, in Eordäa. Nach Plinius (H. N. IV, 17) waren die Bewohner dieser Landschaft Päonischen Stammes. Auch Herodotos (VII, 185) nennt die Eorder neben den Päonern. Strabon dagegen (VII. p. 326) scheint sie zu Illyriern zu machen; vom Hesychios aber und Tzetzes (zu Lykophron 1342) werden sie Makedoner genannt. Diese große Verschiedenheit in den Angaben läßt sich einigermaßen durch den Stephanos von Byzanz erklären, welcher anführt, es gebe zwei Landschaften dieses Namens in Mygdonien, außerdem noch zwei andere, die eine in Iberien, die andere in Thrakien *). Es ist schwer zu glauben, daß diese Stelle unverfälscht auf uns gekommen ist; wenigstens muß es schon als sehr auffallend erscheinen, daß in der einen makedonischen Landschaft Mygdonien zwei Districte Eordäa geheißen haben sollen. Deshalb ist Berkel der Meinung, man müsse lesen: *Ἐορδαῖαι, δύο χῶραι, πρώτη Ἰλλυρίδος, δευτέρα Μυγδονίας*; dagegen schlägt K. O. Müller mit größerer Wahrscheinlichkeit vor zu lesen: *Μακεδονίας καὶ Μυγδονίας*. Gegen die nachfolgenden Worte aber, daß es außerdem noch ein Eordäa in Iberien, ein anderes in Thrakien gegeben habe, wendet er nichts ein, und doch steht hier Iberien in völliger Dunkelheit und dürfte wol nur für die kaukasische Provinz zu halten sein. Eine andere Nachricht hat uns Stephanos unter dem Worte Ἄμυρος erhalten, wo er erwähnt, Suidas habe in den Genealogien gesagt, daß die Amyrer Eorder genannt würden. Die Amyrer werden aber dort zugleich als Nachbarn der Molosser bezeichnet. Nun erfahren wir durch Thukydides (II, 99), daß die Makedoner die Eorder angriffen und einen Vernichtungskrieg mit ihnen führten, sodaß nur wenige Überbleibsel der Eorder sich bei Physka in Mygdonien ansiedelten; einer Landschaft, die zu der Zeit noch nicht makedonisch gewesen sein muß. Daß aber diese Eroberung von Eordäa durch die Makedoner schon in sehr früher Zeit geschehen sein muß, ersieht man aus Synkellos (Ausgabe von *Dindorf.* T. I. p. 373) und aus Eusebios (ed. *Aug. Mai.* p. 169), wo berichtet wird, daß der erste makedonische König, Karanos (im 9. Jahrh. vor Chr. Geb.), in Verbindung mit den Orestern die Unterwerfung der Eorder zu Stande gebracht und dadurch seine Herrschaft begründet habe. Dadurch wird jenes von Thukydides angedeutete Ereigniß ohne Zweifel genauer bestimmt. (*L. Zander.*)

EOROSCH, in der persischen Myth. einer der vier Himmelsvögel, welche die Erde und die Menschen gegen die Dews beschützen. Sie sind sämmtlich lichtweißer Farbe mit Goldfüßen, reden mit Reinigkeit und sind wohl unterrichtet. Eorosch insbesondere ist weitschauend, vortrefflich, im Licht glänzend, verständig, rein und redet die Sprache des Himmels. Der Schlag seiner Fittige zerschmettert die Übelthäter, aber den Guten und Frommen schützen sie. Wenn er spricht, erschrecken alle in Laster verschlungene Dews. Raubt ein Mensch ihm Bein oder Fittig, so wird kein Lichtmensch geboren und der Überfluß in seinem Laufe gehemmt. Ruft man aber zu ihm, so wird er um und um viel Licht verbreiten. Jescht Behram oder Jeschts Sadés n. 94. Carde 14. Jeschts Mitra. Carde 31 und 17.

---

2) Vergl. Vie militaire, politique et privée de Mlle. d'Eon de Beaumont, par *de la Forelle.* (Paris 1779.) Mémoires du Chevalier d'Eon, par *Frédéric Gaillardet.* (Paris 1837.) Frei bearbeitet nach dem Französischen von Dr. E. Brinkmeier. (Braunschweig 1837.) 2 Bde. Leben d'Eon de Beaumont's, ehemaligen Ritters. (Leipzig 1779.) Europäisches Magazin. 1791. 1. St. S. 163 fg. S. 403 fg. Galerie berühmter Frauenzimmer. 1. Bd. S. 241 fg. Der Ritter d'Eon, Cavalier und Dame. (Ein Aufsatz von R. Lippert, in der Zeitung für die elegante Welt. 1837. Nr. 63. S. 249 fg.) Baur's Neues histor.-biograph.-literar. Handwörterbuch. 6. Bd. S. 361 fg.

*) Es möchte also der Herausgeber des Thukydides, Wasse, nicht ganz ohne Grund dieses Volk für ein skythisches halten und seinen Namen auf das noch jetzt gebräuchliche „Horde" zurückführen.

Ein gleicher Vogel ist

Eoroschasp, mit goldenem Schnabel und ehernen Flügeln und 6 Augen, mit denen er zugleich nach den Himmelsgegenden, und sowol hinauf, als unter sich hernieder schauet, sodaß seinen Blicken nichts entgehen kann. Seine Klauen sind mit langen Hanjars (dolchartig gekrümmten Messern) bewaffnet, mit denen er die Todten und Lebendigen des Ormuzdvolkes schützt. Er ist ein starker und gewaltiger Streiter und Hauptwächter über alle Fervers der Welt. Jeschts Sadés n. 89. Carde 26.

Der König und Aufseher der vier Himmelsvögel (die andern beiden heißen Hosraschmodad und Aschtrengħad) ist Mithra. Rhode will unter diesen vier Himmelsvögeln die vier kleinern Planeten verstanden wissen, die sich gleichsam wie Vögel durch den Raum des Himmels bewegen. Die ganze Vorstellungsart ist noch räthselhaft. (*Richter.*)

EORTA (Heorta), eine Stadt der Skordisker, welche Strabon (VII.) in folgender Verbindung nennt: Auch einige Eilande besaßen die Skordisker, ja sie dehnten ihr Gebiet sogar bis zu den Illyriern, Päoniern und Thrakiern aus. Sie besaßen die meisten Inseln im Ister; sie hatten auch Städte Eorta (nach anderer Lesart Heorta) und Kapedunum [1]). Da Eorta nur von Strabo und nach ihm nicht mehr erwähnt wird, so läßt sich über die Lage dieser Stadt nichts Näheres bestimmen. Muthmaßlich setzt man es nach Pannonien, nicht fern von der Donau [2]). (*Ferd. Wachler.*)

EOS, Ἠώς, bei den Römern Aurora, d. h. auri hora, die Göttin der Morgenröthe, Tochter des Titanen Hyperion und der Theia (*Hes.* Theog. 370), Schwester des Helios und der Selene. Eigentlich sollte sie des Helios Tochter sein, da sie die Wirkung seines Glanzes ist, aber die alte Welt im Heroenalter wußte nichts davon, daß die Brechung der Sonnenstrahlen in der Atmosphäre den goldschimmernden Glanz verursacht, der dem Aufgange der Sonne vorhergeht, da höher am Himmel kein solcher farbiger Lichtglanz um dieselbe wahrgenommen wird; ihr war daher die Morgenröthe ein eigenes Licht, also nicht des Helios Tochter, sondern Schwester, d. h. in der Wirkung ihm ähnlich. Sie verkündet die Ankunft des Bruders, öffnet mit rosigen Fingern die goldene Pforte und schmückt seinen Pfad mit Safran und Purpur. Im krokusfarbigen Gewande fährt sie in ihrem, mit den göttlichen Rossen, Lampos und Phaëthon, bespannten Wagen aus den Tiefen des Okeanos herauf. (*Hom.* Od. XXIII, 243 sq. Iliad. VIII. im Anf.) Sie und Helios kommen nämlich mit ihren Wagen jenseit Kolchis aus dem Okeanos durch das östliche Himmelsthor, fahren über die Dunstluft der Tagseite hinweg und entfernen sich durch das entgegengesetzte westliche Thor am Atlas, wo sie in einem Wunderschiffe auf dem Okeanos um die Nachtseite herum zu ihrer Wohnung am östlichen Sonnenteiche zurückkehren. S. Voß Homerische Welttafel. Eine geflügelte Eos mit vier muthigen Rossen bemerkt Cuper auf einer Münze des Plautischen Hauses bei *Ant. Augustin.* Dial. 5, und Ursinus. Auch Euripides (Troad. 848) nennt sie die hellgeflügelte Hemera und spricht 855 von ihrem vierrossigen Safranwagen. — Ihr Gemahl war Asträos, der Sohn des Titanen Krios und Symbol des Sternhimmels. Ihm gebar sie die Winde Zephyros, Notos und Boreas, dann aber auch den leuchtenden Morgenstern Phosphoros und die andern Sterne, welche den Himmel schmücken, denn alle Gestirne gehen in Osten auf, also gleichsam als ihre Kinder vor der erhabenen Mutter her. Daß sie aber auch die Winde gebar, könnte sich auf die in der Tagesfrühe gewöhnlich wehenden Winde beziehen. Hermann de Mythol. p. XV. leitet Ἠώς von ἄειν, wehen, ab und findet darin den Begriff von aura, das sanfte Wehen in der Luft, sodaß sie schon dieser Grundbedeutung wegen als die Mutter der Winde vom Asträos erscheinen kann, weil man diese vom Aufgange gewisser Sterne sich abhängig dachte. Die Verse aber, in welchen Eos auch Mutter des Morgensterns und der andern Sterne genannt wird, sind nach seiner Meinung erst später, als man schon Eos für Morgenröthe nahm, bei Hesiodos eingeschoben worden. Dagegen bemerkt Creuzer (Briefe S. 186): eben, weil auch Eos Mutter des Morgensterns und der andern Sterne sei, könne man auch zweifeln, ob sie ursprünglich als aura genommen werden müsse. Es sei freilich folgerecht, daß von der aura die Lüfte kommen, aber die Schwierigkeit, daß Eos der Sonne Schwester sei, werde schon durch die einfache Vorstellung gehoben, daß beide sich gleichsam die Hände reichen.

Eos, die reizende Göttin der Frühe, die Wiedererweckerin des Lebens und jeder Kraftäußerung, war ebendarum die Liebe schöner Jünglinge, die sie an sich lockte und entführte. Da sie den Ares mit ihrer Liebe beglückte, denn der Krieger erhebt sich mit der Morgenröthe, so ward Aphrodite eifersüchtig, und entzündete sie gegen den schönen Jäger Orion. Sie entführte ihn nach Delos und genoß hier seiner Umarmung. Aber die Götter wurden neidisch und Diana erlegte ihn mit ihren Pfeilen. *Apollod.* I, 4, 3. *Hom.* Od. V, 120. Ein anderer ihrer Lieblinge war Kleitos, den sie wegen seiner Schönheit raubte und unter die Götter versetzte. *Hom.* Od. XV, 250. Dann liebte sie auch den Tithonos, Laomedon's Sohn, und entführte ihn nach Äthiopien, dem Lande des Aufgangs. Alle Morgen erhebt sie sich aus seinem glanzvollen Bette und bringt Sterblichen und Unsterblichen das Licht. *Hom.* Il. XI. im Anf. Ihre Liebe war so innig, daß sie vom Vater der Götter die Unsterblichkeit für ihn erflehte, aber vergaß, auch ewige Jugend ihm zu erbitten. Da ward er denn ein kraftloser Greis, ihre Liebe erlosch, doch pflegte sie sein, bis sie endlich den ganz Hinfälligen einschloß, oder nach Andern, da er sie selbst bat, ihm die lästige Unsterblichkeit wieder zu nehmen und sie dies nicht vermochte, ihn in eine Cicade verwandelte, die immerwährend in Klagetönen den Verlust ihrer Jugendkraft singt. Von ihm gebar sie den Memnon und Emathion. *Hom.* Hymn. in Vener. 218. Il. XI, 1. Schol. *Lycophr.* 18. Hermann (de Myth. p. XXII), der die Eos für aura er-

1) Vergl. Strabo's Geographie, übers. von K. Kärcher. 5. Bd. S. 594. 2) Vergl. Mannert, Geogr. der Gr. und R. 3. Th. S. 758.

klärt, findet im Tithonos den Begriff des Nutricius, des Nährenden; die aura raubt ihn, d. h. durch die Wirkung der Luft steigen die nährenden Dünste aus der Erde in die Höhe. Nun gebiert sie ihm den Memnon, d. h. den Manturnus, den Bleibenden, Dauernden, weil in den wärmern Erdstrichen (Memnon, König in Äthiopien) in gewissen Jahresperioden immerwährende Regen herrschen, und den Emathion, d. h. den Eluus, nämlich den Platzregen, der mit seinen Strömungen alles fortreißt und den Boden mit Sand überzieht. Dagegen bemerkt Creuzer (Briefe S. 214), daß, wenn im Homer (Odyss. XI, 522. cf. IV, 188) von einem schönen Sohne der glänzenden Eos die Rede ist, doch dabei mehr an Morgenröthe zu denken sein möchte. — Nach dem Tithonos liebte Eos auch den schönen Kephalos und entführte ihn. Mit diesem erzeugte sie den Phaëthon, den wiederum wegen seiner Schönheit, Jugend und Klugheit Venus entführte und zum nächtlichen Aufseher in ihrem Tempel machte. *Hes.* Theog. 986. Bei Apollodor hat dieser Sohn den Namen Tithon, bei Hygin heißt er Hesperos mit dem Beinamen Venus. Hermann l. c. erklärt den Phaëthon durch Fulsius, den Glänzenden, den Sohn des Kephalos, des Capito, des Kopfes, für die Morgenröthe, weil die aus dem Haupte der Sonne aufsteigenden Strahlen in der Luft (aura) rothglänzend werden. Auch sei die Fabel von dem ungeschickten Lenker des Sonnenwagens daher entstanden, weil durch den röthlichen Glanz der aufgehenden Sonne oft alles zu brennen scheine. Ein Wächter oder Aufseher im Tempel der Venus werde er aber genannt, weil die Morgenröthe die Umarmungen der Liebenden trenne.

Eos, welche mit Rosenfingern den Schleier der Nacht wegnimmt, oder die schwarze Nacht unter die Erde zurücktreibt (*Orph.* Hym. 78), wird von vielen Dichtern gradezu mit der Tagesgöttin Hemera identificirt, nämlich als die Tagbringende oder weil sie mit ihrem Flügelgespann über den Himmel hinfährt. Voß in den mythol. Brief. 2. B. S. 62 gibt über die Beflügelung des Gespanns und über die Bedeutung des Begriffes Eos folgende treffliche Bemerkungen. Zur Zeit der Tragiker scheint die Beflügelung der Rosse der Eos erst gewöhnlich geworden zu sein. Bei Schol. Il. VI, 155 erzählt Asklepiades aus den Tragikern, Eos habe den geflügelten Pegasos sich vom Zeus zum Geschenke erbeten, um ihren Umlauf mit desto weniger Mühe zu vollenden. Euripides Orest. 1004 nennt die Eos die eingaulige und der Scholiast deutet dies: Euripides lasse die Göttin auf einem Rosse reiten, während Andere sie im Wagen fahren ließen. Auch *Lycophr.* Alex. 16 singt, wie Eos auf raschen Fittigen des Pegasos dahinfliegt. Ebenso versichert Eustathios (Odyss. II, 1), Eos werde entweder fahrend im Wagen oder reitend auf dem Pegasos und zugleich als Fackelträgerin vorgestellt. Dagegen machen andere Dichter den Pegasos zum einzelnen Wagenroß der Eos und Voß bemerkt dabei, daß das Beiwort eingaulig bei Euripides wol natürlicher von der Eos als Lenkerin eines einzelnen Wagenrosses, als von einer Reiterin zu verstehen sei, in welchem Falle es ganz müßig da stehen würde, da man natürlich nur auf Einem Rosse reiten könne. Auch zeigt ein geschnittner Stein bei Sandrart (Iconol. Deor. Tab. D) die Eos im Wagen, von dem einzigen Pegasos gezogen; sie trägt in der Rechten eine Fackel und streuet mit der Linken Blumen, während der wachsame Hahn, der nach Ovid (Met. XI, 597) mit purpurkammigem Antlitz Aurora singend erweckt, vor ihr auf dem Wagen steht und oben der Morgenstern strahlet. Euripides spricht von einem täglichen Umlaufe, den die Eos vollende. Dies kann, sagt Voß, unmöglich etwas anderes heißen, als daß sie vor Helios des Morgens aufgehe, ihn den Tag über begleite, des Abends vor ihm untergehe und nun auf dem Okeanos zum Aufgange zurückschiffe. Dies thue sie, möge sie nun, wie bei Homer, mit zwei Rossen (Od. XXIII, 245), oder, wie bei Euripides (Troad. 855), mit safranfarbigem Viergespann, oder, wie bei Andern (*Aeschyl.* Pers. 386. *Theocr.* XIII, 11) mit weißschimmernden Gaulen fahren, oder gar mit den Scholiasten auf dem Pegasos reiten. Diese Vorstellung finde sich bei mehren Dichtern. Bei Quintus Smyrnäus, der ältern kyklischen Dichtern folge, steigt sie (II, 188) am Morgen des Tages unwillig (weil ihr Sohn Memnon durch Achilles sterben soll) empor und (v. 499) betrachtet nun (sie, die mit Rossen den Äther durchwandert) im Kreise der Töchter des Helios da, wo Zeus dem rastlos leuchtenden Herrscher die jährige Bahn abzeichnete, angstvoll den Kampf und, da Memnon fällt, hüllt sie sich in Gewölke, daß die Erde dunkelt (v. 548) und senkt sich dann mit Helios weinend den Himmel hinab. Auch auf einem Philostratischen Gemälde (Icon. I, 7), das Memnon's Tod vorstellt, erscheint Eos mit ihren Nymphen oben am Himmel beim Helios. Nicht minder begleitet sie bei Quintus im ersten Gesange v. 823 den Sonnenwagen bis zum westlichen Weltrande, so auch im vierten Gesange v. 62, desgleichen bei Musäos in Hero und Leander v. 110 sinkt Eos, den Glanz einhüllend, im Westen hinab, und in den Dionys. des Nonnus (VII, 286) sagt der nach Semele's Umarmung verlangende Zeus:

> Sage mir, grausame Nacht, wann sinkt die verderbliche Eos?

Es war also Eos den Griechen nicht blos das, was wir die Morgenröthe nennen, sondern überhaupt Licht, Helle, und wurde so im weitern Sinne von der ganzen Tageszeit gebraucht. So steht ἠώς bei Onomakritos (Argon. 647) gradezu für Tageslicht, Tag, wenn es heißt:

> Aber sobald zu der Mitte der Eos die hurtigen Rosse
> Helios trieb,

oder bei Bion (Idyll. VI, 18), wenn es vom Frühlinge heißt: die Nacht ist gleich der Eos, d. h. dem Tage. Man sehe auch Quintus I, 118. *Nonn.* Dionys. XVIII, 157, *Claudian*, De raptu Proserp. II, 46. Gigant. v. 34. In diesem weitern Sinne hieß nun Eos auch Hemera, die Tagesgöttin und zwar schon bei den Tragikern, z. B. bei Äschylus (Pers. 384) die weißgaulige Hemera, und bei Euripides (Troad. 848) die hell-geflügelte Hemera. Man sehe auch die Scholiasten zu *Hom.* Il. XI, 1. *Pind.* Ol. II, 148. *Philostrat.* Icon. I, 7. Selbst, daß bei Hesiodos Eos die Winde Zephyros, Notos und Boreas

nebst dem Hesperos und den Sternen gebiert, konnte eigentlich nur von der Tagesgöttin gesagt werden. Die Gegend der Eos heißt daher bei den Dichtern nicht blos das Morgenland, sondern auch allgemein die ganze erleuchtete Erdfläche, oder besonders die südliche Seite des Erdkreises, über welche den Griechen Sonne und Tag hingeht.

Eine über den ganzen Himmel weggehende Eos liegt auch der Stelle in Virgil's Aen. VI, 535 zum Grunde, wenn es heißt: Während des Wechselgesprächs hatte Aurora mit rosigem Viergespann schon die Mitte des Pols im ätherischen Laufe durchwandert. Äneas nämlich stieg mit dem ersten Aufdämmern des Morgens durch die avernische Höhle in das Todtenreich hinab, schauet auf der Wanderung alle Schreckbilder desselben, kommt zum stygischen Gewässer, unterredet sich mit mehren Seelen, wird endlich vom Charon übergesetzt, durchwandert die verschiedenen Bezirke, unterhält sich wieder mit Freunden, besonders lange mit Deiphobos, und man kann wol annehmen, daß darüber die Hälfte des Tages verstrich und, daß also der Dichter mit Recht sagt, die vor dem Helios hergehende Aurora hatte schon die Mittagshöhe zurückgelegt. Die Sibylle ermahnt also den Heros, sich nicht länger aufzuhalten, denn nox ruit, die Nacht stürzt daher, d. h. sie wird bald einbrechen. Äneas bringt also den Nachmittag im Elysium zu und kehrt in der Nacht zur Oberwelt zurück. Daß der Aurora doch ein rosiges Viergespann zugeschrieben wird, läßt sich leicht theils daraus erklären, daß nirgends angegeben wird, die Rosse hätten während des Laufes ihre Farbe geändert, theils daraus, daß das Beiwort rosig einmal ein den Dichtern gewöhnliches Epitheton war, das freilich von dem Morgenschimmer abgeleitet worden sein mag. Überhaupt aber sind goldgelb und purpurroth immer die Prachtfarben des Alterthums und kommen nicht blos der Aurora, sondern auch andern Göttinnen zu.

Die Kunst malte die Eos in einem röthlichen Gewande mit einem Sterne auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand. Ihren Wagen ziehen zwei hellfarbige, meistens geflügelte, Rosse. Man hat aus dem Alterthume keine großen Kunstwerke, welche die Göttin vorstellen. Nur auf einigen geschnittnen Steinen glaubt man sie zu erblicken, z. B. bei *Lippert* Dactyl. Tauf. I. No. 738. In No. 739 ist eine weibliche Figur dargestellt, die einen schönen, schlanken Jüngling umarmt; man hält sie für die Eos, und den Jüngling für den Kephalos. Eine geflügelte Eos mit vier muthigen Rossen bemerkt Kuper auf einer Münze des Plautischen Hauses (s. oben). Die Entführung der Aurora ist auf einer kleinen Vase von dem Künstler Klenias dargestellt; s. Böttig. Vasengem. 1. B. 3. Heft. S. 30. — Daß Eos schöne Jünglinge entführt, hängt überhaupt mit der allgemeinen Idee zusammen, daß schöne Jünglinge und Mädchen durch Göttinnen und Götter entführt werden. Man wollte dadurch theils überhaupt ihre Schönheit recht herrlich und glänzend darstellen, sie waren so schön, daß sie selbst die Liebe der Unsterblichen verdienten, theils mag auch die Vorstellung durch die kretische Sitte veranlaßt worden sein, Jünglinge zu rauben und sie nach zwei Monaten reich beschenkt zurück zu senden, welches für etwas sehr Ehrenvolles gehalten wurde (*Strab.* X. *Athen.* XIII. p. 602. Heyne, Antiquar. Auff. St. I. Herm., Handb. der Myth. der Gr. 1. Bd. S. 44, Anm. 49). Endlich sagte man auch von Jünglingen und Mädchen, die in früher Blüthe starben, Eos habe sie geraubt. Söhne der Eos nannte man auch solche, die im Orient geboren waren. (*Richter.*)

EOSANDER (Johann Friedrich), Freiherr von Göthe, um die Mitte des 17. Jahrh. in Schweden geboren, erschien schon 1692 am Hofe in Berlin. Später reiste Eosander zu seiner Ausbildung auf Kosten des Kurfürsten Friedrich's III. von Brandenburg in Italien und Frankreich, von wo er 1699 nach Berlin zurückkehrte, und mit einem Gehalte von 600 Rthlrn. nebst andern Vortheilen als Hauptmann und Hofarchitekt eine Anstellung fand. Zunächst wurden ihm decorative Arbeiten aufgetragen, namentlich bei Gelegenheit der Königskrönung im J. 1701 zu Königsberg. Darauf wurde er zum Generalquartiermeister-Lieutenant befördert; und 1704 zur Vermittelung des Friedens mit Schweden an Karl XII., der damals bei Warschau im Felde stand, abgesendet. Nach vergeblichen Versuchen bei diesem Monarchen begab er sich in gleicher Absicht nach Stockholm, um dort den Senat für den Frieden zu stimmen und durch diesen auf den König zu wirken. Nach seiner Rückkehr nach Berlin war er von 1705—1712 mit Ausführung von Bauaufträgen bei den königlichen Schlössern in der Nähe der Hauptstadt, wie in Charlottenburg, Monbijou, Schönhausen und Oranienburg beschäftigt, während er sich 1705 bereits zum Obersten und Generalquartiermeister befördert sah. Im J. 1706 befand er sich in der Commission, welche König Friedrich I. zur Untersuchung und Begutachtung des vom berühmten Schlüter bei einem verunglückten Thurmbaue beobachteten Verfahrens niedersetzte. Nicht ohne Grund ist der Verdacht ausgesprochen, Eosander habe seines Nebenbuhlers Schlüter Sturz durch verschiedene Mittel herbeizuführen gewußt. Zu den am wenigsten löblichen müssen die hämischen, gegen Schlüter gerichteten Artikel im 17. Bande des Theatrum europaeum gezählt werden, die auch deshalb als aus Eosander's Feder geflossen angesehen sind, weil Merian, der Verleger und Eigenthümer jenes Werkes, des Ersteren Schwiegervater war. Im J. 1707, nachdem das Verfahren gegen Schlüter beendet, wurde an dessen Stelle dem Eosander die weitere Ausführung des Schloßbaues zu Berlin übertragen, und damit gleichzeitig die Anweisung eines jährlichen Gehaltes von 2000 Rthlrn., welche Schlüter bisher bezogen, verbunden. In den folgenden Jahren führte er den Schloßbau fort; zwar mit Beibehalt des Schlüter'schen Entwurfes, doch in dem Bestreben nach Pracht und Großartigkeit nicht selten mit Überladung und geringerem Geschmacke. Im J. 1709 finden wir ihn als königlichen Baudirector, mit einer abermaligen Gehaltszulage von 600 Rthlrn. jährlich, zu denen später noch außerordentliche Geschenke kamen. Im J. 1712 wurde Eosander an Karl XII. nach Bender, abermals zu einer Friedensunterhandlung, abgeschickt. Und da bald nach seiner Rückkehr in Berlin König Friedrich I., 1713, mit Tode ab-

ging, und Friedrich Wilhelm I. sich nicht geneigt zeigte, Eosander's hohe Besoldungen ferner zahlen zu lassen: so trat dieser 1714 als Generalmajor in schwedische Dienste. Der inzwischen noch nicht ganz vollendete Schloßbau wurde nun Böhme übertragen. Im J. 1715 befand sich Eosander unter den Vertheidigern Stralsunds. Dort wurde er preußischer Kriegsgefangener, erhielt aber die Erlaubniß, sich auf sein Ehrenwort nach Frankfurt am Main, zu seiner Gattin, der damaligen Besitzerin der Merian'schen Verlagshandlung, zu begeben. Zu Frankfurt widmete er acht Jahre der Muße schriftstellerischen Arbeiten, unter denen „Die Kriegsschule oder der teutsche Soldat." 1. Th. (Frankfurt a. M.) die bemerkenswertheste ist. Doch geriethen seine Vermögensverhältnisse, in Folge eines Hanges zur Verschwendung wie zur Alchemie, allmälig so sehr in Unordnung, daß selbst die Wohlhabenheit der Merian'schen Handlung darunter litt. Diese Umstände bewogen ihn von Neuem Dienste zu suchen. Wirklich ward er 1723 kursächsischer Generallieutenant, und starb als solcher 1729 zu Dresden. (*v. Gansauge.*)

EOSTRA oder **OSTRA**, in der teutschen Myth. eine Göttin der Angelsachsen, welche der Jahreszeit des Frühlings vorgesetzt war. Ihr Hauptfest fiel im Aasturmonat (Ostermonat), und nicht mit Unrecht leitet man wol von ihr den Namen unserer Ostern ab. Man weiß von dieser Gottheit wenig. Die Angelsachsen, welche sie vornehmlich verehrten, hatten sie aus Teutschland mitgebracht, und gehörten hier zu jenem Völkervereine, der in der Mitte des 5. Jahrh. unter dem Namen der Thüringer auftrat und sich vom Harze bis zur Donau ausbreitete. In Thüringen nun soll der heil. Bonifacius, der 725 sein Bekehrungsgeschäft begann, auch ein Idol der Astaroth zerstört haben, welches auf dem Osterberge unweit Gandersheim gestanden. Der aus der Bibel entlehnte Name Astaroth möchte wol unsere Eostra bezeichnen; ja einige Ausleger wollen in der Eostra gradezu die phönikische Astarte finden, deren Verehrung die Teutschen aus ihren asiatischen Stammsitzen mitgebracht hätten, und dem zufolge erklären sie die Eostra für Symbol des Mondes; s. im 6. B. des Bragur, die Abtheil. 1 und 2 die Abhandlung des Freiherrn von Münchhausen über den Götzen Ostar. In jedem Falle zeigen eine Menge Ortsnamen, daß die Verehrung der Ostra weit verbreitet war. So die Namen Osterode, Osterholz, Osterhagen, Osterberg, Osterwald, Osterhofen, die Osterkuppe in Thüringen, der Esterberg im Bairischen und ein gleichnamiger bei Tübingen, das Osterloch im Landgerichte Sulzbach, unweit davon der Markt Osternohe, das Osterholz in der Gegend von Seinsheim, wo auch merkwürdige altteutsche Todtenhügel gefunden wurden. Auch der berühmte Eggesterstein im Fürstenthume Lippe wird für eine der Eostra heilige Stelle gehalten, und man glaubt, der Name sei aus Eosterstein verdorben. Endlich hat man auch ein im Schaumburgischen auf einem alten Stein gefundenes Bild mit einer nicht mehr zu enträthselnden Inschrift auf diese Gottheit bezogen. Zu lesen sind noch die Worte: lohit und geuta oste — — — oulor sif sin froste. Die Buchstaben scheinen nordische Runen. Über dem Kopfe scheinen ein Paar Hörner zu schweben, das Gesicht ist fratzenmäßig; vor dem Leibe scheint sich ein Horn in die Höhe zu biegen, das der Figur vielleicht im linken Arme ruhete und aus dem Wasser hervorzuspringen scheint. Die rechte Hand, welche aber mit dem zerstückelten Steine abgebrochen, scheint etwas gehalten zu haben, wovon nur die Spitze zu sehen ist. Münchhausen erklärt sie entweder für die Spitze eines Scepters oder den Kopf eines krähenden Hahns, letzteres habe die meiste Wahrscheinlichkeit. Der untere Theil der Figur ist ganz verloren. Ebenderselbe findet nun in dieser Ostar oder Astar die phönikische Astarte und zwar als Mondgottheit. Die Hörner über dem Haupte seien das Symbol des Mondes, in der linken Hand habe sie ein Horn des Überflusses, wie auch dem slawischen Sonnengotte Swantewit beigelegt werde, auf der rechten Hand aber einen Hahn als Symbol der Wachsamkeit und des Schutzes. — Auf die Ostra könnte sich vielleicht auch der von Pomponius Mela III, 3 genannte See Estia (vielleicht der Salzsee bei Erdeborn im Mansfeldischen) und der Name der Fee Esterelle bei den Kelten beziehen. Besonders ist aber die Benennung des Ostermonats und Osterfestes für das Dasein der Göttin entscheidend. Beda (De temporum ratione. cap. XIII. Gloss.) sagt ausdrücklich: Die alten Völker der Angeln in England nennen den April Eosturmonath, nach ihrer ehemaligen Gottheit Eostra, der sie im April Feste feierten, deren Namen sie jetzt der Zeit des Paschafestes beilegen. Dieser Stelle zufolge feierten also die Angeln am Anfange des Frühlings, mit dem auch ihr Jahr, nämlich den 25. März, begann, der Göttin Ostar ein Frühlingsfest, dessen Namen die Christen auf das Auferstehungsfest des Heilandes übertrugen. Auf Beginnen des Jahres und Frühlings scheint auch der Name selbst hinzudeuten, denn die Wurzel East, Ost, Est bedeutet ursprünglich entstehen, hervortreten (oriri) und wurde auf die Morgengegend übergetragen, weil hier die Sonne aufgeht, also auch das Jahr beginnt. Es war also wol die Göttin Ostra eine Modification der großen Gebärerin, Erdmutter, Hertha, diese als Frühlingsgöttin gedacht. Im Skandinavischen bedeutet auch Aust, beinahe wie Ost gesprochen, die Liebe. Von Karl dem Großen berichtet Eginhard, daß er den Monaten vaterländische Namen gegeben und den April Ostarmanoth genannt habe. Wiederum ein Beweis, daß Eostra eine allgemeine teutsche Göttin war. Dahin gehört auch der in vielen Gegenden Teutschlands sich lange erhaltene, und vielleicht noch jetzt hier und da fortdauernde Gebrauch, Osterfeuer anzuzünden, womit auch die Walpurgis-, Pfingst- und Johannisfeuer zusammenhängen. Münchhausen, in seiner Abhandlung im Bragur, sagt, daß die Osterfeuer an der Weser, besonders im Schaumburgischen, noch gegen Ende des 18. Jahrh. gewöhnlich gewesen wären. Man brachte am dritten Ostertage ein ausgeleertes Theerfaß auf den nächsten Hügel, befestigte es an einer mit Stroh umwundenen Stange, zündete, wenn es Nacht wurde, das Stroh unten an und setzte so das Ganze in Flammen. Knechte, Mägde und Bauern tanzten nun unter frohem Jubel um das Feuer herum. Unstreitig feierten die alten Teutschen ihrer Göttin so ein

Opferfest, bei dem ein großer Ochse am Feuer gebraten wurde. Das Feuer und der Tanz erhielten sich unter dem Volke. Damals wurde das Feuer durch Reiben hervorgebracht und auch dieser Gebrauch blieb lange. Es war ein gutes Zeichen, wenn die Flamme gerade aufstieg. Ließen Menschen oder Vieh durch das Feuer oder auch nur durch dessen Rauch, so schützte dies das ganze Jahr durch vor Krankheiten. So meldet auch Münchhausen, daß man Schweine, die zur Mast sollten getrieben werden, hindurch gejagt habe. Auch bei den Persern wurden im April, sowie zur Zeit des Sommersolstitiums, Feuer angezündet; auch war bei ihnen die Sitte, sich im Beginne des Frühlings mit schön verzierten Eiern zu beschenken. Das war ein Symbol des großen Welteies, aus dem Alles entstanden, überhaupt Symbol der Erzeugung, also des Frühlings. Noch sind beim Volke die Ostereier im Gebrauche und gewiß gehörten sie auch mit zu den heiligen Gebräuchen der Göttin Ostra, die dadurch sich allerdings an die griechische Aphrodite und die phönikische Astarte anschließt. Aus meiner Jugend kenne ich auch noch den Volksglauben des Osterwassers. Das schöpften die jungen Leute nach Mitternacht stillschweigend, es sollte sich das ganze Jahr hindurch frisch erhalten und heilbringend sein. Ja gegen Sonnenaufgang sollte das Wasser in Flüssen und Bächen sogar in Wein verwandelt werden, und die Sonne sollte am ersten Ostermorgen tanzend ihren Aufgang beginnen. Alles das sind Überbleibsel aus dem alten Glauben unserer Vorfahren und ebenfalls Symbole von Heil, Fruchtbarkeit und Erzeugung. Denn Wasser und Feuer, Feuchtigkeit und Wärme, sind ja die Hauptkräfte, die bei aller Erzeugung wirksam sind. Mone (Gesch. des Heidenthums II. S. 86) bemerkt noch: daß die Sonne, Ostar, und der Mond heilige Haine im Riesewohld bei Nordhadstett, bei Osterwohld und in der glüßinger Holzung im Kirchspiele Tellingstett gehabt haben. Ihre Höfe oder Tempel sollen gegen die gewöhnliche Sitte rund gewesen sein, und der Altar in Riesewohld zwölf Steine zur Einfassung gehabt haben (s. Barth, Die altteutsche Religion. S. 116 fg.). (*Richter.*)

EPACHTHE, *ἐπαχθῆ*, d. h. das Fest des Verdrusses, ein Fest der Achäischen Ceres, welches in Böotien zum Andenken der über den Verlust ihrer Tochter trauernden Ceres im Monat Damatrios (dem Ägyptischen Athyr), etwa unserm November, gefeiert wurde. Plutarch (De Isid. p. 549. *Wyttenb.*) führt dabei die Worte an: *Καὶ Βοιωτοὶ τὰ τῆς Ἀχαιᾶς μέγαρα κινοῦσιν* „und die Böotier erschüttern die Tempel der Achäerin." Diese Stelle hat mehre Auslegungen veranlaßt. Squire dachte dabei an kleine Tempelchen, die man am Feste herumgetragen habe. Toup änderte die Lesart *κινοῦσιν* in *οἰκοῦσιν*, also: „sie wohnen in Tempeln." Spanheim veränderte *μέγαρα* in *μεγαλάρτια*, „das Fest der großen Brode," weil Athenäos von einem Ceresfeste dieses Namens bei den Deliern spricht, und erinnert dabei an die Schaubrode und an das Fest der großen Brode bei den Israeliten (Levit. XXIII, 17). Eine Handschrift hat statt *κινοῦσιν* die Lesart: *κονιοῦσιν*, d. h. sie bestreuen den Tempel mit Staub. Creuzer, dem wir obige Bemerkungen entlehnen, billigt es, daß Wyttenbach die Lesart des Textes beibehalten hat, denn es sei noch zu fragen, ob *κινεῖν* von der Feier eines Festes gebraucht werden könne, und außerdem werde von Plutarch ausdrücklich eine Parallele mit Ägyptischen Festen gezogen. Nun sei Tithrambo die zürnende Isis, die Ceres Erinnys der Griechen, und Pausanias (IX, 25) beschreibe grade die Böotische Ceres als eine sehr furchtbare Göttin, von deren Gebräuchen er mit großer Scheu rede; das Fest aber heiße bestimmt das Fest des Verdrusses (*ἄχος*), sodaß selbst bei dem Beinamen Achäa weniger an die Achäerin, als an die trauernde, verdrüßliche Ceres zu denken sei. Dann fügt er hinzu: Der Raub der Proserpina und der Zorn der Mutter darüber waren tellurische Begebenheiten. Wann die Tochter hinabgerissen wird, verfinstert sich Ceres, die Mutter, und wird zur Erinnys, es bewegen sich alsdann die Gründe der Erde. Um dies anschaulich darzustellen, mochten wol die Böotischen Priester Mittel gefunden haben, die unterirdischen Kapellen (*τὰ μέγαρα*) wie durch ein Erdbeben zu erschüttern. Es wäre dies also ein Beispiel, wie die alte Welt auf den sinnlichen Menschen im Götterdienste zu wirken suchte. (*Richter.*)

EPACRIDEAE. Diese von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 535) zuerst begründete dikotyledonische Pflanzenfamilie ist so nahe mit den Ericeen, von denen sie sich nur durch die Antherenbildung (ähnlich der der Monotropeen) unterscheidet, verwandt, daß sie Link (Handb. I. S. 601) als Gruppe dieser Familie betrachtet. Die Epakrideen sind Sträucher oder Bäumchen mit abwechselnden, selten gegenüberstehenden, lederartigen, einfachen, meist ganzrandigen, gestielten, ungestielten oder halbstengelumfassenden Blättern und ähren- oder traubenförmigen, selten einzeln in den Blattachseln stehenden, mit Stützblättchen versehenen, regelmäßigen, meist zwitterigen, weißen, rothen oder blauen Blüthen. Ihr Kelch ist frei, fünftheilig, stehenbleibend, oft gefärbt; die Corolle unter dem Fruchtknoten stehend, fünfspaltig oder fünfblättrig, selten zu einer geschlossenen, später mit geradem Rande sich ablösenden Haube verwachsen (Cystanthe). Die fünf Staubfäden sind unter dem Fruchtknoten, oder in der Corolle eingefügt, mit den Corollenabschnitten abwechselnd, frei, mit einfächerigen, der Länge nach aufspringenden, ungespornten Antheren: die Pollenkörner fast kugelig, frei oder zu dreien zusammengeballt. Unter dem Fruchtknoten befindet sich eine drüsige Scheibe, welche oft fünf Schüppchen trägt; der Griffel ist einfach, mit ungetheilter, bisweilen gezähnter Narbe. Die Frucht ist eine Kapsel, Steinfrucht oder Beere zwei- bis zehn-, selten einfächerig; die auf der Mittelaxe angewachsenen, bisweilen herabhangenden Mutterkuchen tragen die zahlreichen, selten einzelnen Samen: der drehrunde, gerade Embryo liegt in der Längsaxe des Eiweißkörpers.

Die Epakrideen, ausgezeichnet durch zierlichen Wuchs und schöne Blüthen, sind in ihrem Vorkommen auf Neuholland und die übrigen Südseeinseln beschränkt (nur eine Pflanze dieser Familie, Leucopogon malayanus *Jack*, findet sich außerhalb Australiens, auf der Halbinsel Malakka) und bilden dort die Stellvertreter der Ericeen. Über ihren Nutzen ist nichts weiter bekannt, als daß die Bee-

ren von Lissanthe sapida *R. Brown* (Australian cranberries, australische Moosbeeren der Engländer) zu den wenigen eßbaren Früchten Neuhollands gehören.

Die Familie der Epakrideen umfaßt 30 Gattungen, welche in zwei Gruppen zerfallen:

I. Stypheliеae *Bartling* (Ord. nat. p. 158). Die Fetzen der Corolle zugespitzt, in der Knospe klappenförmig; die Pollenkörner frei; in jedem Fache des Fruchtknotens nur ein Eichen; die Frucht nicht aufspringend, mit saftiger, oder krustenartiger Decke. Styphelia *Smith*, Soleniscia *Candolle*, Stomarrhena *Cand.*, Astroloma *R. Br.*, Conostephium *Bentham*, Stenanthera *R. Br.*, Melichrus *R. Br.*, Cyathodes *Labillardière*, Lissanthe *R. Br.*, Leucopogon *R. Br.*, Atherocephala *Cand.*, Monotoca *R. Br.*, Acrotriche *R. Br.*, Trochocarpa *R. Br.*, Decaspora *R. Br.*, Pentachondra *R. Br.*, Needhamia *R. Br.*, Oligarrhena *R. Br.*

II. Epacrideae genuinae *Bartl.* (l. c.). Die Corollenabschnitte stumpf, in der Knospe dachziegelförmig; je drei Pollenkörner zusammengeballt; die Fächer des Fruchtknotens mit vielen Eichen; die Frucht eine aufspringende Kapsel. Epacris *Forster*, Lysinema *R. Br.*, Prionotes *R. Br.*, Cosmelia *R. Br.*, Andersonia *R. Br.*, Ponceletia *R. Br.*, Sprengelia *Sm.*, Cystanthe *R. Br.*, Pilitis *Lindley*, Richea *R. Br.*, Dracophyllum *Labillardière*, Sphenotoma *Sweet.*

Von diesen Gattungen sind hier drei, Conostephium, Cyathodes und Atherocephala, alle aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe, nachzutragen:

1) Conostephium *Bentham* (in *v. Hügel*, Enum. p. 76). Char. Der Kelch eiförmig-ablang, mit meist acht lederartigen Stützblättchen versehen; die Corolle röhrig, bauchig, kegelförmig (daher der Gattungsname: στέφος Krone, κῶνος Kegel), mit sehr kleinem, aufrechtem Saume: die Röhre trägt innen an der Basis fünf Büschel von Zotten; die sehr kurzen Staubfäden sind in der Corollenröhre angewachsen; die Frucht ist ein einsamiges Nüßchen mit knochenharter Schale. Die einzige Art, C. pendulum *Benth.* (l. c.), ist ein kleiner aufrechter Strauch mit sehr fein behaarten Zweigen, zerstreuten, ablang-linienförmigen, stachlicht-stumpfen, am Rande zurückgerollten, unten liniirten und weißgrau-haarigen Blättern und in den Blattachseln stehenden, zurückgekrümmten Blüthenstielen. Dieser Strauch ist am Georgssund und Schwanenflusse in Neuholland von Drummond und dem Freiherrn Hügel gefunden worden.

2) Cyathodes *Labillardière* (Nov. Holl. I. p. 57). Char. Der Kelch fünflappig, mit mehren Stützblättchen versehen; die Corolle trichterförmig, wenig länger, als der Kelch, mit offenstehendem, bisweilen bärtigem, fünfspaltigem Saume; unter dem Fruchtknoten steht eine fünfzähnige, becherförmige Scheibe (daher der Gattungsname: κυαθώδης becherartig); die Frucht eine fünf- bis zehnfächerige, fünf- bis zehnsamige Beere. Die eilf bekannten Arten sind Sträucher, zuweilen Bäumchen, mit unten gestrichelten Blättern und kleinen, achselständigen Blüthen: 1) C. glauca *Labill.* (l. c. t. 81. Trochocarpa glauca *Spreng.* Syst. veg. I. p. 660) auf der Vandiemensinsel. 2) C. straminea *R. Br.* (Prodr. p. 539, Styphelia straminea *Spr.* l. c. p. 656) ebenda. 3) C. dealbata *R. Br.* (l. c., Styphelia dealbata *Spr.* l. c.) ebenda. 4) C. Tameiameiae *Chamisso* (Linnaea 1826. p. 539) auf den Sandwichinseln. 5) C. Baxteri *A. Cunningham* (Ms., *Candolle* prodr. VII. p. 741) in Neuholland. 6) C. parviflora *R. Br.* (l. c. p. 540, Lissanthe parviflora *Spr.* l. c. p. 660) auf der Vandiemensinsel. 7) C. Oxycedrus *R. Br.* (l. c., Styphelia Oxycedrus *Labill.* l. c. p. 49. t. 69, Lissanthe Oxycedrus *Spr.* l. c.) ebenda und in Neuholland. 8) C. abietina *R. Br.* (l. c., Epacris juniperina *Forster* prodr. n. 71, Styphelia abietina *Labill.* l. c. p. 48. t. 68) auf der Vandiemensinsel und Neuseeland. 9) C. acerosa *R. Br.* (l. c. p. 539, Ardisia acerosa *Gärtner*, De fruct. II. p. 78. t. 94 f. 2, Styphelia acerosa *Solander* ms., Lissanthe acerosa *Spr.* l. c.) auf Neuseeland. 10) C. Macraeana *Cand.* (l. c. p. 742) auf dem feuerspeienden Berge der Insel Owaihi von dem englischen Reisenden Macrae gefunden. 11) C. Banksii *Gaudichaud* (Voy. de *Freycinet*, Bot. p. 98) ebenfalls auf den Sandwichinseln. — C. disticha *Labill.* ist Decaspora disticha *R. Br.* und C. laurina *R. Br.* = Trochocarpa laurina *R. Br.*

3) Atherocephala *Cand.* (Prodr. VII. p. 755) Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen versehen, tief fünftheilig: die Fetzen lang pfriemenförmig-zugespitzt, über die Corolle hinwegragend; die Corolle trichterförmig, mit drehrunder, glatter Röhre und fünflappigem Saume: die Lappen zurückgerollt, schmal, mit dichter, weißer Wolle bedeckt; die Staubfäden unter dem Fruchtboden eingefügt, mit ablang-linienförmigen Antheren; der Fruchtknoten fast kugelig, fünffächerig, in jedem Fache ein Eichen; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, Ath. Drummondii *Cand.* (l. c.) ist ein kleiner, kaum spannenhoher Strauch mit glatten, an der Basis scheiden-, an der Spitze pfriemenförmigen Blättern. Die weißlichen Blüthen bilden eine endständige, dichte, eiförmige Ähre, über welche die grannenförmigen Spitzen der Kelchfetzen hinwegragen (daher der Gattungsname: κεφαλή Kopf, ἀθήρ Granne, Spitze). Dieser Strauch, welcher sich von Leucopogon nur durch die tiefere Theilung des Kelches und die hervorstehenden Staubfäden unterscheidet, ist von dem englischen Reisenden Drummond am Schwanenflusse in Neuholland gefunden worden. *(A. Sprengel.)*

EPACRIS. Eine von Forster (Char. gen. 10. Prodr. n. 68—71) aufgestellte Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Classe und aus der, nach ihr benannten, natürlichen Familie der Epakrideen. Char. Der Kelch gefärbt, fünftheilig, mit zahlreichen, den Kelchabschnitten ähnlichen Stützblättchen versehen; die Corolle röhrig; die Staubfäden in der Corolle angewachsen mit schildförmigen Antheren; fünf Schüppchen unter dem Fruchtknoten; die Kapsel fünffächerig, fünfklappig, vielsamig. Die von Forster zu dieser Gattung gerechneten vier Arten, welche er auf den höchsten Berggipfeln (daher der Gattungsname: ἐπ' ἄκροις) von Neuseeland fand, hat man jetzt zu den verwandten Gattun-

gen Dracophyllum, Pentachondra, Leucopogon und Cyathodes gestellt; es sind aber seit jener Zeit 29 andere Arten in Neuholland und auf den benachbarten Inseln entdeckt worden. Dies sind zierliche Sträucher mit zerstreuten Blättern und einzeln in den Blattachseln stehenden, oder ährenförmigen weißen oder rothen Blüthen. Die drei am häufigsten in den europäischen Glashäusern vorkommenden Arten sind: 1) Ep. purpurascens *R. Brown* (Prodr. Fl. Nov. Holl. p. 550. *Loddiges*, Bot. cab. t. 876. Ep. pungens *Sims*, Bot. mag. t. 844), 2) Ep. pulchella *Cavanilles* (Icon. IV. p. 26 t. 345. *Lodd.* Bot. cab. t. 194. *Sims*, Bot. mag. t. 1170), beide mit blaß rosenrothen oder weißlichen Blumen, und 3) Ep. longiflora *Cavanill.* (l. c. p. 25. t. 344. Ep. grandiflora *Willdenow*, Sp. pl. I, 2. p. 834. *Smith*, Exot. bot. I. p. 75. t. 39. *Sims*, Bot. mag. t. 982) mit fast zolllangen, an der Basis rothen, oberhalb gelblich-weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

EPAGATHUS, ein Kriegsoberster unter dem Kaiser Alexander Severus. Verworfen in Sitten und Denkungsart stand er bei dem mordbefleckten Caracalla in großem Ansehen; er war es, der mit einigen Soldaten den berühmten Rechtsgelehrten Ulpianus ermordete, 226. Der edle Kaiser Alexander Severus verabscheuete ihn und seine Thaten, wagte es aber doch nicht ihn zu Rom zur Rechenschaft zu ziehen, aus Furcht vor einem Aufstande, den sein Anhang hätte erregen können, darum ernannte er ihn zum Statthalter von Ägypten, und als er dort angelangt war, ließ er ihn durch einige Vertraute aus dem Wege räumen (Xiphilinus, Caracalla, Alexander). (*A. Herrmann.*)

EPAGOGE (Ἐπαγωγή). I. ein Ausdruck, der bei griechischen Schriftstellern über das Kriegswesen einige Male von einer besondern Art des Aufmarschirens einer Truppenabtheilung gebraucht wird, und hier die gerade und fortlaufende Linie der Colonnen, welche nach einer und derselben Richtung und Stellung hinter einander aufmarschiren, bezeichnet; s. *Arrian* Tact. p. 65. *Suidas* s. v. Eine Abbildung davon bei Potter, Griech. Archäolog. II. Bd. S. 127 t. XI. f. 2. Verschieden davon ist die *Παραγωγή*, s. den Artikel.

II. Ein technischer Ausdruck in der Rhetorik, um diejenige rhetorische Figur zu bezeichnen, nach welcher aus einem vorher zugestandenen Satze eine Reihe von andern, weitern Folgerungssätzen, die alle in natürlicher Folge einer dem andern unmittelbar sich anschließen, abgeleitet werden, was die Römer Inductio nennen (s. *Cicer.* De invent. I, 31. Topic. 10. *Quintil.* Inst. Orat. V, 10 §. 73 und V, 11 §. 2), was insbesondere dem Sokrates beigelegt und für eine Eigenthümlichkeit seiner Methode erkannt wird; s. *Aristot.* Rhet. I, 2. *Diogen. Laert.* III, 53 und andere Stellen in *Stephan.* Thesaur. L. Graec. (ed. *Hase* et *Dindorf*) Vol. III. Fasc. 5. p. 1370. Westermann, Gesch. der Griech. Beredsamk. §. 66. Not. 3.

III. Auch kommt das Wort von einer, wie es scheint, eigenen Art der Beschwörung unterirdischer Dämonen vor, die man heraufbeschwören und zum Beistand gegen andere zu deren Verderben zu gewinnen suchte. Vgl. *Ruhnken.* ad *Timaei* Lex. Platon. p. 114 und *Lobeck*, Aglaopham. T. I. p. 221 sq. (*Baehr.*)

EPAKRIOS, Ἐπάκριος, der auf Höhen Wohnende, ein Beiname des Zeus. (*Richter.*)

EPAKTAEOS, Ἐπακταῖος, der am Ufer Wohnende, Beiname des Neptun bei den Samiern. (*Richter.*)

Epakten, s. Concurrenten und Cyclus.

EPAKTIOS, Ἐπάκτιος, einerlei mit Aktios, Beiname Apollon's (*Orph.* Argon. 1269), weil er auf dem Vorgebirge Aktium einen von den Argonauten erbauten Tempel hatte. (*Richter.*)

EPALLAGE. Eine von Candolle (Prodr. VI. p. 3) gestiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Radiaten (Senecionideae Anthemideae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compositae. Lessing (Syn. p. 221) hatte diese Gattung mit Helicta *Cassin.* (s. Wedelia) vereinigt und zu der Untergruppe der Helliantheen gerechnet, Candolle erkannte sie als selbständig und zu den Anthemideen gehörig (diese Änderung soll der Gattungsname andeuten: ἐπαλλαγή Verwechselung). Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist aufrecht und besteht aus zwei oder drei Reihen ablanger Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden klein, fast flach, mit lanzettförmigen, steifen, zuletzt abfallenden Spreublättchen bedeckt; die Achenien sind gefurcht-eckig, fast kreiselförmig, mit kurzer, becherförmiger, ganzrandiger oder gezähnelter Samenkrone. Die vier Arten dieser Gattung, welche der teutsche Reisende Bojer auf Madagaskar entdeckt hat, sind aromatisch riechende Sommergewächse oder Halbsträucher mit aufrechtem Stengel, abwechselnden, gestielten, ganzrandigen, oder eingeschnitten-gezähnten Blättern, und endständigen, gestielten, gelben Blüthenknöpfen: 1) Ep. salvifolia *Cand.* (l. c. Anthemis salvifolia *Boj.* ms. Helicta alternifolia *Less.* l. c.), 2) Ep. rupestris *Cand.* (l. c. p. 4), 3) Ep. dentata *Cand.* (l. c., Anthemis dentata *Boj.* ms. Helicta madagascariensis *Less.* l. c.), 4) Ep. anemonifolia *Cand.* (l. c.).

Mit Epallage nahe verwandt und, wie diese Gattung, von Anthemis eigentlich nur durch den flachen Fruchtboden unterschieden, ist die Gattung Aganippea *Sessé* et *Moçiño* (Fl. mex. ined., *Cand.* l. c. p. 3). Char. Der gemeinschaftliche Kelch besteht aus zwei Reihen von Schuppen: die äußeren sind lanzettförmig, die inneren kurz und spreublattartig; der Fruchtboden ist flach, mit pergamentartigen Spreublättchen besetzt; die Achenien sind nackt, ungeschnäbelt, ablang. Die beiden Arten sind Kräuter mit gegenüberstehenden, gezähnten oder ganzrandigen Blättern und achselständigen, gestielten Blüthenknöpfchen, deren Strahl oben weiß, unten röthlich und deren Scheibe gelb ist: 1) Ag. bellidiflora *S.* et *M.* (l. c.) in den Gewässern um die Stadt Mexico (daher der Gattungsname nach der im Alterthume berühmten Quelle Aganippe). 2) Ag. dentata *Cand.* (l. c.), von Berlandier auf den Bergen um die Stadt Mexico gefunden. (*A. Sprengel.*)

EPALTES. Diese von Cassini (Bull. de la soc. philom. 1818. p. 139, Dict. des sc. nat. 15. p. 6, 37. p. 33) aus Ethulia divaricata *L.* gebildete Pflanzengattung gehört zu der vierten Ordnung der 19. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Eupatorinen (Asteroideae Tarchonantheae Plucheïnae *Cand.*) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinschaftliche Kelch ist glockenförmig und besteht aus zwei oder mehren Reihen dachziegelförmig über einander liegender Schuppen; der gemeinschaftliche Fruchtboden ist convex, nackt; die weiblichen Blümchen des Strahls sind sehr klein, fadenförmig, an der Spitze kaum gezähnt; die androgynischen Blümchen der Scheibe umgekehrt-kegelförmig, außen etwas drüsig; die Achenien, welche nur im Strahle sich entwickeln, sind umgekehrt-eiförmig, eckig, glatt, ohne Samenkrone. Die acht bekannten Arten dieser Gattung sind tropische Kräuter oder Halbsträucher mit ästigem Stengel, abwechselnden, ablangen oder umgekehrt-eiförmigen, fast ganzrandigen, bisweilen am Stengel herablaufenden Blättern, den Blättern gegenüber einzeln oder paarweise stehenden Blüthenstielen und meist rispenförmigen Blüthen. 1) Ep. divaricata *Cass.* (ll. cc., Ethulia divaricata *L.* mant. *N. L. Burmann*, Ind. 176 t. 58 f. 1) auf Äckern in Ostindien; 2) Ep. linearifolia *Cand.* (Prodr. V. p. 461) in Ava; 3) Ep. pygmaea *Cand.* (l. c.) im Carnatik; 4) Ep. brasiliensis *Cand.* (l. c.) in Brasilien; 5) Ep. mexicana *Lessing* (Linnaea 1830. p. 147) bei Veracruz; 6) Ep. australis *Less.* (l. c.) am Flusse Lachlan in Neuholland; 7) Ep. hirsuta *Less.* (Syn. p. 206) in Ostindien; 8) Ep. litoralis *Less.* (Linn. 1831. p. 151, Artemisia litoralis Retzius observ. V. p. 28) an den Meeresküsten Ostindiens.

(*A. Sprengel.*)

EPAMINONDAS, war der Sohn des Polymnis, eines armen, aber angesehenen Bürgers von Theben (*Plut.* Pel. III. *Corn. Nep.* I, 1. *Aelian.* v. h. II, 43. XII, 43. *Paus.* IX, 13). Die Familie soll von den Σπαρτοί abstammen, jenen aus Kadmus' Saat der Drachenzähne entsprossenen geharnischten Männern, die den ältesten Adel in Theben bildeten, weshalb sie auch einen Drachen im Schilde führte, kann aber, wenn auch an Vermögen heruntergekommen, nicht in solcher Dürftigkeit gelebt haben, wie Epaminondas sie aus philosophischen Grundsätzen liebte (*Paus.* VIII, 27. *Cic.* Tuscl. I, 2. *Plut.* Pelop. III. *Nep.* Ep. II.), weil ihm sonst wol kaum eine so liberale Bildung hätte zu Theil werden können. (Ed. Bauch, Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie [Breslau.] S. 7. Sievers, Geschichte Griechenlands vom Ende des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea [Kiel 1840.] S. 192. Not. 26.) Wahrscheinlich im J. 418 v. Chr. geboren, lebte er bis zu seinem 40. Jahre, da er bei der Befreiung Thebens handelnd auftrat, in philosophischer Zurückgezogenheit (Sievers S. 192. Not. 27. *Plut.* De occ. viv. Mor. VI. p. 274), ganz seiner Ausbildung für die höchsten Zwecke hingegeben. Ein Blick auf die äußere und innere Jugendbildung der Hellenen wird uns den Schlüssel zu Epaminondas' großer Erscheinung geben, in welcher, was so selten der Fall war, nicht nur der Bürger, Krieger und Staatsmann, sondern auch der Philosoph und Mensch zugleich auftreten, und manches Räthsel zu lösen ist.

Ein gesunder Körper ward von den Hellenen als die natürliche Bedingung geistiger Gesundheit betrachtet; darin stimmten sie mit Persern, Skythen und Römern und allen Völkern überein, welche sich in kriegerischer Lust und Freiheitsliebe gefielen. Diese beiden Neigungen waren in dem öffentlichen Leben der Hellenischen Republiken vereint und gleich stark, darum bestand die Erziehung oder Vorbereitung des jungen Bürgers auf die Zwecke des Staats zunächst in kunstgerechter Bildung des Körpers zur Schönheit und kriegerischen Brauchbarkeit. Lykurg's Erziehungsvorschriften, aus altdorischer, allen Hellenen ursprünglich eigenthümlicher Gewohnheit entsprossen, erhoben diese zum Gesetze, nicht blos für Sparta, sondern vorbildlich für das ganze Volk, dessen gleichartiges öffentliches und häusliches Leben nach seiner politischen und religiösen Seite dieselbe Nothwendigkeit der Bedürfnisse und Neigungen erzeugte. Wie die Gymnasien und Paläsiren für die Bürger der einzelnen Städte, so waren die mannichfaltigen Kampfspiele für einzelne Landschaften und für ganz Griechenland Pflanzschulen dieses wehrhaften Sinnes, welcher sich mit dem Verschwinden der öffentlichen Freiheit und jugendkräftigen Kampflust stets auch verlieren mußte. Durch diese, vorzugsweise auf das Äußere des Lebens gerichtete Volksbildung konnte der Geist der Hellenen jene praktische Kraft und plastische Klarheit gewinnen, welche ihn vor allen Völkern alter und neuer Zeit auszeichnet und in einen lichten Gegensatz mit der nebelhaften Mystik Ägyptens, Palästina's, Syriens, Etruriens und des christlichen Mittelalters setzt. Das Streben nach Herrschaft, möge sie als Tyrannis der Einzelnen oder Hegemonie der Staaten auftreten, und festlicher Genuß des erworbenen Besitzes, als dessen Blüthe jener schwelgerische Sinnenreiz des Kunstluxus zu betrachten ist, drängten jedoch das innigere Gemüthsleben, den Werth der Sittlichkeit, Contemplation und Entsagung bei der Mehrzahl in den Hintergrund. Die gepriesensten Helden der politischen Schaubühne sind gleich den olympischen Göttern nur durch die sinnlichen Kräfte der niedern Menschennatur groß und schön; denn Macht gilt ihnen für Recht, List für Weisheit, Begierde für Liebe. Moralischer Adel, wie er christliches Princip ist, konnte bei dieser vorherrschenden Ausbildung der niedern Seelenkräfte wenigstens in der Masse des Volks nicht erzeugt werden; aus ihr ragen verhältnißmäßig nur wenige höhere Naturen hervor, in denen mit dem Nützlichen und äußerlich Schönen zugleich das Gute, Edle und Erhabene zur Erscheinung kommt; die ein ethisches Ideal mit Bewußtsein erstrebt und durch Anbau der höhern Seite des Geistes jene Einseitigkeit der politischen Volkserziehung ausgeglichen haben.

Epaminondas widmete sich, da er in die Ephebenjahre getreten war, durch Gesetz und Neigung getrieben, diesen gymnastischen Übungen mit größter Anstrengung, indem er sie als Mittel zum Zweck betrachtete. Meistens übte er sich im Laufen und Ringen, worin er es zu solcher Fertigkeit brachte (*Nep.* Ep. II. *Plut.* mor. II.),

daß er seinen Gegner stehend umfassen und mit ihm kämpfen konnte, legte jedoch weniger Werth auf die von den Thebanern überschätzte Körperkraft, als auf Gewandtheit, indem er jene für Athleten, diese für Krieger wichtiger hielt, und die Paläſtra nur als eine Vorschule der großen Wissenschaft des Krieges betrachtete, in welcher er Meister und Schöpfer werden sollte.

Als unmittelbaren Zweck selbst sah Epaminondas dagegen die Gymnastik des Geistes an, und suchte durch Beschäftigung mit ihr jene Einseitigkeit und Leere der gewöhnlichen Hellenischen Jugendbildung zu ergänzen und zu füllen. Zum Verständniß manches Auffallenden in seinem Charakter und in seiner Lebensweise scheint eine Erörterung der Lehre des Pythagoras in ihren Grundzügen nöthig, denn diese Philosophie liegt seiner ganzen Bildung zum Grunde. Sie ist als freies Ergebniß der gesammten Bildung der damaligen Welt und als die reife Frucht der schönsten Blüthe des damaligen Hellas zu betrachten.

Pythagoras hatte die gebildetsten Völker seiner Zeit auf weiten Reisen kennen gelernt und sich besonders mit ihrer religiösen Weisheit vertraut gemacht. Diese war im Alterthume meist Geheimlehre und nur in den Kasten der Priester und in den Mysterien zu suchen, welche das Heilige und Unaussprechliche den Augen der profanen Welt verhüllten. Er soll sie in Ägypten, Syrien, Phönicien und Kreta kennen gelernt haben. Das ganze Hellenische Mysterienwesen scheint einen gemeinschaftlichen orientalischen Ursprung, einen verwandtschaftlichen Zusammenhang gehabt, und dieselben oder doch ähnliche Geheimlehren symbolisirt zu haben, deren Inbegriff die verborgene Schöpfungskraft der Natur und der Übergang des Menschen aus dem Zustande der Natur in den der Cultur war. In Kreta war Pythagoras der Sage nach ein Schüler des Epimenides, des Vertrauten der Götter, und ward von diesem in die Mysterien der Griechen eingeweiht. Von hier begab er sich über Sparta, Elis, Phlius nach Samos, seiner Heimath, zurück. Nach Andern soll er von Ägypten in den Orient gegangen sein, wo ihn die Magier in Persien und die Gymnosophisten in Indien in ihren Bund aufnahmen. Gewiß ist, daß sich in Pythagoras' Philosophie, die er zuerst in Samos und dann in Kroton in Großgriechenland lehrte, Spuren und Anklänge aller genannten Religionen finden lassen (Ritter, Geschichte der Pythagoreischen Philosophie. [Hamburg 1826.]) Das Tiefsinnige und Symbolische des Vortrags gab seinen Aussprüchen das Ansehen göttlicher Orakel und seiner Person den Nimbus eines gottvertrauten Sehers. Sechshundert bisher der Schwelgerei ergebene Krotoniaten, durch sein Beispiel zur Mäßigkeit bekehrt und für seine Lehre begeistert, bildeten den Stamm jenes großen Bundes, dessen Bestimmung war, den Geist der Menschheit zu veredeln und ihn vom Gemeinen zu entwöhnen. Nach Art der Ägyptischen Priester hatte Pythagoras seinen Bund in eine exoterische und esoterische Abtheilung getrennt. Die von Spätern verfaßten „Goldenen Sprüche," der Unterricht für die Exoteriker, welchen das Innere des Heiligthums verschlossen war, bestanden in moralischen Vorträgen, worin die Tugend kasuistisch für die verschiedenen Stände, Geschlechter und Alter empfohlen ward, namentlich Enthaltsamkeit von gemeinen Genüssen, wodurch Erhebung des Geistes über die Materie erleichtert wird. Die Esoteriker bildeten den engern Bund, den eigentlichen Orden, und wurden nur nach strengen Prüfungen stufenweise für den höchsten Grad der Erkenntniß vorbereitet. So lange sie nur Hörende und nicht Wissende waren, mußten sie an das Wort des Meisters (αὐτὸς ἔφα) ohne Beweis glauben, und nach Umständen ein Schweigen von mehren Jahren beobachten; sowie überhaupt Verschwiegenheit das erste Gebot war. — Zu Kroton wohnten die Pythagoreer mit Weib und Kind zusammen in einem großen Hause, einer Art von Kloster. Morgens ward die Ordnung des Tages bestimmt, und man ging der aufgehenden Sonne Hymnen singend entgegen, um die Stimmung des Geistes zu läutern und zur Vollbringung der Pflichten des Tages zu stärken. Diese bestanden zunächst in ernstem Nachdenken über die höchsten Gegenstände, und in der Lösung aufgegebener Probleme. Nach einem einsamen Spaziergange erfolgten Unterredungen über die Aufgaben, und dann gymnastische Übungen zur Vorbereitung auf die gemeinschaftliche Mahlzeit, welche in Brod, Honig und Wasser bestand; denn nach dem Beispiele des Meisters enthielt man sich animalischer Nahrung, aber auch blähender Gemüse, wie der Bohnen. Den Ordensgliedern ward die Weisheit unverschleiert durch Symbole vorgetragen, um sie, die meist den ersten Familien angehörten, nicht blos ihrer selbst wegen zu belehren, sondern sie zugleich zu Staatsmännern und Herrschern auszubilden. Wenigstens wird dem Orden diese aristokratische Tendenz von seinen Feinden vorgeworfen, und gereichte ihm zum Verderben. Verfolgung zerstreute die Bundesglieder über das griechische Italien, Hellas und Kleinasien, wodurch das Wort des Meisters Gemeingut der Nation ward. Hier genügt es, einige seiner Hauptlehren herauszuheben, um zu zeigen, wie besonders auch der Pythagoreismus Einfluß auf Epaminondas' Charakter haben konnte, und überhaupt die höhere ethische Bildung förderte, welche die blos auf das Praktische und Politische gehende Jugenderziehung der Hellenen sonst nicht förderte, vielmehr eher zurückhielt.

Die Welt (κόσμος) bildet ein harmonisch Geordnetes, in dessen Mitte sich das Centralfeuer befindet, von welchem die Wärme alles Lebens ausgeht. Der Himmel ist der Raum, in welchem sich die zehn Sphären bewegen: die Sphäre der Fixsterne, die Sphären der sieben Planeten, zu welchen Sonne und Mond gehören; die der Erde, welche die Sphäre der unsichtbaren Antichthon gegen sich über hat als die zehnte, die die Harmonie der himmlischen Sphären schließt und die Mondfinsternisse hervorbringt. Die sieben Planeten bewegen sich in der Feuersphäre, dem stets reinen, bewegten Äther; die Erde aber ist von der Atmosphäre umgeben, jener dicken, unbeweglichen Masse, in welcher die irdischen Geschöpfe leben. Von dem Centralfeuer geht auch die Gottheit aus, der Weltgeist, die Schöpferkraft, die das thierische Leben und Weben schafft, unbegreiflich, unzerstörbar, ewig. Ihr untergeordnet waren als Emanationen die Götter, Heroen,

Dämonen und Luftgeister, göttliche Wesen, welche je nach dem Grade ihrer Entfernung vom Centralfeuer, Einfluß auf die Welt, Erde und Menschen haben, und Gesundheit, Krankheit, Träume geben. Die Sterne selbst sind Götter oder von Göttern bewohnt. — Auch die Seele des Menschen ist dem Pythagoras ihrem höhern Wesen nach ein Ausfluß des Centralfeuers. Sie besteht nach ihm nämlich aus zwei Theilen, deren erster, der Ausfluß des Centralfeuers, im Gehirne wohnt. Dieser Theil ist die Vernunft (νοῦς). Der zweite ist das Herz, die Leidenschaft, welche der Vernunft widerspricht (θυμός). Der νοῦς ist unsterblich, weil er mit der Gottheit einerlei Ursprungs ist; der θυμὸς aber ist vergänglich, weil er den Thieren verwandt ist, die nicht durch Vernunft und Sprache, sondern nur durch Leidenschaft und Instinct getrieben werden. Wegen dieser zwiefachen Richtung der Seele zur göttlichen und thierischen Natur nannte Pythagoras den Menschen einen Mikrokosmus, weil er die Elemente des Weltalls oder des Makrokosmus in sich trägt. — Der rationale Theil der Seele, die Vernunft, umfaßt mit dem Denkvermögen die Verhältnisse von Zeit und Raum. Die Zahlenlehre des Pythagoras sollte diese Verhältnisse bildlich veranschaulichen. Daher wurden die Zahlen zu Symbolen der abstracten Begriffe gebraucht, die man in der einfachen Sprache nicht ausdrucken konnte. Wie die Monas in ihrer Vervielfältigung als Dyas, Trias, Tetras einen Fortschritt von der Einheit zur Mannichfaltigkeit darstellt, und dem einfachen geometrischen Punkte in seiner Vervielfältigung durch Linie, Fläche und Körper entspricht, so sind Beide wieder der ursprünglichen Einheit der Gottheit zu vergleichen, die durch ihre vielfachen Ausflüsse die ganze Natur beherrscht. So legte Pythagoras die Wissenschaften der Arithmetik und Geometrie seiner Speculation zum Grunde, und schuf auf diesem Wege eine mathematische Philosophie. Sie ging von der Anschauung der natürlichen Welt aus, und erhob sich stufenweise zu den erhabensten Ideen, welche der Philosophie und dem auf das Äußerliche gestellten Leben der Griechen meist fremd waren, oder etwa nur symbolisch in den verschiedenen Mysterien gelehrt wurden. Erhebung des Endlichen zur Anschauung des Unendlichen, Vorbereitung des Geistes zur Erkenntniß der letzten Gründe der Dinge, und die unmittelbare Wahrheit war dem Pythagoras Zweck aller Bildung. — Für ein Hauptbildungsmittel galt ihm die Musik; sie sollte dem Geiste die Herrschaft über die Leidenschaften gewinnen, und ihn zur Ahnung des Ewigen läutern. Auch hier befolgte er ein arithmetisch-wissenschaftliches Verfahren, indem er die Verhältnisse der Töne berechnete, eine Tonleiter (Octochord) und ein Instrument mit einer Saite (Monochord) zur Messung der musikalischen Intervallen erfand. Ihre Anwendung fand diese mathematische Musik aber in der Astronomie, indem er, zu Folge seiner Ansicht von der stufenweisen Organisation des Weltganzen, annahm, daß sich dieselbe Harmonie auch in der außerirdischen und übermenschlichen Schöpfung wiederhole. Die Planeten und Weltkörper sollten bei ihrem Kreislaufe durch den Äther, je nach der Länge und Schnelligkeit des Umschwungs, und ihrer Entfernung von der Erde, dieselbe Leiter von acht Tönen hören lassen und eine Sphärenharmonie hervorbringen, nur dem geweihten Ohre des auf der höchsten Stufe der Erkenntniß und Läuterung Stehenden vernehmbar. So suchte die mathematische Philosophie das Endliche mit dem Unendlichen zu construiren. — Einen ähnlichen Zusammenhang des Endlichen mit dem Unendlichen lehrte Pythagoras auch in seiner gleichfalls auf astronomischen Vorstellungen ruhenden Metempsychosis. Diese Lehre von der Seelenwanderung ist eine zwar materielle, aber der Bildungsstufe des Alterthums angemessene und sich über die gewöhnliche Vorstellung der Griechen vom Orcus bedeutsam erhebende Ansicht von fortschreitender Vervollkommnung des Geistes zur Unsterblichkeit. Sie ist ebenfalls eine Idee von hohem moralischen Einfluß auf die Bildung des griechischen Volkes, dessen politische Erziehung nur das Praktische des Lebens berücksichtigte.

In dieser Philosophie ward Epaminondas von dem aus den süditalischen Unruhen entflohenen Pythagoreer Lysis von Tarent unterrichtet. (*Nep.* Ep. 2.) Lysis war von Epaminondas' Vater, Polymnis, ins Haus genommen, einem Manne, dem die Erziehung und der Ruhm des Sohnes die größte Angelegenheit des Lebens waren, welches dieser auch in hohem Grade anerkannte, indem er nach der Schlacht bei Leuktra äußerte, das Schmeichelhafteste für ihn sei, daß seine Ältern noch lebten und Zeugen seiner That sein könnten. (*Plut.* Cor. 4. *Idem* Apophthegm. 10.) Lysis adoptirte den Epaminondas sogar und lebte in der Familie bis kurz vor Thebens Befreiung, da er starb. (*Diod.* Fragm. de vita et virtutt. T. VI. p. 35. *Tauchnitz.* *Plut.* De gen. Socr. 13.) Als die italischen Pythagoreer dem Epaminondas durch den Theanor ein Geschenk für die Verpflegung des Lysis anboten, nahm er dasselbe nicht an. Den Umgang dieses ernsten Greises zog der Jüngling allen Jugendgenossen vor, und hat seiner Lehre vornehmlich den hohen Vorrang vor ihnen zu verdanken. (*C. Nep.* 2.) Durch ihn ward er in die tiefern Geheimnisse des Pythagoreischen Bundes eingeweiht, wodurch sein Charakter ein so eigenthümliches Gepräge erhielt. (*Plut.* l. c.) Befreiung des Geistes von den Banden der Sinnlichkeit war die Vorschrift des großen Meisters; daher des Epaminondas fast cynische Entsagung des Sinnenreizes, Verschmähung des Reichthums, asketische Selbstquälerei und überhaupt Erhebung des Gemüthes zu dem Ernste der Idee. Da ihm der Körper nur ein Werkzeug des Geistes war, so bemühte er sich, denselben durch Mäßigkeit in einem stets brauchbaren Zustande zu erhalten und verachtete Schlemmerei und Dickleibigkeit. Der Aufopferungstod für das Vaterland und die Mitbürger schwebte ihm stets als die erhabenste Idee vor Augen (*Plut.* Apoph. 2); daher war sein Grundsatz, der Körper der Hopliten müsse nicht blos nach Art der Athleten, sondern auch der Krieger geübt sein; auch stieß er einen sehr dicken Mann aus dem Heere, weil kaum drei bis vier Schilde seinen Bauch decken würden, vor dem er nicht einmal seine Scham sehen könne. (*Plut.* Apoph. 3.) Verächtlich waren ihm Schwelgerei und Überfluß, wo sie sich zeigten; daher kehrte er der von

köstlichen Speisen und Salben duftenden Tafel eines Nachbars, der ihn eingeladen, mit den Worten den Rücken: „Ich dachte, du hieltest eine Opfermahlzeit, aber keine Schmauserei." Und als einst der Koch Rechnung von einigen Tagen ablegte, zürnte er über die Menge des gebrauchten Öls und sprach zu den Umstehenden, ihn ärgere nicht sowol die Größe des Aufwandes, als vielmehr die Masse des Öls, die in den Leib gekommen. (*Plut.* l. c. 4, 5.) Einen gleichen Ursprung hatte seine Äußerung bei Gelegenheit eines Festes der Thebaner, da er in schmutziger Kleidung tiefsinnend bei den Wachen und Mauern einherschritt, und einem Freunde auf dessen Verwunderung darüber antwortete: „Ich gehe deshalb so trauernd und nüchtern einher, damit ihr trinken, lustig sein und schlafen könnt." (*Plut.* l. c. 6.) Ebenso kam er den Tag nach der Schlacht bei Leuktra schmutzig und niedergeschlagen zum Vorscheine, obgleich er sonst stets gesalbt und mit heiterer Miene erschien. Seine Freunde fragten ihn um die Ursache seiner Trauer, und er antwortete: „Mir ist nichts Unangenehmes begegnet, aber ich bemerkte gestern, daß ich stolzer wurde, als sich ziemt, deswegen strafe ich heute die übermäßige Freude." (*Plut.* l. c. 11.) Eine solche Entsagung und Demuth, welche an christliche Kreuzigung des Fleisches und Selbstverleugnung erinnert, spricht auch aus der Antwort auf die Frage, ob er den Chabrias, oder Iphikrates, oder sich selbst für einen bessern Feldherrn halte: „Das ist schwer zu entscheiden, so lange wir leben." (*Id.* Ib. 22.) Wenn diese Antwort zurückhaltende Bescheidenheit ausdrückt, so zeugt eine andere von nicht minder edler Selbstschätzung; denn er entgegnete dem Meneklides, der ihm spöttisch vorwarf, daß er sich mehr als Agamemnon einbilde: „Durch euch, ihr Thebaner, kann ich dies, da ich mit euch an einem Tage die Macht der Lakedämonier gebrochen habe." (Plut. Vom Selbstlobe 9.) Diese Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Duldsamkeit und Verschwiegenheit sind Grundzüge der Pythagoreischen Philosophie und ebenso viele Zierden der hohen Seele des Epaminondas, die ihre erste Nahrung dem Lysis verdankte. Demselben Lehrer verdankte er wahrscheinlich auch den Unterricht in der Beredsamkeit (Plut. Politische Vorschriften. Cap. 26); vielleicht aber auch dem Sophisten Gorgias, dessen Aufenthalt in Theben jedoch nur vorübergehend war. (*Plut.* De gen. Socr. Cap. 13.) Auch die Beredsamkeit beherrschte Epaminondas mit Pythagoreischer Enthaltsamkeit, indem er lieber schwieg, wenn das Reden unnöthig war, lakonisch sprach, wenn moralischer Ernst, oder die Bedeutung des Augenblicks es erheischten, und in längerem Vortrage mit Kraft und Gewandtheit redete, wenn Anschaulichkeit, Überzeugung und Überredung in der Versammlung es verlangten. (*Plut.* Apoph. Plut. Cap. 9. Vom Selbstlobe.) Er war seinen redeträgen Mitbürgern ein nachahmungswürdiges Beispiel im Reden, sodaß seit jener Zeit der Vorwurf des Redehasses sie weniger trifft. Die Thebaner Simmias und Cebes, der Priester Theokritus und der Chäroneer Timarchus hörten den mildredenden Sokrates in Athen; selbst Epaminondas mag den Plato in Athen gehört haben, da er mit Chabrias näher bekannt war, und nebst Dio von Syrakus Plato's Freund genannt wird. (Plut. Über Kindererziehung. Cap. 10.)

Eine andere ebenfalls aus dem Pythagoreischen System abzuleitende Lieblingsneigung des Epaminondas war seine Beschäftigung mit der Musik, in welcher er sich sogar ausgezeichnet haben soll. (*Cic.* Tusel. I, 2. *Nep.* Ep. 2.) Sein Lehrer im Spiele der Lyra und im Gesange, den Pythagoras zur Erhebung des Gemüthes empfahl, war Dionysus (Plut. Von der Musik. Cap. 31); im Flötenspiele, welches die Böotier besonders liebten, empfing er die Unterweisung des Olympiodorus und Orthagoras (*Athen.* IV. p. 184 e), wie auch unter seinen Freunden ein Flötenspieler Melissus genannt wird. (*Plut.* De gen. Socr.) Sein Meister im Tanz war Kalliphron, einer Kunst, welche in Griechenland ihrem Besitzer große Ehre brachte. (*Nep.* Ep. 2.) — Eben wie blos rohe Kraft ohne künstlerische Ausbildung verschmähte Epaminondas auch die rohe Pracht der Kleider und Tafel. Er trug nur Einen Mantel und ging nicht aus, so lange dieser beim Walker war. (*Plut.* Lycurg. 13. *Justin.* VI, 8. 6. *Aelian.* V, 5 und II, 43. *Frontin.* IV, 3. 6. *Athen.* X, 3.) Verachtung des Reichthums, eine natürliche Folge der idealen Lebensansicht, welche das geistig Ewige den materiellen Kräften und Mitteln vorzieht, erhob den Epaminondas auch zu jener bei den Griechen so seltenen und darum stets um so höher gepriesenen Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit, die ihn zum Ebenbilde des würdigen Aristides macht. Als Jason, der Tyrann von Pherä, nach Theben kam und dem Epaminondas 2000 Goldstücke schickte, nahm dieser sie nicht an, sondern rief ihm entgegen: „Ich habe dir keine Ursache gegeben, mich zu beleidigen." Ebenso schalt er den Diomedon, welcher ihm vom persischen Könige 2000 Dareiken brachte, daß er soweit geschifft sei, um den Epaminondas zu bestechen, und befahl ihm, dem Könige zu sagen, derselbe könne seine Freundschaft umsonst haben, wenn er Thebens Wohl beabsichtige, widrigenfalls er sein Feind sei. Zuweilen traten jedoch Fälle ein, wo die gering geschätzten Geldmittel fehlten und Epaminondas seine Zuflucht für den Augenblick zu der Casse seiner begüterten Freunde nehmen mußte. So war er genöthigt, sich 50 Drachmen zu einer Rüstung vom Pelopidas zu borgen, als dieser so eben erst den durch das verschmähte Geschenk beleidigten Jason begütigt hatte. Der reiche Pelopidas unterstützte den Freund auch bei Gelegenheit der Ausrüstung eines Corps von Flötenspielern, die Epaminondas zu übernehmen hatte; und galt es der Aussteuer der Tochter eines redlichen, armen Bürgers, oder der Loskaufung eines Gefangenen, so that Epaminondas bei den Reichen gleichfalls wirksame Fürsprache. Einst sandte er einen nothleidenden Freund zu einem Reichen mit dem Auftrage, ihn um 1000 Thlr. unsers Geldes anzusprechen, und antwortete dem Letztern, der ihn gelegentlich um die Ursache fragte, warum er dieses Geld durch seinen Freund fodern lassen: „Weil dieser redliche Mann Mangel hat, und du reich bist."

Mit den Pythagoreischen Grundsätzen von Entsagung und Heiligung scheint auch Epaminondas' eheloses Leben

zusammenzuhängen. Irrthümlich werden ihm nicht nur eine Frau, die Phöbidas geliebt haben soll (*Polyaen.* II, 2, 1), sondern auch ein Sohn Stesimbrotus beigelegt, den er wie Manlius bekränzen und enthaupten lassen (*Plut.* Opp. mor. II. p. 342. Cfr. *Plut.* Pelop. 3); endlich sogar eine Geliebte gegeben. (*Plut.* l. c. p. 76. und II. p. 56.) Aus der Ehelosigkeit selbst, wenn sie aus individueller Lebensansicht hervorging, wird ihm vernünftiger Weise kein Vorwurf gemacht werden; eine besondere Berücksichtigung verdient jedoch seine Liebe zu schönen Jünglingen, zumal da wir auch von der „heiligen Schar" der Thebaner zu reden haben. Epaminondas liebte den jungen Mikythus und Asopichus, welcher Letztere ihn als tapferer Mitstreiter in die Schlacht bei Leuktra begleitete (*Athen.* XIII. p. 605. A.); später den Kaphisodorus, der ihm in der Schlacht bei Mantinea zur Seite stand, blieb, und an demselben Orte mit ihm begraben wurde. Der Eros kann bei den Griechen als Gegensatz der Hetairäsis betrachtet werden, und war bei Edlern stets die Tugend und Thaten führende Blüthe der Männerfreundschaft. Er ist nach dem Aufhören des Chaos das schaffende Princip, und sein Dienst so alt, wie das Volk selbst. Die Freundschaftsbündnisse der Heroen und unzähliger späterer Helden gründeten sich auf ein erotisches Verhältniß. Die Philosophen und edelsten Männer des Alterthums kannten diesen, allem Gemeinen fernen, erhabenen Dienst des Eros; darum war seine Statue in den Gymnasien mit denen des Hermes und Herakles aufgestellt, und das bedeutete den unter Männern so wichtigen Verein der Stärke mit der Rede und Freundschaft. Von Lykurg heißt es (*Xenoph.* De rep. Lac. Cap. 2.): „Wenn ein Mann, der ganz ist, was er sein soll, an dem Geiste eines Knaben Gefallen findet, und sich ihn zum Freunde zu machen und mit ihm umzugehen sucht, das ist gut und die beste Erziehung; wenn aber ein Mann sinnliche Begierde zu einem Knaben zeigt, das ist die größte Schmach." — In Sparta kannte die Männerliebe das Schändliche nicht, daher denn auch dort Entehrung eines Knaben mit dem Tode bestraft wurde (*Ael.* v. h. III, 13); in vielen andern Hellenischen Staaten hinderten die Gesetze jedoch die unerlaubte Knabenliebe nicht (*Xen.* De rep. Lac. 2); auch bei den Böotiern fand Umgang eines Mannes und eines Knaben in beständiger Verbindung statt. (*Xen.* l.c.) Der Liebhaber theilte Ehre und Schande des Knaben, den er liebte, und man erzählt (*Ael.* Var. hist. III, 13), daß ein Liebhaber einst von der Obrigkeit bestraft worden sei, als seinem Knaben in der Schlacht ein feiges Wort entschlüpft war. (*Plut.* Lyc. 18.) Kein Volk verknüpfte in allen Beziehungen des Lebens soviel Ethisches mit dem Physischen, als die Griechen, und darum war der Eros bei ihnen ein Staatserziehungsmittel. Die Musik, welche bei den Griechen das war, was wir Humanitätsbildung nennen, wirkte mit dem Eros zur Entwickelung und Erhebung der Kraft, und führte zur Idee der Freiheit. Die schönsten Jünglinge brachten dem Eros vor der Schlacht ein Opfer. (Wachsmuth, Hellen. Alterth. Öffentliche Zucht. Sorge für das Ethische.) Freundschaft bis in den Tod fürs Vaterland war die begeisterte Idee der Liebenden. Als König Kleomenes in der Schlacht auf den Tod verwundet war, befahl er seinem Lieblinge Panteus, sich nicht eher zu tödten, als bis alle Andern gestorben wären. Da ging Panteus umher und berührte Jeden mit der Spitze des Schwertes, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei. Als er dann wieder zu seinem Freunde kam und bei ihm dasselbe that, sah er, daß Kleomenes das Gesicht verzog. Da setzte er sich an seine Seite, küßte ihn und wartete, bis er völlig todt war. Dann umarmte er den Todten noch einmal, und stieß sich selbst das Schwert in die Brust. (Fr. Jacobs, Akad. Reden und Abhandlungen. Männerliebe von S. 212—252.) — Sokrates liebte den Alcibiades, Xenophon und andere Jünglinge; Pindar beschloß sein Leben in den Armen seines Lieblings, nachdem er die Schönheit desselben gepriesen. Wer wollte bei diesen edelsten der Griechen an unnatürliche Wollust denken? Ebenso wenig bei dem gedankenhohen Epaminondas, denn „in der Geschichte der menschlichen Bildung wird es immer als eine ausgezeichnete Thatsache feststehen, daß ein nicht kleiner Theil der Griechen fähig gewesen, auf dem jähen Rande, wohin Gefühl und Vernunft durch Leidenschaft und Beispiel in diesem Verhältnisse geführt werden konnten, ohne zu gleiten und mit Sicherheit und Freiheit sich zu bewegen." (Welcker, Über die Sappho. S. 52.) — „So wollen wir denn auch von denen, die das Hellenische Alterthum wegen ihrer Tugenden und des Adels ihrer Gesinnungen rühmt, darum nicht schlechter denken, weil sie der Sitte des Landes und dem Geiste des öffentlichen Lebens gemäß, einer Liebe gehuldigt haben, die in vielen Staaten Griechenlands ohne Zweifel einen Adel gehabt hat, von dem die neuere Welt, in der sie bei gänzlich veränderten Verhältnissen nur als Laster und schimpfliche Ausartung erscheint, kaum eine Vorstellung hat." (Jacobs, S. 242. Ganz einseitig, obgleich gründlich: J. G. Scheibel, Beiträge zur genauern Kenntniß der alten Welt. II. Theil: „Über die wollüstigen Ausschweifungen bei den vornehmsten Völkern der alten Welt.")

Eine aus diesem alterthümlichen Gefühl der Freundschaft hervorgegangene Verbindung war die der „Heiligen Schar" der Thebaner, welche mit demselben Rechte heilig genannt ward, mit welchem schon Plato (Gastmahl Cap. 7) den Liebhaber einen gottbegeisterten Freund hieß. Sie soll durch Gorgidas geschaffen sein, und bestand aus 300 auserwählten jungen Männern, welche auf der Kadmea wohnten, weshalb sie auch die Stadtschar hießen, weil die Burg vorzugsweise πόλις genannt ward. (*Plut.* Pelop. 18.) Hier wurden sie auf Kosten der Bürgerschaft verpflegt und standen wegen ihrer Unüberwindlichkeit und großen dem Vaterlande geleisteten Dienste in hoher Achtung. Auch wird ausdrücklich versichert, daß das vertraute Verhältniß der Männerliebe bei den Thebanern nicht aus der „Leidenschaft des Laius," sondern aus dem Bemühen der Stifter hervorgegangen sei, den Streit mit der Liebe, den Krieg mit dem Frieden zu vermählen, gleichwie Harmonia, die erste Königin Thebens, aus der Vermählung des Ares mit der Aphrodite entstand. (*Idem* l. c.) Die Gesetzgeber wollten die steinernen Herzen der

aus Kadmus' Drachensaat entsprossenen Geharnischten schon in jungen Jahren durch das Gefühl der Freundschaft erweichen und rühren, aus demselben Grunde, wie sie die Rauheit der Paläſtra und den Ernst des Krieges durch den Ton der Flöte zu mildern suchten. Wie wenig an Entartung in dieser heiligen Schar gedacht werden darf, beweiset auch der Ausspruch des Königs Philipp von Makedonien auf dem Schlachtfelde von Chäronea: „Möchten die übel enden, welche in dem Wahne stehen, daß Diese etwas Schändliches thaten oder gewährten." (*Plut.* Pelop. 18.)

Der große Führer dieser heiligen Schar, welchem der zweite Preis in der Geschichte der Erhebung Thebens gebührt, ist **Pelopidas**, des Hippoklus Sohn, gleich Epaminondas von altem Geschlechte, im Wohlstand aufgewachsen und hilfreich jeder redlichen Armuth; nur konnte er den Epaminondas nie zur Theilnahme am Genusse seines Reichthums bewegen. (*Plut.* Pelop. 3.) Auch suchte Pelopidas nie einen Vorzug in seinem Vermögen, sondern stellte sich der gesuchten Dürftigkeit des Freundes gleich durch schlichte Tracht, einfache Kost, unermüdete Abhärtung und anspruchslosen Kriegsdienst. Eine glänzende Verbindung, und Kinder aus dieser Ehe konnten seine Sorge um Vermehrung des Vermögens so wenig erhöhen, daß dieses vielmehr sich verringerte, und die Freunde ihn tadelten, „er versäume ein Nothwerk, nämlich, daß man Geld habe;" worauf er entgegnete: „Nothwerk, ja bei Gott, für diesen Nikodemus!" und auf einen blinden Krüppel hinwies. Beide Freunde ergänzten einander in der Ausführung des großen Werkes der Befreiung des Vaterlandes. Was dem Einen mangelte, das besaß der Andere, und umgekehrt. Pelopidas fand mehr Freude an Leibesübungen, Epaminondas an der Wissenschaft und Kunst; obgleich Letzterer während der spartanischen Unterdrückung auch die Gymnasien oft besuchte, die Thebaner auffoderte, sich im Ringkampfe mit den Spartanern zu messen, und falls sie siegten, höhnisch sich verwunderte, wie sie die Herrschaft solcher Menschen ertragen könnten. (*Idem* l. c.) Wenn Pelopidas im Dienste des Vaterlandes öffentlich früher auftritt, so hat Epaminondas doch gewiß nicht mindern Antheil an dem **Plane** der Befreiung; nur sollte sie, Pythagoreischen Grundsätzen gemäß, ohne Blutvergießen geschehen, auf gesetzlichem Wege, nicht durch Revolution. Er wußte, daß Samidas und Eumolpidas das Schwert in jenem Falle nicht eher niederlegen würden, als bis alle ihre Gegner gefallen wären; daher schien er an den Planen der Vaterlandsfreunde wenig Antheil zu nehmen; kam zwar zu Simmias, wo die Verschwornen ihre Versammlungen hielten, nahm aber nur Theil an philosophischer Unterhaltung, und vertheidigte sich gegen den Vorwurf der Thatlosigkeit, dem Charon gegenüber, der zwar kein Philosoph, aber ein tüchtiger Mann sei, mit seinen Grundsätzen, verspricht jedoch, nebst Gorgidas, die Freunde zur Ausführung bereit zu halten. Das Große in dem Verhältnisse des Epaminondas und Pelopidas ist ihre in Krieg und Frieden bis in den Tod unerschütterliche, der Erhebung des Vaterlandes geweihte, uneigennützige Freundschaft. Wie hoch stehen sie durch diese Neidlosigkeit über Aristides und Themistokles, Cimon und Perikles, Nikias und Alkibiades! (*Plut.* Pelop. 4.) Dieser Freundschaft ward getrübt durch die Leidenschaften der Ehrsucht, Habsucht und Eifersucht, und hatte nicht immer das Vaterland, sondern oft nur ihre eigene Person im Auge; die des Epaminondas und Pelopidas ruhte auf einer gleich klar gedachten, gleich tief empfundenen Idee, der sich jede persönliche Rücksicht von selbst unterordnete.

Die Geschichte Thebens hat ungeachtet ihrer hohen Wichtigkeit für ganz Griechenland noch nicht die Erforschung und Beschreibung gefunden, welche Athen und Sparta zu Theil ward. Theben ist ein durch Mythus und Geschichte gleich sehr erweislicher Anknüpfungspunkt der Cultur unter den Hellenen; seine heroische Zeit tritt durch die Dichtung so glänzend hervor, wie diejenige irgend eines der andern Königsstaaten; in dunkler Vorzeit reißt es sich von dem an Macht und Herrschaft älteren Orchomenos los; strebt seit Einführung der republikanischen Verfassung unablässig nach dem Principat über den Böotischen Bund, wie nach Unabhängigkeit von Athen und besonders Sparta; geräth dadurch während der Perserkriege in eine schiefe Stellung zur guten Sache des gemeinsamen Vaterlandes; dann in ein drückendes und zuletzt unerträgliches Verhältniß zu dem übermächtigen Sparta, welches seit der Schlacht am Ziegenflusse und besonders seit dem Frieden des Antalkidas Griechenland tyrannisirte. Rühmlich sucht es sich Schritt für Schritt von dieser Abhängigkeit zu emancipiren, und erhebt sich endlich, da Sparta wegen immer sichtbarer hervortretender Unfolgsamkeit der Bundesgenossen sich durch Besetzung der Kadmea grausam an ihr gerächt hat, durch die Heldenkraft zweier großer Männer von seinem tiefen Fall zur Herrschaft über das ganze griechische Festland. Diese kurze Blüthe Thebens ist die Schöpfung des Pelopidas und besonders des Epaminondas, und nur zu ihrer Zeit war der Staat groß; die Ursachen dieser Größe aber liegen nicht allein in dem Charakter jener Männer, sondern sie wurzeln zugleich tief in der ganzen voraufgegangenen Zeit, welche darum den Vorgrund zu dem Gemälde ihres Jahrhunderts und den Rahmen zu ihrem Bilde liefert.

Unter allen Städten Böotiens gelangte das durch die Ätoler gegründete Orchomenos zuerst zu einer Macht und Blüthe, welche durch Dichtung und Sage gefeiert wurden. Von hier ging der durch Eteokles eingeführte Cultus der Gratien aus, welche „der glänzenden Orchomenos gesangreiche Königinnen, der altgebornen Minyer Hort" heißen (*Pind.* Olymp. XIV.), weil unter den folgenden mythischen Herrschern Minyas als der mächtigste und durch großen Reichthum ausgezeichnete gepriesen wird, dessen Schatzkammer, ähnlich der des Atreus, ein Wunder heroischer Baukunst, und, wie der Charitendienst, ein Beweis für die frühe Blüthe und Cultur des Staates ist. Dieses Minyeische Orchomenos war der Mittelpunkt eines so mächtigen Reiches, daß Homer (Il. IX. 381) es mit dem Ägyptischen Theben vergleicht. Die Orchomenischen, und die von ihnen abstammenden Thessalischen Minyer von Jolkos unternahmen den Argonautenzug, die erste große gemeinschaftliche Unternehmung, welche aus der griechi-

schen Vorzeit bekannt ist. (Boeckh, Staatshaushaltung der Athener 2. Bd. S. 366 fg. C. O. Müller, Orchomenos und die Minyer.) Selbst nach der Erhebung Thebens behauptete Orchomenos immer noch eine bedeutende Stelle unter den Böotischen Staaten, bildete nebst Hermione, Epidaurus, Ägina, Athen, Prasiä und Nauplia den Amphiktyonenbund von Calauria, der vielleicht ein Gegengewicht gegen die Macht der Pelopiden im Peloponnes war (Boeckh II, 368), und folgte unter seinen Königen Ascalaphus und Jalmenus dem Zuge gegen Troja. (*Hom.* Il. II, 511.)

Theben war Anfangs den Minyern von Orchomenos mit 1000 Ochsen zinsbar, und vielleicht gezwungen, den Orchomeniern ihr Feld zu bestellen (Boeckh a. a. O.), welches später der See Kopais mit seinen Fluthen bedeckte. Als aber Erginos, Klymenos' Sohn, König in Orchomenos war, befreiete Herakles seine Landsleute von dem schimpflichen Tribute, und zerstörte Orchomenos nebst der Burg der Minyer, denen er Tribut auferlegte, indem er zugleich die Mündung des Kephisos verstopfte, worauf dieser Fluß über seine Ufer trat, die Äcker der Orchomenier verwüstete, viele Städte verschlang, den großen See von Kopä bildete, und noch größere Verheerungen angerichtet haben würde, wenn das Wasser sich nicht durch wunderbare unterirdische Kanäle einen Ausweg ins Meer gesucht hätte. (*Strabo* IX, 2.) Das alte Orchomenos lag mitten in einer Ebene; als aber die Überschwemmung des Kephisos die Gegend verheert hatte, ward es an den Berg Acontius versetzt, der sich 60 Stadien weit bis nach Parapotamoi in Phocis erstreckt. Die Stadt ward nicht zu Böotien gerechnet (*Hom.* Il. II, 511), sondern bildete getrennt von den Böotiern vermuthlich den Sitz der Herrschaft über die ganze nördliche Landschaft. Erst 60 Jahre nach Troja's Eroberung ward es Böotisch, als die Böoter aus Arnä in Thessalien das Land besetzten, welches nun erst Böotien genannt ward, während es früher das Kadmeische Land geheißen. (*Thuc.* I, 12. *Strabo* IX, l. c.) Aus den Zeiten der Jonischen Wanderung wird noch gemeldet (*Herod.* I, 146), daß auch Minyer aus Orchomenos nebst vielen andern nicht Jonischen Stämmen den Joniern beigemischt waren. — Theben, seit seiner Befreiung von Orchomenos ein selbständiger Staat, scheint sehr bald der erste in der Böotischen Amphiktyonie geworden zu sein. Haliartus, Koronea, Tanagra, Kopä, Thespiä gehörten zum Bunde (*Thuc.* IV, 93. *Herod.* V, 79); jeder unmittelbare Bundesstaat aber hatte andere Staaten unter sich in einem Unterthanenverhältniß, obgleich Theben sich die Herrschaft über Alle anzumaßen suchte. Das Königthum in Theben ging mit Xanthus unter, welcher 1126 in einem Zweikampfe durch Überlistung seinen Tod fand; dann nimmt die Republik ihren Anfang. Sie erhielt 400 Jahre später, während der 13. Olympiade, in den Jahren 728—724 vor Chr., da Diokles von Korinth Sieger war, in Philolaus aus Korinth ihren Gesetzgeber. (*Aristot.* Polit. II, 9—12.) Er war aus dem Geschlechte der Bacchiaden und ein Freund des Diokles, mit welchem er nach Theben ging, wo beide ihr Leben beschlossen und ihre Gräber noch zu Aristoteles' Zeit gezeigt wurden. Seine Gesetzgebung scheint sich auch auf die Adoption und auf festere Bestimmung des Erbrechts bezogen zu haben, indem er nicht zuließ, daß die herkömmliche Zahl der Feldbetheiligten verändert werde, denn die κληροῦχοι, welchen ein κλῆρος oder Ackerloos zuertheilt war, mußten dasselbe unverkürzt hinterlassen. Auch gab er ein Gesetz, daß kein Bürger obrigkeitliche Ämter erlangen könnte, der sich nicht zehn Jahre zuvor alles kaufmännischen Betriebes enthalten hätte. Von einer solchen Vorschrift finden wir bei den Athenern keine Spur, sondern wissen vielmehr, daß Kleon, Hyperbolus und andere Demagogen große Geschäfte machten, wodurch der Handelsgeist des Volkes belebt werden mußte. In Theben mag dagegen dieses Gesetz dem Handelsgeiste geschadet haben, während es die Aristokratie befestigte, indem nur Besitzer liegender Gründe zu Staatsämtern gelangten. Nach einem andern Gesetze wurden Maler und Bildhauer mit einer Geldstrafe belegt, die ihren Gegenstand nicht anständig behandelt hatten. Ferner war die Aussetzung neugeborner Kinder untersagt; auch stand den Kriegsgefangenen das Recht zu, sich loszukaufen; falls sie aber in Böotien selbst geboren waren, wurden sie getödtet. (*Aelian.* IV, 4. II, 7.)

Nun sehen wir den Böotischen Bund und Theben erst nach der Vertreibung des Tyrannen Hippias aus Athen wieder geschichtlich auftreten, als die Parteien des Isagoras und Klisthenes um das Bestehen der neuen Verfassung kämpften. Die mit Sparta verbündeten Böotier nahmen, als Kleomenes mit großer Macht in Eleusis eingerückt war, das mit Attika vereinte Önoë und Hysiä; die Chalcidier von Euböa griffen auf der andern Seite an, und die bedrängten Athener stellten sich den Peloponnesiern, Eleusis gegenüber auf, ihre Rache am Böotischen Bunde für eine gelegnere Zeit versparend. Chalcidier und Böotier erlitten alsbald eine Niederlage am Euripus. (*Herod.* V, 74—77.) Im folgenden J. 505 beschlossen die Thebaner, sich an Athen zu rächen, und riefen zu Folge der Deutung eines Delphischen Orakels die Bundesgenossenschaft der Ägineten an, welche Phalerum und die ganze Küste verwüsteten, während die Athener gegen den Böotischen Bund zu Felde lagen, in welchem Theben jetzt schon den Vorstand führte, und Tanagra, Koronea und Thespiä namentlich als Genossen bezeichnet werden. (*Herod.* V, 79 V, 90—93.) Sein Streben nach Herrschaft über die Bundesgenossen hatte ihm den Haß derselben schon in dieser Periode vor den Perserkriegen zugezogen. Da besonders Platää bedrängt ward, so wollte es sich den Spartanern anschließen, ward aber von Kleomenes, dessen Verbündete die Thebaner waren, an die Athener verwiesen, welche den Platäern bereitwillig Hilfe leisteten. (*Herod.* VI, 108.) Als es jedoch zum Kampfe kommen sollte, traten die Korinther dazwischen, übernahmen die Theilung des streitigen Gebiets, und machten es den Thebanern zur Bedingung, alle diejenigen Böotischen Staaten für selbständig zu erklären, welche an ihrem Bunde keinen Theil nehmen wollten. Kaum hatten aber die Korinther den Rücken gewandt, als die Athener von den Böotiern angefallen, dieselben aufs Haupt schlu-

gen, die von den Korinthern gesteckten Grenzen überschritten und den Asopus und Hysiä zur Grenze Thebens gegen Platäa machten. Die überwundenen Thebaner scheinen sich in diese Beschränkung gefügt zu haben, und das mächtig emporstrebende Platäa ward in dem nun folgenden Perserkriege eine getreue Bundesgenossin Athens.

Als Darius Herolde nach Griechenland schickte, um von den Freistaaten Erde und Wasser zu fodern, waren die Thebaner unter den Ersten, welche diese Zeichen der Unterwerfung auslieferten. (*Herod.* VII, 233.) In der Schlacht bei Thermopylä waren sie nur 400 Mann stark, während die unbedeutendere Stadt Thespiä 700 Kämpfer stellte. (*Herod.* VII, 202.) Leonidas entließ die übrigen Bundesgenossen; die Thespier und Thebaner blieben allein zurück, und zwar die Thespier unter Demophilus nach eigner Wahl, die Thebaner unter Leontiades aber unfreiwillig, indem Leonidas sie als Geiseln für die Treue ihrer Mitbürger bei sich behielt. (*Herod.* VII, 222.) Als er sich mit allen übrigen Streitern in den Paß warf und den Hügel besetzte, trennten sich nur die Thebaner von ihm, da sie die Perser die Oberhand gewinnen sahen, gingen denselben entgegen und streckten die Hände aus mit der Versicherung ihrer Treue gegen den großen König. Doch wurden sie, obgleich ihnen die Thessalier auch diese Treue gegen die Perser bezeugten, von diesen theils getödtet, theils gebrandmarkt, welches Letztere auf Xerxes' Befehl auch ihrem Feldherrn Leontiades widerfuhr.

In noch verwerflicherm Lichte erscheint der Böotische Bund und namentlich Theben im J. 479, da Mardonius den Kampf gegen die Griechen fortsetzte. Die ganze Föderation war medisch, und von ihrem Hauptorte Theben brach Mardonius gegen die Griechen auf. Die Thebaner gaben ihm Rathschläge über die Stellung seines Heers in der Schlacht bei Platäa. (*Her.* IX, 31. 38. 40. 47.) Sie hatten große Magazine für die Perser in Theben angelegt, sodaß Artabazus' Rath an Mardonius, die Festung Theben zum Mittelpunkte seiner Stellung zu machen, ganz auf die Gesinnung der Thebaner berechnet war. (*Her.* IX, 41. 58.) Nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht flüchteten die Thebaner in ihre hölzerne Festung im Thebanergebiete (*Her.* IX, 65. *Diodor.* XI, 31), bis auf den Artabanus, der mit seinen 40,000 Mann sofort dem Hellespont zueilte. (*Her.* IX, 66.) Die Hellenen in Mardonius' Heer hatten sich alle absichtlich schlecht gehalten, und dadurch ein Zeichen ihrer patriotischen Gesinnung gegeben; nur die Thebaner, welche die Flüchtlinge aufnahmen, widersetzten mit ihnen vereint sich den nachfolgenden Athenern (*Diod.* XI, 32) und wollten sich nicht mit Fleiß schlecht halten (*Herod.* IX, 67), also daß ihrer allein 300 der besten Streiter vor den Thoren der Stadt fielen und die Übrigen hinter den Mauern derselben Schutz suchten. (*Herod.* und *Diodor.* l. c. *Plut.* Arist. 19.) Nachdem aber die Hellenen bei Platäa ihre Todten begraben hatten, zogen sie unter Pausanias' Anführung gegen Theben und verlangten die Auslieferung der Medischgesinnten, vornehmlich des Timegenides und Attaginus, welcher dem Mardonius nebst 50 Persern ein prächtiges Gastmahl gegeben hatte. (*Her.* IX, 15.) Eilf Tage nach der Schlacht begann die Belagerung; als aber die Auslieferung verweigert ward, wurden die Mauern berennt und die Landschaft verwüstet. Diese Verwüstung dauerte bis zum 20. Tage, da entschloß sich Timegenides zu der edelsten Selbstaufopferung, indem er in der Versammlung vorschlug, den Belagerern Geld zu geben, wenn nur dieses ihre Absicht sei; sonst wollte er sich nebst Attaginus ihnen persönlich zur Rechtfertigung stellen. Allein Attaginus entwischte aus der Stadt; seine Söhne sprach Pausanias frei, als Kinder, die Nichts verschuldet hätten; die übrigen Ausgelieferten aber, die noch immer hofften, es sei nur auf Geld und nicht auf ihre Personen abgesehen, führte er nach Korinth und ließ sie dort hinrichten. (*Her.* IX, 86—88. *Diod.* XI, 33.)

Dieses Benehmen der Thebaner im Perserkriege hat ihnen nicht blos die Verachtung und Rache ihrer die Freiheit vertheidigenden Zeitgenossen zugezogen, sondern ihnen auch einen Schandfleck bei der Nachwelt angehängt, welcher kaum durch den Ruhm ihrer größten Männer, Epaminondas und Pelopidas, getilgt werden konnte, und selbst in noch spätern Zeiten als Grund des Hasses seiner Gegner gelten mußte. Allein es würde unhistorisch sein, die ungünstigen Umstände unberücksichtigt zu lassen, durch welche Theben in dieses Verderben gerissen ward. Der das Vertrauen und die Einheit im Volke störende Kampf der Adels- und Volkspartei (*Thuc.* III, 62), durch welchen hier wie überall in den Hellenischen Republiken die Sache des Vaterlandes an den gemeinsamen Feind verrathen und verkauft ward, ist kaum als Entschuldigungsgrund anzuführen, da dieses Verhältniß nicht allein hier stattfand. Der verderbliche Einfluß aber, welchen die Nähe der Perser seit Darius' Zuge gegen die Scythen und der Besetzung Thrakiens, Makedoniens, Thessaliens, der Inseln und Küsten auf die Moral der zerrissenen Böotischen Staaten ausgeübt hatte, und Verführungskünste, wie sie Alexander von Makedonien gebrauchte, welcher in allen Städten des Böotischen Bundes Spione hielt, um sie in das persische Interesse zu ziehen (*Herod.* VIII, 34), sind allerdings in die Wagschale der gerechten Beurtheilung zu legen. So hoch also auch das Verdienst Athens und Sparta's und ihrer Bundesgenossen um die Behauptung der Freiheit Griechenlands anzuschlagen ist, so wird doch gewiß auch ein Theil des Hochverraths des Böotischen Bundes und Thebens auf Rechnung seiner Lage kommen. (*Plut.* De malign. *Herod.* p. 472. ed. *Wyt.* *Klütz*, De foedere Boeotico §. 3.)

Seit den Perserkriegen war die Lage Griechenlands eine andere geworden. Die Defensive war seit der Schlacht bei Platäa und Mykale in die Offensive übergegangen. Die bisher durch das gemeinschaftliche Band der Vertheidigung zusammengehaltenen Staaten Athen und Sparta waren die heftigsten Feinde geworden, seit Athen den Angriffskrieg zur See fast allein führte und durch seine Flotte ein unberechenbares Übergewicht in der Herrschaft über das Meer, die Küsten und Inseln erlangt hatte. Theben war unter diesen Umständen eine natürliche Bundesgenossin Sparta's geworden, theils weil es aristokratische Regie-

rungsform, wie Sparta hatte, theils weil Platäa, sein entschiedenster Feind, mit Athen verbunden war, theils endlich, weil sein eigenes Streben nach Herrschaft einen so mächtigen Nachbar fürchtete. Veranlassung zum Ausbruche des Krieges gab im vierten Jahre der 80. Olympiade, also 458 vor Chr. und 21 Jahre nach der Schlacht bei Platäa, eine Fehde zwischen den Phocensern und Doriern. Der den Letztern durch ihre Stammesgenossen, die Spartaner, geleistete Beistand veranlaßt den Ausbruch des ersten Krieges zwischen Athen, Sparta und Böotien. In der ersten Schlacht bei Tanagra 457 tragen die Spartaner unter Nikomedes, des Kleomenes Sohn und Vormund des minderjährigen Pleistonax, den Sieg davon, in der zweiten aber, bei derselben Stadt, werden die durch sie aufgehetzten Böotier von den Athenern unter Myronides geschlagen, 456. (*Diod.* XI, 79. *Thuc.* I, 107 sq.)

Theben, an der Spitze des Böotischen Bundes, übte indessen eine immer drückendere Herrschaft über die Bundesstädte aus. Deren waren Anfangs wahrscheinlich 14, nämlich: Theben, Orchomenos, Lebadea, Koronea, Kopä, Haliartus, Thespiä, Tanagra, Okaleä, Onchestus, Anthedon, Chalia, Platäa, Eleutherä, später aber, da Eleutherä von den Athenern erobert war und Platäa sich denselben angeschlossen hatte, nur zwölf. Die regelmäßigen festlichen Versammlungen unter Thebens Vorsitz wurden bei dem Tempel der Athene Itonia am kopaischen See gehalten. Jede Stadt ward durch den von ihr gesandten Böotarchen vertreten, welche später wol gewöhnlich in Theben zusammenkamen, da dessen Oberherrschaft gestiegen war. Sie beriethen die äußern Angelegenheiten des Bundes, seine friedlichen Verhältnisse mit andern Völkern, und waren Anführer im Kriege, welches Amt später natürlich nur von den Böotarchen Thebens bekleidet ward. Bei wichtigen Angelegenheiten legten sie ihre Beschlüsse vier Rathsversammlungen der Böotier vor, welchen die letzte Entscheidung vorbehalten war. Außer diesen Verpflichtungen gegen den Bund übte indessen jede Bundesstadt Autonomie, und mußte es übel empfinden, wenn sie anderweitig von Theben bedrückt ward. Dies Verhältniß dauerte meist bis zum J. 374, da Theben den Städten die Autonomie raubte, und sich ganz Böotien unterwarf. Kleinere Städte und Orte Böotiens, welche nicht unmittelbare Mitglieder des Bundes waren, und keinen Böotarchen als Deputirten in die Versammlung schickten, waren nur als Theile einer bedeutendern Stadt zu betrachten, in deren Gebiete sie lagen, und zu Steuern und Kriegshilfe verpflichtet. (*Klütz*, De foedere Boeotico. [Berolin. 1821.] p. 14—16.)

Nach den Siegen bei Tanagra und Önophyta hatte Myronides, Kallias' Sohn, in ganz Böotien die Demokratie eingeführt; nur Theben behielt noch seine alte Verfassung. (*Diod.* XI, 81—83.) Die unterliegende Partei ward in die Verbannung getrieben, verbreitete den Haß gegen ihre Dränger nach allen Seiten, und rüstete endlich Mannschaft, mit welcher sie 447 vor Chr. Orchomenos, Chäronea und einige andere Plätze Böotiens wieder besetzte. Ein Heer der Athener unter Tolmidas, Tolmäus' Sohne, nahm zwar Chäronea wieder, legte eine Besatzung hinein, zog aber bald wieder ab und ward bei Koronea von den Verbannten aus Orchomenos und den mit ihnen verbundenen Lokriern und Euböern angegriffen, geschlagen, gefangen und getödtet. Unter den vertragsmäßigen Bedingungen der Herausgabe ihrer Gefangenen räumten die Athener hierauf ganz Böotien. Die Verbannten wurden zurückberufen, und alle Städte erhielten ihre frühere Verfassung. (*Thuc.* I, 113.) Diese Demüthigung konnte Theben schwer verschmerzen, das Feuer glomm unter der Asche, bis der Peloponnesische Krieg ausbrach. Im Frühlinge dieses Jahres 431 vor Chr. sollte Platäa für sein Bündniß mit Athen büßen. Die aristokratische Partei unter Nauklides hatte Verrath angesponnen mit Eurymachus, dem angesehensten Manne Thebens, um die demokratischen Gegner zu stürzen, und Platäa sollte überrumpelt werden. Die Böotarchen Pythangelus und Diemporus drangen mit etwa 300 Mann um die Zeit des ersten Schlafs durch die von Nauklides geöffneten Thore, und stellten sich auf dem Markte auf, indem sie durch Herolde wegen der friedlichen Übergabe zu unterhandeln begannen. Kaum hatten aber die Bürger, welche nicht geneigt waren von Athen abzufallen, die geringe Zahl der Feinde im Dunkeln wahrgenommen, als sie mit großer Vorsicht und Entschlossenheit angriffen, nachdem zuvor das Thor verschlossen worden, und die Thebaner aufrieben. (*Thuc.* II, 1—6.) Die Gefangenen, 180 an der Zahl, wurden hingerichtet, und unter ihnen Eurymachus, mit welchem die Verräther unterhandelt hatten. — Hierauf legten die Athener, welche Nachricht von der Sache erhalten, eine Besatzung in Platäa und rüsteten sich zum Kriege; ein Gleiches thaten die Lacedämonier und ihre Bundesgenossen. Ganz Griechenland war in gespannter Erwartung. Im Heere der Peloponnesier unter Archidamus dienten die Böotier und wahrscheinlich auch die Thebaner meist als Reiter (*Thuc.* II, 9. 10. 12. *Diod.* XII, 42. 45); ebenso werden sie bei der Belagerung von Platäa erwähnt. (*Thuc.* II, 78.) Diese Stadt mußte sich nach fast fünfjähriger heldenmüthiger Vertheidigung vor Hunger ergeben. Vergebens baten die Bürger in den beweglichsten Ausdrücken um ihr Leben (*Thuc.* III, 53—59); aber sie wurden hingerichtet, und zwar auf die Vorstellung der rachedürstenden Thebaner (*Thuc.* III, 60—67. 68. *Diod.* XII, 52), und ihre Stadt ward zerstört. So fiel Platäa im J. 427 vor Chr. durch Theben, 93 Jahre, nachdem es sich zuerst mit Athen verbündet.

Im J. 424 hatten die Athener den Nikias, den Sohn des Nikeratos, zum Feldherrn ernannt. Dieser that einen Einfall in Böotien, ließ seine Flotte bei Oropus stehen, und rückte mit den Schwerbewaffneten in das Gebiet von Tanagra, welches er verheerte. Als die Thebaner den Tanagräern zu Hilfe eilten, erlitten sie eine Niederlage. Nikias verfolgte nach erfochtenem Siege seinen Vortheil jedoch nicht, und befreiete durch seine Rathlosigkeit Theben von einem unvermutheten Überfalle. (*Thuc.* III, 91. *Diod.* XII, 65.)

Die Unzufriedenheit der Böotier mit Thebens Herrschsucht stieg mit dessen wachsender Macht, darum traten die Demokraten in Unterhandlungen mit den Athenischen Feld-

herren Hippokrates und Demosthenes, und versprachen den Athenern die Städte zu übergeben, wenn diese die Volksherrschaft in denselben gegen Theben aufrecht erhalten würden. Allein die Thebaner mit ihren treugebliebenen Bundesstädten, angeführt von Pagondas, erschienen vor dem durch Hippokrates befestigten Delium mit einem großen Heere von fast 21,000 Mann, und trugen durch ihre Tapferkeit und gerühmte Leibesstärke (*Diod.* XII, 70. *Thuc.* IV, 91—100) einen glänzenden Sieg davon. Aus dem Erlös der Beute erbauten sie die große Halle auf ihrem Markte, und schmückten die Hallen und Tempel mit ehernen Bildsäulen und Trophäen. Nach der Schlacht nahmen die Böotier Delium mit Sturm ein.

Im Sommer des folgenden Jahres — Ol. 89¼ — 423 rissen die Thebaner den Thespiern ihre Mauern nieder, unter dem Vorwande, sie seien mit Athen im Einverständnisse (*Thuc.* IV, 133); auch scheinen sie mit der Befestigung ihrer Macht in Böotien mehr und mehr auf Unabhängigkeit von Sparta, ungeachtet des Bündnisses, bedacht gewesen zu sein. Der Friede des Nikias erregte Anstand, und Theben so wenig wie Korinth, Elis und Argos schlossen diesen Frieden mit Wohlgefallen. (*Diod.* XII, 75.) Endlich war man nach vielen Ränken und Ausflüchten wieder auf dem Punkte zur Entscheidung der Waffen zu schreiten. An der Spitze der Unzufriedenen stand Argos; zu dem Heere der Lakedämonier unter Agis mußte Theben allein 10,000 Mann zu Fuß und 1000 Reiter stellen, denn er konnte sich seiner Bundesgenossenschaft noch nicht entziehen. Agis demüthigte mit Hilfe dieser Thebaner Argos und dessen Bundesgenossin Mantinea.

Wir nehmen nicht Anstand, die Theilnahme des Böotischen Bundes und Thebens an den folgenden Kriegsbegebenheiten kurz anzudeuten; wie Theben im zwölften Jahre des Peloponnesischen Krieges den bedrängten Herakleoten 1000 Hopliten zu Hilfe sendet (*Diod.* XII, 77. *Thuc.* V, 52. 58—60); wie es die von Thrakiern überfallene Stadt Mykalessus rettet (*Thuc.* VII, 29—30. 57—58); wie Böotische Schiffe auch die Peloponnesische Flotte nach Sicilien begleiten (*Thuc.* VIII, 60); wie die Böotier die Athener in Oropus überfallen, und Theil an dem Seesiege nehmen, durch welchen die Peloponnesier Euböa in ihre Gewalt bekamen. (*Thuc.* VIII, 94—96.)

Indessen hatte sich das Verhältniß zu Sparta im Peloponnesischen Kriege wesentlich geändert. Die Volkspartei ward auch in Theben mächtiger, und neigte sich in demselben Grade dem Athenischen Interesse zu, in welchem Sparta's Macht und Herrschsucht furchtbarer wurden. Die thebanische Regierung, durch Athens Mishandlung empört, gewährte den hilfs- und schutzbedürftigen Athenischen Verbannten Gastfreundschaft, und erlaubte, Waffen zur Vertreibung der Tyrannen nach Athen zu bringen. Thrasybulus ward mit Waffen, Geld und Kriegsbedürfnissen versehen und rückte von Theben aus nach Phyla, um Athen zu befreien. (*Plut.* Lys. 27. *Plut.* Pelop. 6. *Xen.* Hell. II, 4. *Diodor.* XIV, 6, 32.) Ebenso bitter sprach sich die Stimmung der Thebaner gegen Sparta's Übermuth aus, als Agesilaus, bei seinem Abgange nach Asien, in Aulis, gleich Agamemnon vor seiner Abfahrt nach Troja, ein Opfer bringen wollte. Kaum hatten die Böotarchen dies vernommen, als sie eine Abtheilung Reiter sandten, und ihm das Opfern nicht nur untersagen, sondern sogar, was bereits geopfert war, vom Altare werfen ließen. Agesilaus rief die Götter zu Zeugen an, bestieg zornig sein Schiff, und segelte davon. (*Xen.* Hell. III, 4.)

Zum wirklichen Ausbruche des Böotischen Krieges zwischen Theben und Sparta gab folgende Begebenheit Veranlassung. Bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Agesilaus in Asien beschloß Tithraustes, der Satrap Vorderasiens, dessen Zurückberufung durch Aufwiegelung der Hellenischen Staaten gegen Lakedämon zu bewirken. Dies gelang ihm durch den Rhodier Timokrates, auch den Thebanern Androklides, Ismenios und Galaxidorus. Auf ihren Rath mußten die opuntischen Lokrier die Phoceer zu einem Einfall in Lokris reizen. Sobald dies geschehen war, setzte Androklides es durch, daß Theben die Lokrier als Bundesgenossen unterstützte, worauf Phocis Lakedämons Beistand gegen Theben anrief. Sparta, zuletzt besonders durch Thrasybulus' Unterstützung gegen Theben aufgebracht, aber auch wegen des Opfers in Aulis, und weil die Thebaner dem Agesilaus nicht nach Asien gefolgt waren, ferner weil sie bei Dekelea das Zehntheil der Beute für den Tempel zu Delphi in Anspruch genommen, und weil sie der mächtig emporstrebenden Nebenbuhlerin längst eine Demüthigung gönnte, folgte dem Rufe, schickte den Lysander, welcher sich mit einem in Phocis vereinigten Heere bei Haliartus aufstellte, und Orchomenos zum Abfalle von Theben bewog. Auch machte der König Pausanias vom Peloponnes aus einen Einfall in Böotien, und wollte sich mit Lysander bei Haliartus vereinigen. Lysander fiel in der Schlacht bei dieser Stadt; die Seinigen wurden von den Thebanern bis ans Gebirge verfolgt, wo jedoch diese hinwiederum tapfern Widerstand fanden und einen Verlust erlitten. Als nun auch Pausanias mit seinem Heere eintraf, schien Thebens Lage gefährlich. Jedoch hatten die Thebaner am folgenden Tage die Freude, daß ein erbetenes Hilfscorps von Athen zu ihnen stieß. Pausanias, den überdies die Korinther nicht, wie er gehofft, unterstützten, wagte es nicht, seine vereinten Feinde anzugreifen, und begab sich, von den Thebanern verfolgt, auf den Rückweg. In Sparta des Todes angeklagt, floh er nach Tegea, wo er an einer Krankheit starb. (*Xen.* Hell. III, 5.)

Dies war das erste Zeichen der Wiedererhebung des tiefgefallenen Athen und des muthigen Entschlusses der Thebaner, Sparta's für ganz Griechenland unerträgliche Herrschaft zu stürzen. Ein Hilfscorps, welches Theben der Bundesarmee (*Xen.* Hell. IV, 2) von Korinth, Argos und Athen in den Peloponnes gesandt hatte, litt bei Sikyon bedeutenden Verlust. Zwar gewannen Konon und Pharnabazus 394 vor Chr. einen Seesieg gegen den Spartaner Pisander bei Knidus; da war jedoch Agesilaus aus Asien zurückgekehrt; es kam zur Schlacht bei Koronea. Die Argiver hatten schon große Vortheile errungen, als Agesilaus mit überlegener Kriegskunst dem Flügel in die Seite fiel, auf welchem die Thebaner standen,

und selbst schwer verwundet den Sieg davon trug. Von den Böotiern waren 6000, von den Lakedämoniern 3030 geblieben. (*Xen.* Hell. IV, 3. *Plut.* Ages. 18—19. *Diod.* XIV, 84.) Agesilaus konnte seinen Sieg jedoch nicht verfolgen, weil sich ein Heer gegen Sparta verbündeter Staaten auf korinthischem Gebiete gesammelt hatte; deshalb drang er durch Lokris vor und kehrte zu Schiffe nach Sparta zurück. Der Athener Iphikrates führte den kleinen Krieg mit Erfolg gegen die spartanische Partei im Peloponnes; Agesilaus berennt Korinth 392, wo die Thebaner einen Theil der Besatzung bilden; Iphikrates, unter welchem auch die Böotier fechten, wird geschlagen und verliert 1000 Mann. (*Xen.* Hell. IV, 3. *Diod.* XIV, 86.) Ebenso erfolglos kämpft Theben einige Jahre später gegen das von Sparta unterstützte Achaja (*Xen.* IV, 6); auch sendet es den Argivern ein Hilfscorps. (*Idem* IV, 7.)

Nachdem im J. 392 Konon die Mauern Athens wieder hergestellt hatte, sandte das beunruhigte Sparta mehre Gesandte an den persischen Hof und an Teribazus, Tithraustes' Nachfolger. Unter diesen befand sich auch der Spartaner Antalkidas, ein kühner, beredter, feiner Mann, welcher durch seine guten Eigenschaften, wie durch seine Laster ganz für die Rolle geschaffen schien, welche ihm als Sparta's Unterhändler an dem verdorbenen persischen Hofe übertragen war. Umsonst suchten Athen und Theben seinen Ränken in der Person des Konon ein Gegengewicht zu geben; es vergingen mehre Jahre, bis Artaxerxes endlich 387 jenen Frieden dictirte, welcher den Namen des Antalkidas trägt. „Die griechischen Städte Kleinasiens sollen in voller Souveränetät Persien angehören. Athen soll die Oberherrlichkeit über die Inseln Lemnos, Imbros und Skyros erhalten. Alle großen und kleinen Republiken Griechenlands sollen die Freiheit haben, sich nach ihren eigenen Gesetzen zu regieren. Jeder Staat, der diesen Vertrag verletzt, hat den Zorn des großen Königs zu erwarten, und derselbe wird im Einverständniß mit den Spartanern Jeden zu Wasser und zu Lande bekriegen, der dawider handelt." Agesilaus erzwang die Annahme dieses Friedensschlusses durch drohende Erklärungen und Bewegungen gegen Theben, Korinth und Argos, wodurch die Herrschaft Sparta's in ihrer ganzen Größe erschien.

Theben hatte sich zwar geweigert, die Böotischen Städte frei zu lassen, jedoch ward keine Rücksicht auf diese Protestation genommen, und so trat es denn erschöpft durch fruchtlose Anstrengung vom Kampfplatze. (*Xen.* Hell. V, 1. *Diod.* XIV, 110.) Schon in den Schlachten bei Haliartus und Koronea hatte es Bundesgenossen an Athen, Korinth und Argos und den Vortheil gehabt, daß der Krieg meist auf korinthischem Gebiete geführt ward; aber Athen war noch nicht wieder zu entscheidendem Einflusse gelangt und mit Persien wegen Unterstützung des Evagoras von Cypern in Spannung gerathen; die griechischen Staaten, in ihrer gemeinsamen Kraft zersplittert, hatten sich den Bedingungen des Friedens unterworfen, und Sparta in seiner unbestrittenen Macht fuhr ungescheuet fort, Gewaltthätigkeiten zu üben. Seine Rache traf zuerst Mantinea, weil es nach dem Frieden des Nikias dem großen Bündnisse gegen Lakedämon beigetreten war, und nachher sichtbar nur gezwungen sich zur spartanischen Partei gehalten hatte. Als nun 386 der bis dahin bestandene Friede abgelaufen war, verlangten die Spartaner, Mantinea solle seine Mauern niederreißen, weil man sonst seiner Gesinnung nicht trauen könne; die Einwohner sollten ihre Wohnungen verlassen und wieder die Dörfer bewohnen, wo die Väter gelebt. Diese Foderung ward zurückgewiesen, und ein spartanisches Heer rückte nach Arkadien. **Mantinea** war von Sümpfen umgeben, besaß hohe, starke Mauern, gefüllte Magazine, und fürchtete eine Belagerung nicht. Der König Agesipolis aber sperrte den Lauf des Flusses Ophis, setzte die Befestigungswerke unter Wasser, sodaß diese, nur von Backsteinen erbaut, aufweichten und einstürzten. Jetzt mußten sich die unglücklichen Mantineer der barbarischen Foderung unterwerfen, und in vier Gemeinden getrennt sich in den Thälern des Mänalus ansiedeln. Sechzig Demokraten ward die Auswanderung gestattet. Athen befand sich noch nicht in dem Zustande, solchen Gewaltthätigkeiten steuern zu können. (*Xen.* Hell. V, 2, 1—7. *Diod.* XV, 5, 12. *Paus.* VIII, 8.) Theben, tiefgebeugt durch den Antalkidischen Frieden, hatte seinem Principat über den Böotischen Bund entsagt, hatte auch seiner Verbindung mit Athen entsagt, und zu den Spartanern ein Hilfscorps gegen Mantinea stoßen lassen, in welchem auch Epaminondas und Pelopidas kämpften. (*Xen.* Hell. V, 2. *Paus.* IX, 13, 1. *Plut.* Pelop. 4. *Bauch*, Epam. p. 5. Not. 3. **Sievers**, Gesch. Griechenl. S. 157.) Sie standen neben einander unter den Hopliten, und ließen sich, Schild an Schild gedrängt, nicht durch die allgemeine Flucht mit fortreißen, als der spartanische Flügel wich. Pelopidas stürzte mit sieben Wunden in der Brust auf einen Haufen Erschlagener; da trat Epaminondas vor ihn, entschlossen eher selbst zu sterben, als den Freund in der Noth zu verlassen. Schon war auch er mit einem Speerstich in die Brust und mit einem Hiebe in den Arm verwundet, als der König vom andern Flügel her zu Hilfe eilte und Beide rettete.

Mit gleicher Gewaltthat verfuhr Sparta gegen Phlius, welches scheinbar freiwillig, in der That aber aus Furcht vor einem Kriege, seine Verbannten wieder aufnehmen, in ihre Besitzthümer wieder einsetzen, oder aus dem Staatsschatz entschädigen mußte. (*Xen.* l. c. V, 2.)

Ihren Gipfel erreichte Sparta's Gewaltherrschaft aber in der Überrumpelung der Kadmea durch Phöbidas. Olynth an der makedonischen Küste war von den benachbarten Städten wegen seiner Vergrößerungssucht bei den Spartanern angeklagt worden, welche deshalb Krieg gegen diese blühende Colonie beschlossen. Eudamidas ward mit etwa 2000 Mann zu diesem Zuge abgeordnet, und bat die Ephoren (*Xen.* Hell. V, 2), ihm doch seinen Bruder Phöbidas mit den noch rückständigen Truppen nachzusenden (382). Phöbidas folgte ihm mit noch 8000 Mann, und lagerte sich, bei Theben angelangt, außerhalb der Stadt in der Gegend des Gymnasiums. Der verderbliche Streit der aristokratischen und demokratischen Partei in Theben ward die Ursache seiner tiefsten Erniedrigung. Leontiades, an der Spitze der erstern, spartanisch gesinnten Partei, hatte, mit Hilfe der Spartaner,

seines Gegners Ismenias und dessen demokratischer, wahrhaft patriotischer Partei Untergang beschlossen. Verabredet, und wahrscheinlich von Agesilaus befohlen, war des Phöbidas Seitenmarsch nach Theben, da er sonst den geraden Weg durch Böotien und Thessalien eingeschlagen hätte. (*Plut.* Ages. 23.) Ismenias näherte sich aus Haß gegen Sparta dem Phöbidas nicht; Leontiades dagegen drängte sich an ihn: „Es steht jetzt nur bei dir, deinem Vaterlande einen großen Dienst zu leisten. Ich will dich in unsere Burg einführen, wenn du mir mit den Hopliten folgen willst; dann wird Theben Sparta und uns (den Oligarchen) unterthan werden. Jetzt darf kein Thebaner mit dir gegen Olynth ziehen (*Xen.* Hell. V, 3, 27. V, 2, 15); wenn du aber Theben erobert hast, viel größer als Olynth, so werden wir dich mit vielen Hopliten und Reitern auf deinem Zuge begleiten.“ Phöbidas, ein unüberlegter, unternehmender Mensch, entschloß sich, das jetzt zu thun, was Sparta nach der Schlacht bei Koronea unterlassen hatte, um so mehr, da er um des Agesilaus Absicht gewußt zu haben scheint. Schon stand er zum Abmarsch gerüstet, als ihm Leontiades rieth, aufzubrechen, und versprach, nachzufolgen und ihn mit seinem Heere zurückzuführen. Einige Stunden nach Sonnenaufgang ward der Marsch zum Schein begonnen; es war ein heißer Juniustag und die Mittagszeit herangekommen, da sich keine Menschen auf dem Felde blicken ließen, als Leontiades zu Pferde nachgesprengt kam, den Phöbidas umkehren hieß und ihn sogleich in die Burg führte, deren Thore offen standen, weil die Frauen an diesem Tage das Fest der Thesmophorien auf ihr feierten (*Plut.* De Iside 69), bei welchem keine Männer zugegen sein durften. Der Rath hielt ebendeshalb seine Sitzung an diesem Tage in der Halle des Marktplatzes. Leontiades hatte dem Phöbidas die Thorschlüssel mit dem Befehle gegeben, Niemanden in die Kadmea einzulassen, ohne seinen Befehl; ging dann in die Rathshalle, ließ den Ismenias verhaften und schickte ihn gefangen auf die Burg. Viele von der Volkspartei, die für ihr Leben fürchteten, zogen sich in ihre Wohnungen zurück, Andere flüchteten aus der Stadt. Ein Haufe, der zu den Waffen griff, ward von Phöbidas auseinandergesprengt; das Schicksal des Ismenias und seiner vornehmsten Anhänger bewog etwa 400 von den Demokraten, nach Attika auszuwandern. Leontiades ließ statt des Ismenias einen neuen Polemarchen wählen, und reiste nach Sparta. Agesilaus und die Ephoren schienen gegen Phöbidas aufgebracht, beschlossen aber doch, die Burg besetzt zu lassen (*Xen.* Hell. V, 2) und den Ismenias als vorgeblichen Hochverräther hinzurichten. Phöbidas ward, wahrscheinlich um die That als von ihm ausgegangen darzustellen, um Geld gestraft und, wie es heißt, abgesetzt. (*Diod.* XV, 20. *Plut.* Pelop. 6.) Die Besetzung der Kadmea durch die Spartaner geschah im Sommer des J. 383. Ol. 99, 2.

Die Gewalt war jetzt in den Händen der Aristokratie, nachdem die Häupter der Volkspartei getödtet und, wie Pelopidas, Pherenikus, Androklidas, geächtet und verbannt waren. An der Spitze der Oligarchen standen Archias, Philippus und Leontiades. Letzterer, vielleicht ein Sohn des 431 in Platäa getödteten Eurymachos, welcher den Überfall besonders herbeigeführt, und ein Enkel des Leontiades, welcher die Thebaner bei Thermopylä anführte, war zwar in seinem häuslichen Leben ein einfacher Mann (*Xen.* Hell. V, 4, 7), auch ohne Zweifel ein Mann von Geist und Kraft, und schon dadurch zum Führer seiner Partei geeignet (*Plut.* De gen. Socr. 31), übrigens aber durch Geburt und Familiengrundsätze ein adelsstolzer Egoist, dem die Behauptung der altväterlichen Geschlechtsherrschaft und die Unterdrückung der aufkeimenden Gemeinfreiheit ein höheres Ziel als das Vaterland selbst dünkten. — Die geflüchteten Volksfreunde waren in Athen gastfrei aufgenommen, wohlgelitten, und harreten in Hoffnung und geheimer Thätigkeit besserer Zeiten. Da fiel Androklidas durch einen von Leontiades gesandten Meuchelmörder; seine Freunde sollte ein gleiches Schicksal treffen. Dazu erhielten die Athener einen Drohbrief von Sparta, die Verbannten als gemeinschaftliche Feinde der Bundesgenossenschaft auszutreiben, statt sie als Gastfreunde zu behandeln, oder gar aufzuwiegeln, woran man sich in Athen jedoch theils aus gewohnter Humanität, theils in dankbarem Andenken an die dem Thrasybulus von Theben und Böotien aus gewordene Unterstützung wenig kehrte. Indessen begann vornehmlich Pelopidas, obgleich einer der Jüngsten unter den Ausgewanderten, die Unglücksgefährten einzeln und insgesammt in seinen Plan der Befreiung Thebens einzuweihen; nicht unwahrscheinlich im Einverständnisse mit Epaminondas, welchen die Oligarchen als einen armen Mann ohne Einfluß und als einen den öffentlichen Angelegenheiten abgeneigten, in sich gekehrten Philosophen, nebst Galapidorus, dem Hipparchen Gorgidas und Charon, übersehen und nicht verbannt hatten. Amphitheos saß noch im Gefängniß und fürchtete gleich Ismenias als Opfer eines Justizmordes der Tyrannen zu fallen, während Damokleidas, Theopompos, Mellon, Pherenikus und Andere der Verbannten in Athen die thätigsten Werkzeuge zur Befreiung ihres Vaterlandes unter Pelopidas' Leitung wurden. Die Erinnerung an des Thrasybulus hohe That flößte ihnen Muth und Hoffnung ein, und Epaminondas förderte die Ausführung des gewagten Unternehmens selbst unter den Augen der Tyrannen. (*Plut.* Pelop. 7.) Wie Thrasybulus einst aus Theben mit den verbannten Athenern zur Befreiung Athens vom Joch der spartanischen Tyrannen aufgebrochen, also wollte man jetzt zu ihrer Vertreibung von Athen nach Theben ziehen. Einer der mitwissenden Volksfreunde in Theben war Phyllidas, welcher sich bei den Polemarchen Archias und Philippus das Amt eines Schreibers zu verschaffen gewußt und ihnen auch sonst nach ihrer Meinung treu gedient hatte. Dieser ward jetzt von ihnen in Geschäften nach Athen gesandt, wo ihn Mellon, nächst Pelopidas der Angesehenste unter den Freunden, mit welchem jener schon in geheimer Verbindung stand, besuchte, nach der Lage der Dinge befragte, als einen erprobten Vaterlandsfreund erkannte, und nach gegenseitigen Versicherungen der Treue in den Bund der Verschworenen einweihte. An dem zur Ausführung be-

stimmten Tage brachen die Verbannten, gegen 400 Mann, von Athen auf, zogen bis zur Ebene von Thria und lagerten sich hier, unter Pherenikus' Anführung die Fortsetzung des Marsches erwartend. Aus ihrer Mitte sollten sich einige der Entschlossensten voraus in die Stadt begeben, wozu sich Pelopidas, Mellon, den Einige an die Spitze stellen (*Xen.* Hell. V, 4), Damoklidas und Theopompus erboten. Sie stammten aus den ersten Familien, erhöhten jedoch ihr Ansehen noch durch Wetteifer in rühmlicher Auszeichnung, und erhielten als Beweis der allgemeinen Achtung das Versprechen der Fürsorge für ihre Ältern und Kinder, falls ihnen ein Unglück begegnen würde. Ihre Zahl schwankt, oder sie stieg von sechs (*Xen.* l. c.) auf zwölf (*Plut.* l. c.), die das Abenteuer bestehen und den Übrigen den Weg bahnen wollten. Den Freunden in Theben war Nachricht gegeben, und Charon, welcher hier den Mittelpunkt bildete, hatte sich erboten, sein Haus zum Empfange offen zu halten. Nach herzlichem Abschiede verließen die Zwölf bei Anbruch der Nacht die thriasische Ebene zwischen Acharna und Eleusis, bekleidet mit kurzen Mänteln, wie Reiter und Jäger sie trugen, und versehen, wie zur Jagd, mit Hunden und Richtstangen, die Wildnetze aufzustellen (conf. *Plut.* 8. *Xen.* V, 3. *Nep.* Pel. 2. *Plut.* De gen. Socr. 26), damit kein Begegnender Argwohn fassen, sondern Jeder sie für harmlose Jäger halten möge. Bewaffnet waren sie nur mit Dolchen oder kurzen Schwertern, die sie unter dem Kleide verbargen. Den Tag hielten sie sich an einem einsamen Orte verborgen und näherten sich der Stadt erst in der Abenddämmerung, da die letzten Arbeiter vom Felde zurückkehrten, als gehörten sie zu ihnen. Ein Bote meldete dem Charon ihre Annäherung; dieser blieb seinem Versprechen getreu und hielt als ein Mann von Wort sein Haus offen; aber ein anderer braver Vaterlandsfreund, Hipposthenidas, ward im Augenblicke der Gefahr wankelmüthig, ging still nach Hause, und gab einem Vertrauten, Namens Chlidon, den Auftrag, dem Pelopidas und Mellon entgegenzueilen, mit dem Rathe, die Sache aufzuschieben und für dieses Mal nach Athen umzukehren. Chlidon springt in seine Wohnung zurück, führt sein Pferd heraus, sucht aber den Zaum vergebens, den die Frau einem Bekannten geliehen haben will, und erzürnt sich mit ihr dergestalt, daß sie ihm und denen, die ihn abgeschickt, Flüche als böse Vorbedeutung auf den Weg wünscht. Dadurch geräth der Mann auf andere Gedanken, und gibt zu Thebens Glück die Reise auf, nachdem er einen halben Tag in Ärger verloren. (*Plut.* Pel. 8.) Pelopidas und seine Getreuen schlichen sich indessen verkleidet, der Eine hier, der Andere dort, in die Thore hinein, begünstigt durch Wind und Schneegestöber, welches spät aufgekommen war und die Leute von den Straßen in die Häuser getrieben hatte. Es war eine Winternacht im J. 379—378. Die Angekommenen wurden von mitwissenden Einwohnern empfangen und schnell in Charon's Haus geleitet, wo ihrer bald 48 Verschworene beisammen waren und den folgenden Tag zubrachten. (*Xen.* Hell. V, 4. *Plut.* De gen. Socr. 26. *Corn. Nep.* Ep.)

Phyllidas hatte indessen den Polemarchen Archias und Philippus, deren Vertrauen er durch wohlberechneten Diensteifer erworben, auf den Abend dieses Tages ein Aphrodisisches Fest zugerüstet, mit welchem sie den Schluß ihres Amtsjahres zu feiern gedachten, und ihnen für dieses Fest schon lange die vornehmsten und schönsten Frauen aus Theben zur Gesellschaft versprochen, um sie recht erschöpft durch Wollust und Wein dem Schwerte zu überliefern. Die lustige Nacht hatte nach ihrer Gewohnheit begonnen, diesmal im Hause des Gastgebers Phyllidas, und noch waren die Gäste ziemlich nüchtern, als ein dunkles, jedoch unverbürgtes, Gerücht bei Tafel umlief, die Verbannten seien zurückgekehrt und hielten sich in der Stadt versteckt. Phyllidas bemerkte die Bewegung und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben; allein Archias schöpfte Verdacht und schickte einen Diener an Charon, er solle sogleich vor ihm erscheinen. Der Diener klopft an Charon's Thür, die er schon deshalb verschlossen fand, weil es spät Abends war und der Priester für das Gelingen der That ein Opfer brachte. Entsetzen ergreift die Verschworenen drinnen, welche sich geharnischt und die Schwerter in den Händen um Pelopidas gestellt hatten, als der auf das Pochen an die Thür Geeilte meldet, ein Diener des Archias rufe den Charon vor die Polemarchen, denn Alle waren augenblicklich überzeugt, ihr Anschlag sei verrathen und sie vor Ausführung der That verloren. Dessenungeachtet ward beschlossen, Charon solle dem Befehle gehorchen und sich dem Tyrannen arglos stellen. Der edle Mann, unerschütterlich in Gefahr, ist bereit; besorgt jedoch, man möge an seiner eigenen Treue zweifeln, holt er aus dem Frauengemach seinen jungen Sohn, schöner und kräftiger als Alle seines Alters, und übergibt ihn dem Pelopidas als Bürgen für die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung; er dürfe im Falle des Verraths nach der ganzen Strenge des Kriegsrechts an diesem als Geisel handeln. Thränen entfielen Manchem der Umstehenden bei diesem Anblick; Alle aber entrüsteten sich über den Gedanken, daß Einer unter ihnen ihn des Verraths für fähig halten könne, und baten, den Knaben aus dem Spiele zu lassen, damit derselbe der Gefahr um so sicherer entrinnen und der Stadt und den Freunden der Freiheit dereinst ein Retter werden möge. Charon bestand indessen auf seinem Vorsatze, denn der Sohn könne keinen schönern Tod, als im Verein mit dem Vater und solchen Freunden sterben, rief darauf die Götter an, umarmte Alle mit Worten des Trostes, und schied mit der Miene und dem Tone der entschlossensten Ergebung in sein Schicksal. So kam er an die Thür des Phyllidas, wo ihm Archias nebst Philippus mit den Worten entgegentrat, er habe gehört, es seien Leute in die Stadt geschlichen und versteckt worden, welche mit einigen Bürgern in Verbindung ständen. Charon, Anfangs bestürzt, faßte sich und erwiederte: Wer sich eingeschlichen habe und welche die Hehler seien? Aus Archias' Antwort sah er nun, daß noch keine bestimmte Anzeige gemacht sei, gab ihm den Rath, sich nicht durch unverbürgte Gerüchte beunruhigen zu lassen, und versprach, der nöthigen Vorsicht halber selbst Erkundigungen einziehen zu wollen. Diese gewandte Ausrede hatte den Beifall

des auch herbeigekommenen Phyllidas, der den Archias auf seinen Platz zurückführte, ihm vom besten Wein tüchtig einschenkte, und um ihn auf andere Gedanken zu bringen, ihn an die bald zu erwartenden Tänzerinnen und Hetären erinnerte. Charon kam ebenfalls in sein Haus zurück, wo er die Freunde nicht in hoffnungsvoller, sondern todesmuthiger Stimmung antraf; doch unterrichtete er nur den Pelopidas und dessen nächste Umgebung von dem Stande der Sache, und fabelte den Übrigen andere Äußerungen vor, die Archias gethan haben sollte. Fast wäre aber die Ausführung der That noch an einem andern Unglück gescheitert. Der Athenische Hierophant Archias hatte dem gleichnamigen Polemarchen in Theben, seinem Gastfreunde und Vertrauten, einen Eilboten mit der genauen Auseinandersetzung der Verschwörung gesandt; der aber traf den Archias schon völlig betrunken, denn dieser antwortete ihm auf die Mahnung: „Der mich sendet, bittet, diesen Brief sogleich zu lesen, weil er wichtige Dinge enthält!" lächelnd: „Auf Morgen die Sorgen!" nahm den Brief, steckte ihn unter sein Polster und setzte das abgebrochene Gespräch mit Phyllidas fort. Alle waren sorglos und guter Dinge, und drangen in den gewandten Gastgeber, ihnen doch endlich einmal die verheißenen Damen zu bringen. Da ging dieser hinaus und gab den Verschworenen das Zeichen. Sie brachen in zwei Abtheilungen auf, Pelopidas und Damoklidas gegen Leontiades und Hypates, welche nahe bei einander wohnten und nicht zum Mahl geladen waren; Charon und Mellon aber gegen die Polemarchen beim Phyllidas. Dieser zweite Haufe hatte auf des Letztern Rath Frauenkleider über die Harnische gezogen und, das männliche Antlitz zu verstecken, den Kopf dicht mit Olivenlaub und Fichtenkränzen umhüllt, und wurde als die ersehnten Frauenzimmer beim Erscheinen an der Thür des Saales von der Gesellschaft mit rauschendem Händeklatschen empfangen. Drei der Vermummten waren wie vornehme Frauen und drei andere als ihre Sklavinnen verkleidet. Unter dem Vorwande, die schüchternen Freundinnen wollten sich nicht in Gegenwart der Diener enthüllen, hatte Phyllidas diese hinausgehen heißen und in das Haus eines zur Dienerschaft Gehörenden geschickt, gleichfalls reichlich mit Wein versehen, um sich gütlich thun zu können. Nun setzte sich jede der vermeintlichen Damen einem der Gäste zur Seite, enthüllte sich, zog das Schwert und begann den Angriff. Wer des Phyllidas Rath folgte und ruhig blieb, ward verschont; die Mehrzahl griff zur Gegenwehr und ward in ihrer Trunkenheit nebst den Polemarchen leicht überwältigt. Dasselbe geschah dem Kabirichos, einem Opferpriester.

Der erste Haufe unter Pelopidas und Damoklidas scheint nun erst vom Phyllidas, der drei Männer zum Morde auswählte (*Xen.* Hell. V, 4 und *Plut.* Pel. 11), nach Leontiades' Wohnung geführt zu sein, mit welchem sie, da er ein starker Mann und nüchtern war, einen härtern Stand hatten. Sein Haus fanden sie geschlossen, da er schon lag; deshalb mußten sie lange pochen, bis man es hörte. Endlich zog der Pförtner den Riegel weg; Alle stürzten über ihn hin auf das Schlafgemach zu; Leontiades war vom Lager aufgeschreckt durch den Schlag der Hausthüre, den Lärm, das Laufen, und griff zum Schwert; seine Gattin, nach dem Abendessen noch mit Wollenarbeit beschäftigt, hatte neben ihm gesessen. In der Eile vergaß er die Lichter zu löschen, um die Angreifenden im Dunkel zu täuschen und zum Fallen zu bringen, sondern trat ihnen an der Schwelle des erleuchteten Gemachs entgegen und stach den Kephisodorus nieder, der zuerst hereindrang. Dann ward er mit Pelopidas handgemein und, im Kampfe behindert durch den in der engen Thür liegenden sterbenden Freund, von jenem niedergemacht. Als dies Kephisodorus sah, gab er dem Sieger die schwache Rechte, nickte ihm Beifall und verschied. Pelopidas brachte die Gattin durch Drohungen zum Schweigen, denn Alles im Hause sollte erwürgt werden, wenn sie die Thür nicht verschlossen hielte; ging dann, wieder vom Phyllidas geleitet, mit den Gefährten weiter zum Hypates, welcher den Überfall gemerkt hatte und zu den Nachbaren geflüchtet war, aber ereilt und auch getödtet ward. Darauf vereinten sich die beiden Abtheilungen der Tyrannenmörder; Phyllidas begab sich mit zweien der Männer zu dem Stadtgefängnisse, in welchem viele unschuldige Opfer des Aristokratendrucks schmachteten; rief den Gefangenwärter, er bringe ihm in Leontiades' Auftrage den Amphitheos zur Bewachung, der schon an diesem Tage hingerichtet werden sollte. Dem Kerkermeister fiel die ungewöhnliche Zeit, das erhitzte Gesicht und die zerstreute Rede des Phyllidas auf, weshalb er nur gezwungen öffnete und sogleich von Phyllidas niedergestoßen ward. Die Kerkerthüren wurden nun gesprengt, Amphitheos und andere Gefangene beim Namen gerufen, die, die Stimmen der Retter erkennend, vom Lager aufsprangen, und froh des Tages der Freiheit, die Arme mit den rasselnden Ketten ausstreckten und, sich einander befreiend, auch denen die Bande lösten, welchen die Füße gefesselt waren. Ihrer etwa 150 wurden auf freien Fuß gesetzt (s. *Xen.* Hell. V, 4, 14) und mit Waffen versehen, die man aus den erbrochenen Werkstätten der Waffenschmiede und aus den Hallen nahm, wo die Beutewaffen aufgehängt waren; dann stellte sich diese rachedürstende Schar bei dem Amphium auf, welches vielleicht ein Tempel oder Monument des mythischen Erbauers der Stadtmauern war. Herolde oder Trompeter, die bei der Feier des Heraklesfestes gebraucht werden sollten, verkündeten den Tod der Tyrannen, und riefen aus, daß alle Thebaner, Reiter und Hopliten, unter die Waffen treten sollten. Die Bürger mistrauten zwar der frohen Botschaft, und verhielten sich ruhig, so lange es dunkel war; doch gerieth die ganze Stadt schon in Bewegung; überall Getöse; Lichter um die Häuser; bestürztes Hin- und Herrennen der nahewohnenden Bürger, und selbst der Weiber, welche, den Anstand in dieser Verwirrung vergessend, die Begegnenden neugierig ausfragten, um das Schicksal der Väter und Brüder zu erfahren. Erst mit Anbruch des Tages rückten die Hopliten und Reiter bewaffnet aus. Zugleich war der auf der thriasischen Ebene in Attika unter Pherenikus zurückgebliebenen Hauptschar der Verbannten durch reitende Boten die Nachricht des glücklichen Er-

folges der Befreiung zugesandt, und auch an die beiden Athenischen Feldherren die Auffoderung ergangen, schleunig mit Hilfe zu nahen. (*Plut.* Pel. und De gen. Socr. *Xen.* Hell. *Nep.* Ep. *Diodor.*)

Die spartanische Besatzung der Burg von 1500 Mann (*Plut.* Pel. 12. *Diodor.* XV, 25) ward durch den Lärm, die Fackeln zwischen den Häusern, die strömenden Volksmassen in der Stadt so geschreckt, daß sie den geeigneten Zeitpunkt zur Dämpfung des Aufruhrs vorübergehen ließ, sich ruhig verhielt, und vielen von der siegenden Volkspartei verfolgten, spartanisch-gesinnten Aristokraten Gelegenheit gab, sich auf die Akropolis zu flüchten und mit deren Vertheidigern zu vereinigen. Mit Tagesanbruch hatten sich die Thebaner unter Epaminondas und Gorgidas am Tempel der Athene in Waffen geschart, verstärkt durch die zurückgekehrten Verbannten von der Grenze, und zahlreiche Athener, wie Thrason und Helios, welche dazu beigetragen, daß Demophon durch Volksbeschluß den Thebanern als Feldherr mit Truppen zu Hilfe gesandt wurde. (*Diodor.* XV, 26.) Zu den thebanisch-gesinnten Athenern gehörten Aristophon, Leodamas, Thrasybulus von Kolyttos, Archedemos, Pyrrhandros, und wahrscheinlich auch die Familien des Timotheos, Archinos und Thrasybulus von Stiris. (*Aeschines* cont. Ktesiphon. §. 138 sq. *Plut.* De gen. Socr. Cap. 1.) Das Volk war in Theben zur Versammlung gerufen. In diese wurden nun Pelopidas und die übrigen Retter, welche von Priestern geleitet, Kränze vorhaltend wie Schutzflehende, die Bürger mit aufgehobenen Armen zum Streit für die Götter des freien Vaterlandes anriefen, von Epaminondas und Gorgidas eingeführt. Freudig erhob sich bei ihrem Anblick die versammelte Menge und begrüßte die Erretter mit Händeklatschen und Zuruf. (*Plut.* Pel. V, 12.)

Epaminondas' Verhalten bei dieser Revolution zeugt von der Überlegenheit seines Charakters und entspricht seinen Pythagoreischen Grundsätzen. Diesen gemäß hielt er es für Unrecht, einen ohne gerichtliches Urtheil zu tödten und eine Staatsumwälzung zu unternehmen, deren Ausgang zweifelhaft sei, und welche statt die Guten zu retten, sie in die Hände ihrer Feinde liefern könne; sodaß Pelopidas' und Pherenikus' Blut durch Samidas und Eumolpidas vergossen würde. Er lehnte daher die Theilnahme an der Ermordung der Tyrannen standhaft ab, obgleich sein Bruder Kapheisias und seine theuersten Freunde unter den Verschworenen waren; trat dagegen von dem Augenblicke des Gelingens an als die zuverlässigste Stütze der neuen Freiheit und als Mittelpunkt des Volkes auf, stets bereit, seine von Bürgerblut rein erhaltenen Hände gegen die Feinde des Vaterlandes zu erheben.

In dieser ersten Volksversammlung nach dem Siege über die spartanisch-oligarchische Partei ward die Staatsverfassung verändert. (*Plut.* Pelop. 13.) Während der spartanischen Unterjochung mußte Theben den Principat über Böotien aufgeben; das Böotarchat ward also während dieser Zeit nicht mehr besetzt; an der Spitze standen nun Polemarchen, vielleicht sechs (*Boeckh*, Corp. inscr. I. p. 730), oder zu Zeiten nur zwei (*Xen.* V, 2, 25), auch wol nur einer. (*Plut.* Ages. 24. *Xen.* V, 4, 7 und 2.) Vielleicht wurden sie jährlich neu gewählt. (*Xen.* IV, 4.) Die Beibehaltung der Polemarchen und Hipparchen während der spartanischen Besetzung scheint zu beweisen, daß die strenge Oligarchie die frühern Staatsformen nicht ganz ausschloß. (Wachsmuth, Hell. Alth. I, 2. S. 256.) Den Polemarchen stand zur Seite ein Schreiber, der die Geschäfte führte und Gesandtschaften übernahm; ferner ein Archont, der auch das Priesterthum führte. Ein Amthaus war der Versammlungsort der Regierung und diente zur Bewahrung des Staatsschatzes. (Sievers S. 162). Eine ähnliche Verfassung hatten die Spartaner auch in den bisherigen Böotischen Bundesstädten eingeführt. Die oligarchischen Parteihäupter regierten in Sparta's Namen; spartanische Harmosten befehligten die Besatzungen, als Schutz der Verfassung. — Die wiederhergestellte Demokratie wird bezeugt durch die Versammlung des Demos. Der Volksversammlung gegenüber steht ein Rath mit großer Vollmacht. (*Xen.* Hell. VII, 3, 5.) Wie bisher Athen, so vertritt von jetzt an Theben das demokratische Element in dem griechischen Staatensystem, dem aristokratischen Sparta's gegenüber. Die Volksparteien in den Böotischen Städten wandern aus und schließen sich an die thebanische Demokratie an (*Xen.* Hell. V, 4, 46), die jetzt wieder in verändertem Maße das Bundesverhältniß herzustellen gedenkt. Darum werden wieder Böotarchen erwählt; vom Jahre der Befreiung an bis zur Schlacht bei Mantinea ist ihre Ordnung folgende: 379 einige Tage Pelopidas, Mellon, Charon (*Plut.* Pel. 13); 378 Pelopidas, Gorgidas (*Polyaen.* II, 1, 2. *Plut.* Pel. 14); 373 Neokles (*Paus.* IX, 1, 3); 371 Epaminondas, Malgis, Xenokrates (*Paus.* IV, 32), Damokleidas, Simangelos, Branchylidas, Damophilos (*Paus.* IX, 13. *Diod.* XV, 53); 370 Epaminondas, Pelopidas (*Plut.* Pel. 14); 369 Epaminondas, Pelopidas, wenn nicht zu Böotarchen erwählt, so doch mit Geschäften beauftragt; 369 Epaminondas abgesetzt (*Diod.* XV, 68); 368 Pelopidas, Kleomenes (*Paus.* IX, 15); 366 Epaminondas (*Plut.* Pel. 29. *Xen.* VII, 1, 41); 364 Pelopidas und vielleicht Malkitas und Diogeiton. (*Plut.* Pel. 34. 35. Sievers S. 186.) Ob auch jetzt noch Polemarchen und ein Archon Eponymos erwählt wurden, lassen wir dahingestellt. (*Boeckh* ad Corp. Inscript. I. p. 750.) Daß das Böotarchat jetzt nicht mehr von den Städten des Bundes besetzt ward, sondern ausschließlich eine thebanische Würde geworden war, scheint ausgemacht, denn früher waren von den eilf Böotarchen nur zwei Thebaner und jetzt drei oder mehre; auch haben die Böotarchen jetzt nicht mehr dem Bundesrathe, sondern der Volksversammlung in Theben Rechenschaft von ihrer Amtsführung abzulegen. (Sievers S. 187. 188.) Theben nahm den Böotischen Bund in sich auf.

Die spartanischen Harmosten hatten während des Tumults Gelegenheit gefunden, Boten von der Kadmea nach Platäa und Thespiä zu schicken, und diese Städte um eiligen Beistand gebeten, denn sie hingen nebst meh-

ren andern noch an Sparta, von dem sie Schutz gegen Thebens Herrschsucht erwarteten. Die zum Entsatze herbeieilenden Platäer wurden von den thebanischen Reitern zurückgeschlagen und verloren über 20 Mann. (*Xen.* V, 4. *Isocrat.* Plataicus 3.) Die Reiter trafen wieder in Theben ein, da Pelopidas, dem die Eroberung der Burg als Strategen übertragen war, noch vor Ankunft spartanischer Hilfe schon mehre Stürme unternommen hatte, wobei ihn die Athener eifrig unterstützten. Die belagerten Harmosten Hermippidas, Arkesus und Lysanoridas, deren Besatzungscorps von 1500 Mann durch die Flüchtlinge aus der Stadt sich auf 5000 vermehrt haben soll (*Plut.* Pel. 12. *Diod.* XV, 25. *Plut.* De gen. Socr.), vertheidigten sich hartnäckig gegen die Belagerer, welche, nebst den 5000 Athenern unter Demophon und den Hilfstruppen aus den befreundeten Böotischen Städten, gegen 12,000 Mann (10,000 Hopliten und 2000 Reiter) zählten (*Xen.* V, 4, 10. *Diod.* XV, 26), wurden aber endlich durch Hunger genöthigt, auf eine Capitulation anzutragen, die ihnen auch gewährt ward. Sie zogen in Waffen ab und begegneten schon in Megara dem Kleombrotus, der mit starker Macht zum Entsatze heranrückte. Wegen dieser voreiligen Übergabe wurden Hermippidas und Arkesus zum Tode, Lysanoridas aber zu einer so großen Geldbuße verurtheilt, daß er sie nicht bezahlen konnte und aus dem Peloponnes entfloh. (*Plut.* Pel. 13. *Xen.* V, 4, 13. *Diod.* XV, 27.) Schrecklich und kaum glaublich ist die Nachricht, daß die Thebaner vertragswidrig Alle von der abziehenden Besatzung getödtet, die sie für ihre Gegner hielten, und selbst deren Kinder hingerichtet hätten, deren einige von den Athenern heimlich entfernt und gerettet wurden. (*Xen.* Hell. l. c.) Ebenso wenig Glauben verdient es, daß die Athenischen Feldherren gar nicht durch ein Psephisma beauftragt, nur ihrer Neigung und Überzeugung folgend, den Thebanern zu Hilfe gezogen seien. Ist Einer von ihnen zum Tode verurtheilt und der Andere dem Urtheile durch die Flucht entgangen, wie es heißt, so war das, wie die Strafe des Phöbidas, sicher nur eine Scheinstrafe und ein Justizmord, um die Politik der Regierung nicht zu compromittiren. (*Diod.* XV, 26. *Plut.* Pel. 14. *Xen.* V, 4, 10. *Id.* V, 4, 19. *Dinarch.* in Demosth. p. 30. *Aeschines* in Ctesiphont. §. 138. *Plut.* De gen. Socr. Cap. 1. Vergl. Sievers a. a. O. S. 182 und Bauch a. a. O. S. 16. Not. 29.)

Ungeachtet der kühnen Schilderhebung Thebens gegen Sparta scheint man in beiden Staaten nicht sogleich zu einem Kriege entschlossen gewesen zu sein, denn einer Nachricht zufolge (*Isocr.* Plataicus 12) mistrauten die Thebaner ihren Kräften, da sie durch den Antalkidischen Frieden nicht nur die Böotischen Städte, sondern wahrscheinlich auch die umliegenden, früher unterworfenen Ortschaften verloren hatten, und thaten deshalb den Spartanern den Vorschlag, in ihrer Symmachie bleiben zu wollen, zumal da sie auf die Zuverlässigkeit des neuen Bündnisses mit Athen nicht große Hoffnungen bauen durften; aber auch Sparta scheuete den Krieg, denn Agesilaus weigerte sich, den Oberbefehl zu übernehmen, theils wegen seines Alters, theils damit die Bürger nicht von ihm sagen sollten, er belästige das Vaterland, um Tyrannen zu unterstützen. (*Xen.* Hell. IV, 13.) Dennoch riethen die Stimmführer von beiden Seiten den Krieg. Die Ephoren sandten den König Kleombrotus, Sohn des Pausanias, Bruder und Nachfolger des Agesipolis, mit einem schon vor dem Falle der Kadmea gebildeten Heere mitten im Winter des J. 378 nach Böotien; Chabrias hielt aber mit den Athenischen Peltasten, die schon bei der Wiedereinnahme der Burg Hilfe geleistet, den Paß bei Eleutherä besetzt, und deshalb marschirte Kleombrotus grade nördlich auf Platäa, nachdem er zuvor auf der Höhe des Cithäron die 150 befreiten thebanischen Gefangenen niedergemacht, welche diesen Posten besetzt hielten, und rückte dann über Thespiä nach Kynoskephalä, dem ersten thebanischen Dorfe, vor, wo er ein Lager aufschlug. (*Xen.* l. c.) Nach 16 Tagen ließ er jedoch den Sphodrias dort als Harmosten mit einem starken Corps und mit Gelde zur Anwerbung von Miethstruppen zurück, ging über Kreusis am halcyonischen Meere, an dessen Gebirgsküste er einen verderblichen Sturmwind erlebte, wieder in den Peloponnes und entließ seine Truppen. Dieser Feldzug scheint eine blos militairische Demonstration gewesen zu sein, um den Bundesgenossen Sparta's Macht zu zeigen und Athen zu imponiren, welches auch in dem Grade gelang, daß letzteres sich den Thebanern entzog und die geleistete Hilfe der Willkür Einiger zuschrieb, die dafür bestraft wurden.

So war Theben der spartanischen Übermacht preisgegeben; darum suchten die Böotarchen Pelopidas und Gorgidas (*Plut.* Pel. 14), vielleicht auch Mellon (*Plut.* Ages. 24), Athens Bundesgenossenschaft durch List wieder an sich zu reißen, indem sie den vom Kleombrotos bei Thespiä zurückgelassenen Sphodrias, einen hochfahrenden, vorschnellen Mann, durch einen abgesandten Kaufmann mit Geld und Schmeichelworten dahin vermochten, den Piräeus anzugreifen, der noch keine Mauern und Thore wieder hatte. (*Plut.* Pel. 14. *Xen.* Hell. V, 4.) Sphodrias handelte vielleicht in Kleombrotos' Sinne, wenn nicht auf dessen Befehl (*Diodor.* XV, 29), wenigstens ganz im Geiste der spartanischen Regierung, wenn er nach dem Abendessen mit mehr als 10,000 Mann (*Diodor.* l. c.) von Thespiä aufbrach, um noch vor Tage den Weg nach dem Piräeus zurückzulegen. Aber der Tag überraschte ihn schon auf dem thriasischen Felde, unweit Eleusis, denn die Soldaten hatten sich von der Hauptstraße zerstreut, Heerden geraubt, Häuser geplündert, und waren auf Leute gestoßen, welche eilig nach Athen flüchteten, um die Anzeige von dem Überfalle zu machen. Die Athener ließen sogleich Reiter und Fußvolk ausrücken, um ihre Stadt zu decken, wodurch Sphodrias zur Rückkehr bewogen ward. Die spartanischen Gesandten in Athen wußten nicht um die Sache, welches daraus erhellt, daß sie sorglos bei dem Staatsgastfreunde Kallias geblieben waren, und behaupteten, Sphodrias werde von den Ephoren gewiß zum Tode verurtheilt; allein sie irrten sich, denn obgleich vor Gericht geladen, erschien er nicht, und ward dennoch vom Agesilaus, der ja den Phöbidas gleich-

falls geschützt hatte, losgesprochen, weil es eine schwere Aufgabe sei, einen Bürger zu tödten, der sich als Knabe, als Jüngling und als Mann stets rühmlich betragen habe, denn Sparta bedürfe solcher Krieger. (*Xen.* V, 4. *Diod.* XV, 19.)

Der Zweck war nun erreicht; Athen trat gegen Sparta und für Theben auf, indem es den Piräeus mit Thoren versah, Schiffe baute und die Böotier mit allem Eifer unterstützte. Es bildete sich wieder eine Athenische Seemacht, an welche sich Chios, Rhodos, Mitylene, Euböa und Byzanz anschlossen. Jede der fast 70 Städte hatte ihre Stimme im Bundesrath, dessen Sitz Athen war, wo sich auch der Schatz befand.

Indessen hatte sich Agesilaus doch bewegen lassen, selbst an der Spitze eines Heeres von 18,000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern nach Böotien aufzubrechen. Er hatte den Kithäron besetzt und Thespiä erreicht; das thebanische Gebiet war durch Gräben und Pfahlwerk versperrt, und Chabrias, den Thebanern mit 5000 Mann zu Hilfe geeilt, hatte die Anhöhen, 20 Stadien vor Theben, besetzt und den König unter mancherlei Scharmützeln durch seine neue Stellung und Kriegskunst mehre Tage abgehalten, bis es diesem gelang, bei Kynoskephalä in die Verschanzung einzudringen und das thebanische Gebiet bis unter die Mauern der Stadt zu verwüsten, worauf er sich nach Thespiä's Befestigung in seine Heimath zurückzog. Er hatte den Phöbidas als Harmosten in Thespiä gelassen, welcher von hier aus in Verbindung mit den Thespiern Streifzüge ins thebanische Gebiet machte und die Thebaner unter Gorgidas zu einem glücklichen Angriffe reizte (*Diod.* XV, 33), der mit einer wahrscheinlich verstellten Flucht endete. (*Polyaen.* Strateg. II, 5, 2. *Xen.* Hell. V, 4, 42.) Phöbidas benutzte diese zum Nachsetzen, ward aber mit 500 der Seinigen (*Diod.* l. c.) von der thebanischen Reiterei niedergemacht. Dieser Sieg ermuthigte die Thebaner zum Angriffe auf das feindliche Thespiä und andere, noch spartanisch-aristokratisch gesinnte, Städte, während deren Volkspartei die neue Demokratie verstärkte. Noch diesen Herbst schickte Sparta eine Mora über das Meer den Thespiern zu Hilfe (*Xen.* V, 4, 46), und im Frühling 377 trat Agesilaus selbst seinen zweiten Feldzug gegen Theben an, besetzte den Kithäron, ging nach Platäa, und gab den Thebanern Veranlassung zu glauben, als wolle er auf der linken Seite von Thespiä aus in ihr Gebiet eindringen, weshalb sie sich bei dieser Stadt aufstellten. Er aber drang hierauf mit einem Gewaltmarsch über Erythrä (*Xen.* V, 4, 49. *Polyaen.* II, 1. §. 11. 25) bei Skolos in ihre Verschanzungen, verwüstete die bisher verschont gebliebene Landschaft, zog sich dann wieder an die Schanze zurück und stellte sich innerhalb derselben auf. Nun erst kamen die Thebaner ihm entgegen bei Graos-Sethos, wurden aber, da er unerwartet gegen Theben aufbrach, gezwungen, ihm zu folgen, um ihn von der Stadt abzuschneiden, welches in dem Grade gelang, daß sie eine Trophäe errichten konnten (*Diod.* XV, 34), als Agesilaus abzog (*Xen.* V, 4, 54) und über Thespiä nach Megara ging. Als er sich hier von dem Tempel der Aphrodite in das Rathhaus begeben wollte, sprang ihm eine Ader unter der Haut, aus welcher, nach gemachtem Einschnitte, das gehemmte Blut so stark strömte, daß er in Ohnmacht sank, nach Lakedämon gebracht ward und diesen Sommer, wie den folgenden Winter, unfähig war, den Oberbefehl zu führen. (*Xen.* V, 4, 58. *Plut.* Ages. 27.) Mit den Thebanern und in Böotien hat er nicht wieder gekämpft. — Einen andern Verlust erlitt Sparta auf Euböa. Die Thebaner hatten ihre Äcker zwei Jahre lang nicht bestellen können, und deshalb zwei Triremen mit 10 Talenten nach Pagasä in Thessalien gesandt, um Korn zu kaufen. Diese Zufuhr ward durch den spartanischen Harmosten Alketas in Oreus (Istiäa, Metropolis) aufgefangen und die Mannschaft in die Akropolis gesperrt, wo sie sich jedoch, weil Alketas einem schönen Knaben mehr Aufmerksamkeit schenkte, schlecht bewacht, bald befreite, die Burg für Theben einnahm und damit den letzten Rest der spartanischen Herrschaft auf Euböa vernichtete. Wahrscheinlich ward Oreos auch demokratisirt. (*Xen.* Hell. V, 4, 56. 57. *Polyaen.* Strat. VII, 9. *Frontin.* IV, 7, 9.) Auch der Feldzug des folgenden J. 376 war für Sparta ohne Erfolg. Kleombrot fand den Kithäron schon durch Thebaner und Athener besetzt, erlitt einen Verlust und entließ sein Heer. (*Xen.* l. c. Cap. 59. *Plut.* Pelop. 25.)

Agesilaus, der große Kriegsmeister, hatte die Thebanern siegen gelehrt. Taktische und strategische Erfindungen von Iphikrates, Chabrias, Gorgidas, Pelopidas und besonders Epaminondas gaben der Kriegskunst einen andern Charakter; die Thebaner wurden in kurzer Zeit die besten Krieger ihres Jahrhunderts. Durch eigene Erfolge zu Lande und durch die Fortschritte des Seekrieges der Athener gegen Sparta wurde Thebens Kriegsmuth gehoben. Sparta beschließt, Athen zur See anzugreifen (*Xen.* V, 4, 60), und dieser Seekrieg gewährt Theben Zeit, sich die bisher noch Sparta anhängenden Städte Böotiens zu unterwerfen. Diese hatten seit Phöbidas' Besetzung der Kadmea auch Harmosten annehmen und sich die spartanische Herrschaft gefallen lassen müssen; doch zogen Viele diesen Druck dem von Seiten Thebens vor, und waren darum noch Sparta's Verbündete geblieben, bis dieses bei der veränderten Richtung des Krieges seine Heere aus Böotien rief und diesen Städten den bisher geleisteten Beistand entzog, wodurch sie nun der Rache der Thebaner preisgegeben wurden. Platäa, Tanagra, Thespiä und Orchomenos waren Sparta's treue Verbündete in den letzten Kriegen gewesen. Letzteres mit seiner spartanischen Besatzung ward von Pelopidas vergebens angegriffen. (*Plut.* Pel. 16.) Auf dem Rückwege trifft dieser an der Spitze der heiligen Schar von 300 Hopliten und nur von 200 Reitern begleitet auf die 1000 oder gar 1800 Mann starken Spartaner bei Tegyra und bringt ihnen eine empfindliche Niederlage bei. (*Plut.* Pel. 16. 17. *Diodor.* XV, 37.) Bei diesem Treffen, in welchem die heilige Schar und die höhere Taktik der Thebaner zuerst erscheinen, war es, daß Einer Pelopidas sagte: „Wir sind den Feinden in die Hände gefallen!" und er antwortete: „Warum nicht lieber sie uns?" Dieses Treffen

war das Vorspiel von Leuktra und Mantinea, und ganz Griechenland ward überzeugt, daß die Gegend am Eurotas und zwischen der Brücke Babyka und dem Flusse Knakion, wo die spartanische Volksversammlung gehalten ward, nicht die einzige sei, welche starke und streitbare Männer hervorbringe. (*Plut.* Pel. 16. 17. *Diodor.* XV, 37. *Plut.* Ages. 27.)

Einen andern Zug hatte Pelopidas gegen die Phokier unternommen, denen Kleombrotus zu Hilfe kam, wodurch die Thebaner zur Rückkehr genöthigt wurden. (*Xen.* VI, 1. 5, 2, 1.) Durch diese spartanische Unterstützung der phokischen Städte scheinen die benachbarten Böotischen, Platäa und Thespiä, ermuthigt worden zu sein, sich der allgemeinen Unterwerfung unter Theben zu entziehen. Platäa verlangte eine Atheniſche Besatzung zu seinem Schutze, und dies war die Losung zu seinem Untergange. Der Böotarch Neokles erhielt Befehl, der Atheniſchen Hilfe zuvorzukommen, rückte mit einem ansehnlichen Heere gegen Platäa, fand die Bürger bei der Feldarbeit ohne Waffen, und nahm sie großentheils durch seine schnellen Reiter gefangen, sodaß nur wenige in die Stadt entkamen, die sich der schnödesten Behandlung ausgesetzt sahen. Sie mußten mit wenigem Hausrath die Stadt und das Land verlassen und flohen mit Weib und Kind nach Athen, wo sie gastfrei aufgenommen wurden. Platäa, erst seit 13 Jahren wieder aufgebaut, ward von den Thebanern niedergerissen und, mit Ausnahme der Heiligthümer, zerstört. (*Diodor.* XV, 46. *Isocratis* Plataicus. p. 448 *Lange.*) Bald darauf erfuhr Thespiä dasselbe Schicksal, vielleicht weil es Athen auch um Schutz gebeten. Die Bürger mußten den Thebanern gezwungen Kriegsdienste leisten. — Im J. 374 hatte Theben den Böotischen Städten die Autonomie genommen; Böotien sollte nur als das Gebiet der Hauptstadt Theben erscheinen. (*Diodor.* XV, 38. 50. *Xen.* Hell. VI, 3, 19.) Solche Gewaltherrschaft Thebens trug jedoch den Keim ihres Unterganges in sich, und zog sich namentlich nach Platäa's und Thespiä's Fall den Fluch aller Griechen zu. Die allgemeinere historische Bedeutung gewinnt Theben erst nach dieser Unterwerfung Böotiens, nach seiner Verbindung mit auswärtigen Fürsten, wie Jason von Pherä (*Xen.* VI, 1, 10), und durch seine Helden Epaminondas und Pelopidas, die es zu Angriffen gegen das Ausland führten. Epaminondas selbst wird von aller Theilnahme an den Ungerechtigkeiten seiner Regierung freigesprochen, denn er verleugnete auch im Triumph des Sieges nie jene Großmuth und Menschenfreundlichkeit, welche als das Ergebniß seiner erhabenen Bildung zu betrachten sind. (*Paus.* IX, 14.)

Nach dieser Mishandlung von Platäa, Thespiä und Phokis, welche sämmtlich seit den Perserkriegen Athens Bundesgenossen gewesen, wollte dieses nicht länger gemeinschaftliche Sache mit Theben machen, sondern wünschte Frieden mit Sparta, und begnügte sich, Friedensboten nach Sparta zu senden, und die Thebaner aufzufodern, ein Gleiches zu thun. (*Xen.* Hell. VI, 3.) An der Spitze der Atheniſchen Gesandtschaft standen Kallias, nach welchem dieser Friede seinen Namen hat, und Kallistratus, an der Spitze der thebanischen Epaminondas. (*Diodor.* XV, 38. *Xen.* l. c.) Dieser, seit der Befreiung seiner Vaterstadt vielleicht darum nicht genannt, weil die Thebaner ihren Errettern das Böotarchat vorzugsweise übertrugen, vielleicht auch, weil ihm Meneklides schon damals entgegenarbeitete (*Nep.* Ep. 5), trat in diesem Congreß mit großer Charakterfestigkeit und Staatsklugheit auf, indem er der überlegenen Stellung des Agesilaus gegenüber seine persönliche Würde und des Vaterlandes Recht behauptete. Zuerst redete Kallias von Athen und äußerte, wie natürlich es sei, daß Athen und Sparta bei gleich tiefem Unwillen über die Zerstörung Platäa's und Thespiä's Freunde würden. (*Xen.* VI, 3.) Dann folgte der Vortrag des Autokles von Athen, welcher den Spartanern ihre Ungerechtigkeit vorwarf, indem sie die Erfüllung des Antalkidischen Friedens, das heißt die Gewährung der Autonomie, von andern Staaten verlange und sich selbst Bedrückungen der Bundesgenossen und mancher Städte, wie Athen und Theben, erlaube; wie sie wol vorher gewußt hätten, daß die Thebaner die Friedensbedingungen des Perserkönigs nicht annehmen und ihren Bundesgenossen die Autonomie nicht zugestehen konnten, und wie sie den Thebanern selbst doch durch Besetzung der Kadmea ihre Freiheit geraubt hätten. Diese treffenden Vorwürfe brachten Alle zum Schweigen, und gereichten denjenigen zur Freude, die das Verfahren der Thebaner misbilligten. Kallistratus von Athen redete vermittelnd ungefähr in demselben Sinne, und die Staaten schlossen einen Frieden auf der Basis des Antalkidischen ab, mit der Bestimmung, die Harmosten aus den Städten abzuberufen, die Heere zu Lande und zur See aufzulösen und den Städten ihre Autonomie wiederzugeben. Sollte ein Staat dagegen handeln, so dürfe, wer da wolle, den gekränkten Städten Hilfe leisten; wer sich dieser Bedingung nicht unterwerfen wolle, sei durch den Eid nicht verpflichtet, den Benachtheiligten Waffenhilfe zu bringen. Diese letzte Clausel war offenbar gegen Theben gerichtet, weil es im Namen des ganzen Böotischen Bundes zu schwören verlangte, dessen Haupt es bleiben wollte. Deshalb trat Epaminondas auf und bewies in einem bündigen Vortrage, welcher selbst die Athener, die Meister der Rede, in Verwunderung setzte, daß Sparta allein Vortheil aus dem Peloponnesischen Kriege zu ziehen gewußt, worauf ihn Agesilaus voll Zorn fragte, ob er nicht glaube, daß es dem Rechte und der Billigkeit gemäß sei, den Böotischen Staaten die völlige Autonomie zuzugestehen. Epaminondas erwiederte sogleich, ob Agesilaus nicht glaube, es sei recht und billig, Lakonien in Freiheit zu setzen. Solcher Sprache ungewohnt, sprang Agesilaus auf und fragte ihn noch einmal: ob er Böotien die Freiheit geben wolle? und erhielt dieselbe Antwort: ob Sparta Lakonien befreien werde? Diese Standhaftigkeit des Epaminondas nahm der erbitterte König zugleich zum Vorwande, den Namen der Thebaner auszulöschen, weil sie keinen Antheil an dem Bundesvertrage haben wollten. (*Xen.* Hell. VI, 3. *Diodor.* XV, 38, 50. *Plut.* Ages. 27, 28.)

Somit war Theben, den verbündeten Mächten gegenüber, in Kriegszustand erklärt; aber Epaminondas

konnte nicht anders handeln, denn die Böotischen Städte jetzt freigeben, würde soviel gewesen sein, als Theben Sparta unterwerfen. Er eilte sofort nach Theben zurück, wo ihm das Böotarchat nebst Malgis, Xenokrates, Damoklidas, Simangelus, Branchilidas und Damophilus übertragen ward. In Sparta ward schnell ein Heer gerüstet; auch erhielt Kleombrotus, welcher während des Congresses sich noch (oder wieder?) in Phokis befand, Befehl, mit 11,000 Mann gegen Theben zu rücken, weil es die von Persien und Sparta gethanene Foderung zurückgewiesen hätte. (*Xen.* Hell. VI, 9. 2. VI, 4, 3. *Diodor.* XV, 51.) Diese überlegene Macht der Feinde erzeugte in Theben lebhafte Besorgnisse, denn das versammelte Heer der thebanischen Bürger und Böotischen Bundesgenossen belief sich nicht höher als auf 6000 Mann. Weiber und Kinder wurden nach Athen in Sicherheit gebracht. (*Diodor.* XV, 52.) Der berüchtigte Aberglaube des Volkes zeigte sich in seiner ganzen Größe. Die alten Krieger nahmen ungünstige Zeichen wahr. Unter dem Thor begegnete ihnen ein Herold, welcher einen entlaufenen Sklaven eingefangen hatte, und rief, man solle ihn nicht aus Theben hinausführen und nicht verrathen, sondern, wenn er aufgesucht werde, wegbringen und dann wieder aufnehmen. Kaum hatte Epaminondas die Besorgnisse der Altgläubigen durch den Homerischen Vers: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten!" (Ilias XII, 243) beseitigt, als ein noch ungünstigeres Omen erschien. Ein Kriegsherold ging voran mit einem Spieß, an welchem ein Band befestigt war, und machte die Befehle der Anführer zum Voraus kund. Da erhob sich ein Wind, der das Blatt wegriß und um eine Säule schlang, welche auf dem Grabe mehrer Lakedämonier und Peloponnesier stand, die in einem Feldzuge des Agesilaus umgekommen waren. Epaminondas achtete jedoch nicht weiter auf die abermalige Einsprache der Alten, die ihm riethen, nicht gegen der Götter Willen vorzurücken, und führte, obgleich als ein Freigeist getadelt, ohne etwas zu erwiedern, das Heer weiter. (*Diodor.* l. c.) Vielleicht war es auch bei diesem Einfalle der Lakedämonier, daß allerlei Orakelsprüche gebracht wurden, die theils eine Niederlage, theils einen Sieg verkündigten. Epaminondas ließ die einen auf die rechte Seite der Rednerbühne und die andern auf die linke legen, und äußerte: „Wenn ihr eurem Anführer folgen wollt, so habt ihr diese guten, wenn ihr aber in der Gefahr verzagt, so habt ihr jene schlimmen Orakel!" Ein Ausspruch ähnlicher Art bei Übernahme des Oberbefehls war: „Bedenkt, es wäre möglich, daß ihr dann nicht viel mehr aus dem Feldlager kämet, wenn ich einmal den Oberbefehl übernommen habe!" (*Plut.* Apoph. Ep. 8. 9.) Diese Festigkeit flößte dem Heere Vertrauen ein. Aber auch die Lakedämonier wurden durch Zeichen geschreckt, denn es erschien ihnen mehre Nächte nach einander eine große brennende Leuchte am Himmel, welche der feurige Balken genannt ward. Die Vernünftigen erklärten diese Erscheinung aus natürlichen Ursachen, die Abergläubigen deuteten sie auf eine große Niederlage, durch welche Sparta die Oberherrschaft verlieren werde. (*Diodor.* XV, 50.)

Kleombrotos war bis Chäronea vorgegangen, wo er die nachkommenden Bundesgenossen erwartete. Epaminondas beschloß, ihn anzugreifen, ging ihm entgegen und besetzte die Engpässe bei Koronea, welches den Kleombrotos nöthigte, sein Vorhaben, hier einzudringen, aufzugeben, und südlich über Ambrysos (*Paus.* IX, 13) durch die Gebirgsgegend von Thisbe, wo er einen Posten unter Chäreas vernichtete (*Paus.* l. c.), nach Kreusis vorzurücken, welches er einnahm. Nachdem er sich hier zugleich zwölf thebanischer Trieren bemächtigt, zog er landeinwärts vom Meere und lagerte sich bei Leuktra auf thespischem Grund und Boden. (*Xen.* VI, 4.) Während eine Abtheilung des thebanischen Heeres unter Branchylidas noch bis zum Anfange der Schlacht den Übergang über den Kithäron besetzt hielt (*Paus.* IX, 13, 3), schlug Epaminondas in geringer Entfernung vom Kleombrotos auf einem Hügel sein Lager auf, ohne andere Kampfgenossen als die Böotier. Als diese das große feindliche Heer in der Ebene vor sich ausgebreitet erblickten, verbreitete sich wieder eine muthlose Stimmung. In einem Kriegsrathe stimmten Damoklidas, Damophilos und Simangelos für den Rückzug, um die Feinde in eine günstigere Gegend zu locken; Epaminondas aber war gesonnen, hier einen Entscheidungskampf zu wagen. Ihm pflichtete Branchylidas bei, der indessen mit seiner Abtheilung vom Kithäron zum Hauptheere gestoßen war; ebenso Malgis und Xenokrates, und vor Allen der Führer der heiligen Schar, Pelopidas, welcher beim Abschiede von Hause seiner Gattin, die ihn unter Thränen bat, sich zu erhalten, erwiederte: „Weib, das muß man den Gemeinen empfehlen, dem Hauptmanne aber, daß er die Andern erhalte!" (*Plut.* Pel. 20.) Also behielt des Epaminondas Meinung die Oberhand, um so mehr, da die Böotarchen wußten, daß die umliegenden Städte von ihnen abfallen würden, wenn sie den Kampf ausschlügen, und daß, falls sie in Theben belagert würden, bei eintretendem Mangel an Lebensmitteln auch ein Aufstand der Bürger zu befürchten wäre. (*Xen.* l. c.) Zugleich deutete Epaminondas einige Umstände als glückliche Vorzeichen, um den Muth seines kleinen Heeres zu erhöhen. Man meldete aus der Stadt, alle Tempel hätten sich von selbst geöffnet, und die Priesterinnen hätten erklärt, daß die Götter den Sieg verkünden. (*Xen.* VI, 4, 7. *Frontin.* I, 11, 16.) Aus dem Herakleion seien die Waffen verschwunden, weil Herakles selbst in den Kampf gehe. (*Xen.* l. c.) In andern Tempeln waren die zur Erinnerung aufgehängten, verrosteten Waffen in frischem Glanze gesehen. (*Polyaen.* II, 2, 8.) Pallas Athene hatte beim Auszuge der Scharen aus der Stadt noch unbeweglich auf ihrer Stelle gestanden, ihre Stellung aber dann plötzlich verändert und die Hand an den erhobenen Schild gelegt. (*Idem* II, 2, 12.) Die Spinnen hatten die Tempelthüren der Demeter Thesmophoros mit weißem Gewebe überzogen (*Paus.* IX, 6, 2) und die Hähne von Tanagra durch ihr lautes Krähen den Sieg verkündet. In der Höhle des Trophonius bei Lebadea war ein Orakel des Zeus erschollen (*Paus.* IV, 16, 4. 32, 4 und 5. IX, 39, 5. *Cic.* De

divin. I, 34), Aristomenes werde mit den Thebanern streiten:

Eh' mit dem Speere ihr treffet den Feind, erhebt zum Trepäon
Meinen Schild, geschmücket zum Sieg; ihn weihte im Tempel
Einst Messeniens Held Aristomenes. Ich aber selber
Will verderben das Heer der feindlich beschildeten Männer.

Apollo hatte im Ismenion und im ptoischen Heiligthume günstige Orakel ertheilt, sodaß seine lakonisirenden Aussprüche zu Delphi keine Beachtung für Theben verdienten. Auch befanden sich in der Ebene von Leuktra die Grabmale der Töchter des Skedasos, Hippo und Miletia, welche, von Lakedämoniern geschändet und gemordet, hier begraben wurden. Der Vater fand in Sparta kein Recht und entleibte sich an den Gräbern der Töchter. Nun träumte Pelopidas, er schliefe im Lager und sähe die Jungfrauen an ihren Grabsteinen klagen und den Spartanern fluchen, und Skedasos trüge ihm auf, seinen Töchtern eine blonde Jungfrau zu schlachten, wenn er den Feind besiegen wolle. Dies schreckliche Gebot theilte er den Wahrsagern und Anführern mit, und noch stritt man im Kriegsrath, ob es zu erfüllen sei, als ein von der Heerde entsprungenes weibliches Füllen mit feuerfarbener Mähne muthwillig wiehernd durch das Lager rennte und sich vor ihnen hinstellte. Man griff das Thier, führte es an die Gräber der Jungfrauen, segnete, kränzte und schlachtete es mit Freuden. Nun schien das Orakel erfüllt, daß die Lakedämonier an diesem Orte geschlagen werden mußten, um ihre Blutschuld zu sühnen; darum schmückten die Thebaner dies Grabmal vor der Schlacht. Schon im Alterthume war die Meinung herrschend, daß Epaminondas einige dieser Zeichen und Wunder absichtlich herbeiführte, um den Aberglauben seiner Landsleute zur Befestigung ihres Muthes und zur Erhebung des Vaterlandes zu benutzen. (*Xen.* Hell. VI, 4, 7. *Callisthenes* ap. *Cic.* De divin. I, 34. *Plut.* Pelop. 20—22. *Diod.* XV, 53. 54. *Paus.* IX, 13. *Polyaen.* II, 3, 8 und 12. *Frontinus* I, 11, 16.)

Auch Kleombrotos, von Freunden und Feinden angetrieben, beschloß die Schlacht. Die Freunde stellten ihm vor, er müsse eine Schlacht wagen, wenn er seine Heimath ungestraft wiedersehen wolle; Agesilaus sei immer über den Kithäron gedrungen; er aber habe weder damals das thebanische Gebiet verheert, als er bis Kynoskephalä gekommen, noch sei ihm der spätere Einfall in Böotien geglückt. Die Feinde sagten, jetzt werde es sich zeigen, ob Kleombrotos wirklich ein so großer Thebanerfreund sei, wie es heiße. Er entschied sich also auch für die Schlacht. Das Heer der Spartaner war 24,000 Mann zu Fuß und 1600 zu Roß, mit dem Gesicht nach Norden sichelförmig aufgestellt (*Diodor.* XV, 55), weil es sich mit dem Rücken in den Keil lehnte, welchen zwei zusammenströmende Flüßchen bildeten. Diese, nach Andern Bäche oder Gräben (*Xen.* l. c.), deckten das nicht ganz in der Ebene, sondern mehr an einem emporsteigenden Hügel befindliche Lager (*Xen.* VI, 4), hart an dem Wege von Platäa nach Thespiä. (*Strabo* IX, 2.) Vor dem spartanischen Heere dehnte sich bis zu dem der Thebaner eine Ebene; in dieser stellte Kleombrotos seine durch die Herakleoten und Phliasier verstärkte Reiterei (*Xen.* l. c.) vor die Phalanx, in welcher die Enomotie drei Mann hoch gestellt war, sodaß die Tiefe nur zwölf Mann betrug. (*Xen.* l. c.) Auf dem linken Flügel, es fragt sich, ob unter Archidamus, Agesilaus' Sohne (*Diodor.*), standen die Bundesgenossen, die Miethstruppen des Hiero und die leichten Schildträger der Phoceer (*Xenoph.*); den rechten befehligte Kleombrotos selbst. Gegen diesen war des Epaminondas Hauptangriff gerichtet. Das Heer der Thebaner, von 6000 Mann zu Fuß und 400 zu Roß, mit dem Gesicht nach Süden gekehrt, lehnte mit dem Rücken gegen einen Hügel. Seine Reiterei, in den Kriegen mit Orchomenos und Thespiä wohlgeübt (*Xen.* l. c.), und vielleicht durch die Thessalische unter Jason verstärkt (*Diodor.* l. c. Sievers S. 244. Not. 27), war der spartanischen überlegen, bei welcher die körperlich schwächsten und am wenigsten ehrliebenden Menschen dienten, welche, wie sie die Reihe traf, ihre Pferde und Rüstungen von den reichen Bürgern annehmen mußten, denen die Erhaltung und Lieferung oblag. (*Xen.* l. c.) Das thebanische Fußvolk war gleichfalls Mann für Mann auserlesen und von Epaminondas keilförmig schräg zur linken Seite vorgeschoben, damit der linke Flügel der Spartaner möglichst fern bliebe (*Plut.* Pel. 23) und die ganze Gewalt des Stoßes ihren rechten Flügel treffen mußte. Den Kern der zu diesem Zweck bestimmten thebanischen Hopliten hatte er 50 Mann hoch aufgestellt; Pelopidas folgte dem Schlachtkeil auf der linken Seite mit der heiligen Schar. Epaminondas' Absicht war, sein Heer vor der Schlacht von allen Menschen zweifelhafter Treue zu reinigen, und erklärte daher, es stehe Jedem frei, das Lager zu verlassen. Als darauf die Thespier abgezogen waren (*Paus.* IX, 13. *Polyaen.* II, 32), suchten sich auch die Marketender und Troßknechte, vielleicht auch andere unzuverlässige Böotier, zu entfernen, wurden aber von den Miethstruppen des Hiero, den phokensischen Peltasten, wie auch von den umherschwärmenden herakleotischen und phliasischen Reitern auf ihre Hauptcolonne zurückgeworfen. (*Xenoph.*) Kleombrotos hatte nach dem Frühstück zum letzten Male Kriegsrath gehalten; Mittags ward stark getrunken und die Erhitzung gereichte der Spannkraft des Körpers zum Nachtheil. (*Xenoph.*) Als nun die Trompeten auf beiden Seiten das Zeichen zum Treffen gaben (*Diodor.* XV, 55), da rückte der König mit Schlachtgeschrei zum Angriffe vor; ehe diese Bewegung jedoch durchweg stattfand, war seine Reiterei schon mit der thebanischen handgemein geworden und von dieser auf den rechten spartanischen Flügel zurückgeworfen worden, wodurch dieser schon in Unordnung gerieth. Während sich nun die Thebaner plangemäß mit ihrem rechten Flügel zurückzogen, brach Epaminondas auf dem linken mit dem schrägen Schlachtkeil (*Ael.* Tact. 47. Bauch Anm. 80 und 81) der dicht gedrängten Hopliten in die schon durch die geworfene Reiterei erschütterte spartanische Phalanx, die dennoch Anfangs Widerstand leistete (*Xen.* VI, 4, 13) und sich sogar mit einer Schwenkung rechts zu entfalten begann, um dem Epaminondas in die linke Flanke zu fallen. (*Plut.* Pel. 23.) Kaum aber hatte der dem Epa-

minondas mit der heiligen Schar folgende Pelopidas die Bewegung des Kleombrotos wahrgenommen, als er diesem nicht Zeit ließ, sie auszuführen, sondern mit seinen 300 im Sturmschritt auf die noch nicht in völlig geschlossener Linie aufgestellten Lakedämonier stürzte, und durch diesen unglaublich schnell und kühn ausgeführten Streich dem Epaminondas die Bahn des Sieges brach. Der rief den Seinigen zu: „Gebt mir nur Einen Schritt!" (*Polyaen.* II, 3, 9) drang unaufhaltsam mit der Colonne des Fußvolkes und mit der Reiterei vor, und warf, obgleich die Spartaner wegen ihrer großen Fertigkeit, die gesprengte Schlachtreihe schnell wieder aufzustellen, gerühmt werden, Alles vor sich nieder. (*Plut.* l. c.) Des königlichen Zeltgenossen Sphodrias Sohn, Kleonymus, war als Vorkämpfer seines Königs dreimal vor ihm gestürzt und hatte sich immer wieder erhoben; da fiel Kleombrotos selbst im Kampfe, als er zu demselben ermunterte (*Diodor.*); mit ihm Kleonymus, der Polemarch Dinon, Sphodrias und die Blüthe der Spartaner, die ihres Königs Leichnam vertheidigten. Dieser ward zurückgebracht, während die vor ihm Kämpfenden den Feind noch abhielten (*Xen.* Hell. VI, 4), welche aber der siegenden Tapferkeit des schrägen Schlachtkeils der Thebaner ebenfalls bald wichen. Da zog sich zugleich der linke Flügel der Lakedämonier über den das Lager deckenden Graben zurück und stellte sich, obgleich mit großem Verluste an Todten besiegt, wieder in Waffen an dem Orte seiner ersten Stellung, weshalb noch nicht Alles verloren schien, und man die Thebaner an der Errichtung eines Siegeszeichens zu hindern und die Todten nicht durch einen Vertrag, sondern durch ein Gefecht zu erhalten beschloß. Es fehlten aber in den Reihen der Lakedämonier nahe an 1000 Mann, und von den 700 Spartanern waren gegen 400 gefallen; dazu war allen Verbündeten der Muth zum Kampfe vergangen, sodaß die Anführer in einem Kriegsrathe dennoch beschlossen, um Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten zu bitten, und zu diesem Zweck einen Herold ins Lager der Thebaner zu senden. Diese gewährten den Vertrag, lieferten die Todten aus und errichteten ein Siegeszeichen. (*Xen.* VI, 4, 15. *Ages.* II, 24. 28. *Paus.* IX, 13. *Dionys.* Hist. rom. II, 17. *Diodor.* XV, 56.) Da Epaminondas wußte, daß die Spartaner solche Unglücksfälle zu verhehlen pflegten, so verstattete er, um die Größe ihres Verlustes recht augenscheinlich zu machen, nicht Allen auf einmal die Wegschaffung der Gebliebenen, sondern nur jeder Stadt allein, und so erfuhr man, wie gering der Verlust der Lakedämonischen Bundesgenossen gegen den der Spartaner gewesen, welche wenigstens 1700 Mann einbüßten. (*Dionys.* II, 17. *Plut.* Apoph. Ep. 12.) Die Thebaner sollen nur 47 und die Böotier 300 Mann eingebüßt haben. (*Paus.* IX, 13.) Eine Zeichnung des Planes der Schlacht bei Leuktra ist von Mehren mit verschiedenem Glück versucht (in der Ausgabe des Älian von Arcorius. [Amsterdam 1613.] S. 173. Guichard's Mémoires militaires des Grecs et des Romains. Folard, über die Colonne — vor Ölsnitz' Übersetzung des Polybius. 1. Th. S. 136 fg.); beiliegender Entwurf (vom Professor Ludw. Zander in Ratzeburg) möge zur Veranschaulichung des oben Gesagten beitragen:

1) Erste Stellung der Thebaner. 2) Die durch Verdoppelung der Phalanx formirte Angriffscolonne. 3) Zweite Stellung derselben. 4) Die Angriffscolonne. 5) Die heilige Schar. 6) Thessalische Reiterei gegen die Lakedämonier. 7) und 8) Erste Stellung der Lakedämonier. 9) Zweite Stellung, wie sie die Colonne 4 flankiren wollen, allein die heilige Schar 5 nimmt sie selbst in 10 in die Flanke, während die Colonne 4 in ihre Front einbricht. 11) Flucht der durchbrochenen Phalanx 9. 12) Flucht der geschlagenen Reiterei. 13) Bewegung des Lakedämonischen linken Flügels, der aber den thebanischen rechten nicht erreicht.

Die Nachricht von der Niederlage bei Leuktra kam nach Sparta am letzten Tage des Festes der Gymnopädien, welches jährlich zu Ehren des Apollo und der bei Thyrea gefallenen Spartaner mehre Tage lang durch einen Tanz nackter Jünglinge gefeiert ward. (Manso, Sparta. 1. Bd. 2. Th. S. 210 fg. *Valkenaer* ad *Herod.* VI, 67. *Ernesti* ad *Xen.* Mem. I, 2, 61.) Obgleich die Ephoren die Folgen für Sparta's Hegemonie ahnen konnten (*Xen.* Hell. VI, 4, 16. *Plut.* Ages. 29), denn die Blüthe der Peloponnesischen Jugend lag auf dem Schlachtfelde (*Plut.* Pelop. 20. *Frontin.* IV, 2, 6. *Polyaen.* II, 2, 12. *Xen.* l. c. *Plut.* Ages. 28. *Paus.* IX, 13. *Dionys. Hal.* Archaeol. rom. II, 17. Bauch, Epam. S. 41. Not. 83. Sievers, Gesch. Gr. S. 246), so duldeten sie dennoch nicht, daß der männliche Reigen im Theater unterbrochen ward, sondern ließen das Kampfspiel vollenden. Dann zeigten sie jeder Familie die Namen ihrer gebliebenen Verwandten an, mit dem Gebote an die Frauen, kein Klaggeschrei zu erheben, sondern ihren Schmerz still zu ertragen. Den folgenden Tag erschienen die Trauernden in festlichem Aufzuge und mit heiterer Miene, um ihre Selbstbeherrschung zu zeigen; wenige aber sah man von denen, welche keinen Verlust erlitten, und zwar in düsterer Miene und mit niedergeschlagener Stimmung. (*Xen.* l. c.) Mütter, welche die Rückkehr ihrer Söhne erwarteten, drückten ihre unnatürliche Vaterlandsliebe durch Stillschweigen, Schmerz und Thränen aus, während diejenigen, die ihre Söhne verloren hatten, einander beglückwünschten, in die Tempel liefen und den Göttern dankten. Diejenigen, welche im Treffen flohen, wurden sonst nach dem Gesetze für ehrlos gehalten, mußten in schmutzigen, aus vielfarbigen Stücken zusammengeflickten Kleidern, halb kahl geschoren, öffentlich erscheinen; Niemand verband sich mit ihnen durch Heirath; wer ihnen begegnete, durfte sie schlagen, und Gegenwehr war verboten. In diesem traurigen Falle befanden sich jetzt viele Mitglieder vornehmer Familien, und man fürchtete durch strenge Anwendung des Gesetzes einen Aufstand zu erregen; deshalb ward dem Agesilaus die Vollmacht ertheilt, nach den Umständen Milderung eintreten zu lassen. Ohne nun das Gesetz aufzuheben oder zu verändern, erklärte er, daß es nur für den einzigen Tag ungültig sein, den folgenden Morgen aber wieder in Kraft treten solle (*Plut.* Ages. III.), und han-

delte hierin politisch richtig, weil Aufrichtung des gesunkenen Muthes zu der durch die Noth gebotenen neuen Kriegsrüstung als erste Bedingung erschien. Er kränkelte noch, und deshalb übertrugen die Ephoren seinem Sohne Archidamus den Oberbefehl, und erließen ein strenges Aufgebot an die Spartaner, Lakedämonier und ihre Bundesgenossen, denn noch war die Macht der Peloponnesischen Symmachie nicht gebrochen. Tegea, Korinth, Sikyon, Phlius, Achaja und selbst die auf ihre Dörfer verpflanzten Mantineer nahmen Antheil an diesem Feldzuge gegen Böotien; der Contingente kleinerer Städte nicht zu gedenken. Sparta und Korinth rüsteten Kriegsschiffe und foderten auch Sikyon dazu auf. (*Xen.* VI, 4, 17. 18.)

Theben war, ungeachtet des Sieges, weit entfernt, seinen eigenen Kräften allein zu vertrauen, sondern bewarb sich ebenfalls um Bundesgenossen. Gleich nach der Schlacht ward ein bekränzter Herold nach Athen gesandt, um den Sieg zu verkünden und Hilfe gegen Sparta zu erbitten. Der Rath hielt bei der Ankunft des Herolds grade eine Sitzung auf der Akropolis, nahm ihn aber nicht als Gastfreund des Staates auf und ertheilte ihm keine Antwort, sondern äußerte vielmehr sein tiefes Bedauern unverhohlen, denn ihm leuchtete die Bedeutung des Sieges bei Leuktra zu sehr ein, als daß er der plötzlich sich erhebenden Übermacht Thebens hätte unvorsichtigen Vorschub leisten sollen. (*Xen.* l. c.)

Desto glücklichern Erfolg hatten Thebens Bewerbungen bei seinem Bundesgenossen, dem Tyrannen Jason von Pherä. Dieser talentvolle, ehrgeizige Herrscher hatte das durch innere Theilungen geschwächte Thessalien fast ganz unter sein Scepter gebracht, und wartete nur auf eine Gelegenheit, in die innern Angelegenheiten Griechenlands einzugreifen. Sein Geschlecht leitete er bis zu den Heroen hinauf, und sein Haus war das reichste in Pherä, denn er hatte durch List und Gewalt das Vermögen seiner Brüder und Verwandten an sich gebracht, eine Schar Miethstruppen geworben und sich in den Besitz eines mächtigen Reiches gesetzt. Seinen um sich greifenden Eroberungen trat vornehmlich Polydamas entgegen, welchem die Bürger von Pharsalus, der Bürgerzwiste müde, die Sorge für das öffentliche Wohl anvertraut hatten. Mit Genehmigung der Volksgemeinde besetzte dieser gleich einem Könige die Burg und herrschte wie ein Vater des Vaterlandes. Ihn zu gewinnen erschien Jason in Pharsalus, allein und ohne Leibwache, legte dem Polydamas seine Entwürfe vor, schilderte ihm seine Hilfsmittel und bot ihm den zweiten Rang in der Herrschaft an, wenn er sich entschließen könnte, ihm die Burg von Pharsalus zu räumen. Dann, sprach er, ist uns die Herrschaft über Griechenland gewiß! Polydamas weigerte sich des Antrags, um das Vertrauen seiner Mitbürger nicht zu verrathen, ward von dem schlauen Jason deshalb gelobt, wandte sich an die Spartaner ohne Erfolg um Hilfe, obgleich sie sich als die Schutzherren von Pharsalus betrachteten, und sah sich endlich doch genöthigt, dem Tyrannen die Burg abzutreten, der sich nun zum Oberfeldherrn Thessaliens erklärte. Jason vergrößerte jetzt sein Heer von Miethstruppen auf 20,000 Hopliten und 8000 Reiter, und besaß außerdem eine Schar mit Schilden, die kein Pfeil durchdringen konnte. So unterwarf er die Dryoper, Doloper und die tapfern Bewohner des Öta und Pindus; ging über dieses Gebirge, eroberte Epirus und dehnte seine Herrschaft auf dieser Seite bis an das adriatische Meer und auf der östlichen bis zum thermaischen Meerbusen in Makedonien aus. Dem höchsten Ziele seines herrschsüchtigen Ehrgeizes stand das mächtige Sparta im Wege. Diesem Staate Verderben zu bereiten, knüpfte Jason Verbindungen an mit Theben und Männern, wie Pelopidas und Epaminondas. Er erschien in dem demüthigen Gewande eines Flehenden, um den Richtern seinen Proceß gegen den Athener Timotheus zu empfehlen, und suchte durch Geschenke und Versprechungen auch den Epaminondas zu gewinnen, der ihn aber mit Verachtung zurückwies. Indessen schloß er Freundschaft mit den Thebanern, und ließ sich bewegen, ihrem Bunde gegen Sparta beizutreten. Auch rückte er nach der Schlacht bei Leuktra sogleich auf Thebens Hilferuf in Böotien ein, ungeachtet des blutigen Krieges mit Phokis, in welchen er noch verwickelt war. Schnell gerüstete Trieren brachten Hilfe von der Seeseite, während die Kunde von der Erscheinung des Landheeres demselben überall in den Städten Böotiens voraneilte. Als ihm jedoch die Thebaner vorstellten, er möge, während sie den Angriff von Vorn erneuern würden, den geschlagenen Feind mit seinen Miethstruppen von den Höhen aus anfallen, so widerrieth er diesen Plan aus politischen Gründen, weil er Thebens Macht fürchtete, und zog es vor, einen Vertrag zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, welcher auch angenommen ward, als Epaminondas mit seiner Meinung beitrat, daß man den geschlagenen Feind nicht zur Verzweiflung bringen müsse. (*Paus.* IX, 14. *Xen.* VI, 4, 21—25.) Die Lakedämonier erhielten freien Abzug. Nach der Abendmahlzeit brachen sie auf und schlugen die unwegsame und in der Dunkelheit schwierige Straße nach Kreusis ein. Mit Tagesanbruch kamen sie nach Ägosthena im Gebiete von Megara, wo sie sich mit dem unter Archidamos aus dem Peloponnes schon angelangten Heere vereinigten. Als dieser sämmtliche Bundesgenossen an sich gezogen hatte, ging er mit ihnen nach Korinth zurück, entließ sie hier und begab sich mit seinen Mitbürgern in die Heimath. Dieser unglückliche Feldzug war der letzte, welchen die Spartaner außerhalb ihrer Halbinsel gemacht haben. Durch Jason's schlaue Vermittelung sollen die Achäer zu Schiedsrichtern in den verwirrten Verhältnissen der Hellenischen Staaten erwählt sein, weil man den Athenern eine solche Stimme einzuräumen für zu gefährlich halten mochte. (*Polyb.* II, 39, 8. *Strabo* VIII. p. 384. Wachsmuth, Hellen. Alterth. I, 2. S. 289.) Als Jason durch diesen in den Angelegenheiten der Griechen erworbenen Einfluß seinem Ziele, der Oberfeldherrenschaft über sie, einen Schritt näher gerückt war, eroberte er auf seinem Rückwege durch Phokis die Vorstadt von Hyampolis und verheerte die Gegend. Dann brach er die Mauern des festen Heraklea am Eingange der Thermopylen, damit ihm durch anderweitige Besetzung dieses Postens nie der Eingang in Hellas versperrt werden

konnte. Nach Thessalischen Gesetzen als Fürst erwählt, ruhte seine Herrschaft auf einem legitimen Grunde, und ward unterstützt durch ein starkes Soldheer und eine zahlreiche Bundesgenossenschaft. Da feierte er im J. 370 das Pythische Fest mit ungeheurem Aufwande, und bot die Thessalier für die Zeit dieser Spiele zu einem Feldzuge auf, ward aber, mitten in seinen großen Entwürfen, nach einer Musterung der Reiterei von Pherä, von sieben Jünglingen niedergemacht. Die Leibwache tödtete ihrer zwei; die übrigen fünf flüchteten sich auf bereit gehaltenen Pferden und wurden in den meisten griechischen Städten gern aufgenommen, da sie den Tod des allgemein gefürchteten Tyrannen verkündeten. (*Xen.* l. c.)

Theben, von den Spartanern und Jason befreit, konnte jetzt seine Macht ungehindert nicht blos im mittlern, sondern auch im nördlichen Griechenland ausbreiten. Die Thespier, welche nach Epaminondas' Erlaubniß das Schlachtfeld von Leuktra verlassen und den Keressos, ein Castell bei Kynoskephalä, an der nördlichen Seite des Helikon bezogen hatten, wodurch sie ihre feindliche Stimmung unverhohlen an den Tag legten, wurden zuerst zur Übergabe gezwungen. (*Paus.* IX, 14.) Dann fiel das durch die Erscheinung der Spartaner ebenfalls ermuthigte Orchomenos, dessen Bürger nur durch Epaminondas' Großmuth dem Loose der Sklaverei entgingen und wieder als Bundesgenossen angenommen wurden (*Diodor.* XV, 57), worauf das thebanische Heer, nachdem auch die Phokier, Ätolier und Lokrier in den Bund aufgenommen worden, wieder nach Böotien zurückkehrte. (370 vor Chr.) Auch erscheinen in diesem Jahre Euböa, Akarnania, Heraklea und Melos schon in Thebens Bunde. (*Xen.* VI, 5, 23.)

Durch die Grausamkeit gegen Mantinea und Phlius waren die oligarchischen Staaten des Peloponnes von Versuchen zurückgeschreckt, sich der Abhängigkeit von Sparta zu entziehen, sodaß dieses die Arkader, Eleer, Achaier, Korinther, Megarer, Sikyonier, Phliasier, die Bewohner der Aktä, worunter die Ostküste des Peloponnes zu verstehen ist, und die Arkader als Bundesgenossen zur Heeresfolge aufbot. Den ersten der zehn Militairdistricte Sparta's bildeten die Lakedämonier, den zweiten und dritten die Arkader (*Xen.* V, 4, 37), den vierten die Elier, den fünften die Achäer, den sechsten die Korinther und Megarer, den siebenten die Sikyonier und Phliasier, nebst den Bewohnern der Aktä, den achten die Akarnaner, den neunten die Phokier und Lokrer, und den zehnten die Olynthier, nebst den an der thrakischen Grenze wohnenden Bundesgenossen. (*Diodor.* XV, 31.) Diese mächtige Symmachie erhielt sich auf ihrer Höhe bis zu dem Frieden im J. 374, durch welchen Persien die Autonomie selbst der kleinern Staaten gebot und diese dadurch gegen die größern ermuthigte, und bis zu der trotz aller Versuche ungerächt gebliebenen Befreiung Thebens, wodurch die Scheu vor Sparta's Herrschaft verringert und mehre Bundesgenossen veranlaßt wurden, sich diesem Drucke zu entziehen. Die Volkspartei empörte sich gegen die Oligarchen, entriß ihnen die Herrschaft und verbannte sie. Dies geschah in Phigalia; aber die Verbannten nahmen Heräa ein (Sievers S. 251. Note zu *Boeckh*, Corp. inscript. I. p. 27) und kehrten von hier nach Phigalia zurück, wo sie sich durch ein furchtbares Blutbad rächten. (*Diodor.* XV, 40.) In Korinth und Phlius zog die zurückkehrende demokratische Partei den Kürzern, und die Oligarchen behaupteten sich in der Herrschaft. (*Diodor.* l. c.) Letzteres geschah auch in Mantinea und Tegea. (*Xen.* VI, 4, 18.) Überhaupt scheinen sich die Oligarchen in den größern Städten noch behauptet und die meisten Peloponnesier, wenn auch nur gezwungen, Heeresfolge geleistet zu haben (*Polyaen.* II, 1, 18. 20. 23), bis Athen nach der Schlacht bei Leuktra auftrat und durch seine Stellung die Auflösung der Peloponnesischen Symmachie herbeiführte. Es hatte aus der Folgsamkeit der Peloponnesier, mit welcher sie den Archidamos nach Böotien begleitet, gesehen, wie weit jene Staaten noch von der Erfüllung des Antalkidischen Friedens entfernt seien, ohne welche kein Gleichgewicht der Streitkräfte denkbar schien, und foderte sie deshalb auf, Gesandte zu schicken, damit unter Athens Vorstand Sparta zur Gewährung der Autonomie seiner Bundesgenossen gezwungen würde. Dies geschah (*Xen.* VI, 5, 1—3); die Symmachie mußte sich auflösen, und einzelne Staaten setzten sich wieder in den Besitz ihrer frühern Rechte und Freiheit. So die empörend von Sparta dioikisirten Mantineer, welche beschlossen, ihre gezwungenen Wohnsitze in den Dörfern zu verlassen und die Stadt wieder aufzubauen. Agesilaus ging zu ihnen und spiegelte ihnen vor, sie würden ihre Mauern künftig mit Einwilligung der Spartaner weit wohlfeiler wieder errichten können, wenn sie nur für jetzt die Arbeit einstellen wollten; erhielt aber zur Antwort, das sei nicht möglich, da jede Stadt bereits beschlossen hätte, die Mauer zu bauen, und ging erbittert hinweg, ohne jedoch für jetzt Rache nehmen zu können. Einige Arkadische Städte halfen den Mantineern bei dem Mauerbau, und selbst die Elier gaben ihnen drei Talente Silbers zu Hilfe, obgleich sie auf dem Gesandtencongreß allein Widerspruch gethan, weil man die Marganeer, Skilluntier und Triphylier nicht für unabhängig erklären könne, denn diese Städte seien ihr Eigenthum. (*Xen.* VI, 5.) Die Tegeaten Kallibius und Proxenus hielten sogar Versammlungen, um eine Bundesgenossenschaft aller Städte Arkadiens zu Schutz und Trutz gegen Sparta zu stiften, welche jedoch erst später zu Stande kam, da sie gegen Stasippus, das Haupt der Aristokraten, den Kürzern zogen. (*Xen.* VI, 5.) Obgleich einer der zahlreichsten, unverdorbensten Hellenischen Stämme und durch die Natur ihres Landes geschützt, hatten die Arkader sich bisher noch nie als ein Ganzes betrachten und gemeinschaftliche Unternehmungen wagen können, da sie, durch ihre Viehzucht auf das Hirtenleben hingewiesen, meist zerstreut auf dem Lande lebten und wenige und kleinere Städte besaßen, in denen das Bürgerthum nicht zu Macht und Glanz gedeihen konnte, um so mehr, da dieselben nicht durch ein politisches Band verknüpft waren und des gemeinschaftlichen Mittelpunktes entbehrten. Lykomedes von Mantinea erhob sich gleich den Tegeaten zu der Idee eines Arkadischen Bundes. Er hielt ebenfalls Versammlungen, um die Ar-

kader zu einer gemeinsamen Verfassung zu bereden; allein auch dieser Versuch scheiterte und endete mit blutigen Zwistigkeiten. (*Diodor.* XV, 59.) Selbst Epaminondas soll für diesen Plan gewirkt und den Pammenes mit einem 1000 Mann starken thebanischen Corps den Arkadern zur Unterstützung gesandt haben. (*Paus.* VIII, 27.) Der Gedanke, Sparta durch ein demjenigen entgegengesetztes Mittel zu untergraben, wodurch dieses Mantinea vernichtet hatte, fand den meisten Beifall, und kam endlich zur Ausführung. Wie nämlich die Mantineer dioikisirt und durch Verpflanzung aus der Stadt auf die Dörfer zerstreut waren, also sollten jetzt die 39 zerstreuten kleinern Ortschaften des südwestlichen Arkadiens synoikisirt und zu einer großen Stadt, Megalopolis, vereint werden, um durch wehrhaftes Bürgerthum und starke Eidgenossenschaft Sparta das Gegengewicht zu halten, wie es noch kürzlich den Argivern gelungen war. (*Paus.* VIII, 27. *Xen.* VI, 5, 6.) Wenn die Idee der Gründung dieser Stadt von Epaminondas ausgegangen ist, so verdient er schon wegen der Wahl des Ortes hohe Bewunderung, denn der nachmalige Wiederaufbau Messene's spricht für tiefe politische Berechnung, indem Sparta durch eine von Argos über Mantinea, Tegea, Megalopolis bis Messene gehende Linie von Besatzungen auf ein sehr geringes Gebiet beschränkt ward. Selbst die Überwindung der großen Schwierigkeiten, welche sich der neuen Schöpfung in den Weg stellten, namentlich die Abneigung der Ortschaften in den Gauen, sich zu einer Stadt zu vereinigen, ist ein Zeugniß mehr für die politische Größe des Schöpfers. (*Xen.* VII, 5, 11. *Paus.* VIII, 27. *Polyb.* IV, 10, 77.) Megalopolis war nun der Mittelpunkt einer demokratischen Eidgenossenschaft Arkadiens. (*Xen.* VI, 5, 6. *Diodor.* XV, 59.) Der berathende Landtag bestand aus 10,000 Deputirten, welche sich in Megalopolis versammeln, Gesandte absenden und annehmen, Bündnisse schließen, Streitsachen der Bundesmitglieder schlichten, Obrigkeiten einsetzen und über Krieg und Frieden entscheiden. Das Bundesheer (*Xen.* VI, 5, 12) ward von dem erwählten Feldherrn angeführt (*Xen.* VII, 4, 33), unter welchem auch das stehende Corps der etwa 5000 Eparitoi stand. (*Xen.* VII, 4, 22. 23. *Diodor.* XV, 62—67.)

Eine so drohende Veränderung in den bisherigen Verhältnissen der Peloponnesischen Staaten, und namentlich die Vertreibung der rachedürstenden Lakonisten aus Tegea, wie auch der Synoikismus Mantinea's, bewogen den Agesilaus zu einem Feldzuge, um den gesunkenen Muth der Spartiaten zu heben und den Abtrünnigen die noch nicht gebrochene Kraft zu zeigen. Er besetzte die Grenzstadt Eutäa, deren wehrhafte Bürger sich bei dem zu Asea stehenden Arkadischen Bundesheere befanden, befestigte sie, und rückte dann, ohne den Zuzug der Soldtruppen zu erwarten, ins Gebiet von Tegea und darauf von Mantinea, wo er sich auf den westlichen Bergen lagerte. Indessen war auch das Arkadische Bundesheer von Asea in der Nacht bis Tegea gekommen, vermied aber eine Schlacht, weil es die nahe Ankunft der Thebaner erwarten wollte; auch Agesilaus war zufrieden, nicht angegriffen zu sein und das Land verheert zu haben. Als die Arkadier hörten, daß er nach Lakonika zurückgezogen sei und sein Heer entlassen habe, verwüsteten sie das Gebiet der Herâer am Alpheus, weil dieselben sich bei dem Einfalle der Lakedämonier an diese angeschlossen und vom Arkadischen Bunde losgesagt hatten. (*Xen.* VI, 5.) Obgleich Meister im Felde, fürchteten sie aber dennoch Sparta's Macht, und glaubten den Kampf gegen dieselbe nicht ohne Hilfe Thebens fortsetzen zu können; daher nahmen sie nicht nur die Elier und Argiver zu Hilfe, welche letzteren 12—1500 Lakonisten todtgeschlagen hatten und sich nach Beistand gegen Sparta sehnten, sondern foderten auch Athen zu einem Bündniß auf. Nach diesem fruchtlosen Versuche wurden in gleicher Absicht Gesandte nach Theben geschickt, denn dieses schien jetzt der natürlichste Bundesgenosse gegen Sparta zu sein. (*Diod.* XV, 62.)

Theben hatte jetzt im nördlichen Griechenland keinen Feind mehr, sondern nur Bundesgenossen, da auch Jason todt und sein Bruder Polydorus ihm in der Regierung gefolgt war; es konnte also den neubelebten Kriegsmuth des Volkes gegen Sparta richten, und nahm die Einladung der Arkader an (*Xen.* Hell. VI, 5, 23. *Diod.* XV, 62), mit welchen, wie mit Elis und Argos, Epaminondas und Pelopidas wahrscheinlich schon früher in einflußreicher Verbindung standen. (*Plut.* Pelop. 24.) Diese, die bedeutendsten unter den übrigen Böotarchen, welche ihnen entweder schon jetzt (*Diod.* XV, 62), oder später, den Oberbefehl freiwillig überließen, machten zum Zwecke des Feldzugs eine Anleihe bei den Eliern, und rückten im Winter 370—369 mit dem Bundesheere ins Feld, welchem auch die Phocenser, Euböer von sämmtlichen Städten der Insel, beide Stämme der Lokrier, die Akarnaner, Herakleoten, Maleier und Thessalischen Reiter und Hopliten folgten. (*Xen.* Hell. VI, 5.) Auf Seiten Sparta's befanden sich jetzt als Bundesgenossen nur noch Korinth, Epidaurus, Trözene, Hermione, Haliä, Sicyon, Pellene, Phlius und vielleicht auch Megara (*Diod.* XV, 68), welches sich aber bald neutral erklärt zu haben scheint. (*Isocr.* De pace. Cap. 38.) Diese gesunkene Macht flößte den Arkadern, Eliern und Argivern, mit welchen das höchstens 6000 Mann starke Thebanerheer vereint eine Streitmasse von gegen 70,000 Mann (worunter 40,000 Hopliten) bildete, ein solches Selbstvertrauen ein, daß sie die Böotarchen zu einem sofortigen Angriffe auf Sparta ermunterten. (*Plut.* Pelop. 24. *Ages.* 31. *Diod.* XV, 62.) Epaminondas erwog jedoch die Jahreszeit, denn es war der kürzeste Tag nahe (*Plut.* l. c.); ferner die Beschaffenheit des Lakedämonischen Gebietes, dessen Gebirgspässe auf der Grenze für wohlbesetzt und schwer angreifbar galten (*Xen.* Hell. l. c.), denn in Oum oder Jos in der Landschaft Skiritis stand Ischolaos mit einer Besatzung von Neubürgern und den jüngsten der tegeatischen Flüchtlinge, etwa 400 Mann; und eine andere Besatzung stand zu Leuktra auf der Südostseite des Lykaios. Als jedoch Männer von Karyä kamen und versicherten, es sei das ganze Land unvertheidigt, und als man von den Perioiken das Versprechen des Abfalls von Sparta erhielt, wenn das Heer der Böotarchen in ihre Landschaften einrücken

würde (*Xen.* l. c.), entschlossen sich Epaminondas und Pelopidas, die den Oberbefehl, wenn nicht früher, doch jetzt gewiß von ihren vor der Verantwortlichkeit furchtsamen Amtsgenossen überkamen (*Plut.* Pel. 24. *Diod.* XV, 62), und die wenigen Tage bis zum Schlusse des Jahres, da sie ihr Amt gesetzlich niederlegen mußten, noch durch eine unsterbliche That zu bezeichnen hofften, das gefährliche Unternehmen zu wagen, und nicht blos das Leben, sondern auch ihre Bürgerehre für die Herrschaft Thebens und die endliche Demüthigung Sparta's einzusetzen. Sie rückten demnach über Karyä und die Arkader über Öum (Jon), im Gebiete Skiritis, in Lakonika ein (*Xenoph.* VI. l. c.); während die Argiver von Tegea, und die Elier, welche die vierte Abtheilung bildeten, auf einem andern Wege kamen, wo das Land offen war, vielleicht über Leuktra. (*Diod.* XV, 64.) Den Grenzposten in der Skiritis, welcher, aus spartanischen Neubürgern und tegeatischen Flüchtlingen zusammengesetzt, in Jon stand, befehligte Ischolaos, ein vorzüglich tapferer und einsichtsvoller Feldherr (*Diod.* l. c.), welcher aber den Fehler begangen haben soll, daß er in der Stadt stehen blieb, um sich durch die Bürger zu verstärken, während es seine Pflicht gewesen wäre, die schwierige Stelle des Gebirgspasses zu besetzen, um die Arkader abzuhalten, welche nun in großer Anzahl den Punkt erstiegen. Dadurch zugleich von Hinten, von der Seite und von den erstiegenen Häusern aus bedroht und zur Vertheidigung genöthigt (*Xen.* l. c.), beschloß Ischolaos gleich Leonidas zu sterben, schickte die Jüngern nach Sparta zurück, um ihr Leben für die drohende Zukunft aufzusparen, und behauptete mit den Älteren in verzweifeltem Kampfe die gefaßte Stellung, bis er mit etwa 400 Helden den gesuchten Tod fand. (*Diod.* l. c.) Wenige entrannen unerkannt; die Arkader gingen den Thebanern nun nach Karyä entgegen, und diese rückten mit ihnen vereint, neu ermuthigt, in die Thäler hinab gegen Sellasia, dem gemeinsamen Sammelplatze, welches verbrannt ward. (*Xen.* l. c.) — Die über Tegea einbrechenden Argiver nahmen den Paß, welchen Alexander besetzt hielt, und tödteten diesen nebst etwa 200 Spartanern, unter welchen sich auch die Verbannten aus Böotien befanden. (*Diod.* l. c.) Darauf trafen auch sie, wie die Elier, bei Sellasia ein, von wo aus der gemeinschaftliche Angriff auf Sparta unternommen werden sollte. Das Heer war in der Ebene südlich vom Berge Olympos zwischen den Flüssen Önos und Eurotas gelagert, wo das dem Apollo heilige Gebiet sich ausdehnte, und zog am folgenden Tage weiter, versuchte aber nicht über die Brücke des Eurotas zu gehen, weil man in dem Tempel der Alea (Athene) jenseit des Flusses Hopliten zur Abwehr aufgestellt fand, sondern setzte den Marsch gegen Sparta auf dem linken Ufer fort. Die seit 500 Jahren von der Verheerung verschonte Gegend, nebst Elis die einzige in Hellas, ward jetzt mit Feuer und Schwert verwüstet und die Wohnungen voller Habe wurden geplündert und verbrannt. Den Rauch der feindlichen Feuer erblickten die stolzen Spartanerinnen, den sie bisher nie gesehen zu haben sich rühmen konnten (*Plut.* Ages. 31), und brachen in Wehgeheul aus, noch schrecklicher als der Feind selbst; die Greise beklagten solche Zeit unerhörter Noth (*Id.* Ibid.), denn Sparta war ohne Mauern, und die streitbare Jugend, sonst die starke Mauer des Vaterlandes genannt, zusammengeschmolzen; die gedrückten Perioiken und Bundesstädte fielen ab, und fochten rachsüchtig in den Reihen der Feinde. (*Xen.* VI, 5, 25. 32. *Plut.* Ages. 32.) Aber noch war nicht alle Hoffnung verloren! Die Stadt, von der Natur selbst stark befestigt, und, obgleich 48 Stadien im Umkreise, glich einem militairischen Lager. Auf einem sehr ungleichen Boden gelegen, lehnte sie an einem Vorsprunge des Taigetus, dessen mit Häusern besetzte Hügel sich terrassenförmig über einander erhoben, sodaß sie stets unerobert blieb, und weder jetzt eine Beute der Böotier, noch auch später der beiden Philipp, des Pyrrhus und der Römer geworden ist. Eine noch stärkere Bürgschaft der Rettung Sparta's ruhte jedoch in Agesilaus, Epaminondas würdigem Gegner, selbst. Er überließ die Landschaft ihrem unvermeidlichen Schicksale, und vertheilte die geringe Anzahl der streitbaren Bürger an verschiedene Stellen; da sie aber wirklich zur Vertheidigung nicht hinreichte, so ließ er den Heloten die Freiheit anbieten, wenn sie Waffen ergreifen würden. Und es erhoben sich ihrer 6000 in Waffen für Sparta; ein furchtbarer Feind, wenn er sich gegen dasselbe erklärte. Deshalb war der König Anfangs nicht ohne Besorgniß, und beruhigte sich erst, als die Spartiaten durch die dagebliebenen Orchomenischen Söldlinge und durch die Hilfstruppen von Phlius, Korinth, Epidaurus, Pellene und einigen andern Städten verstärkt wurden. (*Xen.* l. c.) Auch Athen, besonders durch Gesandte von Phlius und Korinth bewogen, ließ ein Hilfsheer von 12,000 Mann unter Iphikrates marschiren, sodaß Agesilaos trotz dem Verrathe der Periöken und der häufigen Desertion der Heloten, und vielen andern Schwierigkeiten sich an der Spitze einer Vertrauen einflößenden Vertheidigungsmacht befand, die eilig in Waffen geübt ward. Geistesgegenwart rettete auch das Issorion, einen für die Vertheidigung wichtigen Punkt, welcher von Verräthern besetzt ward, um ihn dem Feinde zu übergeben. Agesilaus sah die Gefahr, eilte mit getreuen Leuten dorthin, ertheilte den Verräthern, als ob er glaube sie wären ihrer Pflicht getreu, Lobsprüche, nur hätten sie seinen Plan misverstanden, und sollten sich auf einen andern Punkt begeben. Nachdem sie sich also überlisten lassen, wurden sie über Nacht hingerichtet, und das Issorion besser besetzt. (*Plut.* Ages. 32. *C. Nep.* Ages. 6. *Polyaen.* II, 1, 14.) Ebenso ward eine Verschwörung spartanischer Bürger bestraft, deren Theilnehmer Agesilaus mit Genehmigung der Ephoren ohne Urtheilsspruch gleichfalls in der Nacht tödten ließ. (*Ael.* Var. hist. XIV, 27. *Plut.* Ages. l. c. *Val. Max.* VII, 2.)

Indessen war Epaminondas bei Amyklä, der alten Hauptstadt der Tyndariden, südlich von Sparta, über den Eurotas gegangen, welcher, als ein Gebirgsstrom von nicht langem Laufe, reißend ist, und geschwollen, wie jetzt im Winter, einen schwierigen Übergang gewährte. Als die Lakedämonier merkten, daß ihre Feinde dadurch in Unordnung geriethen, nahmen sie diese Gelegenheit zum Angriff wahr, ließen Weiber, Kinder und Greise in der Stadt

zurück, stürzten sich in Schlachtordnung auf die Übersetzenden, und fügten ihnen einen bedeutenden Verlust zu (*Diod.* XV, 65. *Plut.* Ag. 32); ob aber dieser Angriff als Überfall eines von Agesilaus gelegten Hinterhaltes anzusehen ist, bleibt zweifelhaft. (*Polyaen.* II, 1, 27. *Frontin.* I, 10, 3.) Die Böotier und Arkader suchten das Lakedämonische Corps abzuschneiden, jedoch gelang es demselben, sich nach Sparta zurück durchzuschlagen, und dem Könige die Nachricht von der nahen Ankunft des Feindes zu bringen. (*Diod.* l. c.) Dieser aber war so sehr auf seiner Hut, daß er nach seinem Übergange sich jeden Lagerungsplatz durch einen starken Verhack von Bäumen sicherte; nur die Arkader ahmten diesem Beispiele der streng disciplinirten Thebaner nicht nach, sondern entfernten sich von dem Waffenplatze, um die Dörfer und Wohnungen zu plündern. (*Xen.* l. c.) Agesilaos, durchdrungen von Bewunderung des Epaminondas, ließ sich denselben aus der Ferne zeigen, verfolgte ihn lange mit nachdenkendem Blicke und rief aus: „Welch ein unternehmender Mann!" Und wirklich war dieser kürzlich erst aus der Verborgenheit des Privatlebens aufgetauchte seltene Mann im Begriff, mit einem Schlage das Wunderwerk vieler Jahrhunderte von Lykurgus bis Agesilaus zu zertrümmern. (*Plut.* Ag. 32.)

Drei bis vier Tage nach dem Übergange über den Eurotas, bereitete sich Epaminondas zu einem allgemeinen Angriffe auf die Stadt; die Reiterei rückte bis in den Hippodromus zum Tempel des Poseidon Gäaochos in geschlossenen Gliedern vor; es war die sämmtliche Cavalerie der Thebaner, Eleer, Phokier, Thessalier und Lokrier. Ihr gegenüber zeigte sich nur ein kleiner Theil der Lakedämonischen Reiter und etwa 400 der jüngern Hopliten lagen bei dem Hause der Tyndariden in Hinterhalt. Dieses befand sich im westlichen Theile der Stadt, wie das Issorion (*Paus.* III, 14. §. 3), und deckte den starken Hinterhalt, von welchem die angreifenden Verbündeten mit solchem Nachdrucke empfangen wurden, daß die Reiter umkehrten, und das nachfolgende Fußvolk zum Theil mit in Unordnung brachten. (*Xenoph.* VI, 5, 30 und 31. *Polyaen.* II, 1, 14 und 27.) Vielleicht war es hier, wo die Thebaner durch eine List des Agesilaus mit Symmachus von Thasos 600 Mann verloren (*Polyaen.* i. c.); viele Menschen kamen gewiß ums Leben. (*Diod.* XV, 65.) Die Verfolger hielten bald ein; das Heer der Thebaner machte Halt und lagerte sich wieder. (*Xen.* l. c.)

Epaminondas scheint die Schwierigkeit einer Erstürmung Sparta's erkannt, und deshalb seinen Operationsplan geändert zu haben, indem er den Angriff nicht erneuete, sondern sich begnügte, den König zum Entscheidungskampfe in der Ebene herauszufodern, und Sparta's Niederlage zu bekennen. (*Diod.* XV, 65.) Da Beides, wie vorauszusehen, nicht geschah, so beschlossen die Böotarchen, die Hauptstadt zu verlassen, um deren Fall auf anderem Wege zu beschleunigen. Dazu mag die rauhe Jahreszeit, Mangel, eine Folge der Verheerung, das verderbliche Beispiel der Raubsucht und Wildheit der Arkader (*Plut.* Ages. 32. *Xen.* VI, 5, 50), Epaminondas' politische Berechnung als Beweggrund gekommen sein (*Ael.* Var. hist. IV, 8. *Polyaen.* II, 3, 5); gewiß, das Heer zog ab, nachdem Agesilaus den Böotarchen noch überdies zehn Talente als Abkaufssumme durch den Spartaner Phryros übersandt (*Plut.* Ages. 32), welches jedoch ein Irrthum, oder vielleicht eine Ironie auf die von den Eleern geborgte Summe zu sein scheint. Auch die zu spät gekommenen Athener zogen sich nun unverrichteter Sache zurück (*Diod.* l. c.); den Lakedämoniern aber kamen von den Bundesgenossen 4000 Mann zu Hilfe, wozu sie noch 1000 vor Kurzem freigelassene Heloten und 200 von den verbannten Böotiern aufnahmen, auch viele Mannschaft in den benachbarten Städten von Phliasia, Argolis und Korinth aushoben, wodurch das gesunkene Selbstvertrauen gehoben und der Entscheidungskampf vorbereitet ward. (*Diod.* 65.)

Zur Unterwerfung der Städte im Süden von Lakonika ging Epaminondas von Sparta den Eurotas hinab und bemächtigte sich mit leichter Mühe des offenen Helos auf der Ostseite des Meerbusens, welches, wie die übrigen unbefestigten Städte der Landschaft, angezündet ward. Darauf ward das feste Gythion auf der Westseite des Busens, wo die Schiffswerfte der Lakedämonier waren, nach dreitägiger Berennung gleichfalls genommen (*Xen.* l. c.) und mit einer thebanischen Besatzung versehen. Diese ward nach einiger Zeit von Isadas, Phöbidas' Sohne, angegriffen. Auch er suchte den Tod für das gebeugte Vaterland zu sterben, wählte hundert Jünglinge gleiches Alters und gleicher Gesinnung, hieß dieselben sich salben und, mit Ölzweigen bekränzt, Schwerter unter dem Arme verbergend, ihm nackend, wie zu einem religiösen Kampfspiel, im vollen Laufe zum Sturm der Festung folgen. Die Thebaner, durch den Festaufzug getäuscht, ließen die Jünglinge ein, und wurden von ihnen theils getödtet, theils herausgeworfen. (*Polyaen.* II, 9.)

Epaminondas, von vielen Arkadern, Argivern und Eliern verlassen, ward dagegen auch von manchen der Lakedämonischen Periöken in der Fortsetzung seines Feldzugs unterstützt (*Xenoph.* l. c.), und begnügte sich nicht, Sparta durch Eroberung der Städte Lakoniens die Lebenswurzeln abgeschnitten zu haben, sondern setzte ihm auch durch die Gründung einer neuen Stadt, Messene, seinen ältesten unversöhnlichen Feind wiedererweckt an die Seite. Da die Arkader und andere Bundesgenossen mit diesem Plane einverstanden waren, so suchte er die vertriebenen, in Sicilien und Libyen zerstreuten Messener zur Rückkehr zu bewegen (*Paus.* IV, 26. 27. *Diodor.* XV, 66), denn die Zahl der in der entwürdigten Heimath gebliebenen war nur gering; auch wurden die Lakedämonischen Periöken und Heloten und alle Hellenen (*Diodor.* XV, 66) zur Niederlassung in der zu gründenden Stadt eingeladen. (*Diodor.* l. c. *Lyc.* in Leocr. p. 182. *Archidamos* ap. *Isocratem*, Archidam. 9.) Eine der alten Städte, wie Andania, die Residenz der Könige vom Geschlechte des Leler, oder Öchalia, schon zerstört und nichts als ein Cypressenwald (*Paus.* IV, 33) wollte man, als üble Vorbedeutung, nicht wieder aus dem Schutte erbauen; selbst Ithome, erfreulichern Andenkens, schien an den Untergang der alten Freiheit zu mahnen,

bis Epaminondas, wiederum den Aberglauben des Volkes benutzend, durch Trauererscheinungen und des Bakis alte Sprüche die Aufmerksamkeit dennoch auf diesen strategisch wichtigen Punkt lenkte und der Bau am südlichen Abhange des festen Berges beschlossen ward, dessen Gipfel die Akropolis bilden sollte. Baumaterial und Arbeiter waren angeschafft, da beauftragten die Argiver ihren Feldherrn Epiteles mit dem Beginnen des Werkes (*Paus.* IV. 26, 6), und brachten nebst den Thebanern und Messeniern den ersten Tag unter Gebet hin, wobei die Thebaner dem Dionysos und dem ismenischen Apollo opferten; die Grundsteinlegung geschah unter Flötenspiel der Böotier und Argiver nach den Melodien des Pronomos und Sakadas. Mauern, Tempel und Wohnhäuser erhoben sich durch den Wetteifer der für denselben Zweck arbeitenden verschiedenen Völkerschaften (*Paus.* X, 10, 2) in kurzer Zeit (Sievers S. 272. Not. 42), und viele Trümmer bezeugen noch jetzt den Umfang und die Pracht (Expédition scientifique de Morée par *Abel Blouet.* [Paris 1831.] p. 22. 23. 38—41. *Paus.* IV, 31, 5) dieser Schöpfung des Epaminondas. Ihm und der Stadt der Thebaner setzten die dankbaren Messenier aber eine Bildsäule. (*Din.* in Dem. p. 52. *Plut.* Pel. 24.)

Nun stand Messene als Wächter und Gegengewicht Sparta's im Peloponnes und als Schlußstein jener Kette von Festungen da, durch welche Epaminondas Lakonika vom übrigen Griechenlande ausschloß. (*Nepos*, Ep. 8.) Zugleich förderte er auch den Bau von Megalopolis, indem er die Anbauer durch eine Wache unter Pammenes sicherte (*Din.* in Dem. p. 52. *Plut.* Pel. 24), und den von Mantinea (*Paus.* IX, 14), denn nur durch die Stärke und Eintracht dieser Städte konnte nach seiner Ansicht Sparta eingeschränkt werden. (*Polyb.* IV, 32, 10.) Messene erhielt eine demokratische Verfassung und gleichfalls eine Abtheilung Thebaner zum Schutze des Baues. Epaminondas ward von den Hellenen als der Wiederhersteller der unterdrückten Freiheit gepriesen (*Diodor.* XV, 66), indem er Sparta zu demjenigen zwang, wozu dieses Theben nöthigen wollte, nämlich zur Erfüllung der Hauptbedingung des Antalkidischen Friedens.

Auf welchem Wege er von Gythium mit dem Heere nach Messene gegangen, ist nicht zu bestimmen. Lakonien war drei Monate von der Geißel des Krieges heimgesucht (*Plut.* Agesil. 32), oder doch wenigstens 85 Tage. (*Diodor.* XV, 67.) In Messene ließ Epaminondas außer jener Schutzwache noch eine ansehnliche Besatzung zurück, als er sich auf den Rückweg in die Heimath begab. (*Diodor.* l. c.) Der ganze Feldzug hatte 4—6 Monate gedauert (Bauch S. 51. Not. 108), und die Böotarchen hatten außer den angeführten Gründen und ihrer abgelaufenen Dienstzeit auch zur schleunigen Beendigung des Zuges noch den Grund der Besorgniß, im Peloponnes durch die Athener unter Iphikrates abgeschnitten zu werden, welcher, mit Vernachlässigung der Straße über Kenchreä (*Xen.* VI, 5, 49—51), die Pässe des Oneion besetzt hielt.

Die wandelbaren Athener hatten nämlich ein anderes System angenommen und, eifersüchtig auf das Glück der Thebaner, durch rasches Einschreiten dem Kriege eine andere Wendung zu geben beschlossen. In einer dem Beschlusse des Raths zufolge gehaltenen Volksversammlung hielten die Lakedämonischen Gesandten Aratus, Okyllos, Pharax, Etymokles und Olontheus den Athenern ihre Bestimmung vor Augen, gemeinschaftlich mit Sparta die Herrschaft in den Hellenischen Angelegenheiten auszuüben, und erinnerten daran, wie den Athenern nach gemeinsamer Vertreibung der Perser die Anführung im Seekriege, den Spartanern aber die Leitung des Landkrieges überlassen sei. Nach langen Debatten (*Xen.* VI, 5, 33—48) beschlossen die Athener, den Lakedämoniern mit ganzer Macht zu Hilfe zu kommen, und übertrugen dem Iphikrates den Oberbefehl, welcher aber, da Sparta gerettet war (conf. *C. Nepos*, Iphicr. 2 ad fin.), aus Arkadien zurückging, und den Gedanken faßte, durch Besetzung des Passes über den Oneion den Böotiern den Rückweg abzuschneiden. Es wird aber mit Recht getadelt, daß er die Straße über Kenchreä unbesetzt ließ (*Xen.* VI. ad fin.); auch war er sich seiner Lage wohl bewußt (*Polyaen.* III, 9, 28), denn die planlos zur Recognoscirung vorgesandte sämmtliche Reiterei von Athen und Korinth erlitt einen Verlust (*Xen.* l. c.); die Athener konnten den Engpaß bei Kenchreä nicht halten und wurden geschlagen (*Plut.* Pelop. 24); auch ein Angriff auf den Epaminondas bei Lechäum ward von diesem zurückgeworfen, der sich mit überlegener Feldherrenkunst glücklich durchschlug (*Paus.* IX, 14, 3. *Polyaen.* III, 9, 20), den Iphikrates mit seinen 12,000 Mann bis Athen zurücktrieb und nur durch eine List desselben zur Fortsetzung seines Heimzuges bewogen ward. (*Polyaen.* III, 9, 19.) Ein im folgenden Jahre 369 zwischen Athen und Sparta abgeschlossener förmlicher Vertrag *Xen.* VII, 1, 1—14. *Diodor.* XV, 67. *Xen.* Vect. 5, 7) enthielt den Beschluß der Athener, alle fünf Tage im Oberbefehle zu Lande und zu Wasser mit den Spartanern abzuwechseln.

Kaum war das Heer der Thebaner wieder in seiner Heimath angelangt, als die Böotarchen wegen willkürlicher Verlängerung ihres Oberbefehls angeklagt wurden, denn ein Gesetz verhängte die Todesstrafe für dies Vergehen. Diesem zufolge hätten die Böotarchen ihr Amt mit dem ersten Tage des Bukatios niederlegen und ihren Nachfolgern überlassen sollen, aber Epaminondas überzeugt, daß der Zweck dieses Gesetzes die Erhaltung des Staates sei, konnte sich nicht entschließen, ihm in dem Augenblicke Folge zu leisten, da er mitten in dem Laufe seiner Thaten in Lakonien, Messenien und Arkadien unterbrochen wäre und behielt den Oberbefehl vier Monate länger, als das Volk ihm aufgetragen hatte, weshalb er nebst seinen Mitbefehlshabern, namentlich auch Pelopidas, zur Verantwortung gezogen wurde. (*Nep.* Ep. 7—8. *Plut.* Pel. 25. *Ejusd.* Opp. moral. V. p. 97. *Appian.* Syriaca 41. *Ael.* Var. hist. XIII, 41. *Plut.* Apophth. Epam. 23. *Paus.* IX, 14.) Pelopidas ward zuerst vor die Schranken gefodert und vertheidigte sich mit der ihm eigenthümlichen energischen Hitze (*Plut.* Pel. 25), durch welche er vielleicht nicht zu weit hingerissen worden wäre, wenn nicht Epaminondas die Mitschuldigen vermocht hätte, ihm

als der Ursache ihrer Übertretung zugleich deren Vertheidigung allein zu überlassen. Darauf erklärte er, der Geduld im Staatsberufe für ein Haupterforderniß männlicher Seelenstärke ansah (*Plut.* Pel. l. c.), wenn er durchaus gezwungen sei, vor seinen Richtern zu reden, obgleich er besser zu handeln, als zu reden verstehe, so verlange er von ihnen, falls sie ihn zum Tode verurtheilen sollten, daß man das Urtheil auf eine Säule (oder in das öffentliche Jahrbuch) schreibe, damit die Hellenen erführen, daß er die Thebaner gegen ihren Willen genöthiget, das lakonische Gebiet zu verheeren, welches 500 Jahre lang keinen Feind sah; Messene 230 Jahre nach seiner Zerstörung wieder herzustellen; die Arkader zur Gründung eines unabhängigen Staates zu vereinigen, und den Völkern ihre Freiheit wieder zu erkämpfen. Hierauf erfolgte ein heiterer Beifall der Richter und Epaminondas ging, ohne daß über ihn abgestimmt wäre, mit dem größten Ruhme aus dieser peinlichen Anklage hervor. Doch ward ihm das Böotarchat für dieses Jahr nicht wieder übertragen, welches wol hauptsächlich den feindseligen Ränken des eifersüchtigen Meneklides zuzuschreiben ist. Dieser Meneklides war zwar auch in Charon's Hause gewesen, als sich die Verschwornen unter Pelopidas und Mellon dort versammelten, glaubte aber später seine Verdienste nicht anerkannt, da des Epaminondas' Ruhm Alle überstrahlte, und arbeitete allen Bessern, mit seinem durch eine gute Rednergabe unterstützten boshaften Charakter entgegen. Dem Charon, welcher am Tage vor der Schlacht bei Leuktra Sieger in einem unbedeutenden Reitergefecht bei Platäa gewesen, suchte er durch Volksbeschluß die Ehre eines Denkmals zu verschaffen, um Epaminondas' und Pelopidas' Ruhm zu verdunkeln, ward aber von Letzterem muthig entlarvt und vermochte es nicht, ihn weder mit Charon zu verfeinden, noch dem Volke zu verleiden; den Epaminondas aber verdrängte er wirklich von der Böotarchenwürde und entkräftete seinen Einfluß auf ein Zeit lang. (*Plut.* Pel. 25.) Als er nämlich sein steigendes Ansehen im Kriegswesen sah, rieth er den Thebanern, den Frieden dem Kriege vorzuziehen; worauf ihm Epaminondas bemerkte, er hintergehe seine Mitbürger mit trüglichen Worten, denn unter dem Namen der Ruhe wolle er ihnen die Sklaverei geben, weil der Friede nur durch Krieg errungen werden könne. Wollten sie an der Spitze Griechenlands stehen, so müsse ihr Aufenthalt das Feldlager und nicht die Fechtschule sein. (*Nep.* Ep. 6.) Eine Geldstrafe, in welche er nach der Demüthigung durch Pelopidas fiel, war ihm unerschwinglich und verleitete ihn nachmals zu einem Versuche und Angriff auf die Regierung. (*Plut.* Pel. 25.)

Vermuthen läßt es sich, daß Meneklides die Stimmung einiger Kurzsichtigen zu benutzen suchte, welche es dem Epaminondas verdachten, Sparta nicht zerstört zu haben (*Polyaen.* II, 2, 5); dessenungeachtet sehen wir ihn bald wieder an der Spitze einer zweiten Heerfahrt in den Peloponnes. Die Arkadier hatten den Lykomedes zum Feldherrn erwählt, und ihm 5000 sogenannte Auserlesene zu einem Streifzuge gegen Pellana, Sparta's Verbündete, anvertraut. Er eroberte die Stadt mit Sturm, tödtete die Lakedämonische Besatzung, welche über 300 Mann stark war, machte die Einwohner zu Sklaven, verheerte das Land und kehrte noch vor der Ankunft eines spartanischen Entsatzes, nach Hause zurück. (*Diod.* XV, 67.) Bald aber, durch diesen glücklichen Erfolg ermuntert, beschloß der Arkadische Bund im Vereine mit den Argivern und Eliern eine größere Unternehmung gegen Sparta, wozu sie auch Theben durch eine Gesandtschaft einluden (*Diod.* XV, 68), zumal da die Argiver gegen Phlius nicht glücklich gewesen waren. (*Xen.* VII, 2, 4.) Ihrem Vertrage mit Sparta gemäß, daß ein Staat um den andern fünf Tage lang den Befehl führen sollte, rückten die Athener im Sommer 369 unter Chabrias nach Korinth, welcher hier ein mit den Bundesgenossen, den Korinthern, Pelleneern und Megarern, an 10,000 Mann starkes Heer zusammenzog. Zu ihm stießen die Spartaner, welche mit ihren Verbündeten ebenfalls 10,000 Mann stark waren. Man beschloß, den Isthmus gemeinschaftlich zu besetzen und von Kenchreä bis Lechäum mit Pfählen und Gräben zu decken (*Diod.* l. c.); die Pässe des oneischen Gebirges wurden besetzt (*Xen.* VII, 1), sodaß die Lakedämonier und Pelleneer die gefährlichste Stelle inne hatten. Alles war durch die Menge der Arbeiter und den Eifer derselben schon fertig, als die Böotier naheten. Es fragt sich, ob Epaminondas das Böotische Heer als Böotarch befehligte, oder nicht (*Diod.* XV, 68. *Paus.* IX, 15, 2); gewiß standen ihm mehre Böotarchen zur Seite, nur Pelopidas nicht, welcher sich zu der Zeit in Thessalien befand. Die Thebaner, 7000 Mann Fußvolk und 600 Reiter, lagerten sich in der Ebene am nördlichen Fuße des Oneion, 30 Stadien von den Wachtposten der fast dreimal so starken Feinde. Epaminondas bot seinen Gegnern eine Schlacht an; da sie es aber vorzogen, ihn in ihrer festen Stellung zu erwarten, so säumte er nicht mit dem Angriffe auf die Höhen. Er berechnete die Zeit des Weges von dem Lager in der Ebene bis zu jenen Posten auf den Bergen, und brach mit der Morgendämmerung, wie er stets pflegte, gegen sie auf. (*Xen.* l. c.) Der Angriff erstreckte sich längs der ganzen Linie, und war besonders hitzig gegen die Lakedämonier, deren Stellung leicht einzunehmen und schwer zu behaupten war. Auch ward sie bald erstürmt, jedoch nicht ohne große Anstrengung der besten thebanischen Truppen, da die Gegenwehr der Lakedämonier und Pelleneer verzweifelt war, ungeachtet sie um die Stunde überfallen wurden, da die Nachtwachen bereits abgegangen waren, und die Leute, so eben vom Lager aufgestanden, noch ungerüstet, Jeder seinem Bedürfnisse nachgingen. Die Geworfenen flüchteten sich auf den nächsten Hügel, wo es dem Lakedämonischen Polemarchen ein Leichtes gewesen wäre, soviel Hopliten und Peltasten von den Bundesgenossen zusammenzuziehen, um diesen Posten zu halten, da er von Kenchreä aus ungestört Lebensmittel beziehen konnte; aber er war entmuthigt und zog es vor, mit den Thebanern um freien Abzug zu capituliren, wodurch es dem Epaminondas erleichtert ward, sich auf die andere Seite des Berges über Lechäum, wo er sich durchschlagen mußte (*Paus.* IX, 15), nach Sikyon hinabzuziehen. Die nördlichen Staaten im Peloponnes

hingen den Spartanern noch an, und konnten der Verbindung Thebens mit seinen Peloponnesischen Verbündeten hinderlich sein; doch brachte Epaminondas seine Vereinigung mit den Argivern, Arkadiern und Eleern zu Stande, welche von Nemea aus jenen fruchtlosen Angriff auf Phlius gemacht hatten (*Xen.* VII, 2, 5), und griff das noch feindliche Sikyon an. (*Xen.* VII, 1, 18.) Dieser kleine Staat ward gezwungen, sich Theben anzuschließen, nachdem sein Hafen von Pammenes erobert (*Polyaen.* V, 16, 5. *Frontin.* III, 2, 10) und einer seiner Anführer durch einen Eleer im Zweikampfe getödtet war. Der förmliche Übertritt von Sparta zu Theben geschah später nach einer Abstimmung der Bürgerschaft, wodurch der Schein des Zwanges vermieden ward. (*Xen.* VII, 3, 2.) Auch besetzte Epaminondas nun den Sikyonischen Ort Phoibia, und behandelte die hier gefangenen Böotischen Flüchtlinge mit gewohnter Milde (*Paus.* IX, 15), daß er aber zugleich Phlius genommen, welches sich ihm im ersten Schrecken ergeben haben soll (*Diod.* XV, 69), scheint zweifelhaft. (*Xen.* VII, 2.) Über den Erfolg eines Angriffes auf Pellene sind wir ebenfalls zweifelhaft. Von hier ging der Heereszug der Thebaner gegen Trözene (*Diod.* l. c.) und Epidaurus (*Xen.* VII, 1, 18. *Diod.* l. c.); diese Städte konnte Epaminondas aber nicht in seine Gewalt bekommen, weil sie von starken Besatzungen vertheidigt wurden, darum begnügte er sich, ihre Landschaften zu verheeren. (*Diod.* l. c. *Xen.* l. c.) Darauf marschirte er gegen Korinth, und schlug die ihm entgegenrückenden Korinther in einem Treffen, sodaß sie Schutz hinter ihren Mauern suchen mußten (*Diod.* XV, 69); als er nun aber die nach Phlius führenden Thore angriff, und einige Böotier voreilig in die Stadt drangen und die erschreckten Einwohner in ihre Häuser jagten, machten die Leichtbewaffneten unter Chabrias, des Atheners, Anführung einen Ausfall, und stießen auf den Kern der thebanischen Truppen, welche nicht mehr als 400 Schritte von der Mauer waren. Epaminondas führte sein ganzes Heer in Schlachtordnung zum ernstlichen Kampf, aber Chabrias sammelte mit ebenso viel Muth als Besonnenheit die Athener und Korinther, besetzte die Denkmäler und hochgelegenen Punkte, tödtete durch Pfeilschüsse und Wurfspieße sehr viele der Angreifenden, und behauptete sich nach erhaltener Verstärkung aus der Stadt gegen die auf ihre Körperstärke und erprobte Erfahrung trotzenden Böotier von seinem höher gelegenen Standpunkte aus, sodaß diese mit großem Verluste zurückgeschlagen und drei bis vier Stadien weit verfolgt wurden. Die Korinther schleppten die Todten an die Mauern und lieferten sie nur nach einem abgeschlossenen Vertrage aus, worauf sie ein Siegeszeichen errichteten (*Diod.* XV, 69. *Xen.* VII, 1), welches Epaminondas spottweise ein Hekatemal nannte. (*Plut.* Apophth. Ep. 19.)

Dieser Unfall schwächte nicht so sehr die thebanischen Waffen, als er den Muth der Lakedämonischen Bundesgenossen hob. (*Xen.* l. c.) Bedenklicher war die Ankunft eines Hilfsgeschwaders von mehr als 20 Dreiruderern, welches Dionysius der Ältere (*Diodor.* VII, 4, 12. XV, 70) den Spartanern zur Unterstützung sandte. Es war mit Galliern, Spaniern und 50 Reitern bemannt, und hatte Sold auf fünf Monate erhalten. Den Tag nach der Ausschiffung dieser Truppen stellten sich die Thebaner wieder in Schlachtordnung auf, sodaß sie die Ebene bis an das Meer und die an die Stadt grenzenden Hügel einnahmen, und durch ihre vortheilhafte Stellung der Reiterei der Athener und Korinther imponirten. Diese überließen den ersten Angriff den Reitern des Dionysius, welche hin und her sprengend in kleinen Haufen angriffen, mit Gewandheit und Muth Speere schleuderten, viele Böotier tödteten, sich dann zurückzogen, vom Pferde stiegen, um auszuruhen, aber schnell wieder aufsaßen, wenn der Feind den Kampf erneuete. Durch dieses Plänkeln nöthigten die Barbaren das Heer der Böotier, seine Stellung mehrmals zu verändern, und sich nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen ganz zurückzuziehen. Es gelangte ohne Aufenthalt über den Isthmus in die Heimath zurück, aber auch ohne einen andern Erfolg dieses Feldzugs, als den Gewinn des höchst wichtigen Sikyon. Gegen dieses wandten sich nun die siegestrunkenen Truppen des Dionysius, schlugen die Vertheidiger in der Ebene vor der Stadt und tödteten ihrer gegen 70, ohne Sikyon einzunehmen, welches ihnen vielleicht mit dem festen Platze Geras gelang. (*Xen.* l. c.) Dann segelte dieses erste Hilfsheer des Dionysius nach Syrakus zurück, und zwar noch vor dem September, nachdem es vier Monate in Griechenland gewesen. Vielleicht war es Plan des Epaminondas, die Lakedämonier im nördlichen Peloponnes zu beschäftigen, damit Messene und Megalopolis ungestört fortschreiten könnten. Die Thebaner entsetzten ihn wegen geringer Erfolge seines Amtes (*Diod.* XV, 72); namentlich weil er in der Schlacht bei Korinth, wo er die Lakedämonier aus der Schanze warf, sich mit dem errungenen Vortheile begnügte, und ihrer schonte, wodurch er sich in den Verdacht des Verraths gesetzt habe. „Die Athener würden den Stolz und die Verachtung des Mannes nicht ertragen haben, wie er bei der Anklage sich aus dem Theater erhob, die Volksversammlung verließ, und nach dem Gymnasium ging, ohne eine Vertheidigung für seiner würdig zu halten." (*Plut.* V, 56.) Mit gleicher Würde benahm sich Epaminondas, als ihn die Thebaner ein anderes Mal, um ihn zu demüthigen, zum Aufseher über die Straßen und Kanäle machten, indem er dieses untergeordnete Amt dadurch zu Ehren brachte. (*Plut.* V, 82. Wachsmuth I, 2. S. 285. Nr. 19.) Geduld in undankbaren Geschäften, Unterordnung unter die Gesetze und Großmuth gegen Neider und Feinde sind Hauptzüge seines durch eine erhabene Philosophie geläuterten Charakters. (*Nep.* Ep. 7. *Val. Max.* III, 7, 5. *Plut.* Philopoem. 3.)

Nachdem Epaminondas den Peloponnes seinem Schicksale überlassen, und die Verbündeten in dem fortgesetzten Kampfe gegen Sparta ihre Kräfte übten, bot sich für Theben eine Gelegenheit dar, seinen Einfluß auch im Norden geltend zu machen. In Thessalien waren nach Jason's Tode seine Brüder Polydorus und Polyphron in der Herrschaft gefolgt. Auf einer Reise nach Larissa ermordete aber, wie es heißt, Polyphron seinen Bruder Nachts im Schlafe, herrschte ein Jahr lang als wahrer Tyrann

in Thessalien, indem er in Pharsalus den Polydamas mit acht der angesehensten Bürger tödten und aus Larissa Viele verbannen ließ, und fiel deshalb selbst von der rächenden Hand des Alexander, seines Neffen (*Xen.* VI, 4), der ihn zur Trunkenheit verführte und in derselben durch Gift tödtete. (*Diod.* XV, 61.) Auch Alexander ward ein grausamer Tyrann, ein Land- und Seeräuber und gefährlicher Feind der Thebaner und Athener. (*Xen.* VI, 4.) Da vereinigten sich einige Bürger von Larissa, aus dem edlen Geschlechte der Aleuaden, um der Herrschaft des Wütherichs ein Ende zu machen, und foderten den König Alexander von Makedonien auf, zu seinem Sturze mitzuwirken. Alexander von Pherä rüstete sich, als er dies erfuhr, allein der König kam ihm zuvor und erschien mit seinem Heere vor Larissa, dessen er sich durch Verrath der Bürger bemächtigte. Dann belagerte er die Burg, nahm die Stadt Kranon ein, legte beträchtliche Besatzungen in die Plätze und betrachtete Thessalien als seine Eroberung, während Alexander der Tyrann, überall verfolgt und geschreckt, sich nach Pherä zurückzog. In dieser zweifachen Noth wandten sich einige Thessalische Städte nach Theben um Hilfe. Pelopidas ward mit einem Heere und dem Auftrage nach Thessalien gesandt, die dortigen Verhältnisse dem Vortheile der Thebaner gemäß zu ordnen. Als er nach Larissa kam, fand er die Burg durch Alexander von Makedonien besetzt, ließ sich dieselbe übergeben und schloß mit dem Könige ein Bündniß. Der Tyrann Alexander nahete sich ihm darauf mit Bitten um gütliche Vermittelung, und Pelopidas setzte ihn wieder ein in seine Herrschaft, vertrieb ihn aber auch ebenso bald wieder wegen fortgesetzter Grausamkeit, Unzucht und Habgier. Als er das Land also von seinem Dränger befreiet und den Städten Eintracht empfohlen hatte (*Diod.* XV, 67. *Plut.* Pel. 26. *Polyaen.* II, 4, 1—2. *Frontin.* I. 5, 2. III, 8, 2), nahm er die Einladung des Königs Alexander an, ihm nach Makedonien zu folgen, und seinen Thronstreit mit Ptolemäus zu schlichten. Da auch dieser den Pelopidas zum Schiedsrichter herbeigerufen, so gelang es dem Thebaner, die Könige zu vereinigen; die während des Bürgerkrieges Verbannten wurden zur Wiederkehr eingeladen, und zur Bestätigung des Vertrages 30 Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern, und unter ihnen Philipp, des Königs jüngerer Bruder, als Geißeln nach Theben gesandt, „um den Hellenen zu zeigen, wie weit sich thebanischer Einfluß im Glanze der Macht und im Glauben an ihre Rechtlichkeit erstrecke." (*Plut.* Pel. l. c.) Der junge Philipp, zu Theben bald bei Pammenes, bald bei Pelopidas, bald bei Epaminondas, bildete sich im Umgange mit diesen und andern großen Männern, und ahmte besonders dem Epaminondas nach, aber nur in der äußern politischen und strategischen Tüchtigkeit, nicht in der Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Seelenhoheit und Milde, Tugenden, die weder ursprünglich in seinem Charakter lagen, noch jemals durch Anbildung von ihm gewonnen wurden. (*Plut.* Pel. l. c.)

Die Ruhe Thessaliens ward jedoch bald wieder durch Alexander von Pherä gestört, der nach Wiedereroberung seiner Herrschaft strebte. Pelopidas ward abermals dorthin abgeordnet, aber diesmal nicht mit einem Heere, weil es unter Epaminondas im Peloponnes focht, sondern nur in Begleitung seines Freundes Ismenias, der wegen seiner Tapferkeit bewundert wurde. (*Plut.* Pel. 27. *Diod.* XV, 71.) In Makedonien hatte im J. 368 vor Chr. jener Ptolemäus Alorites, der Sohn des Amyntas, seinen König Alexander mit Hinterlist aus dem Wege geräumt und den Thron schon drei Jahre besessen, als Pelopidas diesmal in Thessalien erschien und der Anhang des Ermordeten ihn abermals nach Makedonien zu Hilfe rief. Da Pelopidas kein Heer hatte und doch die Gelegenheit nicht versäumen wollte, Thebens Autorität im Norden zu befestigen, so sammelte er schnell einen Haufen Söldner, die aber bei ihrer Annäherung vom Ptolemäus durch Geld zum Übertritt verleitet wurden. Dessenungeachtet ging dieser dem Pelopidas entgegen, bewillkommnete ihn als seinen Herrn und Meister, und versprach, die Krone den Brüdern des Entseelten aufzubewahren und mit Theben in ein Trutz- und Schutzbündniß treten zu wollen, zu dessen Bekräftigung er seinen Sohn Philoxenus und 50 von seinem Anhange als Geißeln gab, welche Pelopidas nach Theben schickte. Voll Unmuth über die Verrätherei seiner Söldner, deren Hauptniederlage Pharsalus sein sollte, sammelte Pelopidas wieder einen Haufen Thessalier und zog nach dieser Stadt, um sie zu bestrafen. Kaum war er aber dort angelangt, als der Tyrann Alexander mit bewaffneter Macht erschien. Pelopidas und Ismenias begaben sich zu ihm, weil sie, wie es heißt (*Plut.* Pelop. 27), glaubten, er komme zu seiner Verantwortung, und werde nicht so kühn sein, sich an ihren Personen zu vergreifen; in der That aber wol den Umständen nachgebend. Kaum sah Alexander sie allein und wehrlos vor sich, als er sie festnahm und sich der Stadt Pharsalus bemächtigte. Den Pelopidas schleppte er nach Pherä, wo er Anfangs Jeden zu ihm ließ, in der Meinung, das Unglück habe ihn demüthig gemacht. Pelopidas tröstete die Pheräer mit der Hoffnung auf den baldigen Sturz des Tyrannen, ihn selbst aber schalt er wegen der Unmenschlichkeit gegen die Unterthanen, und nannte ihn einen Thoren, daß er den Tod dessen nicht beschleunige, dessen Leben und Freiheit nothwendig seinen Untergang nach sich ziehen werde. Der Tyrann äußerte: „Warum eilt Pelopidas so mit seinem Tode?" und dieser entgegnete: „Damit die Götter desto schneller mit dir enden!" Darauf war jeder Zutritt zu ihm untersagt, und er der strengsten Wache überantwortet. Das hörte Thebe, Jason's Tochter und Alexander's Frau, und war begierig den heldenmüthigen Mann, den sie schon früher gesehen, im Kerker zu besuchen. Sie erkannte ihn aber nicht sogleich wieder in seinem bittern Elende, denn Haar und Gewand waren verwildert und zerrissen, und sein Körper durch die schlechte Nahrung und Pflege abgemagert. Da ging ihr weibliches Auge in Thränen über und Pelopidas sah sie weinen und besann sich Anfangs verwundert, wer die Frau wol sei; erkannte sie alsdann als Jason's Tochter und begrüßte sie als seine alte Freundin. Sie sprach: „mich jammert dein Weib!" — „Und du mich," sprach er, „daß du, ohne in Ketten zu sein, es mit Alexander aushältst!" Das Wort ging ihr zu Her-

zen; sie besuchte den Gefangenen wiederholt, bekannte ihm das tiefe Elend ihrer Lage, und nährte das durch ihn geweckte Gefühl der Verachtung ihres Gatten, welches später zu dessen Tode führte. Als die Thebaner das Schicksal des Pelopidas vernahmen, beschlossen sie Rache an dem Tyrannen zu nehmen und rüsteten sogleich ein Heer von 8000 Hopliten und 600 Reitern (*Diod.* XV, 71), unter dem Böotarchen Kleomenes (*Paus.* IX, 15) und andern unberühmten Feldherren, welchen sich Epaminondas als gemeiner Krieger unterordnen mußte, weil er abgesetzt war und seine Feinde ihn mit unverständigem Groll verfolgten. (*Plut.* Pel. 28.) Der Tyrann fürchtete sich vor diesem Heere und schickte deshalb Gesandte nach Athen, um wegen eines Bündnisses zu unterhandeln. Wirklich schickten ihm die Athener sogleich 30 Schiffe und 1000 Mann unter der Anführung des Autokles, welcher grade um Euböa segelte, als die Thebaner in Thessalien eintrafen. Alexander hatte ein ansehnliches Fußvolk geworben, und eine zahlreichere Reiterei als die Böotier. Kleomenes beabsichtigte, verstärkt durch die dem Tyrannen aufsässigen Thessalier, dem Kriege sogleich durch eine Schlacht ein Ende zu machen, ward aber von den unzuverlässigen Thessalischen Kriegsbanden verlassen, während die Athener und andere Hilfsvölker das Heer des Alexander vergrößerten, und beschloß darum, zumal Speisen, Getränke und andere Bedürfnisse zu mangeln anfingen, den Rückweg nach Hause anzutreten. Schon war das Heer im Begriff, Thessalien zu verlassen und durch den Paß von Thermopylä nach Hellas zurückzukehren, als der Tyrann, welcher mit seiner Reiterei auf dem Fuße nachgefolgt war, aus einem Hinterhalte hervorbrach und den Nachtrab angriff. Viele Böotier sanken unter den Speerwürfen todt oder verwundet, da sie eingeschlossen waren und sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen konnten; schon verzweifelten sie an ihrer Rettung aus dieser großen Noth, als das Heer den Epaminondas aus seiner Mitte hervorzog und sich zum Feldherrn erwählte. (*Diod.* XV, 71.) Sofort übernahm er den Auftrag, ohne eine Erinnerung an die erlittene Beschimpfung blicken zu lassen (*Nep.* 7); las die leichten Truppen und die Reiter aus, und hielt mit ihnen, die er selbst anführte, indem er den Nachtrab machte, die nachdringenden Feinde auf, sodaß der Heerhaufen der voranziehenden Hopliten gedeckt war. Während der Gefechte dieses Rückzuges wandte er künstliche Schlachtstellungen an, erreichte den Zweck der Rettung vollkommen, zu seinem größten Ruhme bei Mitbürgern und Bundesgenossen, indessen die wirklichen Böotarchen von den Thebanern zur Verantwortung wegen ihrer Ungeschicklichkeit gezogen und Jeder um 10,000 Drachmen bestraft wurden. (*Plut.* Pel. 29. *Diod.* l. c.) Durch den Ruhm und die Thaten seines überlegenen Gegners eingeschüchtert, zog der Tyrann die Flügel ein, und ließ sich eilends bei ihm entschuldigen. (*Plut.* Pel. l. c.) Epaminondas hielt es jedoch weder für rathsam noch würdig, mit einem solchen Barbaren Frieden und Freundschaft für Theben abzuschließen, sondern bewilligte ihm nur einen 30tägigen Waffenstillstand gegen die Auslieferung des Pelopidas und Ismenias, und kehrte in die Heimath zurück. Wahrscheinlich bestätigten ihn die Thebaner in der Böotarchenwürde. (*Diod.* XV, 72.)

Seit Theben vornehmlich mit Thessalien und Makedonien beschäftigt war, hatten mehre Peloponnesische Völkerschaften auch die Verbindung mit Böotien drückend gefunden und nach Unabhängigkeit gestrebt. Unter allen zuerst die Arkader, an deren Spitze der Mantineer Lykomedes stand, ein Mann von edler Geburt und dessen Ehrgeiz durch Reichthum und eine große Gabe der Überredung unterstützt ward. Er war außerordentlich beliebt bei ihnen, sodaß sie zu Vorstehern ihrer Eidgenossenschaft anstellten, wen er vorschlug, und seinem Willen in allen Unternehmungen folgten. Unter seiner Anführung befreiten sie die Argiver, welche bei einem Einfalle in das Gebiet von Epidaurus, durch die Miethtruppen unter Chabrias und die Athener und Korinther abgeschnitten waren; schlugen auch die Lakedämonische Besatzung von Asine in Lakonika, tödten deren Anführer, den Spartiaten Geranor und verheerten das Gebiet dieser Stadt. Ihr nationaler Sinn und kriegerischer Muth waren durch den trefflichen Führer so gehoben, daß sie auf einen verhältnißmäßigen Antheil an dem Oberbefehle im Kriege gegen Sparta Anspruch machten, und sich weder durch die Nacht, noch durch stürmische Witterung, noch durch die Länge des Weges, noch durch schwer zugängliche Gebirge von ruhmvollen Unternehmungen abhalten ließen. (*Xen.* VII, 1, 23—25.) Dieses offenbare Streben der Arkader nach der Hegemonie im Peloponnes erregte nicht blos die Eifersucht der Thebaner, sondern entfremdete ihnen auch die Eleer, welche jene Städte von den Arkadern vergebens zurückforderten, die Elis gehörig als Periöken, demselben von Sparta entrissen wurden, und sich nach dessen Demüthigung dem Arkadischen Bunde angeschlossen hatten. (*Xen.* l. c.) Da mischte sich Persien wieder in die griechischen Angelegenheiten, um deren Verwirrung zu benutzen, und Philiskus aus Abydos erschien als Abgeordneter des Satrapen Ariobarzanes von Phrygien mit vielem Gelde, um sich des Beistandes der Griechen gegen seinen König zu versichern, da er sich schon 372 des Reiches des Mithridates bemächtigt hatte und abzufallen drohte. Er berief die Thebaner und deren Verbündete, sowie auch die Lakedämonier zu einem Friedenscongreß nach Delphi, wo aber nichts beschlossen ward, da Theben auf die Unabhängigkeit Messene's von Sparta bestand; sodaß Philiskus nun ein Soldheer zum Beistand Sparta's warb. Dieses war zugleich durch ein zweites Hilfscorps vom Tyrannen Dionysius unterstützt, dem an der Erhaltung der spartanischen Macht und aristokratischen Politik ebenso sehr, wie dem Artaxerxes gelegen war; denn ein Gegengewicht gegen Theben sollte in die politische Wage der Staaten gelegt werden; nach Athens Ansicht mußte in Thessalien die Gegenmacht gebildet werden, nach der Ansicht Sparta's in Lakonika. (*Xen.* VII, 1.) Diese letztere Meinung drang bei den Verbündeten durch. Archidamus, des Agesilaus Sohn, zog mit den durch die Sicilier verstärkten Spartanern zuerst gegen das abgefallene Karyä (im J. 367) und ließ die Einwohner niedermachen (*Polyaen.* I, 41, 5); dann gegen die Parrhasier in Ar-

kadien, deren Gebiet er verheerte; zog sich jedoch bei der Annäherung der zur Abwehr vereinigten Arkader und Argiver wieder zurück und lagerte sich auf den Hügeln bei Midea. (Müller, Dorier II, 448.) Hier gab Kissidas, der Anführer der Sicilier, vor, seine Zeit sei abgelaufen und machte sich nach Sparta auf den Weg. Die Messenier verlegten ihm aber diesen Weg in einem Engpasse, worauf er den Archidamus um Hilfe bat, welcher auch sogleich ausbrach und auf dem Seitenwege nach Eutresia wieder auf die verbündeten Arkader und Argiver stieß, die ihm den Rückzug nach Sparta abzuschneiden drohten. Der König, von Feinden umstellt, rückte vereint mit den Siciliern auf den ebenen Platz, wo die Straßen nach Eutresia und nach Midea zusammentreffen, begeisterte sein Heer durch eine Anrede, und benutzte einen Gewitterschlag aus heiterem Himmel, und ein Heiligthum des Herkules seines Ahnherrn zur rechten Seite, als günstige Vorzeichen, sodaß er die Feinde warf und ein Siegeszeichen errichten konnte. Bei der durch den Herold Demoteles nach Sparta gesandten Botschaft des Sieges, der den Spartanern nicht Einen, den Feinden aber 10,000 (*Diod.* XV, 72. *Plut.* Apophth. lacc. t. II. p. 125 und Prov. quibus Alex. M. us. s. t. VI. p. 564) Mann gekostet haben sollte, vergossen Alle Thränen der Rührung, Agesilaus, die Geronten und die Ephoren; die Thebaner und Eleer aber, durch das Streben der Arkader nach der Hegemonie gegen sie aufgebracht, sollen eine Schadenfreude über diesen Unfall ihrer Nebenbuhler nicht verhehlt haben. (*Xen.* l. c.) Nach diesem Kriege, welchen die Priesterinnen zu Dodona als thränenlos für die Lakedämonier vorausgesagt hatten, schlossen die Arkader ihren bedrohten Bund enger und arbeiteten unverdrossen an der Vollendung ihrer Hauptstadt Megalopolis. (*Diod.* XV, 72.) Dieses zweifelhafte Schwanken der Hegemonie im Peloponnes konnte den nach dem Alleinbesitz derselben in Griechenland strebenden Thebanern nicht gleichgültig sein; deshalb suchten sie sich die durch Artaxerxes dargebotene Gelegenheit zu Nutze zu machen, und durch Persiens Hilfe zur Alleinherrschaft zu gelangen, zumal da ihnen Athen und Sparta durch Gesandte an den persischen Hof den Vorsprung abzugewinnen schienen. Unter dem Vorwande, die Lakedämonier hätten den Euthykles zum großen Könige als Unterhändler geschickt, bewogen sie ihre Verbündeten, ein Gleiches zu thun; demnach begaben sich von Theben Pelopidas (*Xen.* VII, 1) und Ismenias (*Ael.* Var. hist. I, 21), von Arkadien Antiochus der Pankratiast, von Elis Archidamus, ein Argiver, aber kein Messenier an den persischen Hof. (*Xen.* l. c.) Die Athener sandten, als sie von dieser Botschaft vernommen, den Timagoras und Leon. Pelopidas' Ruhm gab ihm ebenso wol wie seine Persönlichkeit ein großes Übergewicht über die andern Gesandten. Schon bei seiner Reise durch die persischen Statthalterschaften ward er überall gefeiert, mehr noch am Hofe zu Susa. Artaxerxes zeichnete ihn ehrenvoll aus, denn es schmeichelte ihn, daß so große Männer von fernher kämen, ihm zu huldigen, und gewann ihn noch lieber, als er ihn auch von Angesicht erblickte und in seiner Sprache mehr Kraft als in der attischen und mehr Einfachheit als in der spartanischen bemerkte. War er gleich gegen Pelopidas, der sich nicht wie Ismenias zur Hofetikette der Adoration bequemte, weniger gnädig, als gegen den in höfischer Servilität geübten Antalkidas, welchem er den Kranz in Duftöl getaucht überschickte, den er bei Trinkgelagen trug, und weniger verschwenderisch freigebig, als gegen den unverschämt habsüchtigen und bestechlichen Timagoras, so zeichnete er ihn vor ihnen desto mehr durch Gewährung seiner Anträge aus, und gab gegen Vorbehalt des ungestörten Besitzes von Asien (*Isocrat.* Archidam. 9) seinen geschichtlich begründeten Vorstellungen für Griechenlands Unabhängigkeit, die Einschränkung der Athenischen Flotte (*Xen.* VII, 1, 36), Messene's Wiederherstellung und Thebens altherkömmlicher Freundschaft für Persien (*Plut.* Pel. 30) die Bestätigung. (*Plut.* Pel. 30. *Xen.* VII, 1.) Als Pelopidas seinen Zweck erreicht und mit Ehrengeschenken vom Könige entlassen, in Begleitung eines das königliche Handschreiben überbringenden Persers nach Theben zurückgekehrt war, verlangten die Thebaner von den versammelten Abgeordneten der Städte, den Eid auf diese Urkunde: mit dem Könige und ihnen Freundschaft halten zu wollen. Die Gesandten verweigerten den Eid; Lykomedes, an der Spitze der gegen Elis zurückgesetzten und mit tiefer Verachtung gegen das persische Hofgepränge erfüllten Arkader, verlangte sogar, daß die Zusammenkunft nicht in Theben, sondern dort gehalten werden sollte, wo der Krieg geführt würde. Als er hierauf von den Thebanern mit Vorwürfen überhäuft ward, er zerrütte die Bundesgenossenschaft, so verließ er die Sitzung des Bundesrathes, und reiste ab. Ihm folgten alle Arkadischen Deputirten. Eine Gesandtschaft Thebens an die Städte mit der Auffoderung zum Eide auf das königliche Schreiben ward durch die Protestation der Korinther gleichfalls vereitelt, sodaß Pelopidas' Bemühungen nicht den gehofften Erfolg hatten (*Xen.* VII, 1), und Sparta um so entschiedener bei seinem Widerspruche gegen Messene's Autonomie beharren konnte (*Plut.* Ages. 34), weil diese eine den Bestimmungen des Antalkidischen Friedens entgegenlaufende Neuerung war, der bis dahin als die rechtliche Grundlage der Hellenischen Staatenverhältnisse betrachtet ward. Persien hatte sich durch Messene's Anerkennung von Sparta ab- und Theben zugewandt, dem gewissermaßen eine Hegemonie durch die Verwirklichung der neuen Bestimmungen eingeräumt, und die Nothwendigkeit geboten war, die Staaten im Falle des Widerstrebens mit Waffengewalt zur Genehmigung zu zwingen.

Epaminondas, der das Heer in Thessalien gerettet und den Pelopidas und Ismenias befreiet hatte, ward in hoher Anerkennung seiner Verdienste um das Vaterland von demselben jetzt an die Spitze einer dritten Heerfahrt in den Peloponnes gestellt, welche, außer den nach Unabhängigkeit strebenden Arkadern, zunächst den Achaiern galt. Diese, meist Aristokratien, waren bisher dem spartanischen Interesse zugethan und Thebens Verbündeten im Wege gewesen; deshalb mußte Theben sie gewinnen oder bezwingen. Epaminondas begann sein Unternehmen damit, daß er den Peisias, welcher in Argos Feldherr war, bewog, das Gebirge Oneion zu besetzen, dessen Bewachung von

dem Naukles, dem Anführer der Lakedämonischen Miethtruppen, und von dem Athener Timomachus vernachlässigt ward. Peisias besetzte den Hügel oberhalb Kenchreä in der Nacht mit 2000 Hopliten, und war auf sieben Tage mit Lebensmitteln versehen. In diesen Tagen kamen die Thebaner an, überstiegen den Berg, vereinigten sich mit den Bundesgenossen und drangen mit ihnen in Achaja ein. Die Aristokraten, längst von Sparta's Hilfe abgeschnitten, glaubten sich nicht anders im Besitze der Herrschaft behaupten zu können, und warfen sich dem Epaminondas in die Arme, welcher, ohne die Häupter zu verbannen, noch die Verfassung zu verändern, von den Achaiern das Gelübde treuer Kampfgenossenschaft empfing, und, nachdem er also die Landschaft für Theben gewonnen, wieder heimzog. Da ward er jedoch von den Arkadern und ihren Verbündeten verklagt, Achaja eine den Lakedämoniern günstige Einrichtung gegeben zu haben, und die Thebaner beschlossen deshalb, Harmosten in die Achäischen Städte zu senden und demokratische Verfassungen einzuführen. Die nun in Scharen vertriebenen Aristokraten aber vereinigten sich, eroberten eine Stadt nach der andern, setzten sich wieder in den Besitz ihrer vorigen Gewalt, sagten sich von Theben los und schlossen sich wieder an die Spartaner an, die sie nach Kräften im Kriege gegen die Arkader unterstützten, wodurch diese von zwei Seiten bedrängt in eine schwierige Lage geriethen. (*Xen.* VII, 1.)

In Sikyon, wo bis dahin noch die aristokratische Verfassung bestanden, erhob sich damals Euphron, und versprach den Argivern und Arkadern, unter ihrem Beistande die Verfassung zu verändern, von Sparta abzufallen und dem Bunde gegen dasselbe beizutreten. Sie gingen auf den Vorschlag ein; Euphron berief mit ihrer Hilfe eine Volksversammlung und gründete eine Demokratie. Er selbst ward nebst Hippodamus, Kleander, Akrisius und Lysander zum Feldherrn erwählt, und ernannte seinen Sohn Adeas zum Anführer der Miethtruppen, die er sich durch Geldspenden verpflichtete, wozu er die Güter der 40 Verbannten (*Diodor.* XV, 70) confiscirte, die Staatscasse verwandte und selbst die Tempelschätze angriff. Seine Mitbefehlshaber räumte er dann durch Verbannung und Mord aus dem Wege und schwang sich, mit Genehmigung der durch Geld und Kriegshilfe gewonnenen Verbündeten, als Tyrann an die Spitze des Staates, ohne von der thebanischen Besatzung in der Burg daran verhindert zu werden. (*Xen.* l. c. 2, 11.) Diese machte, verbunden mit den Bürgern von Sikyon und Pellene und den Söldnern des Euphron, einen vergeblichen Angriff auf das den Spartanern stets treue Phlius (*Xen.* VII, 2, 11—16), welches darauf durch Absperrung ausgehungert und zur Übergabe gezwungen werden sollte, indem die Sikyonier Thyamia und die Argiver Trikaranon anlegten, um durch diese Forts der Stadt jede Zufuhr abzuschneiden. Da erschien Hilfe von Athen unter Chares, der Thyamia einnahm (*Xen.* VII, 2, 18. *Aesch.* De fals. leg. p. 146. *Diod.* XV, 75), während die Argiver sich in Trikaranon behaupteten. Eine Veränderung in den Verhältnissen Sikyons ward durch Äneas aus Stymphalus bewirkt, welcher Anführer der Arkader geworden war. Dieser beschloß den Tyrannen zu stürzen und besetzte mit seinen Truppen die Akropolis, worauf er die Verbannten zur Rückkehr aufrief. Der erschrockene Euphron flüchtete sich in den Hafen von Sikyon und übergab ihn, mit Hilfe des Pasimelus von Korinth, den Lakedämoniern, denen er einzubilden versuchte, er sei ihnen beständig treu geblieben. (*Xen.* VII, 3, 2—3.) Dann holte er Miethtruppen aus Athen und ward durch sie und mit Hilfe der Volkspartei wieder Herr eines Theils der Stadt; weil er aber sah, daß er sich der ganzen Stadt nicht würde bemächtigen können, so lange die Thebaner die Burg behaupteten, so ging er, mit Geld versehen, nach Theben, um die dortigen Stimmführer für sich zu gewinnen. Ihm waren jedoch einige seiner Feinde aus Sikyon auf dem Fuße nachgefolgt, die ihn in Theben auf der Kadmea, vor den Augen der versammelten Häupter der Stadt, ermordeten. Die Thebaner erklärten, ihm sei Recht geschehen; seine Mitbürger aber ließen seine Leiche holen, begruben sie auf dem Marktplatze und verehrten ihn wie einen Stifter der Stadt. (*Xen.* VII, 3, 12.)

Wichtiger als diese zu kurze Verbindung mit Sikyon war für die Arkader ein Bündniß mit Athen. Dieses hatte, ungeachtet der den Lakedämoniern geleisteten Dienste, keine Anerkennung gefunden; und als nun Oropus, von Flüchtlingen besetzt, sich denselben unterwerfen mußte, schien es für Athen verloren zu sein, denn Theben warf sich als Vermittler auf und gab den Ort nicht wieder heraus. (*Xen.* VII, 4, 1. *Diodor.* XV, 76.) Umsonst bat Athen jetzt Sparta um einen Gegendienst, und entsagte, erbittert über solchen Undank, der bisherigen Bundesgenossenschaft. Lykomedes, schon längst darauf bedacht, Arkadien von Theben unabhängig zu machen, benutzte diese Gelegenheit, und bewog die Zehntausend, Athen ein Bündniß anzutragen, welches von demselben angenommen ward. (*Xen.* VII, 4, 2—3.) Bald darauf fiel dieser für Arkadien so bedeutende Mann durch Mord; die Arkader blieben mit Athen verbündet, setzten aber zugleich den Krieg gegen Sparta fort, und die Athener wußten ihnen sogar ein Corps Reiter unter Lysistratus zu Hilfe geben. (*Xen.* VII, 4, 6 und 29. *Diodor.* XV, 77. *Xen.* De vect. 3, 7.) Die Athenische Besatzung, welche noch in Korinth gestanden, erhielt von dieser, durch eine in der Athenischen Volksversammlung ausgesprochene Absicht mistrauisch gemachten Stadt Befehl, sich zurückziehen; ja die unter Chares nach Kenchreä gekommene Athenische Flotte ward nicht einmal in den Hafen aufgenommen. (*Xen.* VII, 4, 4—5.) Da die Korinther sich nun durch kostbare Miethtruppen schützen mußten, zogen sie es vor, Theben einen Frieden anzutragen, welches auch Phlius und einige andere Staaten thaten. (*Xen.* VII, 4, 6—11. *Isocr.* Archid. Cap. 39.) Durch diese Friedensschlüsse wurden die kriegführenden Staaten weiter von einander getrennt, der Krieg aber dauerte fort, und die Spartaner eroberten Sellasia, unterstützt durch ein von Dionysius II. gesandtes sicilisches Hilfscorps. Die Verwirrung vermehrte sich, als jetzt die Elier ihre Foderung des ihnen von Sparta entrissenen, jetzt von

Arkadien besessenen, Gebietes erneuerten; sie erlitten eine wiederholte Niederlage von den Arkadern, warfen sich den Lakedämoniern in die Arme und foderten diese zum Kriege gegen Arkadien auf, welcher, mit Erbitterung geführt, selbst die Feier der olympischen Spiele unterbrach. (*Xen.* VII, 28—32. *Diodor.* XV, 78. *Paus.* VI, 22. VI, 4.) Theben war durch seine Thessalischen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen, und mußte die erst gegen Sparta verbündeten, jetzt unter einander in unseligem Haber zerfallenen, Staaten ihrem Schicksale überlassen. Um diese Zeit (*Diodor.* XV, 79, 364 vor Chr.), oder früher schon, als Epaminondas den Pelopidas befreite, welches wahrscheinlicher ist (*Paus.* IX, 15), zerstörten die Thebaner auch Orchomenos, dessen Ritter sich mit einigen Oligarchen in Theben verbunden hatten. (*Diodor.* l. c.) Auch mag um diese Zeit Epaminondas in einer Volksversammlung der Arkader das bekannte Gespräch mit dem Athenischen Gesandten Kallistratus gehabt haben, in welchem er diesen Redner, der Thebaner und Argiver zu beschimpfen suchte, mit schlagender Gewandtheit abfertigte. (*Nep.* 6. *Plut.* Apophth. 15.) Kallistratus warf den Thebanern und Argivern die Verbrechen des Orestes und Ödipus vor, worauf ihm Epaminondas entgegnete: „Wir geben zu, daß bei uns ein Vatermörder und bei den Argivern ein Muttermörder gewesen; indessen haben wir die, welche eine solche That verübt, zum Lande hinausgeworfen, ihr Athener aber habt sie aufgenommen." Vielleicht hat dieser Landtag auch früher stattgefunden, da Thebens Einfluß im Peloponnes noch größer war. Jetzt hielt es nur noch in Sikyon und Tegea Besatzungen.

So groß auch die Thaten der Thebaner im Peloponnes wie in Thessalien und Makedonien gewesen, konnten sie doch jetzt weder hier noch dort ihren Einfluß vergrößern, da es den Athenern durch ihre Politik gelungen war, eine Art Gleichgewicht unter den Staaten zu erhalten, wodurch Theben die Erwerbung der Hegemonie zu Lande erschwert ward. Nun konnte es aber dem Scharfblicke des Epaminondas schwerlich entgangen sein, daß Athen diese Bedeutung nur durch seine Seemacht besaß, welche durch die Verbindung mit Sparta noch gewonnen hatte. Weil die Hegemonie zu Lande jedoch durch eine Thalassokratie unterstützt sein will, so beschloß Epaminondas, den Thebanern auch diese zu schaffen, obgleich der Delphische Gott ihm gerathen, sich vor dem πέλαγος zu hüten. (*Paus.* VIII, 11, 6.) Die Thebaner, durch ihren Gesetzgeber Philolaos an Ackerbau und Viehzucht gewiesen, waren dem Handel, der Schiffahrt und dem Seekriege bisher fremd gewesen, und hatten nur wenige Kriegsschiffe gehalten. Es ist erzählt, daß sie im J. 413 den Spartanern 25 Trieren mit nach Sicilien gaben (*Thuc.* VIII, 3); daß 373 ihre Schiffe mit den Athenischen vereint waren (*Dem.* Tim. 1190), und daß die Spartaner deren zwölf in Kreusis nahmen (*Xen.* VI, 4, 3); jetzt sollten aber, so sehr dies eigentlich gegen Epaminondas' Neigung war, seine hochstämmigen Hopliten (*Plut.* Philopom. 14) durch ihn auch zum Matrosendienste herabgewürdigt werden. Darum besprach er sich mit seinen Mitbürgern in öffentlicher Volksversammlung, um sie zu dem Entschlusse zu bewegen, sich um den Oberbefehl zur See zu bemühen. (*Diodor.* XV, 78.) In einer wohl durchdachten Rede (*Aesch.* De fals. leg. p. 123) wies er die Vortheile und die Möglichkeit dieses Unternehmens nach, und bemerkte, daß es leicht sei, sich die Herrschaft zur See zu erwerben, wenn man die Herrschaft zu Lande besitze. Hierauf beschloß das Volk den Bau von hundert Trieren und ebenso viel Schiffshäusern. (Aristides' erste leuktrische Rede. *Dindorf.* I. p. 634.) Er selbst ward an die Spitze einer Expedition gestellt, um die Rhodier, Chier und Byzantiner zur Unterstützung des Vorhabens aufzufodern, und um, wie er sich in der Volksversammlung ausdrückte, die Propyläen der Athenischen Akropolis unter den Vorstand der Kadmea zu stellen. (*Aeschin.* l. c.) Als er im Frühlinge 363 in See gehen wollte, mußte er erst den Laches zurückschlagen, welcher mit einer ansehnlichen Athenischen Flotte abgesandt war, ihm das Auslaufen zu wehren; er zwang ihn, abzusegeln, überwand glücklich die unregelmäßigen Strömungen des Euripus (*Strabo* IX, 11, 8. *Liv.* XXVIII, 6. XXXI, 24), gewann die Rhodier, Chier und Byzantiner (*Isocr.* ad Phil. 21) für Thebens Sache (*Diodor.* l. c. *Justin.* XVI, 4), lehnte die Auffoderung des Adels zu Heraklea am Pontus zum Beistande gegen das Volk ab, und kehrte wieder zurück, nachdem er den Athenern neue Feinde erweckt und den ersten Anstoß zu dem Abfalle der Bundesgenossen und jenem verderblichen Bundesgenossenkriege gegeben hatte. Sein großer Gedanke, der Schöpfung einer thebanischen Seemacht, scheiterte an der Abneigung der Böotier gegen das Meer, an dem Mangel guter Kriegshäfen und großer Städte an der Böotischen Küste und an der kurzen Dauer seines Lebens; denn wenn er länger gelebt hätte, so würden die Thebaner den Oberbefehl zu Lande mit der Herrschaft zur See zugleich erlangt (*Diodor.* XV, 79) und er die Befriedigung gehabt haben, eine dauernde Grundlage für den Bau der Größe und Herrschaft Thebens gelegt zu sehen.

Der Tyrann Alexander von Pherä hatte die Zeit jener Unternehmungen der Thebaner benutzt, seine Macht zu vergrößern, hatte Thessalische Städte eingenommen und den Phthioten, den gesammten Achäern und Magnesiern Besatzungen aufgedrungen. Da wandten sich die bedrängten Städte durch Gesandte an die Thebaner um Hilfstruppen, und erbaten sich zugleich den aus Asien zurückgekehrten Pelopidas zum Anführer. Der Gewährung des Gesuchs durch den Böotischen Bundesrath (*Diod.* XV, 80) folgte der Aufbruch des Heeres von 7000 Hopliten, im J. 364; in dem Augenblicke trat eine Sonnenfinsterniß ein (13. Juni; Dodwell), welche Alles in angstvolle Bestürzung versetzte, und den Pelopidas nöthigte, mit nur 300 freiwilligen Reitern und einigen Miethsoldaten den Marsch anzutreten, denn er verachtete das Omen und dürstete nach Rache an Alexander, und hoffte durch Hilfe der Thebe den Hof schon im Zustande innerer Zerrüttung anzutreffen. Ein höherer Antrieb jedoch war für ihn der edle Ehrgeiz, den Griechen zu zeigen, wie The-

ben das Schwert für die Unterdrückten führe und ruchlose Gewaltthat in Griechenland stürze, in einer Zeit, wo Sparta dem Tyrannen Dionys von Sicilien Hauptleute und Vögte sandte, und wo Athen von Alexander Sold bezog und ihn als seinen Wohlthäter in Erz aufstellte. (*Plut.* Pel. 31.) In einer Heerschau zu Pharsalus musterte er seine mit den Thessaliern vereinten Truppen, um den Tyrannen sogleich anzugreifen, welcher ihm mit noch einmal soviel Fußvolk, als die Thessalier stark waren, bis Thetidion, einem Städtchen unweit Pharsalus, entgegenzog. Als man ihm dies bemerkte, antwortete er: „desto besser, desto mehr erschlagen wir!" Und als ein Soldat ausrief: „Wir sind unter die Feinde gerathen," entgegnete er: „Ist es nicht besser so, als daß Jene unter uns gerathen sind?" (Apophth. Pel. III.) Zwischen beiden Heeren lagen in der Gegend, welche Kynoskephalä heißt, einige Hügel hoch und abschüssig neben einander; diese beherrschten die Ebene, und deshalb suchte Jeder sie zuerst zu gewinnen. Pelopidas machte mit seiner Reiterei einen Angriff auf die feindliche, welche geworfen ward und sich in der Ebene zerstreute; indessen aber erschien Alexander mit seinem Fußvolke auf diesen Höhen und das Thessalische Fußvolk machte zu spät einen Versuch, sie zu stürmen; er mislang. Da rief Pelopidas seine Reiter von der Verfolgung zurück, und setzte auf den Feind an, da wo er Front bot. Selbst flugs den Schild zur Hand, stürzte er sich voran in das Gefecht um die Hügel, begeisterte die Thessalier zu neuem Muthe, und Fußvolk und Reiterei stürmten noch zwei bis dreimal vergebens, da wich Alexander von den Höhen und zog sich Schritt für Schritt zurück. Pelopidas gewann die hohe und feste Position, von welcher herab er das zwar noch nicht fliehende, aber doch in Unordnung gebrachte Heer des Feindes überschauete und seinen verhaßten Gegner mit den Augen suchte. Endlich sah er ihn auf dem rechten Flügel die Söldner sammeln und ermuthigen, und rannte, von der Phantasie hingerissen, gleich den Heroen der Mythe, die gemeinen Haufen weit hinter sich, den Tyrannen an mit lauter Herausfoderung zum Zweikampfe. Doch der verkroch sich hinter schützende Hellebarden, die der stürmische Held zurückwarf und einen Haufen von Leichen um sich thürmte, bis ihn die Trabanten mit ihren langen Speeren durch die Rüstung überall wund stachen. Da eilten die Thessalier voll ängstlicher Besorgniß von den Hügeln zu Hilfe, fanden ihn jedoch bereits gefallen. Die thebanischen Reiter vollendeten die Niederlage der Feinde, deren mehr als 3000 die Wahlstatt mit ihren Leichen deckten. Doch der Vater und Retter war nicht mehr! (*Plut.* Pel. 33.) Die Scharen überboten einander in der Trauer um ihn; kein Thebaner schnallte trotz der Arbeit des Tages den Panzer ab, Keiner zäumte sein Pferd ab, Keiner verband seine Wunden. Schweiß triefend unter dem Harnisch schichtete man die Beute der Schlacht um den Leichnam des Helden, schor die Mähnen des Streitrosses, schor sich sein eigenes Haar. Aus den Städten erschienen die Behörden, Jünglinge, Knaben und Priester, zum Ehrenempfang der Leiche, Trophäen und Kränze und volle goldene Rüstungen auf die Bahre legend, und ersuchten die Thebaner, ihnen die Bestattung zu überlassen, die ihnen gewährt ward. (*Plut.* Pel. l. c.) — Theben vollendete das angefangene Werk des Pelopidas dadurch, daß es sogleich 7000 Mann Fußvolk und 700 Reiter unter Malkites und Diogeiton nach Thessalien sandte, welche den geschwächten Tyrannen zwangen, den Thessaliern die Städte herauszugeben, Magnesia, Phthiotis und die Achäer von den Besatzungen zu befreien, und mit einem körperlichen Eide den Thebanern überallhin Heeresfolge zu schwören. — Bald darauf, im J. 359, fand dieser ausgezeichnete, aber furchtbare Despot, der Menschen lebendig begraben, Andere in Eber- und Bärenhäute genäht mit Jagdhunden zu Tode hetzen lassen (*Plut.* Pel. 29), seinen eigenen Tod durch seine Gattin Thebe und deren Brüder. Die Wohnung des Tyrannen war Nachts von Wachen umringt; ein Kettenhund, Jedem furchtbar außer der Thebe, ihren Brüdern Tisiphonus, Pytholaus, Lykophron, und seinem Wärter, der ihn fütterte, lag vor dem Schlafgemach im obern Söller. Am Tage vor der That hielt die Frau ihre Brüder schon nahe bei in einer Kammer verborgen, ging dann ihrer Gewohnheit nach zu dem schon schlafenden Gatten hinein, kam aber bald wieder heraus und befahl dem Wärter, den Hund fortzuschaffen, denn der Herr wolle die Nacht in Ruhe schlafen. Darauf belegte sie selbst die Treppe mit Wolle, führte die schwergerüsteten Brüder hinauf und stellte sie vor die Thür, ging hinein, nahm das zu seinen Häupten hängende Schwert herab und zeigte es zum Beweise, daß er fest schlafe. Als die Jünglinge schauderten und zagten, drohte sie, den Alexander zu ihrem Verderben wecken zu wollen; da folgten sie ihr, die voranleuchtete, und stellten sich um das Bett; Einer faßte ihn bei den Füßen, der Andere bog den Kopf an den Haaren zurück, und der Dritte gab ihm den Todesstreich. (*Plut.* Pel. 35.) Thessalien ward jetzt der Schauplatz noch größeren Elends.

Seit dem Abfalle der Achaier und Elier hatten sich die Verhältnisse im Peloponnes ungünstig für Theben gestaltet. Da entstanden auch unter den Arkadern Spaltungen, aus welchen eine Theben feindliche Partei hervorging. Nachdem nämlich die Arkader in Gemeinschaft mit den Pisäern die olympischen Spiele geordnet, waren sie Herren des Tempels und der Schätze in demselben. Als ihre Archonten aber die Tempelgelder angriffen und davon ihre Söldlinge, die Epariten, unterhielten, faßten die Mantineer, obgleich auch sie Weihgeschenke genommen haben sollen (*Diod.* XV, 82), in ihrer Versammlung den Beschluß, sich dieser Maßregel zu widersetzen, und sandten den auf sie zur Bezahlung ihrer Epariten gefallenen Antheil an die Archonten zurück. (*Xen.* VII, 4, 33.) Das erklärten die Archonten für eine dem Nutzen des Bundes zuwiderlaufende strafbare Handlungsweise, foderten die Vorsteher der Mantineer zur Verantwortung vor das Gericht der Myrioi, und sandten nach gesprochenem Urtheile, als jene nicht erschienen, Epariten ab, sie zu holen, welchen die Mantineer aber die Thore verschlossen. Bald trat sogar die Mehrzahl der Zehntausend der Ansicht der Mantineer bei; weil aber diejenigen Archonten, die den Tempelschatz angegriffen hatten, für ihr Leben fürchteten, wenn sie Rechenschaft ablegen müßten, und

deshalb die Fortsetzung des Krieges wünschten, so wandten sie sich nach Theben mit der Vorstellung, die Arkader seien im Begriffe, sich wieder auf spartanische Seite zu schlagen, und Theben möchte, um dies zu verhindern, mit den Waffen einschreiten. Diesen Wunsch theilten auch die Tegeaten. (*Diod.* XV, 82.) Die Landesgemeinde der Arkader schickte auf die Nachricht, daß Theben rüste, Gesandte dorthin mit der Bitte, die Rüstung einzustellen, denn es sei gar keine Ursache zum Kriege vorhanden; auch schlossen Arkader und Eleer eilends einen Vergleich, um den Thebanern jeden Vorwand zur Einmischung in ihre Angelegenheiten zu benehmen. Wie erwünscht diesen jedoch die Gelegenheit war, das Ansehen ihrer Waffen im Peloponnes wieder geltend zu machen, bezeugt das Benehmen des thebanischen Harmosten, welcher mit 300 Hopliten als Besatzung in Tegea stand. Als hier der Friede geschlossen, beschworen und durch eine Mahlzeit, Trankopfer und Festgesänge gefeiert ward, ließ jener Harmost, obgleich er selbst mitgeschworen, im Einverständniß mit den Böotiern, der Mehrzahl der Tegeaten, den tempelräuberischen Beamten und den Gleichgesinnten unter den betheiligten Epariten die Thore der Stadt schließen, und die Vornehmsten der aus allen Arkadischen Städten hier unter Zelten Versammelten ergreifen, sodaß das Stadtgefängniß und das Gemeindehaus die Zahl der Gefangenen kaum faßte. Da aber Viele, und besonders Mantineer, über die Mauer und aus den Thoren entkommen waren und sich nach Hause geflüchtet hatten, so schickten die Mantineer, welche von der friedliebenden Partei waren, den folgenden Tag sogleich Boten in die andern Arkadischen Städte umher, mit der Auffoderung, unter Waffen zu treten und auf ihrer Hut zu sein, sowie auch nach Tegea mit dem Verlangen der Herausgabe ihrer Mitbürger, und der bestimmten Foderung, daß kein Arkader gefangen gehalten, oder vor rechtlicher Entscheidung hingerichtet werden sollte. Die Stadt Mantinea, so lautete die Erklärung, verbürge sich, alle Angeklagten vor die Landesgemeinde der Arkader zu stellen. Diese Entschlossenheit setzte den Thebaner in solche Verlegenheit, daß er alle Gefangenen in Freiheit setzte und sich vor öffentlicher Versammlung mit einer Lüge entschuldigte, die Niemand glaubte. Sie hörten dies an und ließen ihn gehen, schickten aber Gesandte nach Theben, die ihn auf den Tod anklagen mußten. Hier soll sich der als Böotarch mit der Rüstung zum beschlossenen Peloponnesischen Feldzuge beauftragte Epaminondas seiner angenommen und den Gesandten geantwortet haben, der Mann habe weit vernünftiger gehandelt, wie er die Leute gefangen setzte, als wie er sie los ließ. Er warf ihnen als Verrath vor, daß sie Theben aufgefodert, mit den Waffen einzuschreiten, und nun ohne sein Wissen Frieden machten, und kündigte ihnen an, daß er nächstens mit einem Heere in Arkadien erscheinen und den Freunden der Thebaner helfen werde. (*Xen.* VII, 4.)

Diese Antwort bestärkte die Mantineer und ihre Verbündeten in der Furcht vor Thebens Waffen, und in dem Entschlusse, sich zu vertheidigen. Der Gedanke, den Peloponnes vor der angedrohten Unterjochung zu schützen, vereinte jetzt die sonst so eifersüchtigen Staaten zu gemeinsamer Abwehr. Mantinea, längst mit Athen befreundet und voll Vertrauen auf dessen Beistand (*Diod.* XV, 5), dem es seine Wiederherstellung verdankte (*Xen.* VI, 2, 3—5), war die Vaterstadt des Lykomedes, des Schöpfers des Arkadischen Bundes, und stand jetzt Tegea gegenüber an der Spitze der patriotischen Partei des Peloponnes. Von dieser Stadt gingen im Namen der andern, wie auch der Eleer und Argiver jetzt Gesandte nach Athen, die um Hilfe baten. Ebenso fragten Abgeordnete der Epariten in Lakedämon an, ob es nicht zu gemeinsamem Widerstande bereit sei, wenn eine fremde Macht zur Unterjochung des Peloponnes heranzöge, und so kam denn ein Bündniß zwischen jener Arkadischen Partei, den Athenern, Lakedämoniern, Achaiern und Eleern zu Stande. In Betreff des Oberbefehls wurde durch die Bundesverhandlungen festgesetzt, daß jedes Bundesglied denselben in seinem Lande führen solle. Athen und Sparta rüsteten sofort Hilfsheere.

Während dies geschah, rückte Epaminondas im Frühlinge des J. 362 vor Chr. mit allen Böotiern, Euböern, und vielen Thessaliern aus, sowol von Alexander als auch von dessen Gegnern, die sich sämmtlich in der thebanischen Symmachie befanden. Die Phoceer verweigerten die Heeresfolge unter dem Vorwande, wol zur Vertheidigung Thebens, nicht aber zu einem Angriffskriege desselben verbunden zu sein. Im Peloponnes waren Argos, Messene, Tegea, Megalopolis, Asea, Palantium und einige kleinere Arkadische Städte den Thebanern verbündet, welche durch ihre Lage dazu gezwungen waren. (*Xen.* VII, 5, 1—3. *Diod.* XV, 82.) Epaminondas ging diesmal ungehindert über das Oneion in den Peloponnes und verweilte zuerst in Nemea, um hier die Athener auf ihrem Durchzuge vor der Vereinigung mit ihren Bundesgenossen zu vernichten, wodurch das Vertrauen der thebanischen Verbündeten sehr gehoben werden mußte; da hörte er aber, daß sie den Plan aufgegeben hätten, den Zug zu Lande zu machen und sich rüsteten, zur See über Lakedämon nach Arkadien zu gehen, und setzte seinen Heereszug bis Tegea fort, während sich seine Feinde bei Mantinea zusammengezogen hatten. Daß er sein Lager innerhalb der Mauern von Tegea aufschlug, war der Vorsicht gemäß, denn hier war er gesicherter als außerhalb, und konnte von den Feinden unbemerkt seine Unternehmungen im Verborgenen vorbereiten, dagegen aber die außerhalb gelagerten Feinde ruhig beobachten. Auch gewährte ihm die Stadt mehr Mittel des Unterhaltes, als ein von Feinden umschwärmtes Lager in der offenen Landschaft, denn er hatte den Plan, sich, ungeachtet seiner Überlegenheit, hier zu halten, bis seine Gegner Fehler machten, und war nicht gesonnen, sie in vortheilhaften Stellungen anzugreifen. Die Zeit verstrich indessen, ohne daß sich mehr Städte mit den Thebanern vereinigt hätten; ihre Feinde verschanzten sich bei Mantinea; und riefen den Agesilaus mit den Lakedämoniern herbei, der schon bis Pellana in Lakonika, oder gar bis Mantinea (*Polyb.* IX, 8) vorgerückt war. Da hielt Epaminondas es für gerathen, eine Unternehmung zu wagen; ließ seine Leute eine Mahlzeit halten, befahl den Aufbruch und führte das

15,000 Mann starke (*Justin.* VI, 7) Heer mit anbrechender Nacht (*Diodor.* XV, 82) gegen das von Vertheidigern entblößte Sparta. Er hatte, um den Feind zu täuschen, ihm vorher eine Schlacht angeboten, die derselbe aber nicht annahm, weil die Atheniſchen Truppen noch nicht eingetroffen waren (*Plut.* Glor. Ath. 2), und Sparta wäre ohne Zweifel wie ein leeres Nest (*Xen.* l. c.) von ihm eingenommen worden, wenn nicht Agesilaus durch einen Kreter (*Xen.* VII, 5. 10) oder Thespier (*Plut.* Ages. 34. Cfr. *Polyb.* IX, 8. *Polyaen.* II, 3, 10. *Diod.* l. c.) Nachricht erhalten und wenigstens mit einem Theile seines Heeres kurz vor ihm in Sparta eingetroffen wäre. Seine Truppen waren nur gering an Zahl, denn die Reiterei nebst den Miethtruppen und drei von den zehn Abtheilungen des Fußvolks waren nach Arkadien abgegangen; doch besetzte er die Wachtposten. Epaminondas drang nicht auf einem solchen Punkte in die Stadt ein, wo er auf einem freien Platze hätte kämpfen, oder aus den Häusern hätte beschossen werden können, oder wo seine Überzahl ihm nicht zugleich ein Übergewicht über die Minderzahl gegeben hätte, sondern besetzte eine Gegend, wo er im Vortheile zu sein glaubte, und zog von einer Anhöhe herunter, gegen den Archidamus, welcher ihm mit nicht einmal 100 Mann den Hügel herauf entgegen kam. Die Thebaner mußten ungeachtet ihrer günstigen Stellung der verzweifelten Tapferkeit der Spartaner weichen; ihre Vordersten fielen, aber die Sieger drangen im Verfolgen zu weit vor und erlitten ebenfalls einen Verlust an Todten. Doch errichtete Archidamus auf dem Kampfplatze ein Siegeszeichen, und lieferte die Todten nach geschlossenem Stillstande aus. Der fast 80jährige Agesilaus selbst hatte sich in den Kampf gestürzt (*Plut.* Ages. 34), und der Jüngling Isadas warf sich hier abermals blos mit Lanze und Degen bewaffnet mit Aufopferungslust auf die Thebaner, und stürzte Alles zu Boden, was sich ihm widersetzte. Die Ephoren beehrten ihn mit einer Bürgerkrone für seine Tapferkeit, verurtheilten ihn aber zugleich zu einer Geldstrafe, weil er ohne Harnisch und Schild gefochten hatte. (*Plut.* Ages. 34. *Aelian.* Var. hist. VI, 3.) Da die Überrumpelung mislungen war, so setzte Epaminondas den Sturm auf die durch ihre Lage begünstigte (*Polyb.* V, 22), durch Greise und Kinder von den Dächern vertheidigte (*Diod.* XV, 83. *Xen.* VII, 5, 11), im Innern der Straßen verrammelte (*Diod.* l. c.) Stadt nicht weiter fort, sondern zog sich, nachdem er bis zur Agora vorgedrungen (*Polyb.* IX, 8), noch vor der Ankunft der übrigen Spartaner mit den Arkadern, ihren Verbündeten, im Bewußtsein eine große That (*Diod.* XV, 84. *Plut.* De glor. Ath. 2. *Front.* III, 11, 5) gethan zu haben, nach Tegea zurück. Hier ließ er sein schweres Fußvolk ausruhen, sandte aber die Reiterei mit der Ermahnung, in der Anstrengung auszuhalten, sogleich weiter gegen Mantinea, wo er wegen der Ernte jetzt alles Vieh und alle Einwohner außerhalb der Mauern vermuthete. In Mantinea war an demselben Tage, kaum eine Stunde vorher, auch die Atheniſche Reiterei eingetroffen, welche früh von Eleusis aufgebrochen, auf dem Isthmus Mahlzeit gehalten, dann ihren Weg über Kleonä genommen hatte, und in der Stadt bei den Bürgern einquartirt lag. Diese, obgleich weder Pferde noch Leute Zeit gehabt, Nahrung zu sich zu nehmen, ward, trotz eines bei Korinth entweder durch Thebaner oder Argiver erlittenen Verlustes, durch die Bitten der Einwohner bewogen, sogleich wieder aufzusitzen, und hatte das Glück, alles Vieh, die Arbeiter, Kinder und Greise edler Familien aus den Händen der freilich an Zahl überlegenen, trefflichen, aber durch Kriegsarbeit und Gewaltmärsche erschöpften thebanischen und Thessalischen Cavalerie zu befreien. (*Xen.* VII, 5, 15—18.) Es wird erzählt, daß der erste Zug der thebanischen Reiter, gegen Mittag vor Mantinea angelangt, schon den Poseidontempel, sieben Stadien vor dem Thore, erreicht hatte, als plötzlich die Athener, 6000 Mann stark, unter dem Strategen Hegesilaus (*Ephor.* XXV, bei *Diogen. Laert.* Vit. Xen. p. 124. *Steph. Xen.* Vect. III, 7) oder Hegelochus (*Diod.* XV, 84) auf den gegenüberliegenden Hügeln erschienen und die Stadt besetzten. Der Hipparch, welcher das Reitergefecht mit den Thebanern bestand, war Kephisodorus (*Ephor.* Ibid. *Paus.* VIII, 9, 5); er schloß einen Vergleich, und die Leichname der Gebliebenen wurden gegenseitig ausgeliefert.

Epaminondas' Böotarchat war in wenigen Tagen wieder abgelaufen, darum beschloß er, eine ohnehin durch die Umstände gebotene Schlacht zu liefern. Er konnte seine Verbündeten nicht verlassen, ohne etwas für sie gethan zu haben, wenn er nicht Thebens Hegemonie und die eigene Ehre aufs Spiel setzen wollte. (*Xen.* Hell. VII, 5, 18.) Und er durfte einen Kampf nicht scheuen, denn er hatte sein Heer so gebildet, daß es sich durch keine Anstrengung weder bei Tage noch bei Nacht ermüden ließ, daß es keine Gefahr vermied, und auch bei Mangel an guter Verpflegung stets willig gehorchte. Als er den Kriegern Befehl ertheilt, sich zur Schlacht zu rüsten, putzten die Reiter ihre Helme blank und die schwerbewaffneten Arkadischen Keulenträger malten eine Keule auf ihre Schilde, um als Thebaner zu erscheinen (*Xen.* VII, 5, 20. *Eckhel.* Doctr. num. II. p. 203); Alle schärften ihre Lanzen und Schwerter, und machten ihre Schilde glänzend. So gerüstet hieß er sie aufbrechen, und stellte sie in die gewöhnliche Ordnung, führte das Heer dann aber nicht auf dem kürzesten Wege, sondern vielmehr nach den westlichen Bergen von Tegea, der Stadt gegenüber, um die Feinde glauben zu machen, er beabsichtige an diesem Tage noch kein Treffen. Am Fuße des Gebirges angekommen, entwickelte er auf demselben seine Schlachtordnung, um sie dem Feinde zu zeigen, und schien sich sodann hier lagern zu wollen, indem die Soldaten die Waffen zusammenstellten, wodurch seine Gegner wirklich getäuscht wurden und die Anordnungen zur Schlacht aufgaben. (*Xen.* l. c. §. 22.) Das Ersteigen dieser Höhen hatte er den Augen des Feindes dadurch entzogen, daß er dem Hipparchen Befehl gab, mit 1600 Reitern vor dem Heere einen solchen Staub zu machen, daß dieses dadurch verhüllt ward. (*Polyaen.* II, 3, 14.) Darauf ließ er die bisher nach dem Flügel zu bewegten Massen durch eine Schwenkung Front machen, um so den Keil zu verstärken (*Xen.* l. c.), dann die Waffen aufnehmen und vorrücken. Das machte den getäusch-

ten Feind bestürzt; Keiner blieb ruhig; Einige liefen auf ihren Posten, Andere stellten sich in Reihe und Glied, Andere zäumten die Pferde, Andere legten die Panzer an. Das Heer der Thebaner soll 30,000 Mann zu Fuß und 3000 zu Roß, das der Spartaner 20,000 zu Fuß und 2000 zu Roß stark gewesen sein. Beide Theile rüsteten sich zu der Entscheidungsschlacht, und stellten sich in Ordnung, während die Seher auf beiden Seiten Opfer schlachteten und den Sieg verkündigten. (*Diodor.* XV, 85.) Ungefähr 30 Stadien südlich von Mantinea lag der Eichenhain Pelagos, an der nach Tegea führenden Heerstraße, wo sich die den rechten Flügel der spartanischen Schlachtordnung bildenden Mantineer mit den übrigen Arkadern und den Lakedämoniern aufstellten, denen zur Seite die Elier, die Achäer und die andern schwächern Truppen standen bis zum linken Flügel, den die Athener einnahmen. Die Thebaner stellten sich auf ihren linken Flügel; ihnen zur Seite standen die Arkader; auf den rechten Flügel schickten sie die Argiver; der übrige Haufe machte das Mitteltreffen aus, nämlich die Euböer, Lokrer, Sicyonier, Messenier, Malier, Änianen, Thessalier und die andern Bundesgenossen. Die Reiterei war bei beiden Theilen auf die zwei Flügel vertheilt, und begann den Streit, nachdem die Trompeten das Zeichen zum Angriffe gegeben, mit lautem Schlachtgeschrei. Während mit Wetteifer gefochten ward, gerieth die Reiterei der Athener, welche die der Thebaner angriff, in Nachtheil, nicht weil sie an Tüchtigkeit der Pferde, oder an Tapferkeit der Mannschaft, oder an Erfahrung im Reiterdienst ihr nachgestanden, sondern weil sie der größern Zahl, der leichtern Bewaffnung und kunstgerechtern Schlachtordnung nicht gewachsen war. Die thebanische Reiterei zählte nämlich dreimal soviel Speerschützen und Schleuderer aus Thessalien, welche von Jugend auf in solchen Waffen trefflich geübt waren; ihnen wich die Atheniſche Reiterei, die nur wenige Speerschützen hatte; jedoch zog sie sich in der Richtung außerhalb der beiden Flügel und zwar in so guter Ordnung zurück, daß sie noch eine Söldnerschar Euböischen Fußvolkes aufreiben konnte, welche zur Besetzung der Anhöhen abgeschickt war. Auch ward sie von der thebanischen Cavalerie auf ihrem Rückzuge nicht verfolgt, sondern diese sprengte auf die gegenüberstehende Schlachtreihe an und suchte das Fußvolk zu überflügeln. Da auch dieses geworfen ward, eilte ihm der die Reserve befehligende Hipparch der Elier zu Hilfe herbei und machte viele Böotier nieder. Auf dem andern Flügel blieb das Reitertreffen eine Zeit lang unentschieden, bis auch hier die Mantineer durch die Überzahl und Tapferkeit der Böotischen und Thessalischen Reiter auf ihr Fußvolk zurückgeworfen wurden. (*Diodor.* XV, 85.) Vielleicht gereichte es der Böotischen und Thessalischen Reiterei zum Nutzen, daß Epaminondas sie mit Fußsoldaten untermischte, während die feindlichen Reiter wie eine Phalanx von Hopliten ohne Beiläufer aufgestellt waren. (*Xen.* VII, 5, 23.)

Nach diesem Ausgange des Gefechtes der Reiterei beider Heere begann Epaminondas den großen Kampf des Fußvolks. Er führte dasselbe wieder wie bei Leuktra in einer schrägen Ordnung wie ein Kriegsschiff mit der Spitze gegen den rechten Flügel des Feindes, wo die Arkader und Lakedämonier standen, die sich nachher um die Ehre stritten, ihn getödtet zu haben. (*Xen.* l. c.) Der Kampf begann mit Lanzen, und ward, da diese zerbrachen, mit den Schwertern fortgesetzt; lange und hartnäckig ward er geführt, ohne Entscheidung. Da glaubte Epaminondas nur durch persönliche Aufopferung den Sieg an sich reißen zu können, sammelte schnell die Tapfersten um sich, und drang in festgeschlossener Reihe mitten in die Feinde ein. An der Spitze dieses gewaltigen Schlachtkeils schleuderte er den ersten Speer auf den Anführer der Lakedämonier, warf Alles um sich her nieder und durchbrach die Schlachtreihe des Feindes, der sich in allgemeine Flucht ergoß. Die Sieger setzten ihnen nach und bedeckten das Feld mit den Leichen der Erschlagenen. (*Diod.* XV, 86.)

Da wagte sich der Held im Eifer der Verfolgung zu weit voraus, und kaum bemerkten dies die Lakedämonier, so rannten sie alle gegen ihn an. Eine Menge von Geschossen flog auf ihn zu, aber theils wich er ihnen aus, theils prallten sie ab; einige zog er aus seinem Körper und vertheidigte sich damit gegen seine Angreifer; da empfing er eine tödtliche Wunde in die Brust; die Lanze brach ab und das Eisen blieb in dem Körper zurück. Sogleich fiel er entkräftet nieder. Um den Gefallenen erhob sich ein wüthender Streit, in welchem die Böotier mit überlegener Körperstärke den Sieg über die Lakedämonier davontrugen, und sie eine kleine Strecke verfolgten, worauf sie wieder umkehrten, um die Todten in ihre Gewalt zu bekommen. Die Trompeten bliesen zum Rückzuge, die Scharen zogen sich zurück, aber beide Heere schrieben sich den Sieg zu und errichteten ein Siegeszeichen. Doch sandten die Lakedämonier zuerst Herolde wegen Bestattung der Todten ab, und beide Theile begruben die ihrigen. Die Schlacht fiel den 12. Juni (Skirrophorion) im J. 362 vor Chr. Geb. vor. (Ölsnitz, Übersetzung des Polybius I. S. 138. *Folard*, Traité de la colonne. Cap. 10.) Nach beiliegendem Schlachtplane war die Stellung der Truppen nach einander folgende (Professor Ludw. Zander in Ratzeburg):

1) Heer der Spartaner und ihrer Bundesgenossen. 2) Lakedämonische, 3) Atheniſche Reiterei. 4) Reservecorps von eleischer Reiterei.

I. Mantineer und Arkader; II. Lakedämonier; III. Eleer und Achäer; IV. Athener. 5) Erste Stellung der Thebaner, die Reiterei auf beiden Flügeln mit leichtem Fußvolke vermischt. 6) Angriffscolonne der Thebaner, welcher die übrige Phalanx durch eine Viertelschwenkung in 7 und 8 nachrückt: Die Colonne 6 bricht in die feindlichen Corps I und II und wirft sie in 9, während die spartanische Reiterei 2 von der thebanischen besiegt und in die Flucht gejagt wird. Die Reiterei des rechten Flügels der Thebaner dringt bis 10 vor, und bringt die Atheniſche 3 zum Weichen in 11, faßt auch sogleich das Atheniſche Fußvolk IV in die Flanke und in den Rücken, wird aber von der eleischen Reservereiterei 4 und 13 ebenfalls in die Flanke genommen und in ihre erste Stellung 14 zurückgetrieben; 15 Euböisches Fußvolk.

Den großen Epaminondas getödtet zu haben war eine Ehre, um welche sich die Völker und Einzelne stritten. Ein Mantineer oder Spartaner Machairion sollte die That gethan haben (*Paus.* VIII, 11. 4); nach einer andern Nachricht hieß der Lakedämonier Antikrates (*Dioscorides* ap. *Plut.* Ages. 35), ward aber Machairion genannt, und seine Nachkommen die Machairiones genossen noch im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. Steuerfreiheit. (*Plut.* l. c. *Paus.* l. c. *Diod.* XV, 87. *Nep.* 9.) Die Athener und Böotier schrieben die That dem Gryllos, Xenophon's Sohne, zu (*Paus.* IX, 15. *Diog. Laert.* p. 124. *Plut.* Amator. V. p. 492); selbst ein Amphissenser Euonamos wollte den Epaminondas getödtet haben.

Der große Gefallene ward noch lebend ins Lager gebracht; die herbeieilenden Ärzte erklärten aber, der Tod müsse nothwendig erfolgen, sobald das Eisen aus der Wunde gezogen werde. Epaminondas behielt die Hand auf der Wunde, sah unverwandten Blicks in das Schlachtgetümmel, weshalb die Stelle nachher σκοπή genannt ward (*Paus.* VIII, 11), rief seinen Waffenträger und fragte ihn, „ob er den Schild gerettet habe," und als ihm der vor Augen gelegt ward, „Wer gesiegt habe." Auf die Antwort des Schildträgers, die Böotier hätten gesiegt, erwiederte er: „So ist es Zeit zu sterben!" und hieß ihn das Eisen herausziehen. Noch hörte er, daß Iollidas und Diophantos gefallen seien, und rieth seinen Mitbürgern Frieden zu schließen (*Plut.* Apophth. Ep. 24), weil sie keinen Feldherrn mehr hätten. Der Blutstrom machte seinem Leben bald ein Ende; er gab seinen Geist ohne allen Kampf auf. (*Diod.* XV, 87.) Er ward von Staats wegen an der Stelle bestattet, wo das Treffen seinen Anfang genommen hatte. (*Plut.* Fab. Max. 27.) — Seine Statue stand noch nach mehren Jahrhunderten in Theben (*Paus.* l. c.), mit einer Inschrift, die den Ruhm des Helden feierte, und sein Bildniß von Aristolaos war gerühmt. (*Plin.* Hist. nat. XXXV, 40, 31.) Eine Säule mit Böotischer Inschrift stand auf seinem Grabe. Der Kaiser Hadrian errichtete an deren Stelle eine neue, mit einer von ihm selbst gedichteten Grabschrift. (Dr. *Heinrich Francke* in Wismar.)

EPANA, ist eine Verbindung zweier griechischen Präpositionen, welche, wie die teutschen aufer und auser, nur in zusammengesetzten Wörtern vorkommt, aber diesen auch eine prägnante Bedeutung mittheilt, wie wenn der Teutsche eine Erwählung mit Auswahl Auserwählung nennt. Gleichwie ἔνθεσις nur ein Hineinsetzen, ἐπίθεσις nur ein Hinzusetzen, ἐπένθεσις aber zugleich eine Zugabe beim Hineinsetzen andeutet, weshalb die grammatische Figur der Epenthesis oder Parenthesis nach Charisius (ed. *Putsch.* p. 248) und Donatus (ed. *Putsch.* p. 1772), welche in der Zugabe eines Buchstaben oder einer Sylbe in der Mitte eines Wortes, wie meint- oder meinetwegen für meinwegen, besteht, nach Diomedes (ed. *Putsch.* p. 436) von Einigen auch πλεονασμός genannt wurde: so ist die ἐπανόρθωσις keine einfache correctio, wie diese rhetorische Figur, welche Vorhergesagtes verbessert, beim Auct. ad *Herennium* IV, 26 und anderwärts genannt wird; sondern drückt zugleich ein Hinterherverbessern aus, weshalb sie auch μετάνοια oder poenitentia dicti bei Quint. (IX, 2, 68) hieß: quum corrigimus nosmet ipsos, quasi reprehendentes, nach Cicero (Orat. 39) z. B. qui scriptores Graecos latine *verterunt*, verius dicam, *perverterunt*. So setzen die griechischen Rhetoriker die ἐπιδιόρθωσις der προδιόρθωσις oder προθεραπεία, praemunitio (Vorbauen oder Bevorworten), bei Cicero (De Orat. III, 53) entgegen, worauf auch Cicero (l. l.) deutet, wenn er sagt: Correctio vel ante vel postquam dixeris, wiewol Ernesti irrte, wenn er glaubte, daß Cicero (De Orat. III, 54) eine aliam correctionem der praecedenti correctioni bei Aquila Rom. (Antiq. rhet. lat. ed. *Capperonner.* p. 16) entgegenstelle. Besonders bildeten aber die griechischen Rhetoriker mit den Präpositionen ἐπὶ, ἀνὰ und ἐπανὰ allerlei Benennungen solcher Wort- und Redefiguren, durch welche irgend etwas wiederholt wird. Weil aber hierin mancherlei Verwechselungen stattfinden, so wollen wir hier alle Figuren, welche sich auf eine Wiederholung beziehen, zu deren besserer Unterscheidung zusammenstellen.

Wie sich die Figuren überhaupt, sofern sie sich entweder auf die Bildung der Wörter oder Sätze oder Gedanken beziehen, in grammatische, rhetorische und logische theilen; so haben wir auch die Wiederholung einzelner Buchstaben und Sylben in den Wörtern von der Wiederholung einzelner Wörter und Sätze in der Rede zu unterscheiden. Man hat zwar die Benennungen ἀναστροφή oder ἐπαναστροφή bei *Tiber.* περὶ σχημ. 25 und *Hermog.* περὶ ἰδ. I, 12, worunter man das Anheben eines zweiten Gliedes mit dem Schlusse des vorhergehenden versteht, und umgekehrt, wie in dem Beispiele, welches Quintilian (IX, 3, 40) aus Cicero anführt: *Vestrum* jam hic factum deprehenditur, Patres conscripti, *non meum;* ac pulcherrimum quidem factum, verum, ut dixi, *non meum, sed vestrum;* auch auf bloße Sylbenwiederholungen, z. B. ἔνθα θάασσεν, πρόθοος θοὸς, wie auf ungewöhnliche Wortstellungen, z. B. Πιόθι πρό, und Gedankenveränderungen, z. B.: „Dem Cato wurde nicht die Prätur, sondern der Prätur Cato versagt," übertragen; aber gewöhnlich haben doch die grammatischen Figuren andere Benennungen, als die verwandten rhetorischen, wie überhaupt in dergleichen Namen viele Willkür herrscht. So heißt der Schluß mehrer Sätze mit einerlei Worte Epiphora, ein gleicher Anfang aber Anaphora, wie in den Versen Ovid's (Met. I, 594 sq.):

> Praeside tuta *Deo* nemorum secreta subibis:
> Nec de plebe *Deo*, *sed qui* coelestia magna
> Sceptra manu teneo; *sed qui* vaga fulmina mitto.

Unter Epanaphora könnte man daher diejenige Redefigur verstehen, welche mehre Sätze mit gleichen Worten anhebt und schließt, wie bei *Juvenal.* XIV, 139: *Crescit* amor nummi, quantum ipsa pecunia *crescit;* doch wird Epanaphora gewöhnlich nur für Anaphora gebraucht, wie bei Julius Rufinianus, welcher fünf Beispiele derselben aus Virgil (Ecl. X, 42 sq. G. I, 289 sq. II, 323 sq. A. III, 539 sq. IV, 369 sq.) anführt:

und wenn ebenderselbe zwischen der Anadiplosis und Epanadiplosis also unterscheidet, daß jene Benennung eine unmittelbare Wiederholung desselben Wortes bezeichne, wie Vale, vale (*Virg.* Ecl. III, 79), Corydon, Corydon (Ecl. II, 69), Me, me (Aen. IX, 427), diese aber eine Wiederholung desselben Wortes am Anfange und Ende eines Gedankens oder Verses, wie *Virg.* A. XI, 358. III, 435; so wird von Charisius (ed. *Putsch.* p. 250) jene Redefigur *Ἐπίζευξις*, diese *Ἐπανάληψις*, dagegen die unmittelbare Wiederholung desselben Wortes am Ende des einen und zu Anfange des andern Verses, wie Astur, Astur (*Virg.* A. X, 180 sq.), Gallo, Gallo (Ecl. X, 72 sq.), Orpheus, Orpheus (Ecl. VIII, 55 sq.), *Ἀναδίπλωσις* genannt, statt daß Aquila Romanus (ed. *Capperonn.* p. 24) in den Versen des Terentius (Phorm. II, 3, 5 sq.):

Negat Phanium esse hanc sibi cognatam *Demipho*?
Hanc *Demipho* negat esse cognatam? — *Negat*,

zwischen einer Palillogia (Wiederholung), Epanalepsis (Wiederaufnahme) und Anadiplosis (Verdoppelung) ähnliche Unterschiede aufstellt, welche dem Alexander (*περὶ σχημ.* II, 2) auf eins hinauslaufen. Der Scholiast zu des Aristophanes Wolken (v. 266) nennt sogar die unmittelbare Wiederholung einer Negation, dergleichen Homer besonders in den Ausdrücken *οὐδὲ μὲν οὐδέ, οὐδὲ γὰρ οὐδέ, οὐ μὰν οὐδέ* für *οὐδ' ἠβαιόν, οὐδὲ τυτθόν, οὐδὲ μίνυνθα* und dergl. liebt, eine *Ἐπαναδίπλωσις*, statt daß Phöbammon IV. (Rhet. gr. ed. *Walz.* Vol. VIII. p. 516) in dem Beispiele *βαρὺς, βαρὺς σύνοικος* eine Epizeuxis anerkennt, die ihm freilich eine Art der Anadiplosis ist.

Phöbammon ordnet unter den Figuren *κατὰ πλεονασμόν* der *Ταυτολογία* das *Πολύπτωτον* und die *Κλῖμαξ* und *Ἀντίδοσις* bei; der *Ἀναδίπλωσις* die *Ἀντιστροφή* und *Ἐπίζευξις*; der *Παρονομασία* die *Πλοκή*; der *Ἀναφορά* die *Ἐπαναφορά* und *Ἐπιβολή* u. s. w. Die *Ταυτολογία* oder ejusdem verbi aut sermonis iteratio ist nach Quint. (VIII, 3, 51) ein Fehler, in welchen Cicero oft verfiel, der aber als *Ἐπανάληψις* zu einer Redefigur wird, und nur höchst unangenehm für das Ohr ist, wenn er in eine *Ὁμοιολογία* ausartet. Zum *Πολύπτωτον* zählt Quint. (IX, 3, 36) nicht nur die Wiederholung desselben Gedankens in verschiedenen Casus, sondern auch grammatischen Geschlechtern und dergl., wie bei Virgil (Ecl. I, 39 sq.): *Ipsae* te, Tityre, pinus, *Ipsi* te fontes, *ipsa* haec arbusta, vocabant; conf. Ecl. V, 62 sq.:

Ipsi laetitia voces ad sidera jactant
Intonsi montes; *ipsae* jam carmina rupes,
Ipsa sonant arbusta; *deus, deus* ille, Menalca.

So Cicero (pro Archia 6): *Pleni* omnes sunt libri, *plenae* sapientium voces, *plena* exemplorum vetustas. Noch gekünstelter ist die *Κλῖμαξ* oder Gradatio (Steigerung) nach Quint. (IX, 3, 54), von Aquila Rom. (ed. *Capperonn.* p. 26) ascensus, von Andern auch scala oder gradiculi genannt, die nur selten angewandt werden darf, aber, richtig gebraucht, große Wirkung thut. Musterhafte Beispiele derselben liest man bei Quint. und Aquil. (l. l.). Aristoteles (Metaph. III.) nannte sie mit Andern *Ἐποικοδόμησις*. Mit der *Ἀντίδοσις* verbunden ist bei Phöbammon das Beispiel aus Demosthenes (pro Corona, ed. *Reisk.* p. 288), welches Quintilian also übersetzt: Non enim *dixi* quidem, sed non *scripsi*: nec *scripsi* quidem, sed non *obii* legationem: nec *obii* quidem, sed non *persuasi* Thebanis. Aus derselben Rede gibt Phöbammon ein Beispiel der *Ἀναδίπλωσις* in Verbindung mit einer Epanorthosis: *Ὀψὲ γάρ ποτε ὀψὲ λέγω· χθὲς μὲν οὖν καὶ πρώην.* Diese wird zur Antistrophe, wenn sie, nach Alexander *περὶ σχημ.* II, 4) der *Ἐπαναφορά* entgegengesetzt, mehre Sätze mit demselben Worte schließt; z. B. Äschines (in Ctesiph. p. 450. ed. *Bekk.*): *Ὅστις δ' ἐν τῷ συλλόγῳ τὴν ψῆφον αἰτεῖ, ὅρκον αἰτεῖ, νόμον αἰτεῖ, δημοκρατίαν αἰτεῖ.* Zur Epizeuxis wird sie aber durch unmittelbare Wiederholung desselben Wortes, wie im Homerischen *Ἄρες, Ἄρες* (Il. V, 31 und 455) oder bei Cicero (in Catil. I, 1. extr.): *Nos, nos*, dico aperte, consules desumus; zur Epanalepsis aber ebendaselbst in folgendem Beispiele: Consul videt: hic tamen *vivit. Vivit?* imo vero etiam in senatum venit.

Die *Ἐπιστροφή* und *Ἐπίζευξις* sind nach Phöbammon zugleich eine *Παρονομασία* oder Annominatio nach dem Auct. ad *Herenn.* IV, 21, welche dasselbe Wort mit geringer Veränderung der Buchstaben oder des Sinnes wiederholt. Auf wie mancherlei Weise dieses geschehen könne, entwickelt der Auct. ad *Herenn.* l. l. Phöbammon ordnet ihr aber die *Πλοκή* bei, oder Copulatio nach Aquila Rom. (ed. *Capperonn.* p. 23), welche dasselbe Wort in verschiedenem Sinne gebraucht, z. B. Ad illum diem *Memmius* erat *Memmius*. Etwas verschieden davon sind die von Quintilian (IX, 3, 41 sq.) und Rufinian (ed. *Capperonn.* p. 40) gegebenen Beispiele; aber Phöbammon bemerkt, daß das *Ὁμοιοτέλευτον*, wie *Hom.* Il. XX, 392:

Ὕλλῳ ἐπ' ἰχθυόεντι καὶ Ἕρμῳ δινήεντι,

welchem ähnlich Charisius (ed. *Putsch.* p. 251) die *Παρονομασία* bestimmt, eigentlich hier nicht hergehöre. Als Beispiel der *Ἀναφορά* oder des *Ὁμοιόαρκτον* nach dem Scholiasten zu Hermogenes führt Phöbammon *Hom.* Il. IV, 405 sq. an, ohne weiter zu bestimmen, wie sich davon die *Ἐπαναφορά* unterscheide; aber Tiberius (*περὶ σχημ.* 29) führt mehre Beispiele davon an, wie das Homerische (Il. XVIII, 535; cf. V, 740 sq.):

Ἐν δ' Ἔρις, ἐν δὲ Κυδοιμὸς ὁμίλεον, ἐν δ' ὀλοὴ Κήρ.

Diesem entspricht die *Ἐπιβολή* des Phöbammon in dem Beispiele des Sophokles oder Äschylus:

Ὁ δ' αὐτὸς ὑμνῶν· ὁ δ' αὐτὸς ἐν γαμοῖς παρών,
Αὐτὸς τάδ' εἰπών, αὐτός ἐστιν ὁ κτανών,

mit demselben Unterschiede, welcher zwischen der *Ἀναφορά* und *Πλοκή* stattfindet, da zwar jedes Komma mit demselben Pronomen, aber in verschiedenen Gedanken, anhebt. Anders unterscheidet Rutilius Lupus (ed. *Capperonn.* p. 3) die Epibole von der Epiphora, von welchen ihm zufolge jene jede Periode mit demselben oder einem gleichbedeutenden Worte anhebt, diese aber beschließt,

wie die *Προσαπόδοσις* bei Phöbammon in dem Beispiele: *Τίς ὁ λύσας τὸν χρησμόν; Θεμιστοκλῆς· Τίς ὁ βασιλέα καταναυμαχήσας; Θεμιστοκλῆς*, welche jedoch zugleich mit demselben Pronomen die Fragen beginnt. Ebendiese Figur nennt Aquila Romanus (ed. *Capperonn.* p. 25) Symploce, welche Epanaphora und Antistrophe zugleich sei, und erklärt als Prosapodosis oder Redditio einen Gedanken, welcher mit demselben Worte anhebt und schließt, während er die Wiederholung desselben Wortes in der Mitte der Rede nach geringer Unterbrechung Epanalepsis, dasjenige aber, was sonst Epanalepsis heißt, wie in den Homerischen Versen (Il. XX, 371 sq.):

Τοῦ δ' ἐγὼ ἀντίος εἶμι, καὶ εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικεν,
Εἰ πυρὶ χεῖρας ἔοικε, μένος δ' αἴθωνι σιδήρῳ,

und Il. XXII, 127 sq.:

Τῷ ὀαριζέμεναι, ἅτε παρθένος ἠΐθεός τε,
Παρθένος ἠΐθεός τ' ὀαρίζετον ἀλλήλοιιν,

Anadiplosis nennt. Bei so vielerlei Verschiedenheiten der Ansichten mag es daher genügen, nur noch anzuführen, was Quintilian (IX, 3, 35) Epanodos oder Regressio nennt: Illud repetendi genus, quod semel proposita iterat et dividit; *Virg.* A. II, 435 sq.:

Iphitus et *Pelias* mecum, quorum *Iphitus* aevo
Jam gravior, *Pelias* et vulnere tardus Ulixi,

wogegen Alexander (*περὶ σχημ.* 13) die Homerischen Verse (Od. I, 22 sq.):

Ἀλλ' ὁ μὲν Αἰθίοπας μετεκίαθε τηλόθ' ἐόντας,
Αἰθίοπας, τοὶ διχθὰ δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν,

sowol als die Sophokleischen (Elektr. 1169 sq.):

Ὦ φίλτατ', ὥς μ' ἀπώλεσας,
Ἀπώλεσας δῆτ', ὦ κασίγνητον κάρα,

und den Orakelspruch:

Ἀρκαδίην μ' αἰτεῖς· μέγα μ' αἰτεῖς· οὔτοι δώσω·
Δώσω τοι Τεγέην,

und anderes zur Epanalepsis zählt. (*G. F. Grotefend.*)

Epanadiplosis, s. Epana.

Epanalepsis, s. Epana.

Epanaphora, s. Epana.

Epanastrophe, s. Epana.

Epanodos, s. Epana.

Epanorthosis, s. Epana.

EPAPHOS, *Ἔπαφος*, 1) Sohn des Jupiter und der Io, den die Mutter, als sie wieder menschliche Gestalt erhalten, in Ägypten gebar. Auf Betrieb der Juno entführten ihn gleich nach der Geburt die Kureten; zur Strafe tödtete sie Jupiter. Die Io fand ihn endlich wieder bei der Königin von Byblos an der Grenze von Äthiopien (*Aeschyl.* Prom. 810) und brachte ihn wieder nach Ägypten; ein Mythos, der offenbar an die Isis erinnert, die den getödteten und geraubten Osiris sucht und auch in Byblos wiederfindet. In Ägypten wurde nun Epaphos König, heirathete des Nilos Tochter Memphis, erbaute die Stadt ihres Namens und noch viele andere Städte (*Pind.* N. 10, 8), und zeugte mit ihr die Libya, die vom Poseidon Mutter des Agenor und Belos ward; auch die Lysianassa, welche vom Poseidon den Busiris gebar (*Apollod.* II, 1. 3. 4. *Hyg.* f. 145. 147. Einige geben ihm die Kassiopea zur Gemahlin. *Hyg.* f. 149. *Lutat.* ad *Stat.* Theb. IV, 737. *Herodot.* III, 27. 28), erklärt ihn für den Ägyptischen Stier Apis, den eine von einem Strahl des Himmels berührte Kuh geboren hatte, woher er Epaphos, der Sohn der Berührung, geheißen. Der Mythos scheint also ursprünglich Ägyptisch. Die Ägyptischen Ansiedler in Argolis brachten ihre Landesgötter mit dahin, die später gräcisirt wurden. Io ist Isis mit dem Stierhaupte; auch die Hellenen bildeten ihre Io mit Kuhhörnern. Isis und Io sind die Erde, die im Orient so oft unter dem Bilde der Kuh erscheint. Ein Himmelsstrahl, oder wie es bei Plutarch (De Isid. p. 508. *Wyttenb.*) bestimmter heißt, ein Mondstrahl, befruchtet sie, und das Kind ist Apis, das Symbol der Fruchtbarkeit. Der Mond aber empfängt seine befruchtende Kraft von der Sonne, und diese ist also die Befruchterin in höchster Instanz und die Erweckerin aller im Schooße der Erde schlummernden Keime, die vom Strahle des Frühlings ins Leben gerufen werden. 2) Ein Sohn des Erebos und der Nacht. *Hyg.* Praef. 1. 3) Ein König in Sikyon, der aber richtiger Epopeus genannt wird. (*Richter.*)

EPAPHRODITOS, d. h. von der Venus begünstigt, Beiname mehrer schönen Frauen des Alterthums, z. B. der Semele, Thetis, Deidamia u. a. (*Richter.*)

EPAPHRODITUS, ein Freigelassener Nero's, der ihm, nach seinem eigenen Willen, behilflich war, sich den Todesstoß zu geben. Mit unsinnigem Trotz und Leichtsinn hatte der Tyrann den immer häufiger werdenden Verschwörungen und Bewegungen im Volke und in den Heeren zugesehen, ohne seinen Rasereien ein Ziel zu setzen. Als er aber die Empörung Galba's vernahm, hielt er sich für verloren. Die Leibwache fiel von ihm ab, seine Freunde verschlossen die Thüren vor ihm, nur sein Freigelassener Phaon bot ihm eine Zuflucht auf seinem Landgute an. Mit Gefahr erreichte er selbiges in einer stürmischen Nacht, verbarg sich in einem entlegenen Winkel, rang zwischen Angst und Verzweiflung, versuchte es mehrmals, sich den Tod zu geben, bebte aber jedesmal scheu zurück. Da sprengte ein Trupp Reiter heran, um ihn zu greifen. Nun endlich überreichte er dem Epaphroditus den Dolch, und dieser half ihm, sich denselben in die Kehle zu stoßen. Der Kaiser Domitian verurtheilte ihn, also mindestens 13 Jahre nachher, zum Tode. (*Sueton.* Nero. *Tacit.* Annales. L. XV.) (*A. Herrmann.*)

EPARCHIA (*Ἐπαρχία*, *Ἔπαρχος*), scheint zunächst wol in allgemeinem Sinne, wie dies in der Natur und in der Ableitung des Wortes liegt, von jedem Oberbefehl oder Obercommando, zunächst in militairischer Beziehung, angewendet worden zu sein, wie dies insbesondere bei dem Worte *Ἔπαρχος* der Fall ist, das jeden Befehlshaber einer Land- und Seemacht (schon bei *Aeschylus*, Agamemn. 1228, *ἔπαρχος νεῶν*), jeden Befehlshaber oder Commandanten einer Stadt (z. B. *ἔπαρχος Τάραντος* bei *Plut.* Vit. Flamin. 1 und sonst), jeden Aufseher (z. B. *ἔπαρχος τεκτόνων* bei *Plut.* Cicer. 32, *τεχνιτῶν* bei *Plut.* Brut. 51) oder Beamten bedeutet. Dann aber wird *Ἐπαρχία*

besonders im politischen Sinne genommen und von griechischen Schriftstellern angewendet, um das auszudrücken, was die Römer mit dem Worte Provincia zu bezeichnen pflegten: ein Gouvernement, ein außerhalb Rom und Italien befindlicher, größerer Landstrich, der einem eigenen, von Rom aus gesendeten, Oberbeamten zur Civil- und meist auch zur Militairverwaltung übergeben war, welcher dann selbst ebenso mit dem allgemeineren Ausdrucke *Ἔπαρχος* bezeichnet ward. In diesem Sinne haben Plutarchus (vergl. z. B. Vit. Cicer. 4), Polybius (I, 15. II, 19) und Andere diese Ausdrücke nicht selten angewendet, welche auch öfters in griechischen Inschriften vorkommen, und so findet sich auch bei Plutarch (Vit. Cicer. 36) der Ausdruck *ἐπαρχικός* von einem Provincialen gebraucht. Es tritt aber dann insbesondere in dem oströmischen oder byzantinischen Reiche die Benennung *Ἐπαρχία* hervor, um die einzelnen Provinzen oder Gouvernements dieses Reiches, deren mehre eine Diöcese bildeten (s. Encykl. 1. Sect. 26. Bd. S. 296), zu bezeichnen; ja es wird dann selbst der Ausdruck in kirchlichem Sinne genommen, und von einer einem Metropolitanbischof übergebenen Kirchenprovinz gesagt, deren mehre, ganz analog der eben bemerkten politischen Eintheilung, eine unter einem Patriarchen stehende Diöcese bildeten. Daher der Ausdruck: *οἱ τῆς ἐπαρχίας ἐπίσκοποι*; s. die Stellen bei *Suicer*. Thes. Eccl. I. p. 1159. *Du Cange*, Glossar. p. 417. In den byzantinischen Schriftstellern finden sich daher öfters Eparchien, als die Bezirke einer kirchlichen Metropole genannt; vergl. z. B. nur die Notitia Graecc. Episcc. a Leone Sapiente. p. 291 der venet. Ausgabe hinter *Codinus Curopalat*. De officc. Constant., oder *Bingham*, Origg. Eccless. I. p. 213. 218, besonders III. p. 373 sq. Bei einer so allgemeinen Anwendung und Verbreitung dieses Wortes, um kirchliche wie politische Landesabtheilungen oder Provinzen zu bezeichnen, erklärt sich auch die Glosse bei Hesychius (I. p. 1315), wo *Ἐπαρχία* durch *φυλὴ ἢ πατρίς* erklärt wird, wobei wir freilich an den ältern Begriff des Wortes *φυλή* und dessen engere Bedeutung im alten Hellas, zunächst in Athen, nicht mehr denken dürfen.

In derselben byzantinisch-römischen Hierarchie wird dann auch der Ausdruck *ἔπαρχος* angewendet, um die höhere Würde eines Praefectus urbis oder eines Praefectus praetorio zu bezeichnen, wie die Bemerkungen zu Procopius (Nott. historr. in *Procopii* Hist. arcan. cap. 20. 21. p. 157. 169), bei Codinus (am oben a. O. cap. II. not. 23. p. 23) und die bei Du Cange (l. l. p. 416) angeführten Stellen beweisen, aus denen wir zugleich ersehen, daß auch der Ausdruck *Ἐπαρχία* gebraucht ward, um die Würde und das Amt eines solchen *Ἔπαρχος* oder Praefectus Praetorio zu bezeichnen, von dessen Dienern und Unterpersonale der Ausdruck *ἐπαρχικοί* (s. *Du Cange* l. l.) vorkommt. Es wird dann auch der Ausdruck *Ἔπαρχος* unterschieden von *Ὕπαρχος*, das ebenfalls zur Bezeichnung solcher Militair-, wie Civilbeamten gebraucht wird, jedoch, wie es scheint, mit dem Unterschiede, daß *Ἔπαρχος* den höhern Beamten, den Obergouverneur bezeichnet, welchem die *Ὕπαρχοι* untergeordnet sind, obwol Verwechselungen beider nicht selten vorkommen; s. Codinus a. a. O. *Valesius* ad *Eusebii* Vit. Constant. IV, 1. p. 627. *Heyler* ad *Julian*. Epist. p. 196. (*Baehr.*)

EPÉE (Charles Michel, Abbé de l'), der Stifter eines methodischen Unterrichts der Taubstummen in Frankreich, ward zu Versailles geb. den 25. Nov. 1712. Sein Vater war Architekt des Königs. Der junge de l'Epée bestimmte sich aus innerem Berufe für den geistlichen Stand. Da er aber, um die ersten Weihen zu erhalten, das damals wegen der Jansenistischen Streitigkeiten entworfene Formular, als seinen Grundsätzen widerstreitend, nicht unterzeichnen wollte, verweigerte man ihm die Aufnahme in den geistlichen Stand. Er war damals 17 Jahre alt. Hierauf widmete er sich der Rechtsgelehrsamkeit und ward nach rühmlich bestandenem Examen Parlamentsadvocat zu Paris. Gleichwol zog ihn sein innerer Drang aufs Neue zum geistlichen Stande; er betrieb die theologischen Studien abermals und erhielt von dem Bischofe von Troyes die priesterlichen Weihen. Nach einiger Zeit ward er Kanonikus an der Kirche zu Troyes. In einem echt christlichen Sinne übte er die Pflichten eines wahren Seelsorgers mit der höchsten Duldsamkeit in Religionsmeinungen, und führte den Wahlspruch Heinrich's IV.: „alle Guten sind meiner Religion," oft im Munde. Auch den Ausfällen gegen die damals eine neue Zeit verkündenden Schriftsteller war er abhold. Der Bischof von Troyes starb; ein schmerzlicher Verlust für de l'Epée, doch entschädigte ihn bald ein inniges Freundschaftsbündniß mit Soanen, dem Bischofe von Senez, in welchem er eine vollkommene Geistesverwandtschaft entdeckte. Diese freiere Denkweise aber zog beiden den Unwillen des Erzbischofs von Paris, von Beaumont, zu; sie wurden suspendirt, und de l'Epée durfte die Ausübung des Beichtstuhles, selbst bei den ihm anvertrauten Zöglingen, nicht mehr verrichten. Zu wiederholten Malen flehete er den Erzbischof um diese Vergünstigung an; dieser verharrte in einem unbeweglichen Schweigen; de l'Epée erklärte endlich, er werde dieses als eine Zustimmung auslegen, und als der Prälat dennoch schwieg, trat de l'Epée seine Functionen wieder an.

Zufällig lernte der Abbé de l'Epée ein taubstummes Zwillingspaar, zwei Schwestern, kennen. Ihr bisheriger Religionslehrer, Pater Vanin oder Famin, war gestorben, und Niemand wollte sich jetzt der armen Verlassenen annehmen. Ihr hilfloser Zustand jammerte den menschenfreundlichen de l'Epée, und er begann das schwere Werk ihres Unterrichts. Eben damit beschäftigt, bot ihm eines Tages ein Unbekannter ein in spanischer Sprache geschriebenes Buch zum Kauf an; de l'Epée, des Spanischen unkundig, war schon im Begriff, den Handel abzulehnen, warf aber doch einen Blick auf den Titel des Buchs. Er lautete: „Arte para ensenàr à hablar los mudos;" ohne Spanisch zu verstehen, entzifferte er doch leicht, daß dieses heiße: „Kunst, die Stummen sprechen zu lehren;" zugleich war auch eine Tabelle zur Erlernung der Fingersprache beigefügt. Jetzt stand ihm sein künftiger Beruf klar vor Augen; er lernte Spanisch, um dieses Buch zu verstehen, und weihte sich von nun an dem menschenfreund-

lichen Geschäfte, der unglücklichen Classe der Taubstummen beizuspringen, ausschließlich.

Allerdings waren schon Versuche gemacht worden, Taubstumme sprechen zu lehren. Zuerst von einem spanischen Benedictinermönch, Pedro de Ponce, starb 1584; doch hat er seine Methode nicht bekannt gemacht. Dieses that in einem (1620) herausgegebenen Werke ein anderer Spanier, Don Juan Paolo Bonnet. Er unterrichtete den im vierten Jahre taub gewordenen Sohn des Connetable von Castilien, welcher nach seiner Methode deutlich sprechen lernte. Gleiche Versuche wurden gemacht von Wailly, Digby, Wallis und Burnet in England, von Ramirez in Spanien, von Pietro de Castro aus Mantua, von Konrad Amman, einem geborenen Schweizer, der als Arzt in Holland lebte, und von einem Teutschen, von Helmont. Don Antonio Pereira, ein Portugiese, erregte 1735 in Paris Aufsehen, indem er der Akademie einige von ihm gebildete taubstumme Zöglinge vorstellte; indessen machte er ein Geheimniß aus seiner Methode. Ein Professor Ernaud trat neben ihm auf, welcher sein Verfahren öffentlich darlegte; beide gaben sich für die Erfinder der Kunst, Taubstumme zu unterrichten, aus.

Von allem diesem hatte de l'Epée keine Kenntniß genommen. Jener Anlaß und der zufällig erhaltene Fingerzeig waren die einzigen Anregungen seines nunmehr stets flammenden Eifers. Selbständig bildete er eine neue Methode, die Taubstummen zu unterrichten, aus. Er brachte zuerst die rohe Zeichensprache unter feste Regeln, ging dann zu einer geordneten Fingersprache fort, und unternahm es endlich, die Taubstummen auch sprechen zu lehren. Ihre innere intellectuelle und sittliche Bildung war und blieb dabei sein Hauptzweck. Zum Beleg seiner Leistungen ließ er einen seiner Zöglinge, Clement de la Pujade, öffentlich zu Paris eine lateinische Rede von ziemlicher Länge hersagen, und eine Taubstumme recitirte die 28 Capitel des Evangeliums Matthäi auswendig. Mit glühendem Enthusiasmus lebte, wirkte de l'Epée einzig für sein nun auf eigene Kosten und durch milde Beiträge entstehendes Institut. Alle seine Einnahmen, eine Rente von 10,000 Francs, opferte er seinen geliebten Zöglingen bis zur eigenen Entbehrung des Nothwendigsten; denn während er selbst dürftig gekleidet einherging, waren sie wohl gekleidet, und in dem harten Winter von 1788 entbehrte er oft des Feuers, damit er für ihre Erwärmung sorgen könnte. Der Herzog von Penthièvre war einer der thätigsten Wohlthäter seines frommen Werkes, die Regierung ließ es unbeachtet.

Bei seinem wachsenden Ruf erwachten auch der Neid und die Eifersucht, und der edle de l'Epée hatte mancherlei Angriffe von einzelnen Gelehrten und ganzen Corporationen zu bestehen, gegen welche er aber, zwar ohne Bitterkeit, doch mit Festigkeit auftrat. So verwickelte ihn auch der innige Antheil in viele Verdrießlichkeiten, welchen er an einem taubstummen Jünglinge nahm, welchen man 1773 in Lumpen gehüllt auf der Straße von Peronne aufgefunden und zu ihm gebracht hatte. De l'Epée glaubte, dieser Unglückliche sei ein Mitglied und Erbe der reichen, gräflichen Familie Solar, erhob zu dessen Gunsten einen Proceß, und wußte auch den Herzog von Penthièvre zu bewegen, sich dieses Handels anzunehmen. Bereits war er für den armen Taubstummen entschieden, da starb der Herzog und der Abbé de l'Epée; das bisherige Rechtsverfahren ward hierauf wieder umgestoßen und der junge Mensch dem Elende aufs Neue preisgegeben; er war endlich genöthigt, Dienste als gemeiner Cuirassier zu nehmen, und starb bald darauf im Hospital. Bouilly benutzte diesen Stoff zu einem Drama, „l'Abbé de l'Epée" genannt, und Kotzebue bearbeitete es unter demselben Titel für die teutsche Bühne.

Der Abbé de l'Epée wirkte in seinem edlen Berufe bis zu seinem 77. Jahre fort und starb den 23. Dec. 1789. Er hatte viele geschickte Lehrer gebildet, welche seine Methode nach allen Ländern Europa's verpflanzten. Das Wesentliche derselben stellte er dar in seinem Werke: De la véritable manière d'instruire les sourds et muets de naissance. (Paris 1774.) Erst zwei Jahre nach seinem Tode (1791) wurde zu Paris durch die gesetzgebende Versammlung ein Taubstummeninstitut auf Kosten des Staates gegründet und der Leitung des Abbé Sicard anvertraut. Dieser starb 1822. Biographie nouvelle des Contemporains. T. VI. art. *de l'Epée*.

(*A. Herrmann.*)

EPEI, Ἐπειοι. Unter diesem Namen führt schon Homer (Il. II, 619. Od. XV, 298) die Bewohner von Elis an. Daß die Epeier ursprünglich von den Eleiern verschieden waren, und daß erst, nach der Verschmelzung beider Volksstämme, der Name Eleier allgemein geworden sei, behauptete der Milesier Hekatäos. (*Strabo* VIII. p. 341.) Die Epeier aber standen in Verkehr und Verwandtschaft mit den Bewohnern des jenseit des Meerbusens liegenden Ätolien, wie denn Ephoros (*Strabo* X. p. 463) bestimmt die Ansicht aussprach, die Epeier hätten sich in Ätolien niedergelassen. Daher wird behauptet (*Strabo* l. c.), Oxylos, welcher bei der Dorischen Wanderung Besitz von Elis nahm, sei ursprünglich aus Elis gebürtig gewesen. Auch in den Namen der Herrscher gibt sich diese Stammeinheit der Ätolier und Epeier zu erkennen. Denn Endymion soll das Reich der Epeier in Hohl-Elis gegründet haben, und der Name des Volkes soll von seinem Sohne Epeios ausgegangen sein; dieses Epeios Sohn war dann Ätolos, welcher auszuwandern genöthigt und Stifter des Ätolischen Reichs wurde. (*Pausan.* V, 1.) Dieser Stammeinheit wegen fand auch bei Oxylos' Einwanderung kein Krieg mit den Eleiern, sondern nur eine Aufnahme der Eingewanderten statt. (*Pausan.* V, 4.) Daher erhielten auch die Heroen der Ätoler nach der Einwanderung gleiche Verehrung in Elis, wie die ursprünglich eleischen. (*Paus.* V, 15.) (*L. Zander.*)

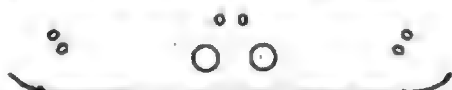
Epeion, s. Elis 33. Bd. S. 344.

EPEIOS, EPEUS, Ἐπειός, 1) Sohn des Panopeus. (*Paus.* II, 29. *Serv.* ad *Virg.* Aen. II, 264.) Er scheint ein Künstler gewesen zu sein, denn man zeigte von ihm eine hölzerne Bildsäule des Hermes zu Argos (*Paus.* l. c.), und das berühmte hölzerne Pferd von Troja wurde als sein Werk gepriesen. (Odyss. VIII, 493.

Hyg. f. 108.) Athene hatte ihm bei der Arbeit geholfen, und im Tempel derselben zu Metapont bewahrte man noch die Werkzeuge auf, deren er sich dabei bedient hatte. (*Justin.* 20. 2, 1.) Nach Dictys (Cret. I, 17) war er mit 30 Schiffen, welche die Krieger der kykladischen Inseln führten, vor Troja gekommen. Nach Varro (De S. L. 4) war er aber nur Koch und Wasserträger bei den Helden vor Troja, in welcher Function er auch zu Karthea auf der Insel Keos im Tempel des Apollo abgemalt gewesen sei. Doch erhielt er nach Il. XXIII, 668 bei den Leichenspielen des Patroklos den Preis im Faustkampfe, nämlich eine Mauleselin.

2) Der Sohn des Endymion. Er überwand seine Brüder im Wagenrennen, und ward daher, vermöge der Anordnung des Vaters, Nachfolger in der Regierung. Von ihm bekamen die Eleer den Namen Epeer. (*Paus.* V, 1.) (*Richter.*)

EPEIRA, eine von Walckenaer (Tableau des Aranéoïdes [Paris 1805]) aufgestellte Gattung der echten Spinnen (Aranina), welche zur Latreille'schen Familie der Orbitelae gehört und mit diesen in der Anwesenheit von zwei Luftlöchern und sechs Spinnwarzen harmonirt. Auch im Übrigen ist ihre allgemeine Bildung der aller Spinnen (s. d. Art.) ganz gleich, und nur die Stellung der Augen oder die Umrisse des Cephalothorax bilden unterscheidende Gattungscharaktere. Was letztern betrifft, so ist seine verkehrt-herzförmige, am Vorderende abgestutzte und hier stärker gewölbte Bildung Familiencharakter, welcher die Epeiriden oder Orbitelen von den meisten übrigen Spinnen unterscheidet, und der insofern auf eine höhere Entwickelung dieser Familie hinweist, als die bemerkte, oft ziemlich scharf abgesetzte vordere Erhöhung das Anzeichen eines mehr selbständig werdenden Kopftheiles ist. Auf dem vordersten ziemlich abschüssigen Ende dieser kopfartigen Erhebung sitzen die acht einfachen Augen in einer bestimmten, bei allen Epeira-Arten gleichen Figur, welche sich am besten durch dieses Schema versinnlichen läßt:



Hierin zeigt der Strich die vorderste Grenze des Cephalothorax an und seine aufgebogenen Enden die nach Hinten sich umbiegenden Ecken desselben. Von den acht Augen stehen also je zwei in der Form der Zahl 8 schief neben einander hinter den Außenecken, die vier andern bilden ein Trapez in der Mitte des Vorderrandes, indem zwei größere mehr entfernte unmittelbar am Rande stehen und zwei kleinere mehr genäherte hinter ihnen. Im Übrigen ist Epeira durch die auffallende Breite des hintern flachern Theiles am Cephalothorax und den eiförmigen, gleichmäßig gewölbten, aber sehr hohen, am Basalende bisweilen mit zwei Höckern versehenen, ziemlich haarlosen Hinterleib noch kenntlich. Gewöhnlich haben die Arten schöne und grelle Zeichnungen auf seiner Oberfläche. — Von dem innern Bau, wenigstens einer der zu dieser Gattung gehörigen Arten, sind wir durch Brandt's schöne Untersuchungen (Medicin. Zoologie II, 88), wodurch G. R. Treviranus' ältere Beobachtungen (Vermischte Schrift. I.) zum Theil bestätigt und meistens erweitert wurden, ziemlich vollständig unterrichtet. Dieselben lehren, daß der Darmkanal geradlinig vom Munde zum After, welcher am Ende des Hinterleibes über den Spinnwarzen liegt, sich begibt, im Cephalothorax aber sich erweitert und jederseits fünf Blindsäcke ausschickt; eine zweite Erweiterung findet sich am Anfange des Hinterleibes. In seinen kurzen, kaum unterschiedenen Mastdarm senkt sich ein großer Blindsack, welcher zwei sich vielfach durch den Hinterleib verästelnde Gefäßstämme aufnimmt, die eine weiße, besonders im Herbst häufige, Flüssigkeit enthalten. Offenbar sind es nierenartige Organe, nicht Gallengefäße, wofür Treviranus sie hielt. Den übrigen Raum im Hinterleibe, neben dem hier engen Darm, erfüllen die Spinngefäße, und beim Weibchen besonders die großen Eierstöcke. Von erstern finden sich drei Paare, deren Stämme sich auch noch verästeln; sie begeben sich zu den sechs in dieser Figur unter dem After am Bauchende angebrachten Spinnwarzen, und ergießen ihr Secret durch die zahlreichen feinen siebartigen Öffnungen, wovon die Endfläche jeder Warze durchbohrt ist. Die Genitalien münden an der Basis des Hinterleibes dicht hinter seiner Verbindungsstelle mit dem Cephalothorax unter einer Klappe, neben welcher die Querspalten stehen, die den Eingang zum Respirationsorgan bilden. Letzteres besteht blos aus zwei gefalteten Lungensäcken, und macht dadurch die Anwesenheit eines ausgebildeten Gefäßsystemes nöthig, dessen Stamm (Herz) am Rücken, zunächst unter der Haut, über allen Eingeweiden liegt. Außer diesen Organen bemerkt man nur noch ein Paar Speicheldrüsen, welche durch den Kieferhaken sich öffnen, und den aus einem fünfstacheligen Brustknoten bestehenden Nervenstamm, dessen Äste sich zu den verschiedenen Organen begeben. — Viel Schwierigkeit bot den Beobachtern die Bildung der äußern Genitalien und deren Copulationsact dar. Männchen und Weibchen unterscheiden sich nämlich bei den Epeiriden, und wahrscheinlich bei allen Spinnen nicht blos beträchtlich in der Größe, sondern auch im Bau einzelner Theile, die nicht grade Genitalien sind.

Die Größe der Individuen betreffend, so sind die Männchen zwar in allen Theilen des Rumpfes, und besonders im Hinterleibe, viel kleiner und schmächtiger als die Weibchen, haben aber dennoch längere Extremitäten, bei sonst gleicher Färbung und Zeichnung. Unter den Gliedmaßen zeichnen sich die bei allen Spinnen in einfachem Paare vorhandenen accessorischen Mundtheile, hier Unterkiefertaster genannt, besonders durch ihre Größe beim männlichen Geschlechte aus, und weichen auch in der Form des letzten verdickten, kolbigen Gliedes auffallend von dem Weibchen ab. An diesem Gliede hatte man lange Zeit nicht blos eine taschenartige Vertiefung, sondern auch in ihr versteckte bewegliche Haken und Fortsätze erkannt, welche, so nahm man an, die Weibchen zur Copulation reizen sollten, weil die Männchen grade mit ihnen die weibliche Scheide so häufig berühren. Neuere

Beobachtungen bei andern Gliederthieren, besonders von Siebold's Entdeckungen über die Befruchtung der Libellulinen, machen es wahrscheinlich, daß diese Organe nicht bloße Reizer sind, sondern die Befruchtung selbst bewerkstelligen, indem wahrscheinlich das Männchen jene Tasche mit seinem Samen anfüllt, durch freiwillige Ergießung aus der Öffnung der Hoden, und nun während des Spiels die Spermatozoen in die vulva der Weibchen gelangen. Eine solche Einrichtung mag besonders bei Thieren wünschenswerth und nothwendig gewesen sein, welche, wie die Spinnenweibchen, so gleichgültig gegen den Begattungsact sind, gewöhnlich erst nach langen Versuchen das schwächere Männchen zulassen, und nicht selten dasselbe für seine vorschnelle Kühnheit mit dem Tode bestrafen. Ja selbst nach der wirklichen Befruchtung muß es schleunig auf seinen Rückzug bedacht sein, um den rachsüchtigen Verfolgungen seiner Geliebten zu entgehen. Daher also schreibt sich seine größere Beweglichkeit auf der einen und seine Einrichtung zu einer selbst per distans möglichen, momentanen Befruchtung auf der andern Seite.

Die Epeira-Arten, deren es nach Koch (Übersicht des Arachnidensystems. I, 2) 14 europäische gibt, sind durch das häufige Vorkommen einer von ihnen, der sogenannten Kreuzspinne (E. diadema), in ihren Gewohnheiten sehr bekannt geworden. Sie gehören zur Gruppe der sitzenden Spinnen (Sedentariae), welche zur Erlangung ihrer Nahrung vermittels der Spinnorgane verschiedene Gewebe ausführen, in denen sie ihren aus andern Insekten bestehenden Fraß einfangen. Von den Epeiren werden diese Gewebe in Form eines senkrecht schwebenden Kreises ausgeführt, und darauf bezieht sich der von Latreille vorgeschlagene Familienname. Das Verfahren, welches die erwähnte Kreuzspinne dabei beobachtet, ist folgendes: Hat sie nach vielfachem, sorgfältigem Suchen einen Ort entdeckt, den sie zur Anlegung eines Gewebes tauglich findet, so läßt sie sich von dem erhabensten Punkte dieser Stelle an ihrem Gespinnstfaden, der, wie die oben gegebene Beschreibung der sechs Spinnwarzen zeigt, aus hundert und mehr einzelnen Fädchen besteht, senkrecht herab, bis sie einen gegenüberstehenden, unter ihr befindlichen festen Punkt trifft, an dem sie das Ende des Fadens befestigt. Alsdann kriecht sie an demselben Faden, oder wenn sie einen andern Weg findet, auf diesem in die Nähe des ersten Befestigungspunktes zurück und befestigt in einiger seitlichen Entfernung von ihm den hinter sich hergezogenen zweiten Faden, sodaß beide mit einander einen Winkel bilden. Ist dieser Winkel schon groß genug, um zwischen seinen Schenkeln ein Gewebe anlegen zu können, so erfolgt nun dessen Einrichtung auf die Weise, daß die Spinne beide Schenkel an verschiedenen Stellen, oben wie unten, durch gerade Linien verbindet; ist aber der Winkel zu klein, so wird nach der andern Seite hin ein ähnlicher dritter Hauptfaden gezogen, oder auch noch ein vierter, je nachdem das Bedürfniß des Ortes und der Spinne es erfodert. In dem auf die angegebene Weise zwischen den Schenkeln des Winkels abgeschnittenen, vier- oder mehreckigen Raume legt nun die Spinne das Gewebe an, indem sie zuerst den Raum durch eine Querlinie halbirt und dann vom Mittelpunkte derselben aus Radien nach dem Umfange des Raumes zieht, die sie dadurch an einzelnen Stellen zu verkürzen sucht, daß sie die Ecken des ganzen Raumes durch andere gerade Linien abschneidet. Das ganze Verfahren ist natürlich sehr mühsam, da die Spinne immer, um zu zwei gegenüberstehenden Punkten, die sie verbinden will, zu gelangen, wenigstens den halben Umfang des ganzen Raumes zwischen beiden Punkten durchlaufen muß. Dennoch geht die Arbeit, nachdem die ersten Grundfäden und die sie verbindenden Sehnen gezogen sind, ziemlich rasch von statten. Sind alle Radien fertig, so beginnt die Spinne vom Mittelpunkte aus den Kreisfaden, der ununterbrochen fortläuft, mithin eine Spirale beschreibt. Anfangs ist sein Gang gewöhnlich sehr regelmäßig; später werden die Abstände ungleicher, und bei ältern Geweben, die ausgebessert wurden, zeigen sich auch mancherlei Lücken, Ungleichheiten und regelwidrige Verbindungen der Fäden. Im Mittelpunkte eines solchen Gewebes sitzt die Spinne und wartet, bis sich Insekten im Gewebe fangen, stürzt, sowie es geschieht, auf dieselben los und tödtet sie mit ihrem giftigen Speichel, das bewegliche Ende beider Kiefer in den Leib der Beute hineinschlagend. Ist sie gesättigt, so umspinnt sie den Raub und läßt ihn an Ort und Stelle, bis sie ihn braucht; bedarf sie der Nahrung, so nimmt sie ihn mit sich zur Mitte und verzehrt ihn hier, indem sie alle weichen Theile aussaugt, die trockenen Hülsen aber fallen läßt. Gewöhnlich hat die Spinne neben ihrem Gewebe noch einen Schlupfwinkel, in den sie sich bei schlechtem Wetter und großer Gefahr zurückzieht; oft auch lauert sie in demselben auf Beute und stürzt erst hervor, wenn das Gewebe durch ein gefangenes Insekt erschüttert wird. Gegen Nässe und Kälte sind diese Spinnen sehr empfindlich, und suchen namentlich Regenschauer soviel als möglich zu vermeiden. Daher ist die Spinne ein sehr guter Wetterprophet und ihr Betragen den Kundigen das beste Zeichen der Witterung. Steht Regen bevor, so sind sie unruhig und entfernen sich aus ihren Geweben, um in dem Schlupfwinkel den Regen abzuwarten. Ist derselbe vorüber, so kommt die Spinne nicht sogleich hervor; erst wenn die Sonne wieder durchbricht, zeigt sie sich. Beginnt sie nun die Ausbesserung ihres vom Regen zerstörten Gewebes, oder gar ein neues, so kann man sicher sein, daß der Regen für dies Mal sein Ende habe; denn wenn er fortdauert oder bald wiederkehrt, so fängt keine Spinne die Reparatur ihrer Wohnung an, wohl wissend, daß sie bald wieder zerstört werden würde. Auch kann man an schwülen Tagen aus der Abwesenheit von Spinnen aus ihren Geweben schließen, daß bald Regenschauer sich einstellen werden. — Übrigens hat jede Spinne, sowol Männchen als Weibchen, ihr eigenes Gewebe, und duldet in ihm keinen fremden Gast; kommt ein solcher, so wird er unfreundlich empfangen, durch erschütternde Schwingungen, welche die im Centrum sitzende Besitzerin macht, verscheucht, und wenn er nicht weicht, mit gehobener Waffe angegriffen. Auch zur Brunstzeit ist die erste Annäherung der Männchen in der Regel einem stürmischen Über-

falle von Seiten der Weibchen ausgesetzt, und wird daher mit großer Vorsicht ausgeführt. Fügt sich das Weibchen, so erfolgt hier, am Rande seines Eigenthums, die Befruchtung, und erst wenn der lüsterne Fremdling nach erlangter Befriedigung sich schnell entfernt hat, kehrt das Weibchen in sein Centrum zurück. Die Eier, welche es im Spätherbst legt, werden klumpenweis irgendwo untergebracht, leicht umsponnen und so ihrem Schicksal überlassen. Die im nächsten Frühjahre auskriechenden jungen Spinnen halten sich hier noch einige Zeit in Gesellschaft bei einander auf, entfernen sich aber bald, bevor Noth oder Hunger sie drängen, weil diese sie veranlassen dürften, gegen einander zu wüthen; da Unverträglichkeit schon ihnen inwohnt. Über ihre Entwickelung im Eie hat Herold vortreffliche Beobachtungen bekannt gemacht. (Untersuch. über die Bildungsgeschichte der wirbellosen Thiere. 1. Bd. [Marburg 1824. Fol.]) — Das Charakteristische der Art, deren Ökonomie wir so eben in einigen allgemeinen Umrissen geschildert haben, besteht in der Zeichnung ihres Hinterleibes. Sie hat, gleich allen bis jetzt bekannten Epeira-Arten, eine röthlich-braungraue Grundfarbe, die bei einzelnen Individuen mehr ins Graue und Schwarze, bei andern mehr ins Gelbe übergeht; die Beine sind heller und dunkler geringelt und der Cephalothorax pflegt einen hellern Saum zu besitzen. Auf dem Hinterleibe, dessen Mittelfeld dunkler und von einem hellern Saume umgeben ist, stehen symmetrisch vertheilte kreideweiße Punkte und Flecke, von denen die der Mittellinie größer sind und an der breitesten Stelle des ganzen Bauchs zwei große elliptische Flecken neben sich haben, welche mit ihnen ein Kreuz bilden; die Seitenräume sind mit dunklern Querbinden versehen, auf denen auch wol noch weiße Punkte stehen. Bei den Männchen ist diese Zeichnung sehr fein, und daher undeutlicher. — Die beste Abbildung beider Geschlechter dieser an Gartenmauern, Spalieren, Holzwänden ꝛc. so häufigen, aber fast immer gegen die Sonnenseite hin ihr Gewebe aufrichtenden Spinne findet sich in der schon erwähnten Medicin. Zoologie. Taf. 14. Fig. 1—4; sehr schlecht ist die größere Darstellung von Hahn in seinem Werke über die Arachniden (Nürnberg 1834 fg.) 2. Bd. Taf. 45. Fig. 110, woselbst auch noch mehre andere einheimische Arten abgebildet sind. (*Burmeister.*)

EPENTHESIS (ἐπένθεσις), ist der Name einer etymologischen Figur in der Grammatik, welcher, wie schon die Zusammensetzung des Wortes aus dem Griechischen ἐπί, ἐν und τίθημι lehrt, das Einschieben, das Hinzufügen in der Mitte bedeutet. So erklärt es unter den alten Grammatikern bereits Donatus (De schematibus. p. 1772. 2. ed. *Putsch.*): est appositio ad mediam dictionem literae aut syllabae, ut *relliquiis* pro *reliquiis*, *Induperator* pro *Imperator*. Aber eine solche Begriffsbestimmung beruht blos auf äußerlicher Beobachtung einer orthographischen Eigenthümlichkeit, über welche auch neuere Grammatiker nicht hinausgegangen sind. Scheiden wollen wir daher zunächst zwischen den wenigen Überresten archäistischer Formen, zu deren Anwendung sich der Dichter im daktylischen Versmaße genöthigt sah, weil in der lateinischen Sprache sich die langsylbigen Stämme gegen die kurzsylbigen zu sehr vermehrt und dadurch die Erlangung der beiden Kürzen des Daktylus erschwert hatten. Zu den in solcher Bedrängniß angewendeten Hilfsmitteln gehörte eine Anzahl Wörter, welche mit der alten Präposition endo oder vielmehr nach lateinischer Vocalisirung indu statt in zusammengesetzt sind, z. B. indugredi bei Lucrez (I, 83. IV, 310), indupeditus (I, 241) statt des unfügsamen ingredi und impeditus; induperator (IV, 964) statt imperator, das schon Ennius sich im Hexameter gestattet hatte, bei Cicero (De divinat. I, 48), das aber im spätern Gebrauch auffallend erscheinen mußte, und darum auch von Juvenal (Satir. IV, 29) mit lächerlicher Gravität angewendet wurde. Cf. *Gifanii* Conlectanea v. *endo*, *Columna* ad *Ennii* Fragm. p. 16. 22. *Wakefield* ad *Lucret.* I, 83. Hierher gehören ferner Formen wie Alcumena statt Alcmena in dem Amphitruo des Plautus; navita für nauta, sowie in den weniger fügsamen Casus navifragus statt naufragus, selbst bei den epischen Dichtern des goldenen Zeitalters (*Virg.* Aen. III, 553. *Ovid.* Metam. XIV, 6); Mavors für Mars, siem und possiem für possim und sim (worüber Pareus im Lex. crit. p. 1155); fuvimus und fuvat statt fuimus und fuat (cf. *Wakefield* ad *Lucr.* I, 387); das gedehnte alituum für alitum, was nach Lucretius' (II, 927) Vorgange selbst Virgil (Aen. VIII, 27) nicht gescheut hat. Nicht ganz mit Recht hat man die vollere Form divitior statt der allerdings häufigern ditior hierhergezogen; denn da sich bei Cicero immer die vollere Form findet und eigentlich erst in der silbernen Latinität die abgekürzte allgemein wird (vergl. die von mir zu *Voss.* De analog. II. c. 25. p. 685 gegebenen Nachweisungen), so ist es leicht zu erklären, warum die Epiker zwar immer ditissimus sagten, aber im Comparativ die vollständige Form gebrauchten, sobald dieselbe dem daktylischen Versmaße sich fügte, z. B. bei *Ovid.* Heroid. XVI, 34. Metam. VI, 452. Auch der teutschen Poesie sind solche Formen nicht fremd geblieben, besonders hat sie Goethe in den kleinern Gedichten häufig angewendet, z. B. 1. Bd. S. 195: Rösselein, Schlösselein, manniger Sieg; S. 137: geliebet, geglaubet u. a. — Von der Epenthesis scheiden einige Grammatiker den Diplasiasmus, und bezeichnen damit die aus metrischen Gründen zur Verlängerung einer ursprünglich kurzen Sylbe angewendete Verdoppelung eines Consonanten. Die dafür beigebrachten Beispiele sind entweder unpassend oder ganz falsch. Denn die Schreibart Juppiter mit doppeltem p ist die durch Etymologie und alte Zeugnisse allein bestätigte (vergl. nur *Manulii* Orthogr. p. 442), dasselbe Verhältniß findet bei quattuor statt (s. Schneider's Elementarlehre. S. 446); die Verdoppelungen repperi, rettuli, reppuli müssen aus der Reduplication des Perfectums erklärt werden (s. *Ritter*, Elem. gramm. lat. p. 137); ganz grundlos ist die Schreibung relliquiae (*Virg.* Aen. I, 34), relligio (sehr häufig), da hier eine Dehnung der Sylbe re mit demselben Rechte angenommen werden kann, wie in einer Menge von Verbalformen der mit re zusammengesetzten Zeitwörter, die man ohne diese Licenz nicht hätte

gebrauchen können. Daher ist es falsch, wenn man redducere, reccidere, ressugere und Ähnliches, namentlich in den Ausgaben des Lucrez, geschrieben findet. Es ergibt sich hieraus, daß die Erörterungen der neuern Grammatiker, wie Jani's in der Ars poet. p. 70, Ramshorn's §. 88 u. A., wenig befriedigen. (*F. A. Eckstein.*)

EPEOLUS, eine von Latreille aufgestellte, von Fabricius (Syst. Piezat. 388) angenommene Gattung der Bienen (Apina), welche im äußern Habitus sich am meisten an Nomada anschließt, und auch in ihrer als Larve parasitischen Lebensweise mit den Nomaden übereinkommt. Sie gehört also zur Gruppe der nichtgeselligen Bienen mit langer Mittelzunge, und schließt sich unter diesen in ihrer Mundbildung den Gattungen zunächst an, welche, wie Anthidium, eingliederige Kiefertaster besitzen, unterscheidet sich aber von dieser Gattung durch die Oberkiefer, welche bei Epeolus länglich, schlank, fast zahnlos sind, bei Anthidium aber breit, gedrungen und stark gezahnt, und durch die Flügel, welche bei Anthidium nur zwei, bei Epeolus drei Cubitalzellen haben. Ganz innig schließt sich dagegen Epeolus an Melecta *Fabr.* (Crocisa *Latr.*), von welcher Gattung äußerlich das bei ihr erweiterte ausgeschnittene Rückenschildchen, innerlich aber der völlige Mangel von Kiefertaster die Unterscheidungscharaktere liefern. Übrigens ist bei Epeolus die merkwürdige Bildung des Schildchens der Melectae durch zwei an den Seiten desselben befindliche Höcker schon angedeutet. Europa beherbergt von dieser Gattung nur eine Art, die Apis variegata *Linn.*, welche etwa vier Linien lang wird und einen fast nackten Körper von schwarzer Farbe hat, auf dem gelbe, aus Haaren gebildete, breite Randsäume der Ringe sich befinden, die auf der Mitte des Hinterleibes unterbrochen sind; ihre Beine haben eine gelbrothe Farbe und die Flügel sind farblos. Man findet sie im Sommer nicht selten auf Schirmblumen und kennt ihre frühern Lebensstadien noch nicht genauer, wenngleich ihre Bildung die obenerwähnte Lebensweise wahrscheinlich macht. Eine gute Abbildung gab Panzer in der Fn. Germ. f. 61. t. 20; vorzüglich ist die von Curtis in seiner Brit. Entom. Vol. II. t. 516; ebenfalls sehr getreu die von Lepelletier de St. Fargeau in seiner Hist. natur. des Hymenopt. T. II. p. 462. pl. 17. f. 5. 6 gegebene, besonders weil hier beide Geschlechter neben einander dargestellt sind. Dieser Schriftsteller nennt übrigens die Art Ep. tricolor, und zieht als zweite Art noch die Melecta remigata *Fabr.* (Syst. Piez. 387. 5) hierher; eine dritte, wie es scheint noch unbeschriebene, Art erhielt ich aus Mexico. Fabricius führt (a. a. O.) noch zwei Arten auf, wovon eine, E. punctatus, bei Paris vorkommen soll; sie scheint das Weibchen unserer gemeinen Art vorzustellen; die zweite, E. mercatus, aus Carolina, kenne ich nicht. (*Burmeister.*)

EPEOSCHE, in der altpers. Rel. ein mächtiger Dew, Feind des Wassers und des Taschter, des Genius desselben. Meschia und Meschiane, das erste Menschenpaar, somit Repräsentanten des ganzen Geschlechts, hatten es unterlassen, den Ormuzd gehörig zu verehren. Da ermahnte Taschter zuerst in der Gestalt eines 15jährigen schönen Jünglings, dann als goldgehörnter Stier und endlich in der Gestalt des edlen Rosses mit Goldohren und Goldschweif die Menschen zu ihrer Pflicht, aber sie achteten seiner Worte nicht und die Dürre begann hereinzubrechen. Taschter floh nach dem Zare Bookoresche (dem Meere) und der Dew Epeosche, der Genius der Dürre, folgte ihm dahin nach in Gestalt eines schrecklichen Rosses mit steifen Ohren, fester und ungebeugter Brust und starkem, mächtigem, hoch emporfliegendem Schweif, und kämpfte drei Tage und drei Nächte gegen Taschter, ward Sieger und der Gegner mußte um die Weite eines großen Hesars (soviel als fünf Farsangs) aus dem Zare Bookoresche fliehen. Taschter sah das Wasser, gedrückt mit Noth und gebunden, gegen Mittag fließen, d. h. die dürre Jahreszeit begann wirklich; das Wasser konnte sich nicht in Dünsten erheben und regenbringende Wolken bilden. Da rief Taschter selbst den Ormuzd an und dieser schuf augenblicklich zehn große Rosse, zehn große Stiere, zehn hohe Berge und zehn große Ströme. So mit Macht verstärkt kehrte Taschter zurück nach dem Zare Bookoresche und besiegte den Dew Epeosche, daß er um die Weite eines großen Hesars vom Zare fliehen mußte, d. h. mit dem Taschtermonat, dem vierten des Jahres, wo die Sonne im Zeichen des Krebses steht, begann die Regenzeit wieder, und die Erde nebst Menschen und Thieren wurden aufs Neue erquickt. Die ganze Mythe bezieht sich offenbar auf den Jahreslauf im Klima von Persien, wo mit dem Zeichen des Krebses die Regenzeit anfängt und die vorhergegangene Dürre endet. (*Richter.*)

EPERATOS (*Ἐπήρατος*), ein Achäer aus Pharä, ein Zeitgenosse des Aratus, ohne jedoch dessen Ruhm und Ansehen, wie dessen Verdienste zu theilen. Wir hören von ihm zuerst im Frühlinge des Jahres 218 vor Chr. Geb., als die Abgeordneten der Achäischen Bundesgenossenschaft sich zur Wahl eines Vorstehers oder Strategen zu Ägion versammelten und die Ränke des Apelles, der vom König Antigonus dem jungen Philipp von Makedonien beigegeben war, die Wahl des von Aratos empfohlenen Timoxenus zu hintertreiben suchten, nachdem Apelles schon vorher des Aratus Gegner dem Könige empfohlen und diesen gegen Aratus einzunehmen versucht hatte. So gelang es ihm, nachdem er den König bewogen hatte, sich selbst nach Ägion zu begeben, um die Wahl eines den makedonischen Interessen ergebenen Bundeshauptes durchzuführen, die Achäischen Gesandten ungeachtet des anfänglichen Widerspruches und der Abneigung, doch theils durch Bitten und Versprechungen, theils selbst durch Drohungen dahin zu bringen, daß Eperatos, welcher der Gegenpartei des Aratus angehörte, ein, wie sich bald auswies, schwacher, unfähiger, von Niemandem geachteter Mann, zum Strategen erwählt wurde. Das geringe Ansehen und der geringe Einfluß dieses makedonischen Schützlings zeigte sich aber bald, als der makedonische König, nachdem er von dem Zuge gegen Elis zurückgekehrt war und nun an Allem zur weitern Fortsetzung des Krieges Mangel litt, sich an den Achäischen Bund wen-

dete, dessen Haupt keineswegs im Stande war, durch seinen Einfluß den Wünschen des Königs Gehör zu verschaffen. Erst nachdem dieser sich wieder an Aratus gewendet, konnte er die gewünschten Unterstützungen, sowie das Versprechen weiterer Unterstützung für die Folge erhalten. Später finden wir den Eperatos als Strategen an der Spitze der Truppen, welche der Achäische Bund den Messeniern zu Hilfe schickte, in deren Gebiet Lykurgus von Sparta eingefallen war, während Philipp mit dem Kriege gegen die Ätolier beschäftigt war. Noch einmal aber stellte sich im Winter des Jahres 21⁸/₇ vor Chr. Geb. die Unfähigkeit des Eperatos heraus, als er die Grenzen der Achäischen Landschaft gegen die von Elis aus in das Gebiet von Dyme eingefallenen und dieses, wie die nahen Umgebungen von Pharä und Patrá verheerenden Scharen vertheidigen sollte, und weder Söldner, noch die kriegsfähige Jugend des Bundes zusammenzubringen vermochte, bis bei dem äußerst zerrütteten Zustande im Frühjahre 217 Aratus wieder zum Strategen erwählt ward. Von Eperatos aber hören wir weiter nichts. Vergl. über diese Ereignisse **Helwing**, Geschichte des Achäischen Bundes. S. 194 fg. *Merleker*, Achaicc. libr. p. 206 seq. **Schem**, Gesch. von Griechenl. S. 157 fg. Hauptstellen darüber sind bei *Polybius* IV, 82 fin. V, 1, 5 und 30. *Plutarch.* Vit. Arat. 48. — Als Name eines Ephoren zu Sparta im 19. Jahre des Peloponnesischen Krieges kommt ebenfalls ein Eperatos vor bei *Xenoph.* Hellen. II, 3. §. 7. (*Baehr.*)

EPERIES, latein. Eperiesinum, slaw. Pressow, so genannt von dem ungarischen Worte Eper, Erdbeere, daher im Lateinischen auch Fragopolis (Br. 48° 58′ 45″, L. 38° 55′ 30″), eine königliche Freistadt im sároser Comitate im Kreise jenseit der Theiß Oberungarns, zugleich Versammlungsort des Adels dieser Gespanschaft zu den General- und Particularcongregationen, von Mauern umgeben, die durch Basteien befestiget sind, am linken Ufer des Tarczaflusses in sehr anmuthiger, von Hügeln und Bergen, Gärten, Feldern und Wiesen auf das Lieblichste ausgeschmückten Gegend, in der Nähe und zwischen den Märkten Soóvár, Also-Sebes, Nagy-Sáros und Priczke gelegen, und auch von Zeben nur zwei teutsche Meilen entfernt, gut gebaut, gepflastert und überhaupt nach Kaschau die hübscheste Stadt Oberungarns, mit 952 Häusern, welche in breiten Gassen aneinandergereiht sind, und mitunter sehr hübsche Gebäude sind, 7656 teutschen und slowakischen Einwohnern, welche 6316 lateinische und griechische Katholiken, 1266 Reformirte und 74 Juden unter sich zählen; einem griechisch-katholischen Bischof, welcher der nach dieser Stadt benannten Diöcese vorsteht; der Districtualtafel für den Kreis diesseit der Theiß; einem organisirten Magistrate, welcher aus einem Stadtrichter, Bürgermeister, Stadthauptmann und neun Senatoren besteht; einem griechisch-katholischen Domcapitel; einer griechisch-katholischen und einer Pfarre des lateinischen Ritus, deren letztere schon 1255 errichtet wurde, zum eperieser Districte des kaschauer Bisthums gehört und unter dem Patronate des Magistrats steht, einem Pastorate der Evangelischen, augsburgischer Confession; vier katholischen Kirchen, einem Lutherischen Bethause; einer jüdischen Synagoge; einem katholischen Gymnasium; einem evangelischen Districtualcollegium; einer Normalhauptschule; einem Kloster der Franziskaner, welchen das katholische Gymnasium anvertraut ist; der bischöflichen Bibliothek; einer Buchdruckerei; einem Armen- und Waisenhause; einer Steingutfabrik; einem Calvarienberge mit mehren Kapellen und dem schönen Grabmale des Grafen Vandernath; einer Kaserne; einem Postamte und einer Station, welche mit Ternye auf der Straße nach Bartfeld, Lemes auf dem Wege nach Kaschau und Berthot auf der Straße nach Leutschau Pferde wechselt; besuchten Jahrmärkten und einem sehenswerthen Wasserdruckwerke, welches das Wasser der Tarcza fast 30 Fuß hoch in die Stadt, der es an gutem Brunnenwasser mangelt, hinaufhebt und alldort in Cisternen leitet. Eperies besteht aus der innern Stadt, mit einer schönen breiten Hauptstraße, aus der zwei Thore und eine kleinere Pforte in die ungepflasterten Vorstädte führen, welche ringsum von der herrlichsten Landschaft eingeschlossen sind. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnen sich am vortheilhaftesten aus: die St. Nikolaskirche mit einem schönen Thurme, die ehemalige Jesuitenkirche im Geschmacke dieses Ordens, der aber hier nicht mehr besteht, ausgeschmückt, das sehr schön gebaute Comitatshaus, das im Gevierte aufgeführte Gebäude des Lutherischen Collegiums, das Capitelhaus und m. a. In der Nähe der Stadt befinden sich einige Schloßruinen, mehre hübsche Gärten und Landhäuser ungarischer Großen, die Sauerbrunnen zu Cremete und Kraßnavoda, und die bedeutende Saline Soóvár, welche reizende Spaziergänge darbieten. Die Einwohner der Stadt verfertigen viele Leinwand und Tücher, und treiben auch mit Wein, Vieh, Getreide, mit weißer, gedruckter und gefärbter Leinwand und mehren andern Gegenständen einen nicht unwichtigen Handel. Von gelehrten Hilfsanstalten finden sich hier eine Mineraliensammlung, ein Conchyliencabinet, die bischöfliche Bibliothek, welche auch einige Kunstschätze, Kupferwerke u. dgl. enthält, vor. — Den Ursprung der Stadt führen Einige bis in die Zeiten Arpád's zurück; nach Andern soll sie ungefähr in der Mitte des 12. Jahrh. entstanden sein, als König Geysa II. um 1150 eine zahlreiche teutsche Colonie hierher und in die benachbarte Gegend einführte. Hundert Jahre später war Eperies schon ein beträchtlicher Ort. Die Grafen von Eperies, deren die Geschichte erwähnt, waren höchst wahrscheinlich nur die Richter und Vorstände des Ortes und der Gemeinde. Im J. 1288 wurde hier ein Kloster der Karmeliter gegründet, welches später einen großen Ruf erlangte. In viel spätern Zeiten wurden zu Eperies auch die Klöster der Franziskaner und Minoriten gegründet. Im J. 1374 erhob K. Ludwig I. den Ort zur königl. Freistadt, und im J. 1394 wurde sie mit Mauern umgeben. Besonders ließ sich K. Sigismund die Befestigung, größere Bevölkerung und Bereicherung von Eperies angelegen sein, die er seine königl. Stadt nannte. Nach dem königl. Briefe vom J. 1435 wurde der Stadt die Freiheit der Wochenmärkte eingeräumt. Schon ein Jahr früher hatte der König Eperies durch das ganze Königreich zoll- und mauthfrei gemacht, wozu später K.

Wladislaw noch das Privilegium fügte, daß die Bürger ihre Waaren ebenfalls zoll- und mauthfrei nach Krakau führen konnten. Im J. 1445 ertheilte der Feldoberst Giskra, ein glühender Vertheidiger der Rechte des Königs Ladislaus Posthumus, der Stadt einen Schutzbrief und König Ladislaus selbst ein eigenes Stadtwappen. Im J. 1490 bekam Johann Albert, der Bruder des K. Wladislaw Eperies, Zeben und das Schloß Sáros durch einen Vergleich zu seiner Sicherheit. K. Wladislaw selbst beehrte die Stadt mit einem Besuche im J. 1494, bei welcher Gelegenheit die Stadt auch wieder an Festigkeit gewann. Als ein besonderes Zeichen königlicher Huld und zur Belohnung der ihm bewiesenen Treue verlieh er der Stadt im J. 1508 das Vorrecht, sich des rothen Wachses sowol in hangenden als aufgedrückten Siegeln bedienen zu dürfen. Im J. 1514 verlieh ihr K. Wladislaw auch das Privilegium zur Abhaltung des Andreamarktes. In den nach dem Tode des unglücklichen Königs Ludwig II. folgenden Wirren lagerte sich im J. 1537 der kaiserl. Feldherr von Fels vor der Stadt auf dem sogenannten Taborhelly, wo er von den Anführern des Zapolyischen Heeres vergebens zu einem Treffen gereizt wurde. Im J. 1547 ließ K. Ferdinand I. das Schloß Soóvar der Stadt Eperies pfandweise zuerkennen, aber auch noch in demselben Jahre demoliren. Ob der standhaften Treue, welche die Stadt inmitten der bürgerlichen Kriege ihm immer bewiesen, bestätigte und vermehrte er das Stadtwappen wiederholt in den Jahren 1552 und 1558. Im J. 1558 verlieh er ihr das Dreyßigstgefälle, welches der Stadt auch von den späteren Regenten in den Jahren 1571, 1573 und 1649 bestätigt wurde. Maximilian II., welcher der Stadt sich auch sehr gnädig bewies, räumte ihr im J. 1567 auch das Niederlagsrecht ein, das sonst zum Emporblühen des Handels der Stadt sehr viel beitrug. Im J. 1563 wurden hier die Judicia octavalia eingeführt, wodurch dort öfters ansehnliche Versammlungen veranstaltet wurden. Als unter K. Ferdinand II. königl. Commissarien nach Oberungarn gesendet wurden, um den bürgerlichen und kirchlichen Zustand zu untersuchen, übergaben die Städte Kaschau, Eperies, Leutschau, Bartfeld und Zeben hier ihr Glaubensbekenntniß, welches bis jetzt die Confessio quinque civitatum genannt wird. Im J. 1633 kam hier zwischen dem siebenbürgischen Fürsten Georg Rákoczy und den kaiserlichen Abgeordneten ein Vergleich zu Stande, welcher aber nicht lange Bestand hatte, denn schon 1644, unter der Regierung Ferdinand's III., kam Eperies nebst mehren andern Orten in die Hände der Feinde. Die alte Stadtschule, welche sich schon seit längerer Zeit einen sehr guten Ruf errungen hatte, wurde im J. 1666 von dem Adel und den fünf königl. Freistädten, deren Einwohner meist der neuen Lehre zugethan waren, in ein großes Collegium umgestaltet, zu dessen Dotirung reiche Beiträge aus allen Theilen Ungarns und aus der Fremde eingingen. Bis zum J. 1673 blühte diese Lehranstalt und verblieb in den Händen der Protestanten. In dem genannten Jahre wurde es aber geschlossen und den Jesuiten übergeben. Im J. 1682 wurde es unter Tökely zwar wieder den Protestanten zurückgegeben, allein schon in kurzer Zeit erhielten es die Jesuiten wieder, um es fortan bis zu ihrer Aufhebung zu behalten. Da die Stadt im J. 1672 80 kaiserliche Soldaten, welche hier Sicherheit suchten, nicht aufnahm, sondern ihrem Schicksale überließ, das sie in die Hände des Feindes fallen ließ, verlor sie im darauf folgenden Jahre den Salzhandel; alles Geschütz, die Munition und die auf dem Rathhause vorhandenen Waffen wurden ihr genommen, die Thürme und Mauern abgebrochen und ihr zur Vergütung der beschlossenen Plünderung 11,000 Gulden auferlegt und ihr die Unterhaltung des als Garnison eingelegten Regiments zwei Monate hindurch zur Pflicht gemacht. Bald darauf, nämlich im J. 1688, nahmen die Tököli'schen Unruhen ihren Anfang. Eperies mußte eine harte Belagerung aushalten, die von dem berüchtigten Pater Joseph befehligt, bei dem Herannahen der kaiserlichen Generale Leslie und Wurm aber aufgehoben wurde. Auch im weitern Verlaufe der Zeit mußte die Stadt noch manches andere Drangsal sowol durch Krieg als auch durch Pest und andere Unglücksfälle erdulden. Insbesondere hatten die Protestanten viel zu erdulden. Im J. 1701 saß hier Fürst Franz Rákoczy II. einige Zeit hindurch mit seiner Gemahlin gefangen, von wo er später nach Wienerneustadt abgeführt wurde. Im J. 1723 wurde die Districtualtafel errichtet. In den Jahren 1750, 1751 und 1752 erbauten die Evangelischen ihre Kirche und Schule neu auf und erhielten im J. 1750 von dem Landesfürsten auch die Erlaubniß, die höhern Wissenschaften hier lehren zu dürfen. Eperies ist der Geburtsort des verdienstvollen Gelehrten J. M. Korabinsky.

(*G. F. Schreiner.*)

EPERNAY (Sparnacum), Stadt der Champagne, Hauptort eines Bezirkes des Marnedepartements, der in neun Cantonen 185 Gemeinden zählt, mit einer Bevölkerung von 83,278 Köpfen. Die sehr angenehm, auf dem linken Ufer der Marne belegene Stadt wird für das alte Aquä Perennes gehalten, obgleich sie bereits in dem frühesten Mittelalter den Namen Sparnacum trägt. Von einem großen Eigenthümer, von Eulogius, an den heil. Remigius verkauft, verschaffte dieser durch seinen letzten Willen Sparnacum, sammt seinen übrigen Besitzungen, der Kirche in Reims. Einer der Nachfolger des heil. Remigius, der Erzbischof Hinkmar, suchte in Epernay Zuflucht vor der Wuth der Normänner, und starb daselbst 882. Zwölf Jahre später, 894, wurde zu Epernay Flodoard geboren, der Geschichtschreiber der Kirche von Reims. Eudo II., den man als den ersten Grafen der Champagne ansehen kann, erbaute hierselbst eine Burg, erhob auch aus seinen Trümmern das in einer Fehde eingeäscherte Kloster, um solches 1032 mit Chorherren zu besetzen. Von dem an folgte die Stadt dem allgemeinen Schicksale der Provinz. K. Franz I. ließ sie 1544 ausbrennen, damit nicht die reichen Magazine den Kaiserlichen zur Beute würden, und verlieh einige Jahre später die langsam wieder mit Wohnungen sich bedeckende Brandstätte an Peter Strozzi. Es war das eine dürftige Vergeltung der unermeßlichen Opfer, welche Strozzi dem Dienste Frankreichs gebracht. Den Ligisten wurde die Stadt 1594 durch eine Belagerung entrissen, welche dem Marschall von Biron

das Leben kostete. In einem der damals unter den Mauern gelieferten Gefechte glänzte besonders der alte Parchappe, ein städtischer Beamter, der seine Treue dem Könige zu bethätigen, Haus und Hof verlassen, und mit seinen fünf Söhnen dem Heere des Belagerers sich angeschlossen hatte. An des Königs Seite stritt er als ein Held, zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, der eine Sohn fiel vor seinen Augen, selbst verwundet, ließ er nicht ab von dem Kampfe, bis er der Feinde gänzliche Niederlage gesehen. Einen Adelsbrief hat der Mann sich verdient in jenem Strauße, und ein ihm gewidmetes Denkmal ward noch unlängst in der Salle de l'arquebuse des Rathhauses gezeigt, nämlich eine Tapete, welcher das Gefecht bildlich eingewirkt, zusammt einer poetischen Beschreibung. Durch den Tauschvertrag von 1651 wurde Epernay als ein Bestandtheil des neu errichteten Herzogthums Château-Thierry an das Haus la Tour d'Auvergne gegeben. Gegenwärtig zählt der Ort, schlecht gebaut, wie die meisten Städte der Champagne, kaum 6000 Menschen; der einzigen Pfarrkirche Pfarrer ist bis zu der Revolution der Prior der Abtei zu St. Martin, Augustinerordens, gewesen. In diese Abtei hatte, auf Verwendung des heil. Bernhard, Graf Theobald IV. von Champagne 1128 Augustiner Chorherren eingeführt, statt der seit 1032 in ihr hausenden Weltgeistlichen. Zu der Election von Epernay gehörten 86, zu 8957 Feuerstellen berechnete Kirchspiele. Die Stadt steht auswärts in hohem Rufe, als Pflanzstätte einer der edelsten Weine, dem ist nicht vollkommen also. Eine Quelle des edelsten Wassers besitzt sie allerdings als einen unschätzbaren Vorzug, inmitten der kalkichten, unlautern, widrigen Gewässer der Champagne, aber der Wein gehört höchstens nur in die zweite, dritte und vierte Classe der Champagnergewächse, zumal, da der dasige Producent in unsern Tagen mehr auf Quantität, denn Qualität achtet. Einzig in der Richtung von Pierry befinden sich einige Weingärten, wie les Semons, les Rocherets, les Closets, les Toulettes, les Justices, les Partelines, Belnaut und Chelignon, so dem ersten Rang zuzutheilen. Dafür aber liegt die Stadt ungemein vortheilhaft, im Mittelpunkte der ersten Weinlagen, auf einem dem Bau wohlfeiler und vortrefflicher Keller ungemein günstigen Boden. Diese Keller werden in die weiche Kreide getrieben, sind nicht minder haltbar, als diejenigen, so durch massive Wölbungen geschützt, und befördern durch ihre Temperatur ganz ungemein die weitere Bildung der ihnen anvertrauten Weine. Manche dieser Keller, besonders jener des Hauses Moët, haben sich einen europäischen Ruf erworben; man bewundert, bei Moët zumal, Aushöhlungen, die in Umfang und künstlicher Verschlingung den Labyrinthen der Alten vergleichbar. Sie liegen, zusammt den Bureaux, in der Vorstadt, zu beiden Seiten der metzer Heerstraße. Unter den Gebäuden und Gärten dehnen in mehren Stockwerken die Keller sich aus, schmal, mit glattem Stein parquettirt. Die Hauptgänge mögen eine Länge von 1000 Fuß einnehmen (sind demnach den riesenhaften Verhältnissen mancher Kellerburgen in Ungarn keineswegs zu vergleichen); die Wände sind in der Höhe von sechs Fuß mit geschmackvoll geordneten, den edelsten Saft bergenden Flaschen bekleidet. Eine marmorne Tafel in einem Hauptgange berichtet, wie einstens Kaiser Napoleon diese Gewölbe mit seinem Besuche beehrte. Überhaupt pflegen durchreisende Fürsten ohne Ausnahme bei Moët einzukehren, und wir können das nur loben. Auch wir, als König, würden viel eher unter Weinhändlern wie Moët, denn unter Apothekern z. B. unsere Freunde suchen. Der den Kellerbau so sehr erleichternde und begünstigende Boden, verbunden mit den noch wesentlichern Vortheilen der Lage mußte an Epernay den Weinhandel binden, und hat in dieser einen Hinsicht selbst das stolze Reims, mit aller seiner Überlegenheit in den übrigen Handelszweigen, der unbedeutenden Nachbarin nicht Meister werden können. Das eigentliche champagner Weinland erstreckt sich von beiläufig Reims bis Vertus, in einer Längenausdehnung von 12—15 Stunden, in gerader Linie von Norden nach Süden, daher die Weinlagen im Allgemeinen eine östliche Richtung empfangen sollten. Es erhebt sich aber auf der Nordseite der Marne, zwischen Epernay und Reims, ein waldiges Mittelgebirge, welches der auf dem rechten Marneufer belegenen größern Hälfte des Weinlandes, in ihrer mit Reben bepflanzten nördlichen Ausflächung den Namen la montagne de Reims, in ihrer südlichen, gegen die Marne gerichteten Abdachung den Namen la côte d'Ay, dem ganzen Gebiete aber die Gestalt eines Halbcirkels ausdrückt. Der Richtung dieses Halbcirkels müssen die Expositionen nothwendig folgen; zunächst an Reims werden sie beinahe vollkommen nördlich, in weiterer Entfernung, wie zu Verzenay, Verzy, Villers-Marmery, Bouzy, werden sie meist östlich; die in der nächsten Umgebung von Epernay belegenen Ortschaften Ay, Mareuil, Dizy und Hautvillers, sind rein südlich exponirt. Hier, in dem herrlichen Marnethale, erscheint auffallend günstiger das Verhältniß der, im Allgemeinen ansteigenden Lagen, die hingegen in der östlichen, die besten Weine erzeugenden Region des Halbcirkels, zur Fläche beinahe sich senken, oder kaum merklich ansteigen. Die Montagne und die Côte d'Ay, oder jener Halbcirkel in seiner Gesammtheit, werden durch die Marne von der andern, mindern Hälfte des Weinlandes getrennt. Lagen und Örtlichkeitsbeziehungen versagen jedoch dem linken Ufer ein Erzeugniß, so in seinen Qualitäten jenem des rechten Ufers gleichgestellt werden könnte. Auch bildet dieses linke Ufer, oder la côte d'Avize, obgleich in seinem Rücken, gegen Westen, von ziemlich bewaldeten Höhen umfaßt, weder eine eigentliche regelmäßig fortlaufende Côte, den Strich von Cramant bis Vertus ausgenommen, noch auch einen Halbcirkel, wie das Schwestergebiet, sondern es beschreiben die Weinlagen eine verworrene, in etwas gekrümmte Linie, die sich von Epernay bis Vertus zieht. Als regellose Anhäufung von meist gegen Osten ausgeflächten Kreidehügeln und Kreidebergen gestaltet sich, von Pierry an, die über Monthelon, Cuy, Cramant, Avize, Oger, le Menil, über Vertus hinüber sich ausdehnende Landschaft. Minder begünstigt durch die Exposition, erfreut sie sich gleichwol eines eigenthümlichen Vorzugs; sie bereitet aus weißen Trauben den Wein, welcher zu Erhöhung der Moussirung den aus rothen Trauben gekelter-

ten Weinen des rechten Ufers beigegeben werden muß. Wie bekannt wird der moussirende Champagner auf künstliche Weise bereitet. Wird die Gährung gar nicht unterbrochen, so gibt es einen nicht moussirenden Wein, non-mousseux. Ist das in geringerem Maße geschehen, so wird der Wein halb moussirend (crêmant), ließ man ihn noch eine Gährung auf der Flasche machen, und ward ihm der Liqueur, weißer Zucker, in altem, gutem Weine aufgelöst, beigesetzt, so ist der vollmoussirende Wein (grand mousseux) fertig. Fleur de N. N. (in der Regel Sillery) ist das für die feinsten Gewächse beliebte Prädicat. Tisane heißen leichte, nicht moussirende, im Auslande selten oder niemals vorkommende Tischweine; ein unwürdiges, süßliches, fades Getränk, das seines, an die häßlichste aller Krankheiten mahnenden Namens vollkommen würdig. Vin rosé ist ein blaßrother Mousseux, wovon Oeil de perdrix eine etwas dunklere Schattirung. In vorigen Zeiten wurde der in unsern Tagen überhaupt weniger begehrte Vin rosé dadurch erzielt, daß man die Würze vor dem Keltern einige Tage auf den Trebern stehen ließ; davon empfing der Wein eine dem Auge sehr wohlgefällige, tief rosenrothe Farbe, die er jedoch mit einer gewissen, von den Trebern herstammenden Rauhigkeit erkaufen mußte. Im Übrigen gleich dem weißen Champagner behandelt, mußte er in den ersten Jahren verbraucht werden, denn die Farbe geht allmälig in das Gelbe über. Diesem letzten Übelstande abzuhelfen, hat man in der neuern Zeit einen dauerhaften Färbungsstoff erfunden, einen aus Hollunderbeeren und Weinstein, mit einem Zusatze von etwas Spiritus bereiteten Wein. Eine Bouteille voll dieser gehörig vergohrenen Mischung reicht aus, um 200 Bouteillen Wein die dauerhafte Rosafarbe mitzutheilen. Sie wird im Großen für den Verkauf zu Fimes bereitet, und heißt daher im gemeinen Leben Vin de Fimes. Zu den non-mousseux, vins secs, die nur vom Boden des Glases, ohne zu brausen, feine Perlen treiben, wählt man die reifsten Beeren und die vorzüglichsten Gewächse. Dasselbe gilt von den crêmans, welche beim Einschenken nur soviel Schaum geben, daß derselbe als eine leichte, von den aufsteigenden Perlen auf der Oberfläche des Glases erhaltene Decke schwebt; überhaupt wird zwischen crêmant und non-mousseux nur wenig Unterschied gemacht. Fleur, Blume, deutet auf etwas Ausgesuchtes, gleichwie die nicht minder häufig vorkommenden Prädicate Qualité supérieure und première qualité. Zu dergleichen pompösen Titeln berechtigte Weine sollen nur aus den ersten Cuvées bereitet werden, wohingegen der gewöhnliche grand-mousseux den besten letzten Pressen anzugehören pflegt. Heiße Jahre erzeugen geistige, körperliche (corpsés) Weine, mit geringer Mousse; je leichter, grüner, geistloser der Wein, um so stärker das Schäumen. Aus diesem erklärt sich, warum die Weine de la montagne edler und feiner, jene der Marne teigiger und süßer, jene der côte d'Avize leichter und schäumender sind. Die besten moussirenden Weine werden durch Mischung dieser verschiedenen Eigenschaften erzeugt, und eine lange Erfahrung steht für solche Verrichtung den Handelshäusern zu Gebote: sie wissen hierbei vortrefflich des Bouzy Milde und Zartheit, des Sillery und Verzenay Körperkraft und pikante Bitterkeit, des Ay und Mareuil Fettigkeit, des Avize Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und reichliche Mousse zu paaren. Auch der Jahrgang ist von vorzüglicher Bedeutung, und ein wohleingerichtetes Handelshaus darf der guten, zu Kräftigung der jüngern und minder vorzüglichen Gewächse bestimmten Weine niemals entbehren, gleichwie von der andern Seite eine vernünftige Handelspolitik fodert, daß man in ausgezeichneten Jahrgängen die Kunden nicht verwöhne durch Lieferungen, deren Vollkommenheit in minder günstigen Jahren nicht zu erreichen. Für solche Fälle werden geringere Weine beigegeben, stets von kunstgerechter Hand, denn es bereitet kein Weinbergbesitzer, einige Häuser ausgenommen, den edeln Mousseux: dieses Geschäft wird lediglich von den Handelshäusern zu Epernay, Ay, Mareuil, Avize, Chalons und Reims betrieben, als welche ihren Bedarf an noch nicht präparirten Weinen von Winzern und Gutsbesitzern erkaufen. Daß der Champagner sich demnach gänzlich und ohne alle Controle, in dem Bereiche der Industrie, nicht der Producenten, befindet, wird wol auch die auffallende Erscheinung erklären, daß man in der neuesten Zeit an andern Orten moussirende Weine zu bereiten gelernt hat, die eine Concurrenz mit dem echten Champagner zu bestehen vermögend, obgleich an Rhein und Mosel die materia prima so unendlich viel geringer. Denn was sind jener Flußgebiete edelste rothe Weine, verglichen mit den rothen Weinen der Champagne, die aus denselben rothen Trauben, wie der mousseux bereitet, mit den trefflichsten Burgunderweinen um den Vorzug streiten durch Feinheit, Feuer und geistige Flüchtigkeit? Der Champagne jährliche Crescenz wird zu 700,000 Hektoliter, über 80 Millionen Flaschen, berechnet; ein Viertel davon mag etwa zu Mousseux verarbeitet werden, und das zwar erst seit 1814, in frühern Jahren war der Absatz der moussirenden Weine ungleich geringer. Es wird, wie bereits gesagt, durch die Marne und das Gebirge von Reims das Weinland abgetheilt in die Montagne, in die Côte d'Ay oder die Marne, und in die Côte d'Avize, wozu noch stromabwärts die Côte de Châtillon zu fügen, und nordwestlich von Reims das sogenannte Pays de St. Thierry, so durch eine ebenfalls mit Reben bedeckte Höhenkette im Süden der Vesle mit der Montagne verbunden. St. Thierry selbst hat den Namen von einer Benedictinerabtei, und producirt besonders in dem Clos de St. Thierry Weine, die mit der Färbung und dem Geschmacke des edelsten Burgunders die Flüchtigkeit der Champagnerweine verbinden. Die übrigen Weine hingegen der Markung von St. Thierry und des Pays de St. Thierry, wie Trigny, Chenay, Pouillon, Villers-Franqueur, Armonville, gehören nur an das Ende der dritten Classe: es sind sehr gesuchte, hellrothe Weine von dem angenehmsten Geschmacke. Südlich der Vesle, an der untern Montagne, 2—3 Lieues von Reims, treffen wir zuerst Pargny, dessen rother Wein, um seiner geringern Haltbarkeit willen, der vierten Classe zuzutheilen, während hingegen das benachbarte Chamery-Ecueil und Villedemange zumal Weine von sehr guter Art, die 10—12 Jahre haltbar, erzeugen, und darum

an die Spitze der zweiten Classe gehören. Villers-aux-noeuds, zwischen Chamery und Reims, baut weiße, flüchtige, angenehme, aber schwache Weine, die man selten das zweite Jahr antreten läßt. In gleicher Nähe zu Reims, aber hart auf dem linken Ufer der Vesle, ist Taissy gelegen, dessen rother Wein beinahe den Gewächsen von Bouzy und St. Thierry gleichzustellen, und sich von ihnen einzig durch Nuancen unterscheidet, so allein für erfahrne Weinkenner verständlich. Es folgt zunächst, die Vesle aufwärts, an der Straße von Chalons nach Reims (zwei Lieues) das weltberühmte Sillery, die Pflanzstätte der edelsten und feurigsten von allen Champagnerweinen, den weniger seine Bernsteinfarbe, als der ihm eigenthümliche Mandelgeschmack charakterisiren. Dichtigkeit, Geist, eine herrliche Blume, die aufregende Kraft, womit er begabt, sichern ihm den Vorzug vor allen andern Gewächsen der Provinz; außerdem wird von ihm gerühmt, daß er den Mund frisch erhalte, und, selbst in einigem Übermaße genossen, keine dauernde Unbequemlichkeit veranlasse. Er hält sich sehr lange und gewinnt mit den Jahren; als besonders vorzüglich ist der Sillery crémant bekannt, und wenn er von Hause aus als vin sec behandelt worden, kann er in seinen wesentlichsten Eigenschaften den schwersten Rhein- oder Maderaweinen gleichgestellt werden. Wenn er im Keller zu hoch stand, und dadurch, oder durch andere widrige Zufälle, zu Gährung kam, darf man nur, um ihn wieder herzustellen, die entstöpselte Flasche eine Stunde lang in Eis setzen. Überhaupt läßt man diesen Wein, bevor er zur Tafel gegeben wird, vom Froste berühren. Die Weinberge erheben sich gegen eine dem Dorfe anliegende Höhe, von etwa zehn Grad Abdachung und nordnordöstlicher Exposition, und wird ihr Product heutzutage nur mehr in geringen Quantitäten zu rothen Weinen, die nicht einmal von besonderer Güte, verwendet. Sillery und das benachbarte Puisieulx waren das Eigenthum von Maria Cauchon, so durch Ehevertrag vom 30. Nov. 1543 des Peter Brulart Hausfrau geworden ist. Ihr Sohn, Nicolaus Brulart, der Kanzler von Frankreich, ließ 1619 Sillery zu einem Marquisat erheben. Die Erbin einer Linie der Brulart trug das Marquisat 1744 an ihren Gemahl Ludwig Cäsar le Tellier de Louvois, den nachmaligen Marschall von Frankreich und Herzog von Estrées, indem sie aber ohne Kinder blieb, mußte sie bei ihrem Ableben ein jährliches Einkommen von 100,000 Livres, auch Sillery und Puisieulx, einem andern Brulart, dem Grafen von Genlis, hinterlassen. Dessen jüngere Tochter trug Sillery an ihren Gemahl, den General Valence, und weiter an den heutigen Marschall Gérard. Zu dessen Zeiten, 1814, wurde das schöne Schloß von den Russen verbrannt; das Gut verkaufte er 1816 an die sogenannte schwarze Bande. Alles wurde sofort vereinzelt; die Schloßtrümmer und einen Theil des Ackerlandes brachte Hédin, der Maire von Sillery, an sich. Dieser Wechsel wurde dem Weinbaue und dem Rufe von Sillery sehr nachtheilig. Die Marschallin von Estrées hatte sorgfältig gebaut, die Stöcke standen vier Fuß und darüber von einander; außerdem wurden nicht nur die zu Sillery selbst gewonnenen Weine, sondern auch der Ertrag der herrschaftlichen Weinberge in Ludes, Mailly, Verzenay und Verzy, in Allem über 300 Morgen, nach dem Schloßkeller geschafft, um dort gepflegt, von dort aus verkauft zu werden. Die Käufer hatten sich gewöhnt, alle diese Weine als Erzeugnisse der Flur von Sillery zu betrachten. Die Zerschlagung des Guts in so viele kleine Parzellen mußte von den gewöhnlichen Folgen der Bettelwirthschaft begleitet sein. Der treffliche Boden, der nur seltenen Dünger fodert, die vielfältigen Misjahre in Wein, die hohen Fruchtpreise, veranlaßten viele der kleinern Eigenthümer, die Reben auszurotten, und in den herrlichsten Weinlagen, wie wir dieses auch auf Schloß Johannisberg gesehen haben, Weizen und andere Körnerfrüchte zu bauen, die bei geringern Culturkosten einen höhern und minder zufälligen Ertrag erwarten ließen. Indessen wurden die moussirenden Weine überall beliebter, der auf sie begründete Handel gewann mit jedem Tage eine größere Ausdehnung, und von allen Seiten kam Nachfrage um Sillerywelne. Die Aufmerksamkeit für jenes berühmte Clos de Sillery wurde neu geweckt; man begann die besten Stellen mit jungen Reben zu besetzen, namentlich die Côte, die den Witterungszufällen, vorzüglich dem Froste, weniger ausgesetzt, von jeher den feurigsten und kräftigsten Wein erzeugte. Besonders verdient hat sich um jenen neuen Anbau gemacht August Ruinart; von 1832 an hat er mit schweren Kosten in jener vortrefflichen, damals noch ganz vernachlässigten Lage, 70 Morgen an sich gebracht, auch deren allmälige Bepflanzung bewerkstelligt. Schon vor 40 Jahren kostete die Bepflanzung eines Morgens 1200 Franken. Wir können von Sillery nicht scheiden, ohne die Stelle bei Jullien (Topographie de tous les vignobles. p. 30) abzuschreiben: „le corps de ce vin, le spiritueux, le charmant bouquet et les vertus toniques, dont il est pourvu, lui assurent la priorité sur tous les autres.“ Eine halbe Stunde von Sillery, an der Höhe, hat Hr. Moët sich das stattliche Schloß Romont erbaut, um zu zeigen, wie es scheint, was Reichthum und Beharrlichkeit gegen die Natur vermögen. Die ganze Anlage kostet ihm 1,500,000 Franken; dafür besitzt er ein vollständiges Gut von 800 Morgen, darunter bedeutende Stücke der berühmten Bruyères von Mailly. Das höher hinauf, zwischen der Vesle und der Straße von Chalons belegene Beaumont baut einen Wein, der in allen Dingen jenem von Villers-aux-noeuds ähnlich. Verzy, so südlich von Beaumont, aber schon an der Montagne gelegen, und das dicht an Verzy gelehnte St. Basle, eine ehemalige Benedictinerabtei, liefern mit dem weiter nach Westen, und in größerer Nähe zu Romont gelagerten Verzenay, Weine im ersten Range, Nr. 2, doch dergestalt, daß die meisten Gewächse von Verzy jenen von Verzenay nicht völlig gleichkommen. Bei Verzenay werden als die besten Weingärten gerühmt Pisse-Renard, Bas-Pertuis, Carreau, Blancsfossés, Demi-demies, Basses-coutures, Basses-bruyères, Champ-Saint Martin; zu Verzy haben vorzüglichen Ruf les Vignes-Gosses, Terres de Saint-Basle, Baillons, Houtes, Charronées, Noyers d'or, Basses-Vincelles, Foncelles. Alle diese Weinberge liegen an einer nordöstlichen, beholzten Ecke der

Montagne, und bilden gewöhnlich ganz flache Mulden von 6—10 Grad Abdachung durchschnittlich, die sich gegen Osten ausmünden, und mit der einen Seite der Mulde vortreffliche südliche Expositionen bieten, daher nicht nur die Morgensonne, der im Lande so gepriesene Soleil de dix heures, sondern auch die Abendsonne in voller Kraft wirken kann. Im Allgemeinen finden sich die bessern Lagen, wo die rothen Trauben wachsen, unterhalb der Ortschaften, namentlich am Fuße der Höhen, wohingegen die zunächst an die Waldkuppen stoßenden Spitzen nur geringe Weine erzeugen, auch gar vielfältig mit der weißen Burgunderrebe, die vielen, aber minder werthvollen Wein liefert, bepflanzt sind. Als vormaliger Bestandtheil des Marquisats Sillery mag Verzenay nicht geringen Antheil haben an der frühern Berühmtheit der Sillerweine. Jetzt behauptet das hiesige Gewächs einen eigenthümlichen ausgezeichneten Rang: es besitzt bei einer in etwas schillernden Farbe viel Feuer, und ein aromatisches Bouquet, ist, mit dem Sillery, der feurigste, schwerste Wein der Champagne, geht sehr zu Blut, und wird, wegen seiner Stärke, selten rein gefüllt. Die lebhaften Avize- und Pierryweine geben ihm die dem besten Mousseur eigenthümliche Feinheit im Geschmacke, indem sie zugleich die übermäßige Kraft mildern. Die crêmaus und non-mousseux von Verzenay sind zumal vortrefflich, und werden Liebhaber von starken Weinen unter allen Umständen den Sillery und Verzenay dem zarten Bouzy und Ay vorziehen. Mailly und Ludes, von Verzenay die nächsten Nachbarn gegen Westen, gehören theilweise mit ihren Weinen in dieselbe Kategorie, daher Jullien zu der Zeit, als noch die Benutzung zu rothen Weinen vorherrschte, schreiben konnte: „Verzy, Verzenay, Mailly und Saint-Basle, geben von rothen Weinen die besten, nämlich die von der Montagne; sie haben eine schöne Farbe, Körper, Geist, und hauptsächlich große Feinheit, Würze und Blume." Mailly hat, als ganz besonders vorzügliche Weinlage, seine berühmten Bruyères, die mit den Bruyères von Sillery zusammenhängen. Immer in westlicher Richtung folgen auf Ludes die Ortschaften Chigny, Rilly-la-montagne, Villers-Allerand, die schon im Nachtheile gegen Verzenay stehen, obgleich Jullien versichert, „ihre (rothe) Weine besitzen alle Eigenschaften der in der ersten Classe verzeichneten Berge, und unterscheiden sich von ihnen lediglich durch Abstufungen, welche allein erfahrne Weinkenner zu schätzen verstehen." Indem hiermit die ganze nördliche Linie der Montagne beschrieben, wenden wir uns ihrem südöstlichen Ende zu, wo, anderthalb Stunden von Verzy, und von demselben zum Theil durch Feldbau getrennt, das kleine Kirchdorf Bouzy am Fuße eines kegelförmigen, mit Reben bepflanzten Hügels gelegen. Unabhängig von den günstigsten Bodenverhältnissen, genießt dieser Hügel von Morgen bis zu Abend der Sonne, daher sein Erzeugniß, geistig im hohen Grade, zugleich begabt ist mit der zartesten Feinheit, mit herrlicher Würze und unvergleichlichem Bouquet, Vorzüge, denen zwar nicht der gleiche Grad von Stärke beigegeben. Früher wurde hier nur rother Wein, in Zartheit und Bouquet unstreitig einer der besten des Landes, bereitet, seitdem aber der Verkehr mit moussirenden Weinen zu so großer Ausdehnung gelangte, wird zu solchen theilweise auch das hiesige Gewächs, und zwar mit dem besten Erfolge, verarbeitet. Die Quantität des gewonnenen Weines ist aber gering, und darum der Preis stets höher, als in den Nachbarorten; deshalb wird er vor der Lese von den ersten Häusern allein gegen gleich baare Bezahlung aufgekauft, während unbemittelte Käufer durch die hohen Foderungen der Producenten abgeschreckt werden. Als Mousseux kommt der Bouzywein niemals pur in den Handel, theils, weil es zu wenig davon gibt, theils, weil er ungemischt nicht haltbar ist, sondern durchaus mit einem andern Weine verschnitten werden muß. Jedenfalls wird er, vermöge der geographischen Lage der Pflanzungen, die Eigenschaften der Montagne- und Marneweine vereinigend, dem Sillery zur Seite die erste Stelle in der ersten Classe einnehmen. Hinter Bouzy verliert sich der Weinbau, und man betrachtet den Ort als den Grenzpunkt der Montagne; von da sind es zwei Stunden bis nach Mareuil, einem der Diamanten unter den Weinen des Marnethales. So man aber von Bouzy seitwärts der Höhe sich zuwendet, gelangt man über einen schmalen Rücken in das Thal von Aure, zunächst, in des Thales letzter Schlucht, zu dem einst weltbekannten Schlosse Louvois, dem Sitz der le Tellier, dann, gegen des Thales Mündung, nach Avenay, mit der anliegenden, von der heil. Bertha, der Gemahlin von Gumbert, dem heil. Mayordomus, gestifteten Frauenabtei, Benedictinerordens. Es behauptete dieses Kloster einen ausgezeichneten Rang im Orden, war auch regelmäßig, bis zu seinem Erlöschen, von wenigstens 40 Schwestern bewohnt. Heute ist der Weinbau die einzige Merkwürdigkeit von Avenay, und setzt Jullien den hiesigen rothen Wein in die vierte Classe, sodaß er noch dem Champillon und Damery vorzuziehen. Gegenwärtig wird das Gewächs von Avenay wol meistentheils als Mareuil versendet, was um so leichter, da die beiden Markungen mit einander grenzen. Mareuil, ganz nahe am rechten Ufer der Marne gelegen, hängt durch seine Weinberge links mit denen von Ay, rechts mit denen von Avenay und Bouzy zusammen. Als die vorzüglichsten Weingärten von Mareuil nennt man die Place-Saint-Pierre, les Macrets, la Blanche-voie, les Charmons und les Bourdeleuses. Die Lagen sind entweder eben, oder an die Kreidefelsen gehängt; man sollte ein solches Terrain als dem Weinbau weniger günstig betrachten, und doch wird versichert, daß einige der hiesigen Weine mit jenen von Ay wetteifern, daß manche Gärten ein Gewächs erzeugen, das die Vorzüge des Bouzy theilt. Gleichwol ist im Allgemeinen der hiesige Wein gröber, härter, grünlich und minder haltbar, sodaß nur die besten Jahre ihn gut, reif und süß hervorbringen. Darum hat Mareuil vordem schlechter rangirt, als Epernay, jetzt darf man jenem den Vorzug zuerkennen, und seine Gewächse noch zur ersten Classe, unter Nr. 6, stellen. Die drei Söhne des Marschalls Lannes, Herzogs von Montebello, haben als Besitzer des vormals dem Hause Orléans zuständigen Schlosses auf demselben ein großes Etablissement für moussirende Weine begründet, das sich unter der persönlichen Leitung

des einen der Brüder, des Marquis Alfred de Montebello, befindet. In der Firma des Hauses heißt es: Duc de Montebello, propriétaire de l'ancien vignoble de la famille d'Orléans, au château de Mareuil-sur-Ay, Marne, exploité par M. Alfred de Montebello. Sein Besitzthum ist nicht gar bedeutend, die meisten Rebgüter befinden sich in den Händen von kleinen Eigenthümern. Ay, das mit Mareuil und Avenay, dann wieder mit Epernay und Mareuil ein Dreieck bildet, liegt eine kleine halbe Stunde von Epernay, nach Mareuil zu nur eine Viertelstunde von der Marne entfernt, und ist ein bedeutendes Städtchen, von großer Ausdehnung und von schönen, den Wohlstand der Bewohner verkündigenden Gartenanlagen umgeben. Die Weinberge lehnen sich theils an die Abhänge steiler Kreidefelsen, theils sind sie auf vorliegende, nach allen Seiten freie und sanft ablaufende Hügel gegründet. Diese geben, vorzüglich in den Mittellagen, die besten Weine. Man rühmt die Weingärten Charmont, Asniers, Blancs-fossés, les Droualles, les Meunières, Cheuselle, les Côtes-Bonnates, Goutte d'or, les Villers, les Vauzelles, le Terme, Pierre-Robert und les Chaudes-terres. Der Wein zeichnet sich nicht durch Kraft und Schwere aus, sondern im Gegentheil durch hohe Feinheit, die ihn zum lieblichsten Weine der Champagne macht. Weiß von Farbe, wird er hier und da auch blaulich und dann oft, mit der Zeit, ganz fett; als Ursache hiervon läßt sich angeben, daß der in diesem Weine enthaltene natürliche Zuckerstoff stärker ist, als seine Vinosität, er daher nicht selten matt wird und in eine Art von Gährung übergeht, die ihn zum Getränke untauglich macht. Aus diesem Grunde wird der Ay ebenso selten wie der Bouzy, pur versendet, sondern man verschneidet ihn mit den solidern Weinen der Montagne, die ihn nicht nur haltbar machen, sondern auch durch ihre Vinosität ihm jene angenehme Fülle verleihen, welche eines vollkommenen Champagners besonderer Vorzug ist. Einer der bedeutendsten Eigenthümer ist der Contreadmiral, Graf Villermont: er soll die besten Weine keltern. Durch Lage, Form, Abdachung und Exposition ganz besonders ausgezeichnet, vereinigt der Berg von Ay alle Schönheiten, die man bei einer vorzüglichen Weinlage begehren kann. Das nächste Dorf, Dizy, bildet mit dem weiter westlich entlegenen Hautvillers gewissermaßen ein Weingebiet, verwandt durch Lage, Boden und Rebsatz. Hautvillers erhebt sich auf einem der Vorberge des Waldgebirges und gehört demnach zu den Punkten, von welchen der Beschauer das ganze herrliche Marnethal beherrscht. Diese Lage, so abstechend gegen die milden, lieblichen Formen des Weingeländes von Ay, verleihet manchem der unterhalb des Orts belegenen Weinberge eine starke Abdachung, die an der Côte de Leris bis zu 26 Grad, ohne Terrassen, ansteigt. Die hiesige, 670 von dem Erzbischofe Nivard von Reims gestiftete Abtei Benedictinerordens war eine der reichsten der Provinz, und besaß besonders die vorzüglichsten Weingärten, deren Product den ersten Lagen von Ay gleichsam, ja dieselben oft übertraf. Die Vereinzelung dieser Weingärten und ihr minder sorgfältiger Betrieb durch kleine, unbemittelte Eigenthümer ist dem Rufe von Hautvillers sehr nachtheilig geworden. Doch rangirt der Ort als Nr. 5. in der ersten Classe. Weniger süß, aber körperlicher, als die von Ay, haben seine Weine viel Feinheit, Geist, Wohlgeruch und einen vortrefflichen Geschmack. Moët, der zu Hautvillers, wie zu Dizy, die vorzüglichsten Lagen besitzt, verwendet deren Ausbeute vorzüglich zu seinem Mousseur, indem er damit den Epernay verschneidet und auf diese Weise ein gutes, stark brausendes und bouquetreiches, oder, wie der Kunstausdruck lautet, ein süßiges Getränk bereitet. Die werthvollsten Lagen sind zu Hautvillers der Clos-Saint-Pierre, Champ de Linette, Montimelles, Côtes-de-Lery, Bismarlettes, Pignon, Trésor, Prières, Vorivat, Maladries und Garennes; les Quartiers, und besonders der in deren Mittelpunkt, auf halber Höhe belegene Weinberg Hataut, erzeugen einen rothen Wein, der dem vormals in Bouzy bereiteten sehr ähnlich. Er muß 2—3 Jahre auf den Fässern liegen bleiben, und hält sich hernach auf Flaschen zehn und mehr Jahre, nur daß er in schlechten Kellern leicht umschlägt. Die Weine von Dizy, obgleich sie in den meisten Eigenschaften, mit denen von Hautvillers, dem Ay am nächsten stehen, können gleichwol, genau genommen, nicht derselben Classe zugetheilt werden, weil sie zu sehr influencirt und modificirt durch die Lage sind. Nur der unter dem Namen les Crayons bekannte Theil der Markung erzeugt Weine, welche, wenigstens theilweise, den Charakter und alle übrigen Eigenschaften des Ay besitzen, und sich nur dadurch unterscheiden, daß sie feiner, aber etwas weniger geistig sind. Die Millenons, Souchienne, Moque-bouteille und les Léons werden als die vorzüglichsten Weinberge genannt. Champillon, an der Quelle des Bachs, der unterhalb Dizy in die Marne geht, baut Weine, die jenen von Avenay nicht viel nachgeben. Cumières, ein Stündchen von Epernay, die Marne abwärts, kann wol als der Schlußstein der Côte d'Ay, gegen die Côte von Châtillon hin, betrachtet werden. Es schreibt davon Jullien: „Das Rebland von Cumières, auf den Anhöhen, so den Namen Rivière de Marne führen, gelegen, grenzt an die durch ihre weißen Weine berühmten Bezirke, steht indessen blos durch seine rothen Weine in Ruf. Sie sind noch feiner und zarter, als jene der Montagne von Reims, haben aber weniger Körper und Geist, und sind so früh reif, daß sie in heißen Jahrgängen schon im ersten Jahre gut werden, und selten länger, als 3—4 Jahre sich halten." Die hinter Cumières, landwärts, belegenen Ortschaften Romery und Cormoyeur bauen nur bessere Sorten von Landwein. Die Côte d'Avize, oder die auf dem linken Marneufer belegene Hälfte des Weingeländes, nimmt ihren Anfang mit dem eigentlichen Weingebiete von Epernay selbst. Das von da $^{3}/_{4}$ Stunde südlich entlegene Pierry erzeugt, gleich den übrigen Arten der Côte d'Avize, einen leichten, lebhaften, stark schäumenden Wein mit scharf in die Nase steigendem Flintensteinduft. Er ist mehr trocken als markig, selten würzig, und verbindet sich sehr gut mit den Weinen der Marne, und noch besser mit den edeln Weinen der Montagne. Ungemischt hält er sich nicht lange, weil er, hierin dem Moselweine ähnlich, zu Kälte gestimmt, auch, unbeschadet seiner elegan-

ten, weißen Farbe, viel Rebengrüne enthält. Pierrywein, mit Bouzy gemischt, gibt einen ungemein zarten Mousseur, hingegen dem Verzenay zugesetzt, einen genügenden, kräftigen, körperlichen Wein, der seine berauschende Kraft meistentheils aufgegeben hat, und darum zumal in Teutschland sehr gesucht wird. In den ersten Rang der hiesigen Weinberge setzt man les Bordets, les Porgeons, les Gouttes-d'or, les Rocherets, les Folies, les Collines, En-renard, als unter den auf halbem Abhange belegenen Gärten die besten weißen Weine hervorbringend; aus dem Erzeugnisse der höher oder tiefer liegenden Gärten werden nur rothe Weine bereitet. Viele Eigenthümer haben den Meunier oder Brie vervielfältigt, eine weiße Rebe, die von weitem schon kenntlich an dem weißen Filz, mit welchem die Oberfläche der dunkelgrünen Blätter bekleidet; sie gibt reichliche Ernten, aber einen sehr schlechten, wenig haltbaren Wein. Viele Käufer meiden Pierry, lediglich aus Furcht vor dem Product dieser Reben, welche mehr als die halbe Markung bedecken. Der Boden, licht braunröthlicher Thon, ist mit röthlichen Feuersteinen erfüllt, die als zerfressene Nieren unter der Erdoberfläche zerstreut liegen, und nährt eine Vegetation, die üppiger, als irgendwo in der Champagne. Besonders sind die Trauben viel größer und schwärzer, als an andern Orten, daß man bei oberflächlicher Betrachtung versucht werden sollte, in dem Stocke die gemeine Burgunderrebe zu verkennen. Westlich von Pierry, am Saume des Waldes von Epernay, folgt zunächst Moussy, mit seinen bessern Gewächsen, aus les Balavennes, les Aventures, le Chardeloup, les Côtes-aux-cerisiers, les Crayons, En-Rigobelin und les Culbutes, gar sehr dem Pierrywein verwandt, gleichwie auch in Moussy die Meunierrebe gar sehr vervielfältigt ist. Das an Moussy beinahe anstoßende Chavot, gleichwie das der Marne benachbarte Mardeuil erbauen Weine, die jenen von Vertus nicht unähnlich, doch minder haltbar; Vinay, und das im Süden davon belegene Molins, geben, wie Chouilly, Monthelon, Grauves, Mancy und Montgrimaud, weiße, flüchtige, angenehme, aber schwache Weine, die gewöhnlich im ersten Jahre verbraucht werden. In heißen Jahrgängen werden die besten Qualitäten oft zu Bereitung von moussirenden Weinen dritter Classe benutzt; dann erhalten sie durch $\frac{1}{10}$ Zusatz in Ay oder Mareuil Körper, Geist und Haltbarkeit. St. Martin d'Ablois, das Städtchen, macht gegen Westen die äußerste Grenze der Côte d'Avize, und producirt aus weißen Trauben weiße Weine, die zum Theil zwei, durchaus aber eine Classe höher stehen, als Vinay und Molins; besonders vortheilhaft bekannt sind die Crayons zu St. Martin-d'Ablois. Nach Osten zurückkehrend finden wir der Marne zunächst Chouilly, von welchem bereits die Rede gewesen. Auf der eigentlichen, östlich exponirten, von der Marne etwa 2 Lieues abstehenden Côte, folgen auf Pierry, südlich, erst Monthelon, dann Mancy; Montgrimaud, von Mancy der nächste Nachbar, steht damit in gleichen Verhältnissen, das zwischen Montgrimaud und Avize belegene Grauves aber baut in den Roualles gute Weine, die unzweifelt der dritten Classe angehören. Ungefähr in gleicher Höhe mit Mancy, aber an dem Abhange, erscheint Cramant, von vielen unmittelbar hinter Pierry in Nr. 8. des zweiten Ranges, von andern sogar höher gestellt als Pierry, indem die Winzer, mehr wie dort, der Quantität die Qualität vorziehen. Die Haupteigenschaft des Cramant, der im Übrigen dem Pierry ähnlich, ist das starke Petillant, schäumen und perlen, welches kein anderer Wein der Champagne im gleichen Grade besitzt. Das Städtchen Avize, sowie das noch weiter südlich gelegene Dorf le Ménil, rangiren in der zweiten Classe, unter Nr. 10. Die Pflanzungen bestehen im Allgemeinen, wie überall auf der Côte d'Avize, aus weißen Reben, die besser gedeihen, als die rothen. Außer den vielerlei Mischungen, zu welchen der Avize verwendet zu werden pflegt, geht er noch besonders als Tisane in den Handel, und ist die hiesige Tisane verhältnißmäßig wol die beste, zum Zeichen, daß sie nicht, wie anderwärts, das ärmliche Ergebniß der letzten aller edeln Stoffe beraubten Pressen ist. Es wird diese Tisane mit Ablauf des ersten Jahres auf Flaschen gezogen und von den Ärzten in Blasenkrankheiten verordnet, auch von Leuten, die daran gewöhnt, als ein Reizmittel für den Appetit gepriesen. Mehre Weinhandlungen befinden sich im Orte, darunter solche, welche die auf Flaschen gezogenen Weine in gehöriger Vorbereitung zu weiterer Behandlung an die eigentlichen Champagnerhandlungen liefern. Die Gemarkung von Avize enthält 700—800 Morgen Weinberge, unter diesen eine südliche Lage von 14 Grad, les Gouttes d'or genannt. Oger, gleich bei Avize, und das ebenfalls südlich, aber im weitern Abstande belegene le Ménil erzeugen Weine, die überhaupt denen von Avize ähnlich, doch behauptet Oger unter den drei Orten einen gewissen Vorzug. Vertus ist der letzte Ort der Côte, und nicht nur wegen des Schlachtfeldes von 1814 berühmt, sondern auch als Hauptort einer alten Grafschaft, welche der erste Titel der Visconti von Mailand gewesen ist, bevor ihr Staat von K. Wenceslaus zu einem Herzogthum erhoben worden. Die rothen Weine von Vertus verbinden mit einer ausgezeichnet schönen Farbe, mit Körper und Geist einen sehr angenehmen Geschmack, sind zwar in dem ersten Jahre fest, gewinnen aber viel, wenn sie altern, und halten sich lange. Die Côte de Châtillon hingegen, als deren Grenze wir Cumières annehmen, baut gemeine, viel Wein gebende Reben, und preßt daraus rothe Landweine ohne Dauer, während die bessern hier und da vorkommenden Gewächse sich ungenannt in den Kellern der Handlungshäuser verlieren, um der Mousseurfabrication zu dienen. Es umfaßt dieses Weingelände das Marnethal bis einschließlich Dormans. Châtillon selbst, das berühmte Stammhaus eines Geschlechtes, dem nur wenige in der Christenheit zu vergleichen, besitzt eine ganz vorzügliche Weinbergslage, und genießen seine Weine darum eines gewissen Rufes, den mit ihm die benachbarten Gemeinden Reuil, Vanteuil, Fleury-la-rivière theilen, während über alle das mit Cumières grenzende Damery sich erhebt. Die genannten Ortschaften liegen sämmtlich auf dem nördlichen Ufer der Marne, gleichwie Villers, bei Reuil, Vendières-sous-Châtillon, Verneuil und Vincelles, so mit Oeuilly und Troissy, auf dem südlichen Ufer, unter jenen Landweinen

die bessern erzeugen. Zum Beschlusse wollen wir die von Jullien versuchte Classification der Champagnerweine hier wiedergeben, dabei jedoch an die große, seitdem in der Fabrication eingetretene Revolution, von der zumal die rothen Weine betroffen, erinnernd. Rothe Weine, erste Classe: Verzy, Verzenay, Saint-Basle, Mailly, Bouzy, Clos de St. Thierry; zweite Classe, Hautvillers, Mareuil, Dizy, Pierry, Epernay, Sillery, Taissy, Ludes, Chigny, Rilly, Villers-Allerand, Cumières; dritte Classe, Villedemange, Ecueil, Chamery, St. Thierry, Trigny, Chenay, Pouillon, Villers-Franqueur, Armonville; vierte Classe, Vertus, Avenay, Champillon, Damery, Monthelon, Mardeuil, Moussy, Vinay, Chavot, Mancy, Chamery, Pargny, Vanteuil, Reuil, Fleury-la-rivière. Weiße Weine, erste Classe: Sillery, Ludes, Mailly, Verzenay, Verzy, Ay, Mareuil, Dizy, Hautvillers, Pierry, Moussy, Epernay; zweite Classe, Cramant, le Ménil, Avize, St. Martin-d'Ablois; dritte und vierte Classe, Epernay, le Ménil, Avize, St. Martin-d'Ablois, Oger, Grauves; fünfte Classe, Chouilly, Monthelon, Grauves, Mancy, Molins, Vinay, Montgrimaud, Beaumont, Villers-aux-noeuds. (*v. Stramberg.*)

EPERNON, kleines Städtchen des Bezirkes von Chartres, Departement von Eure und Loir, erhebt sich auf steiler Höhe über das liebliche, von der Ouille durchströmte Thal, und zählte, die jenseit der Ouille belegene, einstens der Election von Montfort, nicht aber von Chartres, gleichwie die Stadt, unterworfene Vorstadt Bourg-Saint-Thomas mit eingerechnet, nicht mehr denn 187 Feuerstellen. Auch in grundherrlicher Beziehung war von der Stadt diese Vorstadt geschieden, als die abhängig von dem in ihrem Umfange belegenen Priorat von St. Thomas. Die Stadt hingegen erheirathete mit Montfort und Rambouillet jener Wilhelm von Hennegau, des Grafen Amalrich Sohn, der in seiner Ehe der Stammvater des großen Hauses Montfort-l'Amaury geworden ist. Wilhelm's Sohn, Amalrich, erbaute die Burgen in Montfort und in Epernon, und hinterließ diese letzte Herrschaft seinem jüngern Sohne Meginer, der wiederum der Vater eines Amalrich (1133) und der Großvater Simon's und Meginer's geworden ist. Nach der beiden Brüder Ableben wird Epernon an die Hauptlinie der Montforts zurückgefallen sein, und erscheint Amalrich's VI. von Montfort Tochter Laura als Besitzerin von Epernon. Sie war in erster Ehe an den Infanten Ferdinand, Grafen von Aumale und Ponthieu, den Sohn K. Ferdinand's des Heiligen von Castilien, in anderer Ehe an den Grafen Heinrich VII. von Grandpré verheirathet. Ihre Urenkelin, Johanna von Ponthieu, als jüngere Tochter mit der Herrschaft Epernon abgefunden, brachte solche auf ihren Gemahl, den Grafen Johann VI. von Vendôme, und mit allen übrigen Besitzungen des Hauses Vendôme erwarb sie Johann I. von Bourbon, Graf von la Marche, durch seine Vermählung mit Johann's VI. Erbtochter, Katharina. Epernon vererbte sich hierauf, immer noch ein Lehen der Herrschaft oder Grafschaft Montfort, in dem Hause Bourbon-Vendôme, bis der König von Navarra, nachmals Heinrich IV., den Ort an Johann Ludwig Nogaret de la Valette verkaufte, zu dessen Gunsten sodann K. Heinrich III. im November 1581 die Duché-pairie Epernon errichtete. Johann Ludwig war der Sprößling einer Familie, die gar gern ihren Ursprung von jenem, in dem Zwiste Philipp's des Schönen mit Papst Bonifacius VIII. so berühmt gewordenen Wilhelm von Nogaret herleitete. In dem Adelsbriefe, im December 1372 für Jacob von Nogaret auf Marquefave und St. Hippolyte ausgefertigt, heißt es aber: „licet ex neutro parentum suorum nobilis existat." Dieses in oder um Toulouse ansässigen Jacob Abkömmling war Johann von Nogaret, Ritter, Baron von la Valette (ein Lehen des Erzbisthums Toulouse), von Casaur und Caumont, mestre-de-camp von der cavalerie-legère, lieutenant-général in dem Gouvernement von Guyenne, Hauptmann über 50 Lanzen. Er hatte in Piemont und in den Niederlanden gedient, besondern Ruhm in den Bürgerkriegen sich erworben. Von dem Vicomte von Joyeuse wurde er 1566 nach Pamiers entsendet, um in dieser Stadt die Ruhe wiederherzustellen. Ihrer hatten in einem Aufruhr die Hugenotten sich bemeistert. „Les protestans se confièrent à l'équité de la Valette, dont ils connaissoient la moderation, et ils firent tout ce qu'il leur prescrivit." Als des Herzogs von Nemours Lieutenant in dem Commando der cavalerie-legère, wurde la Valette mit 18 Cornetten französischer Reiterei und einigen Compagnien Italiener nach Houdan beordert, um von dort aus den Prinzen von Condé in der vorgenommenen Belagerung von Chartres durch Überfälle und Streifereien zu belästigen und aufzuhalten. Der Bequemlichkeit der Verpflegung wegen vertheilte er sein Volk in ausgedehnte Quartiere. Das erfuhr man in dem Belagerungsheere vor Chartres, und urplötzlich führte der Admiral von Coligny 3500 Reiter vor Houdan. Einige Italiener, die daselbst vereinigt, hielten Stand, und während diese, nicht ohne Anstrengung, überwältigt wurden, versammelte la Valette den Rest seiner Scharen, mit denen er, von dem Admiral scharf verfolgt, doch ungebrochen, einen meisterhaften Rückzug nach den Ufern der Seine bewerkstelligte. In dem Feldzuge von 1573 an der Garonne wird la Valette, der nach dem Marquis von Villars den ersten Rang im Heere einnahm, nochmals bemerkbar durch seine versöhnenden Rathschläge. Er starb, nachdem er noch die hohe Gerichtsbarkeit der Herrschaft la Valette an sich gebracht, in seiner Burg zu Caumont, den 18. Dec. 1575, in dem Alter von 48 Jahren, und empfing seine Ruhestätte in der Kirche des Paulanerklosters zu Casaur. Seine Hausfrau, Johanna von St. Lary de Bellegarde, eine Schwester des berühmten Marschalls Roger de St. Lary-Bellegarde, vermählt 1551, gest. den 9. April 1611, hatte ihm sechs Kinder geboren; eine Tochter, Helena, wurde an Jacob von Goth, Marquis von Rouillac, die zweite, Katharina, an den Herzog Heinrich von Joyeuse, den nachmaligen Papst Angelus, die dritte, Anna, an Karl von Luxemburg, den Grafen von Brienne und Ligny, verheirathet. Von den Söhnen starb der jüngste, Johann, in dem Alter von 15 Jahren; mehr werden uns die beiden ältern, Bernhard

und Johann Ludwig, beschäftigen. Bernhard von Nogaret, Herr von la Valette, geb. 1553, und ohne Zweifel durch seinen Oheim, den Marschall von Bellegarde, bei Hofe eingeführt, erscheint alsbald in der langen Reihe der Mignons Heinrich's III. Als er den höhern Reizen seines Bruders weichen mußte, verschmähte er es nicht, aus den Händen eines glücklichen Nebenbuhlers die statt der königlichen Gunst gebotene Entschädigung anzunehmen. Er empfing die Statthalterschaft von Saluzzo, die Stelle eines Mestre-de-camp de la cavalerie legère, so der Vater gehabt, und 1583 das Gouvernement von Dauphiné. Die Behauptung desselben, gegen einen Gegner von des Lesdiguières Gepräge, erfoderte die äußerste Anstrengung, und nicht unwürdig hat la Valette sich gezeigt des großen, von den Protestanten ihm entgegengesetzten Feldherrn. Er nahm Pierre-Longue, dessen Lesdiguières vor einem Monat sich bemächtigt hatte; er besiegte am 19. Aug. 1587 ein Corps von 3000 Schweizern, die, unterstützt von 400 Büchsenschützen des Lesdiguières, unweit Grenoble den Übergang der Isère zu erzwingen trachteten; von der ganzen Schar entkamen keine 100 Mann. Gleichwie la Valette im Herbste 1586 des Bruders Unternehmungen in der Provence unterstützt hatte, mußte er nach dessen Abzug auch die Lieutenance-générale in jener Provinz übernehmen, ohne darum doch die Angelegenheiten von Dauphiné verabsäumen zu dürfen. Am 7. Dec. 1587 wurde er selbständig mit dem Gouvernement der Provence bekleidet; er empfing auch 1588 die durch seines Bruders Verzicht erledigte Admiralswürde, und bewies alsbald seine Dankbarkeit für des Königs Huld, indem er eine der Liga ergebene Besatzung aus Valence vertrieb, und statt ihrer ein von des Königs Willen abhängiges Volk einlegte. Diese Handlung zumal machte ihn den eifrigen Katholiken verdächtig, und er sah sich genöthigt, in Gemeinschaft mit seinem Bruder, vor der öffentlichen Meinung durch eine Denkschrift sich zu vertheidigen. Gleichwol wird von diesem Zeitpunkte an eine Verminderung seiner Thätigkeit in dem Kampfe mit Lesdiguières sichtbar, während von der andern Seite der ganze Süden der Provence von ihm abfiel. Aix hatte hierzu das Beispiel gegeben und wurde der Brennpunkt der Ligisten, während die wenigen, der königlichen Sache treugebliebenen Parlamentsglieder, wie der Präsident Coriolis und der Generaladvocat Monnier mit der Frau von la Valette, in Pertuis Zuflucht suchten. „Les deux frères“ (Epernon und la Valette), schreibt Sully, s'aidant mutuellement, eurent souvent du pire, et ne purent empêcher qu'il ne se formât en Dauphiné et en Provence, trois ou quatre partis principaux, qui leur tinrent tête, sans compter que presque toutes les grandes villes en avoient un, et cherchoient à se rendre indépendantes. Le duc de Savoye et le duc de Nemours, son frère, y avoient une forte brigue, et leur parti devint extrêmement puissant, après que le roi d'Espagne eut consenti, que le duc de Savoye, son gendre, fut reconnu comte de Provence, et tînt ce fief de sa couronne. Au milieu de leurs succès, ces deux princes rencontrèrent un adversaire redoutable, qui les arrêta dans leur carrière, et réduisit leur parti aux abois: c'est Lesdiguières connu par sa valeur et son bonheur contre le duc de Savoye. M. M. de Montmorency et d'Ornano donnaient beaucoup de force à ce parti. Les autres étoient formés par le duc de Joyeuse, la comtesse de Saûlt, et le comte de Carces, avec le sieur de Vins: Louis d'Aix et Casaux, Ligny, Martinengue et une infinité d'autres y firent parler d'eux, et remplirent ce pays de divisions et de carnage, mais leur faction ne passoit guères les bornes d'une simple ville. La Valette ne se soutenoit déjà presque plus en Dauphiné, lorsqu'il fut tué en assiégeant une bicoque.“ Die Nachricht von dem bevorstehenden Anzuge des Herzogs von Mayenne veranlaßte eine Unterhandlung zwischen la Valette und Lesdiguières. Die beiden Anführer errichteten am 13. Aug. 1588 zu Montmaur ein Schutz- und Trutzbündniß, dem nachmals die Stände der Provinz Saluzzo beitraten, indem sie sich in dem Vertrage von Bozancy zu regelmäßiger Theilnahme an den Kosten des Krieges verpflichteten. Während die in Aix versammelten Stände der Provence Anträge und Mandate gegen la Valette erließen, bemühte sich eine seinem Interesse ergebene, in Pertuis hausende Versammlung dieser Stände durch ihre Verordnungen, dem sinkenden Ansehen des Gouverneurs zu Hilfe zu kommen, der seinerseits die Durance überschritt, Valensole, Riez, Peyroles wegnahm, und für einige Augenblicke durch ein Detachement sogar Aix bedrohte. Hingegen legte de Vins sich vor Pertuis, und die Stadt wurde allein durch die Frau von la Valette gerettet, als welche der überraschten Besatzung ihren Muth mitzutheilen wußte. Eine königliche Commission, auf Ort und Stelle sich begebend, suchte den Frieden zu vermitteln, indem sie von la Valette den freiwilligen Verzicht seiner Statthalterschaft foderte. Dazu war der stolze Mann nicht zu bewegen, und der König, den Umständen weichend, verfügte über das Gouvernement zu Gunsten des Parlaments von Aix, zwar fest entschlossen, sobald wie möglich auf diese, einen treuen Diener beeinträchtigende, Maßregel zurückzukommen. Das bewerkstelligte Heinrich III. im März 1589, kurz darauf nachdem die Ligisten sich der Stadt Brignolles bemeistert hatten, worauf dann la Valette, in seinem Gouvernement hergestellt, die Vorkehrungen zu einem entscheidenden Feldzuge traf, zugleich aber in Pertuis am 26. Juli ein sogenanntes königliches Parlament seine Sitzungen eröffnen ließ. La Valette's erste Anstrengungen trafen das Dorf Monjustin, dessen feste Lage zu hartnäckiger Vertheidigung die Einwohner ermunterte; drei Stürme wurden abgeschlagen, der vierte endigte mit der Vernichtung des Dorfes; die Wenigen, die dem Schwerte entronnen, mußten ohne Unterschied des Geschlechtes am Galgen sterben. Der hierdurch verbreitete Schrecken öffnete die Thore von Apt, Saignon und Digne; Frejus wurde von dem Baron von Montaut wieder eingenommen, Beaumont, so Gouvernet mit 2000 Mann eingeschlossen, durch Capitulation gewonnen, dann geplündert und ein Theil der Bürgerschaft

zum Tode geschickt. Dann zog la Valette mit 2000 Mann Fußvolk und 600 Reitern hinab gegen Aix, de Vins trat ihm entgegen, und es erfolgte die hartnäckige Schlacht vom 25. und 26. Juni, die zwar in Ansehung des Menschenverlustes den berühmtesten von Machiavel besprochenen Schlachten zu vergleichen: „d'où l'on doit conclure que l'on ne combattoit pas en bataille rangée, mais par pelotons épars, et que le plus souvent on tiroit avant d'être à la portée du fusil.“ Einen Augenblick schien la Valette die Belagerung von Aix selbst zu bezwecken, er begnügte sich jedoch, die Landhäuser und Saaten der Umgegend den Flammen zu liefern, Ölbäume und Weinstöcke zu fällen, und wendete sich im halben August gegen das dem Hause Guise zuständige Städtchen Lambese. Der Ort wurde geplündert, die Burg, nach längerem Widerstande, begehrte zu capituliren. Tödtlich verwundet wurde durch einen Büchsenschuß der an sie abgesendete Officier, und la Valette, zum Äußersten entrüstet, gebot den Sturm. Es erlag die Besatzung, und nicht ein Mann von derselben entging dem Tode, der Ort wurde bis auf den Grund abgebrannt. Einverständniß öffnete dem Gouverneur die Thore von Tarascon, des Schlosses zu Toulon bemeisterte er sich durch Kriegslist. In der Verzweiflung über so vielen Verlust rief de Vins die Savoyarden zu Hilfe, und ihre Dazwischenkunft setzte alsbald die streitenden Parteien in Gleichgewicht, zumal da die bisher in der Neutralität verharrenden Städte, Marseille und Arles, der Liga sich anschlossen. Die von la Valette gemachten Eroberungen gingen meistentheils verloren; die Hilfstruppen, welche Montmorency aus Languedoc ihm zusendete, wurden in zwei verschiedenen Gefechten zerstreut, und das Parlament von Pertuis, nachdem es kurz vorher den König Heinrich IV. ausgerufen, sah sich genöthigt, bis Manosque zurückzuweichen. Auch die Resultate des Feldzuges von 1590 waren im Ganzen für la Valette ungünstig, da von nun an der Herzog von Savoyen selbst sein Gegner war. Doch siegte er in verschiedenen Gefechten, und es gelang ihm, Juli und August, den Savoyarden die Burg Pertuis, Puy-Michel, Valensole und Montagnac zu entreißen. Vor Valensole verwundet, vollführte er gleichwol im October einen glücklichen Angriff gegen Kaspar von Pontevez, den Grafen von Carces, der mit einer Heeresabtheilung Salon de Craux belagerte; mühsam entrann mit den Trümmern seiner Mannschaft der Graf nach Aix. Um so größer ergeben sich des Herzogs von Savoyen Anstrengungen für den folgenden Feldzug. Ein Heer von 1000 Geharnischten, meistentheils Edelleute, und 1500 Archibusieren, Savoyarden, Spanier, Provenzalen, hatte sich die Belagerung von Berre vorgesetzt, und einer solchen Macht keineswegs gewachsen, mußte la Valette seinen Verbündeten Lesdiguières aus dem Norden zu Hilfe rufen. Das am 13. April 1591 bei Vinon, an dem Verdon, vereinigte Heer zählte 800 Reisige, meistens Edelleute, die trefflich beritten und bewaffnet, und 2000 Archibusiere. Sothane Vereinigung zu hintertreiben, hätte den Savoyarden leicht fallen müssen, da ihr Lager von dem Sammelplatze aus zwei Stunden entlegen, aber sie scheinen nicht die mindeste Kunde von des Lesdiguières Anzuge empfangen zu haben. Mit gleichem Ungeschick ließen sie sich in ihrer Stellung bei Esparron überfallen. Es glückte ihnen, durch eine rasche Wendung eine Höhe einzunehmen, mittels deren sie das Gefecht abbrechen konnten, aber durch eine von Lesdiguières angeordnete Flankenbewegung von diesem Punkte verdrängt, blieb ihnen nichts übrig, als ein übereilter Rückzug, der sich bald in vollständige Flucht auflöste. In dem Augenblicke traf den Savoyarden zur Unterstützung der Graf von Martinengo ein mit 500 Reisigen, die in Rians gelagert gewesen. Bei ihrem Anblicke ermannen und ordnen sich wiederum die Flüchtlinge, daß sie den nächsten Angriffen der Franzosen zu widerstehen vermögen, aber la Valette verdoppelt seine Anstrengungen, und es bleibt ihm ein vollständiger Sieg. Drei Fahnen wurden erbeutet, 200 reisige Savoyarden erschlagen, die übrigen warfen die Waffen von sich, um nach verschiedenen Richtungen sich zu zerstreuen. Noch an demselben Abend, den 15. April 1591, erschienen die Sieger vor Rians, doch verhindert die einbrechende Dämmerung sie an der Bestürmung der errichteten Barricaden. Das bleibt dem kommenden Morgen vorbehalten; 200 der Feinde, die sich theils in die Kirche, theils in ein Taubenhaus und eine Mühle geworfen, ergaben sich auf Gnade, und wurden zum Theil an den nächsten Bäumen aufgeknüpft. Ein ungleich größerer Haufe hatte in Esparron sich zusammengefunden; von Hunger und Durst und von dem Gestank der vielen Leichname geplagt, mußten daselbst 300 Reisige und 1000 Fußgänger das Gewehr strecken, unter der einzigen Bedingung, daß das Leben ihnen bleibe. In allem kostete das Treffen von Esparron, an Todten und Gefangenen, den Savoyarden 500 Reisige und 1500 Archibusierer; Lesdiguières und la Valette theilten sich in die Gefangenen, in die erbeuteten Fahnen und Pferde; der Fahnen waren 15, der gefangenen Hauptleute 32, darunter Alexander Vitelli und St. Roman die vornehmsten. An Aix vorbei zogen die Sieger der Seeküste zu, um nach einem Marsch von sieben Tagen Marignane zu erreichen; der Ort wurde ihnen am 24. April durch Capitulation überliefert. Grans, unweit Salon, wurde mit Sturm genommen und von Besatzung und Einwohnern alle, die der ersten Wuth entronnen, aufgehenkt. Auf der Brandstätte nahm Lesdiguières, unter gegenseitigen Danksagungen und Freundschaftsbezeigungen, seinen Abschied, um nach den Alpen zurückzukehren. La Valette hingegen erneuerte und erfrischte die Besatzung von Berre, ließ durch den Baron von Montaud Pignans wegnehmen und hielt am 14. Mai einen Landtag in Sisteron, während der Herzog von Savoyen alle Kräfte seiner Erblande aufbot, um den erlittenen Schaden zu ersetzen. Berre ging nach einer Belagerung von einem Monat an die Savoyarden verloren, und ihrer Herrschaft hätte die ganze Provinz sich unterwerfen müssen, ohne die unter den Ligisten ausgebrochenen Zwistigkeiten, ohne die offene Opposition, welche gegen den Herzog die Gräfin von Sault erhob. Die politischen Fehler seiner Gegner benutzend, unternahm la Valette im Herbst die Belagerung von Digne; in deren

Verlauf viel von den Streifereien der Besatzung des benachbarten Fleckens Gaubert erleidend, wendet er unversehens sich gegen sie, und der Überraschung erliegt der Muth der Vertheidiger. Sie ergeben sich auf Gnade, und wurden alle, bis auf zwei Mann, zum Galgen geschickt. Am 4. Nov. capitulirte die Stadt Digne. Im Vereine mit Lesdiguières nöthigte hierauf la Valette den Herzog von Savoyen, die Belagerung von le-Puy-des-Sainte-Reparate aufzuheben; doch hatte der Waffenbruder sich kaum von ihm getrennt, als er vor Beynes, welches er seit dem 20. Nov. belagerte, denselben Unfall erfuhr. Der Herzog von Savoyen führte seine ganze Macht zum Entsatze, und la Valette konnte nicht eilig genug mit seinen Kanonen sich auf Mezeuil zurückziehen. Dieser im Angesichte des feindlichen Vortrabs zu bewerkstelligende Rückzug würde dem kleinen Heere der Royalisten vernichtend geworden sein ohne die Lauheit des Grafen von Carces. Von der ersten Bestürzung zurückgekehrt, ordnete la Valette sofort in Mezeuil seine Scharen zum Streite, und auf das Neue gegen Carces sich wendend, bestand er ein Gefecht, welches nur durch die Nacht unterbrochen wurde. Die Savoyarden, nachdem sie Verstärkung in Beynes geworfen, gingen über den Verdon zurück, die Belagerung von Binon vorzunehmen, während la Valette die verlassenen Linien um Beynes wieder bezog. In seinen Arbeiten wurde er abermals gestört durch die Meldung, daß die Vorstadt von Binon verloren, daß der eigentlichen Stadt Festungswerke, aus aufgeschichteten, durch Mörtel nicht verbundenen Steinen bestehend, dem feindlichen Geschütze, zwei Feldschlangen, beinahe erliegen; er zieht seine ganze Macht, 500 Reiter und 600 Büchsenschützen, zusammen, entschlossen, um jeden Preis den Entsatz der beängstigten Stadt vorzunehmen. Am 21. Dec. 1591 näherte er sich den Ufern des Verdon; seinen Vortrab, 150 Reiter, führte Buous. Dem hielt zur Linken St. Canat mit 20 Cuirassieren, denen einige Büchsenschützen und Enfans perdus beigegeben. Weiter rückwärts entwickelte Montaud seine 150 Reisige, denen ein Haufe folgte von 200 Mann, an dessen Spitze la Valette selbst, und endlich die von Gouvernet befehligte Reserve. Nicht für gut hatte es der Herzog von Savoyen befunden, seiner Feinde auf dem linken Ufer des Verdon zu erwarten; mit 800 Reisigen und 500 Archibusieren den Fluß überschreitend, ließ er nur soviel Mannschaft vor Binon zurück, als erfoderlich, um die Belagerten in Schranken zu halten. In dieser Stellung, das reißende Gewässer im Rücken, schien er die Verpflichtung zu siegen übernommen zu haben; statt dessen mußte er zusehen, wie seine Reiterei, beunruhigt durch des de Buous ersten Angriff, durch einen von St. Canat ausgeführten Flankenangriff zum Weichen gebracht wurde. Montaud, nachrückend, warf die Savoyarden vollends über den Haufen, daß sie kopfüber in den Fluß sich zu stürzen genöthigt. Da ist Mancher ertrunken; 100 Mann wurden erschlagen, darunter der Graf Vinciguerra von St. Bonifacio. Der Herzog von Savoyen selbst entkam unter Begünstigung der Nacht, denn nicht lange vor Sonnenuntergang hatte das Gefecht angehoben. Anstatt den Feind in seiner Flucht, die Durance abwärts, zu verfolgen, wendete la Valette abermals sich gegen Martigues, welches auch mit allen Festen der Umgebung von Marseille sich an ihn ergab. Hierauf gegen Osten seinen Zug richtend, legte er am 25. Jan. 1592 sich vor Roquebrune, unweit Frejus. Die Geschütze, vier Kanonen, wurden gegen die Mauer gerichtet; allein der Sturm auf die Bresche misglückte. Das Feuern begann von Neuem, und la Valette mußte sich überzeugen, daß seine Batterie an unrechter Stelle angebracht. Er ließ die Geschütze abführen, und indem er allzuverwegen auf einer unbeschützten Stelle mit ihrer zweckmäßigen Richtung sich beschäftigte, empfing er eine tödtliche Schußwunde, daß er nach Verlauf von 13 Stunden, den 11. Febr. 1592, sterben mußte. „D'un courage invincible, modeste dans la bonne fortune, ferme dans l'adversité, il ne fut jamais ébranlé par le péril. Libéral, poli, habile dans le maniement des affaires, on ne lui connût qu'un seul défaut. Une finesse outrée l'avoit rendu un objet de défiance pour tout le monde; plus tard, soit qu'il se fut corrigé, soit qu'il apprit à s'entourer des dehors de la candeur, il vint à-bout de dissiper les fâcheuses impressions, que son début avoit provoqué." Er starb in dem Augenblicke, als er den Lohn seiner langen und mühsamen Anstrengungen ernten, vollständig über Ligisten und Savoyarden triumphiren sollte. Seine Hausfrau, Anna von Batarnay, des Grafen Renat von Bouchage Tochter und der Joyeuse Tante, vermählt den 13. Febr. 1582, war nicht lange vor ihm kinderlos gestorben.

Johann Ludwig von Nogaret de Caumont, geb. im Mai 1554, sollte in seines ältern Bruders Gesellschaft, in dem Collegium von Navarra zu Paris, den Studien obliegen; damit wollte es aber keinen Fortgang gewinnen, daß der Vater die beiden unverbesserlichen Schüler wieder zu sich nehmen und sie zu Genossen seiner Kriegsfahrten machen mußte. In einem Gefechte bei Marans (1570) rettete Caumont seinem Vater das Leben, und der dankbare Vater verzichtete natürlich von dem an jedem Gedanken, des Sohnes Neigungen Gewalt anzuthun. Caumont, mit einem Jahrgelde von 400 Livres ausgestattet, mochte nach seinem Sinne Abenteuer aufsuchen. Er diente 1573 bei der Belagerung von la Rochelle, und ging demnächst, in des Herzogs von Anjou Gefolge, an den Hof, in der Hoffnung, sich die Anwartschaft auf des Vaters Ämter zu verdienen. Daß solche fehlschlug, maß er dem Einflusse des Herzogs von Guise zu; sich zu rächen, trat er in den Dienst des Königs von Navarra, den er sogar 1575 auf seiner Flucht vom Hofe begleitete. Es misfiel ihm aber dieses Königs Rücktritt in den Schoos der reformirten Kirche; er erinnerte sich auch, wie gnädig sich ihm in der Belagerung von la Rochelle der Herzog von Anjou erwiesen, und glaubte auf diese Erinnerung die kühnsten Hoffnungen bauen zu dürfen, seitdem nach Karl's IX. Ableben der Herzog den Thron von Frankreich bestiegen hatte. Jacob von Levis-Quelus, Franz von Maugiron, Johann Darces de Livarot, Franz von Espinay-Saint-Luc, Paul Stuart de

Caussade de St. Megrin, Anna von Joyeuse, sein eigener Bruder, Bernhard de la Valette, waren nach einander Gegenstände der zärtlichsten Neigung des Monarchen geworden; Caumont trug kein Bedenken, in solcher den eigenen Bruder zu ersetzen und den zweifelhaften Kampf anzutreten gegen Joyeuse, den begünstigtsten aller Mignons. „Ces jeunes seigneurs, à mesure qu'ils se succédoient ou se supplantoient les uns les autres, gouvernoient l'esprit du roi. Contents d'abord de posséder en secret le coeur de ce prince, ils ne cherchoient point à faire éclater leur faveur au dehors. Mais bientôt leurs desirs s'accrurent; leur pouvoir s'augmenta; ils s'enivrèrent de leur fortune; les murs du Louvre ne furent plus capables de les contenir, et comme ils étoient déjà les maîtres de la personne du monarque, ils voulurent rendre le public témoin de leur gloire et de leur triomphe, recevoir des respects, et se faire suivre sous les yeux du prince et même par son ordre de tout ce qu'il y avoit de plus grand dans l'état. Eux seuls disposoient des honneurs et des emplois, des charges et des gouvernemens; gardant pour eux les plus considérables, qui étoient autrefois la récompense du mérite, et faisant des autres un trafic honteux, ou les remplissant de sujets indignes de les posséder: ensorte que personne n'étoit moins maître que le roi dans son royaume.“ Es ist begreiflich, daß unter so vielen Nebenbuhlern Caumont nur allmälig den lieblichen Zweck seiner coquetten Bemühungen erreichte, zumal er, seinen kriegerischen Neigungen sich hingebend, für gut gefunden, seine Rückkehr an den Hof (1577) durch Unternehmungen im Felde einzuleiten. Bei der Einnahme von la Charité, Issoire, Brouage (1577) hat er sich ausgezeichnet. In dem vollen Besitze seines königlichen Liebhabers erscheint er 1579, und zwar namentlich in einer jener Zwistigkeiten, die unter Liebenden so häufig vorzukommen pflegen. Daß er sich in vernachlässigter Kleidung vor dem Könige sehen lassen, nahm dieser übel, mit scharfen Worten eine Unachtsamkeit bestrafend, welche ihn den geliebten Gegenstand in minder vortheilhaftem Lichte erblicken ließ. Seine Worte schmerzlich empfindend, dachte Caumont bereits den Hof zu verlassen; doch fiel das ihm schwer, und auch Heinrich bereuete sofort seine Übereilung; so feierte denn das Liebespaar seine Versöhnung, welcher noch absonderlich Caumont seine Bestallung als Staatsrath und Kammerherr verdankte, sammt dem ehrenden Auftrage, den Herzog von Savoyen von den die Genfer bedrohenden Rüstungen abzumahnen. Seine Entfernung glaubte der von Espinay-Saint-Luc benutzen zu können zur Wiedereroberung der verlorenen Stellung; die heftigen, gegen Caumont gerichteten Angriffe dienten aber nur, den Eindruck, den seine Reize in des Königs Phantasie hinterlassen, dem ganzen Hofe anschaulich zu machen, und Caumont, von der Sendung heimgekehrt und von der Eifersucht der Frau seines Nebenbuhlers unterstützt, fand es nicht schwer, diesen vollends aus des Monarchen Nähe zu verdrängen. Zum Mestre-de-camp des Regiments von Champagne ernannt (1580), diente Caumont unter dem Marschall von Matignon bei der Belagerung von la Fère, in gleicher Stellung mit Anna von Joyeuse, demjenigen Nebenbuhler, dem er niemals vollständig obsiegen können. Vom 1. Juli bis 12. Sept. währte die Belagerung, und Caumont wollte, daß die Besatzung ihre Hartnäckigkeit büße. Während Matignon die Capitulation verhandelte, ließ jener, als des Heeres Zeugmeister, fortwährend die Geschütze gegen die Mauern der Stadt spielen, dann verließ er, ohne bei dem Marschall sich zu beurlauben, das Lager, um als Preis der frohen Botschaft von der Einnahme von la Fère das Gouvernement des Platzes von dem Könige zu empfangen. Als im August 1581 für Joyeuse ein Herzogthum errichtet worden, durfte natürlich Caumont, seit Kurzem Colonel-général de l'infanterie française, nicht zurückbleiben[1]). Er wurde durch Diplom vom November 1581 zum Herzoge von Epernon creirt, in der Weise, daß er unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses, vor allen andern Ducs et pairs, den von Joyeuse ausgenommen, Rang haben sollte. Zum Ankauf der Herrschaft empfing er aus dem Schatze 300,000 Goldthaler, als eine Aussteuer für seine bevorstehende Vermählung, zusammt andern 300,000 Goldthalern, als die Aussteuer der ihm bestimmten Braut, der Prinzessin Christina von Lothringen, einer Schwägerin von König Heinrich III. und von Joyeuse, um deretwillen er die ihm verlobte Tochter des Marquis von Mouy aufgeben mußte. Belehrt durch die Unannehmlichkeiten, welche die Eifersucht von des Espinay de Saint Luc Hausfrau ihm bereitet, zog der König es vor, seinem Günstling eine Frau zu ermitteln, die noch nicht in den Jahren, die Ehe vollziehen zu können, und Epernon erwägend, daß eine Schwägerin des Königs für ihn die einzige ebenbürtige Gemahlin, seitdem die andere Schwägerin an Joyeuse gegeben worden, daß auch durch die Auslieferung der Heirathsgelder sein finanzielles Interesse gedeckt, ließ es sich gefallen, ein Kind als seine Frau anzusehen. Wie sehr aber der König bekümmert war, die beiden Günstlinge stets im Gleichgewichte zu erhalten, daher auch beide an einem Tage, den 31. Dec. 1582, den h. Geistorden empfingen, die Charaktere und Fähigkeiten vermochte er nicht auszugleichen, und den Hof abgerechnet, erscheint Epernon allerwärts im Vortheil. Seine politische Überlegenheit macht sich zumal bemerklich in dem Processe des Parlamentsraths Pöslé, der, so strafbar er auch gewesen sein mag, doch nur darum Strafe empfing (1582), weil er den Guisen ergeben und weil diese Epernon verabscheute, nicht nur aus persönlichen Gründen, sondern auch aus Antipathie gegen Joyeuse. Ein naher Anverwandter der lothringischen Prinzen hatte ihre Partei ergriffen; Joyeuse an sich allein schon war für Epernon

1) Le roi, qui les aimoit tous deux éperdûment, quoique peu maître de lui d'ailleurs, avoit une attention infinie à leur partager également ses bienfaits, de crainte que la moindre inégalité n'excitat entre eux de la jalousie: mais il n'étoit pas aisé de l'empêcher, et l'envie de les voir unis l'inquiétoit beaucoup plus, que le repos et la tranquillité de son royaume.

ein hinreichender Grund, um ihn dem König von Navarra zuzuwenden, obgleich er an sich keineswegs den Protestanten geneigt. Die Spaltungen am Hofe, die bisher mehr den Charakter persönlicher Rivalität bewahrten, bildeten sich zu politischen Factionen aus, und die beiden Häupter bemühten sich in verdoppeltem Eifer, ihre Macht auszubreiten oder an den Tag zu legen. Durch unmäßige Geldopfer erwarb Joyeuse sich das Gouvernement der Normandie; Epernon verschaffte sich wohlfeilern Kaufs die Gouvernements von Boulogne und Metz (1583), benutzte eine zwischen dem König und Joyeuse sich äußernde Misstimmung, um in dem Rangstreite der Cardinäle von Bourbon und von Joyeuse, von denen dieser Priester, eine Entscheidung zu des Prinzen von Bourbon Vortheil zu bewirken, und wußte auch dem Könige seine Überzeugung mitzutheilen, daß eine genaue Verbindung mit dem gesetzlichen Thronerben, dem König von Navarra, das einzige Mittel sein würde, die in ihren Grundfesten erschütterte Monarchie aufrecht zu erhalten. Diese Verbindung einzuleiten, trat Epernon, unter dem Vorwande, seine betagte Mutter zu besuchen, eine Reise nach dem Süden an, und in einer Zusammenkunft zu Pamiers bot er Alles auf, um den König von Navarra von der Bedeutsamkeit seines Auftrags zu überzeugen, von der Nothwendigkeit, alle Glieder des königlichen Hauses zum Widerstande gegen die ehrgeizigen Entwürfe der Guisen zu vereinigen. Nicht nur Verheißungen, sondern auch baare Unterstützung zu spenden war er ermächtigt; 200,000 Goldthaler soll er dem gefährlichsten Gegner der katholischen Liga überbracht haben (1584); eine Angabe, der zwar auf das Entschiedenste widersprochen worden, die aber in einem zufälligen Geständnisse von Duplessis-Mornay ihre Bestätigung findet. Es weiß dieser von einer Summe von 100,000 Thalern, welche genau in derselben Zeit der außerdem regelmäßig mit Geldnoth ringende König von Navarra baar besessen und zu dem Ankaufe von la Ferté-vidame verwendet hat. Vielleicht geschah es in Erwägung dieser Sendung, daß der König im December 1584 das Amt eines Colonel-général de l'infanterie française, wie es bisher Epernon ausgeübt, in eine charge de la couronne verwandelte, auch weit über die bisherigen Grenzen die Gewalt des Colonel-général, durch Verleihung des Blutbanns über die Soldaten, ausdehnte. Es begannen aber die Folgen jener zu Pamiers gepflogenen Unterhandlung bemerkbar zu werden in der unbegreiflichen Entschließung des Hofes, die Vertheidigung der niederländischen Rebellion zu übernehmen. Verderblich der Sache des Katholicismus im Allgemeinen, mußte solche Entschließung alle noch übrigen Zweifel der Führer der Liga lösen, und der Herzog von Guise eilte, sein Volk zusammenzuziehen, bezeichnete auch die Eröffnung der Feindseligkeiten mit der Wegnahme von Verdun und Toul. Das gleiche Schicksal war für Metz bereitet, wo mehre Officiere von der Besatzung für die Liga gewonnen, aber Epernon fand Mittel, Verstärkung in die bedrohte Stadt einzuführen, begab sich auch selbst, als im Verdrusse um den verfehlten Anschlag weiter zog nach der Champagne der Herzog von Guise, an Ort und Stelle. Da wurden alle Verdächtigen ausgewiesen; der Commandant, Lupiac de Montcassin, obgleich des Epernon Anverwandter, mußte seinen Posten an Roger de Comminges-Sobole abtreten; den Protestanten, hoffend, hiermit ihre Zuneigung sich zu versichern, erlaubte Epernon, in Courcelles ihren Gottesdienst zu üben. Dann eilte er zurück an den Hof, nach allen seinen Kräften den König zu entscheidenden Maßregeln gegen die Guisen zu bestimmen. Thätlichen Antheil zu nehmen an der Zerstreuung der auf allen Punkten des Reichs stattfindenden ligistischen Werbungen, wurde er verhindert durch ein Geschwür an der rechten Wange, welches eine langwierige Behandlung erfoderte, und bei seinem endlichen Aufbrechen den Patienten gar sehr entstellte. Kaum genesen, eilte Epernon im Felde sich zu zeigen, wie vor ihm Joyeuse gethan; er zerstreute die um Gien versammelten ligistischen Völker, mußte aber gleichzeitig vernehmen, daß die von einer seiner Creaturen bewachte Citadelle von Lyon durch die Bürgerschaft eingenommen und geschleift worden sei (den 5. Mai 1585). Alle seine Bemühung, den König zu einer Bestrafung dieser Rebellion zu veranlassen, blieb unfruchtbar. Glücklicher in seiner Bewerbung um das durch den Tod des Bastards von Angoulème erledigte Gouvernement der Provence, neben welchem er jene von Boulogne, Metz und Loches beibehalten durfte, erhielt er zugleich eine Armee, sich einzuführen in das neue Gouvernement. Nachdem er seines Bruders Mannschaften an sich gezogen, fand er unter seinen Befehlen vereinigt sieben französische Regimenter, 3000 Schweizer, 5 Compagnien Corsicaner, an Chevaux-legers 18, an Gendarmen 20 Compagnien, daneben eine Artillerie von 14 Feuerschlünden. Am 1. Nov. 1586 ließ er Chorges berennen, während eine andere Abtheilung seiner Truppen durch eine Belagerung von vier Tagen Seine zur Übergabe nöthigte. Durch die Capitulation war der Bürger Leben und Eigenthum gesichert, nichtsdestoweniger ließ der Herzog den Prädicanten la Combe, den Advocaten Merche und den Hauptmann Arnauld henken. Der Einnahme von Seine folgte jene des Schlosses la Breole, das 564 Kanonenschüsse aushielt, und die Belagerung von Chorges gewann ebenfalls ernstlichern Fortgang, nachdem Epernon am 17. Nov. sich daselbst eingefunden. Die Besatzung empfing indessen, so enge sie eingeschlossen, eine Verstärkung von 120 Archibusieren, so Lesdiguières ihr zugesendet, und denen es gelang, die Wachtposten der Belagerer zu überwältigen; Epernon's Hoffnungen beruhten daher einzig auf dem gewaltigen, gegen die Werke der Stadt gerichteten Feuer; allein am 23. Nov. wurden 1000 Kanonenschüsse gezählt, auch mehr oder minder die Bastionen Sarrazin und St. Jean beschädigt. Der eintretende Frost, indem er die Operationen hemmte, führte zu Unterhandlungen, welche nach langem Bedenken in eine Capitulation ausgingen. Die Besatzung erhielt freien Abzug, und Epernon entschädigte sich für die ihm abgedrungene Schonung durch zwei Hauptleute von der Besatzung von Seine, die noch in seiner Gewalt: Bougearel und Eugent mußten am Galgen sterben, der Herzog aber ging an den Hof zurück, um Erholung für die Thaten

seines Feldzuges zu suchen. Boulogne, wo er so allgemein gehaßt, daß es schwer zu ermitteln, ob ihm feindlicher die Ritterschaft oder das Volk, wäre beinahe durch einen von dem Herzog von Guise geleiteten Handstreich ihm entrissen worden; es starb Epernon's an Heinrich von Joyeuse, den Grafen von Bouchage, verheirathete Schwester, dafür aber fand er reichlichen Trostgrund in seines Schwagers Entschlusse, die Welt zu verlassen, indem dieser Schritt eines geliebten Bruders, eines nützlichen und zuverlässigen Bundesgenossen dem Herzoge von Joyeuse höchst unangenehm fallen mußte. Gleich darauf vollzog Epernon zu Vincennes, den 23. Aug. 1587, seine Vermählung, nicht mit Christina von Lothringen, sondern mit Margaretha von Foix, Gräfin von Candale, Benauges und Astarac, Captale von Buch, und wurde die Hochzeitfeier acht Tage später zu Paris in dem Hôtel von Montmorency, mit Vermeidung übermäßigen Prunkes, begangen. Denn der Hochzeiter, der gleich allen Gascognern unter dem Schein ungemessener Freigebigkeit den Knauser zu verbergen wußte, zog es vor, die von dem Könige für jene Feier ausgesetzte Summe baar zu empfangen. Die neuen Zumuthungen, welche dem Volke gemacht wurden, um dergleichen außerordentliche Ausgaben zu bestreiten, verbunden mit den Fortschritten des von dem Burggrafen von Dohna befehligten teutschen Heeres, veranlaßten in Paris den Aufruhr vom 2. Sept. Das Volk, indem es sich zu der Vertheidigung des Greffier Hatte erhob, verkündigte laut seine Besorgnisse um die allen wahren Katholiken bereiteten Gefahren; das sei, hieß es, unter den Schreiern, ein Stücklein des Herzogs von Epernon, des Beschützers der Ketzer und des Bearners, aber nimmer würden die Pariser dergleichen leiden, ihnen gelte Religion und Staat unendlich mehr, als das Interesse der Lieblinge zusammengenommen. Um den Sturm zu beschwören, mußte, wider Willen, der König aufsitzen (den 12. Sept.) und die bei Estampes versammelten Truppen zu Vertheidigung des linken Ufers der Loire aufstellen. In seinem Gefolge zog Epernon auf, und begierig, unter den Augen des Monarchen sich auszuzeichnen, überschritt dieser bei Neuvy den Fluß. Es gelang ihm, eine vollständige Recognoscirung der feindlichen Armee vorzunehmen, dann durch rasche Bewegungen der Verfolgung von Châtillon und Dohna sich zu entziehen. Gleichwol hatte der von ihm, in der Kenntniß der Quartiere der feindlichen Infanterie, in der nächsten Nacht ausgeführte Überfall keinen Fortgang, und in einem spätern Angriff auf das Schweizerquartier konnte er den einzigen Villeneuve de Cormont gefangen abführen. Die mit den Schweizern bestehende Unterhandlung hatte er durch jenen Angriff zu fördern gedacht; Cormont wurde ihm das Werkzeug, auch mit den Reitern Unterhandlungen einzuleiten, die zu Auflösung der ganzen feindlichen Heeresmacht führten. Den Abschluß des Vertrages feierte er durch ein großes Gastgebot, in dem Priorat von Marcigny gegeben, welchem Dohna und die sämmtlichen teutschen Officiere beiwohnten[2]). Auf den Dank des Königs nicht nur, auf jenen der Pariser nicht minder, für seine in diesem Feldzuge geleisteten Dienste mag Epernon gerechnet haben. Von Heinrich III. empfing er in der That am 7. Nov. 1587 Bestallung als Admiral; ganz verschieden hiervon aber wurde seine Wirksamkeit durch die Ligisten beurtheilt. Sie fanden höchst zweideutig seine Haltung während des ganzen Zuges, als die entweder Feigheit verrathe, oder die sträfliche Absicht, den König von Navarra zu begünstigen. Er, hieß es, habe den König bestimmt, freien Abzug den Teutschen zu bewilligen, anstatt sie zu vernichten; den Ruhm eines solchen Ausganges habe er nicht gönnen mögen dem guten Herrn, dem soviel die Religion verdanke (dem Herzoge von Guise). Viele Schmähschriften wurden verbreitet, für Epernon alle mehr oder minder anzüglich. „Grands faits d'armes du duc d'Epernon contre les hérétiques," so ertönte in allen Straßen der Colporteurs mächtiger und unermüdlicher Ruf, und wenn der Käufer das gepriesene Büchlein begierig durchlief, dann fand er leere Blätter, auf jedem ein strahlendes „Rien." In dem Maße der König, nach des Herzogs von Joyeuse gewaltsamem Ende, ausschließlich an Epernon sich überließ und immer höher trieb des Lieblings Macht und Ansehen, unter Andern durch Verleihung des von Joyeuse besessenen Gouvernements der Normandie, in dem gleichen Maße wuchs des Publicums und besonders der Ligisten Feindschaft für den Gegenstand so übertriebener Gnadenbezeigungen. Aber trotzig und kühn trat Epernon allen seinen Widersachern entgegen. In einer vor dem Könige gehaltenen Predigt stellte Peter von Espinac, der Erzbischof von Lyon, den Satz auf, daß Heinrich von Navarra der Thronfolge sich unwürdig gemacht habe. Darauf erhob sich der Herzog, um in des gesammten Hofes Beisein ihn zu befragen, ob derjenige, der eines sträflichen Umganges mit der eigenen Schwester überwiesen, der mit dem Heiligsten einen schimpflichen Handel treibe, der durch seine Ausschweifungen sich zu Grunde gerichtet, seines Hauses Stammgut verschleudert habe, ob dieser würdig sein könne, eine der höchsten Würden der Kirche zu besitzen? Den verletzenden Angriff beantwortete der Erzbischof in einer dem König übergebenen Klageschrift, dann, fortwährend der Genugthuung entbehrend, wendete er sich an das Publicum in einer Denkschrift: **Histoire tragique et mémorable de Gaverston**, worin der Herzog verglichen mit Eduard's II. von England Günstling Gaveston. Nicht nur in den Beziehungen, sondern auch in den Namen Gaverston und Noguarest wollte die Denkschrift wunderbare Anklänge finden. Der Herzog erwiederte in seinem an Heinrich von Vaudemont, alias von Lothringen, d. i. an den Herzog von Guise gerichteten Antigaveston, worin dem Erzbischofe abermals der sträfliche Verkehr mit seiner Schwester Grisole, Ketzerei und Laster aller Art

2) Viele der Gäste wurden schnell nach einander durch Seuchen, Folgen der ertragenen Beschwerden, hingerafft, und Epernon mußte in dem Sprüchworte: „Dieu nous préserve du diné de Marcigny," den Vorwurf vernehmen, daß er seine protestantischen Tischfreunde vergiftet habe. Unter den Opfern solcher Treulosigkeit nennt Courtépée den Baron de Doney; es ist aber Fabian, Burggraf von Dohna, erst im J. 1621 verstorben.

vorgerückt, dann Zweifel an der Echtheit von des Gaveston Geschichte erhoben, endlich versucht wird zu beweisen, daß für dieselbe einzig in dem Hause Guise ein Pendant zu finden. Hingegen wurde der Herzog am hellen Mittag auf dem Pont Nôtre-Dame von dem Pöbel insultirt; es erhob auch die im Mai 1588 zu Chartres von den Ligisten dem König übergebene Requête gegen ihn und seinen Bruder, la Valette, als offene Beförderer der Ketzerei, gehässige Anklage. Jenem insbesondere wurde seine Fahrt nach Guyenne vorgeworfen, zusammt der in solcher mit den Protestanten eingegangenen Verbindung. „Deren Interessen habe er allerwärts beschützt, die eifrigen Katholiken hingegen verfolgt; mit dem Baron von Clervant habe er Einverständnisse unterhalten, dessen Unternehmen auf Metz, den Ketzern zum Besten, zu befördern, auf Cambray, welche Stadt doch S. M. zuständig, habe er selbst einen Anschlag auszuführen gesucht. In den Verhandlungen mit den Reitern habe er offenbar die Regierung verrathen, indem er sie bewogen, jenen Räubern den Rückzug nach Teutschland zu verstatten. Dem Könige den Rath ertheilend, bewaffnetes Volk in Paris einzuführen, habe er den Aufruhr veranlaßt, durch seine geheimen Unterredungen mit Châtillon allen Gutgesinnten die peinlichsten Besorgnisse erweckt. Es könne nicht fehlen, daß über kurz oder lang die Weisheit S. Maj. die beiden Brüder von sich entfernen werde, dann könne man darauf rechnen, daß sie ihre ganze, auf Kosten des Staats erworbene Macht den Ketzern zutragen würden, den Theilnehmern aller ihrer Interessen. An sich schon seien sie Gegenstände des öffentlichen Hasses, der in ihnen die Urheber aller auf Frankreich lastenden Übel erblicke. Von ihnen sei der schimpfliche Ämterhandel ausgegangen, sie hätten die tausenderlei Mittel ersonnen, das Volk auszusaugen, sie hätten des Königs Gemüth vergiftet, ihn entfremdet den Großen des Reichs, ihn dahin gebracht, daß er die vor allen ihm zu dienen geeigneten, meide." Der König begnügte sich, zu versichern, „qu'il feroit droit sur cet article," der beiden Brüder Rechtfertigung aber unternahm in einer Druckschrift der sogenannte vrai Catholique-Romain, der jedoch meist auf Abnegationen sich beschränkt, und die Klagepunkte gegen das Haus Guise zu retorquiren sucht. Als diese Vertheidigung veröffentlicht wurde, den 21. Mai, war eben der Herzog aus der Normandie an den Hof zurückgekommen. Viel Erfreuliches hatte er bei der Besitznahme seines Gouvernements, bei dem feierlichen Einzuge in Rouen, den 3. Mai, nicht wahrnehmen können, obgleich bei dieser Gelegenheit Stadt und Land, Bürgerschaft und Behörden, in Ergebenheit für seine Person, in Pracht zu wetteifern schienen. Mit Tapeten waren alle Gebäude bekleidet, mit Blumen die Straßen bestreut. Beritten auf einem stattlichen Streitrosse, sah Epernon von der gesammten Ritterschaft der Provinz sich umgeben. In dem Palaste angelangt, wurde ihm von wegen der Stadt, eine Statue der Glücksgöttin, in Silber ausgearbeitet, überreicht; es hielt die Göttin des Gefeierten Bild eng umarmt. „E per no lasciarti," sagte die Devise. Die Nachricht von den Ereignissen in Paris benahm dem Herzoge alle Haltung. Er eilte nach Chartres, dem Könige zu folgen, traf aber auch hier Unerwartetes. Neue Liebschaften beschäftigten den Monarchen, der zudem den Gedanken ergriffen hatte, los sich zu sagen von dem Gehaßten, um den Frieden zu haben, wie er vermeinte mit seinem Volke. Durch Concessionen suchte Epernon den herannahenden Sturm zu beschwören, er entsagte dem Gouvernement der Normandie, unter dem Vorbehalte, es nicht an einen seiner Feinde verliehen zu sehen, er verzichtete zu Gunsten seines Bruders der Admiralswürde, er ließ sich gefallen, daß sein Schwager, der Graf von Luxemburg-Brienne, mit dem Gouvernement von Metz bekleidet werde. Viel zu wenig schien das alles seinen Feinden, zumal dem Staatssecretair Villeroy; den Mann hatte Epernon tödtlich beleidigt, als er zu St. Aignan, auf dem Zuge gegen die Reiter, ihn des Einverständnisses mit den Ligisten beschuldigte. Villeroy bewirke des Epernon Verbannung nach Loches. Da verweilte der Herzog, bis am Hofe ihm verbliebene Freunde berichteten von einer immer feindlicher sich äußernden Stimmung und von Anstalten, die nichts weniger denn seinen Untergang zu bezwecken schienen; durch fortwährende Unthätigkeit die Bestrebungen seiner Gegner zu fördern, hätte er zu Schimpf sich gerechnet. Darum begab er sich auf den Weg nach seinem Gouvernement von Angoumois und Saintonge, um in Angoulême sich festzusetzen, daraus eine Place-de-sureté sich zu schaffen und einen Waffenplatz zu Erleichterung der Verbindungen mit dem Könige von Navarra. Den Behörden in Angoulême war von dem Hofe untersagt, irgend Jemanden, wer es sei, mit Truppen aufzunehmen, wenn nicht dazu von dem Könige die bestimmte Weisung gegeben; das Verbot war aber verspätet, oder für die Ortsbehörde überraschend. Epernon fand nicht nur Eingang in die Stadt, sondern auch eine ungemein schmeichelhafte Aufnahme. Es wurmte den Maire der begangene Fehler, und er entsendete seinen Schwager Souchet an den Hof, um den scheinbaren Ungehorsam für des Königs Befehl zu erklären, und Mittel und Wege anzugeben, wie das Vorgefallene zu verbessern. Souchet, durch Villeroy bei dem Monarchen eingeführt, empfing das den guten Absichten der Bürgerschaft geziemende Anerkenntniß; doch meinte Heinrich, es würde wenig gewonnen sein mit des Epernon Vertreibung aus Angoulême. Sich seiner Person zu versichern, müsse man trachten, damit er nicht in der Verzweiflung Verbindungen eingehe mit den Feinden des Staats und der Kirche, damit eine Gelegenheit sich ergebe, ihn vollends einer die öffentliche Sicherheit bedrohenden Macht zu entkleiden. Solche Worte hinterbrachte Souchet seinen Committenten, entschiedenen Ligisten, und der Plan für die Aufhebung des Herzogs wurde verabredet. Am 10. Aug. 1588 besuchte Epernon, wie es seine Gewohnheit, die Reitbahn: da fand er den Maire und einige der vornehmsten Bürger, die gekommen, seiner Reitkünste Zeugen zu sein. Freundlich die Anwesenden begrüßend, machte er die Schule durch, dann ging er hinauf in das Schloß, um sich zu Anhörung der Messe vorzubereiten. Die Herzogin hatte sich bereits in der gleichen Absicht nach der Dominikanerkirche begeben. Nicht lange, und Norman, der Maire, nachdem er den Com-

mandanten der Citadelle in sein Haus gelockt und darin festgehalten hatte, verfügte sich nach dem Schlosse. Ihm folgten 40 Mann, die Waffen unter den Kleidern verborgen; zehn davon, dann zwei Kerle in Kanonen, hiermit vom Hofe eingetroffene Couriere vorzustellen, traten zugleich mit ihm in den Hof, ohne daß die Wache von ihm Notiz genommen hätte. In dem Vorzimmer angelangt, fand Norman daselbst die Geheimschreiber des Herzogs, den Rouillart und Seguencio, den Wundarzt Sorlin, den Florentiner Rafael Girolami und den Peter Aubin, der, Rath an dem Präsidial von Angoulême, des Herzogs Geschäfte im Lande zu besorgen pflegte. Sorlin wurde zuerst angegriffen, auf ihn drückte der Maire seine Pistole ab, die fehlte, und dem ungeschickten Schützen den Säbel über den Kopf hauend, stürzt Sorlin hinab in die Küche, um die Dienerschaft zu Hilfe zu rufen. Während mit Bratspießen, Ofengabeln und Beilen diese sich bewaffnet, fällt oben, nach tapferm Widerstande Girolami unter den Streichen der Mörder. Vergeblich müht der Entsatz sich ab, die auf des Maire Geheiß versperrte äußere Thüre des Vorgemachs zu sprengen, und ebenso wenig gelingt es den Mördern, in das Cabinet zu dringen, wo eben dem Herzog, unter vertraulichem Gespräche mit Claude de l'Isle, dem Herrn von Marivaux, und mit dem Abbé d'Elbène, das Hemde gereicht wurde. Auf den Lärm im Vorzimmer, dem das Sturmläuten in der Stadt sich gesellte, hatte er mit Bänken und Stühlen den Eingang barricadirt: von dem Maire zur Übergabe aufgefodert, nannte er ihn einen Schurken, den er zum Galgen schicken werde. Es haben die Verschwornen nachmals bekannt den großen Schrecken, der mit diesen Worten auf sie gekommen. Auch der Angriff, den des Maire draußen vor der Schloßpforte zurückgelassenes Volk versuchte, gewann keinen Fortgang. Die wenigen Edelleute, die im Schloßhofe sich herumtrieben, in der Absicht, den Herzog zu seinem Ausgange zu begleiten, wiesen die Angreifer mit blutigen Köpfen zurück und schlossen das Thor, nachdem sie vorher andere durch Zufall herbeigeführte Herren, darunter den Grafen von Luxemburg, an sich gezogen. Der also gesammelte Haufen verharrte einige Augenblicke in dumpfer Unschlüssigkeit, denn Niemand wagte es zu hoffen, daß der Herzog dem Streiche entgangen sein könne. Endlich fassen sich die Beherztesten, sie empfangen von der gesammten Gesellschaft das Versprechen, zusammenzuhalten bis zum Tode, und stürmen die Treppe hinan. Gleich weichen die Verschwornen, deren Hitze abgekühlt durch die vergeblichen Bemühungen gegen die Barricaden des Cabinets, und die jetzt, vermittels einer Seitentreppe den Hauptthurm einzunehmen sich bemühen. Gedrängt durch rasche Verfolgung müssen sie aber in einer dem Thurme angebauten Stube Zuflucht suchen. Mittlerweile hatte der Herzog unter den Männern des Entsatzes bekannte Stimmen vernommen, und sammt Marivaux und d'Elbène, alle drei mit Säbel und Pistolen bewaffnet, zu einem Ausfalle sich entschlossen. Der führt, von der entgegengesetzten Seite, sie an den Fuß der Schnecke, die beherrscht durch das von den Verschwornen eingenommene Zimmer, und einiger Unschlüssigkeit kann Epernon sich nicht erwehren bei dem Anblicke des engen, unter dem Geschosse der Feinde zu ersteigenden Aufgangs. Indem meldet athemlos eine Magd, wie eben des Maire Bruder versuche, an einer schadhaften Stelle die Ringmauer zu überschreiten. Gleich eilte dahin der Herzog, nur drei Mann zurücklassend vor dem belagerten Zimmer, er erlegt den Norman und einen von dessen Begleitern, und wirft einem abermaligen, auf das zweite Schloßthor gerichteten Angriff sich entgegen; schon war dort die Petarde angeschraubt. Im Fluge läßt er die Stelle vermauern, und er vertheilt die 15 Mann, welche ihn dahin begleitet, in die am stärksten bedrohten Punkte. Also gerüstet, beunruhigt ihn allein die Betrachtung, daß das Schloß gänzlich von Lebensmitteln entblößt, sodann das hartnäckige Schweigen der Citadelle. Denn dahin hat ein wüthiger Volkshaufen sich gewendet, zu verheißen augenblicklichen Tod dem gefangenen Commandanten, für den Fall, daß eine einzige Kanone gelöset werde. Diese Drohung vermag zwar nicht, den Lieutenant des Commandanten zur Übergabe zu bestimmen, noch die Besatzung, aber in dem Zweifel lassen sie einige Stunden hingehen, ohne sich zu rühren. Das machten die in dem Schlosse belagerten Verschwornen sich zu Nutze, um den Leuten des Herzogs anzukündigen, daß die Citadelle genommen, daß augenblicklich ihre Geschütze gegen das Schloß gerichtet werden, wenn dasselbe in zweckloser Vertheidigung verharren sollte. In nicht minder verzweifelter Lage befand sich während des ganzen Hergangs die Herzogin. Sie hatte auf den Ruf, daß Hugenotten vor der Stadt, die Kirche verlassen, um nach der Citadelle zu flüchten, wurde aber auf diesem Wege ergriffen und zur Gefangenschaft abgeführt, nachdem ihre beiden Begleiter in ihrer Vertheidigung mehre Wunden empfangen. Gefangenschaft war auch das Loos aller Edelleute von des Herzogs Gefolge, das durch die Stadt vereinzelt, und selbst der Bote, der beauftragt, die kurz vorher von Lupiac de Tagens nach Saintonge abgeführte Reiterei zurückzurufen, konnte der Aufmerksamkeit der Belagerer nicht entgehen. Er wurde ergriffen, indem er die Mauer des Schloßparks überstieg. Zum Glücke erhielt Tagens von Flüchtlingen aus der Stadt die Kunde jener Ereignisse. Seines Anzugs von fern nicht sich versehend, wähnten die Städter, es habe keine Eile mit dem Schlosse, und ergriffen, statt die Vertheidiger durch regelmäßig fortgesetzte Angriffe zu ermüden, den Weg der Unterhandlung. Ihrem Trompeter erwiederte Epernon, daß seinen Mandanten bald eine andere Sprache beigebracht werden solle. In demselben Ton ließ die Herzogin in ihrem Gefängnisse sich vernehmen. Man drohte ihr, bei fernern Angriffen auf das Schloß sie als Schanzkorb zu gebrauchen, oder aber ihr den Hals abzuschneiden, wenn sie nicht den Gemahl zur Übergabe vermöge: sie antwortete, den Tod fürchte sie nicht, halte ihres Mannes Ehre und Heil viel werther, denn das eigne Leben. Darauf wußte Bourgoing, der zweite Maire, vermittels einer Schießscharte, ein Gespräch anzuknüpfen mit dem Abbé d'Elbène und mit dem von Ambleville: ausgemacht wurde nichts, nur ließ Bourgoing sich schrecken durch eine Darstellung von den Gefahren, womit des Herzogs Zorn die Stadt be-

drohe. Gleich darauf ging ein Schreiben ein von den Verschwörern im Schlosse; Epernon hatte die Thüre der ihnen Zuflucht gewährenden Stube anzünden lassen, hiermit sie zur Übergabe genöthigt, und auch das Schreiben erpreßt, worin sie ihrer Mitbürger Barmherzigkeit anflehten. „Sie alle müßten sterben, wenn das Schloß angegriffen würde.“ Und die Schreiber wußten, wie ernstlich die Drohung gemeint, denn ihr Anführer, der Maire Norman, hauchte eben sein Leben aus auf der Folter, zu der Epernon ihn verurtheilt, in der Hoffnung, von ihm das Geständniß von einer Einwirkung Villeroy's auf den ganzen Handel zu erpressen. Sterbend war Norman gefunden worden, eine tödtliche Schießwunde hatte er empfangen, indem er neugierig den Schalter der schützenden Stubenthüre zurückschob, aber die Qualen der letzten Stunde konnten ihn nicht befreien von den Qualen der Marterbank. Das Schreiben verfehlte der Wirkung nicht auf die Gemüther der Bürgerschaft, und Bourgoing kam nach dem Schlosse, die Absendung eines Deputirten zu betreiben. Zu solcher Unterhandlung erbot sich der Abbé d'Elbène, und sie war vorgerückt, als de Meré, einer der vornehmsten Leiter des Aufruhrs, der Versammlung mittheilte, daß der Baron von Aubeterre, gehorsam den von Villeroy, in des Königs Namen, gegebenen Befehlen, unverzüglich den Bürgern zum Beistande, mit seinem Volke eintreffen würde. Der Abbé, nachdem er eine mühselig erbettelte Erlaubniß benutzt, um der gefangenen Herzogin seine Aufwartung zu machen, kehrte zum Schlosse zurück. Am andern Morgen wirbelten in allen Straßen der Stadt die Trommeln, alle Glocken riefen zum Sturme, und ein unzähliges bewaffnetes Volk zeigte sich vor des Schlosses schwächster Seite. Angeschraubt wurde die Petarde, im Knall fürchterlicher denn in der Wirkung; dann prallten die Verwegensten vor zum Sturme, oder vielmehr, wie sie wähnten, zum Drohbild für die Belagerten. Indem diese aber den Entschluß zu mannhafter Vertheidigung offenbarten, kühlte sich der Muth der Angreifer, sie stockten, wechselten einige Flintenschüsse, sahen einen ihrer Anführer, den von Fleurac, fallen, und verschwanden um so eiliger, da jetzt auch die Kanonen der Citadelle ihr Spiel begannen. Wiederum gewannen die Oberhand die Gemäßigten in der Bürgerschaft, wiederum wurde ein Unterhändler gefodert, und wiederum dazu der Abbé d'Elbène auserſehen. Lebhaft betrieb der sein Geschäft, obgleich ihn noch das Gedächtniß der in solchem gestern ausgestandenen Gefahr beunruhigte, da ritt ein der Baron von Toverac, begleitet von des von Aubeterre Maréchal-des-logis, und beauftragt, für den andern Tag des von Aubeterre Eintreffen mit 300 Reisigen und 500 Fußknechten zu verheißen. Das durch sothane Meldung in die äußerste Aufregung zurückgerufene Volk gebot den Unterhandlungen Schweigen, und ein wilder Haufen schleifte den Abbé d'Elbène zum Fuße der Citadelle, und zwang ihn, Namens des Herzogs das Einstellen des Feuers zu befehlen. Allein in demselben Augenblick schmetterten die Trompeten, den Anzug von Tagens und seinen Reitern zu verkündigen, und während diese in den Vorstädten sich ausbreiteten, wurde von einer andern Seite der Graf von la Rochefoucault sichtbar, den mit einigen Truppen der König von Navarra anrücken ließ, dem Herzog zum Beistand. Dieser Umstand zumal beschleunigte die Wiederherstellung der Ruhe. Nur mit Widerwillen konnte Epernon den Beistand der Hugenotten annehmen, ungern mußte Tagens sich gefallen lassen, den Ruhm der Befreiung des Herzogs mit andern zu theilen; nicht minder fühlte die Bürgerschaft sich vollständig entmuthigt bei dem Anblicke der neuen Feinde. Sie beeilte sich, nochmals von d'Elbène die Vermittelung anzurufen, und an demselben Abend wurden die Vergleichspunkte beliebt. Es fielen die Barricaden, es wurde in geziemender Ehrerbietung die Herzogin zum Schlosse geführt, oder vielmehr zum Fuße der Leiter, die sie ersteigen mußte, da alle Eingänge vermauert. Der Commandant der Citadelle trat sein Amt wieder an, alle Gefangene wurden zurückgegeben, zusammt den Leichen der Gebrüder Norman; daß diese in der Stille beerdigt würden, wollte der Herzog zugeben. Ganzer 30 Stunden hatte er sich vertheidigt, ohne zu essen, noch zu trinken, und kein Schuß Pulver mehr war im Schlosse übrig. Den ersten freien Augenblick ergriff Epernon, um über den Hergang an den König zu berichten, und bittere Klage über Villeroy, als den eigentlichen Leiter der Verschwörung, zu führen. Es hätten, schrieb Heinrich III. zurück, auf seinen Befehl die von Angoulême gehandelt: er habe ihnen aufgegeben, den Flüchtling zu fahen und wohlbehalten in seine Gewahrsam zu überliefern, da es seine Absicht sei, von nun an ihn zu hüten und zu halten, als den leiblichen Sohn. Den süßen Worten folgte aber auf dem Fuße Miron, der königliche Leibarzt, belastet mit Botschaft ganz andern Inhalts. Daß Epernon sogleich alle festen Plätze seines Gouvernements überliefere, bei Strafe des Majestätsverbrechens, das foderte Miron, im Auftrage seines Königs, der handelte nach dem Willen des zu Blois versammelten, von den Guisen beherrschten Reichstags. Anstatt zu gehorchen, bereitete Epernon sich zu Widerstand, zugleich fortsetzend die früher mit dem Könige von Navarra gepflogene Unterhandlung; die Furcht um den Verlust einer Summe von 360,000 Thlrn., so für ihn Heinrich III. bei Zamet und Bandini niedergelegt, hatte bis dahin wenigstens ebenso sehr ihn gezügelt, als die Besorgniß, für immer und gänzlich mit den Katholiken zu brechen. Jetzt bot der König von Navarra hinlängliche Sicherheit für den Ersatz solcher Summe, und schon waren die Commissarien ernannt für den Abschluß des Bündnisses, als die Kunde von dem an den Guisen verübten Morde ganz neue Combinationen hervorrief. Auf eine Versöhnung mit seinem königlichen Liebhaber zählend, beobachtete Epernon eine vorsichtige Neutralität, während um seinetwillen der König den beunruhigendsten Zweifeln sich hingab. Es fürchtete der Monarch, wenn er den hochmüthigen Günstling zurückrufe, allen Großen seiner Umgebung zu misfallen, vorzüglich aber den Marschall von Aumont zu beleidigen, dessen Zwistigkeiten mit dem Herzoge den Charakter ungewöhnlicher Bitterkeit trugen. Doch hatte nicht sobald der Marschall des Gebieters Zweifel vernommen, als er der erste zu einer Maßregel rieth, welche unvermeidlich geworden durch die Lage der Dinge. An

den Hof zurückgefodert, eilte Epernon dem Marschall zu danken für seine großmüthige Verwendung: er komme, ihm seine Freundschaft und seine willigen Dienste zu bieten. Befehlen möge der Marschall, und mit seinem Diener schalten nach Belieben. Denn seines Vorgesetzten Befehle zu vollstrecken würde stets als eine Lust ihm gelten. Also, und nie mehr in der gleichen Weise zu einem Sterblichen, hat Epernon gesprochen, und ist der beiden Aussöhnung herzlich und vollständig gewesen. Nach dem Willen des Königs besetzte Epernon sogleich mit seinem aus Angoumois herbeigeführten Fußvolk, 4000 Mann, die Stadt Blois, seine 800 Reiter aber schickte er, unter den Befehlen seines Schwagers, des Grafen von Brienne, auf Kundschaft aus, der zwar unweit Amboise von dem Herzoge von Mayenne sich überfallen ließ, 600 Mann und 17 Standarten verlor, und zuletzt mit den Trümmern seines Volks in dem Schlosse St. Ouen capituliren mußte. Unangesehen dieser herben Einbuße behauptete Epernon seinen Posten, bis er in dem Zuge gen Paris, unter des Königs Oberbefehl, die Leitung des Heeres übernahm, mehre wichtige Punkte in der Umgebung der Hauptstadt, auch das muthig vertheidigte Pontoise einnahm. Allein es fand in diesem Zuge Heinrich III. den Tod, und von der Mehrzahl der im Lager versammelten Großen ward als dessen Nachfolger Heinrich von Navarra anerkannt. Dazu wirkte Epernon in aller Weise, wie aber dem über die Eidesleistung aufgenommenen Protokoll die Unterschriften beizufügen, erhob sich zwischen ihm und den Marschällen von Aumont und Biron ein Rangstreit. Unter dieser Unterschrift die seinige zu setzen betrachtete Epernon als verkleinerlich für den Rang eines Duc et pair, wogegen die Marschälle einwendeten, daß ihr Amt ihnen nicht erlaube, im Felde einen Vorgesetzten anzuerkennen, und daß sie demnach berufen, unmittelbar nach den Prinzen des königlichen Hauses zu unterzeichnen. Der Streit wurde förmlich verhandelt, und zu Gunsten der Marschälle entschieden. Da ergrimmte Epernon höchlich, oder vielmehr er freute sich der Gelegenheit, das Heer zu verlassen. Denn er wünschte, bevor er für eine der streitenden Parteien sich entscheide, den fernern Verlauf der Dinge abzuwarten, war auch nicht frei von Sorge um den Eindruck, den sein früheres Benehmen bei dem Regenten hinterlassen haben mußte, und der verstärkt durch Ereignisse aus der jüngsten Zeit. In der Belagerung von Jargeau führte Epernon den König nach einer dem Gewehrfeuer der Belagerten besonders ausgesetzten Stelle. Es wurden diesem zur Seite zwei Hofjunker erschossen, und leichtlich ließ er sich überreden, daß Epernon in der Absicht seinen Tod herbeizuführen, ihn, ohne den Schutz einer Rüstung, den feindlichen Kugeln ausgesetzt habe. Bei der Einnahme von Etampes hatte Epernon bei einer Kirche Schutzwachen aufgestellt, die aber die Navarreser vom Plündern nicht abhalten konnten. Da eilte Epernon hinzu und erlegte eigenhändig einen der Trabanten des Königs von Navarra, diesen hiermit auf das Äußerste verletzend. Epernon kam, bei dem Könige sich zu beurlauben. „Ne me reconnaissez-vous pas pour votre roi,“ fragte dieser am Schlusse einiger in leidenschaftlicher Bewegung vorgebrachten Worte. Welchen der Herzog entgegnete: „qu'il estoit son très-humble sujet et serviteur; qu'il n'y avoit personne dans le royaume, qui eust desiré plus ardemment que luy, de le voir sur le thrône, si le roy son maistre venoit à luy manquer, qu'il ne feroit jamais rien contre son service; qu'il aimeroit mieux mourir, que d'en avoir formé la pensée: mais qu'il supplioit très-humblement S. M. de l'excuser, si estant d'une réligion différente de la sienne, il ne pouvoit demeurer auprès de sa personne, ne croyant pas le pouvoir faire sans blesser sa conscience.“ Es fiel diese Abschiedsscene vor, wie Epernon eben den Leichnam des verstorbenen Königs nach Compiègne gebracht hatte, und fand das Beispiel, durch seinen Abzug dem Heere gegeben, viele Nachfolger. Auf seinem Rückzuge besah er sich das für ihn von Sallerm bewehrte Loches, dann ging er durch Poitou nach Angoulême, dessen Citadelle er, gleich jener von Saintes durch neue Werke verstärkte, zugleich aber einen lebhaften Krieg führte mit den Ligisten, seinen und des Königs Feinden. Sie bemeisterten sich zu Limoges der Cité, sogleich war Epernon zur Stelle, um den Grafen von Ventadour, der den übrigen Theil der Stadt noch behauptete, zu entsetzen. Bei seiner Annäherung zerstreuten sich die Feinde, und mit unerbittlicher Strenge verjagte der Herzog alle diejenigen, die eines Einverständnisses mit ihnen verdächtig. Er nahm auch S. Germain und schien der Rebellion in Limosin vollständig Meister zu werden, als die Botschaft von Villebois ihn nach Hause foderte. Diese gewaltige, beinahe unzugängliche Burg, südlich von Angoulême, hatte der Chevalier von Aubeterre durch Überfall gewonnen. Genöthigt zu einer regelmäßigen Belagerung fand Epernon in des Ortes Gelegenheit die größte Schwierigkeit für die Ausführung seiner Geschütze; als diese überwunden, war die Besatzung bald dahin gebracht, auf Gnade sich ergeben zu müssen. Gnade hoffend ließ der Commandant, Maumont, mittels eines Strickes in den Schloßgraben sich herab: in der Luft noch wurde er erschossen. Dann strenge Schau über die übrige Besatzung haltend, schickte Epernon zum Galgen alle diejenigen, so bei der Verschwörung von Angoulême betheiligt gewesen. Ihrer fanden sich 18. In seinem Gouvernement sicher, konnte Epernon wieder mit den Ereignissen der Nachbarschaft sich beschäftigen. Das Schloß von Bourg, an der Gironde, war noch vertheidigt durch den tapfern la Jouisiere, während die Stadt den Ligisten zur Beute geworden. Den Entsatz des Schlosses bewerkstelligt Epernon, zugleich den Commandanten für seinen Dienst gewinnend: indem er aber die Besatzung wechselte, verrieth er allzu deutlich die Absicht, den Ort für sich zu behalten, und das konnte der Marschall von Matignon, in dessen Gouvernement Bourg gelegen, so wenig, wie der König zugeben. Seine Eroberung mußte Epernon fahren lassen, nichtsdestoweniger fand er sich, da Heinrich's IV. Übermacht nicht länger zweifelhaft, in dem Heere ein, welches zum andern Male die Belagerung von Paris unternahm, 1591. Nachdem er bei der Einnahme von Chartres und Noyon gedient, wurde ihm die Erlaubniß bewilligt, seine eigenen

Angelegenheiten zu besorgen, d. h. es wurde ihm ein Ausflug nach Boulogne verstattet, wo seine Herrschaft durch die Umtriebe der Ligisten bedroht. An der Spitze von 500 Reisigen legte er ohne Hinderniß den Weg zurück, aber auf der Heimfahrt erwarteten seiner an der Authie südlichem Ufer der Herzog von Aumale, auf dem nördlichen Ufer der ligistische Gouverneur von Montreuil, Maignieu, mit einem auserlesenen Volke. Indem des Epernon Vortrab in die Authie sich stürzte, brach Maignieu aus dem Hinterhalte hervor, wendete Epernon sich zum Widerstand, und es erfolgte eins der glänzendsten Gefechte, das mit der gänzlichen Zerstreuung der Ligisten endigte. Ihrer Flucht von jenseits Zeuge, vernehmend, daß die Maignieu, Vater und Sohn, wie auch ihre vornehmsten Officiere gefangen, beeilte Aumale sich, sein Volk in Sicherheit zu führen. Ohne fernern Widerstand wurde der Übergang vollbracht, und seinen Marsch gegen Noyon fortsetzend, meinte Epernon im Vorbeigehen der Burg Pierrefonds sich zu bemächtigen, von wo aus der Hauptmann Rieux durch unglaubliche Tapferkeit und Verwegenheit Schrecken trug in die fernsten Provinzen. Aber Rieux wachte, und Epernon ließ ab von dem Versuche, der ihm einige Zähne kostete; eine Flintenkugel war ihm durch den Backen gegangen. Den in jenem Feldzuge erlittenen Verlust durch neue Werbungen zu ersetzen, beschäftigte sich in seinem Gouvernement von Angoumois der Herzog, als er des Bruders gewaltsames Ende vernahm. Ohne Säumen dachte er 500 Cuirassiere und 500 Archibusiere nach der Provence zu führen, aber es foderte seinen Beistand Themines für das belagerte Villemur, in Quercy, und solchen zu verweigern, erlaubten die Umstände nicht. Indem Epernon seine Truppen zu des Themines Verfügung stellte, hatte er bereits den höhern Officieren seine eigentliche Willensmeinung eröffnet: den Schein des Krieges sollten sie nur bewahren, jedes entscheidenden Gefechtes sich enthalten. Allzu buchstäblich wurden diese Anordnungen befolgt, und es misbrauchten die an des Herzogs strenge Zucht gewöhnten Soldaten gar bald der Nachsicht ihrer Befehlshaber. Die Archibusiere, sorg- und ordnungsloser Ruhe sich hingebend, wurden um die Mitternacht des 18. Juni 1592 von dem Herzoge von Joyeuse überfallen, und bis auf einhundert etwa niedergemacht. Seiner Waffen Schimpf, seiner Soldaten Verwilderung, boten dem Herzoge eine willkommene Gelegenheit, der Fehde weiterer Theilnahme sich zu entziehen, und des Königs dringendste Befehle konnten ihn nicht anspornen, zu der Rettung von Villemur ferner zu wirken. Mit unerbittlicher Strenge bestrafte er diejenigen, deren Unordnungen den Verlust herbeigeführt, und wie derselbe kaum durch neue Werbungen ersetzt, mußte der längst beabsichtigte Marsch nach dem Rhone angetreten werden. Am Ende des Augustmonats erreichte Epernon die Provence, wo trotz seiner gehaßten Persönlichkeit, die royalistische Partei genöthigt gewesen, sich ihn von dem Könige zum Gouverneur zu erbitten. Denn es hatten des la Valette Veteranen, durchaus Gascogner, den Behörden allen Gehorsam versagend, den Entschluß offenbaret, der Liga sich zu ergeben, falls ein anderer, denn der Bruder, den unvergeßlichen Anführer ersetzen sollte. Ungern der Nothwendigkeit weichend, ernannte der König nicht zum Gouverneur, sondern zum Generallieutenant der in der Provence aufgestellten Truppen den von allen Seiten empfohlenen Bewerber. An die 10,000 Streiter unter seinen Fahnen vereinigend, bewerkstelligte Epernon den Entsatz von Fayence, dann belagerte er Montaurour, dessen Besatzung, 900 Savoyarden, auf Gnade sich ergab, nachdem jegliche Capitulation ihr verweigert worden. Vierzehn der Hauptleute ließ Epernon henken, 500 von den Gemeinen nach den Galeeren abführen, dann schrieb er auf den 25. Sept. einen Landtag nach Brignoles aus. Da fanden sich zu ihm viele Edle, die zeither in der Gegenpartei gewesen, die Gräfin von Sault, mit ihrem Sohne Crequy, der Graf von Bar, Villeneuve-Vauclause, Castellane-Bezaudun, der Chevalier von Castellane-Biose, der Baron von Trets, Alagonia-Meirargues, und es ließen, durch solchen Abfall erschreckt, für einen partiellen Frieden die eifrigsten Ligisten Vorschläge vernehmen. In dem Moment, die Unterhandlungen zu eröffnen, legte Epernon sich vor Antibes, und es zog die Besatzung, nach kurzer Belagerung, mit allen Kriegsehren, am 6. Dec. 1592 aus, die Citadelle hingegen erlag am 23. Dec. dem auf sie gerichteten Sturm. Von ihren Vertheidigern schickte Epernon 23 zum Galgen, die übrigen nach den Galeeren. In dem hierdurch veranlaßten Schrecken ergab Cannes sich ohne Widerstand, und Epernon verlegte seine Artillerie und theilweise seine Truppen nach Brignoles und St. Tropés, wo er die Anlage von Citadellen beabsichtigte. Das konnten die Einwohner ihm nicht verwehren, aber es verbreitete der Bau dieser Bastillen allgemeines Misvergnügen im Lande, das ohnehin schwierig wegen der an wehrlosen Gefangenen verübten Metzeleien. Nur die strenge, von dem Herzoge bei seinen Truppen eingeführte Disciplin wehrte einer thätigen Äußerung dieser unfreundlichen Stimmung. Die von beiden Seiten für das Friedensgeschäft ernannten, und in S. Maximin seit dem 22. Jan. 1593 versammelten Commissarien trennten sich, ohne zu einem Resultat gelangen zu können, und Epernon, dem der Landtag in Brignoles, den 9. März, die Mittel für den Unterhalt von 800 Reitern und 1500 Knechten bewilligte, eröffnete den neuen Feldzug mit der Wegnahme von Gardane und Auriol. Der Commandant von Auriol, Hauptmann le Blanc, mußte, nachdem er eine mehrtägige Belagerung ausgehalten, auf Gnade sich ergeben: er, alle seine Officiere, Sergeanten und Corporale verfielen dem Galgen, die Gemeinen den Galeeren. Voll des Entsetzens bequemte sich die Stadt Arles in Epernon ihren Gouverneur anzuerkennen, auch jeglicher Conföderation mit dessen Gegnern abzusagen. In der Nacht vom 12. April ließ der Herzog durch Petarden zwei Thore der Stadt Marseille sprengen, die Zeit aber, die er mit dem Fällen der Zugbrücke verlor, ließ die Bürger zur Besinnung kommen. Von einer unzählbaren Menge bedrängt, entflohen die Angreifer, um in der Erstürmung von Roquevaire ihren Grimm auszulassen. Da wurden alle erdenkliche Greuel verübt, der Hauptmann Bourdon, der Consul, 30 Bürger aufgeknüpft. Am 1. Mai betrat Epernon verwüstend das Ge-

biet von Air. Die Mühle bei dem Pont de l'Are, so durch eine Compagnie Marseiller vertheidigt, ließ er nehmen, acht der Vertheidiger henken, wofür der Graf von Carces an acht Gefangenen das Vergeltungsrecht übte. Gen Lambesc sich wendend, empfing der Herzog von den Consuln von Pelissane, Alenson, Malemort und Alen, auch von Robert von Porcelet, dem Herrn von Foz, den Treueid, aber von Neuem trieb es ihn an, der Hauptstadt sich zu versichern. Am 17. Juni bemeisterte er sich des in ihrer Nähe, auf einem Bühel belegenen Thurmes von Entremond. Am 22. bestürmte er das Capucinerkloster und das Hospital, Punkte von großer Bedeutung für den Angriff. Er traf auf entschlossenen Widerstand, der zu einem kräftigen Ausfall sich steigerte. Erfrischungen den Freunden und Landsleuten zuzutragen, wagten die Bürgerfrauen sich mitten unter die Streitenden, und nicht selten, in solcher Verwirrung bewegte sich das Gefecht, wurden jene Frauen verleitet, Feinde zu erquicken. Epernon genöthigt, sein Lager nach der Höhe von S. Eutrope zu verlegen, fand diese Stelle vor allen geeignet zu dem Bau einer Citadelle. Mit unglaublicher Thätigkeit wurden hierzu die Arbeiten betrieben, unter dem Schutze von sieben schweren, gegen die Stadt gerichteten Geschützen. Von den Anstrengungen des Tages pflegte der Herzog sich am Spieltische, in einem seinem Gezelte anstoßenden Gartenhause zu erholen: dieses Lusthaus ersah sich ein städtischer Constabler zum Ziele (den 9. Juli), und seine Kugel erschlug zwei der Spieler, zerschmetterte den Spieltisch und die Stühle, und verletzte dergestalt durch die auffahrenden Holzsplitter den Herzog, daß dieser mehre Tage lang für todt gehalten wurde. Durch solchen Glauben und durch eingetroffene Verstärkungen ermuthigt, wagte der Graf von Carces einen Angriff auf St. Eutrope, dem abermals Unterhandlungen folgten. Ausgemacht war nichts, als die Nachricht eintraf von des Königs Religionswechsel und von dem mit dem Herzog von Mayenne verabredeten Anstand der Waffen. Was bisher in dem Reiche der Leidenschaften, meist nur von Gegnern, empfunden worden, die Anmaßung, die Härte, die Raubsucht des Generallieutenants, das wurde selbst erklärten Anhängern unerträglich, sobald ihnen Zeit zum Nachdenken und Vergleichen bewilligt. Besonders erregten die Erpressungen allgemeinen Unwillen. In seinem den Herzog anklagenden Manifest sagt Castellane-Bezaudun: „Quels trésors et quels ruisseaux de richesses faudroit-il, pour désaltérer cette soif inextinguible, que la substance et le sang du peuple, tant de fois sucé par cette sangsue, n'a jamais pu étancher? Si nos prédécesseurs avoient écrit ce que nous avons vu, par les effets de ses débordemens, ou par ses dépenses inappréciables, nous en réputerions le discours fabuleux; et ce que nous en laissons à la posterité, ne sera peut-être pas reçu pour véritable; car d'affirmer qu'un pays aussi stérile et aussi petit que la Provence, après les ravages de cinq ans de la guerre la plus cruelle et la plus débordée qui se vit jamais, ait, sur ses derniers abois, pu payer trois ou quatre millions d'écus en subsides et impositions au sieur d'Epernon, et qu'outre cela les soldats aient vécu à discretion, et pillé indifféremment amis et ennemis avec toutes sortes de licence, et que ces ravages aient presqu' égalé les sommes en argent, si l'on n'avoit en main de quoi le montrer, il vaudroit mieux s'en taire que d'avancer une chose si excessive et si incroyable." Die Beschwerden der mishandelten Provinz erweckten die Aufmerksamkeit des Königs, der an sich schon bezweifelnd die treue Ergebenheit des Herzogs, besondere Aufmerksamkeit den Angelegenheiten einer Grenzprovinz zuzuwenden sich verpflichtet fühlte. Zum Scheine übertrug er die Prüfung der von den Provençalen erhobenen Beschwerden dem Connétable von Montmorency, in der Stille aber empfingen Lesdiguières und Ornano die Weisung, eine Bewegung, die allenfalls gegen Epernon gerichtet werden könnte, zu unterstützen. Daß diese Bewegung nicht ausbleibe, erwartete der König nach den schriftlichen Auffoderungen, so er an den Marquis d'Oraison, an Forbin Saint-Canat und andere Edelleute der Provinz ergehen lassen. Im Gegentheile trafen diese Schreiben allerwärts auf Zweifel und Unentschlossenheit; so lebhaft die Aufregung, so scheute doch jeder die schwere Hand des Gewaltigen, und den mächtigen Beistand, den ein Nachbar und naher Anverwandter, der Connétable von Montmorency, Gouverneur von Languedoc, ihm reichen konnte. Den Connétable zu besuchen, fuhr Epernon hinüber nach Pezenas, und gleich ließ Lesdiguières, voll Ungeduld über das feige Schwanken derjenigen, so am meisten von dem Sturze des Tyrannen zu gewinnen hatten, 200 Reiter unter Vintimille-Tourvez in die Provence einrücken. Bei dem Anblicke der Bewaffneten erhoben sich die Zweifelnden; Forbin Saint-Canat empfing des Grafen von Carces Versprechen, daß Epernon bei der Liga keine Hilfe finden werde, und eilte zurück nach Pertuis. Alsbald bewaffnete sich auf seinen Ruf die Bürgerschaft, und unter dem Rufe: „vive le roi et la liberté," wurde am 20. Nov. die Besatzung ausgetrieben. Dem Beispiele folgten ohne Säumen die meisten Städte, und einzig die Citadelle von Toulon und die Tour de Bouc setzten den Angreifern Widerstand entgegen. Auch das Lager von St. Eutrope wäre verloren gewesen, hätten die Verschwornen nur daran gedacht, der Übergänge von Rhone und Durance sich zu bemeistern, und hiermit dem Herzoge das Land zu verschließen. Bitter haben sie diese Versäumniß gebüßt, obgleich Epernon, nachdem er mit den in Languedoc gesammelten 400 Reitern S. Eutrope erreicht, verurtheilt schien, ein müßiger Zuschauer von den Fortschritten seiner Gegner zu bleiben. Schon am dritten Tage fiel die Citadelle von Toulon; der Commandant, der Gascogner Signac, wurde in ihrer Vertheidigung mit einer Partisane durchbohrt, die Mehrzahl seiner Soldaten ermordet. Pelissane wurde am 13. Dec. eingenommen, einige Tage später auch Martigues. In der Tour de Bouc wurde allein der Provençalen verschont, alle Gascogner mußten am Galgen oder durch das Schwert sterben. Die Stände vereinigten sich zu einer Bittschrift an den König, um die Abberufung des Gehaßten zu erlangen, und das Parlament von Air erließ Avocatorien an

alle, so in dessen Diensten verharrten. Indem dieses Parlament zugleich die gesetzliche Autorität des Königs anerkennend, den Herzog aller Gründe zu einer Fortsetzung des Kriegs beraubte, sah der stolze Mann sich gemüßigt, von dem Parlament, von dem Grafen von Carces, von den landschaftlichen Procuratoren Commissarien sich zu erbitten, mit welchen die Grundlage eines dauerhaften Friedens zu verhandeln. Hierum abschlägig beschieden, erneuerte Epernon Ende Januar 1594 den Versuch, sich der Stadt Aix zu bemächtigen, und von da abgewiesen, fiel er auf Aiguilles, wo der Widerstand unbedeutend, aber desto unbarmherziger das Gemetzel und die Verwüstung. Alle, die unter Gewehr sich betreten lassen, wurden niedergemacht oder gehenkt. Die Besatzung von St. Canat erhielt freien Abzug, Lambesc, Marignane, Trets, St. Maximin und Rians öffneten ihre Thore, ein heftiges Gefecht, den 19. Febr. am Fuße der Verschanzungen von St. Eutrope geliefert, blieb unentschieden. Während der Landtag zu Aix, den 8. März, beschloß, 1200 Reisige, 100 Archibusiere und 8000 Fußgänger dem Herzog entgegenzustellen, hielt dieser mit den Gemeinden seiner Botmäßigkeit einen Landtag zu Riez, um sein Verfahren zu rechtfertigen, jenes der Gegner zu verdammen. An der Spitze eines Heeres von 11,000 Mann schien er sogar dem König fürchterlich, und empfing deshalb Johann Lafin, zugleich mit dem Auftrage, an der Beruhigung des Landes zu arbeiten, eine doppelte Instruction: von lange her durch Intriguen aller Art berüchtigt, und daher geeignet, nach Advenant in seiner Sendung entweder anerkannt oder verleugnet zu werden, sollte Lafin, im Falle er des Grafen von Carces Partei zu schwach befinde, nicht nur des Hofes Theilnahme an dem Vorgefallenen in Abrede stellen, sondern auch des Grafen Proceß einleiten. Vor solcher Niederträchtigkeit wurde Heinrich IV. durch Lesdiguières bewahrt, als der am 2. April 1594 in Pertuis mit 1500 Fußgängern und 500 Reisigen eintraf und durch seine Vereinigung mit Carces das Gleichgewicht zwischen den streitenden Heeren herstellte. Aber es erkrankte Lesdiguières, daß er erst am 24. April die Durance überschreiten konnte, Angesichts der feindlichen, in Malmort und Senas concentrirten Truppen. In dem am 25. April bei Durgon gelieferten Gefechte wurde Castellane-Bezaudun des Boyer Gefangener. Boyer beeilte sich, bei dem Herzog um seines Gefangnen Leben zu bitten, verschwieg aber den Namen, denn er erinnerte sich der herben Ausdrücke in des Bezaudun Manifest, wußte auch, daß diesem Epernon den an seinem Vetter, dem Gascogner Etampes, verübten Mord zuschreibe. Etampes war der Gefangene gewesen von des Bezaudun Bruder Ampus. Boyer wünschte, daß sein Gefangner dem Herzog Dank abstatte für die ihm erwiesene Gnade, und dieser Pflicht entledigte sich Bezaudun, ohne das Visier aufzuschlagen. Dem Herzog fiel es auf, daß ein Mann, der einer Verpflichtung geständig, Ursache haben sollte, sein Antlitz zu verbergen, und fragte um den Namen. Der mußte endlich genannt werden, der Herzog gab ein Zeichen, und in seiner Gegenwart wurde der ritterliche, hochgebildete Bezaudun durch einen Pistolenschuß zu Boden gestreckt. Gleich darauf, am 1. Mai, vermittelte Lafin einen Waffenstillstand für drei Monate, dessen Verlängerung um die gleiche Frist der Connétable am 19. Aug. durchsetzte, zugleich mit der Räumung der Citadelle von St. Eutrope. Sie wurde an Lafin zu Sequester übergeben, bald aber gegen die genommene Abrede von Grund aus geschleift. Auch in anderer Beziehung wurde der Anstand nur unvollkommen beachtet, Ligisten, Royalisten, Savoyarden, Marseiller und des Herzogs von Epernon Anhänger wetteiferten fortwährend in Verwüstungen und Gewaltthätigkeiten, obgleich sichtlich des Herzogs Stern erbleichte, seitdem der König ihn suspendirt hatte in dem Kriegsbefehle der Provence. Nur der Gräfin von Sault Bruch mit Carces und des Erzbischofs Genebrard Bemühungen um die Wiederbelebung der Liga, konnten ihn auffodern zu neuen Hoffnungen und Anstrengungen. Statt die von dem König gebotene Verlängerung des Waffenstillstands anzuerkennen, nahm er die Burg Souliers, deren Besitzer, wie alle Forbins, ihm stets feindlich und verhaßt gewesen, er verwüstete die Gebiete von Toulon, la Garde, la Valette, Aix, foderte, als Basis der Friedenshandlung, seine Anerkennung in der Eigenschaft eines Gouverneurs, und erpreßte, von dem unter seinen Auspicien im Februar 1595 zu Riez versammelten Landtage die Genehmigung aller seiner gewaltthätigen Handlungen. Nicht gewachsen sich fühlend den Royalisten und Ligisten zugleich, verbündete er sich mit Mayenne, denselben anerkennend als General-Lieutenant der Krone von Frankreich, und von demselben hiergegen seine Bestätigung als Gouverneur der Provence empfangend. In Marseille, dem Hauptsitze der Liga, wurde der Herzog alsbald in der ihm von Mayenne verliehenen Eigenschaft anerkannt; das Nämliche geschah in Arles. Vitelli, der für Savoyen Berre behauptete, wurde aus einem Feinde des Herzogs Verbündeter. Für ihn erklärte sich Saint-Romans, einer der berühmtesten Anführer der Liga. Durch Verrath von Carces aus dem Besitze von Salon geworfen, wird er in dem dasigen Schlosse Saint-Romans belagert. Ihm eilt Epernon zu Hilfe, und die Burg von Salon belagernd, wird Carces in der Stadt belagert. Abermals um Beistand angerufen, überließ Lesdiguières seine Eroberungen in Piemont, zumal das unmittelbar bedrohte Cavore, ihrem Schicksal, und Alpen und Durance überschreitend, warf er Lebensmittel und Volk in das in Hast von den Feinden verlassene Salon. In der Richtung von Rognes sich zurückziehend, schrieb Epernon an Saint-Romans, den Vertheidiger der Burg von Salon: „Je suis venu au pas vous secourir, je me retire au trot, mais je vous promets, foi de chevalier, que si vous tenez encore quinze jours, je viendrai vous délivrer.“ Die 14 Tage waren aber nicht herum, als die Burg, am 22. April, mit Sturm genommen wurde, mit Ausnahme der Franziskaner- und der St. Laurentienkirche. Eben hatte Epernon einen Besuch empfangen von de Fresne, dem königlichen Bevollmächtigten, der ihn bedeutete, daß er die Provinz zu räumen habe, indem dieselbe anderweitig vergeben sei. Dem entgegnete in zorniger Bewegung Epernon, er habe mit seinem und seines Bruders, mit seiner Angehörigen

und Freunde Blut das Land den Savoyarden und Ligisten entrissen, nur Ungerechtigkeit könne ihn des auf solches erworbenen Rechtes entsetzen wollen. Durchdrungen von diesem Rechte werde er mit Gewalt dasselbe behaupten; sollte das Glück ihm ungünstig sich erzeigen, so besitze er in seinem Degen das Mittel, eine Entehrung nicht zu überleben. Der Abgeordnete bedrohte ihn mit des Königs Ungnade: „Qu'il vienne," versetzte jener, „je lui servirai de fourrier, non pour marquer, mais pour brûler les logements sur son passage." In etwas beruhigt, willigte Epernon nachmals in einen Stillstand, der bis zum November 1595 verlängert, nach altem Brauche gleichwol nicht in gänzlicher Unthätigkeit hingehen konnte; so ließ der Herzog z. B. zwei Parlamentsräthe auf ihrer Rückreise von Digne aufheben. Zu dem Könige nach Lyon berufen, trat er nur zögernd die Fahrt an; Valence hatte er noch nicht erreicht, als der Monarch genöthigt, der Nordgrenze zuzueilen. In jener Stadt erwarteten aber des Herzogs der Connétable, Roquelaure, de Fresne und Pisani, und von ihnen wurde er in des Königs Namen bedeutet, in die Hände des Herzogs von Guise sein Gouvernement niederzulegen. Ohne in weitere Erörterungen sich einzulassen, ging er seines Weges zurück; der Freundschaft von Spanien gewiß, durch die Versicherung seiner Residenten Mons in Turin und Caumeny in Mailand glaubte er gegen den Willen Aller in seiner Stellung sich behaupten zu können. Allein es eilte ihm voraus der Ruf von des Königs Entschließung, und alle Geschwindigkeit und Thätigkeit waren nicht hinreichend, um dem beinahe allgemeinen Abfalle der Städte und des Adels vorzubeugen. Selbst Pontevez-Bouous und der Chevalier, sein Bruder, dann der Hauptmann Boyer vergaßen der so oft erprobten Treue, um welche Epernon meinte, daß seine Angelegenheiten in der Provence stets gedeihen müßten, „parcequ'il avoit deux bons boeufs et un bon bouvier." Bouous bemeisterte sich der Städte Riez und Moustiers, um sie dem Herzoge von Guise zu überliefern; in Aulps wurde die ganze Besatzung, durchaus Gascogner, von den Bürgern ermordet. Lesdiguières, der als General-Lieutenant und als Mentor dem Herzoge von Guise zur Seite gestellt, unterwarf die obere Provence, während der Herzog selbst in langsamen Märschen der Durance zuzog. Der beiden gleichzeitiges Eintreffen in Aix wurde durch einen Parlamentsschluß gefeiert (den 17. Nov. 1595), der allen Söldnern Epernon's, vorzüglich den Gascognern, auferlegte, das Land zu räumen und binnen acht Tagen die von ihnen besetzten Plätze an die königlichen Commissarien zu übergeben, bei angedrohter harter Strafe. Vergeblich sich abmühend, dem unaufhaltsamen Strome der öffentlichen Meinung zu widerstehen, und in dem Versuche, an der Spitze von 200 Mann den Fall von Sisteron aufzuhalten, ganz eigentlich seine Schwachheit offenbarend, hatte Epernon zuletzt nach Brignoles sich zurückgezogen, nach dem Punkte, der als Hauptstadt ihm diente. Da ihn zu tödten und hiermit der landverderblichen Fehde Ende herbeizuführen, nahm sich vor Bartholomäus de Bergue, ein schlichter Landmann, in dem benachbarten Flecken Duval wohnhaft. Zuerst erbat sich der Mann die Erlaubniß, in der Stadtkirche, wohin der Herzog täglich zur Messe kam, zwei Kisten niederlegen zu dürfen. Das bewilligte der Kirchherr, verlangte aber vorher den Inhalt der Kisten zu untersuchen; dazu konnte Bergue sich nicht verstehen, denn mit Schießpulver waren sie gefüllt. Wiederum dachte er, das Haus, welches dem Herzog zur Wohnung diente, in die Luft zu sprengen; er füllte in zwei Säcke sein Pulver, 300 Pfund, verbarg in jedem Sacke das Schloß einer Archibuse, an welches Bindfaden geheftet und solchermaßen verschlungen in den Strick, mit welchem der Sack zugebunden, daß dessen Öffnung unmöglich, ohne daß zugleich das Schloß losginge. Um nach Willkür dieses Losgehen zu beschleunigen, hatte er den Säcken längere Fäden angeheftet, die er von der Straße aus durch die Kellerlöcher zu regieren gedachte. Aber es befanden sich die Kellerlöcher fest verschlossen, als durch sie die Säcke eingeschwärzt werden sollten. Bergue verzweifelte nicht. Der Eigenthümerin des Hauses, der Frau Roger, Pächter, hatte er durch seine Lässigkeit im Entrichten des Pachtes sie zu einer gerichtlichen Klage veranlaßt; zu ihr begab sich Bergue, meldend, draußen halte seine Fuhre, beladen mit dem ihr bestimmten Weizen, er aber fürchte, die Schweizer und Gardisten des Herzogs würden ihm, oder vielmehr seinen Säcken, den Eintrit des Hauses verweigern. Die Frau versprach, mit den Schweizern zu reden, daß er sicher die Ablieferung vornehmen könne. Bergue ging, um gegen die zwölfte Stunde mit seinen Trägern vor dem Hause einzutreffen, denn er wußte, daß der Herzog um 12 Uhr speise. Die Säcke wurden in einem Raume unterhalb des Speisesaales wider eine Zwergmauer niedergelegt, und gleich trat das Hausgesinde hinzu, der Bäcker zuvörderst, um den Weizen zu beschauen. Wie die Stricke angezogen wurden zu dem Eröffnen der Säcke, knackten die Schlösser, und es erfolgte eine Explosion, welche die Zwergmauer umwarf und die Hauptwände des Gemachs zu beiden Seiten auseinanderschob. Indem aber Thüren und Fenster offen standen, war die Gewalt des Schlages gebrochen, nicht zertrümmert, wie doch Bergue gerechnet hatte, das Haus. Nicht einmal von seinem Stuhle, der zufällig auf einem Balken ruhte, wurde der Herzog geworfen, nur an Arm und Schenkel verwundet, an Haar und Bart versengt; mit dem Schrecken kamen die Gäste davon, der Bäcker aber und einer der Sackträger blieben todt, während andere, die mit ihnen in der Unterstube gewesen, Brandwunden oder Verstümmelung zu beklagen hatten. Die herzogliche Dienerschaft litt am wenigsten, weil sie eben mit dem Empfangen der zweiten Tracht in der Küche beschäftigt gewesen. In der Stadt glaubten die Meisten, den erschütternden Knall vernehmend, der Feind habe mittels des Petarde ein Thor gebrochen; Andere, den Tod des Herzogs nicht bezweifelnd, erhoben in den Straßen großes Geschrei; die Kramläden wurden geschlossen, und Alles drängte sich um der Roger Haus. Einzig der Herzog handelte in voller Besinnung; er ließ Wachtposten aufstellen, andere Mannschaften auf den Wällen vertheilen, 50 Reiter eine Recognoscirung der

Umgegend vornehmen. Ein Detachement ging nach Duval, um des Bergue Haus zu durchsuchen, denn ihn hatten die Roger und der überlebende Träger als den Urheber des Mordversuchs bezeichnet. Er war aber bereits nach Aix entlaufen, um den Tod Epernon's anzukündigen, und wie voreilig er damit gewesen, so hat er doch nicht gänzlich sein verzweifeltes Unternehmen verfehlt. Von dem Tage an suchte Epernon die Mittel, in anständiger Weise die Provence aufgeben zu können; durch so viele Gefahren geprüft, wußte er des Schreckens, den jener Bauer ihm bereitet, nicht mehr Meister zu werden. Dabei waren seine Mittel, um Geld oder Volk aufzubringen, erschöpft, ausgegeben sogar die 60,000 von Mailand her bezogenen Thaler. Während des Herzogs von Guise Aufmerksamkeit einzig auf die Vorfälle in Marseille gerichtet, glaubte Epernon die Belagerung von St. Tropés stören zu können; allein es erwartete seiner daselbst eine vollständige Niederlage; sein Volk, 300 Reisige und 200 Fußgänger, wurde nach erlittener schwerer Einbuße zerstreut und zum Theil in den Argensfluß getrieben (den 25. Febr. 1596). In dessen silbernen Fluthen ertranken namentlich die beiden Landesprocuratoren, Allamanon und St. Marc-Châteauneuf; sie hatten den größten Einfluß geübt auf des Herzogs Politik, und es konnte demnach dieser mit einigem Rechte sagen: „Retirons nous, la paix est faite, nos deux procureurs du pays sont allés boire ensemble." Nochmals und in geschärften Ausdrücken wurde ihm von dem König geboten, bis zum 14. März 1596 seinen Abzug zu nehmen, und er entsendete seinen Secretair Guet an den Hof, um des Königs Gnade zu suchen. Roquelaure bewährte sich bei dieser Gelegenheit als ein treuer Freund, und auf dessen Fürsprache empfing Epernon die Zusage einer angemessenen Entschädigung für dasjenige, so bereits seinen Händen entschlüpfte. Theuer genug ließ er sich die Kosten eines muthwilligen Krieges bezahlen; nachdem er von den Ständen 50,000 und andere 30,000 Thaler für seine Hauptleute empfangen, überlieferte er an Bevollmächtigte die ihm noch übrigen festen Plätze, Brignoles, St. Tropés, St. Maximin, Riez, Hières, Manosque, Rognes, le Puech, Montpahon, St. Paul de Durance, Beauvezer und Thoramenès, und am 27. Mai 1596 verließ er für immer das Land, dem er so lange eine Geißel gewesen. Ein demüthiges Schreiben schickte er voraus, dann eilte er, dem Könige sich zu Füßen zu werfen; es sei, hat nachmals Heinrich IV. bekannt, der feurigste seiner Wünsche gewesen, zu schauen die Demüthigung von Bouillon, la Tremouille und Epernon. Diesem ist sie einträglich genug gewesen, in dem Gouvernement von Limosin empfing er die verheißene Entschädigung für die Provence, und daneben, für sich und seine Adhärenten, die baare Summe von 496,000 Livres; endlich durfte er sogleich bei der Belagerung von Amiens dienen. Bedeutend durch die Ausdehnung seiner Gouvernements, durch seine Reichthümer und seine verwandtschaftlichen Beziehungen, blieb, auch nach der gänzlichen Beruhigung des Reichs, Epernon fortan ein devoter Höfling, immer noch dem Könige ein Gegenstand der Aufmerksamkeit, wenn auch nicht der Zuneigung. Einstens, in einer Aufwallung von Zorn, gab Heinrich, der, gleich andern Königen, aller Menschen Zuneigung zu verdienen wähnte, dem Herzog Schuld, daß er seinen König nicht liebe. „Le duc, sans s'étonner de la colère du roy, lui repartit avec froideur: Sire, V. M. n'a point de plus fidèle serviteur que moi dans le royaume, j'aimerois mieux mourir, que de manquer à la moindre partie de mon devoir. Mais, Sire, pour ce qui est de l'amitié, V. M. sçait bien qu'elle ne s'acquiert que par l'amitié. Le roy qui sçavoit également estimer les grandes actions et les paroles de cette nature, convertit toute son indignation en estime." Es hatte von dem an Epernon bei Hofe eine behaglichere, durch Augenblicke von Gunst verschönerte Existenz, und er zeigt sich eifrig der Pflichten eines vollkommenen Höflings beflissen. Nur in seinen Beziehungen zu Sully offenbart sich nicht selten die Störrigkeit seines Gemüths. Durch Verordnung des geheimen Raths wurde den Gouverneurs der Provinzen bei harter Strafe jede eigenmächtige Geldberhebung untersagt. Das empfand zumal Epernon, der in dergleichen Erpressungen vorzüglich thätig gewesen sein muß, wenn anders die Angabe richtig, daß er allein von den Insassen und unmittelbaren Nachbarn seiner Güter alljährlich die unglaubliche Summe von 60,000 Thalern zu erheben pflegte. Die Sitzung des geheimen Raths, in welcher die Verordnung definitiv durchzusetzen, wurde bei dem Kanzler gehalten, den 29. Oct. 1598. Auch in dem Feldzuge von Savoyen (1600) zeigt sich Epernon stets beschäftigt, den von Sully empfohlenen Maßregeln entgegenzuwirken. Als Folge dieser Antipathie mag theilweise die Hinneigung zu Biron dienen, die beinahe ihm selbst verderblich geworden wäre. Wie Biron, an den Hof zurückkehrend, blindlings in die ihm gelegte Falle stürzte, schickte Epernon einen Vertrauten, den Duplessis-Baussonniere, ihm entgegen, nicht nur die unter den Großen jener Zeit üblichen Dienstanerbietungen auszurichten, sondern zumal um den Marschall von dem Verrathe des uns schon bekannten Lafin zu unterrichten, ihn zu überreden, daß er unbedingt der Gnade des Königs sich hingebe. Solche Sendung wurde als ein schweres Verbrechen angesehen, und diejenigen, welche sich dessen zu Epernon's Verderben zu bedienen gedachten, wendeten den äußersten Fleiß an, um zur Flucht nach dem Auslande den Duplessis zu bestimmen. Allein es widerstand dieser nicht nur den trüglichen Rathschlägen, sondern er veranlaßte auch den Herzog, dem Könige den ganzen Hergang und den Zweck jener Sendung mitzutheilen. Der Bericht allein konnte den Verdacht des Monarchen nicht zerstreuen. Eine für Epernon weniger günstige Wendung nahmen die Händel zu Metz, wo die Gebrüder de Comminges-Sobole seit Jahren ihm eine Herrschaft bewahrt hatten, die unter der vorigen Regierung allein dem Namen nach von Souverainetät verschieden. In der Zeiten Lauf gefiel es aber den Brüdern, auch zu eigenem Vortheil diese Herrschaft auszubeuten, und sie geriethen darum in so arge Zerwürfniß mit der zahlreichen und streitbaren Bürgerschaft, daß Epernon selbst die Nothwendigkeit empfand,

die übermüthig gewordenen Diener zu beseitigen. Dieses durch eigene Kraft zu bewerkstelligen unvermögend, mußte er den Beistand des Königs anrufen, und Heinrich, die Wichtigkeit von Metz für seine Vergrößerungsentwürfe einsehend, unterzog sich willig der Aufgabe, die Sobole ihres Reiches zu entsetzen. Begleitet von der Königin und dem gesammten Hofstaate begab er sich, Ende Februar 1603, auf den Weg nach Metz, und er durfte nur sich zeigen, um den ganzen Vertheidigungsplan der beiden Brüder zu nichte zu machen. Sie wurden genöthigt, Stadt und Land zu räumen, und an ihre Stelle traten die Gebrüder von La Grange, indem diese aber nicht des Gouverneurs, sondern des Königs Geschöpfe, fand zugleich Epernon seines Fürstenthums in Metz sich entsetzt. Das mußte er geduldig ertragen, nachdem er selbst hierzu die Veranlassung gegeben, aber um so lebhafter widerstand er, als der König die durch Crillon's Abdankung (1605) erledigte Mestre-de-camp des Gardes-françaises an des Lesdiguières Schwiegersohn Crequy vergab. Als Colonel-général de l'infanterie française hatte Epernon alle Mestres-de-camp zu ernennen, und sehr hoch nahm er die Ausnahme auf, so hierdurch Heinrich IV. für das Garderegiment einführte. Ungehört in seinen Einwendungen, begab er sich nach Angoulème, seinem eigentlichen Herrschersitze, und dahin mußte Crequy ihm folgen, um das Exequatur seines Patents zu erhalten. Das wurde dem Candidaten sauer gemacht; einen ganzen Tag ließ Epernon an seines Gemachs Ausgang ihn um eine Audienz suppliciren, mehre Tage mußte er dem herzoglichen Hofgesinde, in der demüthigen Gestalt eines Bittstellers, zur Ergötzlichkeit dienen, bis das königliche Schreiben eintraf, dem so wenig der Gehorsam, als den hinzugefügten Vergleichsbedingnissen die Zustimmung zu versagen möglich. Dem Anspruche, den Mestre-de-camp der Garde zu ernennen, entsagend, sollte der Colonel-général wechselsweise mit dem Könige, die Compagnien in diesem Regiment, auch künftig alle Officierstellen bei Colonel-général, namentlich die des Oberstlieutenants und der Enseigne-Colonels vergeben. Auch in seinem Zwist mit Ornano hatte Epernon gegen den König seine Selbständigkeit behauptet. Die mit dem Frieden von Lyon (1601) eingetretene Pause benutzte er zu einer Reise nach Guyenne, und ein Aufenthalt in Bordeaux gab ihm Gelegenheit, die ganze Pracht des altfürstlichen Hauses Foix und jener glänzenden Captale von Buch zu entfalten. Die durch ihn angeordneten Ritterspiele erregten aber besonders die Eifersucht des Lieutenant-général der Provinz, des Marschalls von Ornano, der bereits in der Provence dem Herzoge ein erbitterter Gegner gewesen, und es wurden die Ritterspiele untersagt. Darauf antwortete Epernon durch eine dem Marschall zugesendete Ausfoderung, und allein der König konnte den Zweikampf hintertreiben, indem er die beiden Zänker zu sich nach Paris foderte. Sie zu vergleichen, wurde ihm aber, zumal durch Epernon, gar sehr erschwert. Des Königs Wunsch hingegen, seine und der Henriette von Balsac-Entragues Tochter dem Lieblingssohne von Epernon zu vermählen, wurde, wie Niemand zweifeln wird, mit großer Bereitwilligkeit von dem Vater aufgenommen. Es erklärt sich hierdurch die besondere Gunst, deren Epernon in den letzten Zeiten von Heinrich's IV. Regierung genoß. Ihm wurde, in Rücksicht seiner Gichtübel, vergönnt, zu Wagen den Hof des Louvre zu durchschneiden, ja von seinen Staffirern bis in der Königin Zimmer sich tragen zu lassen, wenn er, wie täglich und zu jeder Stunde vorkam, ihre Spielpartie machen wollte. Noch deutlicher spricht sich jene Gunst aus in dem Machtgebote, welches des Herzogs Schwägerin, die sogenannte Madame de Candale, Franziska von Foix, nach der Abtei Moncel verwies. Als der Herzogin von Epernon einzige Schwester war Franziska befugt, die Hälfte des älterlichen Nachlasses anzusprechen. Ihr das zu verwehren, hielt der Herzog sie bis 1590 in Angoulème gefangen, dann wurde sie am 22. Sept. 1591 gezwungen, die klösterlichen Gelübde abzulegen, nachdem sie vorher, gegen Zusicherung einer Pension von 600 Thalern, zu Gunsten der Herzogin von Epernon, allem Erbanspruche verzichtet hatte. Aus dem Kloster zu Saintes wurde sie 1600 nach St. Glossindis binnen Metz als Äbtissin versetzt, ihre fortwährende Protestationen über erlittene Gewalt nöthigten jedoch den König, der Sache sich anzunehmen. Er bat sie, nicht weiter ihren Schwager zu belästigen, konnte aber damit so wenig erreichen, als mit der Verbannung nach Moncel, denn Franziska hat bis zu ihrem im September 1649 erfolgten Ende die Epernon durch Processe verfolgt. In dem Vollgenusse seiner Hofgunst blieb Epernon stets gespannt mit Sully, so sehr dieser auch das Gegentheil zu versichern sich abmühet, und bei jeder Gelegenheit erfolgten Reibungen; namentlich erscheint Epernon einer der Eifrigsten in dem Widerstande gegen die Abschließung der Contracte mit den Lieferanten von Lüttich, Aachen, Trier und Cöln (October 1609). Es dienten diese Contracte dem jülichschen Feldzuge, der projectirten Umwälzung von Europa, zur Einleitung. Am 14. Mai 1610 befand sich Epernon mit fünf andern Herren in des Königs Wagen, und man hat ihn selbst der Theilnahme an Ravaillac's Verbrechen bezüchtigt. Namentlich haben ihn deren Jacobine le Voyer, verehelichte Varennes-Coman, und der Hauptmann Lagarde angeklagt; es wurde aber von dem Parlament den Äußerungen der Coman in Beziehung auf Epernon keine Folge gegeben, sie selbst vielmehr, als Verleumderin, zu ewigem Gefängnisse verurtheilt. Es darf auch nicht, der projectirten Heirath der beiderseitigen Kinder unbeschadet, übersehen werden, daß Epernon es gewesen, welcher den Mörder der Wache überlieferte: einem Mann seines Gepräges konnte nicht entgehen, daß ein einziger Stich hinreiche, ihn gegen alle Geständnisse eines Mitschuldigen zu sichern. An dem Tage nach der verübten Mordthat verhandelte das Parlament die Frage um die Regentschaft, und Epernon faßte seines Degens Griff. „Noch," bedrohte er die bestürzten Väter, „noch ruhet er in der Scheide, aber ziehen werde ich, so man nicht augenblicklich der Königin die Gewalt verleihet, zu welcher sie durch Natur und Recht berufen." Den ihr geleisteten Dienst wußte Maria von Medici zu würdigen. In allen seinen

Ämtern bestätigt, gelangte Epernon zu ungemessenem Einflusse in dem Cabinetsrathe, und er benutzte ihn vornehmlich, um in allen Dingen der bisherigen Richtung der auswärtigen Politik entgegenzuwirken, die zwar in der That unzweckmäßig, seitdem der Gedanke an Eroberung von Gebiet und Einfluß durch des Reichs innere Lage gestört. Er benutzte auch diesen Einfluß zu einer Handlung, die endlich einmal in einem liebenswürdigen Lichte ihn erscheinen läßt, und die, nach den mancherlei durch sie geweckten Erinnerungen, viel kosten mußte dem stolzesten Manne seines Zeitalters. Heinrich's III. Leichnam stand immer noch vergessen zu Compiègne, in St. Cornelienabtei; daselbst erhob ihn Epernon, um die theuern Reste am 23. Juni 1610 nach St. Denys in die Gruft der Könige zu übertragen. Im Übrigen fand Epernon in der Königin Gnade vielmehr eine Gelegenheit, seiner Eitelkeit zu fröhnen, als es ihm gelingen wollte, Theil zu nehmen an der Ausübung einer Macht, die das ausschließliche Eigenthum von Concini zu werden schien. Während dieser Hof und Reich beherrschte, empfing der Herzog regelmäßig die Aufwartung von 700—800 Edlen; von ihnen begleitet, verfügte er sich nach dem Louvre, und Trabanten, in seiner Livrée, folgten ihm bis in der Königin Cabinet. Aus diesem Cabinet den Concini zu verdrängen, ward des Herzogs Bestreben, sobald er des Irrthums ansichtig geworden; allein dafür war der Augenblick verabsäumt, und wenn jener auch zu allen gegen des Italieners Herrschaft gerichteten Bestrebungen wirkte, wenn er selbst bis zu groben und drohenden Worten gegen den Nebenbuhler sich vergaß, so verharrte nichtsdestoweniger Concini unerschütterlich in seiner Stellung. Gleich unerschütterlich die Partei der Königin haltend in den durch die Prinzen des königlichen Hauses erregten Unruhen, wußte Epernon ebenso wenig zu vollständigem Bruche, als zu einer festen Verbindung mit Maria von Medici zu gelangen. Nur hat er verstanden, zu persönlichen Zwecken die Augenblicke der Gunst zu benutzen. Ein Corps Infanterie wurde ihm bewilligt, das von der Regierung zu besolden, und eine starke Summe für die Erweiterung und Ausbesserung der Festungswerke von Angoulême und Saintes. Seine Garde wurde auf festen Fuß gestellt, die Anwartschaft aller seiner Gouvernements seinen Söhnen verheißen, die Gebrüder la Grange-Montigny mußten der Lieutenance-générale in Metz entsagen. Gleich andern Großen buhlte Epernon um die Freundschaft des Gebieters, den in Luines Ludwig XIII. sich erwählt, aber der längst seinem jüngsten Sohne zugesagte Cardinalshut wurde an Gondi vergeben, und in einem Rangstreite mit dem Garde-des-sceaux du Vair, „l'intérêt des robbes longues l'emporta sur les Pairs de France." Als der älteste der Ducs et pairs mußte Epernon ihre Sache vor dem Könige führen und dabei harte Worte vernehmen; der Bastille zu entgehen, flüchtete er nach Metz. Von da sollte er, nach dem Willen des Ministeriums, das Verbindungen mit der Königin Mutter geahnet zu haben scheint, nicht weichen; das Verbot wurde ihm ein Sporn zu Ungehorsam. Halb Frankreich durchziehend, begab er sich nach Angoulême, und von da, in Begleitung von 200—300 Edelleuten, nach Loches. Daselbst empfing er die Königin, welche durch seinen Beistand der Haft in Blois entflohen (den 21. Febr. 1619) und entschlossen war, ihren Aufenthalt in Angoulême zu nehmen. Von da sie zurückzufordern, setzte der Minister Armee sich in Bewegung, und in wahrhaft ritterlichem Sinne zweifelte Epernon nicht, um einer Dame willen seine ganze Existenz einzusetzen. Beistand empfing er von keinem, „parceque beaucoup de gens envioient la bonne action du duc, peu se vouloient ranger sous son humeur altière, et tous croioient que le tout aboutiroit à une bonne paix, et se fascheroient de s'embarquer pour avoir la haine du roy, et laisser l'honneur de l'entreprise à l'autre" (Mém. de *Rohan*). Nicht nur das von dem Herzoge von Mayenne angeführte Heer hatte Epernon zu bekämpfen, sondern auch einen falschen Freund, der ungleich gefährlicher werden sollte den Angelegenheiten der Königin. Man hatte den Bischof von Luçon, Armand du Plessis-Richelieu, an sie abgesendet, und dessen Werk war der Vertrag vom 30. April 1619. Daß Epernon wenigstens theilweise das Wesen des Unterhändlers erkannte, verräth sich durch einen Traum, den er um jene Zeit erzählte; ihm begegnete, auf der großen Treppe des Louvre, der Bischof von Luçon, und es fragte dieser, nach schuldiger Begrüßung, was es Neues gebe. „Ne rien," versetzte der Herzog, „sinon que vous montez, et que je descends." Über 200,000 Kronen hat der kurze Krieg ihm gekostet, dessen einzige Frucht für ihn, außer der vollständigen Begnadigung, ein schöner von der Königin ihm gespendeter Diamantring war. Eine abermalige Demonstration zu der unglücklichen Fürstin Diensten wurde alsbald, durch ihres Volkes Niederlage bei dem Pont-de-Cé, zwecklos, hingegen führte Epernon im April 1621 ein kleines Heer nach Béarn, wo er die unter dem Marquis de la Force vereinigten Insurgenten zerstreute und die Ruhe herstellte. Hierauf zu einem größern Commando berufen, machte er am 26. Juli 1621 den Anfang mit der Blokade von la Rochelle, und am 11. 1622 eroberte er, nach kurzer Belagerung, Royan. Indem er aber eine Verletzung seines Rechtes als Gouverneur der Provinz darin erblickte, daß die Blokade von Rochelle dem Grafen von Soissons übergeben worden, empfand er urplötzlich einen Widerwillen für das Land, das blindlings ihm unterworfen gewesen, seit der Belagerung in Angoulême (1588). Der Statthalterschaft von Angoumois, Saintonge, Aunis und Limosin verzichtend, nahm er statt ihrer das allerdings einträglichere Gouvernement von Guyenne (er soll daraus jährlich eine Million Livres bezogen haben). Bei dem Wiederausbruche des Bürgerkrieges führte er, obgleich Soubise eine Landung in Medoc vornahm, um ihn zu Hause und in der Vertheidigung seines Eigenthums zu beschäftigen, ein Heer von 1500 Reitern und 4000 Fußgängern nach der Gegend von Montauban (Juni 1625), und große Verheerungen wurden dort angerichtet, auch die wiederholten Ausfälle der Einwohner sämmtlich zurückgeworfen. Jener vom 27. Juni kostete nur an Todten den Städtern 800 Mann. In dem Feldzuge von 1628 diente Epernon als General-

Lieutenant unter dem Prinzen von Condé in Languedoc, und ihm wird von seinem Biographen der erste Gedanke zu dem Damme beigelegt, welcher die Unterwerfung von la Rochelle herbeiführte. Es begann der Herzog unheimlich sich zu fühlen unter dem Ministerium Richelieu, und er verrieth, der Stadt Montauban sich bemächtigend, die Absicht, zu des Herzogs von Orléans Unternehmen auf Languedoc zu wirken. Um solche Absicht suchte er, um nicht des Montmorency Schicksal zu theilen, sich zu rechtfertigen; unschwer mag ihm das bei dem König, unmöglich bei dem Minister geworden sein. Durch Richelieu's Einfluß wurde zu dem Erzbisthume Bordeaux Heinrich d'Escoubleau de Sourdis befördert; vergeblich hatte Epernon der Erhebung dieses unbeugsamen Trotzkopfes entgegenzuwirken gesucht. Des Erzbischofs Einzug in Bordeaux, Ende October 1633, wurde durch Zänkereien mit dem Gouverneur bezeichnet, die bald, bei Gelegenheit des Fischmarktes la Clie, zu gewaltsamen Händeln führten. Als Captal von Buch und Herr von Puymaurin behauptete Epernon, selbst gegen die königliche Küche, das Recht des Vorkaufs auf der Clie, sodaß der Markt nicht eröffnet werden dürfe, er habe denn zuvor seinen Bedarf an frischen Fischen eingehandelt. Dieses Recht wollte gelegentlich des ersten etatsmäßigen Schmauses der Erzbischof verkennen, gleich verbreiteten sich in den Straßen um den erzbischöflichen Hof des Herzogs Gardisten, in grauer Montur, braungrünen Casaken mit weißen Kreuzen, und mishandelten des Prälaten Küchenofficianten, „qui s'en retournèrent chargés de coups et déchargés de provisions." Unter dem Vorwande, dem Erzbischof Gelegenheit zu geben, daß er die Thäter ermittle, läßt Epernon dessen Wagen durch seine Gardisten anhalten. Naugas, der Gardeofficier, wird darum excommunicirt, und ein 40stündiges Gebet angeordnet, um die Bekehrung der Urheber des Attentats zu erflehen. Epernon fand aber unter dem Klerus von Bordeaux selbst Parteigänger, und zur Rechenschaft werden diese Abtrünnigen in den erzbischöflichen Hof gefodert. Ihnen den Gehorch unmöglich zu machen, besetzen abermals die Söldner des Herzogs die Straßen. Hiervon unterrichtet, wirft der Prälat sich in die bischöflichen Gewänder, und zu Fuße, begleitet von einer Anzahl von Priestern, durchzieht er diese Straßen, während sich um ihn ein mit jedem Augenblicke anwachsender Volkshaufe sammelt. Epernon tritt ihm in den Weg, schlägt ihm Hut und Calotte von dem Kopfe, hält ihm die Faust ins Angesicht, stößt ihm den Stockknopf in den Magen, alle diese Handlungen mit einem Strome von Schmähungen begleitend. Keineswegs ruhige Fassung, aber begeisterte und erhabene Leidenschaftlichkeit setzt der Erzbischof dem Sturme entgegen, mit den Worten schließend: „et te dirai encore une fois de la part du Dieu vivant, que tu es excommunié" (den 10. Nov.). Am 11. Nov. wurde in voller Versammlung der Klerisei diese Excommunication wiederholt, die Stadt Bordeaux und das benachbarte Cadillac mit dem Interdict belegt. Inzwischen das Parlament die Untersuchung des Vorgefallenen verfügte, kamen von dem Hofe Befehle und Entschließungen. Epernon wurde nach seiner Burg Plassac, in Saintonge, verwiesen, und gehorchte ohne Säumen. In Einsamkeit verlebte er zu Plassac traurige Tage, ohne, als ein Excommunicirter, auch nur die Kirche betreten zu dürfen. Es vereinigte sich der gesammte Klerus, um die Bestrafung des Frevlers zu fodern; schon war durch Rathsbeschluß dem Herzoge die Ausübung aller Amtsverrichtungen, der Genuß jeglicher damit verbundenen Ehren untersagt, die Entlassung seiner Garden verfügt. Viel Schlimmeres ließ sich noch von dem Gange der Untersuchung erwarten, zumal der h. Stuhl, bei aller Theilnahme für den ritterlichen Verfechter der katholischen Interessen, doch die von ihm nachgesuchte Intervention unthunlich fand, als der Herzog von la Valette sich entschloß, seines Vaters Leben zu retten durch seine Heirath mit Maria de Cambout, einer nahen Anverwandten des Cardinals von Richelieu. Sauer wurde es dem alten Herzog, hierzu seinen Willen zu geben, aber es erlag der Kinder anhaltendem Bitten seine Standhaftigkeit. Sofort schwanden alle die Gefahren, mit denen er abseiten des Ministeriums bedroht, und nur das Gouvernement von Metz durfte er aufgeben, zu Gunsten zwar seines Sohnes, des Cardinals von la Valette. Dann aber, daran war nicht vorbeizukommen, mußte er, von Seiten des Erzbischofs, die Aufhebung der Excommunication nachsuchen. Die Form, in welcher solche zu ertheilen, wurde von dem Minister vorgeschrieben, aber von dem hochmüthigen Prälaten nicht vollständig beachtet. Die Ceremonie sollte in der Schloßkapelle zu Coutras vorgenommen werden, neben dem Saale, welcher 45 Jahre früher den blutigen Leichnam des Herzogs von Joyeuse, des unwandelbaren Nebenbuhlers von Epernon, aufgenommen hatte; der Erzbischof wählte statt der Kapelle die Pfarrkirche. Am Portal saß der Prälat (den 20. Sept.), auf den Knien lag vor ihm der Sünder, dem zur Buße aufgegeben wurde, drei der heil. Jungfrau geweihete Kapellen zu besuchen, drei Rosenkränze und dreimal das officium parvum B. V. zu beten. In sein Gouvernement wieder eingesetzt, besiegte Epernon den Bauernaufruhr von 1635, um in dem folgenden Jahre eine von dem Almirante von Castilien geführte feindliche Invasion zu bekämpfen. Kaum hatten die Spanier die Terre de Labour betreten, als der alte Herr in Bayonne sich warf. Erkrankt von der Übereilung seiner Reise traf er daselbst den 16. Oct. 1636 ein, aber weder Siechthum noch Altersschwäche wurden seiner Thätigkeit ein Hinderniß. In unglaublicher Geschwindigkeit hatte er die aller Vertheidigungsmittel entbehrende Stadt bewehrt, den hartnäckigen Widerstand von St. Jean-pié-de-port organisirt, daß den Spaniern kein anderer Vortheil blieb, als die momentane Occupation von St. Jean-de-Luz und Socoa. In des Sieges Hochgefühl mag Epernon sich berechtigt geglaubt haben, die für das nächste Jahr beabsichtigte Expedition gegen Fuenterabia an der Grenze seines Gouvernements zu leiten, es wurde aber zu solcher Ehre der Prinz von Condé ihm vorgezogen, und für diesen mußte um jeden Preis eine Ursache des beschämenden Ausganges jenes Zuges aufgefunden werden. Zu solcher wurde der Herzog von la Valette

ausersehen, und hatte der Vater dessen herbe Ungnade zu theilen. Inmitten seiner Trauer um den Verlust der beiden andern Söhne wurde Epernon seines Gouvernements und eines anderweitigen Einkommens von 50,000 Kronen entsetzt; der Mann, der es einstens mit der Liga und zugleich mit dem größten der französischen Könige aufzunehmen sich getraute, wurde durch den Hauch eines Ministers verweht, zum Zeichen, daß menschliche Größe weder auf Fähigkeiten, noch auf Seelenstärke, sondern einzig auf der Gunst der Umstände zu beruhen pflegt. In Kenntniß gesetzt von der bildlichen Vollstreckung des gegen seinen Sohn erlassenen Urtheils, sprach Epernon folgendes kurzes Gebet: „Seigneur, puisque vous avez réservé ma vieillesse pour survivre à la perte de mes trois enfants, donnez-moi, s'il vous plait, la force de supporter la rigueur de vos jugemens.“ In einer Anwandlung von Reue (1640) ließ der Prinz von Condé dem alten Manne Versöhnung mit dem Hofe und für den Sohn die Rückkehr aus freiwilliger Verbannung anbieten, weil Epernon aber verweigerte, mit der Abtretung seiner Würde als Colonel-général diese Versöhnung zu erkaufen, foderte er zu erneuerter Verfolgung seine Gegner heraus. Auf königlichen Befehl mußte er Plassac verlassen und seinen Aufenthalt zu Loches, dem einzigen ihm gebliebenen Gouvernement, nehmen. Auch dahin folgte ihm die Tücke eines Angebers. Von Madaillan eines Anschlags auf des Königs und des Cardinals Leben beschuldigt, rechtfertigte er sich vollständig, aber seine 87 Jahre erlagen der Gemüthsbewegung, durch jene Beschuldigung veranlaßt. Er starb zu Loches den 13. Jan. 1642. Nicht freundlich, doch nicht zu streng, würdigt seinen Charakter Sully. Wenn Voltaire bezeugt, „que d'Epernon n'a jamais fait que des actions généreuses,“ wenn St. Aulaire ihm „vertus, vices brillans et encore bassesses“ abspricht, so dachten sie wahrlich nicht an den Weg, der zu Gunst und Macht ihn geführt hatte. Gascogner in dem vollen Sinne des Wortes, besaß er in eminenter Weise die Gabe, sich geltend zu machen, seinen Lastern und Thorheiten eine glänzende Außenseite zu verleihen. Ein Dornstrauch für die Berührung Aller, die ihm untergeordnet oder gleichgestellt, verwandelte er unter der Hand eines Höhern sich in spiegelglatten Marmor. Von der Schule her war ihm einige Bildung geblieben; das Katholikon, jenen bittern Angriff auf die Liga, zu lesen und andern vorzulesen, gereichte ihm zu besonderem Vergnügen. Ein leidenschaftlicher Spieler, verspielte er einst an den Portugiesen Pimentel, neben bedeutenden Summen seine sämmtlichen Juwelen. Ein Monument seines Kunstsinnes ist das stattliche Schloß zu Cadillac an der Garonne. „Der Grund des Schlosses ist in die Vierung, von sehr harten Steinen über sich, biß an das Dach geführet, und seyn die Marmelstein auff die 25 Meil Wegs, von dem Pyrenäischen Gebürg, zum Gebäu hieher gebracht worden. Hat vier Stöck, und in denselben 60 Zimmer. Die äusserste Mauren seyn mit Bley überzogen, daß sie das Außfressen des Gebäus vom Fluß verhüten sollen. Und wird das Regenwasser durch bleyerne Rinnen herunter geleytet. Die Zimmer seyn Königlich gezieret und hat man zwantzig Camin von unterschidlichen Marbel alda gezählet, dergleichen in gantz Franckreich nicht sollen zu finden gewest seyn. Sie waren alle wol und künstlich disponirt, außgearbeitet und gemahlet; auch die Wände der Zimmer deßgleichen gemahlet, und mit köstlichen Tapezereyen, wie nicht weniger auch die Stül, die Bett und der Boden, von eingelegter Arbeit ꝛc. auffs stattlichste gezieret. Die Capell soll allein über 30,000 Cronen zu erbauen und zu zieren gekostet haben. Die Gewölber unter der Erden seyn auch stattlich. Am Schloß liegt ein schöner und weiter Garten, darinn ein palemaille oder Kleinkugel Spiel von 450 Schritten. Von bedeckten Gängen, Gallerien und Grotten, werden, mit ihren Cammern, auff die 64 gezählet, darunter sonderlich eine schöne von Blumen- und Kräuterwerk überzogene, darinn der verstorbene alte Herzog, der dieses oberzähltes alles so prächtig hat anrichten lassen, offt zu essen pflegte. Das Wässerlein Lille umbgibet diesen Garten, nach welchem man hernach auch den Marstall dabey, Item das Ballenhauß, und das in der Nähe gelegene Capuciner-Closter besuchen kann.“ Des Herzogs Leben, von seinem Secretair Girard beschrieben (Paris 1655. Fol. und 1730. 4. oder in 4 Bdn. in 12.), darf nur mit der äußersten Vorsicht benutzt werden. Sein Leichnam ruht in Cadillac an der Seite seiner Gemahlin, die, kaum 26 Jahre zählend, zu Angoulême den 23. Sept. 1593 verstarb, aus Entsetzen über die Botschaft von ihres Mannes Verwundung, an dem Spieltische auf St. Eutrope. Sie hatte drei Kinder geboren, Heinrich, Bernhard und Ludwig. Von des Herzogs Bastarden sind fünf bekannt. Einer starb als Prior zu Belle-fonds, ein anderer begab sich in den Franziskanerorden. Eine Tochter, Louise, Äbtissin zu St. Glossindis binnen Metz, starb den 23. Dec. 1647. Ludwig, zu Mirepoix seit 1630, zu Carcassonne seit 1656 Bischof, starb den 10. Sept. 1679. Johann Ludwig, der Chevalier de la Valette, von den Bastarden der älteste, diente als General-Lieutenant den Venetianern zur See, dann in der gleichen Eigenschaft, während der Unruhen der Fronde, in den königlichen Heeren. Er überfiel den Marquis von Sillery in Térasson, an der Grenze von Limosin, und von da am 25. Mai 1650 aufbrechend, störte er durch die Occupation von Brive-la-gaillarde die Prinzessin von Condé und ihren Hof in dem Genusse der thörichten Freuden des Schlosses Turenne. Es verließ die Prinzessin den ferner keine Sicherheit bietenden Aufenthalt, und während sie auf der Dordogne sich einschiffte, bestand das ihre Bedeckung ausmachende Landheer ein Gefecht mit la Valette, dessen Vortrab vernichtet, dessen Hauptmacht bis Bergerac verfolgt wurde. Gleich darauf, unter seinem Bruder, dem Herzoge von Epernon, bei der Belagerung von Bordeaux dienend, empfing er in Vertheidigung der Insel St. Georges, vier Stunden oberhalb der Stadt, eine Wunde, welche er nur wenige Tage überlebte. Aus seiner Ehe mit Gabriele Aymar hinterließ er drei Kinder, namentlich den General-Lieutenant Ludwig Felix Marquis de la Valette, Graf von Beaumont, der bei der Belagerung von Luxemburg (1684), auch in den Schlachten von Fleurus

und Neerwinden diente, und in dem Alter von 60 Jahren zu Courtray den 9. Febr. 1695 verstarb, ohne Kinder aus seiner Ehe mit Paula d'Astarac de Fontrailles zu haben.

Des Herzogs von Epernon ältester Sohn, Heinrich de Nogaret de la Valette de Foix, Graf und demnächst Herzog von Candale[4]), Captal von Buch, premier gentilhomme du roi, geb. 1590, wurde 1596 mit der Survivance des von seinem Vater bekleideten Gouvernements von Angoumois, Saintonge und Aunis begnadigt. Es war ihm von dem Vater alles persönliche oder erworbene (nicht erheirathete) Eigenthum, das über 80,000 Kronen jährlich betrug, das Herzogthum Epernon, die anstoßende Grafschaft Montfort-l'Amaury u. s. w. zugedacht worden in seinen Ehepacten mit Anna, des Herzogs von Hallwyn und Marquis von Maignelay einziger Tochter; bei dem Vollzuge des Ehebündnisses ergaben sich aber Umstände, welche beiden Theilen eine Trennung wünschenswerth machten. Der unglückliche junge Ehemann, von seiner Frau geschieden durch die kirchliche Behörde, mußte aber so Vieles erleiden von den Spöttereien seiner Freunde, daß er in einem Anfalle von Verzweiflung (1612) das Königreich verließ, zuerst dem Kaiser seine Dienste antrug, dann auf der Florentiner Galeeren eine Karawane nach Caramanien machte. Mit dem Ruhme, den wesentlichsten Antheil genommen zu haben an der Eroberung von Aghaliman, dem Hafen von Seleskihe, Seleucia Trachea, kam er nach Frankreich zurück, um bei König Ludwig XIII. das Amt eines premier gentilhomme de la chambre zu übernehmen (1614). Eine Hofintrigue oder ein Verdruß um die ihm verweigerte mütterliche Erbschaft führten, nach Verlauf weniger Monate, ihn dem Prinzen von Condé zu, oder vielmehr der protestantischen, momentan den Prinzen unterstützenden Partei. Es berichtet der Herzog von Rohan: „en ce voyage il vit le duc de Candale, qui luy declara le dessein qu'il avoit de se rendre reformé, et de passer en Languedoc vers l'assemblée, qui s'estoit transportée à Nismes.“ Von seinen neuen Glaubensgenossen zum General für die Cevennen bestellt, leistete Candale in der nach la Rochelle übertragenen Generalversammlung der protestantischen Deputirten dem Herzog von Rohan wichtige Dienste, ohne doch an der Partei selbst ein dauerhaftes Interesse gewinnen zu können. Mit der Kirche und mit dem Vater ausgesöhnt, wurde ihm durch königliche Briefe von 1621 der Titel eines Herzogs von Candale bestätigt, auch vergönnt, daß er den Holländern seinen Degen widme. An dem Entsatze, nicht aber an der Vertheidigung von Bergen-op-Zoom nahm er Antheil, dann befehligte er 1624 der Venetianer Volk im Veltlin. Im J. 1630 zum General der venetianischen Infanterie ernannt und 1633 mit dem h. Geistorden bekleidet, besuchte er den französischen Hof, in der Absicht, um den Marschallsstab zu buhlen. Es trat ihm aber Richelieu entgegen, und zum dritten Male wurde Candale genöthigt, über die Alpen zu wandern. Von den Venetianern als Generalissimus in Bestallung genommen, gelang es ihm endlich, durch seines Bruders, des Cardinals, Vermittelung, die Vorurtheile des Ministers zu besiegen. In Gesellschaft dieses Bruders diente er 1637 an der niederländischen Grenze; wirksam bei allen Unternehmungen dieses Feldzuges, nahm er noch zu dessen Schlusse, den 29. Nov., an der Spitze eines unabhängigen Heerhaufens Chimay. Auch in dem Feldzuge von 1638 stand er in Italien als General-Lieutenant unter seines Bruders, des Cardinals, Befehlen, und für den dritten Feldzug mochte er eben sich anschicken, da fand er sein Sterbestündlein in Casale, den 11. Febr. 1639. Ein ausgezeichneter Officier war er vorzüglich im freien Felde, weniger zu Belagerungen brauchbar.

Ludwig, von den rechtmäßigen Söhnen des Herzogs von Epernon der jüngste, geb. den 8. Febr. 1593, wurde, unangesehen seiner kriegerischen Neigungen, dem geistlichen Stande bestimmt. Abt zu St. Victor von Marseille, St. Vincent zu Metz und le Gard, Prior von St. Martin-des-champs zu Paris, wurde er auch noch auf den erzbischöflichen Stuhl von Toulouse erhoben. Ein Weltmann in allen seinen Richtungen, wirkte er mit besonderer Lebhaftigkeit, um die Königin Mutter aus der Gefangenschaft zu Blois zu befreien, und seinen Verdiensten um den Friedensvertrag, der im Allgemeinen durch das Gefecht bei Pont-de-Cé herbeigeführt, verdankte er den Cardinalshut. Es wurde ihm derselbe, sammt dem Titel St. Adriani, am 11. Jan. 1621 von Paul V. verliehen. Im J. 1628 verzichtete Ludwig auf das Erzbisthum Toulouse: nicht unmöglich wäre es, daß er hierzu durch seines hohen Gönners, des Cardinals von Richelieu, Ansichten von Kirchendisciplin und Cumulation der Beneficien sich verleiten lassen. Richelieu, indem er gar gern von der Beobachtung der kirchlichen Vorschriften sich los zählte, war in Ansehung des Nächsten ein Zelot, ihm aber hatte mit Leib und Seele der Cardinal von la Valette sich verschreiben müssen. In der berühmten journée des dupes 1630, war seiner Freunde nicht nur, sondern auch der Herrschaft über sich selbst, Richelieu verlustig gegangen; eingeschlossen in sein Cabinet, beschäftigte der staatskluge, der unerschütterliche Richelieu sich nur noch mit der Verbrennung seiner Papiere, dann wollte er, wo möglich, vor dem anziehenden Sturme in Pontoise sich verbergen. Aus dem Todesschlafe weckte den Löwen la Valette, der allein es gewagt, die traurige Einsamkeit jenes Cabinets zu theilen. „Klammern Sie sich fest an den König,“ sprach er zu dem Verzagenden, „versuchen Sie, den verlornen Einfluß wiederum zu erfassen. Wie Sie den Hof verlassen, sind Sie vergessen, bleibt offenes Feld Ihren Feinden.“ Sich erhebend bei diesen Worten, folgte, von la Valette begleitet, Richelieu dem König nach Versailles nach dem einsamen Jagdhause, und gewaltiger als jemals, erstand der Minister von seinem Falle. Die Rolle, die la Valette hierbei übernommen, wurde niemals ihm von dem Vater verziehen, der auch, über das ganze Verhältniß seine Mis-

4) Es ist das ein Anspruchstitel, entlehnt der Baronie Kendale in Westmoreland, welche Johann Captal von Buch, um 1440 mit Margaretha de la Pole, des Herzogs Richard von Suffolk Tochter, erheirathete.

billigung auszudrücken, gewöhnlich le cardinal valet seinen Sohn nannte. La Valette war aber nicht nur des Ministers, sondern auch des P. Joseph Knecht geworden, denn Joseph übte unwiderstehlichen Einfluß auf die Angelegenheiten der Politik und des Kriegs in Teutschland, und vorzüglich in diesem Lande des großen Kriegs wünschte la Valette ein Commando zu bekleiden. Das wurde ihm gewährt 1635, zusammt den Gouvernements von Anjou und Metz, und dem heil. Geistorden. Er übernahm als Generallieutenant den Oberbefehl der dem Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar bestimmten Hilfsvölker, 18,000 Mann Infanterie und 6000 Reiter. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen ergaben sich Schwierigkeiten um die Regulirung des Ceremoniels zwischen dem Cardinal und einem teutschen Fürsten, der als die vornehmste Stütze der französischen Interessen besondere Berücksichtigung erwartete. Am 13. Aug. wurde Bingen von dem vereinigten Heere eingenommen: dem Entsatze von Mainz, den 24. und von Zweibrücken den 28. Aug. folgte ein Einfall in das Gerauer Land und weiteres Vorrücken bis zu den Thoren von Frankfurt. In der verödeten Wetterau konnte das zahlreiche Heer nur mühsam bestehen, „indem es aber denselben an Geldt und Proviandt abgienge, dannenhero etwas schwürig worden, daß zu beförchten, sie möchten von den Kayserischen, welche gar starck sich zusammen gezogen, unversehens überfallen werden," blieb als einziges Rettungsmittel schleuniger Rückzug übrig. Am 14. Sept. ging die Reiterei über die mainzer Rheinbrücke und von Bingen aus wurde der weitere Marsch durch den wildesten Theil des Hundsrückens angetreten. „Man hätte gern gesehen, daß die Frantzösische Armee sich der schweren Stücke abgethan hätte, die es aber nicht für gut befunden, sondern mitnehmen wollen; hat derselbe schwere und übele Bespannung ziemliche Ungelegenheit verursacht, und grosse Hinderniß gegeben, welche aber doch nach und nach einen guten Theil unterwegen haben müssen zurück lassen. Wie sie nun angezogen, und bey Creutzenach die Kayserlichen nicht angetroffen, und also nicht vermeynt, daß sie ihnen folgen, treffen sie solche zu Meisenheim nicht auff der Seyten, sondern just vor ihnen auff dem Weg, an einem Paß an, da sie in Bataglia mit 9 Regimentern zu Fuß, und 13 zu Pferdt gehalten. Wie nun kein anderer Weg seyn wollen, als zu schlagen, seynd Ihr. Fürstl. Gn. in der Person mit etlichen Frantzösischen Reutern und Fußvolck angeruckt und getroffen, allda sie starcken Widerstand gethan, in der Nachfolge einen guten Theil erlegt, unterschiedliche Officirer gefangen bekommen, unter andern den Obristen Bender, und bey diesem Treffen 13 Stück klein und groß erobert. Wie nun durch die Gefangene die Herren Generalen vernommen, daß der Herr General Gallas ihnen mit der gantzen Armee auff den Halß wäre, haben sie sich erst in rechter Postur zu einer retraite geschickt, und meistentheils ihre Wägen umb ungehindert fortzukommen verbrennt, und sich auf die rechte etwas näher nach den Bergen der Saar nach, und auff Walderfangen begeben, und also in die 34 Stunden an einander fast marchiret, in welcher Zeit die Armee jederzeit hinden und zur Seyten verfolgt, und angegriffen worden, da jederzeit die Kayserische abgewiesen worden, hingegen aber haben die Schwedischen auß Mangel Pferdt, auch habenden bösen Wegs, auff 10 Stück und viel Pagagy abgeladen und stehen lassen müssen, so die Kayserlichen mehrentheils bekommen. Im übrigen ist nicht genugsam zu sagen, über was schröckliche hohe Berg die Crabaten geritten, der Schwedischen Armee in die Seyten zu kommen, biß endlichen solche bey Walderfangen ankommen, und die Königliche und Schwedische Armee über die Saar gangen, haben die Kayserlichen mit Macht und auffs wenigst mit 3000 Pferdten, darunter mehrentheils Crabaten, sampt 800 Tragonern, auff den Rest von der Arriere Guarde angesetzt, und in die Flucht gebracht, daß viel 100 auf der Wahlstatt geblieben, doch wiederum 2 Obristen, neben etlichen Rittmeistern und andern Officirern gefangen, und 5 Standarten darvon gebracht worden. In diesem letzten Treffen (den 27. Sept.) aber haben allein das Kanoffskische, Bodendorffische, Berckische, Öhmische und Kalenbergische Regiment neben drei Truppen Frantzosen getroffen. Dupadel, Hofftirch und Rose aber neben noch etlichen Frantzosen seyn in reserva gestanden. Hingegen aber wird anderer seits erzehlet, daß der Graff Gallas den Schwedisch- und Frantzösischen den Paß allenthalben verlegt, sie zu fechten genöthigt, sie in eine solche Disordre und unglaubliche Confusion getrieben, daß Hertzog Bernhard den meistentheil seiner Schwedischen und Frantzösischen Soldaten eingebüsset, und sollen die Kayserlichen viel eyserne und metallene kleine Feldtstücklein, 19 grosse Canonen, alle Munition und Pagagy-Wägen, deren über 2000 gerechnet, mit allem Vorrath erobert, und denselben biß an Metz vor die Thor verfolgt haben." Mit den ärmlichen Trümmern seines Heeres flüchtete la Valette nach Pont-à-mousson, während in Vic und Moyenvic die Schweden Zuflucht suchten. Papst Urban VIII. fand es aber höchst unangemessen, daß in der Führung eines Heeres einem Lutherischen Prinzen ein Cardinal beistehen solle. Ein Breve untersagte die monströse Matschappei, blieb aber ohne Wirkung, da Ludwig XIII. und sein Minister gegen den heil. Stuhl des Cardinals hohen Beruf für Kriegsbefehl, und des Cardinal-Infanten Beispiel geltend machten. Vielmehr bewerkstelligte la Valette am 25. Jan. 1636 den Entsatz von Colmar, von dem die Befreiung von Schlettstadt, Dachstein und Benfeld eine Folge, dann begab er sich auf den Weg nach Paris, um mit dem Herzog von Weimar, mit Richelieu und dem P. Joseph die Operationen des bevorstehenden Feldzugs zu berathen. Gegen Ende Mai brach der Cardinal mit einem Theile seines Heeres und mit vier Regimentern weimarischer Reiterei aus den Quartieren um Toul und Verdun auf, und die wenigen ihm entgegengestellten kroatischen Haufen vor sich her treibend, befreite er das von andern Kroaten zeither blokirte Hagenau, während er einen Theil seines Volkes aufwärts sendete, um dem über Pfalzburg anziehenden Herzog von Weimar bei der Belagerung von Elsaß-Zabern hilfreiche Hand zu leisten. Die Stadt ergab sich mit Accord den 14. Jul., nachdem der Cardinal selbst Antheil genommen an den Mühseligkeiten dieser Belagerung, aber es zog über

Sprier heran die große kaiserliche Armada, und vor dieser wichen allmälig Franzosen und Weimarische bis nach St. Jean-de-Lône, um spät im Jahre ihre Rache zu nehmen, und bis zum Rheine die zu verfolgen, die jüngst noch Verfolger gewesen. Nicht allein des Gallas Unternehmungen, auch der Spanier Fortschritte in der Picardie hatten im Laufe des J. 1636 mehrmals mit dem äußersten Entsetzen den Cardinal von Richelieu geschlagen, und es zeugt von seinem Vertrauen in das Feldherrentalent des la Valette, daß er diesem 1637 die Vertheidigung jener gefährlichen Grenze übergab. Ein Heer von 15,000 Mann Infanterie und 7000 Reitern wurde bis Ende Mai in der Umgebung von Château-Porcien versammelt, und fand la Valette seine Aufgabe gar sehr erleichtert durch die im Norden von den Holländern bewerkstelligte Diversion, welche lange den Cardinal-Infanten und seine Hauptmacht in dem Lande Waës und bei Antwerpen festhielten. Cateau-Cambresis widerstand nur drei Tage den Franzosen, Landrecies vier Wochen. Der Fall dieser Festung, den 26. Juli, bestimmte auch jenen von Maubeuge und Bouchain, ohne daß Piccolomini, von dem Cardinal-Infanten mit einem Beobachtungscorps an der Sambre aufgestellt, den Franzosen nur das Streifen hätte wehren können. In diesen Streifereien zeigten sich des la Valette Banden als die wahrhaftigen Landsleute und Verbündete der Bestien, durch welche 1635 das unglückliche Tillemont heimgesucht worden. In der Kirche zu Gomignies verbrannten sie zur Lust 200 Menschen, die allda Zuflucht gesucht, und nur unvollständige Rache nahm dafür Piccolomini in der Vernichtung des Regiments Gassion, so dem Cardinal von la Valette das Geleite gab, wie er von Landrecies aus seinem bei Maubeuge stationirten Bruder einen Besuch geben wollte. Indem hierauf la Valette mittels einer Seitenbewegung sich zu der Belagerung von la Capelle anschickte, kam, in der Hoffnung die bedrohte Festung zu retten, der Cardinal-Infant in Eilmärschen herangezogen. Allein des Herzogs von Candale festes Lager bei Maubeuge widerstand den verschiedenen darauf gerichteten Stürmen, la Capelle fiel den 21. Sept. und la Valette konnte seine ganze Macht dem Bruder zum Beistand verwenden. Des Cardinal-Infanten Rückzug auf Mons war hierdurch dringend geboten, und es hatte sein Nachtrab noch nicht vollständig das rechte Ufer der Sambre verlassen, als zum Angriffe la Valette herankam. Es entspann sich das hartnäckigste Gefecht, denn ganze Geschwader von Spaniern, die bereits auf das linke Ufer übergesetzt, warfen die Kleider ab, und stürzten, den Degen zwischen den Zähnen, nackt sich in den Strom, um ihren bedrängten Landsleuten beizustehen. Doch mußten die Tapfern einige Stücke und vieles Gepäcke den Franzosen als Siegeszeichen hinterlassen. Der Feldzug wurde mit der Einnahme von Chimay beschlossen; die von seinem Bruder geführte Belagerung hatte der Cardinal la Valette mit einem Beobachtungscorps gedeckt. In dem Feldzuge von 1638 trat er an die Stelle des vor Brema erschossenen Marschalls von Crequy. Das Schutz- und Trutzbündniß vom 3. Juni 1638 sicherte ihm für seine Operationen den Beistand der verwitweten Herzogin von Savoyen, indessen zählte das combinirte Heer nicht über 10,000 Fußgänger und 3000 Reiter. Mit so geringen Kräften durfte der Cardinal nicht hoffen, die Aufhebung der Belagerung von Vercelli zu erzwingen, doch gelang es ihm, nach zwei vergeblichen Versuchen, am 19. Juni 900 Fußgänger und 200 Reiter in die Stadt zu werfen, und es gewann das Ansehen, als würde das hierdurch ungemein erschwerte Unternehmen von selbst der Marques von Leganez aufgeben, als ein zweites Heer durch den Cardinal Trivulzio aus dem Mailändischen herbeigeführt wurde. In Fronte und Flanke zugleich bedroht, verließ la Valette die bisher behauptete Stellung, und Vercelli capitulirte den 4. Juli. Lagerkrankheiten, durch den Aufenthalt in den ungesunden Marschen erzeugt, versetzten die Spanier in die Unmöglichkeit, ihren Vortheil weiter zu verfolgen. Um so lebhaftere Thätigkeit entwickelten sie in dem Feldzuge von 1639; während la Valette von der Herzogin von Savoyen den Vertrag vom 1. Juni, und die Auslieferung von Cherasco, Savigliano und Carmagnola erzwang, wurde der größere Theil von Piemont von dem Prinzen Thomas und den Spaniern eingenommen. Zwar eroberte la Valette den 19. Juni Chivasco wieder, Angesichts des feindlichen Heeres, dessen Reiterei in einem Gefechte bedeutende Einbuße erlitt, es wurden auch dem zweiten Prinzen von Savoyen, dem Cardinal Moritz, alle seine in Ober-Piemont gemachten Eroberungen entrissen, nachdem la Valette ihn genöthigt hatte, die am 16. April vor Turin gelegte Belagerung wieder aufzuheben, aber die mit gleich viel Überlegung und Glück von dem Prinzen Thomas und dem Marques von Caracena ausgeführte Überrumpelung der Stadt Turin, den 5. Aug., verlieh den spanischen Waffen die entschiedenste Überlegenheit. Nach einigen unerheblichen Versuchen, des verlornen Turins sich wiederum zu bemeistern, bot der Cardinal die Hände zu einem Waffenstillstand, der vom 24. Aug. zum 24. Oct. zu währen hatte. Vor dessen Ablauf, den 28. Sept. 1639, starb zu Rivoli der Cardinal von la Valette, erliegend, wie es scheint, einem bösartigen Fieber, wenngleich der Cardinal von Richelieu erzählt: „que l'infidelité de son frère et le dépit de voir périr le Piémont à sa vue, lui donnèrent le coup de la mort.“ Um diesen Bruder hatte kurz vorher la Valette an den Minister geschrieben: „Je suis le premier contre lui, car il est certain, Monseigneur, que je serais le plus ingrat homme du monde, si je ne préférais vôtre service, non-seulement à ses intérêts, mais aussi aux miens propres.“ Der Cardinal wurde zu Cadillac beigesetzt, und gab ein Franziskaner, der P. Vincent von Rouen, 1643 zu Toulouse in Druck: Discours sur la mort du cardinal de la Valette, welchem beigefügt: Cardinalis Valetae tumulus, epitaphium etc. in 4. „Fort civil, très-libéral, sûr et généreux ami, homme de coeur et de tête, ayant beaucoup de talens pour la guerre,“ wird von einigen Schriftstellern la Valette genannt. Die letzte Eigenschaft zumal scheint der eigne Vater ihm bestritten zu haben: von des Cardinals Misgeschick im Felde hörend, sagte verächtlich Epernon: „je l'avais pourtant bien fait

étudier à la Flèche." Auch in anderer Beziehung scheint jenes günstige Urtheil nirgends begründet. Hochmüthig und gierig, wie der Vater, verschwenderisch und nicht allzu lauter in seinen Sitten, unterhielt der Cardinal einen mehr als verdächtigen Umgang mit der Prinzessin von Condé, der merkwürdigen Frau, deren Zauberkraft keiner widerstand, nicht der große König Heinrich IV., nicht Ambrosius Spinola, der gefeierte Held. Man hat Mémoires de Louis de Nogaret, cardinal de la Valette général des armées du roi en Allemagne, Lorraine, Flandre et Italie, années 1635—1639 (Paris 1772.) 2 vol. in 12. Jacob Talon, des Cardinals Secretair, hat diese Mémoiren zu Papier gebracht, und wurde die Urschrift in dem Schlosse Beaupuy, in Guyenne, aufgefunden.

Bernhard von Nogaret, la Valette und Foix, Herzog von Epernon und la Valette, Graf von Candale, Montfort-l'Amaury, Astarac, Benauges und Loches, Captal von Buch, Vicomte von Castillon, Baron von Cadillac, Caumont und Plassac, Sire von l'Esparre, Colonel-général de l'infanterie française, Gouverneur von Guyenne, Ritter des heil. Geist- und des Hosenbandordens, war von der Wiege an der Sohn, welchem der alte Herzog die Früchte seiner Bemühungen um die Verherrlichung des Hauses zugedacht hatte. Geboren zu Angoulême, 1592, empfing Bernhard 1610 die Survivance für das Amt eines Colonel-général, wahrscheinlich als die Aussteuer der ihm zugedachten, 1602 oder 1603 gebornen, legitimirten Tochter K. Heinrich's IV., Gabrielle Angélique de France. Auch in dem Gouvernement von Metz sollte Bernhard dereinst, kraft ähnlicher Expectanz, succediren, aber Ludwig XIII., den Groll im Herzen um den Beistand, den eben Epernon der Königin Mutter geleistet, glaubte in anderer Weise über besagtes Gouvernement verfügen zu können. „Dahero dann die Bürgerschafft zu Metz Anlaß bekommen, auff Mittel zu trachten, wie sie sich dessen von Espernon Sohn, Marggrafen von la Valette, erledigen, und das Castell in ihren Gewalt bringen möchten: Umb der Ursachen willen sie offt Convent gehalten, und von solchem ihre am Vorhaben berathschlaget. Welches endlich dem von Valette durch seine gute Gönner und Favoriten entdecket worden, der dann darauff, als er diesen Braten gerochen, seine Sachen fleißig in Acht genommen, in der Stille in Lothringen eine gute Anzahl Kriegs-Volck zusammen bringen, und in Bereitschafft seyn lassen. Wie er nun vermerket, daß es an dem wäre, daß die Bürgerschafft ihr Vorhaben ins Werck richten wollen, hat Valette (im Eingang des Maji 1619) das grobe Geschütz auff dem Castell in die Stadt gerichtet, und das geworbene Volk eingelassen, selbiges ist auß dem Castell in grosser Fury in die Stadt geloffen, bey sich habende, neben anderm Gewehr, in der linken Hand ein brennende Fackel, unter demselben Arm ein Wäll Stroh, und am Gürtel ein Axt, mit solchem haben sie die Bürgerschafft auf Feuer und Blut gedräuet, und sie genöthiget, all ihr Wehr und Waffen von sich zu geben, die man alsbald ins Castel getragen, den andern Tag hat die Bürgerschafft all ihr Silbergeschirr, Baarschafft und Kleinodien liefern müssen, folgends wurde auch das Land-Volck umb Metz gedrungen, Fütterung, Getrayd und Wein in die Stadt zu führen, ingleichem mit den Bürgern Schantzen davor auffzuwerffen. Als nun diese Sachen dem König vorkommen, hat er alsobald das Auffbot ergehen lassen. Weil aber die Reichsräthe vor gut angesehen, daß diesem Wesen besser in der Güte als mit Gewalt könnte abgeholffen werden, in Betrachtung, er Valette, ihm Anhang machen, und die Stadt wol gar von der Cron Frankreich bringen möchte, ist die Sach zu einem Vergleich kommen, und der König alles in vorigem Stande gelassen." Der Marquis von la Valette diente sodann bei den Belagerungen von St. Jean-d'Angely, 1621, und Royan, und feierte zu Lyon, den 12. Dec. 1622 sein Beilager mit der ihm vorlängst verlobten Prinzessin. Wenige Tage vorher hatte er sie Angesichts des ganzen Hofs, geschlagen, „pour quelque petit dépit qu'elle lui avait fait," und Ludwig XIII. wollte darum seiner Schwester Verbindung mit dem ungeschlachten Bräutigam hintertreiben. Aber um keinen Preis konnte die Prinzessin sich entschließen, den schönen Mann aufzugeben, und ihr Wille geschah. Fünf Jahre trug sie ein eisernes Joch, dann starb sie zu Metz, den 24. April 1627, im Wochenbette, wie es hieß, oder aber, wie dessen wenigstens der Hof überzeugt, an dem ihr von dem Manne gereichten Gifte. Es hatte, in Betracht dieser Vermählung, Ludwig XIII. seines Schwagers Baronie Villebois, in Angoumois, im März 1622, zu einer Duché-Pairie, unter dem Namen la Valette erhoben, es ist aber das hierum gegebene Diplom erst im J. 1631 im Parlament einregistrirt worden. In des Vaters Leben ist erzählt worden, wie diesen aus großer Noth zu erretten, der Herzog von la Valette eine Anverwandte des Cardinals von Richelieu heirathete. Marie de Cambout, vermählt den 28. Nov. 1634, war die Enkelin von Louise du Plessis, einer Tante des Cardinals. Auch der Maria Ehe scheint in hohem Grade unglücklich gewesen zu sein, und gleich unglücklich ergaben sich alle Versuche des Cardinals das unbändige Gemüth des Herzogs zu zügeln. Zumal mögen dessen, auf die Abstammung von dem souverainen Hause Foix gegründete Ansprüche alles Maß und Ziel überstiegen zu haben, nachdem es ihm geglückt, in der Besiegung der Rebellen von Perigord, der sogenannten Croquans, und in der Abweisung der die Pyrenäen überschreitenden Spanier, 1636, erhebliche Dienste zu leisten. „Der Duc de la Valette ward wider das in der Provintz Perigort auffgestandene rebellische Landvolck geschickt, mit 4000 zu Fuß, 500 Pferden und vier Stücken Geschütz, welche er hart geschlagen, daß deren über viel hundert geblieben, gleichwohl die Königliche Officirer auch sehr eingebüsset, und deren sehr viel auff dem Platz geblieben, die Auffrührer retirirten sich, hatten aber (welches das beste) kein Haupt, und wurden von den Königischen verfolget. Man trachte sehr darnach, sie auß den Waffen zu bringen, mit Verheissung, die Aufflagen abzuthun, sie wolten aber der Parole nicht trauen." Ein zweites Gefecht nahm einen minder günstigen Ausgang. „Duc de la Valette schlug abermahls mit der auffgestandenen Bauerschafft in Perigort, büsset aber ein, dann ihrer gar viel tausend waren, und auch die zu

Tolosen in Furcht brachten." Nicht nach seinen Verdiensten belohnt, wie es ihn bedünkte, stets im Streite mit dem Hofe und mit den Großen, um die von wegen des Hauses Foix gefoderten Ehrenrechte, unwillig ertragend die Herrschaft, so auch ihm fühlbar zu machen der allgewaltige Minister sich bemühte, ergab der Herzog sich verzweifelten Entwürfen. Ein Bündniß mit dem Herzog von Orléans und mit dem Grafen von Soissons sollte ihn in den Stand setzen, den König und den Cardinal in Amiens oder Corbie aufzuheben, 1638. Der Plan der Verschwörer wurde entdeckt und vereitelt, aber zur Strafe sie zu ziehen, fand für den Augenblick der Minister unthunlich. Im Gegentheil wurde der Herzog von la Valette zu einem Commando in des Prinzen von Condé Armee berufen. Dieser Armee war die Belagerung von Fuenterabia aufgegeben, und nach zwei mühsamen Monaten schien ein Generalsturm thunlich. Dazu befehligt, blieb la Valette einen ganzen Tag unthätig, unter dem Vorwande, daß die Bresche der gehörigen Weite ermangele. Der Prinz von Condé veränderte seine Disposition, und ernannte zu den Ehren des vorhabenden Sturmes den Erzbischof von Bordeaux. Zum Äußersten verletzt, schied la Valette aus dem Lager, um sich rückwärts, eine Meile von dannen, niederzulassen. Eine kostbare Zeit war verloren gegangen, und am 7. Sept. 1638 erschien der Almirante von Castilien zum Entsatz. In unglaublicher Kühnheit durchbrach sein Häuflein die Linien der Belagerer, und in unglaublicher Verwirrung warfen diese sich in die Flucht. Nicht der Erste, aber auch nicht der Letzte, entlief der Prinz von Condé, und in einer weiten Strecke durchwatete er den flachen Meeresrand, um das rettende Boot zu erreichen. Andere Befehlshaber flohen nach dem Quartier des Herzogs von la Valette, der die Flüchtlinge sammelte und ordnete und ohne weitern Verlust über die Bidassoa zurückführte. Lager, Geschütz und Gepäck blieben den Siegern zur Beute, den Franzosen, außer großem Verlust, die größere Schande. Damit den Herzog von la Valette zu belasten, trachtete der Prinz von Condé. Jener ließ zu seiner Rechtfertigung drucken: Relation du siège de Fontarabie, und es erschien von Seiten des Prinzen eine weitläufige Widerlegungsschrift. Des Hin- und Herredens wurde kein Ende. La Valette schildert den Prinzen als einen schlechten Redner, der in Wort und Schrift nicht weniger ungeschickt, denn in der Waffenführung. „Puisque vous m'avez tiré," sagt er, den Gegner anredend, „de mon poste, qui vous empêchait de mieux faire par un autre? Une heure de vigueur suffisait, dites-vous, pour vous rendre maître de la place. En cela vous vouz condamnez vous-même. Je ne vous ai lié ni la langue ni les mains pour vous empêcher de commander et d'agir .... Si vous m'imputez votre déroute, je puis répondre que. s'il y avait encore quelque reste de fortune et d'honneur à sauver, je le garantis du naufrage; j'empêchai que tout le sang de l'armée ne fût répandu avec honte, et que la perte ne fût plus grande que le déshonneur." Dann des Prinzen Äußerungen um seinen Vater und seine Brüder auffassend, ermangelt er nicht, auf des Cardinals von la Valette Beziehungen zu der Prinzessin von Condé anzuspielen: „mes frères ne sont pas plus coupables, que mon père. Je ne sais pourquoi vous voulez les envelopper dans ma disgrace: peut-être vous les haïssez pour quelque raison, que vous ne voulez pas dire." Gründe und Witze waren in der Lage der Dinge gleich vollständig verloren, denn es hatte Richelieu die Stunde gefunden, den lange aufgesparten Groll zu äußern. „Er werde," so ließ er sich vernehmen, „im Falle einer gerichtlichen Untersuchung gegen la Valette, das Amt des Generalprocurators üben." Unmittelbar darauf an den Hof gefodert, um Rechenschaft von seinem Betragen abzulegen, entfloh der Herzog nach England. Während da der französische Gesandte fruchtlos um seine Auslieferung handelte, arbeiteten zwei Staatsräthe, Machault und de la Poterie, an der Instruction des gegen den Flüchtling eingeleiteten Processes. „J'oserai bien répondre," sagte wiederum Richelieu, „que M. de la Valette ne peut être convaincu de trahison: mais je crains qu'il n'ait beaucoup de peine à se justifier d'une jalousie furieuse, qui l'a empêché de faire son devoir, et a produit un aussi mauvais effet que s'il avait été d'intelligence avec les ennemis. Il paraît coupable d'une jalousie criminelle, ou fort malhabile dans le métier de la guerre, ou avoir manqué du courage nécessaire dans une pareille occasion." Ein Specialgericht wurde angeordnet, um den Verbrecher zu bestrafen; Ducs et Pairs, Staatsräthe, die sämmtlichen Présidents à mortier und der Doyen du Parlement empfingen eine Einladung nach St. Germain. Nach einem reichen Schmause trat ein Staatssecretair unter die Herren, ihnen anzukündigen, daß sie als Staatsräthe beschieden seien, nach ihrer Patente Ordnung und Datum. Dem wurden Schwierigkeiten entgegengesetzt von Seiten der Parlamentsmitglieder: in Corpore anwesend, könne ihnen nicht zugemuthet werden, sich zu vereinzeln. Das wurde ihnen nach längerer Verhandlung nachgegeben, und die ganze Gesellschaft ließ sich, unter des Königs Präsidentschaft, in der Salle du conseil nieder. „Ich habe Sie berufen," hob der Monarch an, „von wegen des Processes des Herzogs von la Valette." Sogleich trat der erste Präsident, le Jay, mit der Vorstellung auf, daß über solche Angelegenheit nur im Parlament und in Form Rechtens berathschlagt werden könne. Den Einwand verwies ihm der König in harten Worten, und ohne weitere Unterbrechung wurde der Bericht der beiden Referenten verlesen, sammt den Conclusionen des Generalprocurators Molé. Bei dem Abstimmen sammelte der König selbst die einzelnen Vota, zugleich durch sein Ansehen und durch Machtsprüche die von allen Seiten gegen so tumultuarisches Verfahren sich erhebenden Einwürfe zum Schweigen bringend. Verloren ist des Präsidenten Bellièvre edelmüthige Aufwallung: „V. M. Sire, pourrait-elle soutenir ici la vue d'un gentilhomme sur la sellette, et qui ne sortirait de vôtre présence que pour aller mourir sur un échafaud? Cela est incompatible avec la majesté royale. Le prince

porte partout les graces avec soi; s'il entre dans une église interdite, la censure est aussitôt levée selon les règles du droit. Tous ceux qui paraissent devant lui, doivent se retirer contents et joyeux.“ Beinahe einstimmig wurden des Generaladvocaten Conclusionen für des Angeklagten Verhaftung und Einkerkerung beliebt, und mit einem derben Verweise entließ der König die Parlamentspersonen, daß sie einen Augenblick zweifelhaft gewesen in dem blinden Gehorsam für einen Machtspruch. Schon am folgenden Tage erschien ein Beschluß des geheimen Raths, zu verordnen die Verhaftung des Herzogs von la Valette und seine Ablieferung an den Gouverneur der Bastille. Fände dieselbe Schwierigkeit, so sollte der Herzog unter Trompetenschall vorgefodert, außerdem sein Eigenthum mit Beschlag belegt werden. Am 14. Mai 1639 trat nochmals das Commissionsgericht in des Königs Cabinet zusammen. Der Cardinal von Richelieu, als dem Angeklagten verschwägert, nahm seinen Abtritt. La Poterie berichtete, Molé concludirte, daß der Herzog von la Valette des Majestätsverbrechens schuldig erklärt, wegen Verrath, Feigheit und Ungehorsam zum Tode verurtheilt und sein Vermögen confiscirt werde. Die sämmtlichen Anwesenden fielen den Conclusionen bei, bis auf den einzigen Bellièvre. Er finde von Verrath keine Spur, betheuerte dieser, noch weniger Beweis in den Worten einer alten Frau von Fuenterabia. Die Frau sollte den von dem Prinzen von Condé in der Eile der Flucht auf dem Schlachtfelde zurückgelassenen Mantel zum Verkaufe ausgeboten und dabei geäußert haben: „on ne vendra jamais ainsi les hardes du duc de la Valette, il est trop de nos amis.“ Ludwig XIII. gab sein Votum in folgenden Worten: „Je dirai qu'il ne s'agit ici ni de la lâcheté du duc de la Valette, ni de son ignorance dans les fonctions de sa charge. Il l'entend fort bien, et a du coeur. Je l'ai vu moi-même se comporter avec courage en plusieurs rencontres; mais il n'a pas voulu prendre Fontarabie. Il n'a pu se conduire comme il l'a fait que par un mouvement de jalousie, qui ne peut être justifié par aucun prétexte. J'avais dessein de vous parler de ce qui arriva à Corbie; mais cette circonstance n'est pas dans le procès. Il est vrai que M. de la Valette voulut débaucher M. le duc d'Orléans et M. le comte de Soissons, pour tourner leurs forces contre moi, et m'enlever avec M. le cardinal de Richelieu; et cette entreprise ne leur ayant pas réussi, lui-même l'a declaré, ce qui fait connaître le caractère de son esprit.“ Ein König gesellt sich den Richtern, um von ihnen ein Todesurtheil zu erzwingen! Allein im Bilde konnte das gegenwärtige vollstreckt werden. Am 8. Juni 1639 trug der Scharfrichter von der Bastille nach dem Greveplatze ein Gemälde, darstellend des Herzogs von la Valette Hinrichtung, und ähnliche Possen wurden in Bordeaux und Bayonne veranstaltet. Der Cardinal von Richelieu starb den 4. Dec. 1642, und la Valette wartete den Tod des Königs nicht ab, um in Paris und sogar in der Halle des Schlosses von St. Germain sich blicken zu lassen. Nach kurzer Frist, am 16. Juli 1643, wurde durch Parlamentsbeschluß das gegen ihn erlassene Todesurtheil vernichtet, ihm bewilligt, wie in dem Titel eines Herzogs von Epernon, so, kraft der königlichen Expectanzen, in den Ämtern des Vaters Nachfolger zu werden. Eine eiserne Hand lastete von dem an auf der großen Provinz Guyenne, die alle Anfoderungen von Stolz, Härte und Raubsucht schweigend ertrug, die Opposition der einzigen Stadt Bordeaux abgerechnet. So lebhaft, so bedrohlich wurde da die Opposition, daß der Herzog bald freiwillig dem Aufenthalte in Bordeaux verzichtete, um das fügsamere Agen zu dem Mittelpunkte seiner Herrschaft, zu dem Schauplatze seiner Freuden zu erheben. Da lebte er mit einem Weibe aus der Hefe des Volkes, mit der berüchtigten Nanon, die, trotz ihres vorgerückten Alters, den Gouverneur gänzlich beherrschte. Nichts war zu erhalten, denn durch ihre Vermittelung, und wie kostspielig diese zu erkaufen, wie geschäftig das gegen die Provinz geübte Raubsystem, wird man daraus ersehen, daß die Nanon ein Vermögen von vier Millionen Livres und darüber zusammenbrachte. Die Aussicht auf den Beistand der Fronde gegen solche Unterdrückung wurde, zumal in Bordeaux, mit Jubel begrüßt. Noch war Paris nicht von den Truppen der Königin belagert, und schon hatten die Feindseligkeiten zwischen dem Parlament und dem Gouverneur von Guyenne ihren Anfang genommen. Kaum unterbrochen durch den Tractat von St. Germain, erhob sich die Fehde auf das Neue, in doppelter Wuth, wegen der Festungswerke, die auf verschiedenen Punkten des Dordogneufers der Herzog errichten ließ, und wovon den Bürgern von Bordeaux besonders die Citadelle in Libourne feindlich erschien. Das Abkommen, durch einen königlichen Commissarius, den Vicomte von Argenson, zwischen Epernon und dem Parlament vermittelt, hatte die Einstellung der Arbeiten zu Libourne verheißen. Im Widerspruche zu solcher Verheißung wurden die Arbeiten mit der größten Lebhaftigkeit fortgesetzt. Die gesammte Bevölkerung von Bordeaux gerieth in Gährung; ein Parlamentsbeschluß verstattete ihr bewaffneten Auszug und gewaltsame Vertreibung der in Libourne beschäftigten Arbeiter, und die Stadtmiliz, 6000 Mann, bot zu dem Ende ihre Dienste an. Der den Nachbarn in Libourne zugedachte Besuch wurde abgestattet, aber bei der Heimkehr erwarteten des Herzogs von Epernon Völker die sorglosen Freiwilligen, und nur wenigen gelang es, dem Gemetzel zu entrinnen. Sofort berichtete der Gouverneur an den Hof von dem Angriffe, zu dem gegen ihn das Parlament herausgefodert, und es wurde von dem Ministerium die Interdiction des Parlaments verfügt. Alles konnte damals Epernon durchsetzen, denn Mazarin hatte seinen Sohn sich zum Gemahl für eine seiner Nichten ausersehen. Mit einem zahlreichen Gefolge von Edeln und unter militairischer Bedeckung ritt am 24. Juli 1649 Epernon zu Bordeaux ein, seines doppelten Triumphs sich zu freuen und das Interdictionspatent in dem Parlament intabuliren zu lassen. Den Justizpalast hatte er eben erreicht, als zu wüthigem Aufruhr das Volk sich erhob. Es zerstreute sich des Her-

zogs bewaffnetes Gefolge, er selbst, der Gnade seiner Feinde überlassen in dem Palast, entkam wie durch ein Wunder. Das Parlament beschloß, unangesehen der Interdiction, seine Verrichtungen fortzusetzen, zugleich aber, mittels Entsendung von Deputirten, den Hof aufzuklären um die eigentliche Lage der Dinge. Epernon, seinerseits, beantragte neue und strengere Zwangsmaßregeln gegen die Rebellen, wie er sie nannte, foderte aber zumal Verstärkungen, die ihm erlauben möchten, dergleichen Maßregeln durchzuführen. Eine Truppensendung wurde ihm verheißen, einstweilen aber zog er zusammen, was in dem Bereiche seiner Statthalterschaft an Kriegsvolk zerstreut, und mit der also vereinigten Macht überzog er unter argen Verheerungen das Gebiet der feindlichen Stadt. Das Parlament stellte ihm den Beschluß vom 9. Sept. entgegen: „considérant que des massacres, pillages, ruines, ravages, démolitions de maisons, étaient journellement commis par les ordres du sieur duc d'Epernon; qu'il avait été tiré, par ses troupes, plus de quatre mille coups de canon sur la ville, et qu'après tant de désolations réiterées et de lois violées, il serait impossible d'entretenir avec lui la correspondance nécessaire pour le service du roi, il declarait le dit sieur duc d'Epernon perturbateur du repos public, faisait inhibitions et défenses à tous gentilshommes et sujets du roi de le suivre et d'exécuter ses ordres." Sodann wurden neue Truppenaushebungen verordnet, und der Marquis von Sauveboeuf übernahm den Befehl der parlamentarischen Völker. Der Château-Trompette, so noch von den Herzoglichen besetzt, wurde am 15. Oct. mit großem Ernste angegriffen, und capitulirte nach dreitägiger Vertheidigung, Angesichts der Vorbereitungen zum Sturme: „au moment, où la garnison allait sortir, il commença à tomber une pluie si grosse et si importune, qu'il était du tout impossible de demeurer parmi la campagne, ce qui fut cause que par courtoisie on laissa la garnison dans le château le jour entier et la nuit suivante." Auch Epernon verordnete neue Werbungen, denn unzertrennlich mit der Sache des Hofs verbunden, sah er sich bedroht durch die lebhafte Bewegung des Adels von Aquitanien zu Gunsten des Hauses Condé; zählend auf die Mitwirkung der Stadt Bordeaux, hatte die Prinzessin von Condé jenen Adel eingeladen, der Hauptstadt von Guyenne als eines Stützpunktes zu fernern Operationen sich zu bedienen. Unangesehen der Bewegungen des Chevalier de la Valette, welchen der Herzog der Condé'schen Armee entgegengestellet, gelang es der Prinzessin, Bordeaux zu erreichen. Zu ernsthaft wurde hiermit die Fehde, um länger auf Epernon allein beruhen zu können. Der Marschall von la Meillerave führte ihm ein Truppencorps zu Hilfe, und sollte zugleich die oberste Leitung des Krieges übernehmen. Eine misliche Sendung, wie er sehr bald zu seinem Erstaunen wahrnehmen mußte, denn sicher durch des Cardinals Mazarin Gunst, spottete Epernon der Befehle des Hofs, um endlich mit Gewalt den Marschall aus der Provinz zu vertreiben. Dagegen eine bedeutende Macht gen Bordeaux führend, bemeisterte er sich der Insel St. Georges, in der Garonne; er ging auf das linke Ufer hinüber, und lagerte sich vor den Thoren der Stadt, ungeduldig die Gelegenheit zu einem bedeutenden Gefechte erwartend, das im Nothfalle ihn den Freunden so fürchterlich mache, als den Feinden. Eine solche Gelegenheit schien sich zu bieten, die nicht minder streitlustigen Bürger, an der Zahl 5000, verabsäumten in einem stürmischen Ausfalle die ersten Regeln der Kriegskunst, und entgingen der vollständigsten Niederlage einzig durch die Entschlossenheit des Herzogs von Bouillon, der den unordentlichen Rückzug zu decken herbeigeeilt war. Dagegen gelang am folgenden Tage den Städtern die Wiedereinnahme der Insel St. Georges, wo 300 Mann von den Herzoglichen in Gefangenschaft geriethen. Die Annäherung des Königs und des Cardinals mit einem vollständigen Heere, an dessen Spitze abermals der Marschall von la Meillerave, gab der Fehde eine veränderte Richtung, und führte zu dem Vertrage vom 1. Oct. 1650, dessen erste, wenn auch nicht in das Instrument aufgenommene, Bedingung, die Entfernung des verabscheuten Gouverneurs war. Die mußte Mazarin sofort bewilligen, gleichwie Epernon sich genöthigt sah, das ihm zur Entschädigung gebotene Gouvernement von Burgund, Bresse und Bugey anzunehmen: er errichtete um dasselbe mit dem aus dem Gefängnisse zu Havre entlassenen Prinzen von Condé einen Tauschvertrag, und hielt am 29. Nov. 1651 zu Dijon seinen Einzug. Das Schloß der burgundischen Hauptstadt, wo Laplanchette commandirte, verweigerte ihm aber den Gehorsam, und es währte dessen Widerstand, verbunden mit einem gegen die Stadt gerichteten Bombardement, bis zum 8. Dec., als an welchem Tage Laplanchette capitulirte. Viel länger setzte von Seurre aus den Krieg fort der dem Prinzen von Condé gänzlich ergebene Bouteville, nachmals als Marschall von Luxemburg so berühmt. Durch unausgesetzte Streifereien beunruhigte er das flache Land, und in einem Umkreise von sechs Stunden hob er regelmäßige Contributionen. Auf der Elus (der landschaftlichen Verordneten) Bitten legte Epernon am 8. Mai 1653 mit 4500 Mann sich vor die gewaltige Festung, und in Monatsfrist erlag sie den unermüdlichen Angriffen. Bouteville zog aus mit den wenigen Officieren und Soldaten, die zu folgen ihm geneigt, und begab sich nach Stenay, die Festung aber wurde geschleift. Keine Mishandlung der Einwohner ließ Epernon sich zu Schulden kommen, und man gewahret in dem ganzen Laufe seiner Wirksamkeit in Burgund, daß er durch einen mächtigen und geregelten ständischen Einfluß beaufsichtigt, beschränkt und verhindert, wie außerdem aller Orten, sich den Haß der Menge aufzuladen. Im J. 1655 wurde ihm in Dijon ein triumphirender Einzug bereitet, davon eine Druckschrift berichtet, so betitelt: Armes triomphantes du duc d'Epernon (Dijon.) Fol. Hiervon ist vielleicht nur eine Übersetzung: Serenissimi ducis Espernonii triumphalia, seu honoraria ac superba hujus herois in urbem Divionensium ingressio, in 4. Durch den pyrenäischen Frieden wurde der Prinz von Condé in sein Gouvernement von Burgund wieder eingesetzt, gleichwie Epernon berufen wurde, nochmals jenem von Guyenne

vorzustehen. Er mag nicht ungeneigt sich gefühlt haben, wiederum der Provinz seine Allgewalt fühlen zu lassen, allein es überraschte ihn der Tod inmitten seiner Vorsätze und Vorbereitungen. Er starb den 25. Juli 1661, und gleich am folgenden Tage beeilte sich der König, die allzu gewichtige Stelle eines Colonel-général de l'infanterie française für immer abzuschaffen. Die Leiche wurde von Paris nach Cadillac gebracht, und in dem Erbbegräbnisse beigesetzt, wie einige Jahre früher geschehen mit des Herzogs einzigem Sohne, mit Ludwig Karl Gaston de Nogaret, de la Valette et de Foix, mit jenem glänzenden Herzog von Candale, um dessen Hand Mazarin so eifrig für eine seiner Nichten buhlte. „Cet homme perdra la France pour les beaux yeux de M. de Candale," sagte einstens von dem Minister der geistreiche Senneterre. Geboren zu Metz, den 14. April 1627, erhielt Candale 1649 ein Infanterieregiment seines Namens, und 1652 die Anwartschaft auf die Würde eines Colonel-général, sammt der Statthalterschaft von Auvergne, deren Mazarin um seinetwillen sich entkleidete. Noch in demselben Jahre lösete Candale in dem Commando in Guyenne den Grafen von Harcourt ab, dann stand er 1654 als Generallieutenant bei der von dem Prinzen von Conti und dem Marschall von Hocquincourt befehligten Armee von Catalonien, deren Anführung, nach des Prinzen Abgang, ihm allein verblieb. Der Herzog von Candale starb unvermählt, zu Lyon, den 28. Jan. 1658. Sein Portrait, nach dem Kunstausdrucke, hat S. Evremond, Oeuvres t. 2. entworfen, in vielen zierlichen Worten über nichts nichts sagend. Doch lernen wir daraus, daß der junge Mann des Cardinal Mazarin Zärtlichkeit keineswegs erwiederte. Es schreibt ferner S. Evremond: „Je n'ay jamais vû un air si noble que le sien. Toute sa personne étoit agréable, et il faisoit tout ce qu'on pouvoit faire d'un esprit naturellement mediocre, pour la douceur de la conversation et pour les plaisirs. Une legère habitude le faisoit aimer, un profond commerce ne s'entretenoit pas long-tems sans dégoût." Ein Kind war dem stolzen Herzog geblieben, Anna Maria Christiana Ludovica, geboren um 1629. Das glänzendste Geschick war von der Wiege an ihr verheißen, aber die Eitelkeit fand keinen Eingang zu ihrem Herzen, und sie nahm 1648 den Schleier in der Karmelitessen Kloster der Straße St. Jacques zu Paris. Daselbst ist Schwester Anna Maria von Jesu nach 53 Jahren des auferbaulichsten Wandels, am 22. Aug. 1701 verschieden. Ihr Bild hat Edelinck in einem Kupferstich aufbewahrt, ihr Leben beschreibt Jacob Boileau, des Dichters Bruder. Seine Arbeit, durch manche Mittheilung von dem Hofe Ludwig's XIV. merkwürdig, ist nur in Abschriften vorhanden. Des letzten Herzogs von Epernon andere Gemahlin, Maria de Cambout, starb zu Paris, im Val-de-grace, den 12. Febr. 1691; ihr zu Ehren hatte der Jesuit Molet geschrieben: Entrée de la duchesse de la Valette dans Metz, en 1650 (Paris 1654. fol.) mit Kupfern. Sie war ohne Kinder geblieben, und das Herzogthum Epernon vererbte sich an Ludwig de Goth, den Marquis de Rouillac, dessen Mutter die älteste Schwester des Herzogs Johann Ludwig gewesen. Es ist merkwürdig, und verstattet einen tiefen Blick in die Armuth der sogenannten großen Häuser, daß der Marquis von Rouillac des Herzogs Bernhard von Epernon Erbschaft nur unter der Wohlthat des Inventars antreten konnte. Von dessen Sohne erbte der Herzog von Antin, und es erhob sich vor dem Parlament ein langer, zu vielen gedruckten Denkschriften Anlaß gebender, Proceß um die Frage von dem Fortbestande des Herzogthums Epernon. Sie wurde durch Cabinetsordre negativ entschieden. Von den Schicksalen der von dem Hause Foix herstammenden Güter wissen wir nichts zu berichten, nur finden wir, daß die Grafschaft Astarac, in Folge der Ächtung des Herzogs Bernhard von Epernon von Staatswegen an den Herzog von Roquelaure verkauft worden. (*v. Stramberg.*)

EPERUA. Eine von Aublet (Guj. I. p. 369. t. 142) aufgestellte Pflanzengattung aus der achten Ordnung der 16. (oder aus der ersten Ordnung der zehnten) Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Cassieen der Gruppe der Cäsalpinieen der natürlichen Familie der Leguminosen. Den barbarischen Namen hat Necker (Elem. n. 1284) mit Rotmannia, Willdenow (Sp. pl. II. p. 540) mit Panzera vertauscht. Char. Der Kelch stehenbleibend, krugförmig, ungleich viertheilig; die Corolle besteht aus einem einzigen rundlichen, gefranzten Blättchen, welches mitten im Kelche eingefügt ist; die zehn langen, an der Basis verdickten, zottigen Staubfäden sind unten zu einem schmalen Ringe zusammengewachsen; der Fruchtknoten ist gestielt, der Griffel lang, fadenförmig; die Hülsenfrucht lederartig, zusammengedrückt, sichelförmig ein- bis viersamig. Die einzige Art, Ep. falcata *Aubl.* (l. c. Pois-Sabre der französischen Creolen), ist ein in Gujana einheimischer, gegen 60 Fuß hoher Baum mit abwechselnden, abgebrochen-gefiederten, zwei- oder dreipaarigen, glänzenden Blättern, eiförmigen, langzugespitzten Blättchen, langgestielten, herabhangenden Rispen und rothen Blumen. Das Holz dieses Baumes ist hart, fest, röthlich, harzig und widersteht lange der Fäulniß. (*A. Sprengel.*)

EPETION — Ἐπέτιον — war eine Stadt an der dalmatischen Küste, wahrscheinlich am Kanal der heutigen Insel Brazza. Die Hauptstelle über diesen Ort findet sich bei Polybios (XXXII, 18), durch welche wir erfahren, daß Epetion zu den ältesten Städten der Issier gehörte. Ganz unbedeutend mag die Stadt wol nicht gewesen sein, da Plinius (H. N. III, 26) die Epetini anführt, sowie Ptolemäos (II, 17) und die Peutinger'sche Tafel den Ort ebenfalls, und zwar in der Nähe von Salona, nennen; die letztere auch noch den portus Epetius hinzusetzt. Bei dem Dorfe Stobratz finden sich in der bezeichneten Gegend Ruinen, welche vielleicht von der Lage der ehemaligen Stadt Epetion Zeugniß geben. (*L. Zander.*)

EPFIG, lat. Epiacum, Flecken im französischen Departement des Niederrheins, Canton Barr, Bezirk Schlettstadt, liegt an der Straße von Zabern nach Schlettstadt und hat mit den Weilern Frohnholz, St. Margaretha und einigen einzelnen Häusern 2000 katholische und 167

jüdische Einwohner; auch befindet sich hier die Cantonpfarrei. In der Nähe sind gute Thongruben. — Im J. 1439 wurde Epfig hart von den Armagnaken, welche damals plündernd und verheerend durch das Elsaß streiften, mitgenommen. Im J. 1493 schlossen sich viele Einwohner dieses Orts der Rotte aufrührischer Bauern an, welche unter dem Namen des Bundschuh die Geistlichkeit und den Adel bekämpften, um sich dadurch von dem Drucke und der Noth, unter welchen sie seufzten, zu entreißen. (Nach Expilly, Barbichon und Aufschlager.)

(*Fischer.*)

EPHA (hebr. אֵיפָה, bisweilen auch אֵפָה), ein Hohlmaß der alten Hebräer für trockene Sachen, besonders Getreide. Was die Größe des Epha betrifft, so erkennen wir aus der Bibel selbst wenigstens das Verhältniß desselben zu andern Maßen. Aus Ezech. 45, 11 geht zunächst hervor, daß das Epha (oder die Epha, wie man eigentlich sagen sollte, da das Wort sowol im Hebräischen als im Ägyptischen weiblich ist) an Gehalt dem Bath gleich kam, nur daß letzteres ein Maß für Flüssigkeiten war. Diesem Bath nun gibt Josephus[1]) den Inhalt von 72 Xesten oder Sextarien, welche grade Einen Attischen Metretes ausmachen. Einem solchen Attischen Metretes entspricht also auch an Gehalt die Epha. Folglich ist, wie sich schon hieraus allein ergibt, eine andere Angabe des Josephus, von welcher man sich bei Bestimmung der Epha gewöhnlich leiten läßt[2]), durchaus irrig; sei es, daß der Text eine Corruption erlitten, oder daß Josephus selbst den Fehler verschuldet hat, welches Letztere wahrscheinlicher ist, da die Lesart nicht allein die der griechischen Handschriften ist, sondern auch durch die alte lateinische Version und durch Zonaras bestätigt wird. Es steht dort nämlich die Notiz, daß der Kor (כּוֹר) oder Chomer (חֹמֶר, denn beide Namen sind gleichbedeutend und bezeichnen ein Maß, das 10 Epha oder 10 Bath umfaßt) zehn Attischen Medimnen entspreche, wornach also die Epha = 1 Att. Medimnos wäre, d. i. 6 römische Modii oder 96 Sextarien, circa $^{11}/_{16}$ eines berliner Scheffels. Aber es ist dies gegen die obige Berechnung des Bath offenbar zu viel; denn ein Metretes enthält nur $^{3}/_{4}$ des Attischen Medimnos oder 72 Sextarien oder $4^{1}/_{2}$ römische Modii. Schon Capellus und andere Metrologen[3]) haben den Fehler in jener Stelle des Josephus erkannt, und durch Böckh's gründliche Erörterung ist die Sache außer Zweifel gestellt[4]). Der Inhalt der Epha wäre hiernach auf ungefähr 1994 oder genauer 1993.95 pariser Kubikzoll zu berechnen[5]). Der berliner Scheffel hält $2770^{1}/_{4}$ par. Kubikzoll, die Epha war also um etwa 776 par. Kubikzoll kleiner und verhält sich zu jenem ungefähr wie 7:10. Es mag nur dies noch zur Bestätigung dieser Berechnung erwähnt werden, daß das Maß Seah (hebr. סְאָה, griech. σάτον, bei den Septuaginta oft μέτρον) von den meisten Autoritäten als der dritte Theil der Epha bestimmt wird. So setzen die LXX für das hebräische Wort Epha bisweilen τρία μέτρα, 2 Mos. 16, 36. Jes. 5, 10; desgleichen erklären die chaldäischen Übersetzer an den genannten Stellen und außerdem 3 Mos. 5, 11. 6, 20. 4 Mos. 5, 15. Ruth 2, 17 Epha durch „drei Seah;" ebenso einstimmig die Rabbinen. Halten wir damit die ausdrückliche Angabe des Didymus[6]) zusammen, daß der phönikische Kor 30 Seah, die Seah aber $1^{1}/_{2}$ Modien enthalte, so führt auch dies wieder auf das obige Resultat; denn $1^{1}/_{2}$ Modien sind 24 Sextarien auf die Seah, und dies dreimal genommen gibt eine Epha von 72 Sextarien oder 1 Att. Metretes. Zum Überfluß bestimmen auch Josephus, Hesychius und Hieronymus die Seah auf $1^{1}/_{2}$ italische Modien[7]).

Freilich gibt es daneben der abweichenden und irrigen Angaben genug, wie man es in diesen Dingen kaum anders erwartet; aber das richtige Verhältniß dieses Maßes ist durch eine hinreichende Anzahl gewichtiger Zeugnisse constatirt. Wie wir auf jene Abweichungen hier nicht wohl eingehen können, so würde es auch unangemessen sein, die Vergleichung mit andern Maßen noch weiter zu führen. In der letztern Beziehung wird nur etwa das Ägyptische Maß nachher noch zu berücksichtigen sein, und es genügt wol, für die Epha in dem Attischen Metretes einen so festen und entsprechenden Vergleichungspunkt erkannt zu haben. Zu weiterer Festigung dieses Punktes können wir uns indessen noch auf die exegetische Tradition berufen, welche in den alten Übersetzungen der Bibel niedergelegt ist. Zwar schwanken dieselben vielfach in der Übertragung der hebräischen Maße, oder sie verschmähen auch wol jede Vergleichung, indem sie nur den hebräischen Namen wiedergeben; aber dennoch gibt es eine Anzahl von Stellen, wo sie dem Bath (= Epha) ausdrücklich den Metretes gegenüberstellen. So die Septuaginta 2 Chron. 4, 5, die Vulgata in derselben Stelle und 2 Chron. 2, 10 (obwol hier unmittelbar daneben satum, d. i. Seah, dafür steht), die alte syrische Version 1 Kön. 7, 26. 38, auch Luc. 16, 6; endlich auch Saadia Jes. 5, 10 (denn daß das hier von ihm gebrauchte Wort مطر diesen Sinn habe, schließt man aus Joh. 2, 6, wo der Araber der Polyglotten dasselbe für μετρητής setzt).

Da das Wort Epha in den Semitischen Sprachen keine eben sehr wahrscheinliche Etymologie hat[8]), so ist längst vermuthet worden, daß der Name Ägyptisch sei, und es vereinigt sich fast Alles zur Bestätigung dieser Annahme. Unwahrscheinlich ist sie schon darum nicht, weil auch der Name eines andern Hohlmaßes, des Hin (הִין), welches $^{1}/_{6}$ Bath oder 12 Sextarien enthält, und

1) *Joseph.* Antiq. VIII, 2, 9. Er schreibt βάδος. 2) Ibid. XV, 9, 2. Vgl. *Eisenschmid*, De ponderibus et mensuris. p. 88. Bauer's Lehrb. der hebr. Alterth., herausg. von Rosenmüller. (1835.) S. 56. de Wette's Archäologie. §. 183. *Gesenius*, Thesaur. l. hebr. I. p. 83. Winer's Bibl. Realwörterb. II. S. 50. 2. Ausg. 3) *Capellus*, De mensur. et pond. p. 108. Cf. *Salmas.* ep. 67. p. 142. 4) Böckh's Metrologische Untersuchungen. (Berl. 1838.) S. 259 fg. 5) Böckh a. a. O. S. 261. 278.

6) *Didymus* Cap. 21 (edirt von A. Mai im Anhange zu Iliadis fragm. et pict.). Vgl. Böckh S. 259. 7) *Joseph.* Ant. IX, 4, 5. *Hieron.* in *Matth.* XIII. Böckh S. 260. 8) Man hat אפף (umgeben) verglichen und „rundes Maß" erklärt.

also auch zu dem Inhalte der Epha in einem bestimmten Verhältnisse steht, entschieden Ägyptischen Ursprungs ist *). Es spricht ferner dafür, daß die Alexandrinischen Übersetzer das Wort meist beibehalten, und zwar in einer etwas abweichenden Form, sodaß es nahe liegt zu glauben, daß sie dieselbe der Ägyptischen näher zu bringen suchten. Sie haben am häufigsten die Form οἰφι oder οἰφί, daneben findet man in den Handschriften οἰφεῖ, ὑφί, ὑφεί, Formen, welche bei itacistischer Aussprache mit jenen fast ganz übereinstimmen. Der koptische Übersetzer des Pentateuch setzt dafür gleichfalls ⲱⲓⲡⲓ, und der arabische Übersetzer der Propheten, der, selbst ein Alexandrinischer Geistlicher, von den LXX abhängig ist, wählt wenigstens an einer Stelle (Ezech. 45, 13) dafür das gleichlautende arabische Wort ويبة (weibeh). Dies letztere ferner gebraucht auch der Ägyptische Jude Saadia, um das hebräische אֵיפָה auszudrücken, wenigstens an allen den Stellen, wo es das bestimmte Gemäß dieses Namens bezeichnet, wo darnach gezählt oder gerechnet wird. Man s. Saadia in den Stellen 2 Mos. 16, 36. 3 Mos. 5, 11. 6, 20. 4 Mos. 5, 15. 28, 5 und Jes. 5, 10. — Das koptische ⲟⲩⲟⲓⲡⲉ und ⲟⲩⲱⲓⲡⲓ weisen als Getreidemaß, und zwar als gleichbedeutend mit ويبة, de Sacy und Peyron aus Kircher und Zoega's Katalog nach [9]), und die Ableitung desselben von ⲱⲡ, ⲟⲩⲱⲡ, ⲉⲡ, zählen, berechnen, Passiv ⲏⲡ, gezählt werden, ⲏⲡⲓ, Zahl u. s. w., deutet schon Jablonsky an [10]). In hieroglyphischen Denkmälern kommt dasselbe in der Figur eines gehäuften Getreidemaßes vor, dessen Namen Champollion ⲟⲓⲡⲉ schreibt und durch boisseau übersetzt [11]). Nach diesem Allen wird es kaum einem Zweifel unterliegen, daß wenigstens die Benennung dieses Ägyptischen Maßes mit dem Namen der hebräischen Epha eins ist, und es würde sich nur darum handeln, auch noch die Übereinstimmung des Inhalts beider Maße nachzuweisen, um die völlige Identität derselben zu constatiren. Aber dieser Versuch will uns zur Zeit bei den unvollständigen und schwankenden Nachrichten über die Maße des alten Ägyptens noch nicht gelingen. Böckh, der neueste und gründlichste Forscher in diesen Dingen, hat im Gegentheil nach Didymus, Epiphanius und Isidor festgestellt [12]), daß die alte Artabe (jetzt Ardebb, اردب, genannt) mit der hebräischen Epha gleichen Gehalt gehabt; und doch ist in Ägypten jetzt, und soweit die Nachrichten der Araber zurückgehen, dieses Maß das Sechsfache der Weibeh, in welcher wir die alte ⲟⲓⲡⲉ und die Epha selbst erkannten! In der That scheint gegen Böckh's Annahme nicht blos jenes neuere Ägyptische Maß zu streiten, sondern auch eine von ihm übersehene Stelle der LXX, die in dieser Sache, so unsicher oder nachlässig sie sich auch sonst erweisen, immerhin eine gewisse Autorität in Anspruch nehmen. Sie setzen nämlich Jes. 5, 10 für den hebräischen Chomer „sechs Artaben." Da nun der Chomer 10 Epha und folglich 720 Sextarien befaßt, so würde die Artabe nach dieser Angabe 120 Sextarien enthalten haben, also grade soviel wie der babylonisch-syrische Metretes [13]), oder 48 Sextarien mehr als der Attische Metretes oder die Epha. Indessen bliebe diese Artabe noch um ein Bedeutendes hinter der neuern zurück. Letztere beträgt nämlich nach Lane [14]), einer der besten Autoritäten, in Cairo ungefähr 5 englische Bushels. Der Bushel enthält nach Niemann 1831⅘ par. Kubikzoll, folglich diese neuere Artabe nicht weniger als etwa 9159 par. Kubikzoll. Da nun die Weibeh den sechsten Theil davon ausmacht [15]), so erhalten wir für dieselbe circa 1526½ par. Kubikzoll, was wiederum gegen die Epha von 1994 Kubikzoll viel zu gering ist. — Es scheint hieraus wenigstens das zu folgen, daß diese Ägyptischen Maße im Laufe der Zeiten manche Veränderung erlitten haben; und so wäre die Möglichkeit nicht abgeschnitten, daß einst Epha und Weibeh oder Oisi wie im Namen, so auch im Inhalt mit einander übereinkamen. (*E. Rödiger.*)

EPHA (עֵיפָה), ist der Name eines Landes oder Volkes, das Jes. 60, 6 neben Midian und Saba gestellt wird, und dessen Karavanen Gold und Weihrauch nach dem vom Propheten geschilderten neuen Jerusalem bringen sollen. In einer Genealogie der Genesis (25, 4) wird Epha als ein Sohn Midian's aufgeführt, und ebenso in der Wiederholung dieser Stelle 1 Chron. 1, 33. Alles dies führt auf eine arabische Völkerschaft an den nördlichern Küsten des rothen Meeres, in der Nachbarschaft der Midianiter, mit welchen dieselbe den Binnenhandel zwischen dem südlichern Arabien (Saba) und Palästina betrieb. Es ist dabei allem Anscheine nach an die alte Handelsstraße zu denken, welche über Elath nach Gaza und andern Punkten dieser Gegend führte. Von ähnlichen Namen aus der neuern Zeit hat sich bis jetzt kaum etwas Entsprechenderes dargeboten, als der Ort Gaifa (غيفة oder غيفا) in der heutigen Provinz Scharkije unweit Belbeis, also in der Nähe des alten Pelusium [1]). Den ersten Buchstaben des Namens sprachen auch die Septuaginta als hartes Ain, denn sie schreiben Γαιφά oder Γαιφάρ, welche letztere corrumpirte Form auch der von den LXX abhängige arabische Übersetzer des Jesaia ausdrückt. Diese Combination, welche schon Bochart andeutet [2]), würde vollständig genügen, wenn sie uns nicht von dem eigentlichen Wohnsitze der Midianiter (am östlichen Ufer des älanitischen Golfes) fast zu weit abführte. In dieser Beziehung wäre die Vergleichung des Berges und Fleckens Hippus (Ἵππος), welchen Ptolemäus nicht weit südlich von Modiana oder Midian verzeichnet, angemessener; aber hierbei hat man wiederum keine so schlagende Ähnlichkeit des Namens, wie im ersten Falle. Auf keinen Fall darf man jedoch mit Bochart dieses Hippus mit jenem Gaifa identificiren. (*E. Rödiger.*)

*) *Leemans*, Lettre à Salvolini. p. 160. 9) *De Sacy*, Abdallatif. p. 153. *Peyron*, Lex. copt. p. 150. 10) *Jablonsky*, Pantheon aegypt. II. p. 229. *Ejusd.* Opuscc. ed. *te Water*. I. p. 182. II. p. 335. 11) *Champollion*, Gramm. égypt. p. 221. 12) Böckh a. a. O. S. 242.

13) Böckh S. 258. 14) *Lane*, Account of the manners and customs of the modern Egyptians. (London 1836.) Vol. II. p. 377. 15) Lane ebendas.

1) Firusabadi's Kamus. S. 1211 der Calc. Ausg. De Sacy's Abdallatif. p. 616. 2) *Hieroz.* I. p. 15. ed. Lips.

EPHEBEIA, EPHEBEION, EPHEBI (*Ἐφηβεία, Ἐφηβεῖον, Ἔφηβοι*). So wenig Schwierigkeit und Zweifel in sprachlicher Hinsicht über Sinn und Bedeutung dieser Ausdrücke herrschen kann, welche auf die Jünglingsperiode, wie sie dem Eintritt in das kräftige Mannesalter zunächst vorhergeht, sich beziehen [1]), so knüpfen sich doch in Athen an diese Ausdrücke politische Beziehungen von solcher Wichtigkeit und Bedeutung, daß wir darin wol einen Hauptabschnitt in der Lebensperiode eines jeden frei geborenen Atheners anzuerkennen, den Eintritt in die Ephebie aber als einen wichtigen politischen Act zu betrachten haben [2]). Die Wichtigkeit dieses Eintrittes läßt sich schon aus dem Umstande ermessen, daß demselben gesetzmäßig eine zweijährige Vorbereitung vorausgehen mußte, welche von dem jungen Athener zunächst den Übungen der Gymnastik, also der körperlichen Ausbildung und Erkräftigung — denn kräftige, gesunde, starke Männer wollte und sollte der Staat sich erziehen — gewidmet wurden. Man nannte dies *διετὲς ἡβῆσαι* (s. *Bekker*, Anecdd. p. 255. *Harpocrat.* s. v. *ἐπιδιετὲς ἡβῆσαι*. Etymolog. Magn. p. 359, 17. *Suidas* s. v. *Demosthen.* Adv. Steph. II. p. 1135 etc.); und es scheint nach diesen und andern Stellen kaum zweifelhaft, daß an die Zeit vom 16—18. Jahre bei dieser zweijährigen Vorbereitung zu denken ist, mithin an das 14. Jahr oder irgend ein anderes nur irrthümlich gedacht werden kann (s. K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 123. Not. 3). War diese Periode der *ἥβη* geschlossen, so folgte die Aufnahme unter die *ἔφηβοι* oder der Eintritt in die Ephebie. Ob dieser Eintritt in den Anfang des 18. Lebensjahres zu setzen, wie mehre Gelehrte anzunehmen geneigt sind, oder nach Ablauf dieses Jahres, wie Andere behaupten, wollen wir hier nicht entscheiden; doch scheint uns die letztere Annahme wahrscheinlicher, und selbst in den Ausdrücken der Lexikographen [3]) begründeter, und höchstens die Ausnahme zu verstatten, daß in einzelnen Fällen die Aufnahmezeit verschieden gewesen, ohne jedoch damit das, was als allgemeine Regel und Norm angenommen werden zu müssen scheint, umzustoßen. (Vgl. K. Hermann a. a. O. Not. 5 und daselbst die Stelle aus Teles bei *Stobaeus*, Serm. XCVI. p. 533: *ἐξ ἐφήβων ἐστὶ καὶ ἤδη εἴκοσιν ἐτῶν*.) Ob diesem Eintritt auch eine Untersuchung des Körpers vorausgegangen, um sich von der vollen Pubertät des Jünglings zu überzeugen, oder ob diese, wie Schömann (De Comitt. p. 78 seq. 379) glaubt, nur dann stattgefunden, wenn Vormünder ihren Mündel vor dem 20. Jahre unter die Männer aufnehmen und dadurch zum Antritte des väterlichen Erbes ermächtigen lassen wollten, oder ob gar, wie Petitus (Legg. Att. II, 4. p. 229 seq.) annimmt, eine doppelte Beschauung der Art stattgefunden, die eine vor Aufnahme unter die Epheben im 18., die andere beim Austritte im 20. Jahre, wollen wir nicht entscheiden, da die Stellen der Alten (s. insbesondere *Aristoph.* Vesp. 578 [553 *Both.*] mit den Scholien, und andere bei Schömann a. a. O.) sich über diese Dokimasie, welche die Aufnahme unter die Epheben oder die Männer bestimmt haben soll, nicht näher erklären, obwol sie besonders in Bezug auf Waise und Mündel davon reden, während eine Stelle des Plato (De legg. XI. p. 925 A.) eher vermuthen lassen könnte, daß vielmehr physische Rücksichten mit Bezug auf die nun zu schließende Ehe und Kindererzeugung, die ja nach Attischem Gesetz als Zweck und Ziel der Ehe angesehen ward, bei dieser Dokimasie zu Grunde gelegen, die dann nicht wol in den Anfang der *ἥβη* (wie K. Hermann richtig gegen Böckh bemerkt a. a. O. Not. 3), sondern in das 18. Jahr verlegt werden mußte.

Wie dem auch sei, so erfolgte jedenfalls die Aufnahme des Jünglings, der die bemerkte zweijährige Vorbereitung erfüllt hatte, unter die Epheben durch die feierliche Einzeichnung seines Namens in das Gemeindebuch (*ληξιαρχικὸν γραμματεῖον*), welches das Verzeichniß der zu der Gemeinde (*δῆμος*) gehörigen Bürger enthielt, darum auch durch die Gemeinde- oder Ortsvorsteher, die Demarchen, geführt ward, und, wie sein Name andeutet, insbesondere zum Antritte seines Antheils am väterlichen Vermögen (*λῆξις*) den Einzelnen ermächtigte [4]). Mit dem Eintrage in dieses Buch erfolgte dann die feierliche Leistung des Bürgereides in dem Heiligthume der Agraulos, oder, wie Andere sie nennen, Aglauros [5]), welches nach Pausanias (I, 18. §. 2) oberhalb des Tempels der Dioscuren lag, da wir hier doch schwerlich an die Kapelle dieser Göttin auf der Burg, da wo sie sich herabgestürzt haben sollte, und wo später die Perser eindrangen (s. *Herodot.* VIII, 53 und daselbst meine Note T. IV. p. 70) denken dürfen. Diese Gottheit wird bekanntlich als eine von den Töchtern des Kekrops in dem Mythus bezeichnet, welche sich sammt ihren beiden Schwestern Herse und Pandrosos von der Akropolis und zwar da, wo sie am abschüssigsten war, heruntergestürzt; ihr Name — die Helle — mit welchem Athene selbst mitunter bezeichnet wird (*Harpocrat.* s. v. *ἔστι δὲ καὶ ἐπώνυμον Ἀθηνᾶς*), sowie andere Spuren eines strengen und feierlichen Cultus führen uns hier auf einen alten

1) Daher auch *ἐφηβᾶν* ad pubertatem accedere, pervenire bei *Herodot.* VI, 83. *Aeschyl.* Sept. c. Theb. 662. *Blomf.* — Ganz verschieden von den oben genannten Worten ist *ἔφηβος* als Bezeichnung einer eigenen Art von Trinkgefäßen bei *Athenaeus* X. p. 424 C. und XI. p. 469 A. 2) Außer den im Verfolg genannten Schriften von Schömann, Wachsmuth, C. Hermann, C. O. Müller und Andern s. über die Attische Ephebie insbesondere die beiden Abhandlungen von Böckh im Index Lectt. von Berlin, Sommer 1819 und Winter 18¹⁹/₂₀, abgedruckt auch bei Seebode, Neues Archiv. 1828. III. S. 78 fg. 3) *Pollux* VIII, 105: *εἰς μὲν τοὺς ἐφήβους εἰσῄεσαν ὀκτωκαίδεκα ἔτη γενόμενοι* (nicht *γινόμενοι*) — *εἰκοστῷ δὲ ἐνεγράφοντο τῷ ληξιαρχικῷ γραμματείῳ*. *Harpocrat.* am oben a. O.: *ἔφηβοι παρ' Ἀθηναίοις ὀκτωκαιδεκαετεῖς γίνονται καὶ μένουσιν ἐν τοῖς ἐφήβοις ἔτη δύο· ἔπειτα τῷ ληξιαρχικῷ ἐγγράφονται γραμματείῳ* etc., was die andern oben genannten wiederholen.

7) s. *Schömann*, De comit. Atheniens. p. 379 und daselbst in der Note die Stellen des Harpokration, Suidas, Hesychius u. d. W. *Pollux* VIII, 104. 5) So schreibt Pausanias (I, 2. §. 5. I, 18. §. 2), so auch Herodotus (VIII, 53); Andere, z. B. Plutarch (Vit. Alcib. 15.), haben die andere, ebenfalls in Athen, wie es scheint, gebräuchliche Form; s. Creuzer, Symbol. II. S. 729. Not. 515 der zweiten Ausg.

Feuer- und Lichtdienst[6]), der in den Personificationen und Genealogien des altattischen Königshauses überhaupt angedeutet ist und insofern auf die ersten Spuren einer Civilisation und eines geordneten Staatslebens im alten Attika uns zurückweist. Dann würde es minder auffallend erscheinen, sondern einigermaßen erklärbar, warum grade in dem Tempel dieser Göttin die feierliche Ablegung des Bürgereides, durch welchen der junge Athener nun erst in den Staat als ein selbständiges Glied aufgenommen ward, stattfand. Die Worte des Eidschwures selbst, den uns Stobäus (Sermon. XLI, 141) und Pollux (VIII, 106) aufbewahrt haben, und der daraus auch in die neuesten Ausgaben des Redners Lykurgus (z. B. §. 77. ed. *Baiter*) übergegangen ist, während Plutarch (Vit. Alcib. Cap. 15) dessen Hauptinhalt kürzer andeutet, bestätigen gewissermaßen diese Vermuthung; sie lauten nämlich, wie folgt:

„Ich will nicht beschimpfen die heiligen Waffen, noch verlassen den Nebenmann, bei dem ich stehe, ich will vertheidigen die Tempel und die Heiligthümer, einzeln und mit Vielen; das Vaterland aber will ich nicht geringer hinterlassen, sondern größer und mächtiger, als ich es empfangen; auch willig Gehör geben den jedesmal verständig Richtenden, und den bestehenden Satzungen, sowie allen andern, die das Volk in Eintracht feststellen wird, gehorchen. Und wenn Jemand die Satzungen umstößt oder ihnen keinen Gehorsam leistet, so will ich dieselben, allein wie mit Allen, vertheidigen; auch will ich die väterliche Religion in Ehren halten. Deß Zeugen sind die Götter: Agraulos, Enyalios, Zeus, Thallo, Auro, Hegemona."

Nach diesen höchst merkwürdigen Worten möchte man wol schließen, daß der Eid in der vollen Rüstung, mit welcher der junge Athener hier zum ersten Male feierlich erschien, abgelegt worden sei; was, wenn wir der Annahme Böckh's[7]) folgen dürfen, im Herbste, und zwar im Monat Boedromion, bei dem der Agraulos zu Ehren in diesem Monat gefeierten Feste der Agraulien, geschehen. Wenn nun aber mehrfach in neuern Schriften[8]) diese erste Anlegung der Rüstung als ein feierlicher Act der Wehrmachung dargestellt wird, welche vor dem versammelten Volke, also öffentlich, stattgefunden, indem der junge Mann Speer und Schild erhalten, um so gerüstet dann den bemerkten Bürgereid abzulegen, so scheint doch kaum aus der in dieser Beziehung nicht ganz bestimmten und klaren Stelle des Aristoteles bei Harpokration[9]), aus welcher dies gewöhnlich abgeleitet wird, die Allgemeinheit einer solchen Sitte hervorzugehen, die darum Böckh[10]) unter Beiziehung einer andern Stelle des Äschines (in *Ctesiph.* Cap. 47 p. 541 seq.) blos auf die Söhne der im Felde gefallenen Athener, also auf Waisen, beschränkt wissen will, insofern diese mit dem vom Staate ihnen verliehenen Waffen, welche die andern Athener aus eigenen Mitteln anzuschaffen genöthigt waren, feierlich bei dem Feste der städtischen Dionysien, die unter großem Zulaufe des Volks im Monat Elaphebolion gefeiert werden, im Theater vor dem zahlreich versammelten Volke erschienen, und dann gegen Ende des Jahres mit den übrigen jungen Athenern in das Gemeindebuch eingetragen wurden und den Bürgereid ablegten.

War also der junge Athener auf diese Weise mit vollendetem 18. Jahre unter die Epheben feierlichst aufgenommen (*εἰς ἐφήβους τελεῖν* bei *Pollux* II, 19), so erfolgte ein zweijähriger Waffendienst für den Staat. Es erstreckte sich derselbe jedoch nicht über die Grenzen Attika's, außerhalb deren nur diejenigen verwendet wurden, welche bereits älter, aus der Zahl der Epheben getreten waren; die Epheben dienten als eine Grenzwache unter dem Namen *Περίπολοι*[11]); sie lagen in den verschiedenen festen Plätzen an den Grenzen des Landes, umzogen dieselben bewachend (daher auch wol der Ausdruck *Περίπολοι*, Circuitores), und übten sich so auch in andern Theilen des militairischen Dienstes, als Vorbereitung zum künftigen Dienste im Felde, wozu selbst Aufwerfen von Schanzen und ähnliche Arbeiten, nach Plato's Äußerung (De legg. VI. p. 778 vgl. 760 C.), gehören mochten, ohne daß jedoch dieser Dienst, wie wir aus den Worten des Scipio bei *Cicero*, De republ. IV, 4 („quam levis epheborum illa militia") schließen können, besonders streng war. Übrigens möchte man fast nach der bemerkten Stelle des Aristoteles[12]) schließen, daß dieser eigentliche Grenzdienst abwechselnd ein um das andere Jahr versehen worden, und in dieser Beziehung eigentlich nur ein Jahr gedauert, während das andere der beiden Jahre, welche die Dauer der Ephebie jedenfalls umfaßte, anderen Waffenübungen und gymnastischen Übungen zugetheilt gewesen. So gelangte der Ephebe eigentlich erst mit vollendetem 20. Jahre in den Genuß und in die Ausübung aller der bürgerlichen und politischen Rechte, deren er durch seine Aufnahme in das Gemeindebuch und die Leistung des Bürgereides, wodurch seine politische Mündigkeit erklärt war, theilhaftig

6) s. Creuzer, Symbol. II. S. 729 fg., vergl. mit *Meursius*, Athen. Att. I, 7, und Anderes, was ich zu Plutarch's Alcibiad. cap. 16. p. 143 und 144 nachgewiesen habe; vergl. mit S. 240 fg. 7) Index Lectt. 18¹⁹/₂₀. (Berolin.) p. 4. 5. 8) z. B. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. I, 1. S. 252. *Schömann*, De comitiis Athen. p. 331. Vergl. auch K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 123. Not. 8. 9) Die Worte selbst lauten *s. v.* *περίπολοι* p. 241 (*Aristotel.* Rerr. publl. Reliq. ed. *Neumann.* p. 92): *Ἀριστοτέλης ἐν Ἀθηναίων Πολιτείᾳ περὶ τῶν ἐφήβων λέγων φησὶν οὕτως· „τὸν δεύτερον ἐνιαυτόν, ἐκκλησίας ἐν τῷ θεάτρῳ γενομένης, ἀποδεξάμενοι τῷ δήμῳ περὶ τὰς τάξεις καὶ λαβόντες ἀσπίδα καὶ δόρυ παρὰ τοῦ δήμου περιπολοῦσι τὴν χώραν καὶ διατρίβουσιν ἐν τοῖς φυλακτηρίοις· παρατηρητέον οὖν, ὅτε ὁ μὲν Ἀριστοτέλης ἕνα φησὶν ἐνιαυτὸν ἐν τοῖς περιπόλοις γίγνεσθαι τοὺς ἐφήβους· ὁ δὲ Αἰσχίνης δύο.*" Ebenso *Photios* p. 420 und *Suidas s. v.*

10) Am oben a. O. S. 5. 11) s. außer der angef. Stelle des Harpokration *Pollux* VIII, 105: *— ἔφηβοι — περιῄεσαν τὴν χώραν φυλάττοντες, ὥσπερ ἤδη μελετῶντες τὰ στρατιωτικά — δύο δὲ (ἔτη) εἰς περιπόλους ἠριθμοῦντο.* 12) s. die Anfangsworte (*τὸν δεύτερον ἐνιαυτὸν* etc.) und den Schluß der vorhin angeführten Stelle von den Worten *παρατηρητέον οὖν* an, wo der mehr scheinbare als reelle Widerspruch des Aristoteles mit Äschines gewiß nicht mit Neumann so zu deuten, als ob Aristoteles die ältere Zeit, Äschines die spätere, welche zwei Jahre statt einer frühern einjährigen Frist festgesetzt, bezeichne. Weit vorsichtiger drückt sich Schömann aus a. a. O. S. 332. Auch die vorher citirte Stelle des Pollux von zwei Jahren wird sich dann als allgemeine, minder genaue Ausdrucksweise erklären lassen, ohne daraus einen Widerspruch abzuleiten.

geworden war, und daraus möchte es sich am ersten erklären lassen, warum mehre alte Grammatiker den Eintrag in das Gemeindebuch in das 20. Jahr setzen[13]), was sicher nicht der Fall war. Nun war der Ephebe in jeder Beziehung mündig und selbständig geworden, er konnte vor Gericht erscheinen wie in der Volksversammlung, und hier die Rechte eines Bürgers in vollem Umfange des Wortes ausüben; nur die Theilnahme an dem Volksgerichte oder der Heliäa gewann er erst mit vollendetem 30. Jahre. Aber nicht blos in Bezug auf politische Rechte war er mündig; auch in allen andern häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen war er es; er konnte nun sich standesmäßig verheirathen und einen eigenen Hausstand sich bilden, sein Vermögen selbst verwalten und alles dahin Gehörige besorgen, er konnte erben, oder auch selbst ein Testament machen und dergl.

Was die bereits oben angeführten körperlichen Übungen der Epheben betrifft, so waren dazu nicht blos in Athen, sondern auch in andern griechischen Städten, wie denn Pausanias (II, 10. §. 6. VII, 27. §. 2) Beispiele aus Pellene in Achaja und Sikyon anführt, zunächst die Gymnasien bestimmt, jedoch schwerlich so ausschließlich, daß nicht auch Knaben in denselben sich geübt[14]). So erklärt es sich, wie Theophrast (Charact. IV. und dazu *Casaubon.*) zwischen solchen Gymnasien, in welchen Epheben sich übten, und andere, wo dies nicht stattfand, unterschied, Strabo aber (V. p. 268. s. 377) *γυμνάσια* und *ἐφηβεῖα* neben einander nennt, ohne daß jedoch daraus, wie Petitus und Corsini (Fast. Att. II, 11. p. 135) gethan, die Annahme von besondern Gymnasien für die Epheben, und von besondern für die Knaben gefolgert werden kann, zumal da in den Gymnasien ein besonderer Raum, *τὸ ἐφηβεῖον*, genannt wird, der für die Übungen der Epheben zunächst dienen mochte[15]), oder auch, wie bei Pausanias (Lacon. 14) *Ἐφηβεῖον* von dem Gymnasium überhaupt gesagt wird. Vitruvius (V, 11) verlangt in seiner Beschreibung von der Anlage einer Paläſtra und zwar einer griechischen, in der Mitte ein Ephebeum als einen geräumigen Saal, der um den dritten Theil länger als breit ist, mit Sitzen versehen, rechts mit einem Coryceum und einem an dieses stoßenden Conisterium, während auf der linken Seite das Elaeothesium und Frigidarium oder die Räume zum Oelen und zum Abkühlen sich anschließen. Die Aufsicht über die Epheben bei diesen Übungen führte wahrscheinlich der Gymnastes; vielleicht nahm, in der spätern Zeit wenigstens, auch der Pädotribe daran Antheil[16]). Auch der Gymnasiarch beaufsichtigte die Epheben, insbesondere früherhin, insofern aus Inschriften späterer Zeit hervorzugehen scheint, daß die Epheben wie die Knaben besondere Gymnasiarchen hatten, wie denn auch in einer Stelle (bei *Arrian*, Epictet. III, 7 vergl. 1) neben dem *γυμνασίαρχος* ein *ἐφήβαρχος* genannt wird[17]).

Da die Epheben auf diese Weise einen besondern, selbst politischen Stand bildeten, so wird es auch nicht befremden, wenn wir sie durch eine besondere Kleidung ausgezeichnet finden; in dieser Beziehung legt ihnen Pollux (X, 164) unter Anführung einer Stelle des Attischen Komikers Philemon die Chlamys, oder den leichten Mantel, der mit einer Schnalle oder Spange über der rechten Schulter befestigt wurde und bis auf die Kniee herabfiel, bei, sowie als Kopfbedeckung den Petasos[18]), den, gleich der Chlamys auch Reiter gern zu tragen pflegen, sowie ihn auch Merkur trägt, ein leichter Hut mit breiter Krämpe, auch als Sonnenhut und Schirmhut gebraucht. Nach einer Angabe des Philostratus (Vit. Sophist. II, 1. §. 5) hätten die Epheben, mit einer schwarzen Chlamys bekleidet, in der Volksversammlung gesessen, wofür jedoch Herodes eine weiße substituirt. Auch im Theater scheint, nach einer andern Stelle des Pollux[19]) zu schließen, ein besonderer Platz ihnen angewiesen gewesen zu sein.

Blicken wir endlich noch auf andere griechische Staaten, so finden wir, wenn auch unter veränderten Namen, obwol auch hier der Attische Ausdruck *ἔφηβοι* in allgemeinerem Sinne, blos um die gleiche Altersperiode zu bezeichnen, oftmals angewendet wird, ähnliche Einrichtungen, wie zu Athen; zumal in Dorischen Staaten, wo auf die kräftige Ausbildung des Körpers und auf Alles, was in das Gebiet der Gymnastik gehört, ein so hoher Werth und eine so große Bedeutung gelegt ward. So trat in Sparta[20]) der Jüngling mit dem 18. Jahre aus den Knaben heraus, und hieß im zweiten Jahre darauf *εἴρην*; auch kommt der Ausdruck *σφαιρεῖς* von solchen dort vor, welche auf dem Übergange von den Epheben zum Mannesalter standen: ein Ausdruck, der allerdings auf das Ballspiel (*σφαῖρα*), als eine ihrer Hauptübungen, sich zu beziehen scheint, grade wie zu Athen auch eine eigene Art des Ballspiels der Epheben (*ἡ ἐπίσκυρος ἐφηβική* bei *Pollux* IX, 104) erwähnt wird. Auch die Aussendung der jungen Spartaner zur Kryptie, welche in die Jahre vor zwanzig fällt, und Ähnliches, kann als Analogie zu dem Dienste der Epheben als *περίπολοι* zu Athen, mit Bezug auf militairische Vorbereitung zum eigentlichen Felddienste gelten. Endlich werden auch in Sparta eigene Aufseher oder Sophronisten dieser Epheben genannt, die selbst in gewisse Abtheilungen getheilt gewesen zu sein scheinen, grade wie dies zu Kyrene der Fall war, wo die Epheben in ähnlichen Verbindungen standen, die nach der Zahl der

13) s. die oben schon angeführten Stellen des Harpokration und Pollux. Wir folgen Hermann a. a. O. S. 123. Not. 11. 14) Das Nähere darüber, sowie über das Folgende s. in Krause, Theagenes oder wissenschaftl. Darstellung der Gymnastik. S. 160. 15) s. Krause a. a. O. S. 134 fg. 162 fg. — Von diesem *ἐφηβεῖον* ist wohl zu unterscheiden *Ἐφηβαῖον*, d. i. die Scham, bei *Pollux* II, 170; vergl. *Foesius* s. v. *Ἐπίσειον*. 16) s. Krause a. a. O. S. 241. 244 und vergl. Hermann a. a. O. S. 150. Not. 4. §. 176. Not. 18.

17) Bei Plutarch (Arat. 53) heißt es bei dem dem Andenken des Aratus zu Ehren gefeierten Feste: *συνεπόμπευεν ὁ γυμνασίαρχος ἡγούμενος τῶν τε παίδων καὶ τῶν ἐφήβων*. Ein Mehres über diese Verhältnisse bei Krause a. a. O. S. 216. 217. 18) s. Schneider u. d. W. im Lexikon und daselbst auch 2 Makkab. 4, 12. 19) IV, 122: *ἐκαλεῖτο δέ τι καὶ βουλευτικὸν μέρος τοῦ θεάτρου καὶ ἐφηβικόν*. 20) Das Nähere darüber s. bei Müller, Dorer II. S. 301 fg. — *ἔφηβοι* zu Sparta nennt Pausanias (Lacon. 14. §. 9 und 20. §. 1), wo sie demselben Enyalios ein Opfer bringen, dem auch die Attischen Epheben den Bürgereid (s. oben) schwören.

Dreihundert den Namen τριακάτιοι führten. Vgl. Müller, Dorer II. S. 304. (*Baehr.*)

Ephebus *Salisb.*, s. Erica.

EPHEDRA. Eine Pflanzengattung, welche zuerst bei Tournefort (Institt. p. 663. t. 477) unter diesem Namen mit Sicherheit nachzuweisen ist, aus der 7. Ordnung der 16. (oder aus der 10. Ordnung der 22.) Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Taxinen (Coniferae). Char. Die Blüthen diöcisch: die männlichen fast kätzchenartig, mit schuppenförmigen Stützblättchen versehen; der Kelch bei beiden Geschlechtern zusammengedrückt, bis zur Hälfte gespalten; die Corolle fehlt; die Staubfäden sind zu einem oberhalb zertheilten Säulchen zusammengewachsen: die Antheren zwei- oder vierfächerig, jedes Fach sich mit einem Löchlein an der Spitze öffnend; zwei kurze fadenförmige Griffel mit zugespitzten Narben; die Frucht besteht aus dem saftig werdenden Kelche, welcher zwei Samen einschließt; der Embryo ist umgekehrt. (*Richard*, Conif. t. 4. 29.) Es sind fünf Arten dieser Gattung bekannt, welche als blattlose, den Casuarinen und Schachtelhalmen ähnliche Sträucher mit gelblich-grünen Blüthen und süßlichen, rothen Beeren auf felsigem, sandigem Boden sehr zerstreut vorkommen. 1) Eph. distachya *L.* (Schkuhr, Handb. t. 339, die weibliche Pflanze. *Lamarck*, ill. t. 830. Polygoni quartum genus *Plinius*, H. N. 27, 91. τράγος *Dioscorides*, Mat. med. IV, 51. Meerträubchen, Sea-grape der Engländer, Uvette der Franzosen), ein 2—3 Fuß hoher, sehr ästiger Strauch mit zweizähnigen, stumpfen Gelenkscheiden und zu zwei oder drei beisammen- und einander gegenüberstehenden Blüthenkätzchen, deren Stiele kürzer als die Kätzchen sind. Die Blüthen dieses Strauches, welcher im südlichen Europa (auch in Ungarn, Tyrol und in der Schweiz) und im nördlichen Afrika einheimisch ist, waren früher unter dem Namen Amenta Uvae marinae officinell. 2) Eph. monostachya *L.* (Ephedra amentis solitariis *Gmelin*, Fl. sibir. I. p. 171. t. 37. 38. *Pallas*, Fl. ross. II. p. 87. [Eph. polygonoides.] t. 83), etwas kleiner und mit einzeln zerstreut- oder gegenüberstehenden Kätzchen, deren Stiele länger als die Kätzchen sind. Wächst in Sibirien, in der Krim, in Bessarabien und in Ungarn. Die Zweige dieses Strauches, welche scharf und widerlich schmecken, werden von den Kirgisen gegen Katarrh gebraucht, und sind auch in einige europäische Pharmakopöen aufgenommen worden. 3) Eph. fragilis *Desfontaines* (Flor. atlant. II. p. 372. Equisetum montanum creticum *Pr. Alpin.* Exot. 141, die männliche Pflanze), wie die vorhergehende Art, aber mit tiefgespaltenen stumpfen Gelenkscheiden und zusammengehäuften, ungestielten Blüthenkätzchen. Auf Kreta und im nördlichen Afrika. 4) Eph. altissima *Desfont.* (l. c. p. 371. t. 253. Eph. aphylla *Forsk.* aeg., vielleicht Ephedra s. Anabasis *Plin.* H. N. XXVI, 20), ein 12—24 Fuß hoher Strauch mit sparrigen, oft kletternden Zweigen, halbgespaltenen, langzugespitzten Gelenkscheiden, zusammengehäuften männlichen Blüthenkätzchen und einzeln stehenden, gestielten weiblichen Blüthen. Bei dieser Art, welche im nördlichen Afrika einheimisch ist, sind die Staubfäden frei. 5) Eph. americana *Humboldt* (in *Willdenow*, Sp. pl. IV. p. 858), ein in Quito wachsender Strauch mit straff aufrechten Zweigen, tiefgetheilten, pfriemenförmig-langzugespitzten Gelenkscheiden, kurzgestielten, zusammengehäuften männlichen Blüthenkätzchen und einzeln gegenüberstehenden weiblichen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Ephektiker, s. Skepticismus.

EPHEMERA. Dem Beispiele der alten Schriftsteller folgend, nannte Linné in seinem Systeme der Thiere diejenige Insektengattung mit obigem Namen, deren Arten sich durch eine auffallend kurze Lebensdauer im vollkommenen Zustande auszeichnen, und führte so diese Benennung in das System ein.

Bei Aristoteles kommen diese Thiere zu verschiedenen Malen unter dem Namen ἐφήμερον vor, namentlich hist. anim. I, 6; V, 19 und de part. anim. III, 5. Das hier von dem ἐφήμερον Gesagte bezeichnet unzweifelhaft unsere Eintagsfliegen, enthält aber zugleich Misverständnisse, die eben die Identität der damaligen und jetzigen Benennung darthun. Aristoteles sagt nämlich an der zuerst erwähnten Stelle, daß das ἐφήμερον zugleich vier Füße und Flügel habe, was merkwürdig sei; weil, müssen wir aus seinem Gedanken hinzufügen, die übrigen Geflügelten entweder zwei oder sechs Füße haben. In der That hat aber unsere Ephemere ebenfalls sechs Füße, allein die beiden vordersten benutzt es nicht zum Gehen und Sitzen, sondern streckt sie, gleich Fühlhörnern, weit vor sich. Da nun zugleich bei ihr die wahren Fühlhörner ganz auffallend klein sind, so ist es begreiflich, wie Aristoteles diese übersehen und die Vorderbeine für Fühler halten konnte. An ebendieser Stelle wird auch auf das kurze Lebensalter der Ephemeren angespielt, ausführlicher jedoch von ihr Lib. V. Cap. 19 gehandelt. Hier heißt es: „Vom Flusse Hypanis, dem am kimmerischen Bosporus, werden zur Zeit der Sonnenwende Schläuche, größer als Weinbeeren, mit fortgeführt, aus welchen, nachdem sie zerrissen sind, ein geflügeltes vierfüßiges Thierchen hervorgeht. Dieses lebt und fliegt bis gegen Abend, wenn aber die Sonne sich senkt, wird es matt, und wenn sie untersinkt, stirbt es, blos einen Tag gelebt habend, weshalb es auch Eintagsfliege genannt wird." In dieser Darstellung sind wieder Unrichtigkeiten, insofern die jungen Ephemeren nicht in Schläuchen gleich Weinbeeren stecken, sondern frei in Röhren des Flußschlammes, welche sie erst verlassen, wenn sie sich zum letzten Lebensstadium anschicken. Jene weinbeerenförmigen Schläuche kann man nur für die Larvenhülsen der Phryganeae halten und also schließen, daß Aristoteles dem Berichte wenig genauer Beobachter trauend, beide sehr verschiedenen Thierformen zusammengeworfen habe. Diese Behauptung zugegeben, paßt alles Gesagte vortrefflich auf die Ephemerinen, welche der häutigen Gattung Palingenia angehören, und die auch an unseren Flüssen zur Zeit der Sonnenwende dasselbe Schauspiel gewähren. In der dritten Stelle, De part. anim. III, 5, erwähnt Aristoteles die Ephemerinen (welche am Pontus geboren wurden) nur beiläufig als Thiere „von kurzer Lebensdauer, welche sich von der aus dem Pneuma übrigbleibenden Feuchtigkeit

rnähren" und bezeigt dadurch, daß er ihre Verkümme-
ung der Mundtheile und damit ihr Unvermögen, Nah-
ung zu sich nehmen zu können, entweder beobachtet oder
us ihrer kurzen Lebenszeit erschlossen hatte.

Plinius gedenkt der Ephemeren Lib. II. Cap. 43 nter dem neuen, bei griechischen Autoren in dieser Be-eutung nicht üblichen Namen Hemerobion, und erzählt n dieser Stelle dasselbe, was bei Aristoteles Lib. V. Cap. 19 vorkommt, indessen mit einigen Corruptionen. Er sagt ämlich, daß die weinbeerenförmigen Schläuche häutig eien, was bei Aristoteles nicht steht, und auch auf meine Vermuthung, daß damit die Hülsen der Phryganeen ge-neint seien, nicht paßt. Wollte man aber annehmen, aß mit den tenuibus membranis des Plinius, wofür ei Aristoteles blos θύλακοι steht, die abgestreiften Häute er Ephemerenlarven gemeint seien, so würde wieder der Vergleich mit Weinbeeren unstatthaft sein, da an diesen Häuten ja alle Theile des Insektes, mit Ausnahme der Flügel, sichtbar sind.

Der dritte naturhistorische Schriftsteller des Alterthums, C. Älianus, bespricht allerdings auch die Ephemeren, aber nter zwei verschiedenen Namen. Das ἐφήμερον des Ari-stoteles, vom Flusse Hypanis, nennt er μονήμερον (Lib. V. Cap. 3) und erwähnt blos seine eintägige Existenz; nter dem Namen ἐφήμερον dagegen führt er (Lib. I. Cap. 4) ein eintägiges Thierchen an, welches er so-ar aus dem Weine entstehen läßt, statt daß seine Vor-änger dessen Hülsen blos mit Weinbeeren verglichen hat-en, und macht dann einige teleologische Nutzanwendun-en, die noch weniger Interesse haben.

Bei den gelehrten Compilatoren des Mittelalters ommt die Benennung ephemeron theils gar nicht vor, heils nur beiläufig. So beschreibt Moufet in seinem Theatr. Insector. zwar eine Eintagsfliege, und zwar die äutige Eph. vulgata, ziemlich kenntlich (p. 64 lin. 17. Est et musca tripilis etc.), bildet sie auch ab (S. 63, ben rechts); allein sagt nicht, daß seine musca tripilis as ἐφήμερον des Aristoteles oder das hemerobion des Plinius sei, was um so auffallender ist, da er hier nach Penn's Beobachtung die Lebensweise der Ephemeren, mit Ausnahme ihres bald eintretenden Todes, richtig angibt. U. Aldrovandi widmet dagegen der Eintagsfliege ein be-onderes Capitel (Lib. III. Cap. 3. p. 146. b. ed. Frankof. 1618), nachdem er Älian's ephemeron, wel-ches im Weine entsteht, für die moscinos der Italiener, leine Fliegen, deren Larven in Weinschläuchen und Fässern n Exudat zu leben pflegen, erklärt hat. Im Capitel on der Eintagsfliege selbst theilt er dann die Übersetzung er Aristotelischen Stellen mit, vergleicht damit die Be-chreibung beim Plinius, und erwähnt mehre Commenta-oren, besonders Scaliger. Viel Mühe scheint den letzte-n die richtige Deutung des ephemeron gemacht zu aben, weil sie sich auf Aristoteles' Aussage, daß das Thierchen nur vier Beine habe, verließen, und bei dem Thiere, welches in der Lebensweise mit dem geschilderten phemeron übereinkam, in der That sechs Beine fan-en. Wie diese Differenz zu erklären sei, haben wir oben esehen.

Dies waren die Kenntnisse, welche man von den Eintagsfliegen besaß, als Joh. Swammerdam mit seiner Ephemerae vitae, afbildung vans Menschenleben, vertoont in de historie van het Hafts of Oeveraas (Amstel. 1675.) auftrat und dadurch 70 Jahre nach Aldrovandi's Tode die Naturgeschichte dieser merkwürdigen Thiere vollständig erhellte. In der Einleitung zu dieser Arbeit, welche ich leider nur aus dem in der Bybel der Natur (teutsche Übers. S. 100 fg.) aufgenommenen Auszuge kenne, gedenkt Swammerdam freilich noch eines Vorgängers, nämlich des Augerius Clutius, welcher eine Schrift (opusculum de Hemerobio sive Insecto Ephemero, nec non de Verme majali. [Amstelod. 1634. 4.] Auch enthalten in seinem Tractatus de nuce medica) über die Ephemeren herausgegeben habe; allein auch diese sah ich noch nie und kann daher über ihren Inhalt nichts berichten. Ebenso wenig gelang es mir, in der von Mey besorgten Ausgabe des Goedart die gelehrten Anmerkungen zu entdecken, welche der genannte Herausgeber bei Gelegenheit der von Goedart mitgetheilten, allerdings höchst unvollkommenen, Abbildungen einer Ephemerenart über A. Clutius Werk gemacht haben soll; in meinem Exemplar der gedachten Ausgabe, sowie auch in der von M. Lister besorgten, finde ich darüber kein Wort.

Swammerdam's Schilderung der Ephemeren beginnt mit dem Momente des Eierlegens und verfolgt dann die Geschichte der aus dem Eie kriechenden Larve bis zum Momente ihres Todes als geflügeltes Insekt nach sechsstündigem Dasein. Wir finden also die ganze Metamorphose der Thierchen deutlich vorgelegt und sehen, daß seine Beobachtungen mit denen späterer, ebenso sorgfältiger Naturforscher, wie Reaumur (Mém. pour serv. à l'hist. nat. des Insect. T. VI. mém. 12) und de Geer (Mém. etc. T. II. ps. II. mém. 9) fast vollständig übereinstimmen. Nur die Angabe, daß das Weibchen die Eier vor der Befruchtung lege und die gelegten Eier erst im Wasser von den darüber flatternden Männchen befruchtet würden, erregt den Verdacht einer Täuschung um so mehr, als die männlichen Ephemeren mit äußeren Copulationsorganen versehen sind, die sie doch bei einer solchen Befruchtungsweise nicht brauchen würden. Ich habe daher diese Bemerkung Swammerdam's in meinem Handb. der Entomol. (2. Bd. S. 788 fg.), wo ich die Ephemerinen schildere, übergangen und glaubte zur Annahme einer Täuschung von Seiten Swammerdam's um so mehr Grund zu haben, als v. Siebold lebendige Junge gebärende Ephemeren beobachtet hat (vergl. Müller's Archiv 1837. S. 425). Auch de Geer widerspricht, auf eigene Beobachtungen der Begattung gestützt, der Meinung von Swammerdam gradezu, während Reaumur ihre Richtigkeit dahin gestellt sein läßt. Wahrscheinlich erfolgt die Begattung der kurze Zeit lebenden, von denen doch Swammerdam redet, bald nach dem zweiten Häutungsacte, wenn die dadurch sehr erleichterten Thierchen sich höher in die Luft erheben, und ist hier, sobald das Männchen seinen Samen entleert hat, beendet. Daß ich, wie Swammerdam, keine Begattungstasche an den weiblichen Genitalien, sondern blos zwei große sackförmige Eierstöcke fand,

paßt ganz mit dieser Ansicht einer schnellen Befruchtung und mit de Geer's Beobachtung, nach welcher die Eier als ein großer Klumpen zugleich gelegt werden, mithin jeder Eierstocksack sich auf einmal entleeren und schon in sich befruchtete Eier enthalten muß. Auch O. F. Müller beobachtete Begattung bei Ephemeren, wie er in seinem Zool. Daniae prodr. p. 144 No. 1624 erzählt. — Die jungen aus den Eiern gekrochenen Larven haben im Allgemeinen das Ansehen der alten Ephemeren, unterscheiden sich aber von ihnen nicht blos durch die viel geringere Größe und den Mangel der Flügel, sondern auch durch die Anwesenheit äußerer kiemenartiger Respirationsorgane an den sechs Ringen des Hinterleibes hinter dem ersten, oder allen sieben, den ersten mitgerechnet. Vielleicht bekommen indessen die Larven ihre Kiemen erst später, während des ersten Lebensstadiums, sodaß sie erst nach der ersten Häutung hervorwachsen. Bald nach dem Auskriechen bohren sich nun die Larven in den Schlamm, und stecken daselbst in senkrechten Röhren oft dicht neben einander. Jedes Thierchen soll zwei Röhren bewohnen, die unten zusammenhängen, sodaß es, um hinauszugehen, nie rückwärts sich zu bewegen braucht, was auch die Stellung seiner Kiemen ihm beschwerlich, wenn nicht gar unmöglich macht. In diese führen sie durch Oscillation der Kiemen beständig einen Wasserstrom ein wie aus, und mit ihm erhalten sie die zu ihrer Existenz nöthigen Nahrungsmittel, welche in kleinen Wasserinsekten, nach Andern aber im Extract des Erdschlammes bestehen. Um diese Materien geschickt ergreifen zu können, vielleicht auch um mittels derselben ihre Gänge sich auszuhöhlen, haben die Larven nicht blos sehr kräftige, hornige, gezähnte Oberkiefer, sondern auch stark entwickelte, mit einem hornigen gezähnten Kaustück versehene Unterkiefer. Taster fand ich an ihnen, gleichwie an der Unterlippe nicht (vergl. Handb. der Entom. II. Anh. S. 1016); wol aber einen zweigliedrigen, stark gewimperten äußern Lappen, den ich für das Analogon der Galea bei Orthopteren und Libellulinen halte; indessen hat J. O. Westwood Abbildungen von den Mundtheilen einer Ephemerenlarve gegeben (modern classif. of Ins. II, 25. f. 61. 10. 11), an welchen die äußern Anhänge aus mehren Gliedern zu bestehen scheinen und sehr das Ansehen von Tastern haben. Nicht blos diese stark entwickelten Mundtheile, sondern auch die langen vielgliedrigen Fühler, unterscheiden die Larven noch mehr von den vollkommenen Insekten. Im Übrigen haben sie einen ziemlich großen Kopf mit zwei zusammengesetzten Augen, einen freier abgesetzten Prothorax, welcher das erste oft größere und fast schaufelförmige Fußpaar trägt, was offenbar mehr als die Mandibeln zum Graben der Erdröhren bestimmt ist, und einen mit dem Mesothorax inniger verwachsenen aber im Vergleiche mit letzterem nur kleinen Metathorax, an welchen beiden in den ältern Lebensstadien der Larven Flügellappen sichtbar werden. Auch diese beiden Ringe tragen Füße, aber etwas längere und schlanker gebaute, deren Tarsus nur aus einem einzigen Gliede besteht und mit einer einfachen Kralle endet. Der Hinterleib besteht sehr deutlich aus neun Ringen, ist doppelt so lang wie Kopf und Brustkasten zusammen, und hat bei älteren Larven einen beträchtlichen Umfang. An ihm bemerkt man statt der seitlichen Luftlöcher des vollkommnen Insektes fünf, sechs oder sieben Kiemenpaare von dreifach verschiedener Bildung. Bei den kleineren, vielleicht frei im Wasser herumschwimmenden Arten besteht jede Kieme aus zwei gleichen ovalen zugespitzten Hautlappen, von denen der eine fast senkrecht, der andere mehr wagerecht steht; bei den in Röhren steckenden Gattungen pflegen dagegen beide Blätter eine zweiseitig gefiederte, doppelt kammförmige Bildung zu haben. Endlich findet man Larven, bei welchen das senkrechte Blatt einfach ist, das wagerechte aber gefiedert oder büschelförmig. Durch alle diese Kiemenblätter verbreiten sich zahlreiche Luftgefäße, welche mit den Tracheen im Innern des Körpers zusammenhängen. Wegen der Klarheit des Körpers kann man nicht blos die Tracheenstämme darin sehr gut verfolgen, sondern auch den Lauf der Blutkügelchen sehr deutlich sehen, und eben Ephemerenlarven waren es, an denen Carus diese Blutbahn entdeckte und an denen Bowerbank u. A. sie weiter verfolgten (vergl. darüber den Art. Insecta). In Bezug auf die Vertheilung dieser Kiemen ist noch zu erwähnen, daß, wenn sieben Paare vorhanden sind, sie an den ersten sieben Ringen des Hinterleibes sitzen, wenn aber nur sechs oder fünf Paare, so hat der erste Hinterleibsring keine Kiemen. Der letzte Ring trägt endlich noch drei gegliederte Borsten über dem After, welche mit jeder Häutung sich verlängern, bei weiblichen Individuen aber kürzer sind als bei männlichen, bei welchen indessen die mittlern kürzer zu sein pflegen als die seitlichen.

Nahet für die Puppe die Zeit der Verwandlung zum vollkommnen Insekt, so verläßt sie, falls sie eine Röhrenbewohnerin ist, ihre Behausung, und rudert gegen Abend einige Stunden vor Sonnenuntergang zur Oberfläche des Wassers. Hier angekommen, platzt ihre Puppenhaut sogleich längs der Mitte des Rückens, und das geflügelte Insekt steigt aus derselben hervor, erst den Kopf, dann die Vorderbeine, nunmehr die Flügel und Hinterbeine, endlich auch den Hinterleib mit den Schwanzborsten herausziehend. Es benutzt dabei die Puppenhaut als einen Kahn, und fliegt davon, sobald es mit dem Abstreifen fertig ist. Anfangs hat es eine blasse, unreinliche, wie von Rauch getrübte Färbung, und bewegt sich noch schwerfällig. Es sucht daher alsbald einen am Ufer, oder selbst auf dem Wasser befindlichen Gegenstand auf, und läßt sich daselbst nieder, um noch einige Zeit zu ruhen. Während dieser Ruhe erfolgt nun die sehr merkwürdige und dieser Thiergruppe allein eigene Erscheinung einer zweiten Häutung, die ganz ebenso von Statten geht, wie die erste, und in der Regel noch viel schneller ausgeführt wird. Nun erst hat das Insekt seine volle Reife erlangt und ist erst jetzt im Besitz seiner normalen Ausbildung. Daher nehmen auch alle äußeren Organe nach dieser zweiten Häutung ein Beträchtliches an Länge und Schlankheit zu, und färben sich so rein aus, wie es von der Natur bestimmt ist. Man bezeichnet diese eben geschilderte Zwischenstufe daher mit Namen subimago, das Insekt im reifen Lebensalter, wie überall, imago nennend. In diesem reifen Lebensalter hat nun die Ephemere nicht blos vollständige

Flügel, sondern auch einen andern Kopf, andere Füße, und einen veränderten Hinterleib. Am Kopfe sind die Augen, zumal bei den Männchen, viel größer geworden und bestehen bei denen der Gattung Cloë sogar aus zwei getrennten Hälften. Außerdem haben alle reifen Ephemeren noch 2—3 Nebenaugen auf dem Scheitel. Neben diesen stehen die ganz kurz gewordenen, feinborstenförmigen Fühler. Noch mehr sind die Mundtheile vervollkommnet; die Oberkiefer scheinen ganz zu fehlen, und von den untern mit der Unterlippe bemerkt man nur noch häutige Spuren, den ganzen Mundraum bedeckt übrigens das sehr große erweiterte Kopfschild von Vorn und Oben. Von den Ringen des Brustkastens haben sich der erste und dritte verkürzt, während sich der mittlere auf ihre Kosten erweitert hat. Dieser trägt einen großen, von Längsadern, und bei den meisten Arten auch von zahlreichen Queradern durchzogenen häutigen Flügel, dessen Vorderrand in der Regel eine etwas derbere Beschaffenheit hat. Hinter dem Vorderflügel folgt bei den Gruppen Ephemera, Palingenia und Baëtis noch ein viel kleineres, aber ähnlich gebildetes Flügelpaar, welches am Metathorax haftet, und allen Oxycyphis fehlt, bei mehren Clois aber noch ein Rudiment als schmaler Hautstreif vorhanden ist. Mehr Übereinstimmung findet sich in den Beinen, von denen das erste Paar, zumal bei den Männchen, eine sehr beträchtliche Länge hat. Schenkel und Schienen sind schon sehr zart, fast haarfein, aber die Füße noch viel feiner; sie bestehen in der Regel aus fünf, mitunter nur aus vier Gliedern, von denen das letzte das längste ist. An ihm bemerkt man zwei ungleiche Krallen, denn die äußere hat allein eine hakige, gekrümmte Spitze, die breitere innere ist blos abgerundet. Am Hinterleibe fehlen nur die Kiemen, dafür sind die Schwanzborsten aber sehr lang. Alle Ephemeren haben auch jetzt noch drei solche Borsten, allein die mittlere ist theils an sich sehr klein (bei den Männchen von Palingenia) theils bricht sie unmittelbar am Grunde gern ab, sodaß nur noch zwei bemerkt werden. Unter ihnen ragen beim Männchen zwei gekrümmte Haken hervor, die Copulationsorgane sind, und vom Bauchsegment des vorletzten Ringes ausgehen: die Weibchen haben keine äußeren Genitalien.

Der innere Bau dieser Thiere, den ich untersuchte und in meinem Handbuche der Entomologie beschrieb, zeigt nichts Merkwürdiges, daher ich seine Schilderung unterlasse. Wol aber verdient die fernere Lebensweise dieser Thierchen in ihrem letzten Lebensstadium hier noch einige Beachtung. Allerdings ist es richtig, daß viele Ephemeren wenige Stunden, nachdem sie sich zum letzten Male gehäutet und darauf ihren Begattungsact vollbracht haben, wieder sterben, und bald nach der untergesunkenen Sonne des Tages, der sie gebar, wieder verschwinden; allein diese Angaben gelten aller Wahrscheinlichkeit nach blos von den Arten meiner Gattung Palingenia, denn alle andern Ephemerinen trifft man nicht blos vereinzelt überall, auch während anderer Tageszeiten an, sondern bemerkt auch von ihnen nicht leicht eine so ungeheure gleichzeitige Entstehung, wie sie den Palingenien eigen ist. Nur die Oxycyphae haben dieselbe Gewohnheit und vielleicht auch dieselbe kurze Lebensdauer.

Directe Beobachtungen von de Geer, Reaumur und Anderen beweisen, daß manche Arten mehre Tage hinter einander leben, und jeder Sammler weiß auf der andern Seite, daß wieder andere Ephemerinen selten genug sind und keineswegs in so ungeheuren Schwärmen vorkommen, wie die Palingeniae und Oxycyphae. Nur von diesen gilt also, was man von allen Ephemerinen berichtete, daß sie um Johannis an zwei oder drei Tagen hinter einander zu Tausenden aus dem Wasser hervorkommen, alle Gegenstände am Ufer mit der abgestreiften Subimagohaut bedecken, und dann wenige Stunden später in solcher Zahl todt zu Boden fallen, daß man ihre Cadaver als Dung auf die Felder führen könnte. Hierbei ist noch zu beachten, daß die Larven beider Gattungen sitzende zu sein scheinen, und daß die der Palingenia blos in fließenden Gewässern leben, die der Oxycyphae aber, so weit meine Erfahrungen reichen, in stehenden. Von den übrigen Gattungen scheinen die Larven der echten Ephemerae auch noch eine sitzende Lebensweise zu führen die der Baëtes aber herumschweifende zu sein. Diese Gattung und Cloë scheint die meisten Arten zu besitzen, und sehr allgemein verbreitet zu sein. Auch Palingeniae der Tropenzone sind mir bekannt geworden.

Was nun die Unterschiede der mehrmals erwähnten fünf Gattungen, in welche man die von Linné und Fabricius als einfache betrachtete Gattung Ephemera getheilt hat, so bemerke ich darüber Folgendes. Leach war der Erste, welcher dieselbe in drei Gattungen: Ephemera, Baëtis und Cloëon, spaltete, zu deren Definition aber unrichtig die Zahl der Schwanzborsten mit in Anwendung brachte, denn diese ist bei allen Ephemerinen ursprünglich dieselbe, und die Verschiedenheit der Zahl entsteht blos durch Abbrechen der mittleren. Daher kommt es auch, daß eine und dieselbe Art von verschiedenen Schriftstellern bald als zweiborstige, bald als dreiborstige erwähnt wird, je nachdem der eine ein verstümmeltes, der andere ein vollständiges Individuum vor sich hatte. Bei Bearbeitung meines Handbuches der Entomologie mußte ich deshalb die Schwanzborstenanzahl als Eintheilungsgrund der Ephemerinen zurückweisen, konnte aber doch nicht umhin, mehre Gattungen in dieser Familie anzunehmen, weil die große und durchgreifende Differenz im ganzen Körperbaue dringend dazu auffoderte. Ich nahm daher fünf Gattungen an, und unterschied sie, wie folgt.

I. Die Vorderflügel enthalten theils gar keine Queradern, theils nur sehr wenige am Grunde der Längsadern; die Hinterflügel fehlen entweder ganz, oder sind nur schmale linienförmige Hautlappen.

1. Gatt. Oxycypha *Burm.* Der kurze gedrungene, zumal am Brustkasten sehr hohe Körper trägt einen kleinen queren Kopf, dessen einfache Netzaugen bei beiden Geschlechtern gleiche Größe haben. Die Vorderflügel auffallend groß und breit, die hintern fehlen ganz. Der Hinterleib trägt drei sehr zarte Borsten, die beim Männchen wol dreimal so lang sind wie beim Weibchen. Dieselbe

auffallende Geschlechtsdifferenz zeigen die Vorderbeine, deren Füße nur aus vier Gliedern bestehen.

Hierher meistens kleine (1½—2½ Linien lange) weißliche Arten, deren Brustkasten und vorderer Flügelrand dunkelgrau oder schwarz zu sein pflegt. Sie leben gesellig, und erscheinen an den Ufern stehender Gewässer bisweilen zu Tausenden. Die kurzschwänzigen Weibchen bilden die Gatt. Brachycercus *Curtis*, Lond. and Edinb. new phil. magaz. IV, 122, 3. Ich habe a. a. O. S. 796 drei Arten unterschieden, wovon eine am Cap der guten Hoffnung lebt.

2. Gatt. Cloë *Burm.* (Cloëon *Leach*). Leib lang, ziemlich schmächtig, der Kopf groß, beim Männchen mit je zwei Augen an jeder Seite, von denen die obere Hälfte höher und größer ist; Flügel wasserklar mit verdicktem Rande und einzelnen zerstreuten Queradern; nur zwei Nebenaugen; Hinterleib schlank mit langen, aber nach dem Geschlechte weniger ungleichen Borsten, von denen die mittlere in der Regel fehlt.

a) Einigen Arten fehlen die Hinterflügel ganz, und dahin gehört die Eph. bioculata *Linn. Fabr.*, zu welcher Eph. diptera derselben Schriftsteller das andere, weibliche Geschlecht ist. Beide sind bei de Geer a. a. O. t. 18. f. 5—10 abgebildet.

b) Bei Anderen sind die Hinterflügel in der Form schmaler Hautlappen vorhanden. Dahin gehört als bekannteste Art die Eph. halterata *Fabr.*, ein Männchen, welches ebenfalls bei de Geer a. a. O. t. 17. f. 17. 18 abgebildet ist. Eine andere Art wurde in der Descr. de l'Égypte Neur. pl. 2. f. 4 von Savigny sehr schön dargestellt und analysirt; auch ein Weibchen, vielleicht derselben Art, findet sich dort f. 8.

II. Alle vier Flügel mit vielen in quadratförmigen Abständen auf einander folgenden Queradern zwischen den Längsadern, die Hinterflügel immer vorhanden.

A. Mit drei ziemlich gleich großen Nebenaugen.

3. Gatt. Baëtis *Leach.* Die drei Nebenaugen stehen dicht neben einander auf der Mitte des Scheitels; die Netzaugen sind sehr groß, und ragen bei den Männchen, woselbst sie noch viel größer sind als bei den Weibchen, soweit vor, daß sie beinahe zusammenstoßen; bestehen indessen bei beiden Geschlechtern nur aus einer einzigen Kugelfläche. Die Vorderbeine derselben Geschlechter sind auffallend lang und haben fünf Glieder, von denen das erste mitunter das längste ist. Die Flügel sind lang schmal, im Zustande des subimago trübe, aber nicht behaart; im Zustande des imago vollkommen gläsern, wenngleich auch gefärbt. Von den drei Schwanzborsten fehlt die mittlere in der Regel. Die Larven haben einen breiten Kopf, keine vorragenden Mandibeln und wenigstens ein ungetheiltes Kiemenblatt. Sie leben wahrscheinlich nicht in Röhren. Die vollkommenen Insekten leben mehre Tage und sind nirgends in großen Schwärmen gleichzeitig beobachtet worden. — In meinem Handbuche der Entomologie habe ich sieben Arten unterschieden, von denen drei schon früher bekannt waren; die eine: B. fusca, ist bei de Geer a. a. O. t. 17. f. 11—16 abgebildet; die zweite: E. marginalis, bei Schäffer, Icon. Insec. Ratisb. t. 42. f. 7; die dritte: E. venosa *Fabr.*, wieder bei de Geer, t. 18. f. 1—4 und zugleich vortrefflich von Curtis in seiner Brit. Entomol. pl. 484 unter dem neuen Namen B. dispar.

4. Gatt. Palingenia *Burm.* Die drei Nebenaugen sind weit aus einander gerückt und die zwei seitlichen, etwas größern, stehen dicht neben den bei beiden Geschlechtern kleinen Netzaugen. Der Prothorax ist groß, dick und fast breiter als der Kopf. Die Flügel haben matte Farben, selbst im Zustande des imago, und schwache, fast häutige Adern. An den Füßen bemerkt man nur vier Glieder, und von den drei Schwanzborsten ist die mittlere der Männchen sehr verkürzt. Die subimagines haben gefranzte behaarte Flügel und haarige Schwanzborsten; die Larven stecken in Röhren, haben große, hervorragende Oberkiefer, stark entwickelte Grabfüße und fünf Paare ungleicher gefiederter Kiemen. Sie leben wol nur in fließenden Gewässern und entwickeln sich zugleich an einem Abende in ungeheurer Menge. Die Individuen leben nur wenige Stunden. Die größte und schönste Art dieser Gattung beschrieb zuerst Swammerdam in dem oben erwähnten Werke; Olivier gab ihr in der Enc. meth. zuerst den Namen longicauda, den Illiger in E. flos aquae, und Latreille in E. Swammerdammiana veränderten. Sie findet sich im mittleren und südlichen Europa an verschiedenen Flüssen, ist wachsgelb, mit braunem Rücken und Flügeln, und wird im Rumpfe über einen Zoll lang. In der Bibel der Natur und bei *Schaeffer* Icon. Ins. Ratisb. t. 204. f. 3 ist sie abgebildet. Die zweite Art, welche mehr im Norden und Westen Europa's einheimisch zu sein scheint, beachtete Reaumur genauer (Mém. etc. Vol. 6. pl. 42. 44) und erhielt von Linné den Namen Eph. horaria (S. N. I, 2. 907. 2), den spätere Schriftsteller in E. albipennis veränderten; sie ist nämlich milchweiß, mit röthlichem Brustkasten, schwarzen Augen, Vorderschenkeln nebst Schienen, und rauchigem Flügelrande. Ihre Größe beträgt nur ½ Zoll. Das Weibchen im Zustande des subimago beschrieb O. F. Müller (Zool. Dan. prod. 144) als Eph. plumosa. Außer diesen beiden Arten kenne ich noch eine Art aus Brasilien, und eine aus Ägypten, welche in der Descr. de l'Égypte Neur. pl. 2. f. 5 abgebildet ist.

B. Das dritte vordere Nebenauge fehlt ganz.

5. Gatt. Ephemera. Diese Gattung hat die Kopfbildung der vorigen, unterscheidet sich aber von ihr durch die klaren, schmäleren, gefleckten, hornigadrigen Flügel, fünfgliedrige Füße und drei gleichlange Schwanzborsten bei beiden Geschlechtern. Die Larven haben sehr lange, gekreuzte, weit vorragende Oberkiefer und sechs Paar gefiederter gleicher Kiemenblätter. Sie scheinen mehr in Gräben und Wiesenbächen sich aufzuhalten, und entwickeln sich auch nicht so gleichzeitig wie die vorigen. Dennoch sind die auskriechenden Fliegen häufig genug, aber nie so zahlreich wie jene. Hierher gehört die überall verbreitete große und schöne Eph. vulgata *Linn. Fabr.*, welche de Geer a. a. O. t. 16 abbildete und in allen Lebensstadien erörterte. Eine nah verwandte Art, die vielleicht bloße Varietät der vorigen ist, bildete Curtis in seiner Brit. Entomol. pl. 508 als

Eph. cognata ab, eine dritte ist die Eph. lutea *Linn. Fabr.* (*Burmeister.*)

Ephemerae *Batsch*, s. Commelineae.

Ephemerum *Dodon.*, s. Lysimachia.

EPHESIA, *Ἐφεσία*, Beiname der Artemis von ihrem Tempel zu Ephesos. Aber auch an andern Orten verehrte man sie unter diesem Namen (*Spanh.* ad *Callim.* Hymn. in Dian. 36), und ihr Bildniß erblickt man auf vielen alten Münzen und Denkmälern, kennbar an den vielen, mit verschiedenen Binden umwundenen Brüsten; s. Artemis. (*Richter.*)

EPHESISCHE CHARAKTERE, *Ἐφέσια* oder *Ἐφέσεια*, in den Anapästen des Komikers Anaxilas bei Athenäos (XII, 70) auch *Ἐφεσήϊα γράμματα*, nannten die Alten gewisse magische Wörter von räthselhafter Dunkelheit, welchen man Schutz gegen alle Unfälle und Verletzungen und glücklichen Ausgang bei jeder Unternehmung zuschrieb, und deshalb auch die Benennung *Ἐφέσια ἀλεξιφάρμακα* bei Suidas (im Etymol. M. und *Photii* Lexicon) beilegte. Sie standen auf den Füßen, dem Gürtel und Kranze der Bildsäule der Artemis zu Ephesos geschrieben, und wurden von Abergläubigen auf Riemen in ledernen Beuteln oder sonst irgendwo aufgezeichnet getragen, sowie man von einem Ephesier, der in den olympischen Spielen mit einem Milesier rang, erzählt, daß er nicht habe besiegt werden können, weil er dergleichen Charaktere um seinen Knöchel hatte, wogegen er, sobald man ihm die bemerkten 30 Charaktere abnahm, sofort besiegt wurde. Wie es am Ende der fünften Frage in Plutarch's Tischreden heißt: „Die Magier schreiben den Besessenen vor, die ephesischen Charaktere für sich herzusagen und abzulesen;" so soll auch Krösos, wie mit Andern Eustathius (ad *Hom.* Od. XXI, 247) versichert, seine Rettung auf dem Scheiterhaufen diesem Verfahren verdankt haben. Nach Clemens Alexandrinus (Strom. V. p. 568), welcher am ausführlichsten über dergleichen Charaktere schreibt, waren sie Symbole der göttlichen Weltordnung, welche sich durch die Gegensätze der persischen und Herakliteischen Lehre in Verbindung mit dem asiatischen Sterndienste, Finsterniß und Licht, Erdenrund und Kreislauf des Jahres, Nachtbesiegende Sonne und schaffendes Wort der Wahrheit aussprach. Als ursprünglich echte und heilige Charaktere, welchen aber nach Hesychius betrügerische Gaukler noch viele andere hinzufügten, erkannte man folgende sechs: *Ἄσκιον, Κατάσκιον, Λίξ, Τετρὰξ, Δαμναμενεὺς* und *Αἴσιον* oder *Αἴσια*. Nach Hesychius bedeutet *ἄσκιον* schattenlos und *κατάσκιον* völlig beschattet; der Pythagoreische Androkydes erklärte jedoch umgekehrt *ἄσκιον*, wie *δάσκιον*, sehr schattig, und *κατάσκιον*, wie *καταυγάζον τὴν σκιάν*, schattentilgend, und verstand darunter das Licht, wie unter *ἄσκιον* die Finsterniß. *Λίξ* zur Bezeichnung der Erde könnte für *λὶς πέτρη* gesagt sein, wie *τετρὰξ* für *τετρὰς*, wodurch nach Clemens die vier Zeiten des Jahres angedeutet wurden; daher Hesychius auch *λὶξ* durch *πλάγιος καὶ λίθος πλατὺς*, wie *λὶψ* durch *πέτρα, ἀφ' ἧς ὕδωρ στάζει*, erklärt. Durch den Namen *Δαμναμενεὺς*, welchen nach dem Scholiasten des Apollonius Rhodius (ad I, 1129. *Strab.* X. p. 473 und *Euseb.* Praepar. evang. X, 6. p. 475) auch einer der idäischen Daktyle führte, auf welche Clemens Alexandrinus (Strom. I. p. 306) die ephesischen Charaktere überhaupt bezieht, wird die Sonne als Bezwinger bezeichnet, und *Αἴσιον* hat unter den vielerlei Bedeutungen, welche das Etym. M. und Hesychius davon anführen, auch die auf das Wort der Wahrheit anwendbare des Schicklichen. Dies waren also wirklich dergleichen magische Wörter, welchen man eine ganz besondere geheime Kraft inwohnend dachte, und welche nach Jamblichus (De myster. Aegypt. VII, 3 sq.) nicht aus menschlicher Willkür, sondern göttlich entstanden, in keine andere Sprache übertragen werden durften, wenn sie nicht ihre Kraft verlieren sollten. Von ganz anderer Art waren die Bannrunen, welche Clemens Alex. (Strom. V. p. 569 sq.) als ähnliche *Μιλήσια γράμματα* zu erläutern sich abmüht, ungeachtet ihnen die *στοιχειωτικὴ τῶν παίδων διδασκαλία* ihren Ursprung gab; daher auch nach Apollodorus von Corcyra der Seher Branchus, zur Vertreibung der Pest das Volk mit Lorbeerzweigen besprengend, seinen Hymnus mit dem Hexameter anhob:

Μέλπετε, ὦ παῖδες, Ἑκάεργον καὶ Ἑκαέργην.
Kinder! den treffenden Gott singt laut, und die treffende Göttin.
(Nach Voß.)

Denn wenn hierauf das Volk die Litanei nach Jonischem Rhythmus anstimmte:

Βέδυ, Ζάψ, Χθὼμ, Πλῆκτρον, Σφὶγξ·
Κναξζβὶ, Χθύπτη, Φλεγμὸς, Δρώψ;

so war dieses nur ein Spiel mit den 24 Buchstaben des Jonischen Alphabetes seit dem Ende des Peloponnesischen Krieges, welche man in magische Wörter zu ordnen versuchte, gleich dem *ὑπογραμμὸς παιδικός*, wie es Clemens nennt:

Μάρπτες, Σφὶγξ, Κλὼψ, Ζυβχθηδόν.

Zu Folge der Erläuterung des Clemens oder des Grammatikers Didymus, welcher in den vier ersten Benennungen die vier Elemente, wie in der Sphinx, welche nach dem Dichter Aratus die Weltordnung oder den das ganze All durchdringenden Weltgeist bezeichnete, den Äther erkennt, nach den Versen des Empedokles:

Εἰ δ' ἄγε, τοίνυν ἐγὼ λέξω πρῶθ' Ἥλιον ἀρχὴν,
Ἐξ ὧν δὴ ἐγένοντο τὰ νῦν ἐσορώμενα πάντα·
Γαῖά τε καὶ πόντος πολυκύμων ἠδ' ὑγρὸς ἀὴς,
Τιτὰν ἠδ' αἰθὴρ, σφίγγων περὶ κύκλον ἅπαντα.

sollte eigentlich *χθὼν* geschrieben werden, aber vor *π* wurde *ν* wie *μ* gesprochen, wie es die Buchstabenordnung verlangt, nach welcher im ersten Verse ebenso wenig zwei Wörter mit *ν*, als im zweiten, wo man *χθύπτης*, oder im dritten, wo man gegen den Rhythmus *Μάρπτες* las, zwei Wörter mit *ς* schließen durften. So tiefe Weisheit aber auch Clemens im ersten Verse zu finden glaubt, ob es gleich nur ein Buchstabenspiel ist, wie wenn man in den Buchstaben *ΖΗΘΙ* den Imperativ *ζῆθι* fand, oder Eusebius (Praepar. evang. X, 5. p. 474) der des Clemens spottet, das hebräische Alphabet also deutet: *Μάθησις οἴκου, πλήρωσις δέλτων αὕτη· ἐν αὐτῇ ζῇ ὁ ζῶν· καλὴ ἀρχή· ὅμως μάθε· ἐξ αὐτῶν αἰωνία βοήθεια· πηγὴ ἢ καὶ ὀφθαλμὸς, καὶ στόμα δικαιοσύνης· κλῆσις*

κεφαλῆς καὶ ὀδόντων σημεῖα· und so richtig er auch das Phrygische *Βέδυ*, was Andere für die reine und lautere Lebensluft nahmen, durch Wasser erklärte, so ist doch die Deutung des Wortes Zaps, welches vermuthlich im Gegensatze von *πλῆκτρον* für *ἠλέκτωρ*, strahlende Sonne, dem zendischen Ysaps für Nacht entspricht, als Meer ebenso unrichtig, als dessen griechische Ableitung von *ζέσις* zur Bezeichnung der Wallung des Feuers. Daß die Ephesier ebenso häufig, wie die Pamphilier, ihrer Artemis auch das Fabelthier Sphinx beilegten, hat Creuzer in seiner Symbolik (II. S. 180) nachgewiesen; sehr unglücklich ist aber des Clemens Erläuterung der folgenden Wörter aus griechischen Wurzeln, in welchen nicht mehr Sinn zu suchen ist, als in den 13 Worten: Studi, Hadi, Hamdmae, Comdardue, Kerker, Licc, Unhollzac, Erns-Lucam, Curide, Sagina-Sagine, Cati, Eckmaly, Tuncry, durch welche man nach Horst's Zauberbibliothek (IV. S. 31) die wundersame weiße Otter beschwören kann. Merkwürdigerweise soll aber, der späten Einführung des *η* und *ω* ungeachtet, schon der Tragiker Thespis die Geistesnahrung der Sterblichen aus den 24 Buchstaben des Alphabetes in folgenden Anapästen angedeutet haben:

Ἴδε σοι σπένδω Κναξζβὶ τὸ λευκὸν
ἀπὸ Θηλαμόνων Θλίψας κνακῶν·
Ἴδε σοι χθύπτην τυρὸν μίξας
ἐρυθρῷ μέλιτι, κατὰ τῶν σῶν, Πὰν
δίκερως, τίθεμαι βωμῶν ἁγίων·
Ἴδε σοι Βρομίου αἴθοπα Φλεγμὸν
λείβω κ. τ. λ. (*G. F. Grotefend.*)

EPHESUS, war eine der von den Joniern erbauten zwölf Städte, nachdem dieselben in Folge ihrer Wanderung aus dem Mutterlande auch in dem mittlern Theile der Westküste Kleinasiens und den nahe gelegenen Inseln sich niedergelassen hatten. Diese Stadt lag an der Mündung des Kaystros nicht weit von der Meeresküste, war mit Häfen und Schiffswerften versehen, und also zum Handel vorzüglich geeignet. Strabo nennt sie die vorzüglichste Handelsstadt des innerhalb des Taurus gelegenen Asiens, und berichtet zugleich, daß sie ursprünglich von Lelegern und Kariern sei gegründet worden. Plinius (H. N. 5, 31) nennt sie ein Werk der Amazonen und sagt, daß sie früher verschiedene Namen geführt habe: Alopes zur Zeit des trojanischen Krieges, dann Ortygia, Morges, Smyrna-Trachea, Samornion, Ptelea. Diese alte, von den eingewanderten Joniern nachmals in Besitz genommene und erweiterte Stadt, die sich mit einer Befestigung an einem Berge erhob, wurde sodann von Krösus erobert und kam dann unter persische Herrschaft. Während dieser bauten sich die Einwohner in der Ebene näher dem Hafen an. Da war die Stadt nicht befestigt, erblühte aber durch die Benutzung ihrer Lage an der zum Handel so günstig gelegenen Küste immer mehr. Nach der Schlacht am Granikus kam Ephesus unter Alexander den Großen, und unter einem seiner Nachfolger, Lysimachos, veränderte sich die Lage der Stadt von neuem. Lysimachos, um die Überschwemmungen zu vermeiden, denen sie bei ihrer dermaligen Lage häufig ausgesetzt war, verlegte sie an die südliche Seite des Berges neben dem Flusse, wo er sie auch mit Mauern umgab. Er wollte dieser von ihm gegründeten Stadt den Namen seiner Gemalin Arsinoë geben, vermogte aber nicht diesen allgemein gebräuchlich zu machen, und so erhielt sich der alte Name. Nachdem Vorderasien unter die Herrschaft der Römer gekommen, war Ephesus die Hauptstadt von Asia Proconsularis, gehörte dann zu dem oströmischen Reiche, bis sich unter den Kaiser Alexius, dem Vater der Anna Komnena, die Mahomedaner seiner bemächtigten: doch eroberten es die Griechen wieder im J. 1206, behielten es aber nur bis 1283, und zu Anfange des 14. Jahrh. kam es zu dem türkischen Reiche, wo man es in dem Paschalik Anatoli, freilich in sehr verändertem Zustande, findet. Wo einst die Stadt stand, welche Plinius den Glanzpunkt Asiens (lumen Asiae) nannte, findet man jetzt den Flecken Ajasaluk mit 50—60 Familien, in dessen Umgebung aber noch Überreste ehemaligen Glanzes, des Gymnasiums, zweier Theater, eines Odeums, eines Circus, mehrerer großer prächtiger Gebäude. Viele derselben waren ohne Zweifel mit Marmor überzogen, und Pococke sagt: „Alle diese Gebäude müssen, als sie noch standen, einen überaus schönen Anblick gewährt haben, und nicht leicht hat eine Stadt zum Bauen die Vortheile gehabt, wie Ephesus. Der Berg Lepre und Korissus sind Marmorfelsen. Man durfte also nur den Marmor brechen und ihn zu den Orten hin wälzen, wo man bauen wollte." (II, 67 fg.)

Die größte Merkwürdigkeit von Ephesus bleibt aber der berühmte Tempel der Artemis, der zu den sieben Wundern der Welt gerechnet wurde. Die hier verehrte Artemis war die große asiatische Naturgöttin, die Allmutter der Natur, und darum mit vielen Brüsten dargestellt, mit ausgebreiteten Armen, mit allerhand Thieren umgeben, die theils auf ihren Achseln sitzen, theils in ihr Gewand eingewebt sind. Diese Göttin war es, deren Dienst, nach Kallimachos, am Strande von Ephesus die Amazonen einführten (s. Artemis 5. Bd. S. 444; sowie über das Verhältniß der Amazonen zur Artemis das. S. 446). Sie brachten dahin ein Standbild der Göttin aus Ebenholz oder Weinrebenholz, welches in der Umlaubung eines Ulmbaums aufgestellt wurde, und dies gab in der folgenden Zeit Veranlassung zum Bau eines Tempels, dessen Bau und Zerstörung doppelt merkwürdig ist. Zum Bau dieses Tempels trugen Krösos und andere Könige und Städte Kleinasiens bei, und er wurde für alle der gemeinschaftliche. Angelegt ward er zwischen der Stadt und dem Hafen in einem sumpfigen Boden, den man aber absichtlich wählte, um dadurch zu verhüten, daß der Tempel durch Erdbeben oder Erdrisse nicht beschädigt werden möge. Deshalb erfoderte nun aber schon die Grundlegung ungeheure Kosten und Arbeit. Der berühmte Künstler Theodoros von Samos ertheilte den Rath, den Sumpfgrund mit Schichten von zerstoßenen Kohlen zu füllen und, wie Plinius sagt (36, 21), mit Wollfellen darauf. Chersiphron von Knossus leitete den Bau des Tempels, dessen Länge, nach Plinius, 425 und die Breite 220 Fuß betrug. Die (Jonischen) Säulen waren auf 10 Stufen aufgestellt, auf der Vorder- und Rückseite eine

Doppelreihe von je 8 und mit Inbegriff der Ecksäulen 17, eine zweifache Säulenstellung auf den Seiten. Die Anzahl der Säulen gibt Plinius auf 127 an, jede von 60 Fuß Höhe, 36 davon mit erhabener Arbeit geschmückt, eine von Skopas*). 220 Jahre lang hatte man mit Erbauung dieses Tempels zugebracht, der zuletzt durch Demetrios und Päonios von Ephesus vollendet wurde, und den Herostratos, um seinen Namen zu verewigen, in der Nacht, in welcher Alexander der Große geboren wurde, in Brand steckte. Ein anderer, noch prächtiger und schöner, wurde wieder aufgebaut, wozu, wie Strabo berichtet, die Frauen von Ephesus sogar allen ihren Schmuck hergaben. Der Erbauer desselben war, nach Strabo, Cheiromokrates, nach Andern Deinokrates. Außer dem Wunderwerke des Tempels selbst war viel Bewundernswerthes darin zu finden, Weihgeschenke, deren Werth durch die Namen ihrer Künstler noch erhöht wurde; der Altar war fast ganz das Werk des Praxiteles. Das Standbild der Göttin war, wie die Decke, aus Cedernholz.

Schon in ältester Zeit war der Tempelbezirk ein Asyl, welches Alexander auf ein Stadium, Mithradates auf einen Bogenschuß und M. Antonius um das Doppelte erweiterte, Augustus aber und Tiberius zu beschränken Ursache fanden. Es bestand bis 262 n. Chr.

Ephesus war der Geburtsort mehrerer berühmter Männer, des Philosophen Herakleitos, des Dichters Hipponax, der Maler Parrhasios und Apelles und des Rhetors Alexandros mit dem Beinamen Lychnos.

Der Wohlstand der Stadt, die Blüthe seines Handels und seiner Künste hing genau zusammen mit dem Kultus der einheimischen Göttin und deren Tempel; es war daher natürlich, daß eine andere Religion, die hier eingeführt werden sollte, Widerstand fand, und zwar um so mehr, je nachtheiliger die Verbreitung einer solchen Lehre dem Erwerbe werden mußte. Dies erfuhr Paulus, als der Goldarbeiter Demetrius, welcher silberne Dianentempel verfertigen ließ, wodurch er vielen seiner Kunstgenossen bedeutenden Gewinn verschaffte, die Möglichkeit großen Verlustes durch des Paulus Lehre bemerkt, vielleicht auch Verminderung des Absatzes bereits erfahren hatte; denn da versammelte er seine Kunstgenossen, machte ihnen den großen Gewinn von ihrem Handel bemerklich, und sagte: „Ihr sehet und höret, daß nicht allein zu Ephesus, sondern auch fast in ganz Asien, dieser Paulus viel Volks abfällig macht, überredet und spricht: Es sind nicht Götter, welche von Händen gemacht sind. Aber es will nicht allein unser Handel dahin gerathen, daß er nichts gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asien und der Weltkreis Gottesdienst erweiset." Die Apostelgeschichte erzählt es (K. 19), welchen Aufruhr dies veranlaßte, wie man an zwei Stunden lang schrie: Groß ist die Diana der Epheser! Paulus entging damals dem Sturme nur, weil seine Freunde ihn zurückhielten, und seine Gefährten rettete die Vernunft eines Gerichtsschreibers. Auf ähnliche Auftritte mag es sich wol beziehen, wenn Paulus an die Korinther schreibt (1, 15, 32): „Habe ich um menschlicher Meinungen willen zu Ephesus mit wilden Thieren gekämpft?" Drei Jahre hatte er daselbst gelehrt, von Milet aus stiftete er aber die erste christliche Gemeine in Ephesus (K. 20), und sendete nachmals Mehrere dahin, um dieser Gemeine Dauer und Festigkeit zu geben. Nach einer alten Sage soll Timotheus der erste Bischof daselbst gewesen sein. Nachdem es ganz christianisirt worden, war der Bischof von Ephesus das Haupt der Provinz (*Evagr.* hist. eccl. 3, 6) mit allen Vorrechten eines Patriarchen. Trotz des mehrfachen Wechsels bald christlicher, bald mahomedanischer Beherrscher von den Zeiten der Kreuzzüge an erhielt sich die Stadt, und erst nachdem Tamerlan lange sein Standquartier da gehalten, und auch hier das Werk der Zerstörung geübt hatte, verschwindet der Name Ephesus. Der Name Aja Soluk könnte aber nicht jetzt erst an dessen Stelle getreten sein, weil dieser auf Entstehung aus christlicher Zeit hinweiset, wenn es mit der Erklärung dieses Namens seine Richtigkeit hat, daß er soviel sei als Hagios Theologos nach Aussprache der Neugriechen. Dieser heilige Theolog ist der Jünger Johannes (wegen seiner Offenbarung so benannt), von welchem gesagt wird, daß er zu Ephesus sich aufgehalten und daselbst gestorben sei. Pococke sagt, der heutige Flecken Aja Soluk scheine wegen der vielen umher liegenden Moscheen eine ansehnliche mahomedanische Stadt gewesen zu sein.

Alte Münzen von Ephesus sind noch viele übrig, sowol aus der Zeit, wo es noch eigne Regirung hatte, als der Zeit der Triumvirn und der Kaiser; s. *Rasche*, Lex. r. n. vett. II, 1, 642—675. (*H.*)

EPHETEN, *Ἐφέται*, in der ältern Attischen Gerichtsverfassung eine eigene Classe von Richtern, welche zunächst den Blutbann übten, deren Einsetzung aber nach der ausdrücklichen Versicherung des Pollux (VIII, 10. §. 125) auf Drako zurückfällt. Wir hätten demnach darunter ein Richtercollegium (*τὸ τῶν Ἐφετῶν δικαστήριον*, sagt Pollux a. a. O.) uns zu denken, in dessen Competenz ein Theil der Criminaljustiz gehörte, das heißt zunächst nur diejenigen Verbrechen oder Processe (*δίκαι φονικαί*), über welche in den vier oder fünf alten Blutgerichtshöfen entschieden wurde, deren Stiftung wol in frühere Zeiten sich verliert, deren Richter aber aus den Epheten, seit Drako's Anordnung, genommen wurden. Hiernach war ihre Zahl auf 51 bestimmt[1]); sie waren aus

*) Von neuen mechanischen Erfindungen, welche bei diesem Bau Ktesiphon und dessen Sohn Metagenes gemacht, s. *Plin.* H. N. 36, 21 und *Vitruv.* 10, 6.

1) Die bei Photius vorkommende Zahl 80 beruht wol auf einem Schreibfehler; bei der Zahl 51 war, wie Müller (Dorer II. S. 137) vermuthet, der Phylobasileus mit eingerechnet; 50 aber konnten hiernach erst seit des Klisthenes neuer Phyleneintheilung es sein, nämlich fünf aus jeder Phyle, grade wie auch die Zahl der Naukraren auf 50 sich belief, und somit eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen der richterlichen Behörde und der Verwaltungsbehörde eintritt. Vor Klisthenes wären es, wie Müller (a. a. O.) vermuthet, nach den vier Phylen, 48 Epheten gewesen. Bestimmte Nachrichten darüber fehlen uns gänzlich.

dem Adel erwählt (*ἀριστίνδην αἱρεθέντες*), mußten, wie Suidas (s. v., vergl. *Photius* Lex. p. 41) versichert, über 50 Jahre alt sein und unbescholtenen Lebenswandels. Den Namen selbst, über dessen Zusammenhang mit *ἐφιέναι* wol nicht gezweifelt werden kann, leiten indessen die Grammatiker auf verschiedene Weise ab, Pollux zunächst von dem Begriffe der Appellation, insofern man von dem Basileus, welcher bisher über unvorsätzlichen Mord (welcher hauptsächlich in die Competenz der Epheten an den alsbald zu nennenden Gerichtshöfen gehörte) gerichtet hatte, an die Ephetenrichter appelliren konnte; eine Ableitung, bei welcher bereits auf die Schwierigkeit hingewiesen worden, in dem Worte *Ἐφέτης*, dem doch zunächst eine activische Bedeutung zukommt (*ὃς ἐφίησιν*), eine passivische (*πρὸς ὃν τις ἐφίησιν*) anzunehmen; vergl. Meier und Schömann, Der Attisch. Proceß. S. 16. Not., nebst K. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 103. Not. 12. Noch weniger Wahrscheinlichkeit bieten andere, dort angeführte Vermuthungen, als hätten diese Richter Epheten geheißen, weil von ihrem Richterspruche keine weitere Appellation (*ἔφεσις*) an ein anderes Gericht stattgefunden, oder mit Bezug auf den Vorfall mit dem Attischen Könige Demophon bei dem palladischen Gerichtshofe und die Überlassung der Entscheidung (*ἐφιέναι τὴν κρίσιν*) an eine aus 50 Argivern und ebenso vielen Athenern zusammengesetzte Jury. Diese und ähnliche Erklärungen sind offenbare Versuche der spätern Zeit, von der Entstehung, Benennung und dem Wirkungskreise einer in die ältere Zeit fallenden, später aber in Abgang gekommenen Institution sich historisch die befriedigende Rechenschaft zu geben.

Es waren demnach die Epheten als Richter in allen einen Mord, zunächst einen unvorsätzlich begangenen, betreffenden Processen für die vier (oder nach Pollux[2]) fünf) alten Gerichtshöfe bestimmt, in welchen diese Gegenstände verhandelt werden sollten. Wer vor ihnen in diesen Gerichtshöfen, welche sich in die ältere mythische Zeit Athens verlieren, zu Gericht gesessen, wissen wir nicht; die Verbindung dieser Blutgerichte mit Tempeln und Sühngebräuchen scheint vermuthen zu lassen, daß es ehedem Priester gewesen, welche hier den Richterspruch gefällt. An ihre Stelle traten dann die, wahrscheinlich zur bessern Ordnung der Gerichtspflege durch Drakon angeordneten, Epheten, welchen demnach folgende Gerichtshöfe[3]) zufielen:

1) Der Gerichtshof bei dem Tempel der Pallas (*τὸ ἐπὶ Παλλαδίῳ*), welchen Pausanias (I, 28) unter den für Mord bestimmten Gerichten hervorhebt, mit der Bemerkung, daß hier diejenigen gerichtet worden, welche einen unfreiwilligen Mord begangen hatten, wie dies auch Harpokration und Pollux[4]) versichern, sowie einige Fälle, aus welchen wir sehen, daß unfreiwilliger Todtschlag, gefährliche Verwundungen, welche den Tod nach sich zogen, Nachstellungen der Art (*βούλευσις*), welche für ebenso gefährlich und strafbar erachtet wurden, vor diesen Gerichtshof gehörten. Entschieden die Epheten, daß der Mord vorbedachtlos stattgefunden, so mußte der Mörder das Land so lange verlassen, bis die Anverwandten des Gemordeten ihre Einwilligung zur Rückkehr gegeben hatten, nachdem sich der Mörder mit ihnen verständigt hatte. Daß der Attische König Demophon der erste gewesen, welcher vor diesem Gericht gestanden wegen eines unvorsätzlich durch ihn veranlaßten Todes eines Atheners, der sich nicht vorgesehen und bei dem Gefechte des Demophon mit den unter Diomedes von Troja heimkehrenden, an Attika gelandeten Argivern durch das Pferd des Demophon zertreten worden, bemerkt Pausanias ausdrücklich, jedoch mit dem Beifügen, daß über diesen Vorfall verschiedene Erzählungen existirten[5]), die ebenfalls wol nur so viel beweisen können, wie man in spätern Zeiten bemüht war, einer in das unsichere Dunkel der Vorzeit sich verlierenden Einrichtung, die offenbar den Grund hatte, durch ein mit religiöser Weihe und Sühnung ausgestattetes Gericht dem Mord, vorsätzlichem wie unvorsätzlichem, entgegenzuarbeiten und die Blutrache zu hemmen, eine historische Grundlage zu geben und damit gewissermaßen zu befestigen.

2) *Τὸ ἐπὶ Δελφινίῳ*, mit dem Apollinischen Cultus zusammenhängend, wie der ebengenannte Gerichtshof mit dem Minervencultus. Es wird aber dieser Gerichtshof noch von Demosthenes[6]) als der heiligste von allen bezeichnet, vor welchem diejenigen gerichtet wurden, die eines begangenen Mordes geständig, diesen als einen gerechten Mord vertheidigen zu können glaubten, wie z. B. den Tod eines auf der That ertappten Ehebrechers, oder Nothwehr und dergl. Welche Fälle insbesondere hierher gehörten, scheint durch ein Gesetz oder auch durch Herkommen bestimmt gewesen zu sein, wie aus einigen Stellen des Demosthenes[7]) und Lysias, welche Matthiä (De judicc. I. in Miscell. phill. I. p. 151 sq.) anführt, deutlich hervorgeht. Auch hier fehlt es nicht an einer

2) *ἐδίκαζον δὲ τοῖς ἐφ' αἵματι διωκομένοις ἐν τοῖς πέντε δικαστηρίοις.* Daher auch bei *Suidas* s. v. *Ἐφέται: — οἳ τὰς φονικὰς δίκας ἔκρινον.* — *Harpocrat.* s. v. *Ἐφέται: — οἱ δικάζοντες τὰς ἐφ' αἵματι κρίσεις ἐπὶ Παλλαδίῳ καὶ ἐπὶ Πρυτανείῳ καὶ ἐπὶ Δελφινίῳ καὶ ἐν Φρεαττοῖ Ἐφέται ἐκαλοῦντο.* 3) Die Stellen über diese vier alten Blutgerichtshöfe s. bei *A. Matthiae*, De judicc. Athen. I. in dessen Miscell. philoll. I. p. 149 seq. Vergl. auch Creuzer, Symbolik. II. S. 692 fg. der zweiten Ausg. und K. O. Müller zu Äschyl. Eumenid. S. 151 fg.

4) s. VIII, §. 118. Ich lese hiernach auch bei Pausanias (I, 28. §. 9) mit den neuesten Herausgebern: *ὁπόσα δὲ ἐπὶ τοῖς φονεῦσίν ἐστιν, ἄλλα καὶ ἐπὶ Παλλαδίῳ καλοῦσι, καὶ τοῖς ἀποκτείνασιν ἀκουσίως κρίσις καθέστηκε*, was auch Walz und Schubert mit Recht aufgenommen, obwol in der darunter stehenden lateinischen Übersetzung, welche doch nach S. XLII der Vorrede eine „*recensioni nostrae adaptata*“ sein soll, die ganze Stelle übergangen ist, indem sich hier nichts weiter findet als: „*In eo foro* [?] *quod Palladium appellant, caedis causae agitantur.*“ 5) Daher auch bei Harpokration und Pollux (l. l.) einige Abweichungen dieser Tradition. 6) in Aristocr. p. 644, 16: — *δικαστήριον, ὃ πάντων ἁγιώτατα τούτων ἔχει καὶ φρικωδέστατα, ἄν τις ὁμολογῇ μὲν κτεῖναι, ἐννόμως δὲ φῇ δεδρακέναι.* Vergl. *Pausan.* l. l. §. 10. 7) Insbesondere in Aristocrat. p. 637: *ἐάν τις ἀποκτείνῃ ἐν ἄθλοις ἄκων ἢ ἐν ὁδῷ καθελὼν ἢ ἐν πολέμῳ ἀγνοήσας, ἢ ἐπὶ δάμαρτι, ἢ ἐπὶ μητρὶ ἢ ἐπ' ἀδελφῇ ἢ ἐπὶ θυγατρί, ἢ ἐπὶ παλλακῇ, ἣν ἂν ἐπ' ἐλευθέροις παισὶν ἔχῃ, τούτων ἕνεκα μὴ φεύγειν κτείναντα.*

ähnlichen Tradition hinsichtlich dessen, der zuerst vor diesem Gerichte gestanden; es war Theseus wegen der Ermordung des Pallas und seiner Söhne bei einem Aufstande (s. *Pausan.* l. l. §. 10 und *Euripid.* Hippolyt. 34 mit den Scholien).

3) *Τὸ ἐπὶ Πρυτανείῳ;* ein Gericht, welchem eiserne Werkzeuge und überhaupt alle leblose Gegenstände anheimfielen, durch welche zufällig der gewaltsame Tod eines Menschen veranlaßt worden war; solche Gegenstände mußten dann, einer ausdrücklichen Bestimmung gemäß, über die Grenze geworfen werden [8]). Wie man auch hier die aus alter Zeit stammende und deren volles Gepräge tragende Einrichtung auf ein historisches Factum zu begründen und damit auf die Zeiten des Erechtheus zurückzuführen suchte, kann die von Pausanias (l. l. §. 10) mitgetheilte Sage zeigen. Ohne Zweifel hängt die uns auffallend, ja lächerlich scheinende Einrichtung mit demselben erstern Bestreben zusammen, das auch die Einrichtung und die Bestimmung der übrigen eben genannten Blutgerichtshöfe, die wir wol als eine Art geistlicher Sühngerichte vor der Anordnung der Epheten betrachten dürfen, hervorrief, und keinen andern Zweck hatte, als dem Mord und der Blutrache auf alle mögliche Weise zu steuern, und damit einen geordneten, politisch-gesicherten Zustand der Bevölkerung herbeizuführen. Wol aber muß von diesem Gerichtshofe, der, wie sein Name schon andeutet, bei oder neben dem Prytaneum seinen Sitz hatte, und nach Allem nur eine symbolische, religiöse Bedeutung haben konnte, durch welche das Sträfliche jedes gewaltsamen Todes dargethan und, bei leblosen, der eigentlichen Bestrafung nicht unterliegenden Gegenständen, durch einige Ceremonien, mit welchen wol auch ein feierlicher Fluch oder eine Verwünschung verbunden war, recht in die Augen springend gemacht werden sollte, unterschieden werden ein anderer Gerichtshof, der in dem Prytaneum selbst seinen Sitz hatte, in welchem daher auch Prytanen zu Gericht saßen und keine Epheten. Das Nähere darüber s. bei Meier und Schömann a. a. O. S. 19 fg. Faßt man aber die blos religiöse Bedeutung des Gerichtshofes *ἐπὶ Παλλαδίῳ* ins Auge, so wird sich dann auch eher es erklären lassen, wie Pollux (VIII, 120) sagen konnte, daß die *φυλοβασιλεῖς* in demselben den Vorsitz geführt, während derselbe Schriftsteller an einer andern Stelle (VIII, 90) die vor die Competenz dieses Gerichtshofes gehörigen Gegenstände (*τὰς τῶν ἀψύχων δίκας*) dem Archon zutheilt; s. Meier und Schömann a. a. O. S. 116 fg.

4) *Τὸ ἐν Φρεαττοῖ;* eine Gerichtsstätte am Meere, bei dem Piräeus, wo diejenigen, welche wegen eines unvorsätzlich begangenen Mordes zum Exil von den Epheten bei dem Palladium (s. oben) verurtheilt, und noch ehe sie sich mit den Verwandten des Ermordeten über die Rückkehr verständigt hatten, eines neuen Mordes angeklagt worden waren, vom Schiffe aus (weil sie das Land nicht betreten durften) von den am Lande sitzenden Richtern, also den Epheten, vernommen und gerichtet wurden, demnach, im Falle der Verurtheilung, den gesetzlichen Strafen über Mord unterlagen; andernfalls aber damit noch nicht von ihrer frühern Schuld, die ihr Exil herbeigeführt hatte, frei wurden. Die Tradition, die auch hier eine historische Begründung durch ein Factum suchte, läßt den Teucer zuerst hier sich auf diese Weise gegen Telamon seine Unschuld am Tode des Ajax darthun. So Pausanias (l. l. §. 12), womit noch die Stellen des Pollux, Harpokration und einige Stellen des Demosthenes (bei Matthiä a. a. O. S. 156 fg.) zu verbinden sind. Über die Gerichtsstätte selbst vergl. die 12. Note in K. Hermann's Lehrb. d. griech. Staatsalterthümer. §. 105, dessen Vermuthung, daß das in einer Stelle bei Bekker (Anecdd. p. 311, 17) genannte *Ζέα* für dieselbe Gerichtsstätte anzusehen, in der Notiz des Grammatikers selbst (*Ζέα· ἐνταῦθα κρίνεται ὁ ἐπ' ἀκουσίῳ μὲν φόνῳ φεύγων, αἰτίαν δ' ἔχων ἐφ' ἑκουσίῳ φόνῳ*) so begründet erscheint, daß man an eine Zusammenstellung mit dem Hofe bei dem Delphinium (wie Wachsmuth [Hellen. Alterth. II, 1. S. 320] irrthümlich thut), oder gar an die Annahme eines fünften Ephetenhofes *Ζέα* wahrlich nicht denken sollte.

5) Wenn es demnach keinem Zweifel unterliegt, daß die Richter bei den bemerkten vier Gerichtshöfen Epheten waren und den Blutbann in der bemerkten Weise übten, so kann die oben erwähnte Stelle des Pollux (VIII, 123) insofern Zweifel erregen, als dieser von fünf Gerichtshöfen spricht, an welchen die Blutgerichtsbarkeit von den Epheten geübt worden, und weiter hinzufügt, daß Solon ihnen den Rath der Areopagiten zugeordnet [9]). Daß aber der Areopag, dessen erste Einsetzung durch Solon, wie einige spätere Schriftsteller behauptet haben, jetzt so ziemlich allgemein und mit Recht verworfen wird, da er jedenfalls längst vor Solon, wenn auch in anderer Art und in verändertem Wirkungskreise, existirt, auch schon vor Solon, der ihm die eigentliche Gerichtsbarkeit über vorsätzlichen Mord, Giftmischerei, boshafte Verwundung und dergl., also einen wesentlichen Antheil der Criminaljustiz übertrug, in Gegenständen, welche einen Mord betrafen, gerichtet hat, zeigen mehre Fälle zu bestimmt [10]), als daß wir daran einen Zweifel nehmen könnten, so auffallend es sonst auch erscheinen mag, daß bei dem, was von Drakonischen Gesetzen und Einrichtungen zu unserer Kunde gekommen, des Areopags nirgends gedacht wird (vergl. *Plut.* Solon. 19), mithin die Annahme, daß

8) s. besonders *Demosthen.* in Aristocr. p. 645, 14 (*ἐὰν λίθος ἢ ξύλον ἢ σίδηρος ἤ τι τοιοῦτον ἐμπεσὸν πατάξῃ καὶ τὸν μὲν βαλόντα ἀγνοῇ τις, αὐτὸ δὲ εἰδῇ καὶ ἔχῃ τὸ τὸν φόνον εἰργασμένον* etc.) und die oben bereits angeführten Grammatiker: Pollux, Harpokration, Suidas. Ein Mehres bei *Matthiae* l. l. p. 152 sq.

9) Die Worte selbst lauten: *Ἐφέται — ἐδίκαζον δὲ τοῖς ἐφ' αἵματι διωκομένοις ἐν τοῖς πέντε δικαστηρίοις· Σόλων δ' αὐτοῖς προςκατέστησε τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλήν.* Vergl. dazu *Matthiae*, De judicc. l. l. l. p. 146 seq. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 17 fg. 10) s. *Matthiae* l. l. p. 142 seq. Meier im Rheinisch. Museum. II. S. 267 fg., auch mit Bezug auf *Plutarch.* Vit. Solon. cap. 19. Im Allgemeinen s. auch die Nachweisungen in K. Hermann's Griech. Staatsalterthümer. §. 105. Not. 4 und 5.

die ganze Blutgerichtsbarkeit in allen Fällen den Epheten übertragen, nicht unwahrscheinlich wird. Der Widerspruch, der auf diese Weise sich erhebt, wird sich zwar aus Mangel näherer Nachrichten über diese dunkeln Verhältnisse altattischer Staatseinrichtungen schwerlich mit Sicherheit beseitigen, sondern nur durch mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen heben lassen. Wir können daher entweder mit K. O. Müller (Dor. I. S. 333. II. S. 137 und zu Äschyl. Eumenid. S. 153) annehmen, daß außer den vier genannten Gerichtshöfen an den oben bezeichneten Orten auch der Areopag als ein fünfter existirt, an welchem ebenso gut, wie bei den vier andern, Epheten zu Gericht gesessen, diese mithin das gesammte Richterpersonale für alle fünf Gerichtshöfe gebildet, oder wir können es mit Meier und Schömann (Der Attische Proceß. S. 11. 12) für wahrscheinlicher ansehen, daß ein und dasselbe Gericht, der Areopag, nach Verschiedenheit der Gegenstände an den verschiedenen oben bezeichneten Gerichtshöfen seine Sitzungen gehalten; sodaß dann auf die am Areshügel, dem Sitze des Areopags, selbst verhandelten Gegenstände die Äußerung des Pollux (der doch wahrscheinlich hier ältern Quellen folgte, vielleicht aber auch Verschiedenartiges zusammenwarf und so den Widerspruch herbeiführte) von fünf Gerichtshöfen für den gesammten Blutbann zu verstehen ist. Jedenfalls aber scheint die Solonische Gesetzgebung, indem sie den eigentlichen Blutbann der Competenz des Areopagus unterwarf, und so nur die oben bemerkten minder wichtigen Gegenstände den vier Ephetengerichten zur Entscheidung überließ, diesen unwillkürlich von ihrem Ansehen und ihrer Bedeutung entzogen, und so ein Sinken derselben herbeigeführt zu haben, das bei der später immer mehr hervortretenden demokratischen Richtung und der in diesem Sinne vorgenommenen Besetzung der Gerichte, bei der Nichtachtung der religiösen Verhältnisse, welche bei den Ephetengerichten ein so wesentliches Element bildeten und ihnen eine solche Bedeutung gaben, natürlich immer mehr zunehmen mußte. Daher sind auch im Ganzen die Fälle, wo von einer Berufung auf die Ephetengerichte die Rede ist, nicht sehr zahlreich, der Spuren überhaupt nur wenige, und eben dadurch über die ganze Einrichtung ein Dunkel verbreitet, das wir vergeblich durch Vermuthungen aufzuhellen suchen; ja es scheint sogar, daß diese Gerichtshöfe später, zum Theil wenigstens (wie das Gericht bei dem Palladium und Delphinium), den Heliasten, also den Volksgerichten, eingeräumt und überlassen worden (vergl. Meier und Schömann a. a. O. S. 143 fg.), wodurch ihr aus alter Zeit stammendes, an alte Traditionen und religiösen Glauben geknüpftes Ansehen immer mehr verlieren und zuletzt so herabsinken mußte, daß Pollux (VIII, 125) selbst seine Nachrichten über das Ephetencollegium, das nun eine leere Form geworden war, mit den Worten schließen konnte: *κατὰ μικρὸν δὲ κατεγελάσθη τὸ τῶν Ἐφετῶν δικαστήριον.* — Über die Epheten und deren Gerichte im Allgemeinen können außer den bereits angeführten Schriften von Matthiä, Meier und Schömann, K. Hermann (Griech. Staatsalterthümer. §. 103—105), und dem, was kürzer, bei Tittmann (Darstellung der griech. Staatsverfass. S. 222) und Wachsmuth (Hellen. Alterthumsk. I. S. 243, wo jedoch auch einige von K. Hermann bereits berichtigte, irrige Behauptungen vorkommen) sich bemerkt findet, noch benutzt werden: die ältere Abhandlung von *F. T. Krebs* (praesid. *Fr. Menzio*), De ephetis Athenienss. judicibus Diss. (Lips. 1740. 4.), die auch in desselben Opusc. (Lips. 1778.) p. 1 sq. steht, und die neuere von *H. F. Kayemann*, De origine Ephetarum et eorum judiciis. (Lovan. 1823.) — Schließlich bemerken wir noch, daß bei Äschylus (Pers. 80. ed. *Blomfield*; vergl. dessen Glossar) der Ausdruck *ἐφέτης* auch in einem allgemeinern Sinne, als Befehlshaber gebraucht, vorkommt; welche Anwendung des Wortes indessen schon den alten Grammatikern aufgefallen zu sein scheint, da wir bei Hesychius die Glosse finden, die wol aus einer ältern Quelle geflossen sein mag: *Ἐφέτας· τοὺς ἡγεμόνας τῶν Περσῶν, καταχρηστικῶς· κυρίως δὲ οἱ τὰς φονικὰς δίκας Ἀθήνησι δικάζοντες.* Oder verhält sich die Sache vielmehr umgekehrt? insofern in beiden Fällen der allgemeinere Begriff eines Vorgesetzten oder Vorstehers zum Grunde liegt. (*Baehr.*)

EPHEU, dieser durch ganz Europa verbreitete, in Wäldern an Bäumen und an Felsen und Mauern wachsende baumartige Strauch (m. s. Hedera) lieferte schon in den ältesten Zeiten verschiedene Theile als Arzneimittel, die aber in der neuern Zeit fast gänzlich obsolet geworden sind. Es sind diese folgende:

Epheublätter, folia Hederae arboreae, sie haben frisch, besonders wenn sie gerieben werden, einen balsamisch harzigen Geruch, und entwickeln beim langen Kauen einen widerlichen, harzig kratzenden, trocknenden, lang anhaltenden Geschmack. Die trocknen Blätter sind neuerlich mit Erfolg bei Lungenkrankheiten in Pulverform angewendet worden, die frischen werden auch jetzt noch zur Erregung gelinder Eiterung auf Fontanelle und Seidelbastwunden aufgelegt; ihr vorwaltender Bestandtheil ist Harz.

Epheubeeren, Baccae Hederae arboreae, schmecken säuerlich, harzig reizend, wirken brechenerregend und wurden als Brech- und Purgirmittel benutzt; ihre vorwaltenden Bestandtheile sind Harz und eine Pflanzensäure.

Epheuholz, Lignum Hederae arboreae, hat den Geruch und Geschmack der Blätter und wurde früherhin nicht allein zur Verfertigung von Fontanellkügelchen benutzt, sondern es wurden auch Becher aus ihm gedreht, aus welchen man bei Entzündungen trinken ließ; sein vorwaltender Bestandtheil ist Harz.

Epheuharz, Resina s. Gummi Hederae arboreae, fließt im südlichen Europa und im Orient aus gemachten Einschnitten in dem Stamm und den Zweigen des Epheus aus, zuweilen auch im südlichen Teutschland, und Göppert in Breslau (s. Brandes' und Wackenroder's Archiv der Pharm. XX, 94. Jahrg. 1839) beobachtete an einem 80 Jahre alten Epheustamm nicht allein in dem Innern desselben, sondern auch auf der Rinde eine große Menge ausgeschwitztes Harz. Auch Geiger gibt in seinem Handbuche der Pharmacie 2. Bd. S. 613. 1829,

an, daß der an den Burgruinen von Heidelberg wachsende Epheu nach gemachten Einschnitten Harz gebe.

Im Handel kommt das Epheuharz in größeren oder kleineren unregelmäßigen, rauhen Körnern oder in ei- bis faustgroßen Klumpen von dunkelbraungelber, zum Theil ins Orangegelbe gehender Farbe, welche aus mehr oder weniger glänzenden, auch matten Theilen zusammengesetzt sind, zum Theil aber auch in kleinen durchsichtigen oder kaum durchscheinenden Stücken von granatrother Farbe vor. Es ist spröde, leicht zerreiblich und gibt ein lebhaft orangegelbes Pulver; es riecht, besonders beim Erwärmen und Anzünden, eigenthümlich, nicht unangenehm aromatisch-balsamisch und schmeckt schwach bitterlich, und gelind kratzend. Guibourt beschreibt drei verschiedene Sorten Epheuharz, in Teutschland kommt aber nur das beschriebene in den Handel.

Man wendet das Epheuharz noch hin und wieder in Pulver und Pillenform innerlich an; äußerlich wird es als wundenheilendes Mittel, als Zusatz zu Pflastern und zum Räuchern, sowie auch als Witterung für Fische, indem man die Angel damit bestreicht, benutzt. Pelletier fand es zusammengesetzt in 100 Theilen aus

harzigen Theilen . . .	23,0
Gummi	7,0
Äpfelsäure	0,3
Holzfaser	69,7
	100,0

der Gehalt an holziger Substanz variirt aber sehr, sowie es auch oft mit erdigen Theilen vermischt ist, weshalb man es für den innerlichen Gebrauch reinigen sollte.

(*Döbereiner.*)

Epheu, *s.* Hedera.

EPHIALTES (Ἐφιάλτης). Wir unterscheiden hier zuvörderst die mythischen Personen dieses Namens von denjenigen, welche unter demselben Namen in der wirklichen Geschichte von Hellas uns entgegentreten. In erster Beziehung haben wir zu nennen:

1) Den himmelstürmenden Giganten Ephialtes, welchem durch Apollo das linke, durch Herkules das rechte Auge ausgeschossen ward, wie Apollodor in der Att. Biblioth. I, 6, 6 erzählt;

2) Ephialtes, den Sohn des Neptun und der Iphimedia, der Gattin des Aloeus, den Bruder des Otus, beide bekannt unter dem Namen der Aloiden, deren riesenhafter Leib jedes Jahr um eine Elle in die Breite und eine Klafter in die Länge wuchs, und daher schon im neunten Jahre, wie Homer (Odyss. XI, 304 sq.) singt, neun Ellen breit und neun Klaftern lang war, welche Städte, wie Ascra, gebaut (*Diod. Sicul.* IV, 87. *Pausan.* IX, 29), und den Dienst der Musen eingeführt, die aber auch vermessen genug sind, an die Götter sich zu wagen, den Ossa auf den Olymp, und darauf den Pelion thürmen, um so den Himmel zu ersteigen, und dort sich göttliche Frauen, Otus die Diana und Ephialtes die Juno, zu gewinnen; die selbst den Mars in Fesseln legen, den mit genauer Noth des Mercurius List ihnen entführt, bis sie zuletzt sich gegenseitig mit ihren Pfeilen, mit welchen sie auf den Hirsch, in welchen Diana sich verwandelt, zielen, sich gegenseitig erlegen, oder durch die Pfeile des Apollo und der Diana, wie Andere melden, oder wie Homer sagt, durch die Pfeile des Apollo, noch ehe der Bart ihnen keimte, fallen. (Ilias V, 385 sq. mit den Scholien, vergl. mit *Apollon. Rhod.* I, 484 mit den Scholien, *Hygin.* Fab. 28 mit den Auslegern, *Apollodor.* I, 7. §. 4 sq. und die übrigen, diesen Mythus betreffenden Stellen bei Creuzer in den Melet. I. p. 85. not. 56. Einiges auch oben Band 3 dieser Encyklopädie S. 189.) Fragen wir aber nach Sinn und Bedeutung dieses Mythus, so werden wir bald in diesen Aloiden, den Söhnen des Mannes der Tenne (Ἀλωεύς von ἀλωά Tenne, τὰ ἀλῶα Saatfeld) und ihren riesenhaften Leibern und ungestümem Vermessen, ein Bild und eine Personification der wilden, ungemessenen Naturkräfte, wie sie in wilden Wogen und Wellen aus der Tiefe des Meeres aufsteigend, über die nahen Gestade, Fluren und Saatfelder verheerend sich wälzen und diesen Anfall immer und so lange wiederholen, bis sie durch höhere Kräfte gebändigt, in ihr Nichts zurückfallen, und nun es möglich machen, Fluren und Felder zu bebauen, und mit ihrem Ertrag die Tenne zu füllen; wir werden nun erkennen, warum sie die Söhne des Neptun, wild und vermessen, wie dieser, heißen, und so als die Kinder des wilden Meeres, als gewaltig anstürmende Wogen und Wellen erscheinen; selbst der Name des Ephialtes, d. i. des Heranstürzenden und Angreifenden, wird dann leicht seine Deutung finden. Wir sehen also in diesem Mythus dargestellt den Kampf wilder Meereswogen mit der Erde an fruchtbaren Gestaden und Ufern, und werden dann auch, wenn wir, wie billig, die localen Beziehungen der Sage beachten, erinnert an die großen tellurisch-vulkanischen Veränderungen, wie sie an den Küsten Böotiens und Thessaliens, den Stromgebieten des Peneus und Asopus, sich einst zugetragen haben mögen. Vergl. Creuzer Symbolik II. S. 386 fg.

Treten wir aus dem Gebiete des Mythus auf das Feld der Geschichte, so finden wir zuerst den Ephialtes, den Sohn des Eurydemos, aus Malia, oder, was auf Eins hinausläuft, aus Trachis, bekannt durch den Verrath, den er an Griechenland beging, als er dem Xerxes und seinen Persern, nachdem sie vergeblich sich bemüht, den von Leonidas und seinen Spartanern besetzten Engpaß der Thermopylen zu erstürmen, einen Fußsteig über das Gebirge verrieth, mittels dessen sie den Paß umgehen und so den tapfern Vertheidigern jenes Passes in den Rücken fallen konnten. Während die Mehrzahl der alten Schriftsteller, welche dieses Factum erwähnen, der Angabe des Herodotus (VII, 213) folgen (vergl. *Oudendorp* ad *Frontin.* Strateg. II, 2, 13), nennt, statt des Ephialtes, Ktesias in seinen durch Photius im Auszug erhaltenen persischen Geschichten §. 24 zwei vornehme (οἱ δυνατώτατοι) Trachinier Kallidas und Timaphernes, welche in dieser Absicht zum Perserkönig sich begeben und ihm den Weg gezeigt; was bei dem nicht selten vorkommenden Widerspruch der Angaben des Herodotus und Ktesias in Bezug auf die Geschichte der Perserkriege, und bei dem ausgesprochenen Bestreben des Letzteren, irrige Angaben des Erstern zu widerlegen, um so mehr Beachtung verdient, als

Herodot selbst (VII, 214) einer andern Sage gedenkt, welche diesen Verrath einem gewissen Onatas von Karystos und Korydallos von Anticyra zuschrieb, aber diese Sage als unglaubwürdig bezeichnet, wahrscheinlich in Folge der Erkundigungen, die er an Ort und Stelle darüber selbst eingezogen hatte; denn er erzählt uns, wie Ephialtes aus Furcht vor den Lakedämoniern nach Thessalien geflohen, und wie dann ein Preis auf seinen Kopf von den Amphiktyonen gesetzt worden; wie hernach Ephialtes wieder nach Anticyra zurückgekommen, und dort von einem Trachinier Athenades, um einer andern Ursache willen, deren nähere Angabe er späterer Erzählung vorbehalten, erschlagen worden sei, und wie Athenades dessenungeachtet den bemerkten Preis erhalten. Aus diesen Gründen glaubt der Vater der Geschichte mit vollem Rechte den Ephialtes als den Schuldigen zu betrachten, welcher den schändlichen Verrath begangen. Vielleicht war auch Ephialtes nur das Werkzeug, dessen sich die den Hellenen abgeneigten, und Xerres befreundeten Oligarchen und Dynasten von Thessalien und der anstoßenden Gegenden bedienten, um den beabsichtigten und von ihnen ausgegangenen Verrath auszuführen. Dann würde sich der Widerspruch zwischen den Angaben und Versicherungen des Herodotus und der kurzen, nur allzu unvollständigen Nachricht des Ktesias vielleicht eher lösen oder doch einigermaßen erklären lassen. Was endlich jenen Fußsteig selbst betrifft, von dem uns Herodotus (VII, 216 fg. vergl. mit Kruse, Hellas II, 2. S. 125 fg.) wahrscheinlich aus eigener Anschauung wie aus Mittheilungen der dortigen Gebirgsbewohner eine so genaue Beschreibung liefert, mit der auch die Angaben anderer späterer Schriftsteller (z. B. *Livius* XXXVI, 16. *Diodor. Sicul.* IX, 8. *Appian.* Syr. Cap. 18. *Pausan.* X. 22. §. 5. *Plutarch.* Cat. maj. 13) so ziemlich übereinstimmen, indem auf ebendemselben Pfade später Alexander der Große, wie Brennus und seine Gallier einfielen, so wollen neuere Reisende denselben an Ort und Stelle wieder aufgefunden und bald erkannt haben, da auf ihm noch heutigen Tags die dortigen Bewohner nach Salona oder Amphissa ziehen. So *Clarke*, Travels etc. II. 3. p. 250; und ebenso versichert Roß (Morgenblatt 1835. Nr. 204), als er am Fuße des Öta angelangt war, ohne viele Mühe die von Herodot genannte Felsschlucht Anopaea (*Ἀνόπαια*), nach der ja auch der Fußweg selbst den Namen führte (obwol ihn Appianus einfach *Ἀτραπός* nennt) erkannt zu haben, der sich, nach dem Öta zu aufsteigend hinter dem über den Thermopylen ragenden Gipfel herumzieht, und so es möglich machte, den Griechen in den Rücken zu kommen. Nach Leake (Travels in Northern Greece II. p. 53 sq. 59) führt jetzt der Fußsteig den Namen *μονοπάτι*.

In der Geschichte Athens haben wir einen doppelten Ephialtes zu unterscheiden. Der eine, ungleich bekanntere und berühmtere, ist Ephialtes, des Simonides oder, wie Älian sagt, des Sophonides Sohn, ein Zeitgenosse des Perikles, und dessen Gehilfe in dessen politischen, demokratischen Tendenzen [1]), insofern Ephialtes als einer der Häupter der demokratischen Partei zu Athen erscheint, und in diesem Sinne die aristokratischen Elemente der Solonischen Verfassung zu beseitigen bemüht war, weshalb ihn die Alten mehrfach als Demagogen bezeichnen. Doch ruhen auf seinem politischen Charakter keine moralischen Flecken; im Gegentheil, er wird neben einen Cimon und Aristides gestellt, als höchst uneigennützig und freigebig, wie gerecht geschildert, und ihm gleich einem Aristides, Phocion, Epaminondas, selbst große Armuth beigelegt. So lauten wenigstens die Zeugnisse eines Älianus (Var. Hist. II, 43. XI, 9. XIII, 39, vergl. mit *Plutarch.* Demosth. 14. Cimon 10. *Valer. Max.* III, 8, 4), bei dem er als *πενέστατος* bezeichnet wird, wozu freilich die Angabe des Heraklides (p. 206 Cor.), wonach er zur Herbstzeit einem Jeden den Zutritt zu seinen Gärten oder Feldern verstattet, und Viele damit bewirthet, nicht ganz passen will, sodaß Sintenis (ad *Plutarch.* Pericl. p. 105) hier sogar an eine Verwechslung des Ephialtes mit Cimon denken möchte, die wir indessen noch nicht so bestimmt auszusprechen wagen.

Von der politischen Wirksamkeit des Ephialtes zeugt, außer einigen minder bedeutenden Spuren, wie z. B. daß er einst als Stratege eine Flotte von 30 Galeeren geführt (*Plut.* Cimon 13), oder daß auf seinen Antrag die Solonischen Gesetzestafeln von der Burg, wo sie bisher aufbewahrt gewesen, nach dem Prytaneum und Markt gebracht worden (vergl. *Pollux* VIII, 128. *Harpocrat.* s. v. *ἄξονες*. *Photii* Lexic. s. v. *ὁ κάτωθεν νόμος*), wo sie auch noch in späten Zeiten gesehen wurden (s. *Harpocrat.* l. l. *Paus.* I, 18, 3), insbesondere ein Factum, das, als besonders wichtig und einflußreich auf die Attischen Staatsverhältnisse, von den Alten hervorgehoben wird, da es dem Areopag, diesem wichtigen aristokratischen Institut, nach Solon's Bestimmung, sein Ansehen und seinen politischen Einfluß, durch welchen es in Widerspruch trat mit der von ihm und Perikles beabsichtigten Entwickelung der reinen Demokratie, entreißen sollte. Auf Betrieb des Perikles, wie es scheint (*Plutarch.* Pericl. 9) [2]), machte er einen Antrag, durch welchen dem Areopag ein großer Theil seiner richterlichen Befugnisse entzogen, und überhaupt das Ansehen und die Bedeutung desselben geschwächt, mithin seine politische Macht und sein Einfluß gebrochen werden sollte. So, und nur in allgemeinen Ausdrücken, sprechen sich die Alten über diesen von Ephialtes auch durchgesetzten Antrag aus, welcher nach K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 109. Not. 6) auf Olymp. 80, 1, nach Sintenis (ad *Plut.* Pericl. p. 107) ein oder zwei Jahre früher, auf Olymp. 79, 3 oder 4 fällt. Es entsteht daher die nächste Frage, worin denn eigentlich die einzelnen Bestimmungen dieses Psephisma bestanden, und was denn eigentlich dadurch dem Areopag von seinen durch die Solonische Verfassung ihm

---

1) *Plut.* Pericl. 10: — *τοῦ Περικλέους* — *τὸν δημαγωγὸν Ἐφιάλτην φίλον γενόμενον καὶ κοινωνὸν ὄντα τῆς ἐν τῇ πολιτείᾳ προαιρέσεως* etc.

2) Dies scheint jedenfalls wahrscheinlicher, als die nach einer unsichern Notiz bei Bekker (Anecdd. p. 188) aus einer Privatbeleidigung abzuleitende Veranlassung. Vergl. *Sintenis* ad *Plutarch.* Pericl. p. 106.

zugewiesenen Rechten entzogen worden, namentlich in Bezug auf die richterliche Competenz, und hier zunächst auf die Blutgerichtsbarkeit, insofern der Areopag über vorsätzlichen Mord und lebensgefährliche Verwundung, Giftmischerei, Brandstiftung und dergl. die Entscheidung gab. Ist nun diese ganze Criminaljurisdiction in ihrem vollen Umfange dem Areopag durch das Psephisma des Ephialtes entrissen worden, und besteht ebendarin die im Interesse der reinen Demokratie von ihm und seinem politischen Freunde Perikles beabsichtigte Schmälerung und Erniedrigung eines seiner ursprünglichen Bestimmung nach allerdings mehr aristokratischen Instituts? Es ist dieser Punkt in der neuesten Zeit Gegenstand lebhafter Controversen[3]) unter den gelehrten Forschern des Hellenischen Alterthums geworden, da man sich über die Beantwortung dieser Frage nicht vereinigen konnte, und sogar dieses Psephisma des Ephialtes dahin deutete, daß dem Areopag allerdings die bisherige Jurisdiction, zunächst die Blutgerichtsbarkeit, nach ihrem vollen Umfange dadurch entzogen, aber bereits zwischen Olymp. 88 und 92, oder erst später, um Olymp. 94, 1, wieder zugetheilt worden, und von dieser Zeit an, jedenfalls kurz nach dem Sturze der Vierhundert, fortwährend wieder von ihm ausgeübt worden sei; es wären dann in jener Periode dem Areopag höchstens einige und wol nicht bedeutende Geldstrafen u. dgl. übriggeblieben. Diese von Böckh[4]) aufgestellte Ansicht ist indessen in neuern Zeiten mehrfach bestritten worden, wobei man theils von dem allgemeinen politischen Standpunkte ausging und diesen zunächst ins Auge faßte, theils die Stellen der Alten, welche von dieser durch Ephialtes bewirkten Veränderung überhaupt reden, zum Gegenstande näherer Untersuchung machte. Es gehört hierher, außer dem, was von Platner (Proceß und Klagen bei den Attikern. I. S. XXI. Zusatz zu §. 27) bemerkt worden ist, insbesondere die Abhandlung von *F. W. Forchhammer*, De Areopago non privato per Ephialten homicidii judiciis contra Boeckhium Disputatio (Kiliae 1828), und die Recension derselben von K. Hermann in den Heidelb. Jahrb. 1830. Nr. 44. Beachten wir zuvörderst die Stellen der Alten, so spricht Plutarch[5]) nur von den meisten Entscheidungen (*τὰς πλείστας κρίσεις* oder *τὰς κρίσεις πλὴν ὀλίγων ἁπάσας*); andere Schriftsteller, wie Aristoteles[6]) und Diodorus[7]), nur im Allgemeinen von der Schwächung und Schmälerung des Areopags, wobei sie die Ausdrücke *κολοῦσαι* und *μειῶσαι* gebrauchen; letzterer mit einem allerdings verstärkenden Zusatze, welcher auf den beabsichtigten Umsturz der alten Gerechtsame des Areopags schließen läßt. Bei der Unbestimmtheit und Allgemeinheit dieser Angaben muß aber eine Stelle des Demosthenes (adv. Aristocr. p. 642) von um so größerem Gewichte sein, da sie auf das Bestimmteste ausspricht[8]), daß der Areopag unter keiner Staatsform und unter keiner politischen Veränderung zu Athen den Blutbann verloren; was wir wol schwerlich mit einigem Rechte für eine rhetorische Übertreibung werden erklären dürfen, und es wird damit auch die Stelle des Lysias (De Caede Eratosthen. c. 30)[9]), wenn wir sie mit K. Hermann in dem, wie es doch scheint, allein wahren Sinne auffassen, nicht in Widerspruch stehen; denn sie würde dann nur bezeugen können, daß der Areopag die Blutgerichtsbarkeit schon zu der Väter Zeiten besessen, und auch in den Zeiten des Redners (*ἐφ' ὑμῶν*) ausdrücklich wieder bestätigt erhalten. Noch entscheidender aber spricht sich eine Stelle des Philochorus in einem Lexic. Rhett. bei *Photius* ed. *Pors.* p. 585. ed. Lips. aus, nach welcher Ephialtes dem Areopag blos die Blutgerichtsbarkeit — *τὰ ὑπὲρ τοῦ σώματος*, was gewiß nicht anders gedeutet werden kann, gelassen, alles Andere ihm also entzogen. Es kann aber, wenn wir die damaligen Verhältnisse, das Streben der beiden demokratischen Häupter, des Perikles und Ephialtes, und den Gesichtspunkt berücksichtigen, aus welchem dieser ganze Angriff des Ephialtes auf die Macht des Areopags hervorgegangen, kaum zweifelhaft bleiben, daß es dabei hauptsächlich auf die politische Macht dieses Senates und eine Schmälerung seiner Befugnisse in dieser Beziehung, nicht sowol aber auf die richterliche Competenz desselben, abgesehen gewesen[10]); sodaß wir die oben angeführten Aussprüche der Alten dann auch nur in diesem Sinne von einer Schmälerung oder Erniedrigung des Areopags zu verstehen haben, zumal da sich, ohne daß man die Stelle des Lysias, die wir eben angeführt,

3) s. die Literatur darüber und die Angabe der Hauptstellen bei K. Hermann, Griechische Staatsalterthümer. §. 109. Not. 6. 7. 4) In dem Index Lectt. (Berolin. 1826—1827), wieder abgedruckt in Seebode's Archiv. I, 5. S. 115 fg. und daselbst die Hauptstelle: „Ephialtae plebiscito plurima judicia Areopago erepta esse diserte testatur Plutarchus et ad ordinarios judices translata; in quibus consentaneum est, *capitales potissimum causas fuisse*, quae longe gravissimae veteribus visae sunt, *relictis haud dubie iis tantum causis, in quibus judicandis multam irrogandi potestas fuit.*“ Vergl. damit Index Lectt. (Berolin. 1828—1829) mit Bezug auf Meier im Rhein. Museum. II. S. 265 fg. und die Behauptung, daß in der Zwischenzeit heliästische Richter auf dem Areopag zu Gericht gesessen und die Blutgerichtsbarkeit ausgeübt. 5) Vit. Pericl. 9: *διὸ καὶ μᾶλλον ἰσχύσας ὁ Περικλῆς ἐν τῷ δήμῳ κατεστασίασε τὴν βουλὴν* (nämlich den Areopag), *ὥστε τὴν μὲν ἀφαιρεθῆναι τὰς πλείστας κρίσεις δι' Ἐφιάλτου.* Vergl. Vit. Cimon. 15 und cap. 10.

6) Polit. II, 9, 3: *τὴν ἐν Ἀρείῳ πάγῳ βουλὴν Ἐφιάλτης ἐκόλουσε καὶ Περικλῆς.* In demselben Sinne sagt Plutarch (Reip. G. Praecept. p. 812 C.): *Περικλῆς — δι' Ἐφιάλτου τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν ἐταπείνωσε.* 7) Die Stelle selbst lautet: *Ἐφιάλτης ὁ Σιμωνίδου δημαγωγὸς ὢν καὶ τὸ πλῆθος παροξύνας κατὰ τῶν Ἀρειοπαγιτῶν ἔπεισε τὸν δῆμον ψηφίσμασι μειῶσαι τὴν ἐξ Ἀρείου πάγου βουλὴν καὶ τὰ πάτρια καὶ περιβόητα νόμιμα καταλῦσαι.* 8) *τοῦτο μόνον τὸ δικαστήριον οὐχὶ τύραννος, οὐχ ὀλιγαρχία, οὐ δημοκρατία τὰς φονικὰς δίκας ἀφελέσθαι τετόλμηκεν κ. τ. λ.* 9) *τῷ δικαστηρίῳ τῷ ἐξ Ἀρείου πάγου, ᾧ καὶ πάτριόν ἐστι καὶ ἐφ' ὑμῶν ἀποδέδοται τοῦ φόνου τὰς δίκας δικάζειν;* s. dazu K. Hermann in der eben angeführten Recension S. 696. Vergl. *G. Hermann*, Opuscc. T. IV. p. 299 sq. 10) Auch die Stelle des Cicero (De Republ. I, 27 fin.): „Si Athenienses quibusdam temporibus, *sublato Areopago, nihil nisi populi scitis ac decretis agebant*, quoniam distinctos dignitatis gradus non habebat, non tenebat ornatum suum civitas,“ wird doch immerhin nur von dem politischen Standpunkte aus als eine allgemeine Äußerung aufzufassen sein, wobei die richterliche Autorität ganz unbeachtet gelassen ist.

herbeizieht, durchaus keine Stelle, kein Factum beibringen läßt, aus welchem ersichtlich wäre, daß der Blutbann, wie ihn der Areopag geübt, eine Zeit lang wenigstens andern Richtern oder gar den Volksgerichten überlassen worden, der Ausspruch des Demosthenes mithin nicht widerlegt werden kann, und das Psephisma des Ephialtes diesen Theil der Thätigkeit des Areopags, soweit er die Criminaljurisdiction befaßte, nicht berührte.

Das weitere Schicksal des Ephialtes ist aus Plutarch (Pericl. 10) und Diodor (XI, 77) bekannt. Er fiel als ein politisches Opfer durch Mord, dessen Veranlassung, nach den Äußerungen des Plutarchus, in der Strenge seiner antioligarchischen und antiaristokratischen Grundsätze und der dadurch geleiteten politischen Handlungsweise zu suchen ist. Nach Aristoteles war Aristodikos aus Tanagra der von der Gegenpartei angestellte Mörder. Plutarch, der dieser Angabe folgt, erklärt sich dabei sehr stark gegen die durch Idomeneus in Umlauf gebrachte Sage, als habe Perikles, aus Eifersucht und Neid auf den Ruhm und das Ansehen des Ephialtes, diesen, seinen politischen Freund, aus der Welt schaffen lassen. Doch waren zur Zeit des Redners Antiphon die Mörder des Ephialtes nicht bekannt (De Caede Herod. p. 137. §. 68), und es stimmt auch damit die Angabe des Diodorus an dem angeführten Orte überein.

Verschieden von diesem Ephialtes ist Ephialtes, ein Athenischer Staatsmann und Redner aus der Zeit des Demosthenes und Hyperides, zur Zeit der Thronbesteigung Alexander's des Großen, der seine Auslieferung verlangte, da er zu der den makedonischen Interessen entgegengesetzten Partei gehörte, und, wie behauptet ward, durch persisches Geld bestochen war; s. *Plutarch.* Vit. Demosthen. 23 und X Oratt. (*Morel.* T. II.) p. 848 E. *Photius*, Bibl. Cod. CCLXVI. p. 495 B. Ob dieser Ephialtes derselbe ist, der im persischen Heere gegen Alexander diente (*Diodor. Sicul.* XVII, 26 und daselbst Wesseling), wird ungewiß bleiben. (*Baehr.*)

Ephielis *Schreb.*, s. Matayba.

EPHIPPIUM nannte Latreille eine Gattung der Waffenfliegen (Stratiomydae s. Notacantha), für welche Meigen den Namen Clitellaria vorgeschlagen hatte. Unter letzterem ist sie von den meisten Entomologen angenommen worden. Vergl. daher diesen Artikel. (*Burmeister.*)

EPHIPPUS, eine von G. Cuvier aufgestellte Gattung aus der Familie der Klippfische (Squamipennes, Chaetodon *Linn.*), welche sich von ihrer älteren Stammgattung Chaetodon (s. d. Art.) durch die Form der Rückenflosse unterscheidet, insofern dieselbe bei Ephippus aus zwei Hälften besteht, von denen die vordere blos allmälig kleinere Stachelstrahlen enthält, keinen Schuppenbesatz hat, und in einer Furche auf der Kante des Rückens niedergeschlagen ganz versteckt werden kann. Ihr Körper ist weniger hoch als bei den echten Chätodonarten. Neuerdings hat Cuvier die Gattung wieder in drei Untergattungen gesondert (Hist. natur. des poissons. T. VII. p. 112): 1) Ephippus, mit drei Stachelstrahlen in der Afterflosse und eirunden Brustflossen; 2) Drepane, mit ebenso vielen Stacheln in der Afterflosse, aber langen sichelförmigen Brustflossen; und 3) Scatophagus, mit vier Stacheln in der Afterflosse. Die Arten der beiden letzten Gruppen bewohnen die ostindischen Gewässer ausschließlich; Ephippusarten findet man auch an Amerika. Cuvier beschreibt deren a. a. O. zwei von dieser Localität, zwei andere aus Ostindien. Als bekannteste Art gehört hierher der Chaetodon faber Bloch's, den zuerst H. Sloane (Jam. II. pl. 251. f. 4) abbildete und den Linné als Ch. triostegus in das System aufnahm. Dieser Fisch hat im Alter einen kreisrunden, in der Jugend einen mehr ovalen Umriß, wird von 3—12 Zoll Länge gefunden und ist bleigrau, mit sechs dunkelblauen Querbinden und schwarzblauen Flossen. Er bewohnt die Ostküste Amerika's, von Neuyork bis Rio Janeiro. Eine Abbildung desselben nach Bloch's Figur theilte ich in meinem zoologischen Handatlas (t. 23. f. 7) mit. Die zweite Art von Amerika: E. gigas *Cuv.*, wird viel größer und ist einfarbig bleigrau, von mehr ovalem Umrisse mit merkwürdigen Auftreibungen am Schädelknochen und den Tragknochen der Afterflosse. Besonders letztere kannte man lange, und hielt sie für Theile einer Platarart; B. Wolf beschrieb indessen zuerst dieselben richtig als Theile dieses Fisches, den er jedoch für einerlei mit E. faber hielt. (Conf. Dissertat. inaugural. de Chaet. fabri sceleto. [Berol. 1824.] c. tab. aen.) Cuvier wies a. a. O. diesen Irrthum nach. — Die beiden ostindischen Arten sind E. goreensis *Cuv.* l. c. 125. pl. 178 und E. orbis, ein schon von Bloch als Chaet. orbis beschriebener und abgebildeter (t. 202 f. 2) Fisch von sechs Zoll Länge und silberweißer Farbe mit bräunlichen Flossen. Zu Drepane rechnet Cuvier zwei Arten: Dr. punctata und Dr. longimana, beide schon bekannte von Linné und Bloch unter demselben Artnamen als Chätodonarten beschriebene Fische, von denen der erstere bei Cuvier auf t. 179 abgebildet ist. Zu Scatophagus zieht Cuvier fünf Arten, unter denen Chaet. argus *Linn.* und Chaet. tetracanthus *Lacep.* als früher bekannte vorkommen. (*Burmeister.*)

EPHOD (hebr. אֵפוֹד eigentlich „Überzug" bedeutend) hieß das prachtvolle Schulterkleid, welches mit seinem Zubehör, insbesondere dem Orakelschild, den hauptsächlichsten Schmuck des jüdischen Oberpriesters oder sogenannten Hohenpriesters ausmachte. Derselbe trug nämlich außer der weißen Tunika, welche allen Priestern gemein war, über dieser zunächst noch eine zweite Tunika, die in einem Obergewande bestand und Meil (מְעִיל) hieß, aus baumwollenem Zeuch von purpurblauer Farbe, ohne Ärmel und etwas über die Kniee herabreichend, der untere Saum abwechselnd mit baumwollenen dreifarbigen Granatäpfeln und goldenen Schellen besetzt. Über diesem Meil hing dann noch, bis etwas über die Hälfte des Leibes herunter, das Ephod, im Allgemeinen der griechischen Epomis, ἐπωμίς, sehr ähnlich, was auch Josephus ausdrücklich bemerkt [1]. Es war aus Goldstoff, mit blauen und rothen Purpurfäden durchwirkt, und bestand, gleich dem katholischen Meß=

1) *Joseph.* Antiq. III, 7, 5. Vgl. C. A. Böttiger, Raub der Cassandra S. 60. Die LXX übersetzen es auch durch ἐπωμίς, die Vulg. superhumerale, Luther: Leibrock.

gewande, aus Vorder- und Hinterblatt, sodaß beide Stücken auf den Schultern durch kostbare Spangen und Schnuren verknüpft, wie auch unter der Brust durch einen zu beiden Seiten am Ephod befestigten und aus gleichem Stoffe gewirkten Gürtel zusammengehalten wurden. Auf jeder Schulter war ein in Gold gefaßter Onyx aufgeheftet, worin die Namen der zwölf Stämme Israels (in jedem Steine sechs) eingegraben waren, und vorn auf der Brust hielten Ringe, Kettchen und Schnuren das Ephod mit dem viereckigen, eine Spanne langen und breiten, dabei doppelten, also hohlen Orakelschild (bei Luther: das Amtschildlein, LXX *λογεῖον*, Vulg. Rationale) zusammen, in welchem die geheimnißvollen Orakelsymbole, die Urim und Thummim, bei Luther Licht und Recht genannt, aufbewahrt wurden. Nach dem Pentateuch (s. bes. 2 Mos. Cap. 28 und 29) gehörte das Ephod ausschließlich zum Ornat des Hohenpriesters, und von einem Ephod der gemeinen Priester ist dort überall nicht die Rede; aber zu David's Zeit scheint man von dieser Vorschrift abgewichen zu sein, wenn sie überhaupt schon vorhanden war. Denn nach 1 Sam. 22, 18 trugen sämmtliche Priester zu Nob wenigstens ein leinenes Ephod, und David selbst bekleidete sich mit einem solchen, als er die Bundeslade nach Jerusalem brachte (2 Sam. 6, 14). Desgleichen war Samuel, als er als Opferknabe bei dem Oberpriester Elj Dienste that, mit einem solchen leinenen Ephod bekleidet, wie ihm denn seine Mutter auch einen kleinen Meil machen ließ, nach 1 Sam. 2, 18. 19. Indessen scheint aus 1 Sam. 14, 3 wieder hervorzugehen, daß auch in jener Zeit der Oberpriester vorzugsweise das Ephod trug[2]). Vergl. überhaupt *Braun*, Vestitus sacerdotum Hebraeorum. Lib. II. Cap. 6, und unten den Art. Priester. — Wir müssen hier nur noch der auffallenden Art gedenken, wie das Ephod einige Male in den Büchern der Richter und Samuelis erwähnt wird. Nach Richt. 8, 27 nämlich machte Gideon aus erbeutetem Golde („1700 Sekel Gold") ein Ephod, und „stellte es auf in seiner Stadt Ophra, und ganz Israel verhurete sich daran." Dieser letztere Ausdruck bezieht sich ohne Widerrede auf einen illegalen Cultus, und zwar, da Gideon ganz deutlich als Jehovaverehrer geschildert wird (s. V. 7. 19 und 23 in demselben Cap.), nicht auf Götzendienst, sondern auf einen wenigstens nach dem Sinne des Erzählers illegalen Jehovacultus. Man hat nun früher gewöhnlich behauptet, daß Ephod hier für den ganzen Apparat eines Priesterthums zu nehmen sei, da es zu den vorzüglichsten Insignien desselben gehöre, und daß nichts Anderes gemeint sei, als dieses: Gideon habe eine Priesterschaft creirt, die nicht zu dem legitimen, d. h. Levitischen, Stamme gehörte. Aber man sieht leicht, wie gezwungen diese Erklärung ist[3]). Noch weniger kann man mit den Rabbinen an ein kolossales Schulterkleid von Gold denken, welchem göttliche Verehrung bezeugt worden. Ephod muß daher hier eine andere Bedeutung haben, und für eine solche spricht auch eine exegetische Tradition, nicht blos die jüngere des arabischen Übersetzers (wie Spencer, Gesenius u. A. angeben), sondern auch die viel ältere der Peschito, auf welche das Zeugniß des Arabers sich erst stützt[4]). Beide übersetzten es nämlich durch Bild, Statue. Daß das Wort so etwas bedeuten könne, schließt man schon allenfalls aus einem andern Derivat desselben Stammes, welches sich Jes. 30, 22 auf die Bekleidung von Statuen mit Goldblech bezieht. Gideon errichtete also ein Bild, das den Jehova vorstellen sollte, ähnlich vielleicht dem goldenen Kalbe in der Wüste, oder den von Jerobeam in Dan und Bethel aufgestellten Stieren, die ja auch Jehovabilder sein sollten[5]). Dieselbe Bedeutung scheint nun Ephod auch in der Richt. 17 und 18 erzählten Geschichte zu haben, und zwar ebenfalls mit Beziehung auf einen bildlichen Jehovacultus. Viel weniger sicher scheint uns das in den Stellen 1 Sam. 22, 10. 23, 9 fg. 30, 7 fg. und 2 Sam. 2, 1, welche Vatke großentheils dahin zieht; sie lassen sich füglich auf das Priesterkleid und das damit in Verbindung stehende Orakel der Urim und Thummim beziehen, wie man vielleicht schon aus 1 Sam. 28, 6 schließen muß. Zweifelhaft ist auch Hos. 3, 4; wenigstens ist hier nicht der Ort, die Schwierigkeiten dieser Stelle zu erörtern. (*E. Rödiger.*)

EPHOH, nach den Talmudisten ein Engel, der dem Isaak die geöffnete Hölle zeigte, als er den Jacob verfluchen wollte, weil er ihn um den Segen für Esau betrogen hatte. Dies bewog den Erzvater, von seinem Vorhaben abzustehen. Eisenmenger II. S. 262. (*Richter.*)

EPHOREN, *Ἔφοροι*. Diesen seiner Natur nach ganz allgemeinen Ausdruck, womit Jeder, der eine Aufsicht führt, bezeichnet werden kann[1]), finden wir zuerst in verschiedenen Dorischen Staaten in einem bestimmten Sinne zur Bezeichnung eines Magistrates angewendet, der insbesondere in Sparta zu so großem Ansehen und zu einer fast alle politischen Behörden des Staates überragenden Stellung gelangt ist. Wir finden Ephoren[2]) mit strafrichterlicher Gewalt zu Cyrene, ebenso in Thera, der Mutterstadt von Cyrene, was uns, da Thera selbst eine

---

2) „Und Ahia . . . war Priester Jehova's in Siloh, der das Ephod trug." Dieser Ausdruck scheint allerdings eine Bevorzugung dieses Priesters anzudeuten, was wir gegen Vatke (Bibl. Theol. I, 269) bemerken. 3) Sie findet sich u. a. bei Clericus zu d. St. Vgl. Rosenmüller zu Hos. 3, 4. Saalschütz in Illgen's Denkschrift. III, 36 fg. Theile in Winer's Journ. V, 186 fg. Winer selbst im Hebr. Lexikon. Hengstenberg, Christol. III, 127 fg.; s. dagegen schon *Spencer*, De legg. Hebr. ritual. p. 945 sq. ed. Tubing., besonders aber Studer zu Richt. 8, 27 und 17, 5. Vatke, Bibl. Theol. I. 267 fg.

4) Dies ist zuerst von dem Verf. dieses Artikels nachgewiesen mittels einer Emendation in den Ausgaben der Peschito, die sich ihm nachher durch Ephräm's Commentar bestätigt hat. Man s. *Rödiger*, De orig. et ind. arab. interpr. p. 75. 5) Der Ausleger, der diese Ansicht begründet findet, verwandelt darum Jehova nicht in einen Götzen, wie Hengstenberg (a. a. O.) in unvorsichtigem Eifer behauptet; mindestens träfe ihn derselbe Vorwurf, da er nicht umhin kann, anzunehmen, daß unter den Israeliten wirklich zu Zeiten bildliche Verehrung Jehova's bestanden hat. Auch Säulen wurden dem wahren Gott errichtet, 1 Mos. 28, 16. 35, 14.

1) Daher bei *Suidas* s. v. *διὰ τὸ ἐφορᾶν τὰ τῆς πόλεως πράγματα*. Vergl. *H. Stephani* Thesaur. L. Gr. T. V. p. 6893 der londoner Ausg. 2) Die Belege zum Folgenden bei K. O. Müller, Dorer II. S. 111 fg.

Lakedämonische Colonie war, auf Lakedämon zurückweist; wir finden weiter Ephoren zu Heraklea, einer Colonie von Tarent; in Messenien sehen wir die Ephorie seit der Erneuerung des Staates, was gewiß nur mit Bezug auf ältere Institutionen der Dorischen Messenier geschah; und wäre uns überhaupt ein Mehres von den Staatseinrichtungen der verschiedenen Dorisch-griechischen Staaten, im Mutterlande wie außerhalb desselben in den Colonien, bekannt, so würden sich außer den angeführten Beispielen gewiß noch manche andere Belege dazu bieten. Nur über die spartanische Ephorie sind wir, in Folge der großen Bedeutung, zu der sich dort diese Behörde nach und nach, besonders in der blühendsten Zeit von Hellas, erhoben hat, etwas näher, keineswegs aber so vollständig unterrichtet, um die merkwürdige Erscheinung nach allen ihren Richtungen und Beziehungen befriedigend uns zu erklären und sie in ihrem eigenthümlichen Wesen völlig zu würdigen. Hier erscheint die Ephorie als ein alle Zweige der Staatsverwaltung in sich vereinigendes, ja, wie schon die Alten sich ausdrückten, tyrannisches Amt, durch welches die Geschicke des Staates hauptsächlich und zunächst geleitet wurden.

Wenn die Errichtung der Ephoren von Herodotus (I, 65), an den sich auch einige andere Zeugnisse anschließen[3]), dem Lykurgus, so gut wie die Einführung der Gerusia zugeschrieben, von Andern aber auch dem Philosophen Cheilon beigelegt wird[4]), so scheint es doch eine im Alterthum noch weit mehr verbreitete Angabe gewesen zu sein[5]), daß Theopompus, der Enkel des Charilaus, die Ephoren, und zwar in der Absicht, durch diese Einrichtung die königliche Macht zu beschränken, in Sparta eingesetzt habe; und so wird Elatus als der erste Ephore zu Sparta 757 vor Chr. genannt. Indessen bei dem frühen Vorkommen der Ephoren auch an andern Dorischen Orten, wodurch wir eben darauf hingewiesen werden, in ihnen eine ursprüngliche und alt-dorische Institution von einer freilich der spätern Gestaltung und Umbildung zu Sparta wenig ähnlichen Art zu erkennen, scheinen jene Angaben kaum in einem andern Sinne gefaßt werden zu können, als daß man die neu befestigte und bestimmte Anordnung dieses Amtes zu der in der Folge immer mehr hervortretenden Bedeutung, als eines wesentlichen Gegengewichtes der königlichen Gewalt, auf bestimmte, bedeutende Namen der frühern Zeit zurückführte, wie dies überhaupt allgemeine Sitte des Alterthums war, das, was im Laufe der Zeit und unter dem Gange der Verhältnisse sich allmälig zu einer bestimmten und festen Form herangebildet hatte, auch auf bestimmte, einzelne Namen, wie eben den des Lykurgus oder Theopompus zurückzuführen. Wir wollen daher nicht entscheiden, ob Lykurgus es gewesen, der das Ephorat zu einer bedeutenden Stellung erhoben und somit in seiner politischen Bedeutung eingeführt und errichtet[6]), oder ob von ihm vielmehr ganz abzusehen bei der Einführung der Ephorie, die dem ganzen Wesen der von ihm eingeführten Verfassung entgegen, diese nur habe erschüttern und im Verfolg zerstören können[7]): wir wollen nur den Satz festhalten, daß die Ephorie, als ein alt-dorisches Institut, gewiß ursprünglich etwas ganz anderes gewesen ist als das, wozu es sich später ausgebildet hat, daß allerdings diese spätere Entwickelung dem Geiste und dem einfachen Charakter der Lykurgischen Institutionen, welche auch die Ephorie in sich aufgenommen und damit gewissermaßen bestätigt zu haben scheinen, durchaus fremd ist[8]), und mithin die oben als Grund der Einsetzung angeführte Absicht der Schmälerung und Beschränkung der königlichen Gewalt gewiß nur das andeutet, wozu später allerdings die Ephorie angewendet ward und wozu sie später auch wirklich dienen sollte.

Die ursprüngliche Bestimmung der Ephoren scheint aber die einer richterlichen Behörde gewesen zu sein, die zunächst auf den Verkehr, auf den Markt sich bezog, und die hier entstehenden Streitigkeiten zu schlichten bemüht war und damit zugleich über den ganzen Verkehr, wie er stattfand, die Aufsicht führte. So stehen diese Aufseher dann auch den Königen zur Seite, welche die Civilgerichtsbarkeit in Händen hatten[9]). Darum hatten sie auch auf dem Markte ihren Amtssitz, und besorgten hier noch ihre Geschäfte zu einer Zeit, wo ihr Geschäftskreis ein ganz anderer, weit ausgedehnterer geworden war; dort war ihr *ἀρχεῖον*, ihr *ἐφορεῖον*; heißt doch der Markt selbst in altattischen Gesetzen *ἐφορία*[10]) und eine Bemerkung des Etymologic. Gudianum s. v. *ἔφορος* p. 225 enthält die Worte: *καλοῦνται δὲ καὶ οἱ τὰ τῶν πόλεων ὤνια ἐπισκεπτόμενοι.* Daher auch Aristoteles (Polit. III, 1, 7) den Ephoren in dieser ihrer richterlichen Eigenschaft die *δίκας τῶν συμβολαίων* zutheilt, und sie damit als ein Civilgericht bezeichnet im Gegensatze zur Gerusia, die als höchster Gerichtshof die Criminalgerichtsbarkeit übte und über Leben und Tod entschied.

Wenn wir demnach in den Ephoren[11]) eine ursprünglich richterliche Behörde erkennen, ohne Bedeutung und Einfluß in die eigentliche Staatsverwaltung, die später ganz in ihre Hände kam, so wird es doch immerhin, aus Mangel an näheren Angaben, schwer zu bestimmen sein, in welcher Weise sich die Ephorie von dem beschränkten Kreis einer den Königen zur Seite stehenden, im Ganzen

---

3) *Plut.* Epist. VIII. p. 354 B. *Stobaeus*, Sermon. p. 288. ed. *Gesn.* aus *Xenoph.* De Republ. Lacon. VIII, 3. 4) *Diogen. Laert.* I. §. 68. 5) s. *Plutarch.* Vit. Lycurg. VII, 29. *Aristot.* Polit. V, 9, 1. *Cicero*, De Legg. III, 7. De Rep. II, 33. Noch Anderes führt K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 43. Not. 5) an. 6) Vergl. Lachmann, Die spartanische Staatsverfassung. S. 161 fg. 165: „Lykurg scheint es daher gewesen zu sein, welcher die Ephorie zu einem öffentlichen Amte machte."

7) Vergl. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 43 am Schlusse. 8) s. K. O. Müller a. a. O. II. S. 113. 114. Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. I, 1. S. 192 fg. 222. 9) s. Müller, Dorer II. S. 115. 116. Als Gemeindevorsteher, wie Tittmann (Darstellung der griech. Staatsverfassung. S. 104) will, glauben wir sie daher betrachten nicht zu können. 10) Dies scheint selbst aus den weiter unten anzuführenden Worten des Kleomenes bei Plutarch (Vit. Cleomen. 10) mit Sicherheit hervorzugehen. 11) Vergl. die Stellen bei Lachmann, Spartan. Staatsverfassung. S. 163. Not. Jedoch will dieser S. 164. Not. 3 bezweifeln, ob *ἔφορος* von *ἐφορᾶν* abzuleiten sei, da die Ephoren ursprünglich Marktrichter und keine polizeiliche Behörde gewesen.

untergeordneten, richterlichen Behörde zu einer so hohen Stellung hinaufgeschwungen, in der wir sie zu den Zeiten der Perserkriege und nach denselben grade in der Zeit, als Sparta auf dem Gipfel seiner Macht stand, erblicken. Die in dem Gange der griechischen Geschichte überhaupt bemerkliche Erweiterung und Ausdehnung der Civilgerichte zu einem gesteigerten Ansehen, in Verbindung mit dem Sinken der meistens den aristokratischen Staatskörpern zugewiesenen Criminalgerichte, worauf Müller [12]) aufmerksam macht, ist gewiß nicht zu übersehen, aber auch und vielleicht noch mehr die Ausdehnung und Erweiterung des spartanischen Staates über die engen, durch die Lykurgischen Einrichtungen ihm so fest abgeschlossenen und vorgezeichneten Grenzen hinaus in Anschlag zu bringen. Denn es scheint vielmehr die Ephorie in dieser ihrer weitern Entwickelung und Ausdehnung nur die nothwendige Folge dieser Ausdehnung des Staates und der erweiterten politischen Verhältnisse zu sein, denen die älteren, einfachen Formen der Lykurgischen Verfassung oder vielmehr der altdorischen Stammverfassung nicht mehr genügen konnten; das demokratische Element, das in den Staaten Jonischen Stammes sich so sehr ausbildete und durch die ganze Staatsverwaltung hindurch sich geltend machte, erscheint in anderer Weise zu Sparta in der Ephorie, die hier unter veränderten Verhältnissen, indem sie das Recht der Volksversammlung gewissermaßen auf sich nahm, zu einer Art von Willkürherrschaft dieser Behörde führen mußte, die keiner weitern Beschränkung ihrer Macht unterlag, die insofern aber in die spartanische Verfassung ein ihr ursprünglich gewiß fremdartiges, durch die veränderten Verhältnisse aber nothwendig herbeigeführtes Element brachte, das darum schon von Plato [13]) als ein tyrannisches bezeichnet worden ist: eben weil es, obwol selbst demokratischen Ursprungs, doch in Sparta unter den dortigen Verhältnissen einen oligarchisch-tyrannischen Charakter annehmen mußte, der es zum Theil so in Verruf gebracht hat.

Auf den demokratischen Ursprung der Ephoren und das in ihnen repräsentirte demokratische Element [14]) führt aber ebenso wol die Fünfzahl der Ephoren, und der jährliche Wechsel ihres Amtes (worüber die Zeugnisse der Alten ziemlich übereinstimmend sind [15]), zumal da die Fünfzahl auch bei andern spartanischen Magistraten vorkommt [16]), als insbesondere der Umstand, daß Jeder aus dem Volke zu diesem Amte gelangen konnte, das also an durchaus keine bestimmte Bedingungen der Wahlfähigkeit geknüpft gewesen zu sein scheint. Auf welche Weise aber die Ephoren bestellt wurden, ob durch die freie Wahl des Volkes oder durch das Loos, oder endlich durch Ernennung des Senats, scheint nicht ganz klar, und wird daher schwerlich mit Bestimmtheit nachzuweisen sein; daß ihre Ernennung nicht durch die Könige geschah, wie an einer Stelle Plutarch's (Morall. II. p. 197) sich angegeben findet, scheint wol wenigstens für die spätere Periode, d. h. für die der eigentlichen Entwickelung und Blüthe der Ephorie, nicht annehmbar, auch wenn in der frühesten Zeit so etwas stattgefunden haben könnte; auch bezeichnet Aristoteles [17]) sie ganz bestimmt als eine *ἀρχὴ αἱρετή*, sodaß demnach nur die Frage wäre, ob sie durch den Senat gewählt worden, wie K. Hermann [18]) vermuthet, oder durch das Volk, wie Lachmann [19]) als unzweifelhaft annimmt, oder ob ein Mittelweg einzuschlagen [20]), sodaß unter einer durch die Stimmen des Volkes auserwählten Anzahl dann das Loos entschieden, zumal da auch Plato [21]) die Ephorie als ein den durch Loosung vergebenen Ämtern nahe stehendes bezeichnet, jedenfalls mit Rücksicht auf den demokratischen Ursprung und Charakter der Behörde, zu der Jeder aus dem Volke, wie Aristoteles [22]) aufs Bestimmteste versichert, gelangen konnte. Es kann dies Alles jedoch nur von der Zeit gelten, wo die Ephorie bereits zu der großen Ausdehnung ihrer Macht gelangt war, die eben ihre Blüthe bezeichnet; und selbst dies scheint doch nur nach und nach, selbst langsam, erfolgt zu sein. Eine nähere und erste Veranlassung zur Erweiterung der Ephorie außer ihrem ursprünglichen Verhältnisse scheint durch die längere Abwesenheit der Könige während des ersten Messenischen Krieges herbeigeführt worden zu sein; wir glauben dies wenigstens aus den Worten, die Plutarch [23]) dem Kleomenes in den Mund legt, wonach dieser Umstand zur ersten Einführung der Ephoren Veranlassung gegeben, schließen zu

12) a. a. O. II. S. 117. 13) De Legg. IV. p. 712 D.: *τὸ γὰρ τῶν ἐφόρων θαυμαστὸν ὡς τυραννικὸν ἐν αὐτῇ γέγονε.* *Aristotel.* Polit. II, 6. 15: — *καὶ, διὰ τὸ τὴν ἀρχὴν εἶναι λίαν μεγάλην καὶ ἰσοτύραννον, δημαγωγεῖν αὐτοὺς ἠναγκάζοντο καὶ οἱ βασιλεῖς· ὥστε καὶ ταύτῃ συνεπιβλάπτεσθαι τὴν πολιτείαν· δημοκρατία γὰρ ἐξ ἀριστοκρατίας συνέβαινε κτλ.* 14) Vergl. die Erörterungen bei *Aristoteles*, Polit. II, 6. §. 14—16; insbesondere auch II, 3. §. 10, wo es in Bezug auf die spartanische Verfassung, die Manche als eine weise Mischung monarchischer, oligarchischer und demokratischer Elemente betrachteten, und deshalb belobten, heißt: — *λέγοντες τὴν μὲν βασιλείαν μοναρχίαν, τὴν δὲ τῶν γερόντων ἀρχὴν ὀλιγαρχίαν, δημοκρατεῖσθαι δὲ κατὰ τὴν τῶν ἐφόρων ἀρχὴν, διὰ τὸ ἐκ τοῦ δήμου εἶναι τοὺς ἐφόρους. Οἱ δὲ τὴν μὲν ἐφορείαν εἶναι τυραννίδα, δημοκρατεῖσθαι δὲ κατά τε τὰ συσσίτια καὶ τὸν ἄλλον βίον τὸν καθ' ἡμέραν.* 15) Gegen Göttling's Annahme (ad *Aristotel.* Polit. p. 466) von einer Zehnzahl der Ephoren haben sich Wachsmuth (Hellen. Alterthumsk. I, 1. S. 222) und K. Hermann (Griech. Staatsalterth. §. 44. Not. 1) nicht ohne Grund erklärt. Timäus (Lex. Platon. p. 128. *Ruhnk.*) nennt fünf größere und fünf kleinere; s. jedoch daselbst die Note von Ruhnkenius.

16) Vergl. Müller a. a. O. II. S. 116. Not. 8. 17) Polit. II, 6. §. 15. 18) De Homoeis p. 15, auch mit Bezug auf *Xenoph.* Cyrop. I, 2. §. 14. Vergl. auch Griech. Staatsalterth. §. 44. Not. 5. 19) Spartanische Staatsverfassung. S. 165. Ebenso auch Tittmann, Darstell. d. griech. Staatsverfass. S. 107. 20) s. Schömann zu *Plut.* Agis VIII. §. 1. p. 120 sq., wo die ganze Streitfrage (p. 117—121) näher besprochen worden ist, und am Schlusse beigefügt wird: „Sed haec omnia quam incerta sint quotque dubitationibus obnoxia, et quam amplus in certorum testimoniorum defectu etiam aliis conjecturis campus pateat, quilibet intelligit. Ego quidem in tali re ignorantiam fateri quam hariolari satius duco." 21) De Legg. III. p. 692 B.: *τὴν τῶν ἐφόρων δύναμιν ἐγγὺς τῆς κληρωτῆς ἀγαγὼν δυνάμεως.* 22) Polit. II, 6. §. 14: *γίνονται δ' ἐκ τοῦ δήμου πάντες*, und §. 16: *καθίσταται (ἡ ἐφορία) γὰρ ἐξ ἁπάντων*, mit Bezug auf die Ephoren. Vergl. dazu auch Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. I, 2. S. 214 fg., der sich gegen die Annahme, als seien die Ephoren aus den niedern Bürgerclassen gewählt worden, entschieden ausspricht, da sie vielmehr als ein Ausschuß der Altbürger anzusehen seien, und daher auch deren Standessinn, als eine oligarchische Behörde, getheilt. 23) Vit. Cleomen. 10: „*ὕστερον δὲ τοῦ πρὸς Μεσσηνίους πολέμου*

dürfen, während zugleich dort ein sonst nicht weiter uns bekannter Asteropos für denjenigen ausgegeben wird, welcher viele Jahre nachher die Ephorie so verstärkt und gehoben (*τὸν πρῶτον ἐπισφοδρύναντα τὴν ἀρχὴν καὶ ἀνατεινόμενον Ἀστερωπὸν ἡλικίαις ὕστερον πολλαῖς ἔφορον γενέσθαι*). Näher die Stufen und gleichsam die Stadien dieser Entwickelung anzugeben, ist bei dem Mangel aller Nachrichten des Alterthums nicht möglich. Fassen wir daher dieselbe hier so auf, wie sie in der Fülle ihrer Macht zu den Zeiten der Perserkriege und nach denselben entwickelt und fast ausgebildet uns entgegentritt. Die früher ursprünglich nur auf den Marktverkehr beschränkte richterliche Gewalt erscheint nun ausgedehnt und zu politischer Wichtigkeit erhoben, dadurch, daß sie die Prüfung und gewissermaßen die Aufsicht über alle anderen Behörden erhielten, die ihnen Rechenschaft abzulegen hatten [24]); übrigens waren die abgetretenen Ephoren selbst darin einbegriffen. Es konnten die Ephoren jeden Magistrat zur Verantwortung ziehen, und sie brauchten dazu nicht einmal den Ablauf der Amtsführung abzuwarten, sondern konnten unmittelbar in die Verwaltung einbrechen und diese suspendiren; sie konnten, wie Xenophon [25]) sich, vielleicht nur allzubestimmt und allgemein, ausdrückt, Jeden strafen, den sie wollten, und da die Könige ja selbst nur erbliche Magistrate waren, so mußte sich diese Macht selbst über die Könige erstrecken, die vor den Ephoren von ihren Sitzen aufzustehen und auf ihre Ladung vor Gericht zu erscheinen hatten, was freilich Kleomenes in der Rede bei Plutarch (Vit. Cleomen. 10) als eine Usurpation und Anmaßung darstellen mochte [26]). War doch einer seiner Ahnen, der König Kleomenes, vor den Perserkriegen vor den Ephoren der Bestechung angeklagt worden [27]); andere Beispiele bietet die spätere Geschichte Sparta's. Ausdrücklich wird bemerkt [28]), daß sie die Magistrate, also auch den König, in Gewahr nehmen und vor ein Gericht stellen konnten, zu dem sie selbst gehörten, außer ihnen die Geronten, der andere König und wol auch noch andere Magistrate. Von diesem höchsten Gerichtshofe wurde dann die letzte Entscheidung gegeben [29]): nicht blos und unmittelbar von den Ephoren, so thätig sie auch als Ankläger wie selbst als Richter dabei erscheinen mochten. Wol waren sie übrigens, vermöge ihrer richterlichen Gewalt, befugt, Andern Bußen und Strafen aufzuerlegen; ihre Rüge trat, wie es scheint, sogar in Fällen ein, die außerhalb der Sphäre richterlichen Erkenntnisses lagen und so die Ephoren gewissermaßen mit den römischen Censoren vergleichen lassen. Sie legten dem Agesilaus eine Strafe auf [30]), weil er sich beliebt zu machen suche; sie rügten es am Archidamus, daß er eine zu kleine Frau geheirathet, ebenso wie sie den Anaxandridas nöthigten, zwei Frauen zu nehmen; was aus der Sorge für die Erhaltung des Königsgeschlechtes und zwar eines kräftigen, sich erklärt. In diesem Sinne überwachten sie die Erziehung und die Feier der öffentlichen Spiele u. s. w.; sie waren bei dem Allen nicht durch bestimmte, schriftlich aufgezeichnete Gesetze bestimmt, sondern durch Herkommen und Sitte, durch ein ungeschriebenes Recht und die Überzeugung von dem, was des Staates Wohlfahrt erheischte. Als Beamten wird von ihnen dann auch der allgemeine Ausdruck *τὰ τέλη* gebraucht [31]).

Besonders aber zeigt sich die politische Bedeutung und Wichtigkeit der Ephoren, in der sie die ganze Staatsgewalt überragen, in ihrem Verhältniß zu der Volksversammlung [32]), die grade zu der Zeit, wo Sparta in seiner größesten Blüthe stand, durch sie geleitet und geführt wurde. Sie konnten die Versammlung einberufen und abstimmen lassen, sie konnten Gesetze derselben vorlegen und von ihr auch genehmigen lassen. Daher waren die Ephoren es auch, die zunächst die Verhältnisse zum Auslande besorgten und den ganzen diplomatischen Verkehr leiteten, fremde Gesandte zuließen oder abwiesen; im ersteren Falle mit ihnen verhandelten, während sie ebenfalls die Absendung von Gesandten aus Sparta besorgten. Auf diese Weise war der Abschluß aller Verträge, Bündnisse, Friedensschlüsse u. dgl. in ihre Hände gelegt, sie selbst dadurch nicht selten Herren über Frieden und Krieg, der von ihren Verhandlungen und Bestimmungen abhing. Daher sie bisweilen sogar Heereszüge anordneten und die ins Feld ziehende Mannschaft feststellten, und wenn auch gleich im Kriege selbst der König den Oberbefehl führte, so empfing dieser doch nicht selten von ihnen Verhaltungsbefehle durch die Skytale, und mußte ebenso an sie Bericht erstatten; oder er ward durch beigeordnete Rathgeber beschränkt; später folgten zwei Ephoren dem Könige ins Feld und gehörten mit zu dem Kriegsrathe, vielleicht auch, daß sie für den Unterhalt des Heeres zugleich Sorge zu tragen hatten, jedenfalls aber als Repräsentanten der höchsten Volksgewalt, die in der durch die Ephoren geleiteten Volksversammlung ihren Sitz hatte. Daher denn auch weiter in den vom Heere eroberten Städten und Ländern alle Anordnungen von ihnen ausgehen und Verfassung und Be-

μακροῦ γενομένου, τοὺς βασιλεῖς, διὰ τὰς στρατείας ἀσχόλους ὄντας αὐτοὺς πρὸς τὸ κρίνειν αἱρεῖσθαί τινας ἐκ τῶν φίλων καὶ ἀπολείπειν τοῖς πολίταις ἀνθ' ἑαυτῶν, ἐφόρους προσαγορευθέντας καὶ διατελεῖν [τε] τούτους τὸ πρῶτον ὑπηρέτας τῶν βασιλέων ὄντας, εἶτα κατὰ μικρὸν εἰς ἑαυτοὺς τὴν ἐξουσίαν ἐπιστρέφοντας, [καὶ] οὕτως λαθεῖν ἴδιον ἀρχεῖον κατασκευασαμένους."

24) Vergl. *Aristotel.* Polit. II, 6. §. 16 (*κρίσεων μεγάλων κύριοι*) und §. 17, woselbst die Worte: *δόξειε δ' ἂν ἡ τῶν ἐφόρων ἀρχὴ πάσας εὐθύνειν τὰς ἀρχὰς κ. τ. λ.* Mehr bei Müller a. a. O. II. S. 118 fg. 25) Rep. Laced. VIII. §. 4: *ἔφοροι οὖν ἱκανοὶ μέν εἰσι ζημιοῦν ὃν ἂν βούλωνται, κύριοι δ' ἐκπράττειν παραχρῆμα, κύριοι δὲ καὶ ἄρχοντας μεταξὺ καταπαῦσαι καὶ εἶρξαι καὶ περὶ ψυχῆς εἰς ἀγῶνα καταστῆσαι.* 26) „*σημεῖον δὲ τούτου τὸ μέχρι νῦν, μεταπεμπομένων τὸν βασιλέα τῶν ἐφόρων τὸ πρῶτον ἀντιλέγειν καὶ τὸ δεύτερον, τὸ δὲ τρίτον καλούντων ἀναστάντα βαδίζειν πρὸς αὐτούς.*" *Xenophon.* Republ. Laced. XV. §. 6: *ἕδρας πάντες ὑπανίστανται* (in Bezug auf den König) *πλὴν οὐκ ἔφοροι ἀπὸ τῶν ἐφορικῶν δίφρων.* 27) *Herodot.* VI, 82. 28) s. die eben angeführte Stelle bei *Xenophon.* Rep. Laced. VIII. §. 4. 29) *Pausan.* III, 5, 3. Vergl. Müller a. a. O. S. 119.

30) Die Belege zu diesem und dem Folgenden s. bei Müller II. S. 120. 31) Vergl. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 45. Not. 1. 32) Über das Einzelne, das hier berührt ist, s. ebenfalls Müller II. S. 121 fg. Wachsmuth, Hellen. Alterthumskunde. I, 1. S. 223 fg. I, 2. S. 212 fg. Tittmann, Darstell. der griech. Staatsverfass. S. 108—115.

waltung derselben durch sie nach den Grundsätzen der spar-:anischen Staatspolitik bestimmt wird. Daß die Ephoren, venigstens in der spätern Zeit, auch die Aufsicht über die Finanzen und die Staatscasse führten, scheint ebenfalls ;iemlich sicher.

Wir haben schon oben bemerkt, daß es fünf Ephoren varen; alljährig gewählt traten sie ihr Amt mit der Herbstnachtgleiche, die den Anfang des Lakonischen Jahres ildete, an, und erließen, wie es scheint, bei ihrem Antritt eine Art von Edict, worüber sich noch einige Spuen erhalten haben, wie z. B. die merkwürdige Vorschrift, en Schnurrbart zu scheeren und die Gesetze zu beachten[33]). Nach dem ersten unter ihnen (*ἐπώνυμος*), ward das Jahr enannt: gewiß ebenfalls ein Zeichen ihres Ansehens und hrer Bedeutung; in dem *ἀρχεῖον* auf dem Markte kamen ie täglich zusammen, um ihre Sitzungen zu halten und ie Geschäfte zu besorgen, speisten auch hier zusammen; ort wurden auch die fremden Gesandten aufgenommen ınd beherbergt. In der Nähe fand sich, bedeutsam ge-ıug, ein kleiner Tempel der **Furcht**; dort war auch vol der Ort, wo sie ihre nächtliche Himmelsschau anstellen, von der Plutarch im Leben des Agis Cap. 11 erählt. Alle neun Jahre, heißt es dort, nehmen sich die Ephoren eine reine, mondlose Nacht, setzen sich in der Stille nieder und schauen so nach dem Himmel. Zeigt ich von der einen Seite zur andern eine Sternschnuppe *ἀστήρ*), so schließen sie daraus, daß die Könige sich gegen ie Gottheit versündigt und setzen sie ab, bis ein Orakel on Delphi oder von Olympia zu Gunsten der Könige nlangt[34]). Eine Vergleichung der Ephoren mit den kretischen Kosmen[35]) ist kaum statthaft; noch viel weniger ber die mit den römischen Volkstribunen[36]).

Als Sparta von der Höhe, die es nach dem Peloponesischen Kriege gewonnen, herabsank und innerlich, durch Erschlaffung der alten Sitte, zerfiel, zeigt sich dies insesondere auch bei den Ephoren, welche schon Aristoteles[37]) ı dieser Beziehung tadelt: daher auch das Bestreben des Cleomenes (226 v. Chr.), als er die alte Verfassung Sparta's wieder herzustellen gedachte, auf den Sturz der Ephorie gerichtet war[38]), die jedoch später unter der römischen Herrschaft wieder zum Vorschein kommt, da aus ieser Zeit hinwiederum Ephoren zu Sparta erwähnt weren[39]), so namentlich auch in den Städten der Eleutheolakonen, wie Geronthrä und Otylus, und es läßt sich ie Reihe der Ephoren bis auf das Antoninische Zeitalter, ı bis auf Gordianus III. herab, zunächst aus Inschrifen verfolgen[40]).

33) s. *Plut.* Vit. Cleomen. 9 und De sera num. vindict. 4, ebst **Wyttenbach's** Note. Wegen des übrigen s. **Müller** a. O. II. S. 125 fg. 269. 34) Vergl. dazu **Müller** II. S. 100. 35) Vergl. **Müller** II. S. 130 und die daselbst anefführten Stellen des Aristoteles (Polit. II, 7, 3), Strabo (X. p. 32 D.) und Cicero (De republ. II, 33). 36) Vergl. *Cicer.* e Legg. III, 7. **Wachsmuth** a. a. O. I, 2. S. 214. 37) Vergl. Polit. II, 6, 16. 38) *Plutarch.* Vit. Cleomen. 7 sq. Vergl. **Wachsmuth** a. a. O. I, 2. S. 421. 39) Vergl. *Pausan.* III, 11. §. 2. *Meursius*, Miscell. Lacon. II, 4. **Tittmann** a. a. O. S. 116. 40) s. *Osann*, Sylloge Inscriptt. . 279 und *Boeckh*, Corpus Inscriptt. Graec. I. p. 608 sq. 649 nd 624; s. auch No. 1241. 1249. 1321—1323. 1334.

In **Athen** finden wir nur bei einer Gelegenheit Ephoren genannt, als nämlich nach der Schlacht bei Ägos Potamos (405 vor Chr.) fünf **Ephoren** mit einer ungewöhnlichen und außerordentlichen Vollmacht bestellt wurden, um die Angelegenheiten des Staates zu leiten: wobei es jedoch nicht näher sich nachweisen läßt, in welchem Umfange und mit welcher Macht wir uns diese Behörde, wenn sie anders überhaupt als eine solche zu betrachten ist, zu denken haben; denn es scheint fast, daß diese Ephoren eigentlich nur die von den einzelnen politischen Clubs oder Hetairien gewählten Häupter derselben waren, bestimmt, in dem Sinne dieser Gesellschaften auf die Staatsgeschäfte und deren Leitung einzuwirken; s. *Lysias*, Advers. Eratosth. cap. 43 sq. und dazu **Böckh**, Staatshaush. der Athen. II. S. 264. *Sievers*, Comm. hist. de *Xenophont.* Hellen. I. p. 92. — Daß die christlichen Bischöfe bisweilen auch den Namen *ἔφοροι* führten, obwol sie ihn wegen des heidnischen Anstrichs zu vermeiden suchten, sieht man aus *Bingham*, Origg. Ecclesiast. Lib. II. cap. 2. §. 5 (T. I. p. 74), vergl. mit **Augusti**, Handbuch der christl. Archäolog. I. S. 185. (*Baehr.*)

EPHOROS (*Ἔφορος*). Wenn der Name dieses Geschichtschreibers, der mit Theopompus eine neue Periode der griechischen Historiographie beginnt, schon bei den Alten manchen Verwechselungen und selbst Verderbnissen ausgesetzt war, indem der Name *Ἔφορος* bald in *Ἔφιππος* (wie z. B. früher in der Stelle des Suidas), bald in *Εὔφορος*, bald in *Εὐφορίων* verwandelt erscheint[1]) und zu manchen Verwechselungen und Verderbnissen Veranlassung gegeben hat, so sind die Nachrichten über die Persönlichkeit des Mannes, über sein Leben und seine Bildung im Ganzen höchst spärlich und ungenügend zu nennen[2]). Ephoros stammte nach den so ziemlich einstimmigen Zeugnissen der Alten aus Kumä in Äolien, nicht aus Samos; sein Vater hieß **Demophilus**, nach Andern **Antiochus**; wir wissen nur dies von ihm, daß er den Sohn der Schule des Isokrates, die dieser damals zuerst in Chios, später in Athen, eröffnet hatte[3]), übergeben[4]), und hier mit Theopomp den Unterricht dieses Rhetors benutzte; was allerdings von dem wesentlichsten Einfluß auf die ganze Bildung des Mannes und seine wissenschaftliche Richtung gewesen zu sein scheint. Zur gerichtlichen Praxis, wozu der junge Ephoros zunächst sich bilden sollte, scheint er wenig Neigung gehabt zu haben, und da der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprach, so scheint Isokrates, der die Abneigung des Ephoros gegen die praktische Laufbahn bemerkt hatte, selbst die Nothwendigkeit gefühlt zu haben, seinem Geiste eine andere Richtung zu geben, indem er ihn auf die geschichtliche Darstellung hinwies, die seinen Neigungen und Gesinnungen am entspre-

1) Das Einzelne bei *Marx*, Ephori Cumaei fragmm. p. 4—8. *Suidas* s. v. T. I. p. 925. 2) Das Folgende ebenfalls nach *Marx* p. 9—22. 3) s. darüber **Westermann**, Gesch. der griech. Beredſ. §. 48. Not. 6 fg. 4) Daher bei *Cicero*, Orat. 51. De Orat. II, 13. 23. III, 9. *Philostrat.* Vit. Sophist. I, 17. §. 4. Andere Stellen bei **Westermann** a. a. O. §. 50. Not. 1. *Marx* l. c. p. 11 sq.

chendsten sei[5]). Weil er nämlich bemerkte, daß Ephoros von ruhiger Gemüthsart sei, so rieth er ihm, die Geschichte der frühern Zeit zu behandeln, wo er zugleich, der Gegenwart vergessend, sich ganz in die vergangene Zeit zurück versenken könne, während er dem rascheren Theopompus die Behandlung der Zeitgeschichte anrieth. Die bekannte Äußerung des Isokrates[6]), daß Ephoros der Spornen, Theopompus aber des Zügels bedürfe, ist in dieser Hinsicht äußerst bezeichnend. Über die weitern Lebensverhältnisse und Schicksale des Mannes herrscht ein völliges Schweigen, das die Schrift des Hermippus[7]) *περὶ τῶν Ἰσοκράτους μαθητῶν*, wenn wir sie noch besäßen, wol aufzuklären im Stande wäre. Daß er Reisen unternommen, läßt sich wol vermuthen[8]), aber nicht erweisen. Selbst die Zeit seines Lebens läßt sich nicht so ganz genau bestimmen. Seine Geburt verlegt Marx[9]) um Olymp. 93, 4; eine Angabe des Diodorus (XVI, 76) läßt ihn Olymp. 109, 4 seine Geschichte enden; doch ist es aus manchen Gründen erweislich, daß er Olymp. 111, 3, wo Alexander nach Asien zog, noch gelebt, und so mag er allerdings in gleichem Alter mit Theopompus gestanden und als ein 70jähriger Greis gestorben sein[10]).

Von den verschiedenen Schriften des Ephoros, welche sämmtlich in das Gebiet der Geschichte fallen, hat sich leider nichts erhalten und nur die verhältnißmäßig bedeutenden Bruchstücke, die wir aus seinem Hauptwerke bei spätern Schriftstellern, namentlich bei Strabo, Diodor, Plutarch u. A., finden, vermögen uns einen Begriff von der Ausdehnung und dem Umfange desselben zu geben. Dieses Hauptwerk war eine Geschichte, welche nach Suidas mit der Zerstörung Iliums und dem troischen Kriegszug, nach der richtigern Angabe des Diodor (a. a. O.) mit der Rückkehr der Herakliden begann und bis auf die Belagerung von Perinthos fortgeführt, einen Zeitraum von 750 Jahren umfaßte, abgetheilt in 30 Bücher, deren jedes mit einer besondern Vorrede versehen war, das Ganze nach Polybius (IV, 2) auch mit einer allgemeinen. Eine bestimmte Aufschrift des ganzen Werkes ist uns nicht bekannt; es scheint aber, daß die einzelnen Bücher auch noch besondere Aufschriften führten, mit Bezug auf den in ihnen behandelten und gewissermaßen abgeschlossenen Gegenstand; wie denn Strabo[11]) ausdrücklich eine solche Aufschrift des vierten Buches Europe anführt, anderer Spuren nicht zu gedenken. Denn daß Ephorus bemüht gewesen, innerhalb eines Buches einen bestimmten Kreis vollständig zu behandeln und zu umfassen, geht aus einer Äußerung des Diodor[12]) so ziemlich hervor, und hängt auch mit dem Charakter einer streng methodischen Behandlung der Geschichte, die ihm von Seiten der Schule her eigen war[13]), zusammen. Soweit sich der Inhalt des Ganzen aus einzelnen Fragmenten bemessen läßt[14]), hatte das erste Buch die Rückkehr der Herakliden und die dadurch bewirkte Umwälzung der bisherigen Verhältnisse des Peloponnes zu seinem Gegenstande; das zweite Buch bezog sich auf das übrige Griechenland, im dritten war die Gründung griechischer Colonien in Asien enthalten, und wie es scheinen will, die Geschichte bis kurz vor die Zeit der Perserkriege herabgeführt. Das vierte Buch gab eine Schilderung von Europa, das fünfte von Asien und Afrika; im sechsten scheint, nach den wenigen daraus erhaltenen Fragmenten zu schließen, auf den Peloponnes besondere Rücksicht genommen worden zu sein; ebenso im siebenten von dem ältern Zustande Siciliens, im achten von verschiedenen Völkern und Reichen Asiens, im neunten von Skythen, Amazonen und dergl. die Rede gewesen zu sein; während im zehnten der Anfang der Perserkriege, Veranlassung u. dgl. m. enthalten und dann in den übrigen Büchern die weitere Geschichte Griechenlands bis zu der oben bemerkten Periode fortgeführt war, also bis zu Olymp. 110, 1 oder 340 vor Chr., wonach also, wenn die obige Angabe von dem Zeitraume von 750 Jahren ihre Richtigkeit hat, Ephoros seine Geschichte etwas über 300 Jahre vor der Olympiadenrechnung um 1090 vor Chr. begann, und demnach die Züge der Herakliden, die den Ausgangspunkt bildeten, in einer von den Bestimmungen des Isokrates wie des Eratosthenes und Apollodorus nicht sehr abweichenden Weise festsetzte[15]). Den letzten Theil des Werkes, welcher den heiligen Krieg befaßte, vollendete Demophilus, des Ephoros Sohn, wie Diodor (XVI, 14) ausdrücklich versichert; eine weitere Fortsetzung des großen Geschichtswerkes wird dem Diyllos[16]) beigelegt (ib. XVI, 14. 76); sie hat sich ebenso wenig wie jenes erhalten.

Mit erstaunlichem Fleiße scheint Ephoros den Stoff zu diesem großen Werke gesammelt und alle älteren Quellen, namentlich auch die der älteren Dichter, der Sagenschreiber, der Orakel und anderer öffentlicher Denkmale, die damals noch überall vorhanden waren, aufs Sorgfältigste benutzt zu haben: in der Behandlung des Stoffes,

5) *Photius*, Bibl. Cod. CLXXVI. p. 204 (121), nebst der aus Polybius wahrscheinlich entnommenen Stelle des Suidas (s. v.). Vergl. *Marx* p. 16 seq. Cicero in der a. St. (De Orat. II, 13): „Ephorus et Theopompus, ab Isocrate magistro compulsi se ad historiam contulerunt; causas omnino nunquam attigerunt.“ 6) Bei *Cicero*, Brut. 56. De Orat. III, 9. *Suidas* s. v. 7) Darüber s. die Stellen bei *Meursius*, Lectt. Att. V, 21 und Westermann a. a. O. §. 50. Not. 1. 8) So *Marx* p. 17. 9) l. c. p. 20 sq. 10) s. *Clinton*, Fast. Hellen. p. 385 und insbesondere p. 163. ed. *Krug*. und daselbst die Stellen des Clemens von Alexandrien, Stromatt. I. p. 337 A. und *Plutarch*. Morall. p. 1043 D. *Marx* p. 21 sq. 11) VII. p. 463. *Almel*. Vergl. *Marx* p. 25.

12) V, 2: *ἑκάστην τῶν βίβλων πεποίηκε κατὰ γένος περιέχειν τὰς πράξεις.* Vergl. *Marx* l. c. 13) Dies zeigen selbst die den eben angeführten vorausgehenden Worte des Diodor: *Ἔφορος δὲ τὰς κοινὰς πράξεις ἀναγράφων οὐ μόνον κατὰ τὴν λέξιν ἀλλὰ καὶ κατὰ τὴν οἰκονομίαν ἐπιτέτευχε.* 14) Das Folgende nach *Marx* p. 27 sq. Die einzelnen Bruchstücke des Werkes nach den einzelnen Büchern geordnet, ebendaselbst p. 89 sq. 15) Nach Ephoros fällt die Rückkehr der Herakliden 1090 vor Chr.; nach Isokrates um 1056; nach Eratosthenes und Apollodor um 1103; s. Fischer und Soetbeer, Griech. Zeittafeln. S. 24—27. In Absicht auf Ephorus scheint nach der Stelle des Clemens von Alexandrien (Stromat. I. p. 337 A.) ein niedrigeres Datum von 20 Jahren anzunehmen, wenn nicht, wie auch wir glauben, die Angabe des Diodor den Vorzug verdient. 16) Über die Person dieses Mannes s. Wesseling's Note zu *Diodor*. XVI, 14.

in Ausführung wie in Plan und Anlage und Fassung zeigt sich aber der Schüler des Isokrates, der das rhetorische und kritische räsonnirende Element in die Geschichtsschreibung einführte, die so nun allerdings eine neue pragmatische Richtung erhielt, die später in noch größerer Vollendung bei Polybius uns entgegentritt. Wir sehen hier in der Einführung eines solchen räsonnirenden Elements in Verbindung mit einem streng methodischen Gang des Ganzen und einem auf rhetorische Wirkung angelegten und berechneten Streben den Einfluß, den die Rhetorik und Sophistik der Schule nun auch auf andere Zweige des Wissens und der Literatur auszuüben begann. In der Behandlung des Gegenstandes, in der mehr rhetorischen Darstellung, sowie auch in dem universalhistorischen Umfang des Ganzen zeigt sich die große Veränderung und die neue Epoche, die mit Ephoros und seinem Zeitgenossen Theopompus für die Geschichtschreibung überhaupt beginnt. Darum bezeichnet auch Polybius [17]) den Ephoros mit vollem Rechte als den ersten, der eine Universalgeschichte zu schreiben unternommen, und die Vergleichung mit frühern Geschichtschreibern, die nur die Geschichte einzelner Perioden, einzelner Kriege oder einzelner Völker und Staaten behandelt, und daran wol auch manches Andere aus der Geschichte anderer Zeiten und anderer Völker, wie sich dazu grade die Gelegenheit bot, geknüpft, kann diese Angabe nur bestätigen. Ephoros hatte sich vorgenommen, die ganze Geschichte von Hellas in allen Beziehungen und nach allen Richtungen zu schildern; er hatte daher, wie selbst aus den vorhandenen Bruchstücken wol erkennbar, sogar die Geographie der einzelnen Länder in den Bereich seines Werkes gezogen [18]), und zwar in einer so genauen und umfassenden Weise, wie dies vor ihm noch kein Geschichtschreiber gethan zu haben scheint. Vielleicht hing dies auch mit der rhetorischen Tendenz zusammen, die in einzelnen Schilderungen sich gern gefallen mochte. Was nun aber den Ephoros weiter und insbesondere auszeichnet, ist sein Bestreben [19]), aus den Mythen, wie sie bei den älteren Dichtern, Logographen und sonst sich vorfanden, den historischen Gehalt, der in der Hülle der Sage verborgen, auszumitteln, und so für die ältere Geschichte Griechenlands eine sichere Grundlage zu gewinnen. Ephoros faßte den Mythus von der historischen Seite auf und suchte dessen Inhalt auf die Geschichte der Vorwelt zurückzuführen, um so aus dem, was aus dem Mythus als historisches Element sich erwiesen hatte, eine in sich möglichst zusammenhängende und vollständige Geschichte der älteren Zeit Griechenlands herauszubringen. Die Principien, denen Ephoros dabei huldigte, sind uns nicht bekannt, und wenn er hier bei einer pragmatischen Behandlungsweise allerdings seinen subjectiven Ansichten und Überzeugungen folgte, so war damit auch schon eine gewisse Willkür in die Behandlung und Auffassung der ältern Sagengeschichte gebracht, die leicht zu Misgriffen und irriger Darstellung da verleiten konnte, wo nach dem subjectiven Raisonnement der Gang der Thatsachen bestimmt und diese selbst in einen innern Zusammenhang gebracht werden sollten. Wenn Ephoros in dieser Beziehung selbst von neuern Schriftstellern [20]) getadelt worden ist, so verdient doch sein Bestreben einer kritischen Erforschung der Sagengeschichte zu dem Zwecke einer dadurch möglichen Feststellung des Thatbestandes um so mehr Anerkennung, als Ephoros gewiß von dem besten Streben beseelt, nur die Wahrheit suchen und auch nur diese finden wollte [21]). Auch hat ihm dies das besondere Lob eines Polybius [22]) und anderer alten Schriftsteller zugezogen, während die Alexandriner ihm unter den zehn von ihnen ausgezeichneten Historikern Griechenlands eine Stelle einräumten [23]). Auch hat sich Ephoros selbst über sein Bestreben historische Wahrheit auszumitteln, in einer Art und Weise ausgesprochen [24]), die über die Redlichkeit seiner Absichten durchaus keinen Zweifel gestattet. So enthielt also sein Werk die Summe dessen, was aus ältern Sagen für die ältere Geschichte von ihm als historische Wahrheit ausgemittelt worden war, während für die spätere Geschichte mit gleicher Sorgfalt der hier leichter zu gewinnende Thatbestand in seiner natürlichen Entwickelung dargestellt war. Dieser Umstand gibt seinem Werke so große Bedeutung und läßt uns seinen Verlust doppelt beklagen; auch wenn wir zugeben, daß der Geschichtschreiber bei einem so umfangreichen Gegenstande in einzelne Irrthümer gefallen [25]), oder einer subjectiven Willkür in Behandlung der alten Sagen hier und da einen zu großen Spielraum gelassen. Daß ein solches Verfahren schon im Alterthume Aufsehen machte, daß es ihm neben dem bemerkten Lobe auch Haß und Feindschaft zugezogen, zeigen die heftigen Angriffe des

17) V, 33: Ἔφορος ὁ πρῶτος καὶ μόνος ἐπιβεβλημένος τὰ καθόλου γράφειν. Vergl. wegen des Ausdrucks auch die Parallelstelle VIII, 4 (ἡ καθόλου τῶν πράξεων ἱστορία). Diodor (IV, 1) sagt wol in dieser Beziehung von Ephorus: ὑποστησάμενος γράφειν τὰς κοινὰς πράξεις. Ebenso V, 1: Ἔφορος δὲ τὰς κοινὰς πράξεις ἀναγράφων. 18) Vergl. die Anführungen des Strabo zu Anfang von Buch I. und VIII. Vergl. auch *Marx* p. 46 sq. Uckert, Geographie der Griech. und Röm. I. S. 85. II. S. 218. 19) Vergl. darüber im Allgemeinen *Marx* p. 51 sq.

20) K. O. Müller, Dorer. I. S. 53. 95 fg. 103. 137. II. S. 21. 21) Es heißt bei Strabo (IX. p. 646): „ἐπιτιμήσας γοῦν (ὁ Ἔφορος) τοῖς φιλομυθοῦσιν ἐν τῇ τῆς ἱστορίας γραφῇ — — — προστίθησι, ὡς πανταχοῦ ἄριστον νομίζει τἀληθές." 22) Sein von Strabo (X. p. 713 [T. IV. p. 620. ed. *Polyb. Schweigh.*]) angeführtes Urtheil: περὶ τῶν Ἑλληνικῶν καλῶς μὲν Εὔδοξον, κάλλιστα δ' Ἔφορον ἐξηγεῖσθαι περὶ κτίσεων, συγγενειῶν, μεταναστάσεων, ἀρχηγετῶν. Vergl. auch *Polyb.* VI, 45. IX, 1. 23) Vergl. *Ruhnken*. Hist. critic. oratt. Graecc. p. XCV. vor der Ausgabe des Rutilius Lupus. 24) In dem Fragment bei Harpokration v. Ἀρχαίως (p. 30. Lips.) περὶ μὲν γὰρ τῶν καθ' ἡμᾶς γεγενημένων, φησὶ τοὺς ἀκριβέστατα λέγοντας πιστοτάτους ἡγούμεθα, περὶ δὲ τῶν παλαιῶν τοὺς οὕτω διεξιόντας ἀπιθανωτάτους εἶναι νομίζομεν, ὑπολαμβάνοντες οὔτε τὰς πράξεις ἁπάσας οὔτε τῶν λόγων τοὺς πλείστους εἰκὸς εἶναι μνημονεύεσθαι διὰ τοσούτων. Wir folgen hier Marx (p. 64), der diese Stelle auf Ephorus bezieht. Ebenso *Westermann* ad *Voss*. De hist. Graecc. p. 67. 25) *Strabo* IX. p. 646: Ἔφορος δοκεῖ μοι τἀναντία ποιεῖν ἔσθ' ὅτε τῇ προαιρέσει καὶ ταῖς ἐξ ἀρχῆς ὑποσχέσεσιν. Vergl. V. p. 375 und die noch stärkere Äußerung des Diodor (I, 39): ἀλλὰ γὰρ οὐκ ἄν τις παρ' Ἐφόρῳ ζητήσειεν ἐκ παντὸς τρόπου τἀκριβές, ὁρῶν αὐτὸν ἐν πολλοῖς ὠλιγωρηκότα τῆς ἀληθείας, verglichen mit *Seneca*, Natt. Quaest. VII, 16.

wegen seiner Tadelsucht schon im Alterthume bekannten Timäus, von welchen Polybius spricht[26]); sowie die Erwähnung anderer Gegner, die gegen ihn schriftlich aufgetreten, eines gewissen Alexinus, des Peripatetikers Strato und Anderer[27]), wobei wir freilich auch an den Gegensatz und an die Feindschaft denken müssen, mit welcher die Peripatetiker Alles, was aus der Schule des Isokrates hervorgegangen war, behandelten. Weit mehr aber als alle Verleumdungen und aller Tadel spricht für unsern Geschichtschreiber der Werth, den spätere Schriftsteller auf ihn legten, indem sie so große Stücke aus seinen Schriften excerpirten, in die ihrigen aufnahmen und auf seine Autorität sich beriefen. Es genügt hier nur die Namen eines Strabo, Diodorus, Plutarchus, Trogus und Justinus zu nennen, um sich davon zu überzeugen[28]).

Die Sprache[29]), deren Ephoros sich bediente, war nach den Angaben der Alten äußerst rein und correct, in der Redeweise des neuern Atticismus gehalten, aber nicht frei von einem gewissen epideiktischen Element, das sich mit dem sorgfältig ausgearbeiteten und wohlgerundeten Bau der Rede verband, sowie von einem rhetorischen Anstrich, der den Schüler des Isokrates[30]) verrieth und bei aller Sorgfalt und Klarheit des Ausdrucks doch nicht selten der Kraft wie der Anmuth[31]) ermangelte und dadurch zu einer gewissen Monotonie herabsank.

Außer diesem Hauptwerke werden aber auch noch einige andere Werke, die sich ebenso wenig erhalten haben, und uns ihrem Inhalte nach noch weniger bekannt sind, von den Alten namhaft gemacht, zunächst von Suidas in dem diesem Schriftsteller gewidmeten Artikel. Dieser nennt ein Werk über die Erfindungen in zwei Büchern (*περὶ Εὑρημάτων*), aus welchem auch Stellen bei Athenäus und Strabo angeführt werden[32]); sonst ist der Inhalt nicht weiter bekannt, wol aber aus andern Anführungen bekannt, daß die namhaftesten Schriftsteller Griechenlands, ein Simonides, Aristoteles, Theophrastus und viele Andere, unter demselben Titel ähnliche Schriften geliefert hatten[33]). Von einem andern Werke des Ephoros, aus angeblich 24 Büchern *Περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν* ist fast gar keine Spur weiter vorhanden, und selbst das, was Suidas unter dem Namen *Παραδόξων τῶν ἑκασταχοῦ βιβλία ιε´* als ein eigenes Werk des Ephoros anführt, scheint vielmehr eine aus des Ephoros Schriften ausgezogene Sammlung von Natur- und andern Merkwürdigkeiten zu sein, durch einen späteren Autor verfertigt in einer Zeit, wo die Anlegung solcher Anekdoten- und Wunderbücher sehr verbreitet war[34]). Dagegen haben sich echte Bruchstücke einer Schrift rhetorischen Inhalts *περὶ λέξεως* erhalten[35]), unter welchem Titel auch Theophrast, Posidonius und Andere eigene, gewiß inhaltsverwandte, Schriften geliefert hatten; desgleichen wird in der dem Plutarch beigelegten Schrift über Homer (Cap. 2) auf eine eigene, sonst nicht bekannte Schrift des Ephoros verwiesen (*ἐν συντάγματι τῷ ἐπιγραφομένῳ Ἐπιχωρίῳ*), worin dieser über Homer sein Geschlecht u. s. w. gehandelt und seine Abkunft aus Kumä herzuleiten versucht hatte; ja es scheint in den verschiedenen, aus späterer Zeit auf uns gekommenen, Aufsätzen über Homer's Leben Vieles aus dieser Schrift des Ephoros entnommen gewesen zu sein[36]). Wahrscheinlich hatte des Ephoros Schrift zunächst seine Vaterstadt Kumä und deren ältere Geschichte, Angelegenheiten u. dgl. zum Gegenstande. Ob Ephoros außerdem noch andere Schriften abgefaßt, ist uns nicht bekannt. Die beste Schrift über ihn und die geordnete Zusammenstellung der auf uns gekommenen Bruchstücke gab Meier Marx in der mehrfach angeführten Schrift: *Ephori Cumaei* fragmenta. Collegit atque illustravit M. M. Praefatus est *Frid. Creuzer* (Carolirubae 1815), nebst einigen Nachträgen dazu in *Friedemann* et *Seebode*, Miscell. crit. T. II. P. 4. p. 754 sq. In frühere Zeit fallen die Abhandlungen von Bougainville in den Mem. de l'Acad. des Inscript. T. XXIX. p. 76 sq. und C. G. Heyne in den Commentt. societ. Gott. T. VII. p. 107 sq. und T. VIII. p. 107 sq. Vergl. auch *G. J. Voss*. De historicc. Graecc. I, 7. p. 65 sq. ed. *Westermann* mit dessen Noten.

Außerdem wird noch bei Suidas ein zweiter, jüngerer Geschichtschreiber Ephoros angeführt, der die Geschichten des Galenus, oder, wenn die bei Suidas[37]) vorgeschlagene Verbesserung richtig ist, des Galienus, in 27 Büchern geschrieben, und außerdem *Κορινθιακά*, sowie *περὶ Ἀλευάδων* und Anderes geschrieben haben soll, wovon aber weiter durchaus nichts bekannt ist. Muthmaßlich würde dieser jüngere Ephoros dann in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu verlegen sein. (*Baehr.*)

EPHRAIM, zum Geschlechte Israels gehörig, war der Sohn Joseph's, erzeugt mit Asnath, der Tochter des Ägyptischen Priesters zu On, Potiphera (1 Mos. 46, 20). Der Stamm Ephraim's soll sich während des Aufent-

26) *Polyb.* XII, 23: *κατὰ τοῦ Ἐφόρου Τίμαιος πλείστην πεποίηται καταδρομὴν κ. τ. λ.* — Über Timäus in dieser Beziehung s. Göller hinter der Schrift: De situ Syracuss. p. 187—194. 27) s. die Nachweisungen bei *Marx* p. 68. 28) Vergl. *Creuzer*, Praef. ad *Marx* p. XVII sq. *Marx* p. 72. 29) Das Nähere s. bei *Marx* p. 36—44 und daselbst insbesondere die Zeugnisse des Dionys von Halikarnaß (Vit. Isocr. T. II. p. 94. ed. *Sylb.* und De composit. verb. cap. 23). *Cicero*, Orat. 51: „Omitto Isocratem, discipulosque ejus, Ephorum et Naucratem; quamquam orationis faciendae et ornandae auctores locupletissimi, summi ipsi oratores esse debebant." Ebendaselbst 57: „Ephorus autem *levis ipse orator*, sed *profectus ex optima disciplina* etc." 30) Über die Redeweise des Isokrates vergl. Westermann, Gesch. der griech. Beredsamkeit. §. 49, insbesondere Not. 9. 10. 31) Dies wirft ihm insbesondere Duris vor bei *Photius*, Cod. 176. p. 205. 32) Vergl. *Marx* l. c. p. 30. 261 sq. 33) Cfr. *Fabricius*, Bibl. Graec. II. p. 150. not. ed. *Harles*.

34) Cfr. *Marx* l. c. p. 31. 32. *Westermann*, Scriptt. Rerr. Mirabb. p. XXX. 35) *Marx* l. c. p. 33. 265 sq. 36) s. *Marx* l. c. p. 32 sq. 267 sq. und daselbst *Heyne*, Excurs. III. ad Iliad. *ω*. T. VIII. p. 823. *Nitzsch*, De historia Homeri melett. fascicul. poster. p. 86. 87. 37) T. I. p. 925 (vergl. *Eudocia*, Viol. p. 164), wo es heißt: *ἔγραψε δὲ τὰς Γαλήνου ἐν βιβλίοις κζ´*, wo Küster und Schneider vorschlagen *Γαλιήνου*. Vergl. *Marx* p. 7 und Westermann in der Not. 37 zu *G. J. Voss*. De hist. Graecc. p. 68, die beide diese Veränderungen billigen.

haltes der Israeliten in Ägypten bis zu 40,500 Mann vermehrt haben. Bei der Musterung, welche Moses kurz vor seinem Tode veranstaltete, werden vier Geschlechter dieses Stammes namhaft gemacht, und die Anzahl der Mannschaft 32,500, also 8000 weniger als früher (4 Mos. 26, 35 fg.). Nach der Ankunft in dem gelobten Lande wurde dasselbe unter die Stämme vertheilt, und der Stamm Ephraim, dessen Oberhaupt damals Kemuel war (4 Mos. 34, 24), erhielt seinen Antheil nördlich von den Stämmen Dan und Benjamin innerhalb der bei Josua verzeichneten Grenzen (16, 5 fg.). Von diesem Stamme hatte ein Gebirge den Namen, sonst auch das Gebirge Israel genannt, welches den mittleren Theil von Palästina einnahm und sich von der Ebene Esdrelon bis nach Jerusalem hinzog. Es gehören dazu die Berge Zalmon, Garisim und Ebal, Gilboa, Schomron, Gaas, Zemarain. — Einer Stadt Ephraim wird bei Samuel gedacht (2, 13. 23). Sie ist dieselbe, die bei Johannes (11, 54) Ephrem heißt, wohin sich Jesus begab, als er sich in Jerusalem nicht sicher hielt. — Auch eines Waldes Ephraim wird gedacht im Südwesten des Stammes, nördlich von Bethel, wo Absalom fiel (2 Sam. 18, 6, 17. Richter 12).

Als bei der Trennung des Reiches die zwei Monarchien Juda und Israel entstanden, gehörte die Provinz des Stammes Ephraim zu Israel, und weil hier der Sitz des Königs war, so wurden Ephraim und Israel häufig gleichbedeutend gebraucht. Nach der Eroberung durch Salmanassar wurden die Einwohner jenseit des Euphrat versetzt, und als nach dem Exil das jüdische Reich in vier Provinzen zertheilt wurde, gehörte Ephraim zu Samaria. (*H.*)

EPHRÄM SYRUS, einer der ältesten, bedeutendsten und fruchtbarsten theologischen Schriftsteller der syrischen Kirche im 4. Jahrh. Der Name Ephräm oder Aphrem (ܐܦܪܝܡ) ist kein anderer als der hebräische Name Ephraïm, nur nach syrischer Aussprache modificirt. Als hochgeachteter Kirchenlehrer, der in dem Rufe großer Heiligkeit stand, heißt er gewöhnlich Mor oder Mar(i) Ephrlim, d. i. „mein Herr Ephräm." Sonst wird er oft „der Lehrer" vorzugsweise genannt, und „der Prophet der Syrer," auch „die Cither des heil. Geistes," „der beredte Mund," „die Säule der Kirche." Griechen und Maroniten feiern das Gedächtniß des heil. Ephräm am 28. Januar, die römische Kirche am 1. Februar, die Jacobiten an fünf verschiedenen Tagen des Jahres, ja die Liturgie der Jacobiten und Maroniten gedenkt seiner täglich in Verbindung mit dem heil. Jacob von Serug. Über das Leben des Ephräm gibt es eine nicht geringe Anzahl von Berichten, aber sie sind sämmtlich mehr oder minder mit Fabeln versetzt [1]). Schon das Encomium seines Zeitgenossen, des Gregorius von Nyssa [2]), enthält mehr allgemeine und hochgehende Lobsprüche als Data zu einer Biographie. Spätere Schriftsteller geben großentheils nur wörtliche Wiederholungen daraus. Selbständige, aber nur kurze Notizen über Ephräm gibt Sozomenus [3]). Reichhaltiger, aber beiweitem unzuverlässiger, sind die Nachrichten eines anonymen syrischen Schriftstellers, die sogenannten Acta Ephraemi, welche vollständig von Steph. Evod. Assemani [4]), und mit einigen Auslassungen schon von Jos. Sim. Assemani [5]) bekannt gemacht worden sind. In der neuern Zeit haben von Ephräm's Leben gehandelt Gaab, Hoffmann, Hahn, Credner, von Lengerke u. A. [6]).

Als sein Vaterland bezeichnet Ephräm selbst das Land zwischen dem Euphrat und Tigris [7]). Nach Sozomenus und dem syrischen Biographen war er aus Nesibis oder der Umgegend gebürtig, und wenn er zuweilen Edessener genannt wird, so deutet das nur auf seinen Aufenthalt zu Edessa. Das Jahr seiner Geburt ist nicht näher bekannt, es fällt aber in die frühere Regierungszeit Constantin's des Großen. Seine Ältern sollen Heiden, sein Vater sogar ein Götzenpriester gewesen sein, der den Sohn verstieß, weil er diesen falschen Cultus verwarf. Andere Nachrichten gehen indessen dahin, daß die Ältern Christen gewesen [8]). Genug, Jacob, der damalige Bischof von Nesibis, nahm sich seiner an, unterrichtete ihn und stellte ihn sodann bei der Schule, die der Bischof selbst leitete, als Lehrer an. Auch soll er den Bischof Jacob im J. 325 nach dem nicänischen Concil begleitet haben [9]). Ephräm weihete sich frühzeitig einer strengen asketischen Lebensweise und zog dadurch die Bewunderung seiner Zeitgenossen auf sich. Das Studium der heiligen Schrift, das Lehramt an der Schule zu Nesibis, vielleicht auch schon theologische Schriftstellerei scheinen seine Hauptthätigkeit ausgemacht zu haben. Als aber im J. 363 Nesibis von Kaiser Jovinian den Persern abgetreten wurde [10]), zog sich Ephräm auf römisches Gebiet zurück, wandte sich dann für eine Zeit lang nach Amid, dem Geburtsorte seiner Mutter, und nahm zuletzt seine Wohnung in Edessa (Orfa), wo die später so berühmt gewordene gelehrte Schule bereits aufzublühen begann. Hier soll Ephräm Anfangs, um sich seinen Unterhalt zu verdienen, bei dem Besitzer eines öffentlichen Bades in Dienst getreten sein. Bald wurde er aber mit den Einsiedlern der dortigen Gegend bekannt; er widmete sich selbst dem Einsiedlerleben und wohnte bis an sein Lebensende in einer

1) Eine Musterung derselben gibt Jos. Sim. Assemani in den Prolegomenen zu Th. 1 der griech. Werke Ephräm's in der röm. Ausgabe. 2) *Gregor. Nyss.* Opera. ed. Par. T. III. p. 695 sq., auch bei Assemani a. a. O. Wenn sich die Echtheit dieser Schrift nicht mit voller Sicherheit behaupten läßt, so muß sie doch alt und wenigstens bald nach Gregor's Tode verfaßt sein.

3) *Sozom.* Hist. eccles. III, 16. 4) *Ephraemi* Opp. syr. III. p. XXIII sq. 5) *Assemani*, Biblioth. orient. I. p. 26—55. Dazu noch eine andere kürzere Relation ebendas. p. 25. 26. 6) Gaab in Paulus' Memorabilien. 2. St. S. 136 fg. Hoffmann in Bertholdt's Krit. Journ. 14. Bd. (1822.) S. 253 fg. Hahn in den unten genannten Abhandlungen. *Credner*, De prophet. min. vers. syr. (1827.) p. 9 sq. *Caes. a Lengerke*, Commentat. de Ephr. Syro S. S. interprete. (Hal. 1828. 4.) p. 1 sq. 7) Opp. syr. I. p. 23. 8) *Assem.* Bibl. or. I, 26. *Credner* l. c. p. 11. *Lengerke* l. c. p. 1. not. 3. 9) Die abendländischen Quellen melden dies nicht, wol aber die morgenländischen. *Assem.* Bibl. or. I. p. 31: „cui (concilio Nicaeno) S. Ephraemum interfuisse omnia orientalium monumenta clamant." Credner (p. 11) bezweifelt die Sache, und sie scheint mehr als zweifelhaft. 10) *Assem.* Bibl. or. I. p. 31.

Höhle in der Nähe der Stadt, wo er seine Zeit unter Gebet, Fasten, Bibelstudium und Schriftstellerei hinbrachte, so jedoch, daß er — wie man dies wol annehmen muß — mit den Bewohnern der Stadt und Umgegend in gewissem, vielleicht nicht seltenem, aber auch wol nicht immer freundlichem Verkehr blieb. Ja nach einigen Nachrichten errichtete er in Edessa selbst eine Schule, die noch nach seinem Tode fortbestand[11]). Sein Eifer im Bekehrungs- und Lehrgeschäfte soll ihm dabei viele Feinde erweckt haben, sodaß er gezwungen war, sich wieder ganz in die Einsamkeit zurückzuziehen. Er eiferte wider die Götzendiener, bekämpfte Juden und Chaldäer und stritt gegen die Häresien der christlichen Kirche, gegen Bardesanes und Harmonius, gegen Arianer und Sabellianer, gegen Manichäer und Novatianer, gegen Apollinaris, Marcion und andere Ketzer. Erst jetzt scheint Ephräm seinen Commentar über die Bibel geschrieben zu haben, nachdem er zuvor schon Homilien verfaßt. Wenigstens muß dies für den Commentar über die Genesis gelten, denn die ersten Zeilen desselben besagen es ganz deutlich.

In diese spätere Zeit fällt Ephräm's Besuch bei Basilius in dem kappadocischen Cäsarea, ein Factum, welches die Sage mit allerlei, zum Theil wunderbaren, Zuthaten ausgeschmückt hat. Namentlich berichten der anonyme syrische Biograph und (Pseudo-) Amphilochius (in der Schrift **De Basilio Magno et Ephraemo Syro**), daß bei dieser Zusammenkunft mittels eines Wunders Basilius plötzlich in syrischer, Ephräm aber in griechischer Sprache geredet, obwol vorher keinem von beiden die Muttersprache des Andern bekannt war. In Bezug auf Ephräm hat dies die Frage veranlaßt, die man bald bejaht, bald verneint hat, ob er nämlich überhaupt jemals der griechischen Sprache kundig und somit im Stande gewesen, den Grundtext des neuen Testaments, die alexandrinische Übersetzung des alten Testaments und die Schriften der griechischen Patres zu lesen. Am vollständigsten ist diese Streitfrage von Credner und von Lengerke verhandelt worden[12]). Ersterer findet die Sache gegründet, wie z. B. schon Assemani[13]), letzterer leugnet sie mit Tillemont, Cave[14]) u. A., und das wol mit Recht; denn es gibt keinen sichern Beleg dafür, so wenig wie für die Annahme, daß Ephräm des Hebräischen kundig gewesen[15]). Alles, was man zum Erweis solcher Behauptung angeführt hat, reducirt sich sicher theils auf mündliche Mittheilungen, die ihm über dergleichen Dinge zukamen, theils auf syrische Glossen, womit man schon damals die syrischen Bibelhandschriften versehen mochte. Schlecht verbürgt ist endlich auch die Nachricht, daß Ephräm, bevor er den Basilius besuchte, acht Jahre lang in Ägypten gelebt und dort Bücher in koptischer Sprache geschrieben habe[16]). Sein Aufenthalt in Cäsarea dauerte nur wenige Tage, worauf er nach Edessa zu[illegible] rückging, um dort in gewohnter Weise bis an seinen [illegible] im J. 378 thätig zu sein. Er hatte alle höhern [illegible] chen Ämter verschmäht und war nur Diakonus, welches Amt ihm Basilius ertheilt haben soll.

Von den zahlreichen Schriften Ephräm's findet man die vollständigsten Verzeichnisse, sowie alle literarischen [illegible] weisungen bis auf Fabricius und Casimir Dubin [illegible] Assemani in der **Biblioth. orient. I, 59—164** und [illegible] den Prolegomenen der römischen Ausgabe, namentlich Opp. **graec. T. I. p. LII—CCIII.** Was in griechischer [illegible] unter Ephräm's Namen auf uns gekommen ist, [illegible] größtentheils in geistlichen Sermonen oder Homilien [illegible] Tractaten exegetischen, dogmatischen, paränetischen [illegible] asketischen Inhalts. Photius kannte ein halbes [illegible] solcher Ephräm'scher Reden und hörte, daß er deren [illegible] als tausend geschrieben[17]). Sozomenus (a. a. O.) [illegible] von „300 Myriaden von Versen," die Ephräm [illegible], er führt ausdrücklich seine poetischen Reden gegen [illegible] sanes und Harmonius, sowie einiges Andere an, [illegible] richtet, daß Ephräm's Schriften frühzeitig, ja [illegible] Lebzeiten des Verfassers, ins Griechische übersetzt [illegible] seien. Dies hat auch eben nichts Unwahrscheinliches, [illegible] die griechischen und lateinischen Kirchenväter der [illegible] genden Zeit, z. B. auch Hieronymus, mit [illegible] kannt sind. Das Encomium des Gregor von Nyssa [illegible] eine Stelle, die sich in dem sogenannten Testament [illegible] findet und bezeichnet daneben noch andere einzelne [illegible] ten, namentlich die Commentare über die Bibel[18]). [illegible] den vorhandenen griechischen Tractaten sind aber [illegible] offenbar unecht, andere erregen wenigstens Bedenken [illegible] bedürfen noch einer kritischen Prüfung. In den [illegible] Handschriften hat man diese griechischen Schriften [illegible] zum Theil wieder gefunden, mehr davon enthält [illegible] bische Übersetzung[19]).

Die erste, etwas umfangreichere, Sammlung [illegible] scher Schriften enthält die lateinische Übersetzung, [illegible] Gerhard Vossius aus griechischen Handschriften der [illegible] ticana und anderer italienischer Bibliotheken anfertigen [illegible] in drei Bänden zu Rom 1589, 1593 und 1598 [illegible] gab. Es sind darin 171 Tractate u. s. w. enthalten [illegible] einziges Stück ist aus dem Syrischen übersetzt). [illegible] drücke dieser Ausgabe, jedoch mit einigen Stücken [illegible] kamen zu Cöln 1603, 1619 (1675), und zu [illegible] 1619 heraus. Im J. 1709 erschien dann zu Oxford [illegible] Folio die erste vollständigere griechische Ausgabe, 156 [illegible] mone u. s. w. enthaltend, nach 28 oxforder Handschriften [illegible] von Ed. Thwaites besorgt. Endlich ist zu erwähnen [illegible] große Hauptausgabe der Werke Ephräm's, die in [illegible] Jahren 1732—1746 in sechs Foliobänden zu Rom [illegible] ter päpstlicher Autorität erschien. Die ersten Vorbereitun[illegible] gen dazu wurden auf Befehl Clemens' XI. gemacht, [illegible] cher zu diesem Zwecke im Orient mehre Handschriften [illegible] kaufen ließ. Der Druck begann aber erst unter Clemens [illegible] auf Antrieb des Präfecten der Vaticanbibliothek, [illegible]

11) *Lengerke* p. 3. 12) *Credner* p. 48 sq. *Lengerke* p. 4 sq. 14 sq. 13) Biblioth. orient. I. p. 55. Doch s. denselben in den Prolegom. zu *Ephr.* Opp. graec. III. p. 46. 14) *Tillemont*, Mémoires pour servir à l'hist. eccl. T. VIII. p. 743. *Cave*, Hist. liter. I. p. 183. 15) Über Letzteres s. besonders *Credner* l. c. p. 15—47. *Lengerke* p. 21 sq. Der unterzeichnete Verfasser dieses Artikels hat seine Ansicht hierüber kurz auseinandergesetzt in der Allgem. Literat.-Zeit. Jan. 1832. S. 42 fg. 16) *Assem.* Bibl. or. I, 40 sq. Wahl's Magazin. II. S. 87.

17) *Photii* Bibl. cod. 196. 18) *Ephr.* Opp. graec. I p. VI. VII. VIII. 19) Man s. *Assem.* Bibl. or. I, [illegible]

nals Angelus Maria Quirinus. Zuerst erschien der I. Bd. der griechischen Werke im J. 1732, bearbeitet und mit den schon erwähnten gelehrten Prolegomenen versehen von Joseph Simon Assemani; hierauf der I. Bd. der syrischen Werke 1737 von dem Maroniten und Jesuiten Petrus Benedictus (Mobârek) besorgt [20]); dann unter Papst Benedict XIV. der zweite syrische Band von demselben Petrus Benedictus; ferner 1743 der dritte syrische Band nach dem Tode des Petrus Benedictus, vollendet von Steph. Evodius Assemani (dem Neffen des Joseph Simon Assemani); endlich 1743 und 1746 der zweite und dritte griechische Band von Joseph Simon Assemani. Den griechischen Texten liegt die oxforder Ausgabe zu Grunde, doch sind sie aus vielen Handschriften verbessert und vermehrt; die lateinische Übersetzung ist hier im Wesentlichen die von Gerh. Vossius. Die lateinische Übersetzung der syrischen Texte von Petr. Benedictus und Evod. Assemani (Letzterer übersetzte von S. 425 im 3. Bd. bis zu Ende) ist sehr frei, oft ganz willkürlich und unzuverlässig. Auch die Vocalisation des Textes und überhaupt die kritische Behandlung desselben läßt manches zu wünschen übrig, obwol dies zum Theil an der geringen Zahl und mangelhaften Beschaffenheit der benutzten Handschriften liegen mag [21]).

Unter den in syrischer Sprache erhaltenen Werken Ephräm's sind nun wol seine **Bibelcommentare** in vieler Beziehung als die wichtigsten zu betrachten. Die römische Ausgabe enthält davon im I. Bde. die Commentare über den Pentateuch, Josua, Richter, Samuel und Könige; im 2. Bde. Hiob, Jesaia, Jeremia mit den Klagliedern, Ezechiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Micha, Zacharja, Maleachi. Bei den ersten beiden Büchern des Pentateuch gibt die römische Ausgabe eigentlich zweierlei Commentare nach zwei Handschriften, von welchen der eine einen kürzeren Text enthält, der andere dagegen weitläufigere Bemerkungen über einzelne Stellen, und zwar untermischt mit andern Scholien, von welchen wenigstens bei der Genesis die des Jacob von Edessa mit abgedruckt sind. Es ist dies also ein catenenartiges Werk, worin ohne Zweifel gar manches den Namen Ephräm's mit Unrecht trägt. Ähnliche fremdartige Scholien kommen auch in dem Commentare über die Propheten vor. Barhebräus im 13. Jahrh. citirt lediglich jenen kürzeren Commentar [22]). Aber auch dieser hat nur selten die Form eines fortlaufenden Commentars, er besteht meistens aus unzusammenhängenden scholienartigen Bemerkungen. Assemani (B. o. I, 70) führt auch die Commentare über Jonas, Nahum, Habakuk, Zephanja und Haggai auf, und aus dem über Jonas gibt er sogar Auszüge; aber in der römischen Ausgabe fehlen diese allesammt. Ebedjesu ferner nennt in seinem Katalog [23]) die Psalmen als von Ephräm erklärt, wovon sich in der römischen Ausgabe gleichfalls keine Spur findet, obwol Cod. Vatic. 752 griechische Fragmente daraus enthält [24]). Noch unbekannt sind endlich Ephräm's Commentare über das neue Testament; die römischen Editoren konnten keine Handschrift davon auftreiben. Daß er aber wenigstens die Evangelien, und zwar nach der Ordnung des Tatianischen Diatessaron, commentirt hat, das geht aus den ausdrücklichen Zeugnissen des Dionys bar Salibi und des Barhebräus bei Assemani (B. o. I, 57) mit Sicherheit hervor; auch existiren davon Fragmente in griechischer Sprache [25]). Minder sicher ist dies bei den übrigen Schriften des N. T.; denn auf den enkomiastischen Ausdruck des Gregor von Nyssa, „daß Ephräm die ganze heilige Schrift commentirt habe von dem Buche der Schöpfung bis zu dem letzten Buche der Gnade," wird man nicht viel Gewicht legen können, so lange sich dazu keine sichere Bestätigung von anderer Seite her findet.

Der Text, welchen Ephräm seiner Erklärung zu Grunde legt, ist der der alten syrischen Kirchenversion, der Peschito, und seine Commentare bilden eine reichhaltige Quelle für die kritische Verbesserung unserer noch sehr im Argen liegenden Ausgaben der Peschito des alten Testaments, worauf man erst in neuerer Zeit recht bedacht gewesen ist [26]). Wenn nun nach dem oben Bemerkten die jeweilige Berücksichtigung des hebräischen Grundtextes und der Septuaginta wahrscheinlich auf mündlichen Mittheilungen und syrischen Randglossen beruht, so muß dagegen die Benutzung der alttestamentlichen Apokryphen, wie des Buches Judith, der Weisheit, Tobias, Sirach, Baruch, 1 und 2 Makkabäer, und der Gebrauch solcher neutestamentlicher Schriften, welche der Peschito eigentlich fehlen, wie 2 und 3 Johannes, 2 Petr., Br. Jud. und Offenbarung, auf eine schon damals vorhandene syrische Übersetzung auch dieser Bücher zurückgehen [27]). Nach dem allen dienen diese Commentare vorzugsweise nur der Kritik und Erläuterung der Peschito; aber sie enthalten nebenbei auch für das Verständniß des Grundtextes der Bibel hin und wieder einen guten Wink, besonders in dem, was zur historischen Erklärung gehört.

Über die exegetische Manier des Ephräm, wie über seine Vorzüge und Fehler in dieser Beziehung hat am vollständigsten und gründlichsten von Lengerke gehandelt in

20) Peter Mebârek war ein geborener Syrer, der im J. 1672 in das Maronitencollegium zu Rom aufgenommen wurde. Von da ging er als Missionar eine Zeit lang wieder nach dem Orient, kehrte aber nach Rom zurück, wurde Professor der Theologie zu Pisa und trat im J. 1707 in den Orden der Jesuiten. Er starb im J. 1742. 21) Es ist hiernach sehr zu wünschen, daß man edire oder kritisch vergleiche, was sich irgend sonst von Ephräm's Werken handschriftlich vorfindet. Dahin gehört Bertheau's Ausgabe eines einzelnen Gedichtes aus einer noch unbenutzten römischen Handschrift. (Göttingen 1837.) über einige oxforder Handschriften s. Nicoll's Katalog. S. 11 und 14. 22) *Assem.* Bibl. or. I, 68. 23) Bei *Assem.* Bibl. or. III, 1. p. 62. 24) *Assem.* ibid. I, 157. 25) *Assem.* ibid. *Petr. Bened.* praef. in *Ephr.* Opp. syr. I. fol. 1. 26) **Spohn**, De ratione text. biblici in *Ephr. Syri* comm. obvii ejusque usu critico. (Lips. 1786. 4.) *Ejusd.* Collatio vers. syr., quam Peschito vocant, cum fragmentis in comm. Ephr. obviis. Spec. 1. (Lips. 1785.) Spec. 2. (1794. 4.) (über Jesaia). Wahl, Magazin. 2. und 3. Lieferung. Kirsch, Vorrede zum syr. Pentateuch. Credner und Lengerke in den angef. Schriften. *Hirzel*, De Pentat. vers. syr. indole. (Lips. 1825.) *Roediger*, De orig. et indole arab. librr. V. T. histor. interpr. (Hal. 1829. 4.) 27) s. die Nachweisungen bei *Lengerke*, De Ephraemi Syri arte hermeneutica. (Regiom. 1831.) p. 3. 4.

der Schrift: De Ephraemi Syri arte hermeneutica (Königsberg 1831). Eine Schilderung seiner gesammten theologischen Bildung ist erst noch zu erwarten, da man bisher nur einzelne Seiten derselben ausführlicher besprochen hat[28]). Dafür nun, wie für die Geschichte der Dogmen enthalten vorzüglich die andern syrischen Schriften des Kirchenvaters, außer den Bibelcommentaren, reichliches Material. Sie sind sämmtlich in Versen geschrieben, d. h. in Zeilen mit einer gleichen Zahl von Sylben (die jedoch nicht prosodisch gemessen sind), am häufigsten in siebensylbigen Zeilen, welche Gattung den Namen des Ephrämischen Versmaßes führt. Entweder laufen diese Zeilen ohne Strophentheilung durch das ganze Gedicht hindurch, welche Form besonders die Homilien haben, oder sie sind in Strophen getheilt von verschiedenem Umfang, von vier bis zu zwölf Zeilen. Reim und Assonanz findet man nur hin und wieder angebracht, ohne bestimmte Regel[29]). Für unsern modernen Geschmack hat diese Form der Dichtung etwas Hartes und Eintöniges; doch ist nicht zu leugnen, daß dies zu der Einfachheit der syrischen Rede überhaupt nicht übel paßt und daß es öfter sogar dazu dient, den ernsten, feierlichen Ton, und die Grandiloquenz, welche in vielen Dichtungen Ephräm's herrscht, nicht wenig zu heben. Einen wirklich poetischen Gehalt haben fast nur die Dichtungen elegischer Gattung, die Grablieder u. dgl., und auch diese nur theilweise und so, daß das Beste der Art erst wieder dem Kreise der biblischen Dichtungen entnommen ist[30]). Übertrieben aber und ungerecht ist das wegwerfende Urtheil Eichhorn's über die syrische Poesie, sofern er Ephräm, offenbar ohne ihn hinlänglich zu kennen, mit den spätern Dichtern zusammenwirft[31]); ebenso Münter's Urtheil, der Ephräm's Verdienst in dieser Hinsicht nur nach den zwei syrischen Gebeten und einigen (vielleicht gar unechten) lateinischen Stücken im 3. Bde. der griechischen Werke S. 605 fg. mißt, indem er offenbar die vielen Poesien, welche im 2. und 3. syrischen Bande stehen, weil die Herausgeber die Zeilen nicht abgesetzt haben, für Prosa hielt[32]). — Diese poetischen Schriften können wir hier nur summarisch verzeichnen mit kurzer Andeutung des Inhalts. Hinter den Commentaren folgen in der römischen Ausgabe 1) eine Reihe von Homilien über einzelne Bibelstellen, besonders des A. T.; aus dem N. T. wird nur eine einzige behandelt (Opp. syr. T. II. p. 316—395). Sie heißen Madrosche und Puschoke (exegetische) Tractate und Auslegungen. — 2) Dreizehn (oder 15 nach *Assemani* B. o. I, 80, in den Handschriften eigentlich 27) Madrosche oder Tractate von der Geburt Christi. T. II. p. 396—436. — 3) Sechsundfunfzig Reden oder Tractate gegen die Ketzer (T. II. p. 437—560), außerordentlich wichtig für die Ketzergeschichte des Orients. Vorzüglich werden Bardesanes, Marcion, Manes, Chaldäer, Astrologen und Fatalisten hier im orthodoxen Eifer von Ephräm streng gezüchtigt[33]). — 4) Neunzig Reden vom Glauben „gegen die Grübler" (T. III. p. 1—208), nämlich vorzugsweise gegen die Arianer, gegen Eunomius, Aëtius u. A. Unbegreiflichkeit Gottes, Trinität, und Menschwerdung Christi sind die Hauptgegenstände, die er hier behandelt, bald in polemischem Eifer gegen die Ketzer ankämpfend, bald in Klagen ausbrechend über die Thorheiten und Schwächen der Menschen. — 5) Ein Sermon gegen die Juden (T. III. p. 209—224) zum Palmensonntag. Eine teutsche Übersetzung desselben von Hahn steht in Illgen's hist.-theol. Abhandlungen III. (1824.) S. 1 fg. — 6) Fünfundachtzig Sterbelieder, Grabreden u. dgl. (T. III. p. 225—359.) Von ihrem poetischen Werthe war schon oben die Rede. — 7) Vier Reden de libero arbitrio (T. III. p. 359—366). Vergl. Hahn, Ephräm der Syrer über die Willensfreiheit des Menschen, in Illgen's Abhandlungen II. (1819.) S. 30 fg. — 8) Sechsundsiebzig Reden paränetischen Inhalts, meist Bußpredigten. T. III. p. 367—561. — 9) Zwölf Reden vom Paradiese (T. III. p. 562—598). Vergl. Uhlemann in Illgen's Zeitschrift für die histor. Theol. I, 1. S. 127 fg. — 10) Achtzehn Reden verschiedenen Inhalts. T. III. p. 599—687. — Sonst findet sich noch in syrischer Sprache 11) das sogenannte Testament Ephräm's (Opp. graec. T. II. p. 395—410), welches er auf dem Todtenbette geschrieben haben soll. In einer erweiterten Form ist es auch griechisch vorhanden; aber schon der syrische Text ist bedeutend interpolirt.

In den liturgischen Büchern der Syrer werden dem Ephräm mehre Lieder, Gebete u. dgl. zugeschrieben, die offenbar ihm nicht angehören, sondern höchstens in seiner Manier verfaßt sind. Bei andern ist es mindestens zweifelhaft. Dahin gehören auch die zwei Gebete am Schlusse der von Guido Fabricius Boderianus (Antwerp. 1572) herausgegebenen und fälschlich dem Severus beigelegten Taufliturgie. Dieselben sind wiederholt im 3. Bde. der griechischen Werke Ephräm's (p. 605) und vielfach emendirt. Auch die drei syrischen Theile der römischen Ausgabe mögen ein und das andere unechte Stück enthalten. Die Kritik hat sich noch wenig daran versucht, und es wird ihr schwer werden, bei dem Mangel an alten Handschriften immer eine bestimmte Entscheidung zu geben. Leichter lassen sich einzelne Zusätze und Interpolationen entdecken und ausscheiden. (*E. Rödiger.*)

28) Dahin gehört z. B. Hahn, Ephr. der Syrer über die Willensfreiheit des Menschen, in Illgen's Histor.-theol. Abhandlungen. II. (1819.) Uhlemann, Die Schöpfung, eine histor.-dogmat. Entwickelung der Ansichten Ephräm's, in Illgen's Zeitschrift für histor. Theologie III, 1. S. 104 fg. u. a. 29) Man s. über das Alles besonders *Hahn*, Bardesanes gnosticus. (Lips. 1819.) p. 28 sq. 30) Dahin gehören z. B. die Schilderungen der Auferstehung und des jüngsten Gerichts, die Beschreibung der Pest u. a. Einige Proben dieser Art in *Roediger*, Chrest. syr. (Hal. 1838.) p. 117 sq.; auch Manches in *Hahn*, Chrest. syr. sive S. Ephraemi carmina selecta. (Lips. 1825.) 31) Eichhorn's Vorrede zu *Jones*, Poes. asiat. 32) Münter, über älteste christliche Poesie, vor s. Übers. der Apokalypse, S. 50. Von ihm sind Augusti (Diss. de hymnis Syrorum. 1814. p. 7) und Rambach (Anthologie christl. Gesänge. 1. Bd. 1817. S. 34. 46) abhängig; s. dagegen Hahn, über den Gesang in der syr. Kirche, in Stäudlin's Kirchenhist. Archiv. 1823. 3. H. S. 53. 66.

33) Vergl. Hahn's Abhandlungen über Marcion und über Bardesanes; Gesenius, Comm. zu Jesaia. 2. Beilage S. 339 fg.; *Weynern*, De indulgentiis Manichaeorum und andere dahin einschlagende Schriften.

Ephrat, Ephrata, s. Bethlehem. 9. Bd. S. 325.

EPHRON, Name mehrer Städte in Palästina 1) in dem Stamme Juda, 2) in dem halben Stamme Manasseh oberhalb Scythopolis, wurde durch Judas den Makkabäer zerstört. Denselben Namen führte auch ein Gebirg an der Grenze der Stämme Juda und Benjamin. (*H.*)

EPHYDATIA, Ἐφυδατία, eine Nymphe, welche den Liebling des Herkules, den Hylas, raubte, als er bei ihrer Quelle vorbeikam. (*Apollon.* l. 1229.) (*Richter.*)

EPHYDOR (Ἐφ' ὕδωρ, ὁ ἐφ' ὕδωρ). So hieß in Athen ein niederer Beamter oder Aufseher, welcher als ein durch das Loos erwählter (κληρωτός) bezeichnet wird, und bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen, wo den streitenden Parteien die zum Reden verstattete Zeit durch die Klepsydra zugemessen war, über die Klepsydra und Alles darauf Bezügliche die Aufsicht führte, damit in dem Aufschütten und Abfließen des Wassers Alles in der gehörigen Ordnung vor sich gehe, und nichts vorfiele, wodurch die eine Partei in der ihr durch das Wasser zugemessenen Zeitfrist im Reden verkürzt, die andere aber begünstigt werde, mithin eine volle Gleichheit hier eintrete und jeder Partei ihr volles Recht im Reden widerfahre. Daher gibt Pollux (VIII, 113) von diesem Aufseher die Erklärung: ἐπιμελετὴς δέ τις κληρωτὸς ἐγίγνετο, ὃς ἐκαλεῖτο Ἐφύδωρ, ὁ παραφυλάττων τὴν ἰσότητα τῆς κλεψύδρας, wozu noch nach Schömann's glücklicher Emendation (Der Attische Proceß. S. 716. Not. 40) aus dem unmittelbar Vorhergehenden die Worte gezogen werden können, ἐν ταῖς πρὸς ὕδωρ δίκαις, wie denn Suidas (T. I. p. 927) unter ἐφ ὕδωρ die Erklärung folgen läßt: ἐν ταῖς πρὸς ὕδωρ δίκαις ἐλάγχανεν ὁ ἐπιμελησόμενος τούτου, vergl. T. II. p. 38; nicht anders auch Photius im Lexikon (p. 38): ἐπιμελετὴς κλεψύδρας ἐν δίκαις. Dieser Aufseher ist es dann auch, an welchen bei den gerichtlichen Verhandlungen die Auffoderung ergeht, das Wasser nach Beendigung der Rede auszuschütten (ἔξερα τὸ ὕδωρ), oder das Wasser innezuhalten, wenn Beweisstellen, Zeugnisse und dergl. vorgelesen werden sollten, damit nicht die mit dem Vorlesen dieser Gegenstände verstreichende Zeit in die dem Redner zugestandene und durch das Ablaufen des Wassers bestimmte Zeit mit eingerechnet werde, in welchem Falle es hieß: ἐπίλαβε τὸ ὕδωρ; Beweisstellen zu Beidem finden sich von Meier und Schömann (a. a. O. S. 717. Not. 41. 42) aus den Attischen Rednern angeführt. Daß die Stelle eines Ephydor nicht bedeutend war, sondern zu den niedrigsten Posten gehörte, welche nicht sowol Sklaven oder Freigelassenen, sondern freien Bürgern überlassen wurden, zeigen die Worte des Suidas (T. II. p. 38), wo er eine daraus entstandene sprüchwörtliche Redensart anführt: εἶτ' ἐφ' ὕδωρ κακός· ἐπὶ τῶν δυςκληρούντων ἡ παροιμία εἴρηται· ἐν γὰρ τοῖς δικαστηρίοις τὸ φαυλότατον ἔργον ἦν ὕδωρ διαμετρεῖν τοῖς δικαζομένοις· ἐγένετο δὲ τοιοῦτος ὁ ἀπόκληρος. Daß die κρηνοφύλακες oder curatores aquarum (vergl. *Pollux* l. c.) von diesem Ephydor wol zu unterscheiden sind, da ihr Geschäft ein ganz anderes war, bedarf jetzt, da wol Niemand mehr eine solche Verwechselung sich wird zu Schulden kommen lassen, kaum noch einer besondern Erinnerung. (*Baehr.*)

EPHYDRA, eine Gattung der Fliegen (Muscidae), welche Fallén (Hydromyzid. Sueciae) so benannte. Sie gehört zur Unterabtheilung der Scatophilae Latreille's, und wird von ihren nächsten Verwandten am besten durch das hochgewölbte Untergesicht, das längliche dritte Fühlerglied, die ziemlich stark behaarte Fühlerborste, die ganz runden, hervorgequollenen Augen und die auffallende Kürze der ersten, dem Vorderrande parallelen, Flügellängsader unterschieden. Von den 33 Arten, die Meigen in seiner System. Beschr. der europ. Zweiflügler (Hamm 1830). 6. Bd. S. 114 fg. aufführt, ist keine in allen ihren Lebensstadien bekannt; sie finden sich nach diesem Schriftsteller zumeist an Gestaden und sumpfigen Stellen, welcher Aufenthalt indessen zu keinem Schluß auf ihre Lebensweise berechtigt. Eine Art, E. littoralis, ist a. a. O. t. 60. f. 8 abgebildet; sie besitzt, gleich den größten, eine Länge von zwei Linien, und ist dunkel metallisch grün, mit gelblichem Untergesicht und rußbraunen Flügeln, deren drei Queradern eine dunklere Färbung, aber zugleich einen hellern Saum haben. (*Burmeister.*)

EPHYDRIDES oder **EPHYDRIADES**, Ἐφυδριάδες, allgemeine Benennung der im Wasser waltenden Nymphen. *Parthen.* Erot. 14. (*Richter.*)

EPHYRA, eine von Peron (Annal. du Mus. T. XIV. p. 354) aufgestellte Gattung der Acalephae aus der Familie der Medusidae, welche nach Lamarck's Reformation, der Eschscholz (Syst. der Acal. 83) beipflichtet, die von Peron zugleich gegründete Gattung Euryale, wol von der Echinodermengattung gleichen Namens zu unterscheiden, mit in sich aufnehmen muß. In dieser Bestimmung unterscheidet sich Ephyra von den übrigen Medusiden durch den Mangel von Fangarmen um den einfachen centralen Mund und den gleichzeitigen Mangel aller Fangfäden. Es besteht hiernach ihr Leib blos aus einer kreisförmigen, am Umfange ungetheilten oder durch acht Einschnitte in ebenso viele Lappen zerfallenden Scheibe. Nach diesem geringfügigen Unterschiede trennte Peron die beiden Gattungen, und nannte die einfachen Ephyra, die gelappten Euryale, von jeder eine Art aufführend. Zu diesen hat Eschscholz (a. a. O.) noch eine dritte Art hinzugefügt und daselbst auf t. 8. f. 1 abgebildet. Alle sind kleine Quallen, welche auf dem hohen Meere gefunden werden. Eine vierte, von Peron als E. simplex nach Borlase's Abbildung in der Natur. hist. of Cornwall. pl. 25. f. 13. 14 aufgestellte Art, muß nach Cuvier und Eschscholz ganz aus der Reihe der Thiere gestrichen werden, weil ihr Typus ein verstümmeltes Bruchstück anderer Quallen gewesen zu sein scheint. (*Burmeister.*)

EPHYRA, Name mehrer Städte in Griechenland. Bei Gelegenheit der einen in Elis (s. Encykl. 33. Bd. S. 344) bemerkt Mannert: „Es gab ein Ephyra überall, wo einst Pelasger ihre Sitze gehabt hatten; vorzüglich aber waren die Ausleger Homer's (Il. 2, 659. 14, 530. Odyss. 1, 261. 2, 328) immer im Streit zwischen diesem Ephyra und dem Ephyra in Epirus, weil man bei beiden einen Selleïsfluß aufzuweisen hatte. Wenn, sagt

er dann, dieses elische Ephyra wirklich vorhanden war, so gibt es die einzige Spur von dem Dasein der Pelasger auch an diesen Küsten, wo sie sonst nirgends zum Vorschein kommen." Die zu Epirus gehörige Stadt lag in Thesprotien am Ufer des Acheron in der Nähe der Küste und hieß später Kichyros. Von einem Flecken Ephyra in der akarnanischen Landschaft Agreis sind die Spuren schon im Alterthume verschwunden. (*Strabo* 8, 521.) (*H.*)

EPHYRE (Ephyra), war der älteste Name von Korinth (s. dieses). Der Mythus leitet ihn ab von einer Tochter des Okeanos, Ephyre (die Wässernde), die sich in der Gegend von Korinth niedergelassen und der Stadt ihren Namen gegeben habe. (*Paus.* 2, 1. *Plin.* 4, 4.) Nach Andern war sie eine Tochter des Chimeteus und der Myrmix. (*Steph.* s. v. *Κορινθος.*) Bei Virgil kommt Ephyre als Meernymphe vor, Gefährtin der Kyrene. (Georg. 4, 343.) (*H.*)

EPIACUM (*Ἐπίακον*), ein Ort im alten Britannien, nach Ptolemäus 18° 30′ L., 58° 30′ Br., nach Mannert [1]) südlich unter Carlisle; A. Macpherson [2]) dagegen setzt es an den Fluß Vedra (Wear) [3]) unterhalb Vinovium (dem jetzigen Dorfe Binchester nahe Bishop Aukland am Flusse Wear), und versteht Durham darunter. (*Ferdinand Wachler.*)

Epibaterium *Forst.*, s. Menispermum.

EPIBATERIOS (*Ἐπιβατήριος*), ein Beiname des Apollo, dem Diomedes eine Kapelle zu Trözene errichtete, als er dem Sturme, der die Griechen bei der Rückkehr von Troja überfiel, glücklich entgangen war. *Paus.* II, 32. Der Name bedeutet einen, der zugleich mit in das Schiff steigt und es durch seinen Schutz erhält. Diomedes erklärte also dadurch seine Überzeugung, daß Apollo mit ihm sein Schiff bestiegen und ihn so am Leben erhalten habe. (*Richter.*)

EPIBEMIOS, *Ἐπιβήμιος*, ein Beiname des Zeus, unter dem er auf der Insel Siphno verehrt wurde. (*Richter.*)

EPIBLEMA. Diese von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 315) aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe und zu der Gruppe der Neottieen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Blumendecke regelmäßig, fünfblätterig, offenstehend; das Lippchen nagelförmig, mit ungetheilter Platte, an der Basis mit Anhängseln von büschelförmigen Fäden; das Befruchtungssäulchen mit der Platte des Lippchens zusammengewachsen, an der Basis mit einem Anhängsel versehen; die Anthere auf beiden Seiten mit einem corollenblattartigen Lappen besetzt; der Befruchtungsstaub mehlig. (Der Gattungsname soll die Anhängsel des Lippchens, des Säulchens und der Anthere andeuten: *ἐπίβλημα*, Anhang.) Die einzige Art, Ep. grandiflorum *R. Br.* (l. c.), ist ein neuholländisches Kraut mit prächtigen himmelblauen Blumen. (*A. Sprengel.*)

Epibole, s. Epana.

EPIBOMIOS, der Priester, welcher bei den Eleusinischen Mysterien den Dienst am Altare verrichtete und symbolisch den Mond vorstellte (s. Eleusinia). (*Richter.*)

EPIBULUS, Fischgattung aus der Familie der Lippfische (Labroides), deren einzige bekannte Art: E. insidiator, Pallas zuerst systematisch als Scarus insidiator beschrieb (Spicil. zool. VIII, 41. t. 5. f. 1) und die Bloch, gleichwie alle spätern Ichthyologen, in ebendiese Gattung brachten. Schon vor Pallas hatten Ruysch (Theatr. anatom. I, 3. 6. t. 2. f. 6. 7) und Valentyn (Amboin. 384. 112. f. 112, nicht 122, wie gewöhnlich citirt wird) diesen Fisch bekannt gemacht, und seine eigenthümliche Mundbildung erwähnt. Dieselbe hat ihren Grund in einer auffallenden Ausdehnbarkeit der Kieferknochen, welche durch eine beträchtliche Verlängerung des oberen Zwischenkieferknochens gegen die Stirn hin, auf welche dieser Fortsatz bis zum Hinterhauptskamm im Zustande der Ruhe sich auflegt, bedingt ist. Die entsprechende Größe des Unterkiefers wird dann durch eine Verlängerung des eigentlichen Kieferknochens nach Hinten hervorgebracht, welche es nöthig macht, daß bei geschlossenem und zurückgezogenem Munde das Ende des Unterkiefers frei neben und unter dem Kopfe herabhängt, weit über die Kiemenspalte hinausreichend. Zur besseren Befestigung dieses großen Kiefergerüstes an den Schädel dient dann noch das auffallend lange, zum Ende des Unterkiefers gehende Jochbein (jugal *Cuv.*), sowie der hier ganz vom Zwischenkiefer getrennte Oberkieferknochen, dessen oberes Ende sich an den vordersten Augenrandknochen befestigt, während das Jochbein nach Oben an den Vorderdeckel gelenkt. — Im Übrigen hat der Fisch das Ansehen der Papageifische (Scarus), ist indessen verhältnißmäßig höher und sein Kopf spitzer, wegen des vorstreckbaren Maules. Er besitzt, gleich den Scaris, auffallend große Schuppen, die auch den ganzen Kopf, mit Ausnahme des Schnauzentheiles, bedecken, und alle Kopfknochen verhüllen. Die Kiefer sind mit kleinen Kegelzähnen besetzt, unter denen sich am vordersten Ende beider größere Fangzähne auszeichnen; die Schlundknochen sind höckerig, wie bei Scarus, und die feine spitzige Zunge ist zahnlos, die Flossen haben ganz das Ansehen der Scarusarten, doch ist die Brustflosse kürzer, breiter; die Bauchflosse viel spitziger; die Rücken- und Afterflosse sehr stark nach Hinten verlängert, sodaß dieselben bis ans Ende der Schwanzflosse reichen, die beiden langen Spitzen abgerechnet, in welche die letztere an ihren Enden ausgeht. In der Analflosse bemerkt man drei vordere Stachelstrahlen, in der Dorsalflosse besteht mehr als die Hälfte aus bloßen Stacheln, deren Zahl neun ist. Die Seitenlinie ist ganz wie bei Scarus durchbrochen; die vordere Hälfte läuft über die dritte Schuppenreihe und reicht bis auf ⅔ der Rückenflosse, die hintere Hälfte beginnt in gleicher Höhe mit dem weichstrahligen Theile der Afterflosse und steht der untern Schwanzkante viel näher. Der ganze Fisch, dessen Größe sich bis auf 1½ Fuß Länge und etwas über ½ Fuß Höhe belaufen kann, ist auf der

1) Geogr. der Gr. und Röm. 2. Th. 2. Heft. S. 211. 2) s. die Karte: Britannia Antiqua secundum A. Macpherson zur Allgem. Encykl. d. W. u. K. 3) Nämlich nach Macpherson ist der Fluß Vedra der Wear. Die Meinungen Anderer s. im Artikel Vedra.

Rückenhälfte röthlich gefärbt, im Übrigen aber grünlich; die Rückenflosse hat grüne und rothgelbe Streifen, die Brustflosse einen breiten schwarzen Endfleck und einen weißen Rand. Andere Exemplare zeigen mehr gelb in ihrer Färbung, zumal an den Flossen. In Weingeist aufbewahrt nimmt der ganze Fisch einen bräunlichen Ton an. — Man findet die einzige bekannte Art dieser Gattung, den Epibulus insidiator, in der ganzen indischen See, von den Molukken bis zu den Maskarenen, doch scheint er in dem östlichen Ende derselben häufiger zu sein. Seine Mundbildung weist auf eine lauernde Lebensweise hin, und zeigt an, daß er vom Raube anderer Fische sich nähre. Sein Fleisch soll eßbar und wohlschmeckend sein. Bei den Malayen heißt er moelaet bezar, was die Holländer durch groot smoel übersetzten; andere, wie Ruysch, nennen ihn nach seiner Lebensweise Bedrieger, und auf diesen Namen gründete Pallas sein Beiwort insidiator, das Cuvier zur Gattungsbenennung ins Griechische übersetzte. In des Letzteren Histoire natur. des Poissons (T. XIV. p. 110. pl. 398) ist er vortrefflich geschildert und abgebildet. (*Burmeister.*)

EPICARPUS ORIENTALIS (pharmakolog.); von diesem auf Malabar und Java wachsenden Baum wird in Ostindien die Wurzel in Abkochungen bei Epilepsie und Entzündungsgeschwülsten, und die Abkochung der Blätter äußerlich gegen Gliederreißen benutzt. (*Döbereiner.*)

EPICES (Operarum judiciariarum pretia, mercedes, sportulae judiciariae). Mit diesem Worte bezeichnete man früher in Frankreich den Zucker, die eingemachten Früchte und das Confect, welche nach der Beendigung eines Processes dem Richter von der gewinnenden Partei als ein Zeichen der Dankbarkeit gereicht wurden. Was Anfangs ein freiwilliges Geschenk war, wurde nachher in gesetzliche Geldgebühren verwandelt. Denn bis zur Regierung K. Karl's VIII. hatte das Parlament den Parteien unentgeltlich Recht gesprochen. Jetzt entfloh ein Kanzeleibeamter, welcher die Casse, aus welcher die Kosten für die Ausfertigung der Urtheile bestritten wurden, unter sich hatte, und nahm das Geld mit. Der mit seinen Nachbaren in Krieg verwickelte und deshalb geldbedürftige König ließ sich leicht bereden, daß man die proceßführenden Parteien ohne Ungerechtigkeit die Urtheilskosten bezahlen lassen könnte, und diese hatten nicht Grund, sich grade sehr zu beklagen, denn ein ausgefertigtes Urthel kostete nicht mehr als sechs Blancs oder drei Sols. Unter Ludwig XII. kamen die Epices auf. Ein Kläger hatte, nachdem er seinen Proceß gewonnen, dem Richter aus Dankbarkeit eine Schachtel mit Confect, welches man damals vorzugsweise mit dem Worte Epices bezeichnete, überreicht. Die Sache fand Beifall, die Richter fingen an, diese Epices, als ihnen rechtlich zukommend, zu fodern; bald setzten sie ihren Werth fest und verwandelten diesen in Geld. Tout comme chez nous. (Nach Expilly.) (*Fischer.*)

EPICHARIS, eine von Klug in Illiger's Magazin der Insektenk. (6. Bd. S. 212 und 226) aufgestellte Bienengattung, welche mit Centris nahe verwandt ist, und sich von ihr zumal durch die Anwesenheit zweier kleinen Glieder am Ende der Lippentaster unterscheidet. Dazu kommen dreizahnige Oberkiefer, sehr kurze Nebenzungen, kleine zweigliedrige Kiefertaster und eine Radial- nebst drei Cubitalzellen, an welche noch eine vierte undeutliche Zelle sich anschließen kann. Die dicht behaarten (bei Centris dagegen fast nackten) Hinterfüße haben ein sehr großes, nach Außen erweitertes erstes Glied und alle Füße mit einem Zahn versehene Krallen. Die älteste Art ist Centris hirtipes *Fabr.* S. Piez. 355. 4. (Ep. dasypus *Klug*, *Illiger*); eine spätere C. umbraculata *Fabr.* ibid. 5; sie bewohnen, wie alle bekannten, Südamerika. Latreille's Vermuthung, daß Xylocopa splendida *Fabr.* (Acanthopus *Klug*) das Männchen dieser Art sei, hat sich nicht bestätigt. Lepelletier de St. Fargeau beschreibt (Hist. natur. des Hymen. 1840. T. II. p. 170 sq.) fünf Arten, und darunter vier neue. (*Burmeister.*)

EPICHARIS, eine römische Freigelassene, zeichnete sich unter Nero durch heldenmüthige Standhaftigkeit unter den martervollsten Qualen aus. Eine weitverzweigte Verschwörung hatte sich gegen Nero gebildet, nachdem durch seine Grausamkeiten die Geduld des Volkes erschöpft war; Consularen, Senatoren, Ritter, Leute jedes Ranges, Alters, Standes und Geschlechtes nahmen daran Theil, auch Epicharis. Doch die Verschworenen zagten, zauderten, schwankten in ihren Entwürfen; dies weckte die Ungeduld der unternehmenderen Epicharis. Nach vergeblichen Versuchen zu ermuthigen und zum Beginnen anzutreiben, gedachte sie selbst handelnd einzuschreiten. Sie begab sich nach Campanien, um die Befehlshaber der Flotte zu Misenum zu gewinnen, und wendete sich an Volusius Proculus, den sie kannte. Er befehligte 1000 Mann, hatte sich von Nero zum Werkzeuge bei der Ermordung seiner Mutter brauchen lassen und war schlecht dafür belohnt worden. Ihm theilte Epicharis das Geheimniß der obschwebenden Verschwörung mit, verschwieg aber vorsichtig die Namen der Theilnehmer. Proculus hinterbrachte, was er vernommen, dem Kaiser, Epicharis ward vor ihn gebracht, entkräftete aber, dem Proculus gegenüber, seine Anzeige, welcher die Beweise mangelten, als sei dieselbe eine grundlose Angeberei; indessen Epicharis blieb in Haft als verdächtig. Eine abermalige Anzeige geschah durch den Freigelassenen des Ritters Natalis, eines Freundes Pisos. Er ward verhaftet; vor den Kaiser geführt, mit ihm die Senatoren Scevinus, Quintianus, Lucanus und Senecion. Eingeschüchtert durch Drohungen, erschreckt durch die Zubereitungen zur Folter, oder gelockt durch die angedeutete Hoffnung zur Begnadigung, gestanden sie Alles und nannten die vornehmsten Mitverschworenen. Jetzt erinnerte sich Nero der noch verhafteten Epicharis. Von einem Weibe hoffte man durch die Qualen der Folter anderweitige Geständnisse zu erpressen, und sie wurden mit satanischer Steigerung gegen die Unglückliche angewendet. Vergebens; die Folterknechte erschöpften ihre Kunst, ohne das Geringste zu erlangen. Die Tortur sollte sich den nächsten Tag erneuern; Epicharis mußte, weil ihre Glieder ausgerenkt waren, auf einem Sessel herbeigetragen werden. Unbemerkt hatte sie ein Tuch an selbigem befestigt und zu einer Schlinge geformt; sie steckte den Kopf hindurch, ließ

sich mit der ganzen Wucht ihres Körpers fallen und bewirkte so augenblicklich ihre Erdrosselung. Einige französische Dichter haben versucht diesen Stoff zu einem Trauerspiele zu verarbeiten, wie Ximenès, Epicharis, ou la mort de Neron, 1753; und Legouvé. Tacit. Annal. — Biographie universelle. T. XIII. (*A. Herrmann.*)

Epicharis *Blum*, s. Guarea.

EPICHARMOS der Komiker[1]). 1) Biographische Notiz. Über das Leben dieses hochgeschätzten Dichters scheint Niemand unter den alten gelehrten Forschern einen Bericht gegeben zu haben; man darf sich also nicht verwundern, wenn die wenigen umlaufenden Notizen, die wol eher aus den Commentatoren seiner Komödie als den literarischen Registern der Alexandriner stammen mögen, ziemlich verworren und ungesichtet vorliegen. Einen Artikel fand Epicharmos ohne Zweifel in den biographischen Denkwürdigkeiten von Neanthes aus Cyzicus, einem sorgfältigen Sammler des zweiten Ranges, aber Stephanus citirt aus jenem Werke *περὶ ἐνδόξων ἀνδρῶν* nur eine Kleinigkeit. Weit lebhafter war das Interesse an Form und Gehalt der Epicharmischen Poesie: worüber die Nachweisung im zweiten Abschnitte. Unsere Hilfsmittel bestehen daher gegenwärtig in wenigen und aphoristischen Compilationen, nämlich bei Diogenes Laertius[2]) und Suidas, aus welchen beiden Eudocia[3]) einiges an zwei Orten ausgezogen hat; ferner aus gelegentlichen, doch mehr unbequemen als förderlichen Angaben. Indem nun die Darsteller der früheren Jahrhunderte grade von letzteren sich bestimmen ließen, geriethen sie auf mancherlei Auskunftmittel, welche die Verwirrung recht eigentlich begründeten: worunter die Spaltung des Epicharmos in mehre Rollen, in einen Dichter, Philosophen und allenfalls auch einen Arzt. Jetzt lohnt es schwerlich diese Irrungen, dergleichen besonders in den Arbeiten sicilischer Antiquare über die Alterthümer ihrer Insel vorkommen, namhaft zu machen oder ernstlich zu prüfen; wir halten vielmehr für angemessener, der Verdienste, welche sich nach dem Jugendversuch von Harleß[4]) durch methodische Kritik Grysar und Welcker[5]) erworben haben, zu gedenken. Trotz der umsichtigsten Aufmerksamkeit, mit der das Material erwogen und ausgedeutet worden, ist gleichwol eine Reihe völlig sicherer und zusammenhängender Resultate nicht zu erwarten.

Abstammung und Jugend des Epicharmos. Epicharmos, sagt Diogenes, war aus Kos, Sohn des Elothales, kam aber als Kind von drei Monaten nach Megara in Sicilien. Noch vollständiger erzählt Suidas aus verschiedenen Gewährsmännern, er sei als Koer unter denen genannt, welche mit Kadmus nach Sicilien auswanderten; nach Anderen heiße er ein Samier, andere setzten ihn nach dem sicilischen Megara. Soweit erscheinen Trümmer einer und derselben Nachricht; obgleich der Name dieses Ortes einige Schwierigkeit erregt. Denn Kadmus zog, nachdem er freiwillig die Tyrannis von Kos aufgegeben hatte, herüber nach Zankle, dem späteren Messene, und wohnte dort, vermuthlich nicht ohne eine Partei übersiedelter Koer, in Gemeinschaft mit den Samiern, welche jener Stadt sich bemächtigt hatten[6]). Wenn man ferner

1) Der Name *Ἐπίχαρμος* ist so selten im Alterthume, daß es nicht überflüssig scheint, der fehlerhaften Variante zu gedenken, welche sich früher neben dem richtigen *Ἐπιχαρίνου* in *Pausan.* I, 23, 11 einfand; übrigens ist das Andenken des dort erwähnten Mannes durch die Basis seiner Statue wieder aufgefrischt worden: s. Tübinger Kunstblatt 1840. S. 42. 2) *Diog.* VIII, 78. Der Artikel ist so wider Erwarten kurz ausgefallen (denn er berichtet aufs Bündigste von seiner Abkunft, dem Aufenthalt in Sicilien, dem Epigramm unter seiner Statue, der Fülle seiner dreifachen Schriftstellerei und dem hohen Lebensalter des Mannes), daß man billig nach dem Grunde dieser Abfertigung gefragt hat. Grysar (De Dor. comoed. p. 101) geht darauf zurück, daß Diogenes mit dem Leben von Philosophen und nicht von Dichtern zu thun habe, daß er den Epicharmos nur in jener Eigenschaft seiner Galerie Pythagoreischer Weisen einverleibe und über die Denkwürdigkeiten eines Autors, der als Komiker berühmter und hinlänglich bekannt war, sich kurz fassen durfte. Vermuthlich will Grysar die breite Ausführlichkeit ignoriren, mit welcher Diogenes kurz vorher über Empedokles, einen blos philosophirenden Dichter, uns belehrt; hiernach hätte man mindestens eine Reihe speculativer Sätze, ein Register classischer Aussprüche, woran unser Komiker so reich war, erwartet, zumal da Diogenes manche Bemerkungen des Alcimus über die Epicharmische Philosophie beim Plato der Länge nach ausschreibt. Diesen letzten Ausfall wird man kaum anders als aus Verlusten des heutigen Textes erklären können; über das Leben aber hat Diogenes, scheint es fast, nichts Vollständiges ermittelt und auf keinen Fall eine ergiebige Quelle besessen. 3) *Eudocia* p. 166. 193.

4) *Herm. Harless*, De Epicharmo (Essendiae 1822), und weitere Ausführungen desselben in Jahn's Jahrbüchern für Philol. 1833. VII. S. 298 fgg., mit Benutzung der Welcker'schen Recension. 5) *C. Jos. Grysar*, De Doriensium comoedia quaestiones. (Colon. 1828.) p. 84—168. De Epicharmi vita et doctrina; der Schluß des Buches: De comoedia Epicharmea. Recension von F. G. Welcker in Zimmerm. Schulzeit. 1830. 2. Abth. Nr. 73 fgg., vergl. mit den Bemerkungen von Müller, Gött. Anz. 1829. Nr. 205. Einiges bei *Roeder*, De tribus comoed. generibus. p. 26 sq. Compilation von G. H. Bode, Geschichte der dramat. Dichtkunst der Hell. 2. Th. (Leipz. 1840.) S. 36 fg. In allen diesen Werken (zumal im letzten, wo die Zahl der aus oberflächlicher Interpretation hervorgegangenen Misgriffe nicht gering ist) finden sich viele Differenzen und subjective Auffassungsweisen, welche jedesmal anzugeben keineswegs im Interesse unserer Darstellung liegt. Übrigens wird noch erwähnt *Tirillo*, Saggio storico sulla vita di Epicarmo coi frammenti delle di lui opere. (Palermo 1836.) Beiläufig die Bemerkung, daß der erste namhafte Gelehrte, welcher verschiedene Epicharme aussonderte, Meursius war. 6) Hauptstelle *Herod.* VII, 164, wo zu beachten der Ausdruck: *ἔνθα μετὰ Σαμίων ἔσχε τε καὶ κατοίκησε πόλιν Ζάγκλην*, also mit Anhängern und Colonisten, welchen die Samier einen Platz und politische Rechte vergönnten; woran die Wendung bei Suidas sich anschließt: *τινὲς δὲ αὐτὸν Κῷον ἀνέγραψαν, τῶν μετὰ Κάδμου εἰς Σικελίαν μετοικησάντων.* Eine seltsame Combination, welche mit der Chronologie zu vereinigen schwer hält, ist die von K. O. Müller (Dorier I, 170), gegründet wie häufig auf Wiederkehr desselben Namens, da Kadmus ein Sohn des Skythes heißt, Skythes aber auch Name des Königs von Zankle war, welchen die Samier vertrieben. Das Resultat kommt darauf hinaus, daß Kadmus vor Ol. 75 nach einem Vertrage mit den (längst aus Zankle gewichenen!) Samiern in sein altes Heimathland sich begab. Daß übrigens Epicharmos von dieser vorübergehenden Berührung mit den Samiern das Prädicat *Σάμιος* erhalten hätte, scheint grade so glaublich als eine zweite Erklärung, welche den Grund im Zusammenhange des Dichters mit Pythagoreischer Philosophie sucht. Letztern Gesichtspunkt hat Bode (S. 38) auf die Spitze getrieben: wenn er sich wirklich des persönlichen Umganges mit Pythagoras erfreute, wie berichtet werde (das soll nämlich liegen in Plutarch's Worten: *τῆς Πυθαγορικῆς διατριβῆς μετεσχηκώς*), so könne er nicht erst Ol. 70 angekommen sein; also sei historisch gewiß, daß

sich erinnert, daß die Samier in Zankle Olymp. 70, 4 sich niederließen, Epicharmos aber, einem nicht verdächtigen Zeugniß zufolge, spätestens Olymp. 73, 3 mit Komödien hervortrat: so erhellt, daß die Familie des Dichters ziemlich lange vor dem Abenteuer der Samier müsse nach Sicilien gewandert sein. Hiernach ist die Angabe des Diogenes in der Ordnung und ohne Widerspruch: ein Koer mochte füglich Anlaß haben ins Dorische Megara zu ziehen, dann aber durch Verhältnisse zum ehemaligen Regenten von Kos, einem höchst geachteten Manne, bewogen werden, mit demselben sich den Samiern in Zankle anzuschließen. Nun wurden aber die letzteren bereits Ol. 71, 4 durch Anaxilas aus ihrer Besitzung vertrieben; Epicharmos verweilte mithin nur kurze Zeit unter ihnen, und wenn noch ein dritter Ort genannt wird, dem er angehört habe, so könnte man geneigt sein, auch diese Notiz bei einem Manne, welcher oftmals seinen Wohnsitz wechselte, zu rechtfertigen. Nämlich auf die Autorität des oben gedachten Neanthes hin sagt Stephanus von Byzanz, daß unser Dichter aus der sicilischen Stadt Krastos stammte; dieselbe Nachricht hat Suidas aufgenommen [7]). Wie unbequem nun immer ein solcher aus dem Winkel hervorgezogener Name sein mag, so hat doch die Muthmaßung eines geistreichen Mannes, der mittels einer allegorischen Auslegung sich desselben entledigen will, kaum den bloßen Schein auf ihrer Seite. Lassen wir das gleich so vielen winzigen Dornen, welche die Literargeschichte des Alterthums belästigen, ohne tiefer in den Kern der Forschung einzugreifen, auf sich beruhen; und halten lieber daran fest, daß Epicharmos einen Theil seiner Jugend auf Sicilien in Megara, vorübergehend auch in Zankle oder Messana, vielleicht noch in anderen Städten, verlebte. Kein geringes Gewicht hat hier die bestimmte Tradition bei Aristoteles [8]): die Erfindung der Komödie eignen sich die Megarer an, sowol die Nachbarn der Athener als die in Sicilien wohnenden; denn letzteren gehört Epicharmos an.

Wir müssen aber auch auf den Vater des Dichters einen Blick werfen. Im voraus beseitigt man leicht die Namen seiner Ältern, welche Suidas [9]) unverkennbar aus guter Quelle entnommen hat: „Sohn des Tityrus oder des Chimarus und der Sikis." Aus einer Menge von Beispielen geht die sinnreiche Symbolik des höheren Alterthums hervor, welche die Personen der Dichter nicht als freie Individuen und bewußte Künstler faßt, noch weniger mit den subjectiven Zügen einer bürgerlichen Charakteristik verstandesmäßig umgibt, sondern ihnen halb phantastisch (man möchte sagen, in einer Art Abbreviatur) die Familie aus den Attributen ihrer poetischen Schöpfungen verleiht und anbildet. Wie nun Arion z. B. Sohn des Kykleus heißt, so bezeichnete ein witziger Epigrammatist den Epicharmos als Kind derjenigen Wesen, welche den Stoff und die Farbe seiner Komödie andeuteten, des Bockes oder der Naturwelt und der Schaffnerin. Hiervon abgesehen steht als Name des Vaters Elothales fest; denn Thyrsus, welcher an dessen Statt, wie es schien, genannt wird, ist dieser Untersuchung fremd [10]). Näheres läßt sich

---

er Vater bereits um Ol. 60 Kos verließ. Einen ganz abweichenen Weg hat Grysar (p. 133 sqq.) eingeschlagen, indem er der combination von Müller, welchen er verschweigt, eine andere Wenung gibt. Ausgehend von der prekären Voraussetzung, daß Epiharmos den Pythagoras selbst hörte, rückt er seine Geburt gegen Ol. 60 hin; demgemäß er etwas nach Ol. 82 gestorben wäre. Um un Diogenes mit Suidas zu vereinigen, stellt er die Hypothese uf, daß der Dichter eine zweifache Reise nach Sicilien unternahm, erst als Kind, lange vor Ol. 68, als der Pythagoreische Bund esprengt wurde, dann aber aus Kos, wohin er aus unbekannten Gründen zurückkehrte, in Gesellschaft des Kadmus um Ol. 70 nach ankle, von dort nach Megara. Diese Argumentation leidet unter nderem an einem methodischen Fehler, wenn sie die biographischen Nachrichten alter Sammler als Trümmer einer und derselben Hiorie in Concordanz bringt, während solche im Gegentheil zu vernzeln und aufgelöst in ihrem Werthe oder Unwerthe zu prüfen ären. Noch mehr wundert man sich, daß Grysar aus Diomedes II. p. 486) eine Gewähr ziehen wollte, nämlich aus den Worten: unt qui velint Epicharmum in insula Co exulantem primum oc carmen frequentasse, et sic a Co comoediam dici. Mag in exulantem verdorben oder falsche Übertragung eines griechischen usdrucks sein, ein so gräulicher Einfall, dem nichts als Epicharus Cous zum Rückhalte dient, darf höchstens unter den Träumen ter Grammatiker aufbewahrt werden, nicht unter geschichtlichen eugnissen einen Platz erlangen. Auch ist Welckern (S. 426) die erunter verborgene Täuschung nicht entgangen.

7) *Steph. Byz. v. Κραστός: ἐκ ταύτης ἦν Ἐπίχαρμος ὁ κωικὸς καὶ Λαῒς ἡ ἑταίρα, ὡς Νεάνθης ἐν τῷ περὶ ἐνδόξων ἀνρῶν. Suidas: — ἢ ἐκ πόλεως Κραστοῦ τῶν Σικανῶν.* Wie eanthes ins Detail herabging, kann man aus den Fragmenten bei Marquardt (Cyzicus S. 166) erkennen.

8) *Aristot.* Poet. 3: *ἀντιποιοῦνται ... τῆς κωμῳδίας οἱ Δωριεῖς, τῆς μὲν κωμῳδίας οἱ Μεγαρεῖς, οἵ τε ἐνταῦθα — καὶ οἱ ἐκ Σικελίας· ἐκεῖθεν γὰρ ἦν Ἐπίχαρμος ὁ ποιητής.* Daß letztere Wendung eine Ungenauigkeit verbirgt, welche sich leicht aus den Umwandlungen oder Aphorismen der ursprünglichen Aristotelischen Form erklärt, während etwa gemeint war: inde enim profectus est Epicharmus, wird sich Jedem bei unbefangener Erwägung darbieten. Denn den Megarensern, welche nach Möglichkeit ihre Ansprüche belegten, kam es nur auf irgend einen Zusammenhang an, in dem Epicharmos mit dem andern Megara stand. Es gehört also unter die vielen Übereilungen des neuesten Herausgebers (s. Ritter S. 99), wenn dieser den Ausdruck *ἐκεῖθεν ἦν* in aller Strenge festhält, und darum den vermeinten Pseudo-Aristoteles als dumm und nachlässig ausschilt; wenn er ferner die naheliegende Möglichkeit: Epicharmum, antequam Syracusas commigraret, Megaris in Sicilia ubi per aliquot (!) temporis fuit comoedias spectandas praebuisse, völlig abweist. Auf der andern Seite fehlt ein triftiger Grund für die Hypothese, daß die Komödie von Megara nach Syrakus, wohin Gelon die megarische Bevölkerung versetzte, übergegangen und mit ihr zugleich Epicharmos verpflanzt worden sei, was Müller selbst einräumt (Dorier II, 352). 9) *Suidas: Τιτύρου ἢ Χειμάρου (Χιμάρου) καὶ Σικίδος.* Die richtige Deutung gab Welcker bei Schwenk, Mythol. Andeut. S. 331. In den Noten zum Suidas ist erinnert worden, daß wahrscheinlich *Σηκίδος* zu berichtigen sei: die Schaffnerin hatte in den vielen Sittengemälden der bürgerlichen Welt ihren schicklichen Platz, auch kommt dieser Name in den Fragmenten vor. 10) Der Name *Ἠλοθάλης* (zum Theil falsch accentuirt) steht bei Diogenes (VIII, 78). *Ἐπίχαρμος, Ἠλοθάλους*, und, seltsam genug, als Titel eines von Pythagoras herausgegebenen Buches (VIII, 7): *πέμπτον Ἠλοθάλη τὸν Ἐπιχάρμου τοῦ Κῴου πατέρα.* Mit einer so monströsen Überschrift wird man sich am schonendsten abfinden durch Entfernung des Glossems *τὸν Ἐπιχάρμου τοῦ Κῴου πατέρα*, das eine gelehrte Hand wol zuerst an den Rand hingeworfen hatte. Ob nun hieraus ein inniges Verhältniß des Koers Elothales zu Pythagoras (*Grysar* p. 96) zu folgern sei, wollen wir nicht entscheiden; ebenso wenig, ob eine Familie, die sich (nach dem

über Elothales nicht ermitteln, und weder mit Sicherheit aufstellen, daß er in vertrauter Beziehung zum Pythagoras stand, wiewol dafür einige Wahrscheinlichkeit spricht, noch daß er zum Geschlechte der Asklepiaden auf Kos gehörte. Immerhin darf man vermuthen, daß er eine Rolle spielte, und auf die Anleitung seines Sohnes zur Pythagoreischen Philosophie und zur Naturforschung einen unmittelbaren Einfluß ausübte [11]).

Bildung und Wissenschaft des Epicharmos. Die Alten haben vielfach angemerkt, was jeder auch aus dem Tone so manches goldenen Spruches und tiefsinnigen Bruchstückes ahnen würde, daß Epicharmos auf philosophischem Standpunkte schrieb, und zwar den Pythagoreern sich anschloß. Es hindert uns wenig, daß nur späte, zum Theil oberflächliche, Gewährsmänner dies ausdrücklich bezeugen. In den classischen Zeiten achtete man selten auf die Momente, welche den inneren Lebenslauf von Individuen und ihren Bildungsgang bestimmt hatten, zumal bei denjenigen Denkern und Dichtern, die sich ohne politische Stellung in irgend eine Einsamkeit zurückzuziehen liebten; alsdann pflegten die Späten, durch die gelehrten Sammlungen der alexandrinischen Periode unterstützt und von eigenem Interesse für biographische Züge getrieben, die fragmentarische Tradition durch umlaufende Gerüchte, Deutungen wichtiger Ereignisse und selbst durch bloßen Schein auszufüllen, um ein Ganzes zu gewinnen und jede literarische Größe wie ihrer einen in Reihe und Glied zu stellen. Ein Pythagoreer ist also nächst anderen sogar Äschylus genannt worden, denn der bedeutsame Klang seiner religiösen Weisheit schien, verbunden mit dem Aufenthalte desselben in Sicilien, unter jener Formel bequem erklärt zu werden; um so weniger befremdet die Angabe vom Empedokles, bei welchem man außer jenem und verwandten Gesichtspunkten die mannichfaltigsten Einflüsse philosophischer Sätze wahrnahm, daß er, der beträchtlich jüngere, den Pythagoras gehört habe. Könnte nun die nur äußerliche Nachricht, daß Epicharmos zur Pythagoreischen Schule sich hielt, an sich für problematisch gelten, so wird sie doch durch eine viel bestimmtere Fassung gesichert: wonach er zwar kein Mitglied des esoterischen Kreises war, aber im Umgange mit echten Pythagoreern gebildet ihre Lehren unter der Herrschaft des Königs Hiero, welche kein freies Philosophiren gestattete, in poetische Formen verhüllt und in einem halb scherzhaften oder popularen Tone vortrug. Letzteres freilich ließe sich etwas anders deuten, daß nämlich aus den schlichten Worten des Dichters ein tiefer Verstand, ein unzweifelhafter An-

---

Fabulisten *Ptolemaeus Hephaest.* ap. *Phot.* p. 147. *Bekk.*) vom Achilles herleitete, vornehm war. Ernstlicher erscheint vielmehr die Frage, was es für eine Bewandniß habe mit jenem Thyrsus, der allein zur Unterscheidung mehrer Epicharme Veranlassung geben durfte. *Jamblichus*, V. Pythag. c. 34. §. 241: *καὶ Μητρόδωρός τε ὁ Θύρσου τοῦ πατρὸς Ἐπιχάρμου καὶ τῆς ἐκείνου διδασκαλίας τὰ πλεῖστα πρὸς τὴν ἰατρικὴν μετενέγκας, ἐξηγούμενος τοὺς τοῦ πατρὸς λόγους πρὸς τὸν ἀδελφόν φησι τὸν Ἐπίχαρμον καὶ πρὸ τούτου τὸν Πυθαγόραν τῶν διαλέκτων ἀρίστην λαμβάνειν τὴν Δωρίδα.* Es ist unglaublich, wie viel man in diese zum Theil unverfänglichen Worte gelegt hat; Bode (S. 39) sagt nach andern: „So war Metrodoros Sohn des Thyrses ein Verehrer von Epicharmos' Vater, und übertrug sehr viele seiner Lehren auf die Heilkunst, indem er einem sonst unbekannten Bruder des Epicharmos des Vaters Schriften erklärte;" Grysar (p. 93) folgert unbedenklich, daß Elothales Arzt war, wenn auch Jamblichus im Namen sich geirrt hätte; einen Schritt weiter ging Müller (Dor. II, 353), indem er mit des Epicharmos Herkunft aus Kos zusammenstellt, daß er selbst auch Arzt war, und sein Bruder diese Kunst ausschließlich übte; vielleicht die unschuldigste Auslegung ist die von Sprengel (Gesch. d. Arzneikunde. I. S. 337). Wenn wir aber dem Jamblichus eine leidliche Kenntniß der Gräcität und genügenden Verstand zutrauen, so konnte er weder verbunden wissen, *ὁ Θύρσου τοῦ πατρὸς Ἐπιχάρμου*, „der Sohn des Thyrsus, welcher des Epicharmos Vater war," noch seinem (folglich auch des Epicharmos) Bruder die scholastische Notiz mittheilen, daß Epicharmos die Doris als den besten Dialekt behandelt hätte. Letzteres führt auf einen beträchtlich spätern Metrodor, und unter den vielen Homonymen dieses Namens (s. *Jonsius*, De S. H. Ph. I, 20) bietet sich kaum ein passenderer Mann, als jener von Sextus (Adv. Math. I, 258) erwähnte Arzt dar, der Lehrer vom Erasistratus. Übrigens fallen die Schlüsse, welche man aus diesem Zeugniß entnimmt, um den Vater des Epicharmos zum Arzt und noch weiter zum Asklepiaden zu machen, auf den ersten schärfern Blick zusammen. Ein Mann, dessen Dogmen ein anderer auf Medicin überträgt (*διδασκαλίας τὰ πλεῖστα πρὸς τὴν ἰατρικὴν μετενέγκας*), ist doch wol von ärztlicher Profession entfernt geblieben? Für Jamblichus indessen ist noch Einiges zu thun; uns genügt, seine Autorität für etwanigen Misbrauch unschädlich zu machen.

11) Mit der Frage, ob Elothales Kenner der Arzneikunde gewesen, verbinden wir am natürlichsten die Notiz, daß sein Sohn medicinischer Schriftsteller gewesen sei. Stellen bei *Grysar* p. 97. Ganz allgemein erzählt *Plinius* XX, 9: Epicharmus inter medicos refertur. Ferner Diogenes in seinem Artikel: *οὗτος ὑπομνήματα καταλέλοιπεν, ἐν οἷς φυσιολογεῖ, γνωμολογεῖ, ἰατρολογεῖ.* Von diesem Zeugniß, das eher auf die *ὑπομνήματα* eines Grammatikers, als auf die freien Schöpfungen eines Dichters zu passen scheint, wird besser unten bei der Schriftstellerei des Epicharmos (Anm. 14) zu handeln sein; Komödien desselben hatte Diogenes, seinen Citationen zufolge, keine vor sich, und wenn jenes *φυσιολογεῖ* nicht auf förmliche Abhandlungen physiologischer Art gehen darf, so fällt auch die entsprechende Deutung des *ἰατρολογεῖ* fort. Die ganze Stärke des etwanigen Beweises geht demnach auf römische Autoren über. Diese nun belehren uns zur nicht geringen Verwunderung, in welches praktische Detail ein so geistvoller Dichter sich eingelassen habe: wie man mit störrigen Böcken umgehe, *Columella* VII, 3. 6 (unter der allgemeinen Bemerkung: Epicharmus Syracusanus, qui pecudum medicinas diligentissime conscripsit), wie man Krankheiten der Genitalien und den Biß eines tollen Hundes heile, *Plinius* XX. 34. 36. Vielleicht würde man etwas mehr Zutrauen fassen, wenn noch ein griechisches Fragment vorläge. Dies würde gleichwol die unbefangene Beurtheilung um nichts verrücken: denn die Gewißheit eines Falsum bliebe stets dieselbe. Daß alle jene Schriften unecht waren, meinte schon Bode (S. 39), wiewol er außerdem wissen will, sie müßten im Dorischen Dialekt abgefaßt gewesen sein. Soviel kann Jedem einleuchten, daß ihre Form für den Komiker Epicharmos weder in Prosa, noch in Versen denkbar war. Nicht in Versen, denn in seiner Zeit existirte keine didaktische Gedichtart, und Empedokles, dessen systematisirende Dichtung man vergleichen würde, verwebte die Beobachtungen der Physik und Medicin nur als Belege in seine Darstellungen der Natur. Noch weniger aber in Prosa, denn die griechische Literatur besitzt vor Jon dem Chier kein Beispiel eines Dichters, der zugleich Prosa herausgegeben hätte. Mithin sind die medicinischen Arbeiten (denn was Grysar [p. 100] noch geltend macht, verdient keine Erörterung) unter die weiterhin zu erwähnenden untergeschobenen Werke zu rechnen, die man durch den berühmten Namen unseres Dichters ungefähr in der Weise zu empfehlen hoffte, wie man den König Hiero unter die Botaniker brachte. *Columella* I, 1, 8: Siculi quoque non mediocri cura istud negotium sunt prosecuti Hieron et Epicharmus.

klang an Pythagoreisches Dogma sprach, ohne deshalb einen mysteriösen Rückhalt vorauszusetzen; allein man erwäge zugleich, daß die Jugend des in den ersten sechsziger Olympiaden gebornen Epicharmos, abgesehen von den Einwirkungen seines Vaters, mit der höchsten Blüthe des Bundes zusammentraf, daß er in Gegenden wohnte oder solchen Städten nahe war, welche vorzugsweise die Tendenzen des Pythagoras ergriffen, daß endlich nach Zerstreuung der unmittelbarsten Jünger weit und breit durch Hellas und die Colonien eine Kenntniß namentlich seiner ethischen und religiösen Principien drang. Dies eben ist es, woran wir festhalten müssen; denn Epicharmos verfolgte kein System, das auf Zahlen und geometrische Verhältnisse gegründet in Symbolen sich offenbart hätte [12]). Die Kürze und Schlichtheit seiner Dramen wäre schon ein Hinderniß gewesen; und erst eine mehr entwickelte, von subjectiver Reflexion bewegte Zeit, wie die des Euripides, des scenischen Philosophen, brachte jenen Verein von Speculation und Poesie zu Stande, worin letztere nur Gefäß und Hülle war. Epicharmos hingegen, ein Dichter gebundener Dorischer Sitte, zugleich ein kluger Beobachter des menschlichen Treibens, bestimmte das Leben nach allen seinen Erscheinungen hin zum Boden und Tummelplatz der Kunst; die innerlichen Motive desselben aber begriff er aus den großartigen, durch Pythagoras verbreiteten Ansichten, und es ist sein Verdienst, den sittlichen Gehalt eines für die Menge verschlossenen Gedankenreichs in gültigen Münzstücken von feinstem Korn und weitestem Umlauf ausgeprägt zu haben. In dieser Hinsicht heißt er den Alten ein sententiöser (*γνωμικός*) Dichter, und die allgemeine Bemerkung des Jamblichus: „wer über praktische Zustände sich in einer Sentenz äußern will, benutzt dafür die Aussprüche des Epicharmos, welche alle Philosophen im Munde führen" wird auf eine glänzende Weise bestätigt nicht nur durch die Anerkennung der Sokratiker, vorzüglich des Plato, der ihn in Ehren hielt und ihm wichtige Anregungen in der Wissenschaft soll verdankt haben, sondern auch durch den kanonischen Gebrauch einiger im ganzen Alterthume gepriesener Verse, die neben dem Werthe der scharfen Wahrheit so rund und voll wie wenige Lebensregeln gefaßt waren [13]). Wer hat nicht die bewunderten Fundamentalsätze des praktischen Witzes und Verstandes angetroffen:

---

12) Erhebliche Zeugnisse über den Pythagoreismus von Epicharm: *Plutarch.* Numa c. 8. — *ὅτι Πυθαγόραν Ῥωμαῖοι τῇ πολιτείᾳ προσέγραψαν, ὡς ἱστόρηκεν Ἐπίχαρμος ὁ κωμικὸς ἔν τινι λόγῳ πρὸς Ἀντήνορα γεγραμμένῳ, παλαιὸς ἀνὴρ καὶ τῆς Πυθαγορικῆς διατριβῆς μετεσχηκώς.* Diese Zuschrift an Antenor darf man mit Welcker (S. 481) bezweifeln, während das Zeugniß Plutarch's unangetastet bleibt. *Diog.* l. l.: *καὶ οὗτος ἤκουσε Πυθαγόρου.* *Clem. Alex.* Strom. V. p. 708: *ὁ μὲν Ἐπίχαρμος, Πυθαγόρειος δὲ ἦν κτλ.* *Jambl.* V. Pyth. c. 36. §. 266: *τῶν δ' ἔξωθεν ἀκροατῶν γενέσθαι καὶ Ἐπίχαρμον, ἀλλ' οὐκ ἐκ τοῦ συστήματος τῶν ἀνδρῶν.* Ob er den Epicharmos als ein Mitglied des exoterischen Kreises gedacht habe, welches innerhalb des philosophischen Tentamens stehen blieb, wie Grysar (p. 105) meint, steht dahin; genug, wenn wir selbst urtheilen können, daß der Dichter im Epicharmos mächtiger war und nur mit den Grundwahrheiten des Pythagoras sich befaßte. Darauf fährt Jamblichus fort: *ἀφικόμενον δὲ εἰς Συρακούσας, διὰ τὴν Ἱέρωνος τυραννίδα τοῦ μὲν φανερῶς φιλοσοφεῖν ἀποσχέσθαι, εἰς μέτρον δ' ἐντεῖναι* (vulg. *ἐνεῖναι*) *τὰς διανοίας τῶν ἀνδρῶν, μετὰ παιδιᾶς κρύφα ἐκφέροντα τὰ Πυθαγόρου δόγματα.* Man sollte meinen, hier die Geschichte vom Euripides zu vernehmen, der aus Vorsicht die Sätze des Anaxagoras in dramatische Form kleidete; und in ähnlichem Sinne spricht sich Wyttenbach (Opusc. T. I. p. 537) aus: „Hic ex Pythagorae schola profectus, cum nefas haberetur illius placita vulgare, invenit novum poeseos genus, quod Comoediae nomine celebratum est; ejusque poeseos opportunitate usus philosophiam in theatro exhibuit." Indessen da Epicharmos gar kein philosophisches Geheimniß verrieth oder durchschimmern ließ, und bei ihm das poetische Element beiweitem überwog, so hat Jamblichus in seiner unhistorischen Weise den geistigen Eindruck dieses Komikers ungeschickt aufgefaßt und verkehrt motivirt. Die Analogie des Empedokles reicht hin, um einzusehen, wie Männer auf den unähnlichsten Standpunkten von einer so hervorragenden Erscheinung, wie Pythagoras, bedingt und in dessen Kreise gerissen wurden. Das Philosophiren des Epicharmos ging nicht darüber hinaus; denn es ist leere Täuschung, mit Bode (S. 41) zu wähnen, daß seine Komik bereits die Speculation der gleichzeitigen Philosophen angriff, und er nicht blos Xenophanes, sondern auch Heraklit dem Gelächter der Syrakusaner preisgab. Letzteres ist (auch von *Grysar* p. 119) unkritisch genug auf eine verdorbene Glosse des Antiatticisten (p. 83) gegründet: *Ἀφάνηας. Ἐπίχαρμος Ἡρακλείτῳ*, wo der Titel *Ἡρακλεῖ τῷ*... mit einem ausgefallenen Prädicat (vielleicht *τῷ παρὰ Φόλῳ*, woran Bergk dachte), sowie *Ἀφάννας* (s. *Steph. Byz.* v.) sich ohne Mühe darbietet. Jenes aber bezieht sich auf Aristoteles (Metaph. III, 5. p. 1010, 5), wo die Meinung, daß die Sinne und die sinnliche Wahrnehmung täuschen, beurtheilt und eingeschränkt wird: *διὸ εἰκότως μὲν λέγουσιν, οὐκ ἀληθῆ δὲ λέγουσιν· οὕτω γὰρ ἁρμόττει μᾶλλον εἰπεῖν ἢ ὥσπερ Ἐπίχαρμος εἰς Ξενοφάνην.* Nur ein flüchtiger Blick konnte Grysar (p. 115) zur Deutung hinziehen: Epicharmus subtilia Eleatici istius effata hic illic ad risum movendum more comicorum traduxit. Allein Epicharmos versicherte, weit entfernt mit Xenophanes zu streiten, gleich diesem, daß die Sinnenwelt eitel sei, daß alle zu allen Zeiten im Wechsel befangen lebten. *Diog.* III, 11. Dies hat der belgische Bearbeiter des Eleaten (*Karsten* p. 187) wohl durchschaut: non igitur erat (äußert er), quod Epicharmus hac in re Xenophanem reprehenderet; aber wir möchten mit ihm keine gewaltsame Veränderung des Textes wagen, oder die geringe Variante *ἢ Ξενοφάνης* benutzen; Aristoteles hat vielmehr den berühmten Spruch *νοῦς ὁρῇ* u. s. w. im Sinne gehabt, und *εἰς Ξενοφάνη* ist ein offenbares, aus einer Randbemerkung eingeschlichenes Glossem, welches andeuten sollte, daß die Kritik des Philosophen auf Xenophanes gehe. Vergl. Anm. 18.

13) *Anonymus* De Comoed. p. 23, 21 (ed. *Dind.* 1838): *τῇ δὲ ποιήσει γνωμικὸς καὶ εὑρετικὸς καὶ φιλότεχνος.* *Jamblich.* V. Pyth. c. 29. §. 166: *οἵ τε γνωμολογῆσαί τι τῶν κατὰ τὸν βίον βουλόμενοι τὰς Ἐπιχάρμου διανοίας προφέρονται, καὶ σχεδὸν πάντες αὐτὰς οἱ φιλόσοφοι κατέχουσιν.* Unter diesen Philosophen bietet sich zuerst Prodikus dar. *Axiochus* p. 366: *διὰ παντὸς δὲ ἔθος ἐστὶν αὐτῷ φωνεῖν τὸ Ἐπιχάρμειον, ἁ δὲ χεὶρ τὰν χεῖρα νίζει· δός τι καὶ λάβε τι.* Die Worte klingen zwar nach einem trochäischem Tetrameter, aber die gewöhnliche Fassung *δός τι καὶ τι λάμβανε* ist grammatisch unrichtig, und unter andern Vorschlägen sieht auch *δούς τι χᾆτα καὶ λάβε* viel zu gekünstelt aus. Kruseman (p. 84 und früher *Grysar* p. 216) hat Recht, wenn er *δός τι καὶ λάβε τι* mit ähnlichen Variationen ausscheidet, worin man den Gedanken *ἁ δὲ χεὶρ τὰν χεῖρα νίζει* blos populär umschrieb. Ferner läßt Xenophon (Mem. II, 1, 20) seinen Lehrer den Vers des Epicharmos aussprechen: *τῶν πόνων πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τἀγάθ' οἱ θεοί.* Ähnlich war ein anderer, den irgend kundige Leser hinzufügten: *ὦ πονηρέ, μὴ τὰ μαλακὰ μῶσο, μὴ τὰ σκλήρ' ἔχῃς.* Einer besondern Aufmerksamkeit würdigte den Dichter Plato, welcher ihn in der Lehre vom ewigen Fluß der Dinge unter den erlauchtesten Gewährsmännern anführt, Theaet. p. 152 E.: *καὶ τῶν ποιητῶν οἱ ἄκροι τῆς ποιήσεως ἑκατέρας, κωμῳδίας μὲν Ἐπίχαρμος, τραγῳδίας δὲ Ὅμηρος.*

νοῦς ὁρῇ καὶ νοῦς ἀκούει, τἆλλα κωφὰ καὶ τυφλά,
Geist ist sehend, Geist ist hörend, sonst ist alles stumpf und blind;

und jenen unübersetzbaren goldnen Spruch:

νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν· ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν.

Noch zahlreicher sind die pikanten, auf einen Rückhalt deutenden Wendungen, welche von begrifflicher Strenge zeugen: das von Plato gelobte Wort,

τὰ πρὸ τοῦ δύ' ἄνδρες ἔλεγον, εἷς ἐγὼν ἀποχρέω,

ferner die Distinctionen moralischer Charakterzüge:

οὐ λέγειν τύγ' ἐσσὶ δεινός, ἀλλὰ σιγῆν ἀδύνατος,

oder

οὐ φιλάνθρωπος τύγ' ἐσσ'· ἔχεις νόσον, χαίρεις διδούς[14]).

Aber die zerstreuten und weder systematisch verknüpften noch in einem Mittelpunkte zusammengefaßten Aussprüche vom Charakter des Aphorismus loszureißen und aus einer Kette von Principien zu entwickeln ist, wie man leicht sieht, nicht blos schwierig, sondern auch bedenklich; ohnehin sind die Fragmente selten lang genug, um einen Maßstab für die wahrscheinliche Anordnung zu begründen. Alle Gedanken von philosophischem Gehalte standen in den Komödien, und waren durch den mythischen Stoff gefärbt; denn von der Meinung, daß Epicharmos ein eigenes Werk über die Natur der Dinge, die Ideen und verwandte Fragen der Speculation hinterlassen habe, ist man bereits zurückgekommen. Dafür mochte man sich allenfalls auf den Epicharmus, das Lehrgedicht des Ennius, berufen; aber die wenigen Überreste desselben geben der Ansicht freien Raum, daß auch hier der römische Dichter in einer zwanglosen Zusammenstellung und Übersetzung das aus mehren Dramen gesammelte Material verarbeitete und diesen Coder der Naturphilosophie nach dem Meister überschrieb[15]). Wenn wir indessen die aller Orten zerstückelten Dogmen über Physiologie und Ethik, ohne Gewähr für deren ursprünglichen Zusammenhang, auf einen Platz drängen, so erscheint ihre Summe folgendermaßen. Indem er von

---

Noch merkwürdiger war die umständliche Beweisführung eines gewissen Alkimos, von welchem vier Bücher *πρὸς Ἀμύνταν* existirten, und woraus Diogenes (III, 9—17) Auszüge nebst längern Fragmenten gab, um den (auch von alten Biographen Plato's benutzten) Satz zu bekräftigen: *Πολλὰ δὲ καὶ παρ' Ἐπιχάρμου τοῦ κωμῳδοποιοῦ προσωφέληται, τὰ πλεῖστα μεταγράψας.* Alkimos (vermuthlich *Ἄλκιμος ὁ Σικελιώτης*, aus dessen antiquarischen Büchern Einiges von Athenäus entnommen ist) scheint seine Aufgabe von der leichten Seite gefaßt zu haben, wenn er darthun wollte, daß (wie sich ein Neuerer ausdrückt) die Keime der Platonischen Ideenlehre sich bereits beim Epicharmos fanden; es war genug, mancherlei Anregungen von ihm herzuleiten. Solche waren allerdings in den Äußerungen vom Wechsel der Sinnenwelt und der Individuen, in der Scheidung des Abstracten vom Concreten, in der Relativität der Vorstellungen und andern scharfen Beobachtungen enthalten. Weiterhin geht auch Aristoteles öfters auf ihn ein, s. Bode S. 49. Später aber beschränkt sich der Ruhm des Dichters immer mehr auf einzelne kanonische Sprüche, die im ganzen Publicum umliefen.

14) Von diesen Sentenzen gilt im Allgemeinen die Beurtheilung des Cicero (Tusc. I, 8): Sed tu mihi videris Epicharmi, acuti nec insulsi hominis, ut Siculi, sententiam sequi. Für den Spruch: *νοῦς ὁρῇ καὶ νοῦς ἀκούει*, s. die zahlreichen Nachweisungen bei *Kruseman* p. 83; für das *νᾶφε*, welches Polybius den Praktikern fleißig einprägte, ib. p. 87. Charakteristisch *Cic.* ad Att. I, 19: Ut crebro mihi vafer ille Siculus insusurret [Epicharmus] cantilenam illam suam, *Νᾶφε* etc. Die dritte Sentenz (welche auch Athenäus benutzt, s. *Krusem.* p. 59) citirt Plato (Gorg. p. 505 E.). Die beiden nächstfolgenden sind bei *Kruseman* fr. 54. 63. In der Natur der Sache liegt auch, daß manche dicta probantia mit Unrecht dem oft verschwebenden Epicharmos zugeschrieben wurden. So Schol. *Soph.* Ai. 1074: *Ἐπίχαρμος· Ἔνθα δέος, ἐνταῦθα καὶ αἰδώς*: dieser etwas entstellte Ausdruck gehört dem Verfasser der Kyprien. Fr. 20 aus der Appendix Stobaei, *Πρὸς δὲ τοὺς πέλας πορεύου λαμπρὸν ἱμάτιον ἔχων, Καὶ φρονεῖν πολλοῖσι δόξεις τυχὸν ἴσως*, verräth nichts vom Styl oder Geist des Dichters. Ebenso wenig beruht die Meinung von Hemsterhuis, daß der von Suidas aufgestellte Tetrameter *Φρὶξ ἀνὴρ πληγεὶς* (edd. vett. *πλαγεὶς*) *ἀμείνων καὶ διακονέστερος*, welcher doch den üblichen Ton der Sprüchwörter zeigt, aus Epicharmos geflossen sei, auf einer innern Kenntniß desselben. Man darf überdies zweifeln, ob einige Sentenzen bei Stobäus, in jambischen Trimetern und, was mehr bedeutet, im verwaschenen Ton der neuern Komödie gefaßt, auf einen so hohen Ursprung zurückgehen. Uns bleibt indessen eine förmliche Sichtung, welche man vom Herausgeber der Fragmente verlangen durfte, fremd; und wir schließen vielmehr mit einer Vermuthung von Grysar (p. 112), die sich irrig auf eine Observation des Suidas, *λόγος Ἐπιχάρμειος. ὁ τοῦ Ἐπιχάρμου*, und scheinbar auf das Anthologium des Alkimos (s. Anm. 13) gründet. „Namque fieri potuit ut paulo post Epicharmi tempora sententias ejus philosophicas excerptas in compendium gnomologicum redigerent, quo facilior fieret earum conspectus atque divulgatio.“ In jedem Falle hat er den oben (Anm. 11) besprochenen Ausdruck des Diogenes: *οὗτος ὑπομνήματα καταλέλοιπεν, ἐν οἷς φυσιολογεῖ, γνωμολογεῖ*, richtig beurtheilt, daß er auf prosaische Sammlungen aus Epicharmos sich beziehe. Vgl. Anm. 19.

15) An förmliche, über Philosophie von Epicharmos hinterlassene Bücher dachte der gelehrte Neapolitaner, H. Columna, welcher eine Skizze vom Leben und literarischen Nachlaß desselben als Einleitung dem Gedichte des Ennius voraufgeschickt hat (p. 170): Scripsit praeter hunc de rerum natura librum, de republica, de bono atque ideis, aliaque quamplurima ad philosophiam spectantia, quorum nec nomen quidem est superstes. Mindestens nahm man einen Tractat *περὶ φύσεως* an. Diesem Vorurtheile der Frühern ist zuerst Grysar (p. 108 sqq.) gründlich entgegengetreten, und wenn auch seine Darstellung hier und da der Vollständigkeit ermangelt, anderwärts auch zuviel beweist (z. B. aus der Verpflichtung aller Pythagoreer, nichts Schriftliches über die Lehren des Meisters zu veröffentlichen), so hat er doch dargethan, daß die Spaltung des Namens Epicharmos in einen Komiker und Philosophen nicht einmal scheinbar, für einen philosophirenden Dichter aber auch überflüssig sei. Außerdem kann es für keinen eitlen Zufall gelten, daß vom Epicharmus des Ennius, der nur in wenigen Fragmenten (hauptsächlich aus Priscian und Varro L. L. V, 59. 60) vorliegt, grade zwei erhebliche Sätze mit Äußerungen des Epicharmos übereinkommen, welche im Dialog einen Platz einnahmen. Einige Beschwerde macht übrigens die Sentenz bei Diogenes (III. 17), welche sich eher ins Lehrgedicht, als in die Komödie schicken will; denn was Grysar (p. 117) meint: „fieri potuit ut Epicharmus personam aliquam comoediae verba illa ita dicentem fecerit, ut ipsum significari quivis sentire posset“ (um nichts von Bode [S. 52] zu sagen, dem zufolge diese Stelle gewiß in einer Parabase stand), das wird man umsonst in irgend einer Combination unterbringen. Wir urtheilen, daß ein solches Apophthegma: „ich ahne, vermuthlich keine trügliche Ahnung, daß mich das Gedächtniß meiner Gedanken überleben und alsdann einer kommen wird, der sie des jetzigen Metrums entkleidet, und nachdem er schöne Sätze in prächtiges Gewand gehüllt, sich an vielen überwundenen als siegreichen Kämpfer bewähren mag,“ nach aller Wahrscheinlichkeit nur in einen Epilog sich fügen lasse. Wenn endlich der Epicharmische Dialog öfter in den trockenen Lehrton verfiel, den einige Auszüge bei Diogenes athmen, so war es nicht schwer, ihn für Blumenlesen und systematische Vorträge zu excerpiren.

‹en Gegensätzen der Sinnenwelt und des göttlichen Gei-‹tes ausging, traf er in der Kritik des materiellen Lebens ‹ielfach mit den Eleaten zusammen. Sollte er auch nicht ‹leich jenen einen unlösbaren Widerspruch zwischen bei-‹en Gebieten erkannt und der sinnlichen Wahrnehmung, ‹ie die grelle Negation der Maxime „nur der Geist sieht ‹nd hört, alles andere ist taub und blind" erwarten ließe, ‹inen Anspruch auf Seiendes versagt haben: immer bliebe ‹och eine schroffe Trennung und ein nicht vermittelter ‹Dualismus. Wir sind insgesammt, hieß es bei ihm, zu ‹der Zeit in stetem Wechsel befangen, und wie kein In-‹dividuum heute wie morgen ist, so duldet jedes sinnliche ‹Ding einen Wandel durch Zusetzen oder Minderung; die ‹Götter hingegen, unter ihnen das Chaos, der Ursprung ‹er Welt, bleiben stets dieselben und waren von Ewig-‹keit her [16]). Diesem Princip lag die Zersetzung der ma-‹teriellen Substanz durch elementare oder bewegende Kraft ‹m nächsten. Die Körper sind aus göttlichen Urstoffen ‹usammengesetzt; die belebten Wesen durchdringt ein gött-‹licher Trieb oder Instinct, der Tod aber löst diese Be-‹standtheile dergestalt, daß Irdisches zur Erde, der belebende ‹Hauch zum Himmel zurückkehrt [17]). Demnach besitzt den obersten Platz die Intelligenz, welche sowol der Gottheit angehört, als auch in der Kunst waltet und das geistige Princip im Menschen bildet, wodurch der sittliche Werth oder Unwerth der Individuen bestimmt wird [18]). Fehlt es nun grade nicht an Äußerungen über die Macht und Würde Gottes, so fragt sich doch, ob Epicharmos die seit den Perserkriegen vielfach erörterte Frage, wie weit in der Geschichte und in den Schicksalen der einzelnen eine göttliche Gerechtigkeit reiche, zum Gegenstande seiner Betrachtungen machte, ja ob er nur die von ihm behauptete Autonomie des Geistes gegenüber dem irdischen Treiben entwickeln und an eigenthümlichen Kreisen darlegen mochte; denn umsonst sieht man sich nach Beweisen um. Im Gegentheile hören wir, daß die Lehren von streng philosophischer Farbe, die Vorstellung, daß Maß und Zahl das innere Wesen der Gottheit bestimmen, wonach sie die Ordnung der Welt gestiftet und woran der Mensch seine Vernunft offenbare, diese und ähnliche Dogmen der stricten Observanz in untergeschobene Schriften oder *Ψευδεπιχάρμεια* gehörten; geschweige, daß von Ideen und ihrer Herr-

16) Hauptstelle bei *Diog.* III, 10. 11, deren Kern der Aus-‹spruch bildet: *ἐν μεταλλαγᾷ δὲ πάντες ἐντὶ πάντα τὸν χρόνον*, ‹im Gegensatze zur unveränderlichen Existenz der Götter. Mehres ‹ist aber augenscheinlich verderben, und einige Verschläge von Her-‹mann, welche Hübner nach seiner Gewohnheit sofort in den Text ‹erhoben hat, dienen mehr dem Metrum, als dem Sinn. Sogleich ‹der Anfang verräth einen Widerspruch:

Ἀλλ' ἀεὶ τοὶ (l. ἀεί τοι) θεοὶ παρῆσαν, χὐπέλιπον οὐ πώποκα·
τάδε δ' ἀεὶ πάρεσθ' ὅμοια, διὰ δὲ τῶν αὐτῶν ἀεί.

‹Schon Casaubonus vermochte diesen Gegensatz nicht zu reimen: die ‹Götter sind von Ewigkeit her, aber auch die physische Welt bleibt ‹sich immer ähnlich und vermöge derselben Stoffe; was der nächsten ‹Demonstration grade zuwider läuft. Wenn die Worte nicht Schlim-‹meres erlitten haben, so erwartet man wenigstens folgende Wen-‹dung: *τοὶ δ' ἀεὶ πάρενθ' ὅμοιοι διά τε τῶν αὐτῶν ἀεί.* Wenn ‹man übrigens die Lehre vom Fluß der Dinge und der Individuali-‹tät methodisch verfolgen wollte, so wäre das Resultat des Prota-‹goras nicht fern, daß alles Wissen subjectiv sei. Dafür spräche ‹scheinbar das Fragment bei *Diog.* III, 16, wo unter Anderem es ‹heißt: *καὶ γὰρ ἁ κύων κυνὶ κάλλιστον εἶμεν φαίνεται καὶ βοῦς βοΐ κτλ.* Allein hierin liegt, wie in *Cic.* N. D. I, 27, nur die ‹Subjectivität und Bedingtheit sinnlicher Vorstellungen angedeutet; ‹selbst Xenophanes wagte jenen Schritt nicht, dem erst die gereifte ‹Zeit der Sophisten sich gewachsen fühlte. 17) Über die Elemente ‹und göttlichen Kräfte der physischen Welt *Menander*, Fr. inc. X.:

Ὁ μὲν Ἐπίχαρμος τοὺς θεοὺς εἶναι λέγει
ἀνέμους, ὕδωρ, γῆν, ἥλιον, πῦρ, ἀστέρας.

‹Eine wunderbar tiefe Weisheit (numina quasi species quasdam ‹esse, quibus tanquam involucro aliquo rerum omnium divinitas ‹significaretur etc.), verbunden mit reformatorischen Planen, deutet ‹Bergk (Comm. de comoed. Att. antiq. p. 146) hinein. Ähnlich ‹Grysar? nnius (p. 172). Hiernach kann man Vitruv würdigen, der gern ‹mit zusammengeraffter Gelehrsamkeit prunkt, Praef. l. VIII.: Py-‹thagoras vero, Empedocles, Epicharmus aliique physici et ‹philosophi haec principia quattuor esse proposuerunt, aërem, ‹ignem, aquam, terram, eorumque inter se cohaerentiam natu-‹rali figuratione ex generum discriminibus efficere qualitates. ‹Vergl. übrigens *Lobeck*, Aglaoph. p. 744. — Instinct und ani-‹malische Weltseele, dargelegt am Beispiel der brütenden Henne (wie ‹*…nnius* p. 182 sq.); *Diog.* III, 16, wo die Popularität des Ausdrucks merkwürdig ist: *Εὔμαιε, τὸ σοφόν ἐστιν οὐ καθ' ἓν μόνον, Ἀλλ' ὅσσα περ ζῇ πάντα καὶ γνώμαν ἔχει*, d. h. die Intelligenz ruht nicht in dem einen obersten Wesen, sondern theilt sich allen lebenden Dingen mit. — Die Scheidung physischer und geistiger Stoffe durch den Tod: *Plutarch.* Consol. ad Apoll. p. 110 A., aus dem ohne Mühe zwei Tetrameter sich gewinnen lassen:

συνεκρίθη καὶ διεκρίθη, κἀπῆνθεν ὅθεν ἦνθεν πάλιν,
γᾶ μὲν εἰς γᾶν, πνεῦμ' ἄνω· τί τῶνδε χαλεπόν; οὐδὲ ἕν.

Ob hiermit auch die Gleichgültigkeit gegen den Tod, unter Voraussetzung eines künftigen Daseins, in Verbindung stand, läßt sich bezweifeln. Fr. 29: *Ἀποθανεῖν ἢ τεθνάναι, οὐδέν μοι διαφέρει.* *Cic.* Tusc. I, 8: Emori nolo, sed me esse mortuum nihil aestumo. Gilt außerdem Fr. 23, welches der unzuverlässige Clemens citirt, für echt (was schwer zu glauben), vorausgesetzt, daß es ehemals besser stylisirt war, so hätte der Dichter eine Belohnung der Frommen gelehrt:

εὐσεβὴς νόῳ πεφυκὼς οὐ πάθοις κ' οὐδὲν κακὸν
κατθανών· ἄνω τὸ πνεῦμα διαμένει κατ' οὐρανόν.

18) Obenan steht der Spruch vom *νοῦς* Anm. 14. Da hiermit der Gegensatz von *νοητὰ* und *αἰσθητὰ* ausgesagt war, so begreift man schwerlich, daß Epicharmos (wie Welcker S. 483 will) dem Gott oder Princip des Xenophanes entgegentreten wollte; denn beide standen auf demselben Boden. Daran reiht sich die von Clemens und andern Kirchenvätern aufbewahrte Sentenz, Fr. 24:

οὐδὲν ἐκφεύγει τὸ θεῖον· τοῦτο γιγνώσκειν σε δεῖ·
αὐτός ἐσθ' ἁμῶν ἐπόπτας, ἀδυνατεῖ δ' οὐδὲν θεός.

Man kann zweifeln, ob diese Worte, welchen der Nerv und Klang Epicharmischer Rede abgeht, echt waren; ihr Anspruch ist um nichts sicherer, als in der gleichfalls von Clemens angemerkten Gnome, Fr. 25:

καθαρὸν ἂν τὸν νοῦν ἔχῃς, ἅπαν τὸ σῶμα καθαρὸς εἶ.

Der Unterschied zwischen dem Geiste der Kunst und dem Subjecte des Künstlers ist in etwas trockener Schuldisciplin bei Diogenes (III, 14) an den Belegen des Flötenspielers und Tänzers dargelegt. Was aber Grysar (p. 125) aufstellt: Omnium idearum, quibus universum continetur et conservatur, complexus sive potius origo numen divinum est, und Verwandtes aus der Ideenlehre Bode (S. 54), beruht auf keinem Zeugniß. Erwähnung verdient daher nur der von vielen Philosophen (*Davis.* in *Cic.* Div. I, 49. Tusc. V, 13) in verschiedenen Beziehungen geäußerte Satz, die Seele des Menschen sei ein Gott oder Dämon. Fr. 12:

ὁ τρόπος ἀνθρώποισι δαίμων ἀγαθός, οἷς δὲ καὶ κακός.

lichkeit, welche von Neueren dem Dichter gar freigebig beigelegt werden, die Rede sein konnte [19]). Hierauf beschränkt sich unsere Kunde von der Philosophie des Epicharmos.

Wirksamkeit und letzte Schicksale des Epicharmos. Nehmen wir den etwas dünnen Faden der biographischen Notiz wieder auf, so verlebte der Dichter seine Jugend in Megara, vorübergehend auch in Messana. Nun zerstörte Gelon die Stadt Megara Ol. 74, 2 und vereinigte deren Bewohner mit den Syrakusanern; da ferner Kadmus der Koer sich in der Nähe des Machthabers von Syrakus befand, so lag hierin einiger Grund zur Muthmaßung, daß auch Epicharmos mit herübergewandert sei. Mindestens sehen wir ihn dort eingebürgert und mit der Bühne beschäftigt, sodaß ihn mehre Autoren einen Syrakusaner nennen und als solchen betrachten [20]). Indessen war er zuerst unter König Hieron öffentlich hervorgetreten, und an dessen Regierungzeit knüpften ihn die Chronologen, wie die Parische Chronik, die seiner unter Ol. 77, 2 gedenkt; wenngleich der Anonymus über die Komödie Ol. 73 ansetzt. In den wenigen Geschichten nun, welche diesen Zeitpunkt betreffen, erscheint uns der Dichter nahe mit dem Könige und dessen Hofe verbunden, wenn auch ohne Vertraulichkeit, woran Hieron's heftiger Charakter hindern mußte; und hiermit steht die Ansicht des Jamblichus (Anm. 12) in Zusammenhang, daß unter des Letzteren Regierung Epicharmos nicht gewagt habe, frei zu philosophiren, sondern zur Sicherheit in die Form der Poesie sich zurückzog [21]). Damals also und nach den Zeiten Hieron's schuf er neben den später verschollenen Dramatikern Phormus und Dinolochus die Komödie, welche durch ihn einen solchen Organismus, eine so gediegene künstlerische Verfassung empfing, daß er von mehren Alten als Erfinder dieser Gattung betrachtet werden konnte. Sie bekam vorzugsweise durch ihn einen festen Stoff, und unterwarf sich auch den örtlichen Bedingungen der syrakusanischen Bühne, welche gleichzeitig der Attischen

---

19) Die Hauptstelle über die Pseudepicharmea gibt *Athen.* XIV. p. 648 D.: *τὴν μὲν ἡμίναν οἱ τὰ εἰς Ἐπίχαρμον ἀναφερόμενα ποιήματα πεποιηκότες οἴδασι, κἂν τῷ Χείρωνι ἐπιγραφομένῳ οὕτω λέγεται —· τὰ δὲ Ψευδεπιχάρμεια ταῦτα ὅτι πεποιήκασιν ἄνδρες ἔνδοξοι, Χρυσόγονός τε ὁ αὐλητής, ὥς φησιν Ἀριστόξενος ἐν ὀγδόῳ πολιτικῶν νόμων, τὴν Πολιτείαν ἐπιγραφομένην, Φιλόχορος δ' ἐν τοῖς περὶ μαντικῆς Ἀξιόπιστον — τὸν Κανόνα καὶ τὰς Γνώμας πεποιηκέναι φησίν· ὁμοίως δὲ ἱστορεῖ καὶ Ἀπολλόδωρος.* Zur Bestätigung dienen die mattherzigen und gräulich stylisirten Verslein der *Πολιτεία* bei *Clemens*, Strom. V. p. 719, von denen statt der übrigen aus dem Anfange folgende stehen mögen:

ὁ βίος ἀνθρώποις λογισμοῦ κἀριθμοῦ δεῖται πάνυ·
ζῶμεν ἀριθμῷ καὶ λογισμῷ, ταῦτα γὰρ σώζει βροτούς.

Grysar (p. 129) spielt Versteck, wenn er den Betrug des Chrysogenus immer noch nutzbar machen will: Illum vero, cum scripta sua nomine Epicharmi divulgaret, sententias certe doctrinae Epicharmeae consentaneas pronunciare omnino oportuit. Bekker's Antiatticistes, er selbst kein kritischer Grammatiker, citirt zweimal *Ἐπίχαρμος Πολίταις*, einmal *Χείρωνι*, sogar p. 99 *ἐν τῇ ἀναφερομένῃ εἰς Ἐπίχαρμον Ὀψοποιΐᾳ.* Ob nicht die *Γνῶμαι*, wozu der Name vielleicht berechtigen kann, für die Sentenzensammlung echter und fremder Sprüche (vergl. Anm. 14) zu halten seien, aus welcher das Alterthum vieles in formaler Hinsicht Verdächtige citirt, wollen wir keineswegs entscheiden; zweifeln übrigens nicht, daß die trockene Moral in Trochäen und Trimetern, welche Stobäus und ähnliche Sammler ausheben, aus den Falsa herrührt. Im langen Fragment 118 hört jeder den Discours Menander's heraus, welchen Stobäus anderwärts als Verfasser nennt. Endlich findet man zwar auch Epicharmos unter den Dichtern des berühmten Skolion *Ὑγιαίνειν μὲν ἄριστον* genannt; folgen wir indessen der Wahrscheinlichkeit, so hat Simonides und jeder Andere ein größeres Recht.

20) Stellen der letzten Art gibt Grysar (p. 157). Da nun gewöhnlich Epicharmos zugleich mit Syrakus gedacht wurde, ohne Rücksicht auf die frühern Stätten seiner Wirksamkeit, so wird man keine unnöthige Schwierigkeit, das heißt, kein übertriebenes Gewicht an die Worte des Suidas knüpfen: *ἦν δὲ πρὸ τῶν Περσικῶν ἔτη ἓξ διδάσκων ἐν Συρακούσαις.* Der Zusatz *ἐν Συρακούσαις* ist hier vermuthlich ebenso wenig ernstlich gemeint, als anderwärts bei dem sicilischen Komiker Dinolochus, den man bald für den Sohn, bald auch für den Schüler Epicharm's ausgab, die Bestimmung bei Suidas: *ἦν ἐπὶ τῆς ογ' Ὀλυμπιάδος.* Man hatte sich einmal gewöhnt, den Epicharmos mit seinen Zeitgenossen um Ol. 73 zu gruppiren: um so leichter verfiel Suidas (oder sein Gewährsmann) beim Chionides, welcher auch nach des Aristoteles Zeugniß weit jünger als Epicharmos war, in den starken Irrthum zu berichten: *διδάσκειν δὲ ἔτεσιν ὀκτὼ πρὸ τῶν Περσικῶν.* Grysar, welcher durchaus jenen Lexikographen retten will, hat sich gegen Meineke (s. desselben Com. Gr. Vol. I. p. 27 sq.) in eine grundlose Controverse eingelassen, um das gar einfache Resultat (p. 150) zu erzwingen: ab Epicharmo Ol. 71 inter et Ol. 73 primam comoediam Megaris esse editam; und zwar mit der Klausel, sogleich in Ol. 71, 1, damit mindestens zwei Olympiaden herauskämen, und Chionides richtig heiße ein viel jüngerer (um acht Jahre!) Dichter der Attischen Komödie. Behutsamer, wenngleich ohne den rechten Anhalt, folgerte Wolf (Prolegg. Hom. p. 69 sq.): — comoedia Graecorum Siciliensium, ab Epicharmo, si nutus veterum recte assequor, perscripta jam ante Gelonis tyrannidem. Wir besitzen aber kein älteres chronologisches Merkmal in Epicharmos selbst, als das in Schol. *Pind.* Py. I, 98 enthaltene: *ὅτι δὲ Ἀναξίλαος ... ἐκωλύθη πρὸς Ἱέρωνος, ἱστορεῖ καὶ Ἐπίχαρμος ἐν Νάσοις.* Also vor dem Tode des Tyrannen Anaxilas, Ol. 76, 1, und wer möchte dennoch behaupten, daß diese Anspielung nicht später vorkommen durfte? Übrigens ist Grysar (p. 156) noch die unnütze Conjectur entfallen, daß das Drama *Μεγαρίς* vom Epicharmos während seines Aufenthalts in Megara gedichtet sei.

21) Die beiden Züge, welche des Dichters Verhältniß zum Könige Hieron aussprechen, haben einen herben Beischmack, und lassen zweifeln, ob Letzterer (was kaum zu glauben) wirklich den Epicharmos als Genossen anerkannte, der ein dreistes Wort sich erlauben durfte, oder ob dieser nicht vielmehr seine Unabhängigkeit etwas schroff geltend machte. Wenn auch die berühmtesten Geister mit dem Könige, durch seine Freigebigkeit bewogen, nah und fern verkehrten, so war es doch allein einem so vollendeten Hofmanne, wie Simonides, der seine Persönlichkeit um höherer Zwecke willen leicht unterordnete, gegeben, sowol in die Politik durch klugen Rath einzugreifen, als den Anspruch des dichterischen Ruhmes mit den Neigungen der Großen in Einklang zu bringen. So sacht aufzutreten verstand Epicharmos nicht, weshalb ihn Hieron sogar in Strafe nahm: *Ps. Plut.* Apophth. p. 175 C.: *Ἐπίχαρμον δὲ τὸν κωμῳδοποιόν, ὅτι τῆς γυναικὸς αὐτοῦ παρούσης εἶπέ τι τῶν ἀπρεπῶν, ἐζημίωσε:* auch klingt der Witz unseres Komikers nicht fein, noch weltklug bei *Plut.* De discr. adul. et am. p. 68 A.: *Ἐπ. δὲ οὐκ ὀρθῶς τοῦ Ἱέρωνος ἀνελόντος ἐνίους τῶν συνήθων καὶ μετ' ἡμέρας ὀλίγας καλέσαντος ἐπὶ δεῖπνον αὐτόν, Ἀλλὰ πρώην, ἔφη, τοὺς φίλους οὐκ ἐκάλεσας.* Man urtheile hiernach (um von andern wundersamen Folgerungen zu schweigen), ob Hieron an diesem Manne sich ergötzen konnte; *Grysar* p. 160: Epicharmo in aulicorum numerum recepto mirum quantum delectari debebat: er müßte ihn denn im Range eines scurra mimicus oder Aretalogen gefaßt haben.

Tragödie ihren scenischen Apparat, ihre Richter und Schauspieler besaß, sonst aber, wie es scheint, mit einer mäßigen Zahl agirender Personen sich begnügte [22]). Was die Stellung des Epicharmos zur damaligen theatralischen Technik betrifft, so fehlen uns hierüber die äußeren Angaben. Wir hören nur, daß er das hohe Alter von 90 Jahren und darüber erreichte, und die ihm gewordene Gunst des Schicksals mit heiterem Verstande zu beurtheilen wußte. Seine Mitbürger setzten ihm, mit dankbarer Anerkennung seines Talents und der von ihm geübten praktischen Weisheit, ein ehernes Standbild, zugleich mit folgender Inschrift [23]):

Wie die erhabene Sonne den Glanz der Gestirne verdunkelt,
 Und wie die Fülle des Meers breiter als Ströme verrauscht,
Also an Weisheit strahlt, dem ich Zeugniß künd', Epicharmos,
 Bürger der Stadt Syrakus, welche den Kranz ihm verlieh.

Seinen Ruhm bezeichnet schon die Aufmerksamkeit des jüngern Tyrannen Dionysius, welcher über die Poesie des sicilischen Dichters schrieb. Auch übersahen ihn die alexandrinischen Gelehrten nicht, wenngleich er keineswegs die Sorgfalt erfuhr, welche sie den Attischen Komikern zuwandten; ohne Zweifel verdankte man ihnen revidirte Exemplare (woran auch gelegentlich die Tradition anknüpfte, daß Epicharmos Erfinder einiger Buchstaben gewesen), und die Grammatiker von Rang beschäftigten sich mit ihm aus dialektologischem Interesse. Männer wie Alkimos (Anm. 13), die aus patriotischen Motiven seinen inneren Gehalt erforschten, gab es allerdings wenige; gewiß fanden sich weit mehr Sammler ein, welche den Schatz der Sentenzen und Lebenswahrheiten auf Blüthenlesen abzogen oder unter dem täuschenden Namen des Dichters selbst (Anm. 19) in eigenmächtiger Redaction verbreiteten. Um das Verständniß der Komödien aber, die von ihm in zehn Bücher eingetheilt wurden, erwarb sich Niemand größeres Verdienst als der pergamenische Grammatiker Apollodor, welcher ohne selbständigen Ruhm durch realistischen Sammlerfleiß und Popularisirung der älteren wissenschaftlichen Forschungen ein Ansehen gewann: seine Commentare zum Epicharmos (den Arbeiten desselben Verfassers über Sophron nahe verwandt) erläuterten kritisch, sprachlich und antiquarisch den mannichfaltigen Stoff, und man darf glauben, daß auch biographische Materialien aus ihm entlehnt worden seien [24]). Weiterhin treffen wir immer noch

22) Daß Epicharmos die Komödie erfand, sagt zuerst sein Landsmann Theokrit (Epigr. XVII.): *χὡνὴρ ὁ τὰν κωμῳδίαν εὑρὼν Ἐπίχαρμος*, nach ihm einige Grammatiker, wie Diomedes (p. 486) und *Cram.* Anecd. T. IV. p. 316, dagegen mit einer Modification Suidas: *ὃς εὗρε τὴν κωμῳδίαν ἐν Συρακούσαις ἅμα Φόρμῳ*, und Themistius (Or. 27. p. 337). Unbestimmter lautet die Äußerung des Aristoteles in Anm. 8. Was Andere vor ihm für die Bühne leisteten, erwähnt nur Suidas unter dem Artikel *Φόρμος: ἐχρήσατο δὲ πρῶτος ἐνδύματι ποδήρει καὶ σκηνῇ δερμάτων φοινικῶν*. Von Epicharmos wird dagegen keine Neuerung berichtet; nur sehen wir mehre Schauspieler bei ihm beschäftigt, ferner Einrichtungen zur Einübung derselben, oder auch der Choreuten (*Pollux* IX, 41: *ἐκάλουν δὲ τὸ διδασκαλεῖον καὶ χορόν, ὁπότε καὶ τὸν διδάσκαλον χορηγὸν καὶ τὸ διδάσκειν χορηγεῖν· καὶ μάλιστα οἱ Δωριεῖς, ὡς Ἐπίχαρμος ἐν Ὀδυσσεῖ αὐτομόλῳ, ἐν δὲ Ἁρπαγαῖς χορηγεῖον τὸ διδασκαλεῖον ὠνόμασεν*), endlich die Einsetzung von fünf Richtern der Komödie mittels seiner Autorität bestätigt und zur Erklärung des Sprüchwortes: *ἐν πέντε κριτῶν γούνασι*, verwandt; s. *Hermann* Opusc. T. VII. p. 91. Doch hat vielleicht größere Bedeutung als die vorstehenden Zeugnisse der öfter genannte Anonymus (De Comoedia p. 28): *οὗτος πρῶτος τὴν κωμῳδίαν διεῤῥιμμένην ἀνεκτήσατο πολλὰ προσφιλοτεχνήσας*. Grysar (p. 71) versteht dort *διεῤῥιμμένην* ganz willkürlich von der ältern Einrichtung *μικρῶν μύθων*, kleiner Sujets, die wechselseitig nicht verbunden gewesen; während die einfache Interpretation ergeben muß: Epicharmos setzte die Komödie in ihre Würde ein, nachdem sie in autoschediastischen Kleinigkeiten ohne Plan und innerlichen Umfang geübt worden war.

23) Diogenes gibt 90 Jahre, der sogenannte Lucian gegen Ende der Makrobier 97 an; Letzterem den Vorzug zu ertheilen, hindern die vielen Ungenauigkeiten und Hyperbeln seines Machwerks. In der artigen Äußerung bei Älian (V. H. II, 34), welche seinen Gleichmuth bezeugt, steht allgemein *Ἐπίχαρμον πάνυ σφόδρα πρεσβύτην ὄντα*. Über die letzten Worte Älian's, wo der Dichter fodert *τὴν ταχίστην ἀνάγεσθαι*, stehe hier eine gelegentliche Bemerkung, da Welcker die Schlußwendung: *πρό του τινος καὶ ἀπολαῦσαι κακοῦ πρεσβυτιδίου*, auffallend misverstanden, Koray noch *πρεσβυτικοῦ* gesetzt hat. Gemeint ist aber: lasset uns schleunigst einpacken, ehe man an unserem Greisenverstande schlechte Erfahrungen macht und uns als schwachköpfige Leute behandelt. Endlich erwähnen das eherne Standbild mit dem Epigramm Diogenes und Theokrit (Epigr. 17), Letzterer mit dem naiven Schluß: *πολλὰ γὰρ ποττὰν ζόαν τοῖς πᾶσιν εἶπε χρήσιμα· μεγάλα χάρις αὐτῷ.*

24) Von Dionysius dem Jüngern Suidas: *Ἐπιστολάς, καὶ περὶ τῶν ποιημάτων Ἐπιχάρμου.* Aus flüchtiger Ansicht schrieb Grysar (p. 84): epistolas de Epicharmi poematis conscripsisse tradit. Hiernächst fehlt uns ein kritisches Urtheil der alten Philologen; denn wenn Ruhnkenius (Hist. crit. Oratt. p. 95) Epicharmen, angeblich nach dem Kanon der Alexandriner, an die Spitze der alten Komiker stellt (was außer den Verfassern einiger Handbücher auch Bode [S. 58] wiederholt), so verfährt er hier gleich willkürlich, als in andern Theilen seines literarischen Registers. Nur der öfters gedachte Anonymus (De Comoedia), ein unvollständiges Excerpt aus reichen Subsidien, gibt ihm in der alten Komödie den Altersplatz und eine summarische Notiz. Jetzt widerspricht der Mangel an Nachweisungen, woraus grammatische oder exegetische Studien der classischen Grammatiker sich abnehmen ließen; nur die Paar Fragmente aus den Arbeiten Apollodor's (in der Heyneschen Ausgabe S. 440 sq.) bleiben als vereinzelte Erscheinung übrig. Dennoch muß die Nachricht, daß Epicharmos einige Zeichen für Doppelconsonanten und lange Vocale erfand, als Überlieferung gelehrter Techniker erscheinen: wofern die Nachricht selbst hinreichende Gewähr besitzt. Allein die alten Sammler (Grysar [p. 158], Bode [S. 47]) schwanken zwischen Simonides und dem sicilischen Komiker; und kommt es auf ausdrückliche Bestimmung dessen an, was Letzterer erfand, so bleibt nach Abzug der verdorbenen Stelle *Cram.* Anecd. T. IV. p. 400 nur die zufällige Randbemerkung im leydener Codex des Suidas, er sei Urheber der Längezeichen *η* und *ω*, neben der Erzählung des Aristoteles bei *Plin.* VII, 56, daß er *θ* und *χ* einführte. Gewiß ist, daß in den ältesten Inschriften niemals, auf den Vasen von höherem Datum selten *η* und *ω* sich finden, während *θ φ χ* eben so jung nicht sein können. Aber sollen wir Epicharmos, dessen Name nun einmal in die Geschichte des Alphabets verflochten ist, als lenen Grammatisten, einen Bücherschreiber betrachten, oder, wie Grysar naiv äußert: Epicharmum cum Simonide commune studium suum ad literarum numerum complendum contulisse? Anständiger wäre wol diese Ansicht, daß man, ehe die Attiker das volle Alphabet aufnahmen, die frühesten Belege einzelner Buchstaben in berühmten und vielgelesenen Dichtern (worunter auch Euripides gehört) antraf, und daß diese gebrauchten, was unter Joniern und Doriern bereits in Umlauf war. Und was das *χ* anlangt, so könnte dafür das von Diogenes erwähnte Merkmal dienen: *καὶ παραστιχίδια τοῖς πλείστοις τῶν ὑπομνημάτων πεποίηκεν, οἷς διασαφεῖ ὅτι αὐτοῦ ἐστι τὰ συγγράμματα*, das heißt, an der Spitze der von Diogenes (irrig) für Epicharmisch gehaltenen Schrif-

Leser an; sie mindern sich aber seit dem 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung, und man kann sicher annehmen, daß in kurzem die Denkmäler der Dorischen Komödie völlig verschwanden.

2) **Dichterischer Charakter des Epicharmos.** Mislich und in allen wesentlichen Beziehungen problematisch ist der Versuch, von der Kunst und dramatischen Eigenthümlichkeit des Epicharmos ein leidliches Bild, einen mäßig begründeten Umriß zu entwerfen; und je mehr sich Spuren des Geistes und der Erfindsamkeit in den Bruchstücken ausdrängen und die Phantasie mit Ahnungen einer bewundernswerthen Größe beschäftigen mögen, desto nöthiger wird die Vorsicht und allenfalls die peinliche Skepsis, um nicht in die gemüthliche Täuschung zu verfallen, welche nur zu häufig aus zerrissenen Bruchstücken eitel Luftgebäude von Autoren und Gedichtarten aufzuführen liebt [25]). Wer die Titel der Epicharmischen Komödie überblickt, wird unwillkürlich eine kecke Laune und schöpferische Kraft ahnen, wenigstens die Gabe der raschesten Erfindung voraussetzen; aber Niemand verräth uns in einer wenn auch durchsichtigen Skizze die jedesmal behandelten Stoffe und den Gang einzelner Dramen; ja sogar wenn wir eine erschöpfende Inhaltsanzeige besäßen, welche Kluft läge dann noch zwischen dem Argument, d. h. den aphoristischen Gedanken eines Ganzen und der mannichfaltigen Ökonomie! Wer vermöchte wol, wenngleich von den kühnsten Schwüngen der Phantasterei gehoben, aus der bloßen *Υπόθεσις* jene Gruppen und genialen Combinationen zu folgern und auszubauen, welche grade den Kern und Ton einer Aristophanischen Komödie bestimmen? Wir können selbst einen Schritt weiter gehen und unbedenklich behaupten, daß ohne den Nachlaß vollständiger Dramen von Aristophanes weder Nachrichten der Alten noch zahlreiche Fragmente einen klaren und sichern Begriff für die alte Komödie gewähren würden; woran um so weniger zu zweifeln, da die zum Theil nicht geringen Überreste des Kratinus und Eupolis noch zu keiner durchgreifenden Construction eines einzelnen Stückes und seines Bühnenspiels verholfen haben. Ein anderer Mangel, der uns beim Epicharmos noch empfindlicher beschränkt, liegt in der offenbaren Unkunde

---

ten stand eine Akrostichis (ähnlich den metrischen Argumenten vor Plautinischen Dramen und den bis in unsere Zeit fortgesetzten Spielereien), deren Anfangsbuchstaben herabgelesen den Namen des Komikers, vielleicht auch den seines Stückes ergaben. Fleißige Leser wenigstens fand Epicharmos bald nach Plato; ein Beleg bei Alexis (ap. *Ath.* IV. p. 164 C.), wo Epicharmos als Bestandtheil einer Bibliothek unter andern Dichtern vorkommt. Übrigens ist der späteste Zeuge, nächst den von einander abhängigen Sammlern (worunter Athenäus uns die meisten Fragmente überliefert hat), der maskirte Phalaris, welcher die Miene annimmt, Epicharmos aus eigener Einsicht zu kennen, bei dem Ep. 102 die überschwängliche Äußerung steht: *εἷς γὰρ ἀνὴρ ἐμοὶ τοιοῦτος ἁπάσης ἐστὶ Σικελίας μέτρον.* Von dieser Correspondenz des Tyrannen mit dem Komiker hat zuerst Bentley Anlaß genommen, die Chronologie des Letztern festzusetzen; s. Opusc. p. 259 sq.

25) Eine Ansicht über die hohe Virtuosität unseres Dichters stellte zuerst Müller (Dor. II, 354—359) auf, und zwar aphoristisch in einer Reihe geistreicher Blicke, die großentheils ihm aus der Betrachtung der Vasenbilder hervorgegangen waren, aber nur ein ungefähres Resultat ohne kritischen Verlaß gewähren. Indem er voraussetzt, daß diese Komödie über bäurische Rohheit sich erhob, da sie alle Vortheile des gebildeten Stadt- und Hoflebens genoß (was wahr und anders sein konnte), betrachtet er ihren Stoff als einen mythischen oder Travestie des Mythos, etwa wie das Satyrspiel in Athen (also doch keine eigentliche Travestie), und vergleicht demgemäß mit Epicharmischen Titeln, unter denen *Κωμασταὶ ἢ Ἅφαιστος* der erheblichste sein mag, die auf Vasen erhaltenen burlesken Situationen. Nun ist zwar diese Wechselseitigkeit zwischen dramatischer Kunst und Vasenmalerei völlig begründet und späterhin mit Erfolg in der Auslegung von Bildern auf irdenen Gefäßen ausgebeutet worden; aber Niemand darf blos auf so schwankende Analogien hin uns zumuthen, die Quelle der plastischen Darstellungen in den Bühnenspielen von Syrakus und nicht lieber in der Tragikomödie und den verwandten Possen Mittel- oder Unteritaliens aufzusuchen. Außerdem will Müller die sicilische Komödie nicht auf Travestirung beschränken; bei großem Reichthume des Stoffes, der sich auch in Charakterstücken zeigte, habe sie auch politische Themata behandelt; der Beweis ist aber mislungen. Daß er endlich das Streben des Epicharmos für allgemeiner und höher als die Tendenz der Attischen Komik erklärt, die ihm in der Art einer fast einseitig praktischen erschien (was Bergk ihm ruhig nachspricht De comoed. Att. antiq. p. 151), ist Geschmackssache; sowie ein Anderer die Abwesenheit der localen Tendenz rühmt, die auch den Römern erlaubte, seine Darstellungen sich anzueignen: daß aber Müller eine philosophische Weltansicht im Mittelpunkte seiner Poesie wahrzunehmen meint, darin liegt entweder eine Täuschung (denn die früher gegebenen Ausführungen haben uns nur auf Momente philosophischer Bildung geführt), oder ein bedenkliches ästhetisches Princip, welches äußerlichen, moralischen, dem dramatischen Boden nicht entsprungenen Interessen einen Vorzug ertheilt. Die von Müller betretene Bahn ist im dritten Abschnitte des Grysar'schen Buches (p. 169 sqq.), welcher in Breite das Mögliche geleistet hat, eifrig verfolgt worden. Als Voraussetzung gilt ihm, daß dem Dichter, der die Meisterschaft errang (p. 75: qui in comoedia perficienda palmam attigit!), müsse durch Andere vorgearbeitet sein; wenngleich uns nur Phormus und Dinolochus, und zwar als Zeitgenossen, bekannt sind. Hauptsächlich aber entwirft er ein Sittengemälde von Syrakus, dessen goldenes Zeitalter unter kunstliebenden und mächtigen Herrschern, in der Fülle des Friedens und Reichthums, in Gesellschaft großer Dichter eben Epicharmos erlebte; woraus Jeder leicht abnehme, eum in arte sua non exiguam praestantiam assecutum fuisse. Kein verächtliches Moment wäre hier die Nachbarschaft des Äschylus, dessen Dramen auf der sicilischen Bühne bewundert wurden; ja wenn wir dem Schol. *Aesch.* Eum. 629: *τιμαλφούμενον· συνεχὲς τὸ ὄνομα παρ᾽ Αἰσχύλῳ, διὸ σκώπτει αὐτὸν ὁ Ἐπίχαρμος*, glauben (wie Grysar [p. 191] thut), so verspottete der Komiker schon den tragischen Ausdruck. Allein die Parodie haftete nur an Gattungen, die bereits ihren Lauf vollendet hatten; von der beginnenden Tragödie mußte sie noch ziemlich fern bleiben, auch treffen wir beim Epicharm nichts Parodisches an, wenngleich Athenäus (XV. p. 698 C.) einen einzelnen Fall hervorhebt (*κέχρηται δὲ καὶ ὁ Ἐπίχαρμος ὁ Συρακόσιος ἔν τινι τῶν δραμάτων ἐπ᾽ ὀλίγον*), und eine leichte Anspielung auf den Jambographen Ananius vorkommt, ib. VII. p. 282 A. Fassen wir nun die obigen glücklichen Zeitverhältnisse zusammen, unter denen dieser auftrat, so enthalten sie die Bedingungen seiner neuen Schöpfung und poetischen Entwickelung; seine Vollendung und dramatische Höhe bezeugen sie nicht. Was aber die Ökonomie betrifft, so legt ihr Grysar (p. 248) eine sehr künstlerische Haltung bei: hanc imprimis harum Epicharmi comoediarum proprietatem fuisse concedes, ut artificiosa quadam atque varia rerum *περιπετείᾳ* delectarent. Nämlich unter der Voraussetzung, daß Epicharmos Vorbild des Plautus war; es ist nur hierin übersehen, wie spät in Tragödie und Komödie eine organische Verschlingung und Katastrophe des künstlich geschürzten Knotens aufkam. Endlich hat Bode (S. 58 ff.) diesen seinen Vorgänger mehr oder minder unverändert compilirt, und den Dichter, „der in der komischen Darstellung der Götter- und Heldenfabel das Höchste erreicht hatte," mit den hellsten Farben gemalt.

der Dorisch-sicilischen Komödie, von welcher uns weder ein Plan noch eine glaubhafte Definition überliefert ist: und wer wollte die vielen Spielarten der antiken Komödie blos nach der flüchtigen Ähnlichkeit abmessen und ihnen gewisse Aufgaben stellen? Wer getraut sich die früheste Form der Komödie in einen engen, mit Bewußtsein durchgebildeten Kreis zu bannen? In der Natur eines frisch begonnenen, aus tumultuarischen Elementen hervorgelockten Unternehmens lag vielmehr die Freiheit und Unbestimmtheit der Themen, welche skizzenhaft in jede Bahn ihren Lauf nehmen durften. Ebenso wenig ließe sich glauben, daß diejenige Komödie, welche sowol den politischen Interessen als auch den ethischen Motiven fremd war, aus welchen Männer wie Aristophanes und Menander einen reich gegliederten und verschlungenen Bau von Gruppen und pathetischen Gegensätzen aufführten, über einen mäßigen Umfang und eine gewisse Magerkeit sich hinaus gearbeitet hätte: man sollte grade für Epicharmische Sujets mehr Nerven als Fleisch vermuthen. Dies mit um so größerem Grunde, je kürzer alle bekannten Natur- und Sittenbilder bei den Sikelioten (wir denken hier besonders an die Mimen des Sophron, und selbst die Dichter der tarentinischen Posse gestatten denselben Maßstab) innerhalb eines fertigen Schema's sich entwickelten.

Dieses einmal nach literarhistorischer Analogie vorausgesetzt, geben uns nur zwei Stellen bei Aristoteles und Horaz einen schicklichen Ausgangspunkt. Phormus und Epicharmos, erzählt jener, begannen zuerst einen komischen Stoff dichterisch zu behandeln, mithin den lustigen, sonst planlos verschleuderten Einfall nach Gesetz und Berechnung zu entwickeln; Horaz aber erwähnt mit spöttischer Miene, daß altväterische Kunstrichter dem Plautus das Lob ertheilten, er eile nach dem Muster des Epicharmos, das heißt, der Gang seiner Dramen sei rasch und dränge gewaltsam aufs Ende, ohne sonderliche Breite der Charakteristik und Motive[26]). So nehmen wir also zuerst unbedenklich an, daß unser Dichter eine komische Masse zur Einheit und Ordnung gewöhnte; zweitens, daß er die Fülle seiner Ideen und Laune nicht auf einem Platze zusammenhielt und in symmetrischer Gruppirung, in plastischen Individuen oder spannenden Contrasten gründlich verarbeitete, vielmehr seine Erfindungen in einen mäßigen Rahmen faßte, den lichten Vordergrund mit mannichfaltigen Figuren ausmalte und in der Lösung lustiger Widersprüche das Getümmel nicht zu mühsam entwirrte. Mit anderen Worten: wir meinen im Plautus, dessen Stärke sich in genialen Gedankenblitzen, in Verwickelungen und Überraschungen, in Schlaglichtern, die sich um lächerliche Charaktere lagern, kurz in der Spannkraft des Momentanen und nicht in der dauerhaften That eines überlegenen Künstlers offenbart, durchaus den Kern Epicharmischer Komik zu erblicken. Diese gehörte ohnehin Sicilien an und trug den ganzen Stempel des sicilischen Geistes. Kaum bedarf es der Erinnerung, daß die Zeiten eines Gelon und Hieron, gleich ausgezeichnet durch politischen Ruhm und den Glanz des bürgerlichen Gemeinwesens als durch allgemeinen Wohlstand, namentlich die Blüthe von Syrakus, in dem von Natur geweckten Volksstamme ein mächtiges Selbstgefühl und einen erhöhten Sinn für Lebensgenuß anregen mußten. Nicht minder bekannt ist der Hang dieser Dorier zum witzigen Gespräch, dessen Form sie den gewöhnlichsten Themen des Augenblicks anzupassen verstanden, der Scharf- und Spitzsinn des Ausdrucks, die unverwüstliche Munterkeit in Ernst und Scherz, welche sie befähigte (wie Cicero sagt), wenn es ihnen auch schlimm ging, ein witziges und schlagendes Wort zu finden; endlich die Gabe der durchdringenden Beobachtung: lauter Eigenschaften, welche noch jetzt in den Siciliern trotz aller Erniedrigung unverkümmert blühen und ein Gegenstand der Bewunderung sind. Auf diesem Punkte treffen wir aber einen wesentlichen Unterschied zwischen Sikelioten und Athenern an, der in ein zweifaches Resultat ausläuft. Jene besaßen die glücklichste Anlage zum lebhaften, selbst sprudelnden Dialog, aber das naive Zwiegespräch kommt bald an sein natürliches Ziel und würde bei längerer Ausdehnung ermüdet sich verzehren; die Attiker hingegen waren nicht blos dialogische, sondern auch dialektische Köpfe, welche nicht zufrieden, allerhand Differenzen mit scharfem Auge erspäht und im gesellschaftlichen Verkehre durchgesprochen zu haben, sich an die vollständige Vermittelung der Gegensätze wagten und auf diesem Wege der geistigen Wechselwirkung fortschreitend eine Reihe von Resultaten erkämpften. Dort also sind die Ergebnisse der Lach- und Sprechlust rein mimischer Art, enthalten in den kurzen Bildern der Geschlechter, Berufsweisen und Stände bei Sophron, Theokrit und, wie wir glauben, auch beim Epicharmos; die Früchte des Attischen Talents waren kritischer Natur und zugleich der vielseitigsten Gesellschaft entsprossen, wovon die unsterblichen Schöpfungen des Drama's wie der Wissenschaft ein bleibendes Zeugniß geben. Nicht minder bedeutsam ist

26) *Aristot.* Poet. 5, 5 in einer zertrümmerten Stelle, wovon der handschriftliche Bestand dieser ist: *τὸ δὲ μύθους ποιεῖν Ἐπίχαρμος καὶ Φόρμις· τὸ μὲν ἐξ ἀρχῆς ἐκ Σικελίας ἦλθεν, τῶν δὲ Ἀθήνησιν κτλ.* Dennoch hat der Sinn kein Bedenken, nämlich wie Grysar (p. 75) ihn faßt: eum igitur *μύθους ποιοῦντα* dicimus, qui actiones minutas ita componit, ut una eaque major actio inde efficiatur et perfectior. Die irrige Deutung, daß Epicharmos zuerst Mythen oder Travestien der Mythen zu Stoffen der Komödie wählte, theilt Bode (S. 45. 63) mit Andern, welche trotz häufiger Erinnerungen nicht begreifen können, was den Griechen *μῦθος* in der Poesie bedeutet. Auf ältere Autoschediasmen scheint Epicharmos anzuspielen ap. *Hephaest.* p. 45: *Οἱ τοὺς ἰάμβους κἀττὸν ἀρχαῖον τρόπον, Ὃν πρᾶτος εἰσηγήσαθ' Ὡριστόξενος.* *Horat.* Ep. II, 1, 58: (Dicitur) Plautus ad exemplar Siculi properare Epicharmi. Die Auffassungen der Stelle variiren beträchtlich, worüber ein Programm von *C. Linge*, De Plauto properante ad exemplar Epicharmi (Ratibor. 1827, in s. Schulschriften Breslau 1828). Dieses properante beziehen die meisten willkürlich auf Styl, Form und Lebhaftigkeit des Plautus; vielmehr liegt darin ein Zug der comoedia motoria, welche den Bühneneffect durch ein rasches Exponiren von dramatischen Elementen und Charakteren erzielte. Das eigentliche Motiv war einfach, und nur, wie Plautus öfters thut, durch größere Breite zu dehnen. Ihm selbst erschienen die sicilischen Sujets skurril. Persa III, 1, 66: Dabuntur dotis tibi inde sexcenti logi, atque Attici omnes; nullum Siculum acceperis. Vom Gedanken der Menächmen gibt er Prol. 12 unverhohlen diesen Ursprung an: hoc argumentum ... non atticissitat, verum sicilicissitat: wiewol Grysar (p. 301) anders urtheilt.

eine zweite Verschiedenheit. Die Attiker stellten das dramatische Spiel unter Obhut der Götter, ihr Mythos war ein Theil der Religion, und soviel immer die Reflexion des Tragikers oder die Ironie des Komikers an den göttlichen Personen zu berichtigen oder zu verzerren fand, die Substanz der Götter blieb heilig und unverletzt. Im Gegentheile stand die syrakusanische Komik außer einer genauen Beziehung auf Religion, und mochte sie sogar im Gefolge höherer Feste sich zeigen (wiewol sie hauptsächlich den Lustbarkeiten des Landbaues und der Weinlese sich anschloß), so war sie doch nicht aus religiösem Gedanken, sondern aus natürlichem Frohsinne und dialogischer Neigung entsprungen, hatte deshalb auch das Recht den Göttermythos als profan zu betrachten und die Figuren desselben mit unbeschränkter Freiheit umzuwandeln. Hier konnte nur ein phantastischer, nicht ein idealer Gesichtspunkt aufkommen.

Aus diesen Bedingungen wird das Wesen, die Haltung und das Gebiet der Epicharmischen Poesie sich ohne Schwierigkeit entwickeln lassen. Wir haben in ihren zertrümmerten Überresten keinen Anlaß zur Classification nach Travestien und Charakterstücken entdeckt, welche man ohne Nutzen versucht hat, sondern wir behaupten, daß durchweg, wenn auch bisweilen ein einzelnes Element überwog, einerlei Typus herrschte. Sie sollte in der buntesten Verkleidung stets sicilische Lebens- und Sittenbilder liefern, deren objectiver Gehalt durch die launigsten Hüllen und Metamorphosen hindurchschimmert. Und zwar drängen sich die Grundlagen der sicilischen Lebensart, welche für jene und spätere Zeiten im Sprüchwort „sicilischer (syrakusanischer) Tisch" erschöpfend bezeichnet wurde, recht augenscheinlich in den stets wiederkehrenden Erwähnungen der detailirtesten Fischwelt, der übrigen Victualien und Genüsse, des Hausraths und ähnlicher Bestände der feinen Diät auf, welche besonders des Athenäus Aufmerksamkeit erregten und einen hohen Grad des Materialismus verrathen. Eine Fundgrube solcher Wissenswürdigkeiten enthielt *Ἥβας γάμος*, in einer zweiten Bearbeitung *Μοῦσαι* genannt, die älteste Autorität der griechischen Ichthyologie: denn zum Hochzeitschmause des Herakles und der Hebe kam sogar Poseidon mit einer Flottille der reichsten Fischladung angefahren; die ausgesuchtesten Artikel mit selten gehörten Namen wurden oft in langen Registern aufgezählt, selbst das Brod in sechs verschiedenen Arten war nicht vergessen. Dieses Drama führt uns unwillkürlich zu den Götterkomödien. Ein Stück, wie die zuletzt gedachten Musen, worin Zeus für sich und seine Gemahlin zwei kostbare Fische auf dem Markte bezahlen läßt, ferner die ehrbare Athene zum Waffentanz der Dioskuren die Flöte bläst, während anderwärts Semele zum Gesange eines Citherspielers mit großem Entzücken tanzt: eine solche Mimik göttlicher Geschichten gleicht offenbar nicht den schneidenden Caricaturen in der Attischen Komödie, die mit besonderer Schadenfreude die niedrigen gedankenlosen Vorstellungen theils der Mythologie, theils des verworrenen Volksglaubens einem unermeßlichen Gelächter Preis gab; ebenso wenig finden wir darin die von Attikern betriebene Travestie wieder. Aber auch diejenige Komödie, deren Stoff wir mit einiger Bestimmtheit kennen, *Κωμασταὶ ἢ Ἅφαιστος*, die Fesselung der Hera auf einem Zaubersessel durch Hephästos, welcher dafür späterhin den Olymp meiden mußte, dann durch Dionysos trunken gemacht und auf einen Esel gesetzt im Getümmel von Zechgenossen in den Göttersitz zurückkehrt, — auch diese Scenerie weicht von der gewohnten Komödie völlig ab, und erinnert an eine Darstellung, wie Plautus sie im Amphitruo nach dem Muster der tarentinischen Tragikomödie unternahm. Nun müssen die meisten Schilderungen, die Epicharmos aus der Götter- und Heroenfabel entnahm, und gleichzeitig Phormus behandelte, solche wie man für die Titel *Ἄμυκος, Βάκχαι, Βούσιρις, Κύκλωψ, Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος, Ὀδυσσεὺς ναυαγός, Σειρῆνες, Σκίρων, Τρῶες, Φιλοκτήτης* wol voraussetzen darf, mehr auf die scherzhafte Weise dieser letzteren Form eingegangen sein, folglich dem Satyrspiele in allgemeinsten Umrissen nahe kommen: nicht der Mythos foderte dort zur spöttischen Kritik auf, sondern das mythische Personal gewährte fast überall Masken und eine bequeme Staffage, um die Gegenwart und Nachbarschaft in ihren Sitten und Unsitten vernehmlich durchscheinen zu lassen[27]). Einen tiefen Plan oder eine kunstvolle

---

27) Alles bisher Gesagte läßt sich kurz in den Ausspruch fassen, daß die Komödie des Epicharmos ein gesunder, aber einfacher Schwank war, im Sinne nämlich der Sikelioten, welche von Natur den burlesken Spaß in breiter Redeform liebten, als *πολυγέλωτες καὶ λάλοι*. Denn um dies sogleich anzumerken, Witz, wie nur die feine Gesellschaft ihn erzeugt und ihm Maß und rechtes Korn aneignet, kannten sie nicht; und vergebens wird man in den Fragmenten des Epicharmos nach einer witzigen Wendung, einem genialen komischen Einfall suchen. Sogenannte Wortwitze nach berliner Art, wie bei *Ath.* VIII. p. 338 D., der aus *γέρανον* und *γ' ἔρανον* gedrehte, oder Antitheta gleich jenem im Etym. M., *πολλοὶ στατῆρες, ἀποδοτῆρες οὐδ' ἂν εἷς*, nicht zu gedenken des drolligen Wortwechsels bei *Ath.* II. p. 49 C. über den *τρίπους*, der doch vierfüßig sei, meinen wir natürlich nicht. Wenn wie man sich überschwängliche Vorstellungen von der Tiefe des Epicharmos und dem freien philosophischen Geiste seiner Komik macht, so hat man vorzüglich auf Plato's Zeugniß sich berufen, der ihn (Anm. 13) an die Spitze der Komiker stellt. Vermuthlich wollte man nicht sehen, daß dicht daneben Homer das Haupt der Tragödie heißt, und daß der große Philosoph seiner Absicht gemäß sagen mußte: Homer und Epicharmos, der Quell oder Ausgangspunkt aller tragischen und komischen Darstellung, lassen die Dinge sich in stetem Fluß bewegen. Bode, der auf jenen Wink ernstliches Gewicht legt und keinen Komiker mit einem so hohen Grade speculativer Erkenntniß begabt finden will, hat sogar den erhabenen Satz (S. 85) aufgestellt: „Nicht einzelne Sätze, sondern die ganze Physiognomie des Epicharmos hätte man in den Platonischen Schriften nachweisen sollen." Derselbe ist in der Analyse der Epicharmischen Dramen weiter als Andere gegangen, und während er dem Plane seiner Compilation gemäß die Resultate fremder Forschungen aufs Treueste vortragen und das Unbekannte, Problematische als solches bezeichnen mußte, hat er sich nicht gescheut, den Bericht zu verfälschen und die leeren Räume in den Sujets mit Firniß und Farbenpracht klingender Redensarten zu bedecken. Außer seiner Skizze vom *Ἥβας γάμος* und von den *Μοῦσαι*, wo die zu Fischweibern herabgewürdigten Göttinnen des Gesanges parodirt sein sollten (vorsichtiger und doch nicht glaubhaft hatte sie Hermann [De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli p. 11] gedeutet als rei piscariae magistras), sei es genug, die Phantasie über *Πύρρα καὶ Προμαθεύς* zu erwähnen. Prometheus (heißt es S. 70 fg.) hat aus übergroßer Menschenliebe seinen „Dreckgebilden" auch den Gebrauch des Feuers verliehen; im Besitz desselben legen sie sich nur

Verwickelung, die sich in Bogen und Winkel herumgezogen hätte, wird Niemand dahinter vermuthen. Auch an einigen Komödien, deren Gewand minder durchsichtig sein mochte, wofern sie halb allegorisch einen freien sittlichen Gesichtspunkt verfolgten und ungefähr nach Art des Aristophanischen Plutus auf leichter mythologischer Basis ein Sittengemälde entwarfen, wird man schwerlich größere poetische Maße entdecken: dahin gehören am meisten die Titel *Γᾶ καὶ Θάλασσα*, *Ἐλπὶς ἢ Πλοῦτος*, *Ἑορτὰ καὶ Νᾶσοι*, *Πύῤῥα ἢ Προμαθεύς*. Leicht wird man ahnen, daß ein Komiker, welchem der politische Gesichtspunkt versagt war und eine blos moralische Auffassung des Lebens noch fern lag, nothwendig die festen plastischen Figuren des Mythenkreises als bühnengerechte Träger seiner Ideen und als objectiven Rahmen verwenden mußte. Diese formalen Schemata bekamen Fleisch und Wahrheit, indem Epicharmos sie mit den Charakteren des sicilischen Stadt- und Naturlebens in Verein setzte, gleichsam den idealen Schein der Poesie in Schlaglichtern auf die markigen Erscheinungen der Wirklichkeit fallen ließ. Charakteristik also, wie der scharfe Beobachter des menschlichen Treibens sie rasch ergriff und in Aussprüchen oder Beobachtungen öfter, als wir jetzt sehen [28]), mag niedergelegt haben, bildete den wesentlichen Stoff seiner Dramen, und es fehlt jeder Anlaß zu der von einigen angenommenen Classe der Charakterstücke. Denn die wenigen Titel, deren Buchstabe auf die Zeichnung eines Berufs oder einer bestimmten gesellschaftlichen Form leitet, *Ἀγρωστῖνος* oder der Landmann, *Ἁρπαγαί*, *Θεαροί*, *Μῆνες* und *Τριακάδες*, *Χορεύοντες*, *Χύτραι*, lassen sich ohne Zwang auch mit freieren Situationen vereinigen, welche die Alten mit Titeln von sehr gleichgültigem Werthe zu bezeichnen liebten. Wenn mithin Epicharmos bereits die Ethopöie gewisser Charaktere, namentlich des Parasiten, vielseitig verarbeitet und seinen Nachfolgern überliefert hatte, so lehrt doch die Combination der Menaechmen, daß Charakterrollen mit einer eigenthümlichen Zusammensetzung pikanter Geschichten sich wohl vertrugen.

Was die **Composition** und **Sprache** des Epicharmos betrifft, so verräth sie durchaus den heiteren redseligen, aber der Kunst wegen unbekümmerten sicilischen Dichter. Der Vortrag ist einfach und ungezwungen, der Satzbau naiv und in der losesten Gliederung, das Mehr oder Weniger der Worte nicht ängstlich abgewogen. In der letzten Hinsicht durfte schon manches Zuviel in Redefülle und dialogischem Wortwitze (s. Anm. 27) vor einem Publicum vergönnt sein, welches ein besonderes Gefallen an neckischen Einfällen, überraschenden Paradoxen und am Verfechten von Satz und Gegensatz fand. Diesem mehr auf Geselligkeit als Kunst berechneten Proceß widmete Epicharmos sein Scherzspiel *Λόγος καὶ Λογίνα*, an dem wir etwas Wesentliches eingebüßt haben; vermuthlich auch *Σφίγξ* [29]). Der Dialekt ist ein sehr ermäßigter Dorismus; wenn man nicht annehmen soll, daß viel Charakteristisches abgeschliffen sei; Wörter vom engeren mundartlichen Gepräge werden fast nirgends angetroffen. Hierin läßt sich der städtische Darsteller nicht verkennen, welcher mit Rücksicht auf gebildete Zuhörer eklektisch verfuhr und alle gröberen idiotischen Züge (dem Sophron entgegengesetzt) vermied. Um so freier und erfindsamer wußte er die vorhandenen Formen und Sprachschätze den komischen Zwecken anzupassen und neue treffende Wörter zu stempeln, vorzüglich in Zusammensetzung von Adjectiven; doch besaß seine aus alten und frischen Mitteln geschaffene Diction, wenn wir am Gesammteindrucke festhalten, weder die Gewandtheit, noch die geniale Schönheit und Grazie, wodurch die altattischen Komiker eine zauberische Wirkung gewannen [30]). Endlich war Epicharmos gleich einfach im Ge-

auf Kochkunst, verprassen Alles und machen Schulden über Schulden. Daher vertilgt Zeus das sündige „Dreckgeschlecht;" die übriggebliebenen Pyrrha und Deukalion retten sich und bilden aus Steinen, als soliderem Material, ein neues Geschlecht, unter Assistenz „und gewiß nicht ohne die philanthropischen Späße" des Prometheus. Diese und ähnliche mit größter Sicherheit vorgetragenen Schnurren muß man mit dem Paar nichtssagender Fragmente vergleichen, um den Unfug der neuesten literargeschichtlichen Methode zu begreifen. Doch muß man gestehen, daß auch Grysar (p. 242 sqq.) eine nicht geringe Fülle solcher wohlfeilen Phantastereien aufgeboten hatte. Genau genommen steht nichts fest, außer der lächerlichen Schilderung des fressenden Herakles. *Ath.* X. p. 411. Übrigens hat Grysar (p. 239 sqq.) die Ansicht von Böttiger und Andern bestritten, welche zwischen dem Satyrspiel und den Komödien unseres Dichters nicht geringe Analogie fanden. Daß auf beiden Seiten große Differenzen bleiben, lohnte nicht umständlich darzuthun: wenn man nur anerkennt, daß die mythischen Figuren des Satyrdrama's und der sicilischen Komödie blos als typische zufällige Namen oder Reliefs behandelt wurden, um allgemeine Verhältnisse des Lebens in festere Umrisse zu bringen.

28) Unter diese Observationen gehören der Ausspruch bei Pollux (IX, 81) über böse, prellende Wahrsagerinen, *αἳ ὑποντίμονται γυναῖκας μωράς*, die mit größerem oder geringerem Gewinn an Gelde davonziehen; und die Sentenz bei Theodoret und *Cram.* Anecd. IV. p. 254. fr. inc. 22: *φύσις ἀνθρώπων ἀσκοὶ πεφυσημένοι.* Eine gefällige Form haben die Gnomen bei *Stob.* 58, 7: *Ἁ δ' ἁσυχία χαρίεσσα, γυνά, καὶ σωφροσύνας πλατίον οἰκεῖ*, und bei *Ath.* XIV. p. 628 B.: *οὐκ ἔστι διθύραμβος ὄκχ' ὕδωρ πίῃς.* Das schönste dieser Art scheint in der Schilderung des Parasiten (*Ath.* VI. p. 235 sq. mit den Emendationen von *Meineke*, Com. I. p. 378) gelegen zu haben; worüber ausführlich *Grysar* p. 252 sqq.

29) Für die Neigung zum spaßhaften, in frappanten Wendungen hineilenden Geschwätz fehlen nirgends Belege. *Ath.* II. p. 36 C. (fr. 48): *Ἐκ μὲν θυσίας θοίνη*, *ἐκ δὲ θοίνης πόσις ἐγένετο. — Ἐκ δὲ πόσιος κῶμος, ἐκ δὲ κώμου 'γένετο θυανία. Ἐκ δὲ θυανίας δίκη,* ** *Ἐκ δὲ καταδίκης πέδαι τε καὶ σφάκελος καὶ ζημία.* Die Tändelei bei *Ath.* III. p. 91 C.: *Καρκίνοι θ' ἕποντ' ἐχῖνοί θ', οἳ καθ' ἁλμυρὰν ἅλα Νεῖν μὲν οὐκ ἴσαντι, πεζᾷ δ' ἐμπορεύονται μόνοι.* Als trügerisches Antitheton rügt Aristoteles jenen auch von Demetr. (De elocut. 24) citirten Vers: *τόκα μὲν ἐν τήνοις ἐγὼν ἦν, τόκα δὲ παρὰ τήνοις ἐγών.* Dieses Schaukeln des antithetischen Gedankens, die Lust am Griphus, den Epicharmos *λόγον ἐν λόγῳ* hieß (*Eustath.* in Od. IX. p. 1635), erklärt uns leicht, warum man ihn zum Erfinder der Figur *λόγος αὐξόμενος* machte: die Stellen gibt Wyttenbach (in *Plut.* S. N. V. p. 76), der ein metaphysisches Geheimniß dahinter sucht. Sprüchwörter werden aus ihm selten erwähnt: *Ath.* II. p. 58 D. 59 C. liefert zwei Belege: *Πραΰτερος ἔγωγε μολόχας*, und, *Ὑγιέστερον κολοκύντας πολύ.* Ferner *τὸ παρὸν εὖ ποιεῖν* bei *Philodemus* ed. *Göttl.* p. 61, wovon Welcker, Zeitschr. für Alterth. 1835. S. 1125. Manches Plebejische (z. B. bei *Ath.* II. p. 60 E.) wurde durch den Platz entschuldigt, wie in den *Συβάρεια ἀποφθέγματα* bei Suidas. 30) Über die Sprachform des Epicharmos hat eine fleißige Sammlung Grysar (p. 223—226). Wenn jener bisweilen

brauche seiner **Metra** und gleich entfernt von der strengen Correctheit der folgenden Dichter. Denn er beschränkte sich erstlich auf drei Versmaße, den trochäischen Tetrameter, den jambischen Trimeter und den anapästischen Dimeter. Die meisten Verse sehen wir noch jetzt im trochäischen Tetrameter gedichtet, also in demjenigen Rhythmus, welcher, wie die Zeugnisse der Alten und die Anwendung in des Äschylus Persern darthun, wegen seiner Lebhaftigkeit und orchestischen Munterkeit im ältesten Drama für den Dialog sowol als die Erzählung überwog. Mit ihm wechselte der Trimeter ab; den letzten Platz nahmen anapästische Dimeter ein. Wie abstract, wie wenig aus den Stimmungen und mannichfaltigen Scenen entwickelt und ihnen geistesverwandt die Metra dort erschienen, mag allein die Bemerkung des Hephästion zeigen, daß zwei ganze Komödien, *Χορεύοντες* und *Ἐπινίκιος*, deren Stoff dahin neigte, nur in anapästischen Tetrametern verfaßt waren. Zweitens aber hatten diese Metra genug Härten und Willkür, namentlich die Trochäen und Trimeter in Zulassung dreisylbiger Füße; sie schlenderten in ungezwungener Natürlichkeit, und verriethen am Mangel einer strengen musikalischen Technik hinlänglich, daß das Publicum nicht wie späterhin das Attische durch seines Gehör und Wahrnehmung des Maßes seine Dichter zu zügeln verstand [31]).

Über die **Zahl** der Epicharmischen Komödien war, wenn Suidas treu berichtet, ein Zweifel, da die einen 52 angaben, Lykon aber, der Forscher über Pythagoras, nur 35; welche Differenz schon in ihrer äußeren Erscheinung sich beseitigen läßt, da sie nächst der Existenz von überarbeiteten oder doppelt herausgegebenen Dramen einen Zuwachs an untergeschobenen, mindestens zweifelhaften, voraussetzt. Ziehen wir den Titel *Ἀταλάνται* ab, über dessen Verfasser die Alten nicht entschieden (sie nennen noch Phormus oder einen Anonymus), so bleiben jetzt 36, nämlich folgende [32]):

1) *Ἀγρωστῖνος*, Landmann, nur in unbedeutenden Notizen vorhanden; oder, in der geistreichen Wendung von Bode zu reden, nur eine Ohrfeige, Purpurschnecken und Rapunzeln sind daraus erhalten. Wie es mit der Ohrfeige steht, kann jeder aus der verdorbenen Glosse des Hesychius ersehen, *παρὰ δὲ Ἐπιχάρμῳ ἐν Ἀγρωστίνῳ καὶ παιδοτρίβαις ὄνομα*. Auch das entstellte Fragment im Artikel *Κολαφίζω* des Etym. M. (wo die Worte *τὸ δὲ ὄνομα Ἑλληνικὸν παρὰ Ἐπιχάρμῳ* noch auf Berichtigung warten) lehrt uns über die wahre Bedeutung des Wortes nichts.

2) *Ἀλκυών*, ohne nähere Charakteristik.

3) *Ἄμυκος:* Pollux fesselte dort den im Zweikampfe überwundenen König der Bebryker.

4) *Ἁρπαγαί:* auf die zerstörenden Kriege, mit denen sich die sicilischen Städte befehdeten, dieses Stück zu beziehen, fand man einen flüchtigen Anlaß im Fragmente des Etym. M. *ἃ δὲ Σικελία πέποσχε*. Die übrigen Sittenzüge deuten nichts Bestimmtes an.

5) *Βάκχαι*, aus zwei Fragmenten nicht zu erläutern.

6) *Βούσιρις:* das bekannte Abenteuer des Busiris mit Herakles, der sich für gehabte Mühe gründlich am Schmause entschädigt; ein bequemer Stoff für das Satyrspiel, um, wie auch Epicharmos that, die massive und gierige Person des Helden auszubeuten. Vgl. Num. 14.

7) *Γᾶ καὶ Θάλασσα*: vermuthlich als Wettstreit zu betrachten, ob die Producte des Landes oder die des Meeres vorzüglicher seien; nach Art einer in Mittelitalien und wol auch anderwärts einheimischen Komik der witzigen Redegewandtheit, Mortis et Vitae judicium, certamen coci et pistoris, certamen boleti et ficedulae et ostreae et turdi *Suet.* Tib. 42 und ähnliches aus römischen Atellanen, Satyren u. s. w. Dahin führen auch die Notizen von Fischen und Essenswürdigkeiten; so paßt für den Mund des einen Kämpfers selbst der spaßhafte Schwur *ναὶ μὰ τὰν κράμβαν*.

8) *Διόνυσοι:* nur auf einem Fragmente beruhend.

9) *Ἐλπὶς ἢ Πλοῦτος*, berühmt durch eine meisterhafte Schilderung des Parasiten, für welche komische Person Epicharmos die früheste Autorität war.

10) *Ἑορτὰ καὶ (ἢ) Νᾶσοι:* die erheblichste Notiz dieses Drama's bezieht sich auf eine That des Königs Hieron, s. Anm. 20.

11) *Ἐπινίκιος*, ganz in Anapästen geschrieben, was für die Schilderungen eines Siegesliedes und verwandter gesellschaftlicher Scenen befremdet.

12) *Ἥβας (Ἅβας) γάμος:* die zahlreichen Fragmente (groß und klein, 27 Nummern) drehen sich um die Beschreibung des glänzenden Mahles, welches zur Vermählung des Herakles mit der Hebe besonders aus den Zufuh-

---

in den Genera oder Endungen anomal erschien (worin doch auch die besten Attischen Komiker genug Glossematisches hatten), so war er doch seiner Stellung nach befugt, den Maßstab der Correctheit abzulehnen; eine zwar schlagende, aber bedenkliche Wortbildung, wie *Πυραμιλλίνδριον Cram.* Anecd. T. IV. p. 273, paßte für die burleske Komödie, *αὐτότερος αὐτῶν*, was Apollonius anmerkt, ist von Attikern noch überboten worden; auch das wunderliche *γυναικάνδρεσσι* Schol. et *Eust.* in Il. VIII, 527 läßt sich trotz seiner Anomalie (*Lobeck.* Phryn. p. 687) rechtfertigen. In welchem Tone seine Rede fließend und energisch sein konnte, zeigen die malerischen Schilderungen *Ath.* VI. p. 235 sq. X. p. 411 A.

31) Die metrischen Thatsachen sind genügend dargestellt von *Grysar* p. 202. 226 sqq. Obgleich die trochäischen Tetrameter beiweitem die häufigern waren, sodaß dieses Metrum nach Marius Victorinus (p. 2580) Epicharmium genannt wurde, manches Stück, wie *Ἥβας γάμος*, auch etwas flüssigere Formen darbot: so möchten wir doch den Bau der jambischen Trimeter für weit gelungener halten, und unter andern die schlanken und doch muthwilligen Senare des Parasitenbildes *Ἐλπὶς* fr. 1 für die schönsten Überreste der sicilischen Rhythmen erklären.

32) Suidas: *ἐδίδαξε δὲ δράματα νβ΄, ὡς δὲ Λύκων φησὶ τριάκοντα πέντε.* Der oft erwähnte Anonymus (De Comoedia): *σώζεται δὲ αὐτοῦ δράματα μ΄, ὧν ἀντιλέγονται δ΄.* Da, wie man aus dem unten aufzustellenden Verzeichniß ersieht, der Anonymus gut unterrichtet war und mit Lykon (*Λύκων ὁ Ἰασεὺς ἐν τῷ περὶ Πυθαγόρου*, *Ath.* X. p. 418 E.) völlig übereinstimmt, so kommt die Zahl bei Suidas *νβ΄* unverhältnißmäßig hoch und vermuthlich falsch heraus: weshalb Bergk (De com. Att. antiq. p. 149), wo ein kritisches Register der 36 Komödien gegeben ist, *μβ΄* als annähernd glaubhafte Zahl vorschlug. Darauf scheint auch die Variante des Cod. Leydensis zu führen; sonst müßte der Gewährsmann des Suidas durch Doppeltitel und Falsa getäuscht worden sein, und doch hat Meursius (in Hellad. p. 61 sqq.) mit allen Irrgängen nur 40 Titel herausgebracht.

ren der köstlichsten Fische bereitet wurde; woraus freilich über Plan und Bau des Stückes nichts entnommen wird, ebenso wenig aber hervorgeht, daß, falls Epicharmos die Sinnlichkeit der Götter verspottete, das ironisch ausgesprochene Princip des Lebens (*Grysar*, p. 285) sein sollte: die Welt beruht nicht auf Intelligenz, sondern dem Magen und guten Geschmack. Dennoch muß man voraussetzen, daß der Dichter, welcher mit studirter Genauigkeit gleichsam einen gastronomischen Cursus vortrug, die Üppigkeit seiner Zeitgenossen im Hintergrunde zeichnen wollte. Vgl. Num. 21.

13) *Ἡρακλῆς ὁ ἐπὶ τὸν ζωστῆρα*, citirt von Schol. Ven. *Aristoph.* Pac. 73.

14) *Ἡρακλῆς ὁ παρὰ Φόλῳ*, citirt von *Eustratius in Aristot.* Eth. III, 5, 5 (vulg. *τῷ παραφόρῳ*, MS. *τῷ παραφόλῳ*): gastronomisches Abenteuer des Herakles beim Centauren Pholus in Arkadien. Interessant sind die beiden daraus erhaltenen Verse:

ἀλλὰ μὰν ἐγὼ 'ναγκαῖος ταῦτα πάντα ποιέω,
οἴομαι δ', οὐδεὶς ἑκὼν πονηρὸς οὐδ' ἄταν ἔχων.

15) *Θεαροί:* eine Scenerie, wie sie Sophron in den Isthmiazusen, der Quelle von Theokrit's Adoniazusen, ausführte. Die Fragmente geben Auskunft von mancherlei Hausrath.

16) *Κύκλωψ*, der von Odysseus geblendete Polyphem: das Bruchstück *Ath.* XI. p. 498 E. *φέρ' ἐγχέας εἰς τὸ σκύφος* beweist dafür mehr als die Bewunderung von Wurst und Schinken, ib. IX. p. 366 A. Ein drittes bei *Herodian. π. μ. λ.* p. 10 ist unklar.

17) *Κωμασταὶ ἢ Ἅφαιστος*, die Fesselung der Hera, die Entfernung des Hephästos aus dem Olymp, die Rückkehr des trunkenen Gottes unter Mitwirkung des Dionysos und seines lustigen Komos (s. Müller, Dor. II, 354 fg.), diese Grundzüge des Ganzen wissen wir besser aus andern Quellen, als aus den unerheblichen Fragmenten.

18) *Λόγος καὶ Λόγινα* (nicht *Λογεῖνα*), gesellschaftliches Witzspiel, wie es scheint vermittelt durch die männliche und weibliche Personification der Redekunst, vergleichbar den Aristophanischen *Λόγοι*.

19) *Μεγαρίς*, aus den Fragmenten nicht festzustellen.

20) *Μῆνες*, sicher als komischer Titel und vielleicht einerlei mit dem Drama *Τριακάδες*: die Conjectur *Μύες* entbehrt aller Wahrscheinlichkeit.

21) *Μοῦσαι* (*Μῶσαι* steht nirgends), nach *Ath.* III. p. 110 B. die *διασκευὴ* oder überarbeitete Ausgabe von *Ἥβας γάμος* (ob in diesem Sinne bei *Herodian. π. μ. λ.* p. 10 *παρ' Ἐπιχάρμῳ δευτέρῳ* zu fassen sei, kann man bezweifeln) und in der Hauptsache Darstellung desselben Thema's, nur daß die sieben Musen, nach Flüssen benannt und in Beziehung zur endlosen Aufzählung der Fische gebracht (wenn auch nicht in der niedrigen Haltung von Fischweibern, Anm. 27), dort eine Rolle spielten.

22) *Ὀδυσσεὺς αὐτόμολος*, nach der von Homer erzählten, von den Tragikern dramatisirten Geschichte des Odysseus, welcher in unscheinbarer Tracht, vielleicht als Hirt, Troja erspähte und, wie es scheint, mit Helena Verabredung nahm. Hauptfragment *Ath.* IX. p. 374 E. vgl. *Grysar* p. 288 sqq.

23) *Ὀδυσσεὺς ναυαγός:* nicht der schiffbrüchig irrende Held, sondern die Heimkehr des Odysseus, welcher unter anderm mit Eumäus sich in philosophischer Weise besprach; denn das Fragment bei *Diog.* III, 16 gehört in kein anderes Stück.

24) *Ὀρύα* die Wurst, im einzelnen ebenso unbekannt als

25) *Περίαλλος*, wo schon der Titel (Casaubonus meint auf gut Glück, der Großsprecher) Bedenken erregt; man erwartet *Περίλαος* oder *Πέριλλος*, kann aber aus *Ath.* IV. p. 183 C. nichts ergründen.

26) *Πέρσαι*, schwerlich ein politischer Stoff, ebenso unklar als

27) *Πίθων*, der Affe, wofür wahrscheinlicher aus Pollux X, 179 zu setzen *Πιθών*, der Weinkeller.

28) *Πύῤῥα ἢ Προμαθεύς* (*καὶ Πρ. Ath.* III. p. 86 A. für jenes spricht die schlichte Citation *Πύῤῥα*): Geschichte von Pyrrha und Deukalion (daher *Δευκαλίων* Antiattic. p. 90); wovon sich mit Beseitigung der aufgestellten Phantasien (Anm. 27. *Grysar* p. 279 sq.) nur annehmen läßt, daß die Verderbniß der schwelgenden Menschen hiermit in Verbindung gesetzt war.

29) *Σειρῆνες:* das Wohlleben auf der Sireneninsel scheint zu beschreiben Fr. ap. *Ath.* VII. p. 277 F.

30) *Σκίρων*, nur obenhin erwähnt.

31) *Σφίγξ*, vielleicht ein Stück nach Art von Num. 18, worüber etwas bestimmter sich urtheilen ließe, wenn *Ath.* II. p. 49 C. daraus geschöpft hätte.

32) *Τριακάδες*, gleich dunkel als 33) *Τρῶες*.

34) *Φιλοκτήτης*, dessen Behandlung aus drei Fragmenten nicht ersichtlich ist. Lächerliche Fictionen trägt mit zuversichtlicher Miene Bode p. 73 vor.

35) *Χορεύοντες* (*Χορευταὶ Herodian. π. μ. λ.* p. 12), ganz in anapästischen Tetrametern gedichtet.

36) *Χύτραι*, gelegentlich von Pollux citirt.

Die **Fragmente** dieses originellen Dichters, welche nur in mäßiger Zahl und nicht ohne starke Verderbungen auf uns gekommen sind, haben ehemals den Eifer der Sammler wenig gereizt. Chrestomathisch pflegte man den sentenziösen Theil auszuheben, wie H. **Stephanus** in seiner Poesis philosophica, **Morelli** und **Hertel** in den Fragmenten der Komiker, H. **Grotius** in den Excerpta ex tragoediis et comoediis, beiläufig auch **Rittershusius** in den Commentaren zu *Porphyr.* V. Pyth. p. 38 und *Oppian.* p. 216 thaten. Indessen konnte das Register der Dramen bei Grysar (p. 274—295) füglich die Stelle einer weitläufigen Compilation vertreten. Nach diesem unternahm der Holländer Kruseman[32]) eine fast vollständige Fragmentsammlung, wobei von den literarischen Fragen völlig abgesehen ist. Allein da sie nur die Arbeit eines Anfängers darbietet, welcher ohne irgend eine kritische Leistung oder Fähigkeit, überdies unsicher im Metrum, sich begnügt, mit bescheidenem Fleiße die Varianten und Meinungen der Vorgänger aufzuzeichnen und je-

32) Specimen literarium inaugurale exhibens *Epicharmi* fragmenta, quod — defendet *Henricus Polman Kruseman*. (Harlemi 1834.) 138 Seiten. Dazu die Epikrisis von Welcker in der Zeitschrift für Alterth. 1835. Nr. 139. 140.

der weitern Erörterung entweicht, so hat sie blos den Nutzen eines Repertoriums. (*Bernhardy.*)

EPICHEIROTONIA (*'Επιχειροτονία*). Wenn, wie bekannt, zu Athen in den Volksversammlungen die Wahl gewisser Magistrate, die nicht auf andere Weise gesetzlich bestimmt war, oder die Annahme der vorgelegten Gesetzesvorschläge in der Weise geschah, daß das versammelte Volk durch Aufheben der Hände seinen Willen und seine Zustimmung zu erkennen gab — *χειροτονία, χειροτονεῖν* — so ist schon damit auf die Bedeutung des Wortes *'Επιχειροτονία* hingewiesen, aber auch die aus der Zusammensetzung des Wortes hervorgehende Verschiedenheit, in welcher dasselbe, so gut wie *χειροτονία*, ebenso wol in Bezug auf die Erwählung der Beamten wie der Genehmigung der Gesetze, gebraucht wird, weshalb wir eine *ἐπιχειροτονία ἀρχῶν* und eine *ἐπιχειροτονία νόμων* unterscheiden können.

In Bezug auf die erstere bemerken die griechischen Grammatiker [1]), daß in der ersten ordentlichen Volksversammlung einer jeden Prytanie, in der sogenannten *κυρία ἐκκλησία*, von Seiten der Archonten eine Anfrage an das Volk geschehen, ob es mit den Behörden zufrieden sei und Niemand eine Klage oder Beschwerde gegen einen Beamten, es sei in einer öffentlichen Angelegenheit, oder in einer Privatsache, vorzubringen habe, um so eine Entsetzung desselben von seiner Stelle zu veranlassen, falls nämlich der Beschwerdeführer seine Klage nicht bis zu Ende des Jahres hatte verschieben wollen. Ward nichts der Art vorgebracht, oder die Beschwerde vom Volke nicht gebilligt, so erklärte es durch eine mittels Aufhebens der Hände gemachte Abstimmung seine Zufriedenheit mit dem erwählten Beamten, und diese Abstimmung, welche zu der frühern Erwählung durch Aufhebung der Hände gleichsam hinzukommend, die Wahl gewissermaßen genehmigt, heißt *'Επιχειροτονία, ἐπιχειροτονεῖν*, und es wird kaum zweifelhaft sein, daß alle Beamten ohne Ausnahme, also auch die, welche nicht durch Cheirotonie erwählt worden waren, einer solchen *'Επιχειροτονία* unterlagen [2]), deren Absicht und Zweck bei dem ganzen Wesen und Charakter der Attischen Demokratie bald erkannt werden kann. Fand das Gegentheil statt, und hatte das Volk auf die bemerkte Weise der Abstimmung seine Misbilligung ausgesprochen (was durch den Ausdruck *ἀποχειροτονεῖν* bezeichnet wird), so erfolgte der Rücktritt des Beamten von seinem Amte, und es hatten die Archonten dann gegen ihn die Untersuchung einzuleiten, wenn nämlich der Kläger darauf bestand, und sich nicht, wie dies wol meist der Fall sein mochte, mit dem erfolgten Rücktritt des Beamten zufrieden gab. Daher kommen auch keine einzelner Fälle einer solchen durch die Archonten geführten Untersuchung vor, obwol der auf diese Weise abgesetzten Beamten (*οἱ ἀποχειροτονηθέντες*) mehrfach bei den attischen Rednern gedacht wird; s. bei *Schömann*, De comitt. Athen. p. 330. not. 84.

Verschieden davon ist die *'Επιχειροτονία νόμων*, welche regelmäßig in der ersten Volksversammlung eines jeden Jahres geschah, und, wie wir aus der Hauptstelle bei Demosthenes (in Timocrat. p. 706) ersehen, zunächst die Gesetze betraf, hinsichtlich deren die Prytanen das Volk befragen sollten, ob es mit denselben überhaupt zufrieden sei, keine Änderung wünsche, sondern sie für genügend halte. Auch hier gab das Volk durch Aufheben der Hände seinen Willen zu erkennen, und daher offenbar auch die Benennung der ganzen Einrichtung, die übrigens, wie wir mit K. Hermann (Griech. Staatsalterthümer. §. 131. Not. 3; vergl. Schömann a. a. O. S. 251 fg.) anzunehmen geneigt sind, nur die Absicht hatte, dem Volke Gelegenheit zu geben, seine Wünsche auszusprechen, oder einzelne mangelhafte Gesetze oder Theile der Gesetzgebung den dafür bestellten Behörden, den Nomotheten, anzugeben, die dann das Weitere zur Ausführung dieser Wünsche in Bezug auf die nun zu entwerfenden Gesetzesvorschläge einzuleiten hatten. So besteht also diese Epicheirotonie der Gesetze nur in einer von Seiten des Volkes durch Abstimmung mittels Aufhebens der Hände erklärten und öffentlich ausgesprochenen Billigung der bestehenden Gesetzgebung; oder andernfalls in einer Misbilligung, welche die Hebung einzelner Mängel in der Gesetzgebung durch die verfassungsmäßigen Behörden auf verfassungsmäßigem Wege veranlassen soll (*νόμοι ἀποχειροτονηθέντες*).

Aus diesen Bemerkungen erklärt es sich dann, wie der Ausdruck *ἐπιχειροτονεῖν* oder auch *ἐπιχειροτονία* zunächst gesagt wird von dem Vorsteher einer solchen Versammlung, wenn er sie zum Abstimmen über die bemerkten Punkte auf die bemerkte Weise auffodert; dann ist *ἐπιχειροτονεῖν* soviel wie *ἐπιψηφίζειν*, oder es wird dann auch *ἐπιχειροτονίαν διδόναι* gesagt; ja es kommt bisweilen der Ausdruck *ἐπιχειροτονεῖν* in ganz allgemeinem Sinne vor, und heißt nichts anderes, als durch Stimmenmehrheit eine Sache entscheiden oder bestätigen. Die nähern Belege dazu gibt *Schömann*, De comitiis Athen. p. 121 seq. (*Baehr.*)

EPICHEREMA, *'Επιχείρημα* von *ἐπιχειρεῖν*, Schlußfolgerungen machen, heißt in der Logik ein aus mehren einfachen Vernunftschlüssen zusammengesetzter Schluß, welcher entsteht, wenn man einer der beiden Prämissen, es sei im Ober- oder im Untersatze, sogleich den Grund beifügt, warum man ihn aussagt, sodaß darin ein verkürzter oder zusammengezogener Schluß versteckt liegt; vgl. Enthymema. Dies geschieht z. B. in folgendem Obersatze: „Alle Menschen können sündigen, weil sie auch irren können: ich bin ein Mensch: also kann ich auch sündigen;" oder im Untersatz: „Alles was irren kann, kann auch moralisch fehlen oder sündigen: alle Menschen können irren, weil sie unvollkommene Wesen sind: also können auch alle Menschen

---

1) *Pollux* VIII. §. 95: *τῶν δ' ἐκκλησιῶν ἡ μὲν κυρία, ἐν ᾗ τὰς ἀρχὰς ἐπιχειροτονοῦσιν, εἴπερ καλῶς ἄρχουσιν ἢ ἀποχειροτονοῦσιν.* Vgl. VIII, 87 und II. §. 150. *Harpocrat.* s. v. *κυρία ἐκκλησία* und daselbst die Worte: — *προςγράφουσι δὲ καὶ κυρίαν ἐκκλησίαν, ἐν ᾗ δεῖ τὰς ἀρχὰς ἀποχειροτονεῖν οἳ δοκοῦσι μὴ καλῶς ἄρχειν* etc. Vorher: *'Επιχειροτονία· ἡ τῶν χειροτονητῶν κατάστασις.* Mehr bei *Schömann*, De comitt. Athenn. p. 231. K. Hermann, Griech. Staatsalterthümer. §. 128. Not. 1. 4. §. 154. Not. 1.

2) s. K. Hermann. §. 154 zu Anfang.

sündigen." Man sieht leicht, daß man auf diese Weise mehre verkürzte Schlüsse so mit einander verbinden kann, daß aus der Unterordnung mehrer einfacher Vernunftschlüsse nur Ein Schlußsatz gefolgert wird. In diesem Falle heißt der Schluß Sorites oder Kettenschluß, welcher entweder progressiv oder regressiv sein kann, je nachdem man in den einander untergeordneten Schlußsätzen vom nächsten Grunde bis zu den entferntesten aufsteigt, oder von den entfernten Gründen zu dem nächsten herabsteigt. Der erstere Kettenschluß, wie wenn man sagt: „Ich bin ein Mensch; alle Menschen sind unvollkommene Wesen; alle unvollkommene Wesen können irren; alles was irren kann, kann auch sündigen: also kann ich sündigen," wird auch ein gemeiner genannt; der umgekehrte dagegen, in welchem man den Satz: „Alles was irren kann, kann auch sündigen" obenan stellt, und mit dem nächsten Grunde: Ich bin ein Mensch," schließt, Goclenianisch, weil ihn Goclenius in seiner Einleitung zum Organon des Aristoteles zuerst vortrug.

Hier ist nur kurz bemerkt, was die neuern Logiker unter Epicherema verstehen; etwas abweichend davon sind die Bestimmungen der alten Rhetoriker bei Griechen und Römern, worüber man sich in Ernesti's Lexicis technologiae Graecorum et Latinorum rhetoricae näher belehren kann. (*G. F. Grotefend.*)

EPICHORII, EPICHTHONII (*'Επιχώριοι θεοί, 'Επιχθόνιοι θεοί*), heißen Götter, die in einer Landesgegend, oder auf der Erde walten; beide Wörter also sind sinnverwandt und dem Lateinischen dii locales, dii terrestres entsprechend, Götter, die sich näher um Erde und Erdbewohner oder um gewisse Landesstriche bekümmern, Landesgötter. Man benannte damit mehre niedere Gottheiten, insbesondere Landesheroen, denen man eine göttliche Verehrung widmete. Statt *ἐπιχθόνιοι* findet man oft auch blos *χθόνιοι* in derselben Bedeutung, doch bezeichnet das Letztere mehr die unterirdischen Götter, die Götter der Unterwelt, welche sonst bestimmter *ὑποχθόνιοι* oder *καταχθόνιοι* heißen. Bei Pausanias (VIII, 15) kommt eine Stelle vor, wo das *ἐπιχθόνιοι* den Auslegern Schwierigkeit gemacht hat. Es heißt nämlich: Bei den Pheneaten in Arkadien legte am großen Jahresfeste der Eleusinischen Ceres ein Priester die Maske der Ceres an, und schlug mit Stäben *κατὰ λόγον δή τινα*, d. h. entweder, auf eine vorgeschriebene Weise (welches wol das Richtigste sein möchte), oder nach einer heiligen Sage, *τοὺς ἐπιχθονίους*. Dieser Ausdruck ist dunkel. Sollte es heißen die Landeseinwohner, so würde Pausanias den Ausdruck *ἐπιχωρίους* gebraucht haben, wie er sonst allemal spricht. Daher lesen Einige (Kuhn zuerst, dem Siebelis in der Ausgabe des Pausanias folgt) *ὑποχθονίους*, d. h. die Unterirdischen, und Siebelis erläutert in der Anmerkung: wenn man die unterirdischen Götter rief, schlug man die Erde mit den Händen (also hier mit Stäben). Dagegen erklärt sich Creuzer (Symb. IV. 267) für die gewöhnliche Lesart, welche auch alle Handschriften haben, und erklärt *ἐπιχθόνιοι* allgemein für die, welche auf der Erde leben, also Menschen, Irdische, und hält die Handlung des Cerespriesters bei den Pheneaten für eine symbolische. Der Priester in der Ceresmaske ist die Göttin selbst. Die Ceres schlägt die Irdischen, d. h. die Cerealische Religion ist eine Religion des Kampfes, wie die persische. Der wahre Verehrer der Göttin soll kämpfen gegen das Irdische, Sinnliche, wie es der Priester bei den Pheneaten symbolisch vorbildet. (*Richter.*)

EPICHYSIUM. Eine von Tode (Fung. meckl. II. p. 1. t. 8. f. 60) aufgestellte Pilzgattung aus der Abtheilung der Byssoïdeen der Gruppe der Fadenpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe. Char. In einem ungestielten, rundlichen, kannenförmigen (daher der Gattungsname: *ἐπίχυσις* Kanne, Gießgefäß), aus ästigen Fasern bestehenden, glänzend weißen Behältnisse hangen innen fast kugelige Keimkörner. Die einzige Art, Ep. argenteum *Tod.* (l. c., Nees, Pilzsyst. f. 90), welche Tode auf Düngerhaufen gefunden hat, hält Fries (Syst. myc. III. p. 293), sowie die Gattung Atractobolus *Tod.* und einige Arten von Ascophora *Tod.* für kein Gewächs, sondern vielmehr für das Erzeugniß von Insekten. (*A. Sprengel.*)

EPICOCCUM. Eine von Link (Berl. Mag. VII. S. 32. t. 1. f. 5) gestiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Staubpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Ordnung der 24. Linné'schen Classe. Char. Die undurchsichtigen, kugeligen Keimkörner sind auf ein gewölbtes, schwarzes Lager wie aufgestreut. Es gehören zwei Arten hierher: 1) Ep. nigrum *Link* (a. a. O.), das Lager halbkugelig, schwarz; auf dürren Pflanzenstengeln. 2) Ep. purpurascens *Kunze* (Mykol. Heft), das etwas gewölbte, schwarze Lager liegt in einem purpurrothen Flecken; auf faulenden Zweigen und Stengeln. K. Sprengel (Syst. veg. IV. p. 563) zog Dermosporium flavicans *Link* als dritte Art hierher, Fries aber (Syst. mycol. III. p. 466) hält Epicoccum für den unentwickelten Zustand von Markpilzen. (*A. Sprengel.*)

EPICOENA, oder Promiscua, auch Subcommunia von Diomedes (ap. *Putsch.* p. 276) genannt, sind solche Wörter, welche unter einerlei grammatischem Geschlechte beide natürliche Geschlechter bezeichnen, und daher, so bestimmt auch ihr grammatisches Geschlecht sein mag, das natürliche Geschlecht gleichwol unbestimmt lassen. Nach Isidorus (Origg. I, 6, 34) bilden sie einen Gegensatz zu den sogenannten Communibus, insofern diese bei bestimmtem natürlichem Geschlechte ein unbestimmtes grammatisches haben, jene aber bei bestimmtem grammatischem Geschlechte doch incerti sexus sind, „quia utrumque sexum sub uno genere enuntiant, quod nec natura nec oculis discernitur." Allerdings gibt es Wörter, die beides zugleich sind, wie tigris, dama, talpa: diese heißen aber Communia, sofern sie in beiderlei grammatischem Geschlechte vorkommen; Epicoena dagegen, sofern sie das natürliche Geschlecht nicht unterscheiden, mögen sie wie Masculina oder wie Feminina gebraucht werden, sowie derjenige, welcher nach provinzialem Sprachgebrauche den Raben oder Floh eine Rabe oder eine Floh nennt, darum doch nicht das weibliche Geschlecht vom männlichen unterscheidet. Zu solchen Epicoenis sind auch nur diejenigen Thiernamen

solchen Epicoenis sind auch nur diejenigen Thiernamen zu zählen, welche für beiderlei natürliches Geschlecht nur einerlei Wortform gestatten, wie der Rabe corvus und die Krähe cornix heißt, wenn man auch unter jener Benennung einen weiblichen, unter dieser einen männlichen Vogel meinen sollte. Auf Pflanzennamen ist diese Bezeichnung nicht anwendbar, da die Alten bei diesen keinen Geschlechtsunterschied kannten oder beachteten: noch weniger auf Namen von Flüssen oder andern leblosen Gegenständen, weil, wenn auch einigen Völkern die Flußgottheiten weiblichen Geschlechts zu sein schienen, welche andern männlich waren, deren Geschlecht doch nur ein fingirtes ist. Ebenso wenig ist es ein Epicoenum zu nennen, wenn die Römer ihre Sklaven, wie das Vieh, mit einem neutralen Namen mancipia nannten, oder die Griechen, gleich den Teutschen, ihren Geliebten ein neutrales Deminutiv, z. B. Glycerium für Glycera, wie Suschen für Susanna, gaben: und Fritzchen ist kein Epicoenum, mag es auch ebenso wol einen Friedrich als eine Friederike bezeichnen. Darum sind auch solche Namen keine Epicoena, welche nur durch willkürliche Namengebung in einem verschiedenen Geschlechte gebraucht werden, wie Tremellius *Scrofa* bei Varro, *Fenestella* scriptor, *Mosella* fluvius, und umgekehrt *Eunuchus* comoedia, *Orestes* tragoedia, *Centaurus* navis. Denn wenn auch in *Aquila* Orator oder *Tigris* navis das erste Wort ein Epicoenum genannt werden kann, sofern man weder bei Aquila, noch bei Tigris, ein natürliches Geschlecht unterscheidet; so sind beide Wörter doch nicht darum Epicoena, weil sie einer männlichen Person sowol als einer weiblichen oder sonst einem Gegenstande unter fingirtem Geschlechte beigelegt werden können. Dagegen gibt es Epicoena, deren grammatisches Geschlecht nur scheinbar unterschieden wird: denn wenn im Lateinischen auch sowol simius, als simia, gebräuchlich war, so konnte doch eine Äffin ebenso gut simius, als ein Affe simia genannt werden; woher es kam, daß man selbst dann die Thiernamen nicht unterschied, wenn sie auch für das männliche und weibliche Geschlecht verschieden lauteten, z. B. *lupus* femina, *ovis* mas, *ἵππος θήλεια*, *βοῦς ἄρσην*, wofür doch auch lupa, aries, *ἡ ἵππος* und *ταῦρος* im Gebrauche waren. (*G. F. Grotefend.*)

EPICYKLOIDE. Mit diesem Namen werden alle Curven belegt, welche von einem gegebenen Punkte in der Ebene einer gegebenen Curve beschrieben werden, während diese letztere Curve auf einer andern gegebenen festen Curve so fortgewälzt wird, daß die Bogen, die auf beiden Curven zwischen zusammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß sind. Die feste Curve heißt die Grundlinie oder Basis, die sich rollende Curve dagegen heißt die erzeugende oder beschreibende Curve. Man unterscheidet äußere und innere Epicykloiden, je nachdem die erzeugende Curve auf der converen oder auf der concaven Seite der Basis rollt. Letztere wird auch bisweilen mit dem Namen Hypocykloide belegt. Ferner nennt man die entstandene Curve eine Epicykloide im engern Sinne, wenn der beschreibende Punkt auf dem Umfang der erzeugenden Curve liegt, dagegen eine verkürzte (curtata), wenn er außerhalb und eine gestreckte (elongata), wenn er innerhalb der Curve liegt.

I. Allgemeinste Gleichung aller äußern Epicykloiden. Es sei in Fig. I. XAY das Coordinatensystem, NAS sei eine beliebige Curve, die zur Basis dienen soll, also fest liegt, ihre Gleichung sei $\eta = \varphi(\xi)$; ferner sei LAM eine andere beliebige Curve, welche auf der erstern rollen soll und in einer ursprünglichen Lage, auf dasselbe rechtwinklige Axensystem bezogen, zur Gleichung $v = f(u)$ haben mag. Die gemeinschaftliche Tangente beider Curven in dieser ihrer ursprünglichen Lage sei die Y Axe. Eine andere Lage der rollenden Curve sei L′A′M′, dann wird für diese Curve auch noch die Gleichung $v = f(u)$ gelten, wenn wir sie auf das Axensystem X′A′Y′ beziehen. Der beschreibende Punkt P, welcher sich mit der Curve LAM zu gleicher Zeit herumbewegt und also mit ihr auf unveränderliche Weise verbunden sein muß, sei durch $AP = \omega$ und $\angle PAX = \varepsilon$ bestimmt, sodaß also bei der zweiten Lage der Curve wieder $A'P' = \omega$ und $\angle P'A'X' = \varepsilon$ ist. Die Bedingung, welcher die rollende Curve in der zweiten, sowie in jeder folgenden Lage genügen muß, ist diese, daß der Bogen BA′ gleich dem Bogen BA sein soll, wenn B der Berührungspunkt beider Curven ist.

Die Coordinaten des Berührungspunktes B, bezüglich auf das feste Axensystem, seien $BD = \eta'$, $AD = \xi'$ und in Bezug auf das bewegliche Axensystem $BC = v'$, $A'C = u'$, dann gelten offenbar die Gleichungen:

$$\eta' = \varphi(\xi'), \quad v' = f(u')$$

Die Coordinaten des beschreibenden Punktes P′ im festen Coordinatensystem sind

$$x = P'R = GA' + A'J$$
$$y = P'Q = A'H + JP'.$$

Setzt man aber den Winkel, den die gemeinschaftliche Tangente des Berührungspunktes B beider Curven mit der X Axe bildet $\angle BTA = \psi$, und den Winkel, den dieselbe Tangente mit der beweglichen X′ Axe bildet, $BT'A' = \psi'$, dann wird der Winkel $T'BC = 90^\circ - \psi'$ und wenn man durch B die BF parallel mit der X Axe zieht, $\angle T'BF = \psi$ also $\angle FBC = 90^\circ - (\psi + \psi')$; mithin wird in dem Dreieck BCF, welches dadurch entsteht, daß CF parallel mit der Y Axe gezogen wird:

$$CF = v' \cos(\psi + \psi')$$
$$BF = v' \sin(\psi + \psi')$$

Ebenso erhält man aus den Dreiecken A′GK und CEK, weil der $\angle ECK = \psi + \psi'$ ist,

$$A'G = u' \cos(\psi + \psi') - EC$$
$$GE = u' \sin(\psi + \psi').$$

Da ferner $\angle P'A'X' = \varepsilon$, $\angle JA'T' = \psi + \psi'$ also $\angle JA'P' = 180^\circ - (\varepsilon + \psi + \psi')$ ist, so gibt das Dreieck A′JP′, worin noch $A'P' = \omega$ bekannt ist:

$$A'J = -\omega \cos(\varepsilon + \psi + \psi')$$
$$P'J = \omega \sin(\varepsilon + \psi + \psi').$$

Endlich ist auch

$$A'H = BD + FC - GE \text{ und } EC = AD - BF,$$

oder

$$A'H = \eta' + v' \cos(\psi + \psi') - u' \sin(\psi + \psi')$$

und

$$EC = \xi' - v' \sin(\psi + \psi').$$

Setzt man daher diese gefundenen Werthe in die obigen Ausdrücke für x und y, so findet man:

$$1)\ x = -\xi' - \omega\cos(\varepsilon + \psi + \psi') + v'\sin(\psi + \psi') + u'\cos(\psi + \psi'),$$

$$2)\ y = \eta' + \omega\sin(\varepsilon + \psi + \psi') + v'\cos(\psi + \psi') - u'\sin(\psi + \psi').$$

Nimmt man zu diesen beiden Gleichungen noch die Bestimmungen der Winkel ψ und ψ', für welche man, da sie Winkel zwischen der Tangente und den zugehörigen Abscissenaxen sind, erhält:

$$3)\ \frac{d\eta'}{d\xi'} = \operatorname{tang}\psi,\quad 4)\ \frac{dv'}{du'} = \operatorname{tang}\psi',$$

ebenso ferner die schon vorhin genannten Gleichungen

$$5)\ \eta' = \varphi(\xi'),\quad 6)\ v' = f(u'),$$

und endlich die Bedingung, daß die Bogen BA und BA′ einander gleich sein sollen, nämlich:

$$7)\ \int_0^{\xi'} \sqrt{1 + \left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\cdot d\xi = \int_0^{u'} \sqrt{1 + \left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du,$$

wo überall die Buchstaben mit Strichen versehen sind, um anzudeuten, daß nach der Differentiation und Integration für die einzelnen Coordinaten die speciellen Werthe eingesetzt werden sollen, welche durch die entsprechenden Buchstaben mit Strichen angedeutet werden; dann hat man sieben Gleichungen, aus denen man die sechs Größen ξ', η', u', v', ψ, ψ' eliminiren muß, um eine Gleichung zwischen x und y zu erhalten, welche die gesuchte allgemeinste Gleichung jeder äußern Epicykloide sein würde.

II. Allgemeinste Gleichung aller innern Epicykloiden. Es sei in Fig. II. wieder NAS die zur Basis dienende feste Curve mit der Gleichung $\eta = \varphi(\xi)$, MAL und M′A′L′ die beschreibende Curve mit der Gleichung $v = f(u)$ und P′ der beschreibende Punkt. Wenn B ein Berührungspunkt beider Curven ist, so wird wie vorhin:

$$BD = \eta',\ AD = \xi',\ BC = v',\ A'C = u',\ BTD = \psi,\ BT'A' = -\psi',\ P'Q = -y,\ AQ = -x,$$

und man findet auf ganz analoge Weise folgende sieben Gleichungen:

$$8)\ x = \xi' + \omega\cos(\varepsilon + \psi - \psi') + v'\sin(\psi - \psi') - u'\cos(\psi - \psi'),$$

$$9)\ y = \eta' + \omega\sin(\varepsilon + \psi - \psi') - v'\cos(\psi - \psi') - u'\sin(\psi - \psi'),$$

$$10)\ \frac{d\eta'}{d\xi'} = \operatorname{tang}\psi,\quad 11)\ \frac{dv'}{du'} = \operatorname{tang}\psi',$$

$$12)\ \eta' = \varphi(\xi'),\quad 13)\ v' = f(u'),$$

$$14)\ \int_0^{\xi'} \sqrt{1 + \left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\,d\xi = \int_0^{u'} \sqrt{1 + \left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du,$$

aus denen man wieder die sechs Größen ξ', η', v', u', ψ, ψ', heraus eliminiren muß, um eine Gleichung zwischen x und y zu erhalten, welche die allgemeinste Gleichung jeder innern Epicykloide sein würde.

Es ist augenscheinlich, daß sowol bei den Gleichungen der vorigen Nummer, als auch bei den zuletzt genannten die erfoderliche Elimination bei der hier angeführten Allgemeinheit nicht zu bewerkstelligen ist, so lange nicht die Natur der durch φ und f angedeuteten Functionen bekannt ist. Im Folgenden beschränken wir uns daher auf die Untersuchung der Epicykloiden, welche bei der Annahme bestimmter Functionen entstehen, indem wir solche Fälle hervorsuchen, in denen das Resultat ein möglichst elegantes und brauchbares wird.

III. Die Basis ist eine gerade Linie und die beschreibende Curve ein Kreis. Die gerade Linie können wir hier zugleich als Y Axe annehmen, sodaß ihre Gleichung ist $\xi = 0$. Wenn der rollende Kreis mit dem Radius r, dessen Gleichung $v^2 = 2ru - u^2$ sein mag, eine solche Lage hat, daß sein Mittelpunkt mit dem beschreibenden Punkt P und dem Berührungspunkt mit der geraden Linie, in einer geraden Linie liegt, so soll dieser Berührungspunkt der Anfangspunkt der Coordinaten XY sein, also in Fig. III. der Punkt A. Bei dieser Annahme wird der Winkel ε, den wir in unsere Formeln eingeführt haben, entweder $= 180°$, wenn der beschreibende Punkt in P liegt, oder $= 0$, wenn er in π liegt. Der Winkel ψ, d. h. der Winkel, den die Tangente der ersten Curve mit der X Axe bildet, wird hier, da diese erste Curve eine gerade Linie und zwar die Y Axe ist, constant, nämlich $= 90°$ sein. Wenn der rollende Kreis bis B gekommen ist und wenn AB = b gesetzt wird, so werden die Gleichungen I, 1—7 in folgende übergehen:

$$1)\ x = -\omega\sin\psi' + v'\cos\psi' - u'\sin\psi',$$

$$2)\ y = b - \omega\cos\psi' - v'\sin\psi' - u'\cos\psi',$$

$$3)\ \infty = \operatorname{tang}\frac{\pi}{2},\quad 4)\ \frac{dv'}{du'} = \frac{r - u'}{\sqrt{2ru - u^2}} = \operatorname{tang}\psi',$$

$$5)\ \xi' = 0,\quad 6)\ v' = \sqrt{2ru' - u'^2}$$

$$7)\ b = \int_0^{u'} \sqrt{1 + \left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,du.$$

Die Gleichung 4) gibt $u' = r(1 - \sin\psi')$, mithin vermöge 6): $v' = r\cos\psi'$. Hierdurch verwandelt sich die Gleichung 7 in:

$$b = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} r\,d\psi' = r\left(\frac{\pi}{2} - \psi'\right);$$

und die beiden ersten Gleichungen endlich werden, wenn man noch überall $\frac{\pi}{2} - \psi' = \varphi$ setzt:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos\varphi + r - r\cos\varphi \\ y &= r\varphi - \omega\sin\varphi - r\sin\varphi \end{aligned}\right\} \ldots\ldots\ (15)$$

mithin

$$(r - x)^2 + (r\varphi - y)^2 = (r + \omega)^2,$$

woraus sich ergibt: $\varphi = \dfrac{y + \sqrt{(2r + \omega - x)(\omega + x)}}{r}$.

Man muß hier bei der Wurzelgröße das positive Zeichen nehmen, weil, wenn $\omega = 0$ gesetzt wird, die Werthe $\psi' = 0$, $\varphi = \frac{\pi}{2}$, $x = r$, $y = \frac{r\pi}{2} - r$ zusammengehören.

Setzt man nun diesen Werth von φ in die zweite der Gleichungen (15), so wird sie:

$$\frac{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}{\omega+r} = \sin\left\{\frac{y+\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}{r}\right\},$$

oder

$$y = r.\operatorname{arc}\left\{\sin = \frac{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}{\omega+r}\right\} - \sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)} \quad \ldots\ldots \quad (16)$$

oder durch Differentiation

$$\frac{dy}{dx} = \frac{x}{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (17)$$

Diese Differentialgleichung kann man auch unmittelbar aus den Gleichungen (15) erhalten, wenn man sie in Bezug auf φ differentiirt, wodurch sich ergibt:

$$\frac{dx}{d\varphi} = (\omega + r)\sin\varphi,$$

$$\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} = r - (\omega + r)\cos\varphi$$

mithin $\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2 + \left(r - \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}\right)^2 = (\omega + r)^2.$

Wenn man aber in der vorletzten Gleichung den Werth für $\cos\varphi$ aus der ersten der Gleichungen 15 einsetzt, so gibt sie:

$$\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} = x,$$

dadurch erhält man:

$$\frac{x^2}{\left(\frac{dy}{dx}\right)^2} + (r - x)^2 = (\omega + r)^2,$$

und hieraus: $\frac{dy}{dx} = \frac{x}{\sqrt{(2r+\omega-x)(\omega+x)}}$, wie vorhin.

Die Gleichung (16) oder auch deren Differential (17) ist die Gleichung einer gewöhnlichen Cykloide und zwar die einer Cykloide im engern Sinne, wenn $\omega = 0$ ist, d. h. wenn der beschreibende Punkt auf dem Umfange des rollenden Kreises liegt, oder die einer verkürzten Cykloide, wenn ω positiv ist, d. h. wenn der beschreibende Punkt um $r + \omega$ vom Mittelpunkte des rollenden Kreises entfernt ist. Die gestreckte Cykloide, d. h. die, welche entsteht, wenn der beschreibende Punkt innerhalb der Peripherie des rollenden Kreises liegt, erhält man entweder dadurch, daß man in den Gleichungen I, 1—7 den Winkel $\varepsilon = 0$ und $\omega = \omega$ setzt, oder einfacher in (16) und (17) das ω negativ nimmt. In Fig. III. ist PQRST eine cyclois curtata, und in Fig. IV. UVW eine cyclois elongata.

IV. **Die Basis ist ein Kreis und die darauf außerhalb rollende Curve ebenfalls ein Kreis.** In Fig. V. sei NAS der zur Basis dienende feste Kreis, welcher in A, dem Anfangspunkte des Coordinatensystems, die Y Axe berührt. Zur ursprünglichen Lage des rollenden Kreises LAM nehmen wir wieder, sowie in der vorigen Nummer die an, in welcher dieselbe die YAxe ebenfalls in dem Punkte A berührt und zugleich der beschreibende Punkt P mit dem Mittelpunkte K und dem Anfangspunkte A in gerader Linie liegt, dann wird wieder $\varepsilon = 180°$ sein. Der Radius des festen Kreises sei r, der des rollenden r′, dann ist die Gleichung des erstern $\eta = \sqrt{2r\xi - \xi^2}$ und die des andern $v = \sqrt{2r'u - u^2}$. Der Winkel BTA ist $= \psi$ und $BT'A' = -\psi'$. Ferner wird $\frac{d\eta'}{d\xi'} = \frac{r - \xi'}{\sqrt{2r\xi' - \xi'^2}} = \operatorname{tang}\psi$, also $\xi' = r(1 - \sin\psi)$ und $\eta' = r\cos\psi$, und ebenso $\frac{dv'}{du'} = \frac{r' - u'}{\sqrt{2r'u' - u'^2}} = \operatorname{tang}\psi'$, also $u' = r'(1 - \sin\psi')$ und $v' = r'\cos\psi'$,

$$\int_0^{\xi'}\sqrt{1+\left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}\,.\,d\xi = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} r\,d\psi = r\left(\frac{\pi}{2} - \psi\right),$$

$$\int_0^{u'}\sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}\,.\,du = -\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} r'\,d\psi' = r'\left(\frac{\pi}{2} - \psi'\right).$$

Setzt man diese Werthe in die allgemeinen Gleichungen 1—7 von Nr. I. ein, so werden diese:

$$1^*)\; x = -r + r\sin\psi + \omega\cos(\psi + \psi') + r'\cos\psi'\sin(\psi+\psi') + r'(1-\sin\psi')\cos(\psi+\psi')$$

$$2^*)\; y = r\cos\psi - \omega\sin(\psi+\psi') + r'\cos\psi'\cos(\psi+\psi') - r'(1 - \sin\psi')\sin(\psi + \psi')$$

$$7^*)\; r\left(\frac{\pi}{2} - \psi\right) = r'\left(\frac{\pi}{2} - \psi'\right).$$

Führen wir nun zunächst den Winkel $BOA = \frac{\pi}{2} - \psi = \varphi$ und $\angle BO'A' = \frac{\pi}{2} - \psi' = \varphi'$ ein, so gibt die letzte Gleichung $\varphi' = \frac{r}{r'}\varphi$ und hierdurch gehen die beiden ersten Gleichungen in folgende über:

$$x + r = (r + r')\cos\varphi - (\omega + r')\cos\left(1 + \frac{r}{r'}\right)\varphi$$

$$y = (r + r')\sin\varphi - (\omega + r')\sin\left(1 + \frac{r}{r'}\right)\varphi.$$

Um diese Gleichungen einfacher und namentlich um das nachfolgende Resultat eleganter zu machen, verlegen wir zunächst das Coordinatensystem parallel mit sich selbst so, daß der Anfangspunkt der Coordinaten in den Mittelpunkt des festen Kreises in O fällt, weshalb wir also $x + r = x'$ zu setzen haben; den Strich bei dieser neuen Abscisse x werde ich aber der Bequemlichkeit wegen immer fortlassen. Ferner soll $2r' + r$, d. h. die

größtmögliche Entfernung des Punktes A′ von O, oder wenn der rollende Kreis soweit gekommen ist, daß O, O′ und A′ in einer geraden Linie liegen, durch mr bezeichnet werden, also $2\frac{r'}{r}+1=m$. Endlich soll der Punkt P nicht durch seine Entfernung $AP=\omega$ vom Endpunkte des Durchmessers des rollenden Kreises, sondern durch seine Entfernung $KP=nr'$ vom Mittelpunkte dieses Kreises bestimmt werden, sodaß also $\omega=(n-1)r'$ zu setzen ist. Unter diesen Voraussetzungen werden die beiden vorigen Gleichungen diese Gestalt annehmen:

$$\left.\begin{aligned} x&=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\\ y&=\frac{m+1}{2}r\sin\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\end{aligned}\right\}\ldots\quad(18)$$

Aus diesen beiden Gleichungen muß man noch den Winkel φ eliminiren, um die gesuchte Gleichung der Epicykloide zu erhalten. Diese Gleichung wird offenbar nur dann eine algebraische sein können, wenn m und dieses wieder wenn $\frac{r'}{r}$ eine rationale Zahl ist; im Allgemeinen wird sie transscendent.

Um die Elimination wirklich auszuführen, bringe man zuerst die ersten Glieder und dann die zweiten Glieder von der rechten Seite der Gleichheitszeichen auf die linke und addire in beiden Fällen die Quadrate der dadurch entstandenen Gleichungen zusammen, dann findet man

$$x^2+y^2+\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2-n^2\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2$$
$$=-(m+1)r[x\cos\varphi+y\sin\varphi]$$
$$x^2+y^2-\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2+n^2\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2$$
$$=-n(m-1)r\left[x\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi+y\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\right].$$

Setzt man aber hierin $x=\sqrt{\mu}.r\cos\lambda$, $y=\sqrt{\mu}.r\sin\lambda$, indem man Polarcoordinaten wählt und $OP'=\sqrt{\mu}.r$ und $\angle AOP'=\lambda$ annimmt; setzt man auch noch:

$$\frac{m+1}{2}+n\frac{m-1}{2}=\sqrt{m'}$$
$$\frac{m+1}{2}-n\frac{m-1}{2}=\sqrt{m''},$$

so werden die beiden vorigen Gleichungen:

$$\mu+\sqrt{m'm''}=(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}\cos(\varphi-\lambda)$$
$$\mu-\sqrt{m'm''}=-(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}\cos\left(\frac{m+1}{m-1}\varphi-\lambda\right),$$

und hieraus erhält man:

$$\varphi-\lambda=\mathrm{arc}\left[\cos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right]$$
$$\frac{m+1}{m-1}\varphi-\lambda=\mathrm{arc}\left[\cos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right],$$

und wenn man hier φ heraus eliminirt:

$$\lambda=\frac{m-1}{2}\mathrm{arc}\left[\cos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right]$$
$$-\frac{m+1}{2}\mathrm{arc}\left[\cos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right],$$

oder

$$\lambda=m\left[\tfrac{1}{2}\mathrm{arc}\left(\cos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right)\right.$$
$$\left.-\tfrac{1}{2}\mathrm{arc}\left(\cos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{\sqrt{m'}+\sqrt{m''}\sqrt{\mu}}\right)\right]$$
$$-\left[\tfrac{1}{2}\mathrm{arc}\left(\cos=-\frac{\mu-\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}-\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right)\right.$$
$$\left.+\tfrac{1}{2}\mathrm{arc}\left(\cos=\frac{\mu+\sqrt{m'm''}}{(\sqrt{m'}+\sqrt{m''})\sqrt{\mu}}\right)\right],$$

oder da $\tang\frac{1}{2}(\alpha+\beta)=\frac{\cos\beta-\cos\alpha}{\sin\alpha-\sin\beta}$ und $\tang\frac{1}{2}(\alpha-\beta)=\frac{\cos\beta-\cos\alpha}{\sin\alpha+\sin\beta}$ ist, so wird

$$\lambda=m.\mathrm{arc}\left(\tang=\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right)-\mathrm{arc}\left(\tang\right.$$
$$\left.=\sqrt{\frac{m'}{m''}}.\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right)\ldots\ldots\ldots\quad(19)$$

oder, wenn man alles durch die ursprünglichen Coordinaten ausdrücken will:

$$\mathrm{arc}\left(\tang=\frac{y}{x}\right)=\left(2\frac{r'}{r}+1\right).\mathrm{arc}\left[\tang\right.$$
$$\left.=\sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r+2r')^2-(x^2+y^2)}}\right]-\mathrm{arc}\left[\tang\right.$$
$$\left.=\left(\frac{2r'+r+\omega}{r-\omega}\right)\sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r+2r')^2-(x^2+y^2)}}\right]\quad(20)$$

welches die endliche Gleichung der Epicykloide ist, die dadurch entsteht, daß ein Kreis auf einem andern Kreise außerhalb rollt, während der beschreibende Punkt um das Stück $\omega+r'$ vom Mittelpunkte des rollenden Kreises entfernt ist. Wir wollen diese Epicykloide, um sie im Folgenden kurz bezeichnen zu können, eine äußere Kreisepicykloide nennen.

Um die Differentialgleichung dieser Curve zu erhalten, könnte man die Gleichung (20) differentiiren, welches offenbar der kürzeste Weg wäre; man kann jedoch auch zuerst direct zur Differentialgleichung und dann durch deren Integration zur Gleichung (20) gelangen, und da diese Art der Ableitung nicht ohne Interesse sein dürfte, so soll sie hier vollständig mitgetheilt werden.

Wir gehen wieder von den Gleichungen (18) aus:

$$\left.\begin{aligned} x&=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\\ y&=\frac{m+1}{2}r\sin\varphi-n.\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\end{aligned}\right\}\ldots\quad(21)$$

Differentiirt man diese beiden Gleichungen in Bezug auf φ, so ergibt sich:

$$\left.\begin{aligned}\frac{dx}{d\varphi} &= -\frac{m+1}{2} r \sin\varphi + n.\frac{m+1}{2} r \sin\frac{m+1}{m-1}\varphi \\ \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} &= \frac{m+1}{2} r\cos\varphi - n.\frac{m+1}{2} r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\end{aligned}\right\} \quad (22)$$

und aus diesen vier Gleichungen erhält man durch einfache Elimination:

$$x - \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} = n r \cos\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

$$y + \frac{dx}{d\varphi} = n r \sin\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

$$(m+1)x - (m-1)\frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi} = (m+1) r\cos\varphi$$

$$(m+1)y + (m-1)\frac{dx}{d\varphi} = (m+1) r\sin\varphi.$$

Addirt man hier die Quadrate der beiden ersten Gleichungen für sich und die Quadrate der beiden letzten für sich zusammen, so folgt:

$$x^2+y^2-n^2r^2+2\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]\cdot\frac{dx}{d\varphi}+\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]\cdot\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2=0$$

$$\left(\frac{m+1}{m-1}\right)^2[x^2+y^2-r^2]+2\left(\frac{m+1}{m-1}\right)\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]\cdot\frac{dx}{d\varphi} + \left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]\cdot\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2=0,$$

und wenn man diese beiden von einander subtrahirt:

$$\frac{dx}{d\varphi} = -\frac{4m(x^2+y^2)-[(m+1)^2-(m-1)^2.n^2]r^2}{4(m-1)\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]}.$$

Setzt man nun diesen Werth in die erste der beiden letztern Gleichungen ein, so erhält man nach leichter Reduction:

$$\frac{\left[y-x\frac{dy}{dx}\right]^2}{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2} = \frac{[4m(x^2+y^2)-\{(m+1)^2-(m-1)^2n^2\}r^2]^2}{8(m^2-1)[2(x^2+y^2)-\{(m+1)-(m-1)n^2\}r^2]} \quad (23)$$

welches die Differentialgleichung jeder äußern Kreisepicykloide ist.

Um sie leichter übersehen zu können und sie zugleich zur Integration geschickter zu machen, wenden wir dieselben Substitutionen an, welche wir schon früher benutzt haben, nämlich:

$$x = \sqrt{\mu}\,.\,r\cos\lambda,$$
$$y = \sqrt{\mu}\,.\,r\sin\lambda,$$
$$\frac{m+1}{2} + n.\frac{m-1}{2} = \sqrt{m'},$$
$$\frac{m+1}{2} - n.\frac{m-1}{2} = \sqrt{m''},$$

woraus sogleich folgt:

$$\frac{dx}{d\lambda} = \frac{1}{2\sqrt{\mu}} r\cos\lambda\,.\,\frac{d\mu}{d\lambda} - \sqrt{\mu}\,.\,r\sin\lambda$$

$$\frac{dy}{d\lambda} = \frac{1}{2\sqrt{\mu}} r\sin\lambda\,.\,\frac{d\mu}{d\lambda} + \sqrt{\mu}\,.\,r\cos\lambda.$$

Hierdurch geht die Gleichung (23) in folgende über:

$$\frac{d\lambda}{d\mu} = \frac{m\mu - \sqrt{m'm''}}{2\mu\sqrt{(m'-\mu)(\mu-m'')}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (24)$$

welche, nach bekannten Regeln der Integralrechnung integrirt, die Gleichung

$$\lambda = m\,.\,\mathrm{arc}\left[\mathrm{tang} = \sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right] - \mathrm{arc}\,.\left[\mathrm{tang} = \sqrt{\frac{m'}{m''}}\sqrt{\frac{\mu-m''}{m'-\mu}}\right]$$

liefert, die mit der früher gefundenen (19) übereinstimmt. Daß die Constante der Integration $= 0$ sein muß, folgt daraus, daß für $\lambda = 0$, wobei $y = 0$ und $x = r - \omega = r - (n-1)r'$ wird, sich $\mu - m'' = \left[1-(n-1)\frac{r'}{r}\right]^2 - \left[\frac{r'}{r}+1-n\frac{r'}{r}\right]^2 = 0$ ergibt.

Um die Natur einer Curve, hier der äußern Kreisepicykloide näher zu untersuchen, muß man bekanntlich besonders die Differentialquotienten beachten. Wenn man aber hier die beiden Gleichungen (22) durch einander dividirt, so findet sich

$$\frac{dy}{dx} = -\frac{\cos\varphi - n\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi}{\sin\varphi - n\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi}$$

und durch nochmalige Differentiation:

$$\frac{d^2y}{dx^2} = \frac{4mn\cos\frac{2}{m-1}\varphi - 2[(m-1)+(m+1)n^2]}{r(m^2-1)\left[\sin\varphi - n\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\right]^3}.$$

Wenn man nun $\frac{dy}{dx}$ oder $\frac{d^2y}{dx^2} = 0$ oder $= \infty$ setzt, so erhält man keine bestimmten Werthe für φ, so lange nicht n oder m oder beide bestimmte Zahlenwerthe erhalten. Man muß daher besondere Bedingungen über das gegenseitige Verhältniß der Radien beider Kreise und über die Lage des beschreibenden Punktes annehmen, um die Eigenschaften der dadurch entstehenden einzelnen Curven auffinden zu können. Dieses soll jetzt geschehen.

V. **Äußere Kreisepicykloide, bei welcher die Radien beider Kreise einander gleich sind.** Wenn in Fig. VI. der Radius des festen Kreises $AO = r$ gleich dem Radius des rollenden Kreises $= AK = r'$ ist, so wird $m = 2\frac{r'}{r} + 1 = 3$, wodurch die Gleichungen (18) der vorigen Nummer IV. in folgende übergehen:

$$\left.\begin{aligned}x &= 2r\cos\varphi - nr\cos 2\varphi \\ y &= 2r\sin\varphi - nr\sin 2\varphi\end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (25)$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und sodann addirt, so findet sich:

$$\cos\varphi = \frac{(n^2+4)r^2 - (x^2+y^2)}{4nr^2},$$

und dieses in die erste der Gleichungen (25) eingesetzt, gibt

$$(x^2+y^2)^2-2(n^2+2)r^2(x^2+y^2)+8nr^3x+n^2(n^2-4)r^4=0 \quad (26)$$

als algebraische Gleichung für die Curve, welche dadurch entsteht, daß ein Kreis auf einem andern von gleichem Radius r rollt, während der beschreibende Punkt um nr vom Mittelpunkt des rollenden Kreises entfernt ist.

Um zunächst die Durchschnittspunkte der Curve mit der Abscisse, d. h. mit der XAxe, zu erhalten, setzt man $y = 0$, wodurch die Gleichung (26) in diese übergeht:

$$x^4-2(n^2+2)r^2x^2+8nr^3x+n^2(n^2-4)r^4=0.$$

Die vier Wurzeln dieser Gleichung sind:

$$x = -(2+n)r, \quad y = 0;$$
$$x = (2-n)r, \quad y = 0;$$
$$x = nr, \quad y = 0;$$
$$x = nr, \quad y = 0.$$

Hiervon gehören die Werthe $y = 0$, $x = -(2+n)r$ zum Punkte M, die Werthe $y = 0$, $x = (2-n)r$ zum Punkte P und die Werthe $y = 0$, $x = nr$ zum Punkte N, der, wie sich hier schon aus dem doppelten Vorkommen des Werthes nr in der Gleichung vermuthen läßt, und wie sich späterhin noch bestimmter herausstellen wird, ein doppelter Punkt ist.

Setzt man dagegen, um die Durchschnittspunkte der Curve mit der YAxe zu erhalten, in der Gleichung (26), $x = 0$, so wird sie:

$$y^4-2(n^2+2)r^2y^2+n^2(n^2-4)r^4=0,$$

woraus man die Werthe findet:

$$y = +r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}}, \quad x = 0;$$
$$y = -r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}}, \quad x = 0;$$
$$y = +r\sqrt{n^2+2-2\sqrt{2n^2+1}}, \quad x = 0;$$
$$y = -r\sqrt{n^2+2-2\sqrt{2n^2+1}}, \quad x = 0.$$

Hiervon gehören die ersten Werthe $x = 0$, $y = +r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}}$ zum Punkte S, die zweiten Werthe $x=0$, $y=-r\sqrt{n^2+2+2\sqrt{2n^2+1}}$ zum Punkte S'; die beiden letzten Werthe geben $x=0$ und $y=0$, d. h. den Mittelpunkt des festen Kreises O, wenn $n = 2$, d. h. wenn der beschreibende Punkt P um 2r vom Mittelpunkte des rollenden Kreises entfernt ist; sie geben ferner zwei Durchschnittspunkte mit der YAxe, wenn $n > 2$, d. h. wenn der beschreibende Punkt P um mehr als 2r, und werden endlich imaginär, oder geben keinen gemeinsamen Punkt der Curve und der YAxe, wenn $n < 2$, d. h. wenn der beschreibende Punkt P um weniger als 2r vom Mittelpunkte des rollenden Kreises entfernt ist.

Um die Maxima und Minima der Curve in Bezug auf die Coordinatenaxen zu bestimmen, muß man den Differentialquotienten näher untersuchen. Es folgt aber aus Gleichung (26):

$$y^2 = -x^2+(n^2+2)r^2 \pm 2r\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx} \quad (27)$$

und hieraus

$$\frac{dy}{dx} = \frac{-x\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx} \mp nr^2}{\pm\sqrt{-x^2+(n^2+2)r^2 \pm 2r\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx}}\cdot\sqrt{(2n^2+1)r^2-2nrx}}.$$

Der Zähler dieses Bruchs wird $=0$ für $x=nr$ und für $x = \frac{r[1 \pm \sqrt{1+8n^2}]}{4n}$. Die beiden letzten Werthe machen den Nenner nicht verschwinden, es wird also für sie $\frac{dy}{dx} = 0$, d. h. sie gehören zu Punkten, in welchen die Tangente parallel mit der XAxe geht. Der Werth $x = \frac{r[1+\sqrt{1+8n^2}]}{4n} = OQ$ in die Gleichung (27) eingesetzt, gibt die Punkte V und V' als maxima, wenn wir in dem Ausdrucke für y^2 das untere Zeichen bei der darin vorkommenden Wurzelgröße nehmen. Wählen wir dagegen das obere Zeichen, so erhalten wir zwar auch zwei reelle Werthe für y, welche zu den Punkten W und W' gehören; es wird aber dann $\frac{dy}{dx}$ nicht $= 0$, d. h. W und W' sind nicht maxima. Der zweite Werth $x = \frac{r[1-\sqrt{1+8n^2}]}{4n} = OR$ in die Gleichung (27) eingesetzt, gibt, wenn man das obere Zeichen bei der dortigen Wurzelgröße nimmt, die Punkte U und U' als maxima. Das untere Zeichen gibt niemals maxima, und gibt sogar nur dann reelle Werthe für y, wenn $n > \sqrt{\frac{7+\sqrt{45}}{2}}$ ist, welchen Grenzwerth man dadurch erhält, daß man $x = \frac{r[1-\sqrt{1+8n^2}]}{4n}$ und $y = 0$ in die Gleichung (27) setzt und dann n daraus bestimmt. — Der Zähler des Ausdrucks für $\frac{dy}{dx}$ wird endlich $= 0$, wenn $x = nr$ ist, und wenn man beim zweiten Gliede des Zählers das untere Zeichen wählt; da aber für denselben Werth $x = nr$ auch der Nenner $= 0$ wird, so bestimmen wir den Werth dieses $= \frac{0}{0}$ werdenden Bruchs am bequemsten, wenn wir die Gleichung (26) zweimal in Bezug auf x differentiiren und dann $x = nr$ setzen, wodurch sich findet:

$$\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{n^2-1}.$$

Es ist also der Punkt N, in welchem $y=0$ und $x=nr$ ist, ein doppelter Punkt, da $\frac{dy}{dx}$ zwei verschiedene Werthe erhält.

Der Nenner des Ausdrucks für $\frac{dy}{dx}$ wird ferner noch $=0$, ohne daß der Zähler zu gleicher Zeit verschwindet, für $x = \frac{2n^2+1}{2n}r$, wobei $y = \pm\sqrt{4n^2-1}$ wird, Werthe, die zu den Punkten L und L' gehören; ferner für $x=(2-n)r$, wodurch $y=0$ wird, was den Punkt P gibt, und endlich für $x=-(2+n)r$, wodurch ebenfalls $y=0$ folgt und den Punkt M liefert. In diesen

vier Punkten wird also $\frac{dy}{dx} = \frac{1}{0}$, d. h. die Tangente geht parallel mit der Y Axe.

In der bisher betrachteten Fig. VI. lag der beschreibende Punkt P außerhalb der Peripherie des rollenden Kreises, oder, da wir seine Entfernung vom Mittelpunkte dieses Kreises $= nr$ gesetzt hatten, es war $n > 1$. Nehmen wir jetzt dagegen $n < 1$ an, so bleibt Alles unverändert dasselbe, nur dieses Eine ändert sich: für $x = nr$ und $y = 0$ erhielten wir bei $n > 1$ einen Punkt N, in welchem sich zwei Äste der Curve schnitten. Da für diesen Punkt $\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{n^2 - 1}$ wurde, so wird dieser Differentialquotient hier für $n < 1$ imaginär, während die Gleichung der Curve durch $x = nr$ und $y = 0$ erfüllt wird. Dieser Punkt N (Fig. VII.) wird also hier ein beigeordneter Punkt sein.

VI. **Äußere Kreisepicykloide, bei welcher der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist, als der des festen.** Wenn in Fig. VIII. der Radius des festen Kreises $AO = r$ und der des rollenden Kreises $AK = \frac{1}{2} r$ ist, so wird $m = \frac{2r'}{r} + 1 = 2$, wodurch die allgemeinsten Gleichungen der Kreisepicykloide Nr. IV, 18 in folgende übergehen:

$$\left.\begin{aligned} x &= \tfrac{3}{2} r\cos\varphi - \tfrac{1}{2} nr\cos 3\varphi \\ y &= \tfrac{3}{2} r\sin\varphi - \tfrac{1}{2} nr\sin 3\varphi \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (28)$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und addirt, so findet man

$$\cos 2\varphi = \frac{(9 + n^2)r^2 - 4(x^2 + y^2)}{6nr^2},$$

und hieraus

$$\cos\varphi = \sqrt{\frac{(3+n)^2 r^2 - 4(x^2+y^2)}{12nr^2}}.$$

Setzt man aber diesen Werth in die erste der Gleichungen (28), so erhält man die algebraische Gleichung der gesuchten Epicykloide:

$$\begin{aligned} &(x^2 + y^2)^3 - \tfrac{3}{4}(3 + n^2) r^2 (x^2 + y^2)^2 \\ &\quad - \tfrac{3}{16} n(3-n)(n^2+3n+6) r^4 (x^2+y^2) + \tfrac{27}{4} n r^3 x^3 \\ &\quad - \tfrac{1}{64}(9-n^2)^2 n^2 r^6 = 0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (29) \end{aligned}$$

Wenn man hierin $x = 0$ setzt, so läßt sich die resultirende Gleichung so darstellen:

$$[y^2 - \tfrac{1}{4}(3 + n)^2 r^2] \cdot [y^2 + \tfrac{1}{4} n(3 - n) r^2]^2 = 0.$$

Aus dem ersten Factor erkennt man, daß die Y Axe zweimal von der Curve durchschnitten wird, in den Punkten S und S', wo $y = \pm\frac{1}{2}(3 + n) r$ ist. Der zweite Factor gibt aber nur dann noch außerdem zwei reelle Durchschnittspunkte, wenn $n > 3$ ist.

Setzt man dagegen $y = 0$, so wird die Gleichung (29):

$$[x^2 - \tfrac{1}{4}(3 - n)^2 r^2][x^2 - \tfrac{1}{4} n(3 + n) r^2]^2 = 0$$

und gibt also vier reelle Durchschnittspunkte mit der X Axe, nämlich in P und P', wo $x = \pm\frac{1}{2}(3 - n) r$ und in N und N', wo $x = \pm\frac{1}{2} r\sqrt{n(3 + n)}$ wird, von denen die letzten mit den ersten zusammenfallen, wenn $n = 1$ ist, d. h. wenn der beschreibende Punkt auf der Peripherie des rollenden Kreises liegt.

Differentiirt man die Gleichung (29), so erhält man:

$$\frac{dy}{dx} = -\frac{[16(x^2 + y^2)^2 - 8(3 + n^2) r^2 (x^2 + y^2) - n(3 - n)(n^2 + 3n + 6) r^4 + 36 n r^4] \cdot x}{[16(x^2 + y^2)^2 - 8(3 + n^2) r^2 (x^2 + y^2) - n(3 - n)(n^2 + 3n + 6) r^4] \cdot y}.$$

Dieser Differentialquotient wird $= 0$ für $x = 0$ und $y = \pm\frac{1}{2}(3 + n) r$, welche die Coordinaten der Punkte S und S' sind, die also maxima in Bezug auf die X Axe sind; er wird $= \frac{1}{0}$ für $y = 0$ und $x = \pm\frac{1}{2}(3 - n) r$, welche die Coordinaten der Punkt P und P' sind, die also maxima in Bezug auf die Y Axe sind; er wird endlich $= \frac{0}{0}$ für $y = 0$ und $x = \pm\frac{1}{2} r\sqrt{n(3 + n)}$, differentiirt man aber die Gleichung (29) zweimal und setzt dann diese Werthe ein, so ergibt sich:

$$\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{\tfrac{1}{3}(3 + n)(n - 1)},$$

woraus folgt, daß N und N' doppelte Punkte sind.

VII. **Äußere Kreisepicykloide, bei welcher der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß ist, als der Radius des festen.** Wenn man in den Gleichungen Nr. IV, 18 $r' = 2r$, $m = \frac{2r'}{r} + 1 = 5$ setzt, so gehen sie in diese über:

$$\left.\begin{aligned} x &= 3r\cos\varphi - 2nr\cos\tfrac{1}{2}\varphi \\ y &= 3r\sin\varphi - 2nr\sin\tfrac{1}{2}\varphi \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (30)$$

Wenn man diese quadrirt und addirt, erhält man

$$\cos\tfrac{1}{2}\varphi = \frac{(9 + 4n^2) r^2 - (x^2 + y^2)}{12nr^2},$$

welcher Werth in die erste der Gleichungen (30) eingesetzt, als algebraische Gleichung der gesuchten Epicykloide gibt:

$$\begin{aligned} &(x^2+y^2)^3 - 6(3+2n^2) r^2 (x^2+y^2)^2 + 3(27+12n^2 \\ &\quad + 16n^4) r^4 (x^2+y^2) - 216 n^2 r^4 x + 16 n^4 (9 - 4n^2) r^6 \\ &\quad = 0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (31) \end{aligned}$$

Setzt man hierin $y = 0$, so läßt sich diese Gleichung so schreiben:

$$[x - (3 - 2n) r] \cdot [x - (3 + 2n) r] \cdot \left[x + \left(\frac{3 + \sqrt{9 + 16n^2}}{2}\right) r\right]^2 \cdot \left[x + \left(\frac{3 - \sqrt{9 + 16n^2}}{2}\right) r\right]^2 = 0,$$

woraus man erkennt, daß die X Axe in vier Punkten von der Curve geschnitten wird.

Differentiirt man die Gleichung (31) in Bezug auf x, so ergibt sich:

$$\frac{dy}{dx}=\frac{(x^2+y^2)^2x-4(3+2n^2)(x^2+y^2)r^2x+(27+12n^2+16n^4)r^4x-36n^2r^6}{[(x^2+y^2)^2-4(3+2n^2)(x^2+y^2)r^2+(27+12n^2+16n^4)r^4]\,.\,y}.$$

Setzt man hierin: $y=0$ und $x=(3-2n)r$,
und ebenso $y=0$ und $x=(3+2n)r$,
so wird in beiden Fällen $\frac{dy}{dx}$ unendlich, es gehören also diese Coordinaten zu Punkten, welche maxima in Bezug auf die Y Axe sind.

Setzt man dagegen:

$$y=0 \text{ und } x=\frac{-3-\sqrt{9+16n^2}}{2}.r$$

oder:

$$y=0 \text{ und } x=\frac{-3+\sqrt{9+16n^2}}{2}.r$$

in den Differentialquotienten, so wird er in beiden Fällen $=\frac{0}{0}$; um seinen wahren Werth zu erhalten, muß man die Gleichung (31) zweimal differentiiren und dann die genannten Werthe der Coordinaten einsetzen, wodurch sich ergibt

in dem einen Fall: $\frac{dy}{dx}=\pm\sqrt{\frac{(9+16n^2)(3+2n^2+\sqrt{9+16n^2})}{6n^2}}$

und im zweiten Fall: $\frac{dy}{dx}=\pm\sqrt{\frac{(9+16n^2)(3+2n^2-\sqrt{9+16n^2})}{6n^2}}$;

hieraus erkennt man, daß beide Coordinatenpaare zu Doppelpunkten der Curve gehören.

Die weitere Untersuchung dieser Curve gibt zu lästige und zu wenig elegante Resultate, weshalb wir sie hier übergehen.

VIII. Innere Kreisepicykloiden. Wenn wir in Fig. IX. den Kreis mit dem Mittelpunkte O und dem Radius OA als den festen Kreis, den mit dem Mittelpunkte K und dem Radius KA als den innerhalb rollenden Kreis und diejenige Lage als die ursprüngliche annehmen, in welcher beide Kreise die Y Axe im Anfangspunkte der Coordinaten A berühren und zugleich auch voraussetzen, daß der beschreibende Punkt P in gerader Linie mit K und A liegt, so sind dieses dieselben Bedingungen, unter welchen die allgemeinsten Gleichungen aller innern Epicykloiden in Nr. II, 8 — 14 aufgestellt wurden. Es wird $\angle OTB=\psi$, $\angle O'T'B=-\psi'$, $AT=\omega$, $\angle OAT=\varepsilon=180°$. Die Gleichung des festen Kreises sei $\eta=\sqrt{2r\xi-\xi^2}$, woraus sich ergibt: $\frac{d\eta'}{d\xi'}=\frac{r-\xi'}{\sqrt{2r\xi'-\xi'^2}}=\tang\psi$, also $\xi'=r(1-\sin\psi)$ und $\eta'=r\cos\psi$ und auch

$$\int_0^{\xi'}\sqrt{1+\left(\frac{d\eta}{d\xi}\right)^2}d\xi=-\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi}r\,d\psi=-r\left(\frac{\pi}{2}-\psi\right).$$

Ebenso sei die Gleichung des rollenden Kreises $v=\sqrt{2r'u-u^2}$, woraus sich ergibt: $\frac{dv'}{du'}=\frac{r'-u'}{\sqrt{2r'u'-u'^2}}=\tang\psi'$, also $u'=r'(1-\sin\psi')$ und $v'=r'\cos\psi'$ und auch

$$\int_0^{u'}\sqrt{1+\left(\frac{dv}{du}\right)^2}du=-\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'}r'd\psi'=-r'\left(\frac{\pi}{2}-\psi'\right).$$

Setzt man nun diese Werthe in die Gleichungen (8), (9) und (14) ein, so werden diese

$$8^*)\quad x=r-r\sin\psi-\omega\cos(\psi-\psi')+r'\cos\psi'\sin(\psi-\psi')$$
$$-r'\cos(\psi-\psi')+r'\sin\psi'\cos(\psi-\psi')$$

$$9^*)\quad y=r\cos\psi-\omega\sin(\psi-\psi')-r'\cos\psi'\cos(\psi-\psi')$$
$$-r'\sin(\psi-\psi')+r'\sin\psi'\sin(\psi-\psi')$$

$$14^*)\quad r\left(\frac{\pi}{2}-\psi\right)=r'\left(\frac{\pi}{2}-\psi'\right).$$

Führen wir nun hier ebenso wie in Nr. IV. den Winkel $BOA=\frac{\pi}{2}-\psi=\varphi$ und den Winkel $BO'A'=\frac{\pi}{2}-\psi'=\varphi'$ ein, so gibt die letzte Gleichung $\varphi'=\frac{r}{r'}\varphi$, und die beiden andern Gleichungen gehen in folgende über:

$$r-x=(r-r')\cos\varphi+(\omega+r')\cos\left(1-\frac{r}{r'}\right)\varphi$$

$$y=(r-r')\sin\varphi+(\omega+r')\sin\left(1-\frac{r}{r'}\right)\varphi.$$

Wir verlegen ebenso, wie in der genannten Nr. IV., das Coordinatensystem parallel mit sich selbst, sodaß der Anfangspunkt der Coordinaten in den Mittelpunkt O des festen Kreises fällt, wobei wir hier $r-x$ statt x setzen müssen, weil hier die positiven Abscissen nach der untern Seite hin gezählt werden. Ferner wollen wir auch wieder statt die Lage des Punktes P durch dessen Abstand von der Peripherie $PA=\omega$ zu bestimmen, dieselbe jetzt durch die Entfernung vom Mittelpunkte des rollenden Kreises $PK=nr'$ ausdrücken, sodaß $\omega=(n-1)r'$ wird. Endlich soll die kleinstmögliche Entfernung zwischen O und A', welche man dann erhalten wird, wenn O, A' und O' in einer geraden Linie liegen, durch m_1r bezeichnet werden, sodaß $m_1r=r-2r'$ oder $m_1=1-\frac{2r'}{r}$ wird. Unter diesen Voraussetzungen nehmen die vorigen Gleichungen diese Gestalt an:

$$\left.\begin{aligned}x&=\frac{m_1+1}{2}r\cos\varphi-n.\frac{m_1-1}{2}r\cos\frac{m_1+1}{m_1-1}\varphi\\ y&=\frac{m_1+1}{2}r\sin\varphi-n.\frac{m_1-1}{2}r\sin\frac{m_1+1}{m_1-1}\varphi\end{aligned}\right\}\;\ldots\ldots(32)$$

welche beide Gleichungen zusammengenommen die Gleichung jeder innern Kreisepicykloide bilden. Man müßte eigentlich aus ihnen noch zuerst den Winkel φ heraus eliminiren, um eine einzige Gleichung der gesuchten Curve zu erhalten. Da aber diese Gleichungen (32) vollkommen mit den obigen Gleichungen IV, 18 übereinstimmen, wenn man nur statt des dortigen $m = 1 + \frac{2r'}{r}$ hier $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r}$, d. h. $-r'$ statt r' setzt, so wird man alle in den Nummern IV. erhaltenen Formeln für die äußern Kreisepicykloiden unmittelbar auf die innern Kreisepicykloiden anwenden können, wenn man nur für das dortige m hier das ebengenannte m_1 einführt. Für die in den vorigen Formeln vorkommenden Größen m' und m'' hat man hier m_1' und m_1'' zu setzen, welche dadurch definirt werden, daß:

$$\sqrt{m_1'} = \frac{m_1 + 1}{2} + n . \frac{m_1 - 1}{2}$$

und

$$\sqrt{m_1''} = \frac{m_1 + 1}{2} - n . \frac{m_1 - 1}{2}$$

wird.

Hiernach gehen die Gleichungen (19), (20), (23), (24) aus Nr. IV. in folgende über:

$$\lambda = m_1 . \text{arc}\left[\text{tang} = \sqrt{\frac{\mu - m_1''}{m_1' - \mu}}\right] - \text{arc}.\left[\text{tang} = \sqrt{\frac{m_1'}{m_1''}} . \sqrt{\frac{\mu - m_1''}{m_1' - \mu}}\right] \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \quad (33)$$

$$\text{arc}\left(\text{tang} = \frac{y}{x}\right) = \left(1 - \frac{2r'}{r}\right).\text{arc}\left[\text{tang} = \sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r-2r')^2-(x^2+y^2)}}\right] - \text{arc}\left[\text{tang} = \left(\frac{\omega+r-2r'}{r-\omega}\right)\sqrt{\frac{(x^2+y^2)-(r-\omega)^2}{(\omega+r-2r')^2-(x^2+y^2)}}\right] \quad (34)$$

$$\frac{d\lambda}{d\mu} = \frac{m_1 \mu \sqrt{m_1' m_1''}}{2\mu \sqrt{(m_1' - \mu)(\mu - m_1'')}} \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \quad (35)$$

$$\frac{\left[y - x\frac{dy}{dx}\right]^2}{1 + \left(\frac{dy}{dx}\right)^2} = \frac{[4m_1(x^2+y^2) - \{(m_1+1)^2 - (m_1-1)^2 n^2\} r^2]^2}{8(m_1^2 - 1)[2(x^2+y^2) - \{(m_1+1) - (m_1-1)n^2\} r^2]} \quad \ldots \ldots \ldots \quad (36)$$

worin die Größen x und y mit λ und μ ebenso verbunden sind, als dort, daß nämlich

$$x = \sqrt{\mu} . r\cos\lambda$$

und

$$y = \sqrt{\mu} . r\sin\lambda$$

ist. — Die Gleichungen (33) und (34) sind endliche Gleichungen und (35) und (36) Differentialgleichungen für jede innere Kreisepicykloide.

Gehen wir wieder zu einzelnen Fällen über, indem wir specielle Verhältnisse zwischen den Radien beider Kreise annehmen, so finden wir Folgendes:

a) **Wenn der Radius des rollenden Kreises gleich dem des festen ist.** Man setzt also $r' = r$, wodurch $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r} = -1$ wird. Dadurch gehen aber die Gleichungen (32) in diese über

$$x = nr,$$
$$y = 0,$$

d. h. man erhält nur einen einzigen Punkt, oder es findet gar kein Rollen statt.

b) **Wenn der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist, als der des festen.** Hier hat man $r' = \frac{1}{2}r$, also $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r} = 0$. Dadurch werden die Gleichungen (32)

$$x = \frac{1+n}{2} r\cos\varphi,$$

$$y = \frac{1-n}{2} r\sin\varphi,$$

woraus sich ergibt:

$$\frac{x^2}{\left(\frac{1+n}{2}\right)^2 r^2} + \frac{y^2}{\left(\frac{1-n}{2}\right)^2 r^2} = 1 \quad \ldots \ldots \quad (37)$$

d. h. man erhält eine Ellipse, deren halbe große Axe $= \frac{1+n}{2} r$ und deren halbe kleine Axe $= \frac{1-n}{2} r$ ist.

c) **Wenn der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß, als der des festen ist.** Man hat $r' = 2r$, also $m_1 = 1 - \frac{2r'}{r} = -3$. Mithin werden die Gleichungen (32)

$$x = -r\cos\varphi + 2nr\cos\tfrac{1}{2}\varphi$$
$$y = -r\sin\varphi + 2nr\sin\tfrac{1}{2}\varphi.$$

Diese beiden Gleichungen quadrirt und addirt geben:

$$\cos\tfrac{1}{2}\varphi = \frac{(1+4n^2)r^2 - (x^2+y^2)}{4nr^3},$$

was in die erste der beiden vorigen Gleichungen eingesetzt diese in folgende umwandelt:

$$(x^2+y^2)^2 - 2(1+2n^2)r^2(x^2+y^2) + 8n^2r^3x$$
$$+ (1-4n^2)r^4 = 0 \quad \ldots \ldots \ldots \ldots \quad (38)$$

welches die algebraische Gleichung der gesuchten Epicykloide ist.

Setzt man hierin, um die Durchschnittspunkte der Curve mit der XAxe zu erhalten, $y = 0$, so wird sie:

$$x^4 - 2(1+2n^2)r^2x^2 + 8n^2r^3x + (1-4n^2)r^4 = 0$$

oder

$$[x - (2n-1)r].[x + (2n+1)r].[x - r]^2 = 0,$$

es gibt also solcher Durchschnittspunkte drei.

Setzt man dagegen in Gleichung (38): $x = 0$, so erhält man als entsprechende Werthe für y:

$$y = r\sqrt{[1 + 2n^2 + 2n\sqrt{2 + n^2}]}$$
$$y = -r\sqrt{[1 + 2n^2 + 2n\sqrt{2 + n^2}]}$$
$$y = r\sqrt{[1 + 2n^2 - 2n\sqrt{2 + n^2}]}$$
$$y = -r\sqrt{[1 + 2n^2 - 2n\sqrt{2 + n^2}]},$$

d. h. im Allgemeinen vier Durchschnittspunkte mit der YAxe, von denen aber die beiden letztern imaginär sind, wenn $n > \frac{1}{2}$ ist, wie es sich unmittelbar ergibt, wenn man sie folgender Weise schreibt:

$$y = \pm r\sqrt{[1 + 2n^2 \sqrt{(1 + 2n^2)^2 + 4(n^2 - \tfrac{1}{4})}]}.$$

Die Gleichung (38) gibt:

$$y = \pm r\sqrt{\left[1 + 2n^2 - \frac{x^2}{r^2} \pm 2n\sqrt{2 + n^2 - \frac{2x}{r}}\right]},$$

und diese nach einmaliger Differentiation:

$$\frac{dy}{dx} = \pm \frac{-\frac{x}{r}\sqrt{2 + n^2 - \frac{2x}{r}} \pm n}{\sqrt{2 + n^2 - \frac{2x}{r}} \cdot \sqrt{1 + 2n^2 - \frac{x^2}{r^2} \pm 2n\sqrt{2 + n^2 - \frac{2x}{r}}}}.$$

Dieser Differentialquotient wird unendlich für $x = (1 + \frac{1}{2}n^2)r$, wozu $y = \pm nr\sqrt{1 - \frac{1}{4}n^2}$ gehört, ebenso auch für $x = (2n - 1)r$ und für $x = -(2n + 1)r$, zu welchen beiden Werthen $y = 0$ gehört. Diese Coordinaten liefern also maxima in Bezug auf die YAxe.

Der Differentialquotient wird ferner $= 0$ für $x = \frac{nr}{4}(n \pm \sqrt{n^2 + 8})$, wozu die Werthe

$$y = \pm r\sqrt{[16 + 8n^2 - 2n^4 \pm 2n(8 - n^2)\sqrt{8 + n^2}]}$$

gehören, welche also maxima in Bezug auf die XAxe liefern.

Er wird endlich $= \frac{0}{0}$ für $x = r$, wenn man im Zähler sowol als im Nenner beim zweiten Gliede das untere Zeichen wählt. Wenn man, um seinen wahren Werth zu bestimmen, die Gleichung (38) zweimal differentiirt, und dann $x = r$ und $y = 0$ setzt, so findet man:

$$\frac{dy}{dx} = \pm\sqrt{\frac{1 - n^2}{n^2}},$$

woraus sich für $n < 1$ ein doppelter Punkt und für $n > 1$ ein beigeordneter Punkt ergibt.

IX. In den vorhergehenden Nummern haben wir die äußern und innern Kreisepicykloiden betrachtet, bei welchen der beschreibende Punkt außerhalb oder innerhalb der Peripherie des rollenden Kreises liegt. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die Epicykloiden, welche entstehen, wenn der beschreibende Punkt in der Peripherie selbst liegt. Diese sollen jetzt näher untersucht werden.

Äußere Kreisepicykloide, bei welcher der beschreibende Punkt in der Peripherie des rollenden Kreises liegt. Es werden für diese Epicykloide offenbar alle Formeln der Nummer IV. gelten, wenn man darin $n = 1$ oder $\omega = 0$ setzt. Die dort eingeführten Hilfsgrößen m' und m'' erhalten hier die Bedeutung $\sqrt{m'} = m$, $\sqrt{m''} = 1$, während $m = \frac{2r'}{r} + 1$ bleibt. Man erhält daher als Gleichung der gesuchten Curve: entweder

$$\left.\begin{aligned} x &= \frac{m+1}{2} r\cos\varphi - \frac{m-1}{2} r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi \\ y &= \frac{m+1}{2} r\sin\varphi - \frac{m-1}{2} r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots \quad (39)$$

oder

$$\lambda = m.\mathrm{arc}\left(\mathrm{tang} = \sqrt{\frac{\mu - 1}{m^2 - \mu}}\right) - \mathrm{arc}\left(\mathrm{tang} = m\sqrt{\frac{\mu - 1}{m^2 - \mu}}\right) \quad (40)$$

oder

$$\frac{d\lambda}{d\mu} = \frac{m}{2\mu}\sqrt{\frac{\mu - 1}{m^2 - \mu}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (41)$$

wo λ und μ durch die Gleichungen

$$x = \sqrt{\mu} \,.\, r\cos\lambda$$
$$y = \sqrt{\mu} \,.\, r\sin\lambda$$

erklärt werden.

Wenn man die Gleichungen (39) in Bezug auf φ differentiirt und dann ihre Quadrate addirt, so erhält man:

$$\left(\frac{dx}{d\varphi}\right)^2 + \left(\frac{dy}{d\varphi}\right)^2 = \left(\frac{ds}{d\varphi}\right)^2 = (m + 1)^2 r^2 \sin^2 \frac{1}{m - 1}\varphi$$

oder

$$s = \int_0^\varphi (m + 1) r \sin\frac{1}{m - 1}\varphi . d\varphi = (m^2 - 1) r . \left[1 - \cos\frac{1}{m - 1}\varphi\right];$$

und wenn man die Gleichungen (39) gradezu quadrirt und addirt, so ergibt sich:

$$\cos\frac{2}{m - 1}\varphi = \frac{\left(\frac{m+1}{2}\right)^2 r^2 + \left(\frac{m-1}{2}\right)^2 r^2 - (x^2 + y^2)}{2.\left(\frac{m+1}{2}\right)\left(\frac{m-1}{2}\right) r^2},$$

und hieraus:

$$\cos\frac{1}{m - 1}\varphi = \sqrt{\frac{m^2 r^2 - (x^2 + y^2)}{(m^2 - 1) r^2}},$$

wodurch der Ausdruck für den Bogen s folgender wird:

$$s = r\sqrt{m^2 - 1}\left[\sqrt{m^2 - 1} - \sqrt{m^2 - \left(\frac{x^2 + y^2}{r^2}\right)}\right] \quad (42)$$

Dieses ist also die Länge des Bogens AP (Fig. X.), wenn die Coordinaten des Punktes P, x und y sind. Derselbe läßt sich aber noch in Beziehung zu gewissen Linien der Figur bringen. Wenn man nämlich die Centrallinie beider Kreise bis zur Peripherie des rollenden Kreises, bis C, verlängert und diesen Punkt C mit dem beschreibenden Punkt P verbindet, so wird $\overline{PC} = 2r' \cos PCO$. Zieht man ferner PO, so wird im Dreieck PQO: $\overline{PO} = \sqrt{x^2 + y^2}$ und im Dreieck POC: $\overline{PO} = \sqrt{(r + 2r')^2 + \overline{PC}^2 - 2(r + 2r').\overline{PC}.\cos PCO}$. Setzt man hierin den Werth $\cos PCO = \frac{\overline{PC}}{2r'}$ und vergleicht beide Werthe von $\overline{PO}$, so ergibt sich:

$$PC = r\sqrt{\frac{r'}{r+r'}\sqrt{\left(1+\frac{2r'}{r}\right)^2-\left(\frac{x^2+y^2}{r^2}\right)}},$$

oder da $\frac{2r'}{r}+1=m$, also $r'=\frac{m-1}{2}r$ ist, so wird:

$$PC = r.\sqrt{\frac{m-1}{m+1}\sqrt{m^2-\left(\frac{x^2+y^2}{r^2}\right)}},$$

und hierdurch geht der obige Ausdruck (42) in folgenden über:

$$s=(m+1)[(m-1)r-PC].$$

Wenn aber M denjenigen Punkt der Epicykloide bedeutet, der am weitesten vom Mittelpunkte des festen Kreises entfernt ist, so wird ja nach Nr. IV. MO = mr, also MU = (m — 1) r und MV = (m + 1) r, mithin wird der endliche Ausdruck des Bogens:

$$AP=\frac{MV}{OV}.[MU-PC] \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (43)$$

Denken wir uns den beschreibenden Punkt P bis nach M gekommen, so wird hier offenbar $x^2+y^2=m^2r^2$, man erhält also aus (42)

$$arc.APM=(m^2-1)r$$

oder

$$=\frac{MU.MV}{OV}.$$

Der Bogen APM ist aber offenbar die Hälfte der ganzen Epicykloide; es wird also die Länge der ganzen Curve, welche durch eine vollständige Umwälzung des rollenden Kreises erzeugt wird, sein:

$$APMN=2(m^2-1)r=2.\frac{MU.MV}{OV} \quad \ldots \quad (44)$$

Um den Flächeninhalt des von der Curve begrenzten Raumes zu bestimmen, wählen wir die Polarcoordinaten PO $=\sqrt{\mu}.r$ und $\angle POQ=\lambda$. Dann wird bekanntlich:

$$area.POA=\tfrac{1}{2}r^2\int_0^\lambda \mu.d\lambda,$$

oder da aus (41) $\frac{d\lambda}{d\mu}=\frac{m}{2\mu}\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}$ war:

$$area\,POA=\tfrac{1}{2}mr^2\int_r^\mu\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}.d\mu$$

$$=\tfrac{1}{2}m(m^2-1)r^2.arc\left(tang=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right)-\tfrac{1}{2}mr^2\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)} \quad (45)$$

oder auch, wenn man das Dreieck

$$OBP=\frac{r^2}{2(m+1)}\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)}$$

dazu addirt und den Kreisausschnitt

$$AOB=\frac{m-1}{2}r^2arc\left(tang=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right)$$

davon subtrahirt:

$$area\,ABPA=(m+2)\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2arc\left(tang=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right)$$
$$-\frac{(m+2)(m-1)r^2\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)}}{4(m+1)}.$$

Auch diese Fläche läßt sich mit einer andern Fläche in der Figur vergleichen. Es ist nämlich in dem Dreieck POK, in welchem PO $=\sqrt{x^2+y^2}$ ist:

$$\cos PKO=\frac{(r+r')^2+r'^2-(x^2+y^2)}{2r'(r+r')},$$

also wenn man berücksichtigt, daß $x^2+y^2=\mu r^2$ und $m=\frac{2r'}{r}+1$ ist:

$$\cos\tfrac{1}{2}PKO=\sqrt{\frac{m^2-\mu}{m^2-1}}$$

$$\sin\tfrac{1}{2}PKO=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-1}}$$

$$tang\tfrac{1}{2}PKO=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}$$

Nun ist aber der Kreisabschnitt BDPB $=r'^2.\tfrac{1}{2}arc\,BP-r'^2\sin\tfrac{1}{2}PKO\cos\tfrac{1}{2}PKO$, d. h.

$$segm.BDPB=\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2arc\left(tang=\sqrt{\frac{\mu-1}{m^2-\mu}}\right.$$
$$-\frac{(m-1)r^2\sqrt{(\mu-1)(m^2-\mu)}}{4(m+1)}$$

mithin wird der obige Ausdruck der Fläche (45)

$$area\,POA=\frac{m(m+1)}{m-1}.segm.BDPB \quad \ldots \quad (46)$$

oder auch, wenn man will $=\frac{MO.MV}{VO.MU}.segm.BDPB.$

Denkt man sich den Punkt P bis nach M gekommen, so wird $x^2+y^2=m^2r^2$ oder $\mu=m^2$, und segm. BDPB wird dem Halbkreise gleich, also $=\frac{r'^2\pi}{2}$ $=\frac{(m-1)^2r^2\pi}{8}$, mithin

$$area\,APMO=\frac{m(m^2-1)r^2\pi}{8},$$

und hieraus ergibt sich die ganze Fläche der Curve, welche durch eine vollständige Revolution des rollenden Kreises erzeugt wird:

$$area\,OAPMNO=\tfrac{1}{4}m(m^2-1)r^2\pi$$
$$=\tfrac{1}{4}\frac{MO}{VO}.MV.MU.\pi \quad \ldots \quad (47)$$

oder auch

$$area\,APMNUA=(m+2)\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2\pi$$

Um ferner die Normale der Epicykloide zu bestimmen, haben wir die allgemeine Gleichung für die Normale einer Curve

$$\frac{\eta-y}{\xi-x}=-\frac{dx}{dy},$$

worin η und ξ die laufenden Coordinaten der Normale, und y und x die speciellen Coordinaten des Punktes in der Curve bedeuten, für den die Normale bestimmt wird. Wenn wir aber die Coordinaten in der Form (39) wählen, worin φ den Winkel AOK bedeutet, und sie in die Gleichung der Normale einsetzen, so wird diese:

$$\frac{\eta-\frac{m+1}{2}r\sin\varphi+\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi}{\xi-\frac{m+1}{2}r\cos\varphi+\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi}=\frac{\sin\varphi-\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi}{\cos\varphi-\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi}.$$

Da aber dieser Gleichung außer durch die Coordinaten, welche dem Punkt P zukommen, nämlich durch

$$\eta=\frac{m+1}{2}r\sin\varphi-\frac{m-1}{2}r\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

und

$$\xi=\frac{m+1}{2}r\cos\varphi-\frac{m-1}{2}r\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

auch noch durch die Coordinaten des Punktes B, nämlich durch $\eta = r\sin\varphi$ und $\xi = r\cos\varphi$ genügt wird, so ergibt sich, daß die Normale des Punktes P durch den Berührungspunkt beider Kreise geht, oder daß die Sehne PB in der Normale der Epicykloide liegt; und hieraus folgt unmittelbar, daß PC in der Tangente liegt. Es hat also die Epicykloide ihre Tangente und ihre Normale gemeinschaftlich mit dem Kreise, der über der Sehne PB als Durchmesser beschrieben wird.

Um endlich die Evolute der Epicykloide zu bestimmen, nehmen wir wieder die Gleichungen (39), durch deren Differentiation man erhält:

$$\left.\begin{aligned}\frac{dx}{d\varphi}&=\frac{m+1}{2}r.\left[-\sin\varphi+\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi\right]\\ \frac{dy}{dx}\cdot\frac{dx}{d\varphi}&=\frac{m+1}{2}r.\left[\cos\varphi-\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi\right]\end{aligned}\right\}\;\ldots\quad(48)$$

oder wenn man diese durch einander dividirt:

$$\frac{dy}{dx}=\tan g\frac{m}{m-1}\varphi\;\ldots\ldots\ldots\ldots\quad(49)$$

Differentiirt man diese Gleichung nochmals, so wird:

$$\frac{d^2y}{dx^2}=\frac{\frac{m}{m-1}}{\cos^2\frac{m}{m-1}\varphi}\cdot\frac{d\varphi}{dx}=\frac{m}{(m^2-1)r\cos^3\frac{m}{m-1}\varphi\sin\frac{1}{m-1}\varphi}\quad(50)$$

Setzt man aber diese Werthe in den bekannten Ausdruck für den Krümmungshalbmesser einer Curve:

$$\varrho=\frac{\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]^{\frac{3}{2}}}{\frac{d^2y}{dx^2}},$$

so wird dieser für die Epicykloide:

$$\varrho=\frac{m^2-1}{m}r\sin\frac{1}{m-1}\varphi.$$

Aus der Quadrirung und Addirung der Gleichungen (39) ergibt sich aber

$$\cos\frac{2}{m-1}\varphi=\frac{\left(\frac{m+1}{2}\right)^2r^2+\left(\frac{m-1}{2}\right)^2r^2-(x^2+y^2)}{2\left(\frac{m+1}{2}\right)\left(\frac{m-1}{2}\right)r^2},$$

und hieraus

$$\sin\frac{1}{m-1}\varphi=\sqrt{\frac{x^2+y^2-r^2}{(m^2-1)r^2}},$$

mithin:

$$\varrho=\frac{1}{m}\sqrt{m^2-1}\sqrt{x^2+y^2-r^2}=\frac{r}{m}\sqrt{m^2-1}\sqrt{\mu-1}\qquad(51)$$

Da aber die Sehne $BP = 2r'\sin\frac{1}{2}PKO$

$$\text{oder} = r.\sqrt{\frac{m-1}{m+1}}\cdot\sqrt{\mu-1}$$

ist, so wird auch noch

$$\varrho=\frac{m+1}{m}.BP=\frac{MV}{MO}.BP,$$

oder, wenn E der Mittelpunkt des Krümmungskreises ist, so verhält sich:

$$PE:PB=MV:MO.$$

Wenn nun ferner η und ξ die Coordinaten dieses Mittelpunktes sind, so hat man bekanntlich:

$$\eta=y+\frac{1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2}{\frac{d^2y}{dx^2}}$$

$$\xi=x-\frac{\left[1+\left(\frac{dy}{dx}\right)^2\right]\cdot\frac{dy}{dx}}{\frac{d^2y}{dx^2}},$$

und setzt man hierin die Werthe aus (39), (49) und (50), so findet man:

$$\eta=\frac{m+1}{2}\cdot\frac{r}{m}\sin\varphi-\frac{m-1}{2}\frac{r}{m}\sin\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

$$\xi=\frac{m+1}{2}\cdot\frac{r}{m}\cos\varphi-\frac{m-1}{2}\frac{r}{m}\cos\frac{m+1}{m-1}\varphi$$

welche beide Gleichungen zusammengenommen die Gleichung der Evolute bilden, die, wie ersichtlich ist, wieder eine ähnliche Epicykloide sein wird, für welche der Radius des festen Kreises $=\frac{r}{m}$ und der Radius des rollenden Kreises $=\frac{r'}{m}$ ist.

a) Sind die Radien beider Kreise einander gleich, so entsteht die Fig. XI., deren Gleichung eine algebraische wird. Man erhält dieselbe aus dem Vorhergehenden am einfachsten, wenn man in der Gleichung (26) der Nummer V, $n = 1$ setzt, nämlich:

$$(x^2+y^2)^2-6r^2(x^2+y^2)+8r^3x-3r^4=0\quad..\quad(52)$$

Von dieser Curve gilt im Allgemeinen dasselbe, was von der dortigen Fig. VI. galt, nur daß der dortige Doppelpunkt N hier ein Rückkehrpunkt A wird. Sie ist die Gleichung der unter dem Namen Cardioide bekannten Curve.

b) Wenn der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist, als der des festen, so entsteht die Fig. XII., deren algebraische Gleichung man dadurch erhält, daß man

in Nr. VI, 29 für n den Werth 1 einsetzt, wodurch diese wird:

$$(x^2+y^2)^3-3r^2(x^2+y^2)^2-\frac{15}{4}r^4(x^2+y^2)+\frac{27}{4}r^4x^2-r^6=0 \quad (53)$$

Bei dieser Curve sind ebenfalls zwei der dortigen Doppelpunkte in Rückkehrpunkte übergegangen.

c) Wenn der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß ist, als der des festen, so entsteht die Fig. XIII., deren algebraische Gleichung aus Nr. VII, 31 folgt, wenn man darin $n = 1$ setzt, nämlich:

$$(x^2+y^2)^3-30r^2(x^2+y^2)^2+165r^4(x^2+y^2)-216r^4x$$
$$+80r^5=0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (54)$$

Bei dieser Curve geht der eine der dortigen Doppelpunkte, dessen Coordinaten dort $y=0$ und $x=\frac{-3+\sqrt{9+16n^2}}{2}r$ waren und hier $y=0$ und $x=r$ werden, in einen Rückkehrpunkt über.

Innere Kreisepicykloide, bei welcher der beschreibende Punkt in der Peripherie des rollenden Kreises liegt. Wir haben in Nr. VIII. gesehen, daß man alle für die äußern Kreisepicykloiden gefundenen Resultate auf die innern Kreisepicykloiden anwenden kann, wenn man darin nur $-r'$ statt $+r'$, d. h. $m'=1-\frac{2r'}{r}$ statt $m=1+\frac{2r'}{r}$ setzt; man wird also auch unmittelbar aus (39), (40) und (41):

$$\left.\begin{aligned} x&=\frac{m'+1}{2}r\cos\varphi-\frac{m'-1}{2}r\cos\frac{m'+1}{m'-1}\varphi \\ y&=\frac{m'+1}{2}r\sin\varphi-\frac{m'-1}{2}r\sin\frac{m'+1}{m'-1}\varphi \end{aligned}\right\} \ldots \quad (55)$$

oder

$$\lambda=m'.\mathrm{arc}\left(\mathrm{tang}=\sqrt{\frac{\mu-1}{m'^2-\mu}}\right)-\mathrm{arc}\left(\mathrm{tang}=m'\sqrt{\frac{\mu-1}{m'^2-\mu}}\right) \quad (56)$$

oder

$$\frac{d\lambda}{d\mu}=\frac{m'}{2\mu}\sqrt{\frac{\mu-1}{m'^2-\mu}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (57)$$

als Gleichung der hier gesuchten innern Kreisepicykloide erhalten, sowie auch die übrigen unter (42) bis (51) gefundenen Resultate, unter der genannten Umwandlung des m in m′ hier ihre Gültigkeit haben.

α) Wenn der Radius des rollenden Kreises gleich dem des festen Kreises ist, so wird $r'=r$, $m'=1-\frac{2r'}{r}=-1$, also werden die Gleichungen (55):

$$x=r$$
$$y=0,$$

d. h. man erhält nur einen einzelnen Punkt.

β) Wenn der Radius des rollenden Kreises halb so groß ist als der des festen, so wird $r'=\frac{1}{2}r$, $m'=1-\frac{2r'}{r}=0$, also werden die Gleichungen (55):

$$x=r\cos\varphi$$
$$y=0,$$

d. h. man erhält eine gerade Linie und zwar denjenigen Durchmesser des festen Kreises, der zur XAxe angenommen wurde.

γ) Wenn der Radius des rollenden Kreises doppelt so groß ist, als der des festen, so wird $r'=2r$, $m'=1-\frac{2r'}{r}=-3$, also werden die Gleichungen (55):

$$x=-r\cos\varphi+2r\cos\tfrac{1}{2}\varphi$$
$$y=-r\sin\varphi+2r\cos\tfrac{1}{2}\varphi.$$

Quadrirt und addirt man diese, so findet man:

$$\cos\tfrac{1}{2}\varphi=\frac{5r^2-(x^2+y^2)}{4r^2},$$

und dieser Werth in den Ausdruck für x eingesetzt, gibt:

$$(x^2+y^2)^2-6r^2(x^2+y^2)+8r^3x-3r^4=0 \quad (58)$$

welche Gleichung vollkommen mit der Gleichung (52) übereinstimmt und also dieses merkwürdige Resultat liefert: Wenn ein Kreis auf einem andern Kreise von gleichem Radius außerhalb rollt, so beschreibt ein Punkt in der Peripherie des beweglichen Kreises dieselbe Curve, als ein Punkt in der Peripherie eines Kreises von doppeltem Radius, der auf dem festen Kreise so fortrollt, daß der letztere den andern von Innen berührt.

X. In den vorhergehenden Nummern IV. bis IX. haben wir nur solche Epicykloiden behandelt, welche durch das Rollen eines Kreises auf einem andern Kreise entstehen. Das Nächstliegende würde nun sein, diejenigen Curven zu untersuchen, welche entstehen, wenn irgend ein Kegelschnitt auf irgend einem andern Kegelschnitt gewälzt wird. Dieses führt aber meistentheils zu sehr unbequemen oder uneleganten Resultaten; weßhalb hier nur die einzelnen wenigen Fälle angeführt werden sollen, in welchen das Ergebniß ein leicht zu übersehendes ist. Dieses findet zunächst statt:

Wenn die zur Basis dienende Curve eine Ellipse und die darauf rollende Curve ebenfalls eine und zwar der ersten ganz gleiche Ellipse ist, wobei noch die Bedingung erfüllt werden muß, daß, in ihrer ursprünglichen Lage, die Scheitelpunkte der großen Axen beider Ellipsen zusammenfallen.

Um die Curve zu finden, welche ein mit der rollenden Ellipse fest verbundener Punkt beschreibt, gehen wir wieder zu den Gleichungen 1—7 aus Nr. I. zurück. Die dortigen Gleichungen (5) und (6) werden hier:

$$\eta=\sqrt{1-e^2}\sqrt{2a\xi-\xi^2} \text{ und } v=\sqrt{1-e^2}\sqrt{2au-u^2},$$

also die Gleichungen 3) und 4)

$$\frac{\sqrt{1-e^2}.(a-\xi)}{\sqrt{2a\xi-\xi^2}}=\mathrm{tang}\psi \text{ und } \frac{\sqrt{1-e^2}.(a-u)}{\sqrt{2au-u^2}}=\mathrm{tang}\psi',$$

woraus:

$$\xi=a-\frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}, \text{ also } \eta=\frac{a(1-e^2)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}.$$

und

$$u=a-\frac{a\sin\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}, \text{ also } v=\frac{a(1-e^2)\cos\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}$$

wird.

Hier ist überall bei dem Wurzelzeichen nur das eine Vorzeichen gewählt, weil das andere Zeichen durch die

Annahme eines passenden Werthes für ψ ersetzt werden kann.

Die Gleichung (7) wird hier:

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} \frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}} \cdot d\psi = \int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} \frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}} d\psi,$$

woraus $\psi = \psi'$ folgt. Es gehen also die beiden Gleichungen (1) und (2) in folgende über:

$$x = -a + \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} - \omega\cos(\varepsilon+2\psi) + \frac{a(1-e^2)\cos\psi\sin2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}$$
$$-\left(a - \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right)\cos2\psi$$
$$y = \frac{a(1-e^2)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} + \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + \frac{a(1-e^2)\cos\psi\cos2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}$$
$$+\left(a - \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right)\sin2\psi,$$

oder:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos(\varepsilon+2\psi) - 2a\sin\psi^2 + 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \\ y &= \omega\sin(\varepsilon+2\psi) - 2a\sin\psi\cos\psi + 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \end{aligned}\right\} \quad (59)$$

und diese beiden Gleichungen zusammengenommen bilden die Gleichung der gesuchten Curve. Aus der Form dieser Gleichungen ist leicht ersichtlich, daß sie nur dann durch Elimination des Winkels ψ zu einer irgend brauchbaren endlichen Gleichung führen werden, wenn man dem ω und dem ε passende Werthe beilegt, d. h. wenn man dem beschreibenden Punkte P eine besonders passende Lage gibt. Wir wollen nur die Curven untersuchen, welche entstehen, wenn der beschreibende Punkt in der großen Axe der beweglichen Ellipse liegt, wobei also $\varepsilon = 0$ ist; und zwar

a) Wenn der beschreibende Punkt der Scheitelpunkt der großen Axe in der rollenden Ellipse ist. In diesem Falle hat man $\omega = 0$ zu setzen und dann kann man die Gleichungen (59) so schreiben:

$$x + 2a = 2a\cos\psi^2 + 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}$$
$$y = -2a\sin\psi\cos\psi + 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und addirt, so ergibt sich

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{x^2+4ax+y^2}}{2a\sqrt{1-e^2}},$$

welcher Werth in die erste Gleichung eingesetzt, diese in folgende umwandelt:

$$y^4 + 2[x^2+2ax-2a^2(1-e^2)]y^2 + x^2(x+4a) = 0 \quad (60)$$

welches die Gleichung der gesuchten Curve ist.

b) Wenn der beschreibende Punkt ein Brennpunkt der rollenden Ellipse ist. In diesem Falle setze man $\omega = a(1-e)$, dann werden die Gleichungen (59)

$$x + a + ae = 2ae\cos\psi^2 + 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2},$$
$$y = -2ae\sin\psi\cos\psi + 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Die Summe der Quadrate hiervon gibt:

$$(x+a+ae)^2 + y^2 = 4a^2 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (61)$$

als Gleichung der gesuchten Curve, welche einen Kreis darstellt, dessen Mittelpunkt der vom Anfangspunkte entfernteste liegende Brennpunkt der festen Ellipse und dessen Radius gleich der großen Axe derselben ist.

c) Wenn der beschreibende Punkt der Mittelpunkt der rollenden Ellipse ist. Hier muß man $\omega = a$ setzen, wodurch die Gleichungen (59) diese werden:

$$x + a = 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}$$
$$y = 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Hieraus findet sich:

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{3a^2-x^2-2ax-y^2}}{2ae},$$

welches in den Ausdruck für y eingesetzt, zur Gleichung der gesuchten Curve gibt:

$$y^4 + 2[x^2+2ax-a^2+2a^2e^2]y^2 + (x+a)^2(x-a)(x+3a)$$
$$= 0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (62)$$

XI. Wenn die zur Basis dienende Curve eine Parabel und die darauf rollende Curve ebenfalls eine und zwar der ersten gleiche Parabel ist, während in der ursprünglichen Lage die Scheitelpunkte beider Curven zusammenfallen.

Wir gehen hier, wie bei der vorigen Nummer, auf die Gleichungen 1—7 aus Nr. I. zurück. Die Gleichungen (5) und (6) werden im vorliegenden Falle:

$$\eta = \sqrt{2p\xi} \quad \text{und} \quad v = \sqrt{2pu},$$

wobei wir wieder der Bequemlichkeit wegen nur das positive Vorzeichen wählen, weil das andere zu denselben Endgleichungen führt.

Mit Hilfe dieser Werthe werden die Gleichungen (3) und (4)

$$\sqrt{\frac{p}{2\xi}} = \operatorname{tang}\psi \quad \text{und} \quad \sqrt{\frac{p}{2u}} = \operatorname{tang}\psi',$$

mithin

$$\xi = \frac{p.\cos\psi^2}{2\sin\psi^2}, \quad \text{also} \quad \eta = \frac{p.\cos\psi}{\sin\psi},$$

und

$$u = \frac{p.\cos\psi'^2}{2.\sin\psi'^2}, \quad \text{also} \quad v = \frac{p.\cos\psi'}{\sin\psi'}.$$

Die Gleichung (7) wird hier:

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} \frac{1}{\sin\psi^3} d\psi = \int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} \frac{1}{\sin\psi^3} d\psi,$$

woraus $\psi' = \psi$ folgt. Es gehen also die beiden Gleichungen (1) und (2) in folgende über:

$$x = -\frac{p.\cos\psi^2}{2\sin\psi^2} - \omega\cos(\varepsilon+2\psi) + \frac{p.\cos\psi.\sin2\psi}{\sin\psi}$$
$$+ \frac{p.\cos\psi^2.\cos2\psi}{2.\sin\psi^2}$$
$$y = \frac{p.\cos\psi}{\sin\psi} + \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + \frac{p.\cos\psi.\cos2\psi}{\sin\psi}$$
$$-\frac{p.\cos\psi^2.\sin2\psi}{2.\sin\psi^2}$$

oder

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos(\varepsilon+2\psi) + p\cos\psi^2 \\ y &= \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + \frac{p\cos\psi^3}{\sin\psi} \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots \quad (63)$$

und diese beiden Gleichungen zusammengenommen bilden die Gleichung der gesuchten Curve. Man sieht auch hier leicht, daß man nur dann, wenn ε und ω passende Werthe erhalten, zu brauchbaren Resultaten kommt. Wir nehmen wieder an, daß der beschreibende Punkt in der Axe der beweglichen Parabel liege, wodurch also $\varepsilon = 0$ wird.

Die Gleichungen (63) werden aber für $\varepsilon = 0$:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos 2\psi + p\cos\psi^2 \\ y &= \omega\sin 2\psi + \frac{p\cos\psi^3}{\sin\psi} \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots\ldots \quad (64)$$

Die erste liefert aber:

$$\cos\psi^2 = \frac{x-\omega}{p-2\omega}, \text{ also } \sin\psi^2 = \frac{p-\omega-x}{p-2\omega},$$

und wenn man den Werth für y unter dieser Form schreibt:

$$y = [2\omega\sin\psi^2 + p\cos\psi^2]\frac{\cos\psi}{\sin\psi}$$

und die gefundenen Werthe von $\cos\psi$ und $\sin\psi$ einsetzt, so erhält man:

$$y = (x+\omega)\sqrt{\frac{x-\omega}{p-\omega-x}} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (65)$$

welches die Gleichung der gesuchten Curve ist.

Man kann hier aber noch speciellere Fälle unterscheiden, und zwar:

a) Wenn der beschreibende Punkt im Scheitel der rollenden Parabel liegt. Hierbei wird $\omega = 0$, also die Gleichung (65):

$$y = x\sqrt{\frac{x}{p-x}},$$

oder

$$x^3 = (p-x)y^2 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (66)$$

welches die bekannte Gleichung der Cissoide des Diokles ist.

b) Wenn der beschreibende Punkt im Brennpunkte der rollenden Parabel liegt. Hierbei wird $\omega = \frac{p}{2}$ und setzt man diesen Werth in die Gleichungen (64), so erhält man:

$$\left.\begin{aligned} x &= \frac{p}{2} \\ y &= p.\mathrm{cotang}\,\psi \end{aligned}\right\} \quad \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \quad (67)$$

d. h. die Gleichung einer geraden Linie, die in einer Entfernung $= \frac{p}{2}$ vom Anfangspunkte der Coordinaten senkrecht auf der XAxe steht, oder mit andern Worten die im Brennpunkte der rollenden Parabel in ihrer ursprünglichen Lage senkrecht auf ihrer Axe steht.

XII. Wenn die zur Basis dienende Curve eine Hyperbel und die auf ihr rollende Curve ebenfalls eine und zwar ihr gleiche Hyperbel ist, während in ihrer ursprünglichen Lage die Scheitelpunkte beider Curven zusammenfallen.

Wenn man hier wieder zu den Gleichungen 1—7 aus Nr. I. zurückgeht, so werden die Gleichungen (5) und (6)

$$\eta = \sqrt{e^2-1}\sqrt{2a\xi+\xi^2} \text{ und } v = \sqrt{e^2-1}\sqrt{2au+u^2},$$

also die Gleichungen (3) und (4)

$$\frac{\sqrt{e^2-1}.(a+\xi)}{\sqrt{2a\xi+\xi^2}} = \mathrm{tang}\,\psi \text{ und } \frac{\sqrt{e^2-1}.(a+u)}{\sqrt{2au+u^2}} = \mathrm{tang}\,\psi',$$

woraus

$$\xi = -a + \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}, \text{ also } \eta = \frac{a(e^2-1)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}},$$

und

$$u = -a + \frac{a\sin\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}, \text{ also } v = \frac{a(e^2-1)\cos\psi'}{\sqrt{1-e^2\cos\psi'^2}}$$

wird.

Auch hier ist aus denselben Gründen, wie in den beiden vorigen Nummern, nur das eine Vorzeichen bei der Wurzelgröße gewählt.

Die Gleichung (7) wird hier:

$$\int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi} \frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}}\,d\psi = \int_{\frac{\pi}{2}}^{\psi'} \frac{1}{(1-e^2\cos\psi^2)^{\frac{1}{2}}}\,d\psi,$$

woraus $\psi = \psi'$ folgt. Es werden also die beiden Gleichungen (1) und (2) in folgende übergehen:

$$x = a - \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} - \omega\cos(\varepsilon+2\psi) + \frac{a(e^2-1)\cos\psi\sin 2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}$$
$$+\left(-a + \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right).\cos 2\psi,$$

$$y = \frac{a(e^2-1)\cos\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}} + \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + \frac{a(e^2-1)\cos\psi\cos 2\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}$$
$$-\left(-a + \frac{a\sin\psi}{\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}}\right).\sin 2\psi,$$

oder:

$$\left.\begin{aligned} x &= -\omega\cos(\varepsilon+2\psi) + 2a\sin\psi^2 - 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \\ y &= \omega\sin(\varepsilon+2\psi) + 2a\sin\psi\cos\psi - 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2} \end{aligned}\right\} \quad (68)$$

Diese beiden Gleichungen zusammengenommen bilden die Gleichung der gesuchten Curve; um aber auch hier nur die einfachsten und übersichtlichsten Resultate zu berücksichtigen, geben wir wieder dem ω und ε specielle Werthe, und zwar dergestalt, daß der beschreibende Punkt zwar immer in der ersten Axe der rollenden Hyperbel liegt, wobei also $\varepsilon = 0$ oder $= 180°$ ist, aber an besondern Stellen, nämlich:

a) Wenn der beschreibende Punkt der erste Scheitelpunkt der beweglichen Hyperbel ist, unter welchem Namen hier derjenige Scheitelpunkt verstanden werden soll, welcher beim Anfange der Bewegung mit dem Scheitelpunkte der festen Hyperbel zusammenfällt. Man hat in diesem Falle $\varepsilon = 0$ und $\omega = 0$ und es werden sich die Gleichungen (68) so schreiben lassen:

$$2a - x = 2a\cos\psi^2 - 2a\sin\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}$$
$$y = 2a\sin\psi\cos\psi - 2a\cos\psi\sqrt{1-e^2\cos\psi^2}.$$

Wenn man diese Gleichungen quadrirt und addirt, so ergibt sich:

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{4ax - x^2 - y^2}}{2a\sqrt{e^2 - 1}},$$

welcher Werth in die erste Gleichung eingesetzt, diese in folgende umwandelt:

$$y^4 + 2[x^2 - 2ax + 2a^2(e^2 - 1)]y^2 - x^3(4a - x) = 0 \quad (69)$$

welches die Gleichung der gesuchten Curve ist.

b) Wenn der beschreibende Punkt, der dem Scheitelpunkte der festen Hyperbel zunächst liegende Brennpunkt der beweglichen Hyperbel ist. Hier ist $\varepsilon = 0$ und $\omega = a(e - 1)$, wodurch die Gleichungen (68) werden:

$$x - a(1 + e) = -2ae\cos\psi^2 - 2a\sin\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2}$$
$$y = 2ae\sin\psi\cos\psi - 2a\cos\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2},$$

und wenn man diese quadrirt und addirt, so findet man:

$$[x - a(1 + e)]^2 + y^2 = 4a^2 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (70)$$

d. h. die Gleichung eines Kreises, dessen Mittelpunkt der zweite Brennpunkt der beweglichen Hyperbel und dessen Radius die erste Axe derselben ist.

c) Wenn der beschreibende Punkt der Mittelpunkt der Hyperbel ist. Hier muß man $\varepsilon = 180°$ und $\omega = a$ setzen, wodurch die Gleichungen (68) diese werden:

$$x - a = -2a\sin\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2}$$
$$y = -2a\cos\psi\sqrt{1 - e^2\cos\psi^2},$$

woraus sich findet:

$$\cos\psi = \frac{\sqrt{3a^2 - x^2 + 2ax - y^2}}{2ae}.$$

Dieser Werth in den Ausdruck für y eingesetzt, gibt:

$$y^4 + 2[x^2 - 2xa - a^2 + 2a^2e^2]y^2 + (x - a)^2(x + a)(x - 3a) = 0 \quad \ldots\ldots\ldots\ldots \quad (71)$$

als Gleichung der gesuchten Curve.

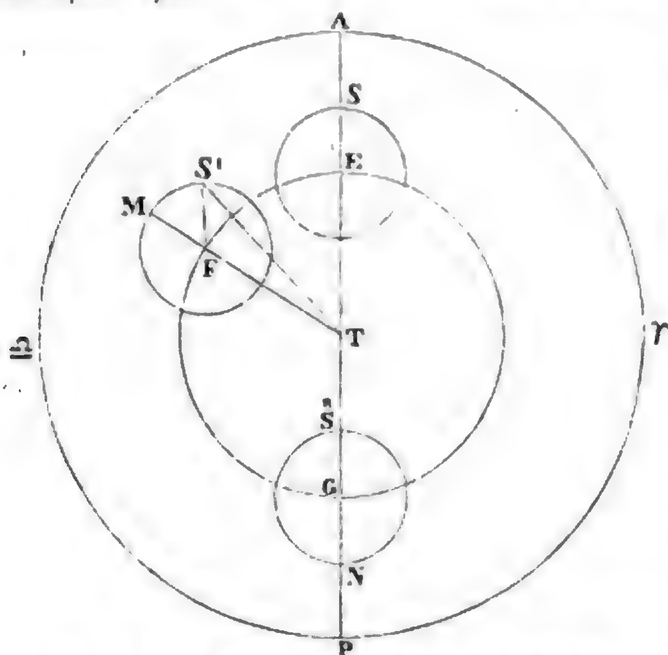
XIII. Die bisher angeführten Epicykloiden, welche durch das Rollen eines Kegelschnittes auf einem ihm congruenten entstanden, dürften wol die beachtenswerthesten sein. Die nähere Untersuchung ihrer Natur müssen wir aber jedem Leser selbst überlassen, weil sich sonst dieser Artikel, mehr als billig, ausdehnen möchte. Ebenso übergehen wir auch die Betrachtung jener Epicykloiden, welche durch das Rollen anderer speciellen Curven auf einander entstehen können.

Auch kann man Epicykloiden untersuchen, die dadurch entstehen, daß ein Kreis auf einem andern rollt, während beide auf der Oberfläche einer Kugel liegen. Dieses ist geschehen von **Hermann** in Comment. Acad. Petrop. T. I. p. 210; ferner von **Joh. Bernoulli**, **Maupertuis**, **Nicole** und **Clairaut** in den Memoiren der pariser Akademie vom Jahre 1732; von **Lexell** in den Actis Petrop. T. III. 1779. p. 49.

Über die gewöhnlichen Epicykloiden sehe man: **Halley** in den Philos. Trans. Nr. 218: **De la Hire** in einer kleinen besondern Sammlung Mémoires de Mathématique et Physique (à Paris 1694); *L'Hôpital*, Analyse des infiniment petits, Nr. 100; *Joh. Bernoulli*, Lect. Hospit. Lect. XXI. *Newtoni* Principia Phil. nat. Prop. 48, 49; *Euleri* Introd. in Annal. Infin. T. II. §. 523. So sehr die hier betrachteten Epicykloiden nur ein rein wissenschaftliches Interesse zu gewähren scheinen, so haben sie doch auch einen wesentlich praktischen Nutzen; denn die Zähne an den Kämmen der Räder, sowie auch die Hebebaumen, welche Hebel bewegen, müssen nach einer Epicykloide geformt sein, wenn die Maschine einen regelmäßigen Gang haben soll. Hierüber sehe man besonders die vorhin angeführte Abhandlung von de la Hire. (*L. A. Sohncke.*)

EPICYKLUS (von Ptolemäus Anomalia und von Copernicus Anomalia commutationis genannt), nennt man in der alten Astronomie einen Kreis, in dessen Peripherie sich ein Planet bewegt, während der Mittelpunkt dieses Kreises sich selbst wieder auf der Peripherie eines andern Kreises bewegt. Man hatte nämlich durch Beobachtungen erkannt, daß die Planeten nach einiger Zeit wieder an demselben Orte am Himmel erschienen, wo sie früher gestanden hatten, woraus man schloß, daß ihre Bahnen in sich selbst zurückkehrende krumme Linien sein müßten. Da nun die alten Griechen den Kreis und die Kugel für die vollkommensten Gestalten hielten, weil in jedem Punkte derselben Anfang, Mittel und Ende zugleich liegen, und da man von dem Grundsatze ausging, daß in der Natur Alles nach den vollkommensten Gesetzen eingerichtet sein müsse, so kam man zu der Annahme, daß die Planeten sich in Kreisen bewegen. Die Erde durfte aber nicht in dem Mittelpunkte dieser präsumirten Kreisbahnen liegen, weil die Beobachtungen gelehrt hatten, daß die Planeten bald näher, bald ferner von der Erde standen. Da man jedoch die Vorstellung festhielt, daß die Erde feststehe und die Planeten sich um dieselbe drehen, so verfiel man, um genannte Erscheinung zu erklären, auf die excentrischen Kreise (circuli excentrici), d. h. man nahm an, daß die Planeten kreisförmige Bahnen durchliefen, deren Mittelpunkte um gewisse Stücke (Excentricitäten) von der Erde entfernt waren. Dieses reichte so ziemlich hin, die Bewegung der Sonne darzustellen, um jedoch den Rücklauf, das Stillstehen und die Rechtläufigkeit der Planeten zu erklären, verfiel man auf die abenteuerlichsten Dinge. Pythagoras hatte schon jedem Planeten einen besondern Himmel gegeben, Eudoxus setzte noch die Planeten an kleinere Sphären, die sich an ihren größern Himmeln herumwälzten (*Aristoteles*, Metaphys. L. XII. c. 8). Apollonius, Hipparch (Comm. in *Aratum*) und Ptolemäus (Almagest) machten die sinnreiche Annahme, daß die Bahnen der Planeten nicht die Excentrici selbst wären, sondern, daß sie sich in Peripherien anderer Kreise bewegten, deren Mittelpunkte auf den Excentricis, die nun Deferentes genannt wurden, bewegten. Diese kleinen Kreise nannte man Epicycli. Wenn man hierdurch noch nicht genau die Bewegung des Planeten erhalten konnte, ging man wol noch weiter, nahm den Epicyclus als neuen circulus deferens an und ließ auf der Peripherie dieses Kreises den Mittelpunkt eines andern Kreises sich bewegen, dessen Peripherie von dem Planeten durchlaufen wurde und der Epicycepicyclus hieß. Bei jedem Planeten waren die Excentricität und die Größe des Epicyclus besonders zu bestimmen.

Auch bei der Sonne nahm man einen Epicyclus an, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Deferens kein excentrischer Kreis war, sondern daß die Erde in seinem Mittelpunkte stand.



Es sei A ♎ P♈ die Ekliptik, in T, dem Mittelpunkte derselben, sei die Erde; dann nahm man, um die Bahn der Sonne darzustellen, einen Kreis EFG als circulus deferens an, der mit der Ekliptik concentrisch ist. Wenn nun in A das Apogaeum der Sonne ist, so befindet sich die Sonne in S auf der Peripherie eines um E beschriebenen Kreises, des epicyclus. Der Mittelpunkt dieses Kreises E bewegt sich nun auf der Peripherie EFG, während die Sonne S sich auf der Peripherie des Epicyklus E bewegt. Beide Bewegungen sind mit einander so verbunden, daß, wenn der Mittelpunkt des Epicyklus in F ist, die Sonne nach S' gekommen ist, wobei $\angle$ MFS' = $\angle$ MTS. Wenn der Mittelpunkt des Epicyklus nach G gekommen ist, so befindet sich die Sonne in S'', man sieht sie also im Perigaeum P. Der Durchmesser der Sonne wird in der Nähe des Apogaeum kleiner erscheinen, als in der Nähe des Perigaeum.

Gegenwärtig ist die Annahme der Epicykel überflüssig geworden, weil man die elliptischen Bahnen der Planeten kennt, wodurch sich die Specialitäten und Irregularitäten in ihren Bewegungen und Gestalten vollständig erklären lassen.

Über die specielle Anwendung der Epicykel auf die einzelnen Planeten sehe man *Purbachii* Theoricae Planetarum, *Wurstisii* Quaestiones, *Moestlini* Epitome Astron. L. 4. (*L. A. Sohncke.*)

EPIDAMNIOS, Ἐπιδάμνιος, ein König der Epidaurier, dessen Töchter den Dienst der Venus in Epidauros einführten. Letztere waren Dienerinnen der Göttin, die ihr bei den geheimen Zusammenkünften mit Adonis hilfreich beistanden; dafür schenkte ihnen die Göttin selbst göttliches Ansehen. Sie wurden daher in Epidauros verehrt, besonders von denen, die nach Geld und Gut trachteten. (*Ptol.* Heph. IV. p. 319.) (*Richter.*)

EPIDAOS, Ἐπιδάος, einer von den zwölf Söhnen des Königs Neleus und der Chloris, also Bruder des Nestor. Im Kriege des Herkules gegen Neleus fiel er mit allen übrigen Brüdern, den Nestor ausgenommen. (*Apollod.* I, 9. 9.) (*Richter.*)

EPIDAURIOS, Ἐπιδαύριος, Beiname des Äskulap (Asklepios) von der Stadt Epidauros. (*Ovid.* Pont. I. El. I, 21.) (*Richter.*)

EPIDAUROS, Ἐπίδαυρος, Sohn des Argolischen Königs Argos und der Evadne, einer Tochter des Strymon, Erbauer der Stadt Epidauros. Seine drei Brüder waren Jasos, Piranthos und Kriasos. (*Apollod.* II, 1, 2. *Paus.* II, 26.) (*Richter.*)

EPIDAURUS — Ἐπίδαυρος — lag an der sogenannten Akte, d. h. der nordöstlichen Küste der Landschaft Argolis und zwar auf dem Isthmos einer Halbinsel, weshalb es auf zwei Seiten einen Hafen hatte und bei Hesychios δίστομος heißt. Zugleich lag es an einem Winkel des saronischen Meerbusens, dessen Umfahrt 15 Stadien betrug (*Strabo* VIII. p. 374). Die Stadt hieß (Strab. a. a. O.) in früherer Zeit, — ein Ausdruck, der sich wahrscheinlich auf die Zeit vor der Dorischen Wanderung bezieht, — Epikaros*), weil sie von Karern bewohnt wurde, für welche Behauptung Strabo den Aristoteles als Gewährsmann angibt. Bei der Dorischen Wanderung in die Peloponnesos nahmen Deiphontes und Agráos, jüngster Sohn des Temenos (*Pausan.* II, 28. VII, 4. Scym. Ch. 532 τῶν δὲ περὶ τὴν ἀκτήν, der aber den Namen Agdos schreibt) Besitz von Epidauros und vertrieben den Prokles, Sohn des Pityreus, welcher vom Xuthos, Jon's Sohn, abstammte. Prokles zog mit vielen vertriebenen Epidauriern ab, wandte sich nach Attika und gründete von dort aus die Jonischen Colonien in Kleinasien. Die Dorier aber, welche Epidauros besetzt hatten, gingen darauf unter Anführung des Triakon (Schol. *Pindar.* Ol. VIII, 39) auch nach Ägina über, vertrieben jedoch die Myrmidonische Bevölkerung der Insel nicht, sondern siedelten sich neben derselben an. Allein Dorische Sitten, Gebräuche und Gesetze wurden auf der Insel herrschend (*Paus.* II, 29. *Herod.* VIII, 46. V, 83. *Strab.* VIII. p. 375). Aber auch nach Kleinasien gingen von Epidauros aus Colonisten mit den Dorischen Auswanderern von Megara (*Herod.* VII, 99. *Strab.* XIV. p. 653). Daher sagt Aristeides (ad Rhodios de concord. T. I. p. 839 *Dindorf*): Ihr seid von Alters her Dorier aus der Peloponnes und habt Herakleiden und Asklepiaden zu euren Stammvätern und Königen gehabt.

Es waren aber Epidaurier namentlich nach Kos gegangen, wie dies auch bestätigt wird durch die Übereinstimmung des Asklepiosdienstes in beiden Orten. Die Metropole dieses Cultes war Trikka in Thessalien. Epidauros scheint erst vermittels der kalaureischen Amphiktyonie durch das minyische Orchomenos den Dienst des As-

*) So hat Casaubonus die Lesart Ἐπίκαυρος emendirt, sich stützend auf Eustath zu Il. II, 561.

klepios erhalten zu haben, denn diese Amphiktyonie bestand schon vor der Dorischen Wanderung und Orchomenos behauptete darin den Vorrang. Daß jedoch durch die Dorische Wanderung die Sage von Asklepios eine Umgestaltung erfuhr, erkennt man aus Pausanias (II, 26 vergl. mit *Apollod.* III, 10, 3. Schol. *Pind.* Pyth. III, 15). Denn seitdem wird Asklepios ein Sohn Apollon's genannt und seine Geburt nach Epidauros verlegt. Auf diese Weise, da die Dorier durch ihre Besitzergreifung der Peloponnes eine größere Bedeutung unter den Hellenen gewannen, wurde Epidauros der zweite Hauptort des Asklepiosdienstes und Apollon erscheint seitdem als Lehrer der Asklepiaden in der Heilkunde.

Das Gebiet des kleinen Staats von Epidauros reichte über die ganze Halbinsel von saronischen zum Argolischen Meerbusen, und scheint nach Skylar (51, 55) an jeder dieser Küsten eine Ausdehnung von 30 Stadien gehabt zu haben. Die Kräfte des Staats lassen sich einigermaßen nach Herodot's Angaben beurtheilen, denn zur Schlacht bei Salamis stellten die Epidaurier zehn Schiffe (*Herod.* VIII, 43), zum Treffen bei Platää 800 Mann Landtruppen (*Herod.* IX, 28). Der Tempel des Asklepios lag fünf Millien von der Stadt entfernt (*Liv.* XLV, 28), und wie man aus Pausanias (II, 26. 27) entnehmen darf, an der Straße nach Argos in einem Thale zwischen den Bergen Titthion und Kynortion.

Die Bildsäule des Gottes war aus Elfenbein und Gold (*Paus.* l. c.), welche, wie es scheint (*Strab.* XII. p. 567) von den Römern nach Rom gebracht wurde. Zu den Umgebungen des Tempels gehörten ein Hain und die Tempel mehrer anderer Gottheiten, sowie eine Anzahl Gebäude, unter denen ein Krankenhaus und ein Theater waren. Auch wird noch einer Rotunde, Tholos genannt, gedacht, an deren Säulen viele Votivtafeln aufgehängt waren von Genesenen, mit Anzeigen der Arzeneimittel, durch welche ihnen geholfen war. Das war nämlich die herrschende Sitte in allen Asklepiostempeln (*Strab.* XII. p. 567. VIII. p. 337). (*L. Zander.*)

EPIDAURUS LIMERA — Ἐπίδαυρος ἡ Λιμηρά. — Diesen Beinamen mag diese Stadt zur Unterscheidung von dem Argolischen Epidauros erhalten haben. Nach Strabo (VIII. p. 368) erhielt der Ort diesen Namen wegen seiner trefflichen Häfen, denn Limera sei aus Limenera abgekürzt. Allein wir finden sonst nur e i n e n Hafen bei dieser Stadt angegeben (*Scylax* 47, vergl. mit *Pausan.* III, 23). Die Gründung der Stadt wird von Epidauros in Argolis hergeleitet (*Paus.* l. c.). Eine Gesandtschaft, welche von diesem Orte nach Kos geschickt wurde, um dahin eine Asklepiosschlange zu bringen, wurde an die lakonische Küste verschlagen; und da die Schlange aus dem Schiffe hinaussprang und sich unweit des Meeres unter die Erde verkroch, so beschloß die Schiffsmannschaft sich dort niederzulassen. Es wurden daher an der Stelle, wo sich die Schlange verborgen hatte, dem Asklepios Altäre erbaut. Man erkennt aus dieser Angabe deutlich, daß Colonialverbindung zwischen den beiden Orten zum Grunde lag. Neben der Stadt erstreckte sich eine Landspitze in die See, welche Minoa hieß, und von Strabo (VIII. p. 368) als eine Feste bezeichnet wird. Dies wird die mit dem Festlande durch eine Brücke verbundene Insel sein, auf welcher jetzt die Stadt Napoli di Malvasia liegt. Bedenkt man diese Lage der Stadt, so möchte es eine große Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß Epidauros zwei Häfen gehabt hat.

Eine dritte Stadt des Namens Epidauros lag an der illyrischen Küste, einige Meilen südlich von Ragusa. Plinius (III, 26, 22) nennt dort ein Epidaurum colonia, Ptolemäus (II, 17) und die Peutinger'sche Tafel ein Epidaurus; allein wir erfahren durch diese Schriftsteller nichts weiter über den Ort. Es mag daher nicht ganz unwahrscheinlich sein, daß die von Polybios (II, 11) im Kriege der Römer mit der illyrischen Königin Teuta im J. 230 vor Chr. Geburt genannte Stadt Arbon an der Stelle der spätern römischen Colonie Epidauros lag. In der nachfolgenden Zeit unter den römischen Kaisern erfahren wir nichts über diesen Ort. Nur über den Untergang der Stadt durch die unaufhörlichen Angriffe der in jene Gegend eingedrungenen Slawen und über die Flucht der Einwohner nach dem im Gebirge liegenden Ort Rausium gibt *Constant. Porphyrog.* De administ. imp. Nachricht. Dadurch erhielt die jetzige Stadt Ragusa ihre Entstehung. (*L. Zander.*)

EPIDELIOS, Ἐπιδήλιος, d. h. der auf Delos Waltende, Beiname des Apollo, unter dem er bei Malea einen Tempel hatte, weil seine Bildsäule daselbst angeschwommen war, die ein Krieger vom Heere des Mithridates, das die Insel Delos geplündert, ins Meer geworfen hatte. (*Richter.*)

EPIDELIUM — Ἐπιδήλιον — war ein Flecken auf der Westküste Lakoniens, nach Pausanias (III, 23) hundert Stadien vom Vorgebirge Malea an der Grenze des Gebiets von Böa. Strabo (VIII. p. 368) nennt dort ein Heiligthum unter dem Namen D e l i o n, welches dem Orte ohne Zweifel den Namen gegeben hatte. Dieser dem Apollon geweihte Tempel war nach Pausanias' Bericht auf folgende Veranlassung erbaut. Als Menophanes, der Feldherr des Königs Mithridates, sich der Insel Delos bemächtigt und dieselbe auf die roheste Weise hatte ausplündern und verwüsten lassen, wurde ein Bildniß des Gottes, ein altes Xoanon, ins Meer geworfen und trieb hinüber an die Westküste Lakoniens. Dort wurde es gefunden und ihm ein Tempel erbaut, neben welchem seitdem ein Flecken entstand. (*L. Zander.*)

EPIDEMIA, Feste, welche dem Apollo zu Ehren gefeiert wurden, theils zu Delphi, um seine Ankunft daselbst und seine Gegenwart in dem dortigen berühmten Tempel zu ehren, theils auch an andern Orten, welche von solchen Personen gefeiert wurden, die glücklich von einer Reise zurückgekommen waren. (*Richter.*)

EPIDEMIE [1]) nennt man im Allgemeinen den Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der orga-

1) *M. A. Florio*, Della natura de' mali epidemici e modo di curargli. (Ferrara 1587.) *T. Farina*, Ortus et occasus morborum epidemicorum. (Rom. 1672. 12.) *Menzer*, Diss. de morbis epidemicis antiquis. (Basil. 1704. 4.) *Saxvall*, An morbi omnes omnibus fiunt temporibus? diss. (Paris 1706. 4.) *Vater*,

nischen Wesen, herbeigeführt durch die Einwirkung der Außenwelt, welches sich zu einer und derselben Zeit oder doch nur in sehr kurzen Zwischenräumen bei einer mehr oder weniger großen Menge derselben in einem bestimmten Raume kund

---

Diss. de morbis epidemicis. (Viteberg. 1717. 4.) *J. Astruc*, De l'origine des maladies épidémiques et principalement de l'origine de la peste, ou l'on explique les causes de la propagation et de la cessation de cette maladie. (Montpellier 1721.) *Jo. Wilh. Albrecht*, praes. *J. A. Fischer*, Diss. de morbis epidemicis 1727. 32 S. 4. *J. Rogers*, An essay on epidemic diseases and particulary on endemial epidemic of Cork etc. (Dublin 1734.) *Clifton Wintringham*, Commentarius nosologicus, morbos epidemicos et aeris mutationes in Urbe Eboracensi locisque vicinis per XX annos grassantes complectens. (London 1739.) The works of the late Clifton Wintringham, now first collected and published entire by his Son *C. Wintringham*. (London 1752. 2 Vol. Cl. Wintringham, Von den endemischen und epidemischen Krankheiten, nebst einem Auszuge seiner übrigen Schriften, übersetzt und herausgegeben von Joh. Ephr. Liezau. 2 Thle. (Berlin 1791.) *Ludolff*, Diss. generales de febribus epidemicis conceptus. (Erford. 1753. 4.) *P. T. Navier*, Diss. sur plusieurs maladies populaires. (Chalons 1753. 12.) *Andr. Nann*, Diss. de variis speciebus morborum epidemicorum atque eorum causa, indole et curatione. (Erford. 1758. 4.) *J. Sims*, Observations on epidemical disorders, with remarks on nervous and malignant fevers. (London 1775.) Jacob Sims, Bemerkungen über epidemische Krankheiten, denen einige Anmerkungen über die nerven- und bösartigen Fieber angehängt worden sind. Aus dem Engl. übersetzt von Jo. Wilh. Möller. (Hamburg 1775.) *J. Sims*, Observations sur les maladies épidémiques, avec remarques sur les fièvres nerveuses et malignes; ouvrage traduit de l'anglais par *M. Jaubert*. (Avignon 1778.) *Meyer Leiser Levi* (*Osann*), De morbis epidemicis diss. (Gotting. 1776. 50 S. 4.) *Lepecq de la Cloture*, Collection d'observations sur les maladies et constitutions épidémiques. 3 Vol. (Paris 1776—1778.) Teutsch: Anleitung für Ärzte nach Hippokratischen Grundsätzen epidemische Krankheiten zu beobachten. (Leipzig 1785.) *Le Brun*, Traité théorique sur les maladies épidémiques, dans lequel on examine s'il est possible de les prévoir et quels seroient les moyens de les prévenir et d'en arrêter les progrès? Ouvrage couronné en 1772 par la faculté de Méd. à Paris. (Paris 1776. 8. 1784. 4.) Teutsch: Theorie über die epidemischen Krankheiten. Aus dem Franz. übersetzt, mit Anmerkungen und einer Abhandlung über die erhaltenden und heilenden Naturkräfte des Menschen versehen, von J. C. F. Leune. (Leipzig 1790.) *Raymond*, Mémoire sur les épidémies, dans lequel on recherche particulièrement quels sont les rapports des maladies épidémiques avec celles qui surviennent en même temps et dans le même lieu, et qu'on appelle intercurrentes; quelles sont leur complications et jusqu'à quel point les complications doivent influer sur leur traitement; couronné par la Soc. royale, in Mém. de l'Acad. roy. An 1780. 1781. (Paris 1785. Vol. IV. p. 36 fg. Einzeln Paris 1785. 4.) *Jean Bénoit Zandyck*, Diss. de morbis epidemicis. (Donay [Derbais] 1786. 26 S. 4.) *de la Porte* et *Vicq d'Azyr*, Reflexions sur les maladies épidémiques et sur le plan, que la Société royale de médecine se propose de suivre dans la redaction de leur histoire, in Histoires et Mémoires de la Soc. royale de Méd. de Paris. An 1786. p. 87 fg. Einzeln Paris 1790. 4. *M. Rosa*, De epidemicis et contagiosis acroasis. (Neapol. 1788.) (*Retz*) Traité des principales maladies qui attaquent les peuples. (Paris 1790. (*F. Fernandez*) Trattado de las epidemias. (Madrid 1794. 4.) Phil. Friedr. Hopfengärtner, Beiträge zur allgemeinen und besondern Theorie der epidemischen Krankheiten. (Frankfurt und Leipzig 1795. 168 S.) *William Webb*, Diss. de morbis epidemicis. (Edinburg. 1796.) *Noah Webster*, A brief history of epidemic and pestilential diseases, with the principal phenomena of the physical world, which precede and accompany them, and observations deduced from the facts stated. 2 Vol. (Hartford. 1799. London 1800.) *Don Joaquin de Villalba*, Epidemiologia Española ó historia cronológica de las pestes, contagios, epidemias y epizootias que han accecido en España desde de la venida de los Cartaginenses hasta el año 1801. Con noticia de algunas otras enfermedades de esta especie que han sufrido los Españoles en otros reynos, y de los Autores nacionales que han escrito sobre esta materia, asi en la peninsula como fuera de ella. II Tom. (Madrid 1802.) *J. F. M. Boyer*, Essai sur les épidémies. (Montpellier 1803. 4.) *M. Rochard*, Progr. d'un cours des maladies épidémiques. (Strasbourg 1804.) G. F. W. Heyne, Etwas über Epidemie und epidemisch, in Hannoverschen Magazin. Jahrg. 1805. S. 117—138. *Th. Hancock*, Diss. de morbis epidemicis. (Edinburg. 1806.) Kritische Blätter für die Gesch. der Epidemien. 1. St. (Rudolstadt 1805.) *Bigeon*, Reflexions sur les épidémies, en reponse à quelques observations critiques sur la lettre relative à l'épidémie observée en l'an XII. (Paris 1806.) *J. Adams*, An Inquiry into the laws of Epidemics. (London 1809.) *F. v. Schraud*, De eo quod est in morbis epidemium. (Viennae 1802. 4.) Fr. Schnurrer, Materialien zu einer allgemeinen Naturlehre der Epidemien und Contagien. (Tübingen 1810.) *Schnurrer*, Materiaux pour servir à une doctrine générale sur les épidémies et la contagion, traduit de l'allemand par *J. C. Gasc* et *Henry Breslau*. (Paris 1815.) *Cl. A. Barray*, Mémoires sur les maladies épidémiques. (Besançon 1813.) W. Knoblauch, Epidemien, oder Annalen der Epidemien, Endemien, Contagien, Constitutionen und des Genius der Krankheiten. 2 Hefte. (Leipzig 1815. 1816.) *Ambr. Laennec*, Considérations générales sur les épidémies. (Paris 1816. 4.) *Ch. Maclean*, On epidemic and pestilential diseases. 2 Vol. (London 1817.) *J. A. F. Ozanam*, Histoire médicale générale et particulière des maladies épidémiques, contagieuses et épizootiques, qui ont regné en Europe depuis les temps les plus reculés et notamment depuis le XIVe siècle jusqu'à nos jours. V Tom. (Paris 1817. II. édit. 1835.) Teutsch: Allgem. und besondere medicinische Gesch. der epidemischen, ansteckenden und epizootischen Krankheiten, die in Europa seit den frühesten Zeiten, besonders seit dem 14. Jahrh., bis auf unsere Tage geherrscht haben. Aus dem Franz. von Dr. H. Brandeis. 1. Bd. (Stuttgart und Tübingen 1820.) *J. B. Traunoy*, Traité élémentaire sur les maladies épidemiques et populaires. (Paris 1819.) *Alex. Morton*, Diss. de febribus epidemicis. (Edinburg. 1822.) *Ant. Bodei*, Questioni di medicina pratico-teorica, tocanti l'origine, la natura ed la terapia de' morbi contagiosi ed epidemici. Vol. I. (Milano 1822.) *F. M. Foderé*, Leçons sur les épidémies et l'hygiène publique faites à la faculté de médecine de Strasbourg. IV Tom. (Paris 1822.) *J. M. Audibert-Caille*, De l'analogie appliquée à l'étude des épidémies et à la determination des méthodes curatives qu'il faut choisir dans les cas douteux. (Montpellier 1823.) Friedrich Schnurrer, Chronik der Seuchen in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen. 2 Thle. (Tübingen 1823—1825.) *Smith*, Elements of the aetiology and philosophy of Epidemics. (New-York 1824.) *N. Chapman*, Thoughts on the causes phenomena and laws of epidemics, with suggestions for their prevention and suppression, in *Chapman*, Philadelph. Journal of med. and physic. Sciences. Vol. VIII. (1824.) p. 352—390. Vol. IX. (1824.) p. 116—140. 376—398. Vol. XII. (1826.) p. 104—117. *L. J. L. Leprieur*, L'homme considéré dans ses rapports avec l'atmosphère, ou nouvelle doctrine des épidémies. 2 Vol. (Paris 1825.) *N. Poutrain*, De morbis epidemicis in genere. (Gandav. 1826. 14. S. 4.) *J. F. Courhaut*, Mémoires sur les maladies épidémiques contagieuses. (Chalons s. S. 1827. 93 S.) Mart. Wilh. Mandt, Praktische Darstellung der wichtigsten ansteckenden Epidemien und Epizootien in ihrer Bedeutung für die medicinische Polizei. (Berlin 1828.) *Risuedo de Amador*, Mémoire sur les constitutions médicales et les épidémies, in Mém. des hôspitaux du Midi. T. II. 1830. p. 174—183, 235

zibt. Insofern wir jedes abnorme Reactionsverhältniß der Organismen im Allgemeinen mit dem Namen Krankheit belegen, wird die Epidemie auch gleichbedeutend mit der epidemischen Krankheit gebraucht, wenngleich richtiger hierdurch die besondere Art des abnormen Reactionsverhältnisses bezeichnet wird. Auf der andern Seite hat man entsprechender das Wort Epidemie auf den Ausdruck des abnormen Reactionsverhältnisses der menschlichen Organismen beschränkt und die epidemische Krankheit als Synonym von Volkskrankheit, wie es auch der Wortbegriff verlangt, betrachtet, während man für das abnorme Reactionsverhältniß bei den Thieren die Benennung Epizootie und bei den Pflanzen, nach Kieser nicht eben passend gebildet, Epiphytozie gebraucht und demgemäß die Lehre von den epidemischen Krankheiten der Menschen Epidemiologie, der Thiere Epizootiologie (unrichtig Epizoonologie), der Pflanzen Epiphytoniologie nennt. Die letztere besteht eigentlich noch gar nicht und auch die beiden übrigen sind eigentlich nur erst in Rudimenten vorhanden, wenngleich Materialien, wenigstens für die Epidemiologie, seit den ältesten Zeiten gesammelt wurden. Der vorzüglichste Begründer der wissenschaftlichen Heilkunde überhaupt, Hippokrates, war auch der Begründer der Lehre von den epidemischen Krankheiten, die er aber nicht von der theoretischen, sondern von der praktischen Seite her zu erfassen suchte. Wie das Hauptmoment der wissenschaftlichen Richtung seiner Zeit darin bestand, die Thatsachen so aufzufassen und darzustellen, daß jeder das ihnen zum Grunde liegende Gesetz selbst aufzufinden im Stande war, wenn er überhaupt das Talent dazu besaß, so ließ auch er sich davon in der Darstellung seiner Beobachtungen über den allgemeinen Bildungsgang der Krankheiten leiten, und wie der Hauptgegenstand jener wissenschaftlichen Richtung zu seiner Zeit in der thatsächlichen Ermittelung des Verhältnisses des Menschen zum großen All, dem Kosmus, bestand, so mußte auch er, getragen von dieser Richtung, nothwendig jenes Verhältniß vom ärztlichen Standpunkte aus in physiologischer wie pathologischer Hinsicht zu ermitteln suchen. Da für ihn aber die Geschichte fast nur leere Blätter darbot, — noch hatte ja keine inhaltsleere Gegenwart den Blick auf die Vergangenheit hingewiesen — so konnte auch er nur der Gegenwart die Beweise für jenes Verhältniß entnehmen, was um so leichter war, da sie eben selbst überreich an beweisenden Facten war; enthüllt ja doch überall selbst die Natur dem sinnigen Forscher ihr Innerstes und sorgt dafür, daß da, wo sie Großes schafft, es nicht an Kundigen fehle, die es zu würdigen wissen. So wurde Hippokrates das fast unübertreffliche Muster des Beobachters epidemischer Krankheiten. Wenn er auch die Lehre davon nicht systematisch zu ordnen vermochte, so stellte er doch fest, daß es eine stationaire Constitution gab und zeichnete mit kräftiger Hand die Jahresconstitution, sowie die durch sie begründeten Krankheiten, indem er zugleich vollständig die Wichtigkeit der einen wie der andern für den Arzt mit dem Blicke eines Sehers erkannte. „Denn wenn man," sagt er de aëre, aquis et locis, „die Abwechselungen der Jahreszeiten nebst dem Auf- und Untergange der Gestirne, wie jedes davon eintreten muß, genau kennt, so wird man auch die bevorstehende Jahresconstitution voraussehen können. Wer auf diese Weise forschend, die Verhältnisse der Jahreszeiten vorhersieht, der muß sich von jeder eine genaue Kenntniß erwerben; in den meisten Fällen wird ihm die Heilung gelingen und bei Ausübung seiner Kunst wird er am wenigsten den rechten Weg verfehlen. Wenn man aber glaubt, daß diese Dinge leere meteorologische Träumereien wären, so wird man nach Ablegung seiner vorgefaßten Meinung einsehen lernen, daß die Sternkunde nicht etwa wenig, sondern im Gegentheile sehr viel zur Ausübung der Medicin beitrage. Denn der Darmkanal wie die Eingeweide des menschlichen Körpers ändern sich zugleich mit den Jahreszeiten." Daß in der Luft das vermittelnde Moment für die Entstehung der epidemischen Krankheiten liege, war dem Hippokrates wohl bekannt, aber es entging ihm auch nicht, daß sie es nicht für sich allein war, sondern, daß noch ein unbekanntes Etwas, ein Unerforschliches (θεῖον)[2]) hinzukommen müsse, um eine Epidemie zu erzeugen. Seine Beobachtungen enthalten außer dem bereits Genannten und den Aphorismen vorzugsweise die Bücher von den epidemischen Krankheiten, von denen zwar nur das I. und III. ihn wirklich zum Verfasser hat, die übrigen aber gewiß zum großen Theil aus seinen gesammelten Materialien entstanden sind, wenn schon seine nächsten Nachfolger sicher auch manches aus dem Schatze ihrer eigenen Erfahrung hinzugethan haben mögen. Ist uns aus der folgenden Zeit auch wenig oder nichts erhalten worden, so zeigt doch schon die Angabe des Plinius, daß die Epidemien sich von Osten nach Westen verbreiten, daß man bei dem Studium dieser Krankheiten über die Gegenwart hinausgegangen war und die Vergan-

298. *Lassis*, État de la science, relativement aux maladies épidémiques. (Paris 1831.) J. J. Sachs, Allgemeine Lehren von den epidemischen und ansteckenden Krankheiten, insbesondere der Cholera. (Berlin 1831.) S. L. Steinheim, Bau- und Bruchstücke einer künftigen Lehre von den Epidemien und ihrer Verbreitung. 3 Hefte. (Altona 1831—1832.) J. D. Brandis, über den Unterschied zwischen epidemischen und ansteckenden Fiebern. (Kopenhagen 1831.) *Beaumont*, Conjectures sur la formation et la multiplication des épidémies actuelles. (Paris 1832.) G. M. Sporer, Versuch einer systematischen Darstellung der fieberhaften Volkskrankheiten. (Wien 1833.) *Ph. Duvivier de St. Hubert*, Traité philosophique des maladies épidémiques. (Paris 1836.) *L. Marchant*, Esquisse sur l'étude et les causes des grandes épidémies. (Paris 1836. 48 S.) C. Manicus, Allgemeine Bemerkungen über die Natur und Verbreitung der Epidemien, in Pfaff's Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Pharmacie. 4. Jahrg. 1836. 7. und 8. Heft. S. 1—21. E. L. H. Lebenheim, über die Volkskrankheiten und deren Behandlung. (Hamburg 1836.) *Monneret*, Considérations générales sur les épidémies. Diss. (Paris 1833. 4.) H. Häser, Historisch-pathologische Untersuchungen. Als Beiträge zur Geschichte der Volkskrankheiten. 1. Th. (Dresden und Leipzig 1839.) Vergl. außerdem Kieser's System der Medicin. 1. Bd. und Stark's allgemeine Pathologie.

2) *C. P. Gesner*, praes. *G. G. Richter*, Diss. de divino Hippocratis. (Gotting. 1739. 4.) *Ch. L. Moegling*, resp. *C. G. Pickler*, Diss. s. divinum Hippocratis in morbis epidemicis malignis. (Tubing. 1758. 4.)

genheit mit ihr verglichen hatte. Freilich mag sich das Meiste, was man zu leisten vermochte, nur auf das Commentiren der Hippokratischen Schriften beschränkt haben, was insofern sein Gutes hatte, als dadurch die Lehre von den Epidemien auch theoretisch, wenn auch nur für einzelne Punkte nach und nach ausgebildet wurde, wie dies namentlich von Galenus geschehen ist. Die Araber bemächtigten sich zwar der Hippokratischen Ansichten, daß die Luft die Hauptrolle bei der Entstehung der Epidemien spiele und der Lauf der Gestirne einen nicht unbeträchtlichen Antheil daran habe, legten aber zu viel Gewicht auf den letztern Punkt und geriethen so in das Gebiet der astrologischen Träumereien, welches jede anderweitige Beobachtung verschlang und so den Fortschritt der Lehre von den Epidemien fast für ein halbes Jahrtausend hemmte, was um so mehr zu bedauern, da grade in jener Zeit die gewaltigsten Epidemien die Völker heimsuchten. Das neu erwachte Studium der griechischen Literatur trat zwar auch dieser Richtung entgegen, war aber noch lange zu kraftlos, um ihm die gehörige Stelle anweisen zu können, um so mehr, als man sich fast allein darauf beschränkte, theils auf eine sehr nüchterne Weise die Schriften des großen Weisen von Kos zu commentiren, theils seine Lehren mit den herrschenden astrologischen Ansichten in Einklang zu bringen (Cardanus, Valesius, Mercurialis, de Heredia). Auch war die Zahl jener gelehrten Ärzte zu gering gegen den Troß gewöhnlicher Curirer, die mit dem großen Haufen in den Epidemien nur eine Zuchtruthe Gottes sahen und jeden Versuch einer natürlichen Erklärung für Ketzerei auslegten; dazu kam noch, daß man beinahe alle und jede epidemische Krankheit mit dem unglücklichen Namen Pest belegte, wodurch jede nähere Unterscheidung unmöglich gemacht und somit auch das überreiche Material, welches die Epidemien des 14., 15., 16. Jahrh. darbieten, kaum jemals gehörig benutzt werden kann. Außerdem hatte der seit Jahrhunderten herrschende Particularismus in der Medicin jede höhere Auffassung des Verhältnisses des Menschen zum großen All beinahe ganz vernichtet, bis die Ahnung davon in dem freilich in mehr als einer Hinsicht confusen Paracelsus wieder ausdämmerte, ohne daß er jedoch, allerdings zum großen Theil durch eigne Schuld, von seinen Zeitgenossen verstanden worden wäre. Nicht wenig trug endlich die in jener Zeit sich eigentlich erst gestaltende Lehre von der Ansteckung, um welche sich besonders Fracastori und Palmarius verdient machten, dazu bei, eine richtige Ansicht von den Epidemien zu erschweren, da man bald dahin gelangte epidemische und ansteckende Krankheiten für identisch zu erklären. Endlich kam man zu der Überzeugung, daß man aus diesem, sowie aus dem Wirrwarr überhaupt, in den die Medicin gerathen war, nur dadurch herauszukommen vermöge, wenn man den von Hippokrates betretenen Weg wieder befolge, und so sehen wir denn außer durch Fernelius (1497—1558) und Forestus (1520—1597) besonders durch Ballonius (1538—1616) und vor allen durch Sydenham (1624—1689) eine neue Ära für die Lehre von den epidemischen Krankheiten hereinbrechen. Zwar begnügte man sich vorzugsweise damit, die vorkommenden Epidemien in echt Hippokratischem Sinne aufzuzeichnen, allein man ging auch einen Schritt weiter und namentlich war es Sydenham, der die bedeutsame Lehre von der stationären und epidemischen Constitution schuf; indessen geschah auch dies nur von der praktischen Seite her und die Theorie konnte sich derselben noch nicht bemächtigen, da die Geschichte sich noch nicht des Materials bemächtigt hatte. In England schritten Morton, Huxham, Mead, Pringle und Grant auf der von Sydenham betretenen Bahn weiter; in Italien Baglivi, Ramazzini, Lancisi; in Teutschland von Boerhaave angeregt, van Swieten, de Haen und Stoll; in Frankreich, wo in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Lepecq de la Cloture glänzte, suchte vor allen die pariser Gesellschaft der Ärzte mit dem größten Eifer die Materialien zu sammeln, von denen jedoch nur ein kleiner Theil in den Zeitschriften veröffentlicht ward, der größere aber noch jetzt unbenutzt in ihrem Archive sich niedergelegt befindet, da die Arbeiten einer besonders dazu niedergesetzten Commission unter de la Porte und Vicq d'Azyr durch die Revolution unterbrochen wurden. In der neuern Zeit hat die Akademie zwar den Gegenstand wieder aufzunehmen beschlossen, allein die dazu bestimmte Commission scheint bis jetzt nicht weiter als zu einer allgemeinen, fast nur nominellen oder numerischen, Übersicht gelangt zu sein. Villeneuve erzählt in seinem Bericht, daß von 1771—1830, also innerhalb 60 Jahren, 900 Berichte von Epidemien veröffentlicht seien, aus 73 französischen Departements, und 1160 seien an die Akademie eingesandt. Auf diese Weise war die Zahl der Monographien über einzelne epidemische Krankheiten nach und nach bis in das Ungeheuere angewachsen, wozu besonders die Faulfieberepidemien, welche in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts herrschten, nicht wenig beitrugen; aber nur hier und da hatte man in Dissertationen den Versuch gemacht, einige allgemeine Resultate zusammenzustellen und somit auch theoretisch die Lehre von den Epidemien im Allgemeinen näher zu begründen. Die ersten selbständigen Schriften lieferten Le Brun und Raymond, denen sich in Teutschland Hopfengärtner anschloß; allein viel vermochten sie nicht zu leisten, da der geschichtliche Boden, auf dem sie fußten, zu geringen Raum umfaßte. Endlich ließen die Verheerungen, welche das gelbe Fieber in Amerika anrichtete, Noah Webster den kühnen Entschluß fassen, die zerstreuten Materialien zu einer Geschichte der Epidemien zusammenzustellen und hieraus eine Anzahl festbegründeter Schlüsse zu ziehen; allein obgleich sein Werk in England sogleich einen Nachdruck erlebte, so konnte es sich doch nur einen mehr als beschränkten Kreis von Lesern erwerben, der größte Theil der Exemplare erlitt ungelesen das Schicksal der Makulatur und das Buch ist somit jetzt zu den Seltenheiten zu rechnen. Nicht besser ging es der auf gleiche Veranlassung verfaßten Schrift von Villalba, und beide sind den teutschen Ärzten fast erst durch Schnurrer's Werk dem Titel nach bekannt geworden, wenngleich auch sie durch die Furcht vor dem Weiterdringen des gelben Fiebers von Spanien her zu einem sorgfältigern Studium der Lehre von den Epidemien lebhaft angeregt, und das durch Cullen und Brown hereinbrechende

theoretische Zeitalter der Medicin, als dessen Blüthe sich die naturphilosophische Schule darstellte, auch in dieses Chaos Licht zu bringen versucht wurde. Die ersten Früchte der neu beginnenden, durch Hopfengärtner eröffneten, theoretischen Richtung erhielten wir in Benditsch Untersuchungen über die herrschende Constitution, Wolfart über den Genius der Krankheiten und Schraud's kleiner Schrift; allein auch sie basiren sich meistens nur auf die Erfahrungen der Gegenwart. Das jetzt einmal Angeregte wurde durch die Typhusepidemien zu Anfange unsers Jahrhunderts, und die auffallende Umgestaltung des Genius epidemicus mächtig gefördert, und so konnte es nach Lentin's, Wittmann's, Hufeland's, Autenrieth's und Harleß' Bemühungen der geniale Kieser wagen, freilich oft mehr ahnend, als durch sichere historische Facten beweisend, die Lehre von den Epidemien in ihren Grundzügen in dem ersten Bande seines Systems niederzulegen, die noch jetzt das Gediegenste sind, was wir besitzen, obgleich leider nur ein mehr als kleiner Theil der Ärzte von ihnen Kenntniß nimmt. Nicht besser erging es Schnurrer, der nur einen Theil seines, bei allen Mängeln im Einzelnen großartigen Werkes zu vollenden vermochte; geringern wissenschaftlichen Werth haben die mehr compilatorischen Werke von Ozanam und Fodéré, weshalb sie um so leichter das Schicksal mit den übrigen theilten, denn nur zu bald erkaltete der kaum belebte Eifer. Da erschien endlich die Cholera und rittelte die Ärzte gewaltsam aus ihrem sorglosen Schlummer; vergebens mühte sich die herrschende Theorie ab, eine Erkenntniß zu affectiren, wie sehr sie sich auch wandte und sträubte, die Misgriffe, die sie jeden Augenblick beging, zwangen sie endlich zu dem Geständnisse, daß sie führerlos auf unbekannten Wegen wandle und sie bei ihren kühnen Sprüngen eine Lücke hinter sich gelassen, die nicht so leicht auszufüllen war. Da die Gegenwart so wenig der Hilfe bot, mußte man schon seinen Blick auf die Vergangenheit richten, und so erhielten erst jetzt die Bemühungen früherer Gelehrten die ihnen längst gebührende Anerkennung. So reich aber auch an Zahl die Literatur sich jetzt gestaltete, so gering an Inhalt ist der größere Theil dieser ephemeren Productionen, da die durch die dringende Gefahr gebotene Hast nur das einem jeden zunächst Liegende aufzuraffen zwang, und dann traf es meistens nur einen einzelnen für den Staat zwar sehr wichtigen, für die Kunst aber nur untergeordneten Punkt, das Verhältniß des Contagiums zur Epidemie, das der größere Theil der Ärzte, bornirt genug, aus den in der Gegenwart so unsicher gebotenen Daten festsetzen zu wollen sich anmaßte. So schnell wie der Eifer für die Ausbildung der Lehre von den Epidemien erwacht war, ebenso schnell verlor er sich auch bei den meisten Ärzten wieder, denn mit dem letzten begrabenen Cholerakranken wurde auch das Interesse für die Krankheit und die Epidemien überhaupt begraben. Vergebens suchte Hecker durch seinen zeitgemäßen Aufruf dieses Interesse für die Dauer zu fesseln, nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil schloß sich seinen verdienstvollen Bemühungen an, da die Meisten ohne das Feld zu bebauen und zu besäen ernten wollen. Auch der von Hecker betretene Weg, soviel Verdienstliches er auch bereits gefördert hat, kann nicht zum Ziele führen, da man zu wenig darauf bedacht ist, aus der Masse des Einzelnen bestimmte Resultate für die Lehre von den Epidemien im Allgemeinen zu gewinnen, und das rein Historische das Pathologisch-Physiologische zu sehr in den Hintergrund drängt. Grade darin liegt eben der Grund, warum so wenige Ärzte sich mit dem Studium der historischen Pathologie befreunden, weil ihnen in dem bisher Geleisteten zu wenig der praktische Nutzen in die Augen springt. Unendlich viel ist demnach hier noch zu thun übrig. Aber nicht leicht ist das Geschäft derartiger Untersuchungen und nur mühsam, nach den angestrengtesten Studien, wird hier eine Fußbreite Landes gewonnen. Die Sprache aller Völker und Zeiten muß dem Geschichtsforscher zu Gebote stehen; nicht blos die Werke der Fachgenossen sind mit kritischem Auge zu durchmustern, sondern auch die Jahrbücher aller Zeiten, Völker, Städte und selbst einzelner Menschen müssen sorgsam geprüft werden, Astronom und Physiker uns ihr Wissen überlassen, ja sogar die Klagen der Moralisten dürfen nicht ungehört verhallen. Das kann aber nicht eines Menschen Werk sein, dazu gehören Hunderte von schaffenden und sammelnden Händen, die von einem Geiste beseelt nicht Luftblasen, sondern Werkstücke dem aufzuführenden Gebäude darbringen. Zwei Aufgaben sind vorher zu lösen, wenn anders die Lehre von den Epidemien jemals mehr als eine nur zu lockere Verbindung von Bruchstücken darbieten soll; wir müssen eine geographische Nosologie und eine wirkliche Geschichten der Epidemien, wie der epidemischen Constitutionen besitzen; so lange aber diese uns fehlen, kann es keine auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machende Lehre von den Epidemien geben. Hieraus mag der Leser selbst den Maßstab zur Beurtheilung der folgenden Darstellung entnehmen.

Nähere Bestimmung des Begriffes von der Epidemie. Wir haben oben die Epidemie bezeichnet als den Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der organischen Wesen, herbeigeführt durch die Einwirkung der Außenwelt, welches sich zu einer und derselben Zeit oder doch nur in sehr kurzen Zwischenräumen bei einer mehr oder weniger großen Menge derselben in einem bestimmten Raume kund gibt; indessen bedarf diese ganz allgemeine Definition noch einer nähern Bestimmung, wenn sie als erschöpfend betrachtet werden soll. Zunächst haben wir den Begriff der Außenwelt hier näher festzustellen. Außenwelt nennen wir im Bezug auf den Organismus allerdings alles, was außer ihm befindlich ist, allein hier verstehen wir nur das allgemein ihn Umgebende, dessen Vehikel die Luft ist, sodaß namentlich der Boden, auf welchem sich der Organismus befindet, ausgenommen ist, welcher nur insofern in Betracht kommen kann, als er eine Einwirkung auf dies auch sie umgebende Medium, die Luft, auszuüben im Stande ist, und auch dann weniger auf die Entstehung einer Epidemie im Allgemeinen als vielmehr auf die Form und den Verlauf derselben von Einfluß ist. In gleichem Verhältnisse steht die Lebens- und Nahrungsweise des Volkes zur Epidemie, welche zusammen mit der Einwirkung des Bodens die *Endemie*

und endemische Krankheit (s. d. Artikel) setzen. Die Luft an und für sich bringt aber, wie wir nachher sehen werden, noch keine Epidemie hervor, sondern nur eigenthümliche Beschaffenheiten derselben, deren Grund außerhalb, in kosmischen Verhältnissen, liegt, welche nicht den normalen und gewöhnlichen Gesetzen gemäß auftreten, nicht z. B. durch den normalen Gang der Jahreszeiten herbeigeführt werden, obschon man auch auf die hierdurch veranlaßten Krankheiten den Ausdruck Epidemie angewendet und dadurch mancherlei Verwirrungen hervorgerufen hat. Demnach haben wir die Epidemie als den Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der organischen Wesen durch die Einwirkung einer ungewöhnlichen, durch kosmische Einflüsse herbeigeführten Luftbeschaffenheit, welche wir mit dem Namen epidemische Luft-Constitution belegen, hervorgerufen, zu definiren. Indem wir eine solche Luftbeschaffenheit als ungewöhnlich bezeichnet haben, ist es zugleich ausgesprochen, daß sie nur temporär sein kann, und hiermit in Beziehung steht es, daß die Epidemie einen Anfang und ein Ende, ebenso wie einen Zeitpunkt der Höhe haben muß, die epidemische Krankheit also in ihrem Verlaufe in der Masse der befallenen Organismen ein Gesammtbild darstellt, welches ein Analogon des Verlaufs der Krankheit in dem Individuum darbietet, gleichsam die Krankheit in vergrößertem Maßstabe darstellt. Dies durch die Epidemie dargestellte Gesammtbild ist nicht blos in Bezug auf die endemischen, sondern auch für andere zufällig entstehende, intercurrirende Krankheiten ein charakteristisches Unterscheidungszeichen, worauf zuerst Sydenham aufmerksam machte, da die Alten, namentlich Hippokrates, nichts von solch einem, gleichwol überall sich bestätigenden, Gesetze gewußt zu haben scheinen. Es gibt eine nicht geringe Anzahl von Krankheiten, die den Epidemien im Übrigen vielfach ähnlich sind, denen aber dieses charakteristische Unterscheidungsmerkmal durchaus mangelt, und die deshalb auch aus der Zahl der epidemischen gestrichen werden müssen. Es können sich z. B., sagt Schnurrer (Materialien S. 13), die Bewohner einer Stadt bei einer öffentlichen Veranlassung zugleich in großer Anzahl der kalten Abendluft aussetzen, den Tag darauf können Katarrhe und Halsentzündungen allgemein werden, oder es können Soldaten, die sich gemeinschaftlich der Witterung und allen ihren übrigen Strapazen aussetzen, nach einem Gefechte unter freiem Himmel schlafen, dabei sehr durchnäßt werden und nach ein Paar Tagen ziemlich allgemein von der Ruhr befallen werden, wie dies Pringle beobachtete, welcher (Beobachtungen über die Krankheiten der Armee, übersetzt von Brande. S. 295) ausdrücklich dabei bemerkt, daß in diesem Falle die Krankheiten der einzelnen Individuen in ihrem Totalverlauf kein allgemeines Bild der Krankheit darstellten, sondern es sei nur ein Aggregat vieler einzelnen Krankheiten gewesen. Auffallend ist es daher, wie der gelehrte Harleß (Handbuch der ärztlichen Klinik 1. Bd. S. 479) dieses Merkmal als charakteristisch verwerfen und die dasselbe anerkennenden Ärzte, wie Schnurrer, tadeln und fragen konnte: warum sollen solche und ähnliche Krankheiten, die aus gleicher Ursache einen großen Theil der Einwohner einer Stadt oder eines Districtes zugleich befallen, nicht auch epidemisch heißen? Freilich, sagt er, können und werden solche mehr nur zufällig und terrestrisch-epidemische Krankheiten in einigen Hauptmomenten sich immer von den atmosphärisch-epidemischen, welchen ein gewisses atmosphärisch verbreitetes Miasma zum Grunde liegt, unterscheiden; aber man ist deswegen doch nicht berechtigt, diese letzteren, wenn sie auch immerhin die vollkommnere und die wichtigste und einflußreichste Classe von Epidemien bilden, als die einzigen Krankheiten dieses Namens aufzustellen." Eine solche Berechtigung ist nun allerdings nicht nur vorhanden, sondern man muß sich ihrer auch nothwendig bedienen, wenn man nach größerer Klarheit in der Lehre von den Epidemien strebt, welche durch jede fremdartige Beimischung verhindert wird. Darum, daß jene Krankheiten, welche wir syndemische nennen, Ähnlichkeit mit den Epidemien haben, sind sie noch nicht zu den Epidemien selbst zu rechnen, sonst müßte das Erbrechen, welches die Ärzte zufällig an einem Tage bei einer vielleicht nicht unerheblichen Menge von Kranken in einer Stadt oder Gegend durch Arzneimittel herbeiführen, auch eine Epidemie sein. Das Räumliche und Zeitliche ist für die Epidemie allerdings von geringerem Gewichte, eben, weil es auch für andere nicht eigentlich epidemische Krankheiten in Anspruch genommen wird; indessen darf es doch in der Definition nicht fehlen, ebenso wenig eine bestimmte Menge von Individuen, die sich freilich nicht durch die Zahl begrenzen läßt. Daß Einheit der Zeit und des Raums nothwendig ist, sieht man daraus, daß z. B. in einem heißen Sommer in den verschiedensten Gegenden und Ländern eine bedeutende Menge Menschen von Apoplexie befallen werden können, ohne daß diese Fälle in einem weitern Zusammenhange stehen, mithin auch keine Epidemie begründen können, und dies zwar um so weniger, je größere Zeitabschnitte zwischen den einzelnen Erkrankungen stattfinden. Die Zahl der Kranken an und für sich kann schon deshalb nicht allein entscheiden, da im Anfange und zu Ende jeder Epidemie gewöhnlich nur wenige erkranken, und gleichwol die Epidemie bereits vorhanden ist, und selbst auf der Höhe wird keineswegs immer die Mehrzahl der Individuen wirklich krank, wenn schon der größere Theil auf irgend eine Weise den Einfluß des Genius epidemicus empfindet. Fast nur die Influenza scheint mit einem Male den größten Theil der Bewohner eines Ortes zu befallen, dafür ist aber auch ihr Gesammtbild weniger in kleinerem Raume, sondern meistens nur in der Gesammtmasse der Gegenden, die sie durcheilt, zu erkennen, und die einzelnen Orte stellen hier gleichsam die Individuen vor, weshalb man sie auch nicht mit Unrecht als das Muster der epidemischen Krankheiten bezeichnet hat. Werden alle oder doch die meisten Individuen derselben Species und Gattung in einer bedeutenden Anzahl von Orten eines oder gar mehrer Welttheile von der epidemischen Krankheit befallen, so nennt man dies eine Pandemie oder Weltepidemie, und wenn daran eine bedeutende Menge der erkrankten Organismen zu Grunde gehen, Weltseuche, da man überhaupt die mit zahlreichen Todesfällen verbundenen Epidemien Seuchen nennt, wofür die ältern Ärzte den Namen Pest gebrauchten, was zu einer Menge von Irrthümern

Veranlassung gegeben hat. Scaliger nannte die endemischen Krankheiten morbos populares, die epidemischen dagegen morbos vulgares oder vulgivagos; Fr. Hoffmann setzte die epidemischen Krankheiten den sporadischen und die pandemischen den endemischen entgegen, was aber schon Sennert als unstatthaft bezeichnet hatte. Endlich haben wir noch den hier in Betracht kommenden Begriff der Reaction der Organismen näher ins Auge zu fassen. Reaction nennen wir die Art und Weise, wie der Organismus sein Thätigsein gestaltet, um die von Außen eindringende Schädlichkeit fern zu halten, oder die bereits eingedrungene zu entfernen. Je allgemein wirkender die Schädlichkeit ist, desto allgemeiner muß auch der Organismus an der Reaction Theil nehmen. Der Repräsentant der allgemeinen Thätigkeit des Organismus ist aber das Blut, das beständig Thätige die Blutbewegung; da nun die epidemischen Einflüsse durchaus allgemein einwirkende sind, so müssen auch durch sie allgemeine Reactionen des Organismus hervorgerufen werden, mithin die epidemischen Krankheiten sämmtlich mit Fieber verbunden sein, und da keine fieberhafte Krankheit einen chronischen, vielmehr stets einen acuten Verlauf nimmt, so müssen auch die epidemischen Krankheiten einen acuten Verlauf zeigen. Dieser acute Verlauf ist sowol in dem einzelnen Krankheitsfalle als auch in der ganzen Summe der Krankheitsfälle der einzelnen Ortschaften und Districte, also in der ganzen Epidemie als Gesammtbild der Reaction wahrzunehmen. Abnorm ist jene Reaction aber in Bezug auf die befallenen Individuen insofern, als sie dasselbe aus dem gewöhnlichen Kreise der zum gesunden Leben nöthigen Functionen herausreißt und ein fremdartiges Wechselverhältniß der Organe hervorruft, während die Reaction in Bezug auf die epidemischen Einflüsse ganz gesetzmäßig erfolgt, also von dieser Seite normal zu nennen wäre. Fassen wir das Gesagte zusammen, so werden wir die Epidemie definiren als den „Ausdruck des abnormen Verhältnisses der Reaction der menschlichen Organismen in Gestalt einer acuten, fieberhaften Krankheit, welche, hervorgerufen durch die Einwirkung einer ungewöhnlichen, durch kosmische Einflüsse herbeigeführten Luftbeschaffenheit, eine bestimmte Menge von Individuen in einem größern oder kleinern Raume mehr oder weniger gleichzeitig oder doch in einer unmittelbaren Aufeinanderfolge befällt, an den befallenen Individuen, wie im Ganzen einen bestimmten, regelmäßigen Verlauf zeigt, und dann nach einer bestimmten Zeit so lange wieder verschwindet, bis sich abermals die zu ihrer Entstehung nothwendigen Bedingungen erzeugen." Hieraus geht also hervor, daß wir die Epidemie mit der epidemischen Krankheit im Allgemeinen identificiren, denn die besondere epidemische Krankheit ist die besondere Form des Ausdrucks der Reaction, und sie namentlich von der epidemischen Constitution unterscheiden, die so häufig mit der Epidemie verwechselt wird, was zu einer Menge Verwirrungen Veranlassung gegeben hat, wie sich dies späterhin ergeben wird.

Ätiologie der Epidemie[3]. Sowie zu dem Zustandekommen einer jeden Krankheit, so wird auch zu dem Zustandekommen einer Epidemie eine besondere Disposition der Organismen erfodert, welche wol von der allgemeinen Receptionsfähigkeit der schädlichen Einflüsse überhaupt zu unterscheiden ist. Diese Disposition ist aber nach zwei Richtungen hin verschieden, je nachdem sie die Quantität oder Qualität der Reaction bestimmt, was früher fast ganz außer Acht gelassen ward; denn obgleich bereits Raymond und Wittmann diesen Unterschied kannten, so war es in der neuern Zeit doch erst Fuchs, welcher ihn ausführlicher begründete. Die Richtung der Quantität der Reaction und somit der Krankheit, drückt ihren Charakter aus, und wir belegen sie mit dem Namen des Genius epidemicus[4]), während die Richtung der Qualität die

3) *L. Meyssonier*, De abditis *ἐπιδημίων* causis paraenetica ventilatio. (Lugdun. 1641. 4.) *Jac. Moody*, De febrium epidemicarum communium causis et formis diss. (Edinburg. 1772.) *E. Rosenblad*, Diss. de causis morborum epidemicorum generatim. (Lundin. 1775.) *C. A. Eichelberg*, Diss. de causis phaenomenorum quae observantur in progressione morborum epidemicorum. (Neomag. 1776.) *Fr. Adolph Weise*, Diss. de causis epidemiarum generalioribus. (Halae 1797. 27 S.) (D. J. Friedländer) Versuch einer Auflösung des Stoll'schen Problems: Wie kann ein und derselbe Krankheitsstoff in der Luft verschiedene Krankheiten, die durch einerlei Mittel gehoben werden, hervorbringen? (Breslau 1797.) *Jean Louis Perrier*, Diss. sur les causes et sur les moyens préservatifs des maladies épidémiques. (Paris 1813. 34 S. 4.) *Th. Forster*, A brief inquiry into the cause and mitigation of pestilential fever, and into the opinion of the ancients respecting epidemical diseases. (London 1818.) *John O'Regan*, Diss. de causis febrium epidemicarum. (Edinburg 1822.) *S. Lassis*, Causes des maladies épidémiques, moyens de les prévenir et d'y remédier; avec quelques reflexions sur l'épidémie d'Espagne. (Paris 1822.) *J. A. Dupeau*, Quaenam sunt morborum epidemicorum causae? (Paris 1828. 4.) J. C. X. Biermann, über das Wesentliche und Ursächliche epidemischer und contagiöser Krankheiten im Allgemeinen, in dessen Abhandlungen naturhistorischen, gerichtlichen und medicinischen Inhalts. (Leipzig 1828.) *G. Clymer*, Diss. on causes of epidemic diseases. (Philadelph. 1828.) *E. L. Brown*, Diss. on causes of malignant epidemics. (Philadelph. 1829.) *Bachoué de Loustalot*, La cause des épidémies devoilée, ou experiences tout à fait concluentes sur l'art d'assainir les hospitaux, les camps, les prisons, les palais, les vaisseaux, les habitudes particulières à la ville et à la campagne, les voitures publiques et de préserver infailliblement les nations du cholera-morbus, de la peste, de la fièvre jaune et en général de tout fléau épidémique. Travail confirmatif de la découverte de la médecine physico-dynamique et destiné à renverser tous les sophismes de l'école dite physiologique ou d'irritation et de physique actuelle sur les attributs de la matière de l'homme et de la matière universelle. (Paris 1831.) *Alibert*, Sur les causes secrètes des épidémies, in Revue médicale 1833. T. I. und IV. *C. H. Neubert*, De morborum epidemicorum notione et causis. Diss. (Lipsiae 1835.) *Latour-Marliac*, Opinion sur les causes qui produisent les maladies épidémiques. (Paris 1837.) *Holt Yates*, On the causes of epidemic fever in the metropolis, especially among the labouring classes. (London 1838.)

4) Wittmann, über stehende Constitution in medicinisch-praktischer Hinsicht, in Harleß' Rhein. Jahrbüch. 4. Bd. 1. St. S. 80—118. Supplementband zu dem 1. und 4. Bde. (1822.) S. 33—57. Fuchs, Bemerkungen über Krankheitsgenius, Krankheitsconstitution und pandemische Krankheiten in ihrem gegenseitigen Verhalten, in Heidelberger klinische Annalen. 10. Bd. (1834.) S. 161—206. Dr. Martin Geigel, Untersuchungen über Entste-

Form der Reaction und somit der Krankheit bestimmt, und als **epidemische Constitution**[5]) zu bezeichnen ist. Die frühern Ärzte haben nicht nur Genius epidemicus und Constitutio epidemica promiscue gebraucht, sondern auch die eigenthümliche Luftconstitution, welche die veranlassende Ursache der epidemischen Constitution abgibt, mit diesem Namen belegt, wodurch eine grenzenlose Verwirrung entstanden ist, welche eine klare Einsicht in die ätiologischen Verhältnisse der Epidemien fast zur Unmöglichkeit gemacht hat. Was nun zunächst den Genius epidemicus betrifft, so verstehen wir darunter im Allgemeinen die Disposition zu einem bestimmten Grade der Reaction, welche der Organismus der Bewohner ganzer Gegenden und Länderstriche gegen die auf ihn eindringende Schädlichkeit hervortreten läßt; es ist der Ausdruck der in der Gesammtheit eines Volkes allgemein verbreiteten Stimmung der Lebenskraft, welche wie jede Reaction nur in einer dreifachen Richtung, der sthenischen, asthenischen und erethischen, möglich ist. Da indessen der **erethische** Charakter der normale, mit der Gesundheit zusammenfallende ist, so tritt er, wenn nicht grade wirkliches Kranksein erfolgt, in den Hintergrund, und wird gewöhnlich deshalb übersehen oder nicht als der Ausdruck eines epidemischen Einflusses betrachtet, sodaß in der Regel nur von dem sthenischen und asthenischen Genius die Rede ist. In der That kann sich auch der erethische Charakter im Großen keiner lange bemerkbaren Dauer erfreuen, da er eben Indifferenzpunkt ist und jedes Gleichgewicht der Kräfte nur kurze Zeit anhält, um zu dem Mehr oder Weniger überzugehen. Die Zeit der Herrschaft des Genius epidemicus erethicus ist daher auch mehr die Zeit des Schwankens, man möchte sagen der Charakterlosigkeit der Gesammtmasse der Krankheiten, während die Individualität allerdings in vieler Beziehung deutlicher hervortritt, jedoch auch hier mehr örtlich als allgemein, daher denn auch die Gelegenheit zum Studium der örtlichen Krankheiten vorzüglich günstig ist, indem selbst sonst als allgemein auftretende Krankheiten eine große Neigung zeigen, sich zu localisiren, sodaß man in Versuchung geräth, jede allgemeine Krankheit zu leugnen. Die Erfahrungen der neuern Zeit haben dies auf das Unwidersprechlichste bewiesen. Seit dem J. 1825, wo der sthenische Genius epidemicus sein Ende erreichte, ist ein deutliches Schwanken zwischen ihm und dem asthenischen Genius bemerkbar, jedoch besonders bis zum J. 1830 mit größerer Neigung zum sthenischen, seit der Zeit aber zum asthenischen, und daraus erklärt sich auch das Schwanken der Ärzte in ihren pathologisch-therapeutischen Ansichten; in Verlegenheit sind alle Ultras gerathen, und so trotzig sie auch dagegen ankämpften, ihre Consequenz wurde erschüttert, die Zeit der Regeln schien vorüber und die Berücksichtigung der Ausnahmen gewann die Oberhand, die Empirie sang Siegeshymnen, der Kundige aber wußte, daß diesem Rausche bald das Wimmern der Verzweiflung folgen mußte, das auch, grauenvoll genug, zur Zeit der Cholera aus allen Weltgegenden her ertönte; und in der That befindet sich Niemand in verzweiflungsvollerer Lage, als der Empiriker und Routinier in der Zeit, wo der Genius morborum zwischen sthenisch und asthenisch schwankt, denn er kennt nur eine gewohnte Reihenfolge der Recepte, die er mit eiserner Consequenz verfolgt, und sein Wissen ist aus, wenn er diese Bahn verlassen soll; er zieht dann die Recepte wie Lotterieloose, sich dem Glücke überlassend, das ihm freilich bei gewöhnlichen Krankheiten oft günstig ist, denn der erethische Charakter läßt die Heilkraft der Natur am freiesten walten; gefährlichen Krankheiten, besonders epidemischen, wie die Cholera, gegenüber ist er rath- und glücklos, denn obgleich Allgemeinheit in der Grundform herrscht, tritt doch die Individualität des Kranken auf das Mächtigste hervor und stellt dem Arzt ein Labyrinth dar, aus welchem nur der wahrhaft philosophisch gebildete Arzt den Ausweg zu finden vermag. Denn hier gilt der kühne Ausspruch des koischen Weisen ἰατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος. Vor der Cholera war freilich das Schwanken gering, der erethische Charakter fast überall rein ausgesprochen und mit ihm die Naturheilkraft am thätigsten, daher die Behandlung mehr negativ, fast nur exspectativ zu sein brauchte, um zu glücklichen Resultaten zu führen, weshalb aber auch die Receptschreiber so vieles verdarben, während die klugen Nichtsthuer mit bloßer Diät Wunder thaten. So mußte die Homöopathie zu Ansehen gelangen, denn das, was Wahres in ihr war, lag in dem nothwendigen Entwickelungsgange des Genius der Krankheiten, und es hätte der aberwitzigen Ausgeburten ihres Schöpfers nicht bedurft,

---

hung des Krankheitsgenius, dessen einzelne Formen und Gesetzgebung für ärztliches Handeln, namentlich in Bezug auf die Jetztzeit. (Würzburg 1840. 480 S.)

5) *Franc. Gouel*, Ergo in acutis morbis epidemicae constitutionis maxime habenda ratio. (Paris 1692. 4.) *A. El. Büchner*, Diss. de differentiis morborum quae constitutioni epidemicae debemur. (Halae 1768. 4.) *F. H. Schmitt*, praes. *Leveling*, Diss. de praestantia medicorum morbos acutos et chronicos ad normam constitutionis epidemicae et endemicae observantium. (Heidelberg. 1790. 18 S. 4.) *Aug. Fr. Hecker*, respond. *Wilh. Koch*, Diss. de constitutione epidemica ex mutato corporis humani calore, tam specifico quam sensibili explicanda. (Erford. 1791. 22 S. 4.) *Ph. Jac. Scheurer*, Quaedam de constitutione epidemica et endemica. (Jenae 1794. 44 S.) *Kramer*, Diss. de constitutionis epidemicae aerisque in morborum diagnosin influxu eorum praedicendo atque investigando. (Jenae 1799. 4.) C. **Wolf**, Über die Veränderung des Krankheitsgenius. Aus dem Lat. (Marburg 1799.) **Derselbe**, Über den Genius der Krankheiten. (Frankf. a. M. 1801. 343 S.) *Schraud*, De eo quod est in morbis epidemium. (Pesth. 1802. 4.) *Hopfengärtner*, De morbis annuis, endemiis, epidemicis et stationariis, in Denkschriften der schwäbischen Gesellschaft der Ärzte. (Tübingen und Stuttgart 1803.) 1. Bd. S. 97 fg. *J. P. Chauffe*, De genio morborum epidemico. (Paris 1804. 4.) *C. van der Hoven*, De constitutionis epidemicae doctrina. (Lugd. Bat. 1817. 4.) *Car. Gotthelf Gräfe*, Diss. exh. brevem quarundam veterum ac recentiorum de origine constitutionis epidemicae opinionum comparationem. (Jenae 1827. 17 S. 4.) C. W. **Hufeland**, über den Unterschied von epidemischer Constitution, Epidemie und Contagion und die Verschiedenheit mittelbarer und unmittelbarer, lebender und todter Contagiosität, in **Hufeland's** Journal. 72. Bd. 4. St. (1831. April.) S. 91—106. **Wilh. Büchner**, Die vier Grundformen des epidemischen Krankheitsgenius und dessen Verhältniß zur allgemeinen stationairen Krankheitsconstitution. Ein Beitrag zur genauern Kenntniß epidemischer Krankheiten. (Erlangen 1836. 68 S.) **Ebel**, Die epidemische Constitution und ihr Verhalten in physiologischer, ätiologischer und pathogenetischer Hinsicht, in **Hufeland's** Journ. 1839. 89. Bd. 5. St. S. 3—72.

um die Gemüther zu fesseln; ja die Capucinaden des Alten von Cöthen haben seiner guten Sache bei dem bessern Theile der Ärzte nur geschadet und ihre allgemeinere Anerkennung gehindert. Wie das Individuum vorzugsweise seine Rechte geltend macht, während des Herrschens des Genius erethicus, so auch die einzelnen Organe im individuellen Organismus, ohne daß jedoch darin ein vorwaltendes Streben nach erhöhter Vegetationsthätigkeit läge; vielmehr spricht sich dies dadurch aus, daß selten der Gesammtorganismus andauernd in Mitleidenschaft gezogen, selten heftigere Fieberbewegung hervorgerufen wird, die Fieber überhaupt seltner werden und die Fieber, wie überhaupt die Krankheiten, sich leichter localisiren, nicht sowol aber in Form von parenchymatösen Entzündungen, sondern als mehr circumscripte Affectionen der Häute und zwar mehr der innern, Schleim- und serösen Häute, seltener der Oberhaut, daher die exanthematische Constitution sich so selten, die gastrisch-rheumatische so häufig mit dem Genius erethicus gleichzeitig zeigt. Auch hierfür lieferten die letzten zehn Jahre vollgültige Beweise. Broussais und seine Schüler sahen Anfangs überall nur Entzündung, mit dem Eintritte des jetzigen Genius epidemicus localisirten sich ihre Ansichten, und die Mehrzahl der Fieber sollte auf Dothienteritis beruhen, und während die Systeme der ältern Ärzte als die vorzüglichste Classe die Fieber enthielten, kennen Schönlein und seine Schüler eine solche besondere Classe gar nicht mehr; ja die ganze Richtung der Pathologie ist jetzt local geworden, und in der That hat die topische Diagnostik zu keiner Zeit so reißende Fortschritte gemacht, als in den letzten Decennien, wo namentlich die Auscultation und Percussion ein Ansehen und eine Ausbildung erlangt haben, wie sie sie zu keiner früheren Zeit erlangt haben würden, wie das Schicksal von Auenbrugger's Entdeckung auf das Evidenteste darthut.

Den sthenischen Genius epidemicus schildert Fuchs folgendermaßen: „Er drückt schon dem gesunden Leben ein weit deutlicheres Siegel auf, als der erethische. Unter seinem Einflusse scheint das sanguinische und cholerische Temperament in der Population allgemein verbreitet zu werden; der Knabe reift früher zum Jünglinge, der Greis scheint wieder die Kräfte des Jünglings zu erlangen. Die Menstruation stellt sich nicht selten schon frühzeitig ein, die Fruchtbarkeit der Frauen ist groß, und Individuen, die schon lange nicht mehr gebaren, empfangen wieder. Aber auch Frühgeburten aus sthenischen Ursachen kommen wie active Congestionen und Hämorrhagien überhaupt häufiger vor. Alle Lebensäußerungen scheinen präcipitirt und anomal bethätigt; die Haut zeigt mehr Turgescenz und Farbe, der Muskel größere Spannkraft, Herz und Arterie lebhaftere und häufigere Contractionen, und alle Secretionsproducte haben größere Consistenz, verhältnißmäßig mehr feste Bestandtheile als Menstruum. Die Empfänglichkeit für krankmachende Einflüsse aus der Reihe der excitirenden ist übermäßig erhöht und schon leichte, unter andern Verhältnissen normale Reize erregen das Gefäßsystem zu heftigem Orgasmus; depotenzirende Einflüsse hingegen machen nur geringen und vorübergehenden Eindruck, und nicht selten folgt auf die momentane Depression der Lebenskraft um so stärkere Expansion derselben. Die Reaction gegen Krankheitsreize erfolgt ungewöhnlich schnell, übereilt, und ist im Verhältniß zu den excitirenden Momenten zu stark und zu stürmisch; sie währt daher häufig noch fort, nachdem die einwirkende Schädlichkeit längst vorübergegangen ist, und die dadurch veranlaßten Functionsanomalien lange ausgeglichen sein könnten. Sie spricht sich örtlich durch heftig vermehrten Blutzufluß und durch die Tendenz zu neuer Parenchymbildung aus dem faserstoffreichen Blute, durch Entzündung im wahren Sinne des Wortes mit ihren Ausgängen in Lymphersudat und Eiterung aus, und es bedarf unter Herrschaft des sthenischen Krankheitscharakters oft nur leichter Reize, um intensive Phlogose hervorzurufen. Insektenstiche erregen beträchtliche Geschwulst, intensive Röthe und heftigen Schmerz, chronische Hautausschläge compliciren sich mit Dermatitis und führen so zur Vereiterung der Cutis, und selbst leichte Trennungen veranlassen nicht selten einen so bedeutenden Entzündungsgrad, daß die Heilung per primam intentionem unmöglich wird und nur nach Anwendung strenger Antiphlogose oder durch Eiterung gelingt, die Sinapismen und Blasenpflaster, die Rinde von Daphne mezereum und andere rothmachende Mittel wirken ceteris paribus geschwinder und stärker; die künstliche Rose kommt häufiger vor, die Entzündungsränder der natürlichen Blattern, der Schutzpocken und der Krätzpusteln sind ungleich größer, als sie sonst zu sein pflegen; ja man sieht in der Scabies oft lange erysipelatöse Streifen, besonders an den Extremitäten, welche von einer pustulösen Stelle der Haut zur andern gehen und bisweilen selbst schmerzhaft sind, wie denn auch Panaritien oft in großer Menge beobachtet werden. Die Fieber beginnen meistens mit einer gleichzeitigen auffallenden Trockenheit der Haut, worauf schon Sydenham aufmerksam machte. Leichter und frühzeitiger als bei einem andern Krankheitscharakter wird die Reaction unter der Form des synochalen Fiebers allgemein. Vermehrter Turgor und erhöhte Temperatur, frequenter, harter und gespannter Puls, sparsamere, aber an festen Bestandtheilen reichere, consistentere Secretionen charakterisiren diese Fieberform; ihr vorherrschender Typus ist der anhaltende und das aus der Vene entleerte Blut zeigt große Gerinnbarkeit, viel Faserstoff, wenig Serum und gewöhnlich Crusta phlogistica. Die Perceptionsfähigkeit des Nervensystems ist krankhaft erhöht und es spricht sich dies nicht nur durch gesteigertes Schmerzgefühl, sondern nicht selten auch durch sympathische Functionsstörungen seiner Centralgebilde aus. Typus und Verlauf der Krankheiten sind durch die allzuheftige Reaction getrübt, übereilt; die Krisen treten häufig zu frühzeitig, unter stürmischen Erscheinungen, unvollständig und in perversiv nach Innen gekehrter Richtung als Pseudokrisen ein, und trotz der hartnäckig ausdauernden Lebenskraft und dem lebhaften Widerstande der Natur erfolgt unter keinem Krankheitscharakter der schlimme Ausgang frühzeitiger als unter dem synochalen, während die Genesung in der krankhaft gesteigerten Reaction selbst nicht selten Verzögerung und Hinderniß findet. Die Krankheiten sind viel weniger gutartig als bei erethischem Genius morborum; alle Leiden, ihr Charakter sei primär welcher er

wolle, haben die Tendenz in Entzündung überzugehen, oder sich mit ihr zu compliciren, und die Sterblichkeit ist daher nicht unbedeutend. Vorzüglich leiden vollsaftige und plethorische Individuen, Leute in den Blüthejahren, von sanguinischem oder cholerischem Temperament viel; decrepite Subjecte hingegen, schwache Kinder und Greise befinden sich verhältnißmäßig besser, da die Neigung solcher Individualitäten zu mehr asthenischen Krankheiten durch den Genius morborum sthenicus neutralisirt wird. Dagegen widersteht der Organismus lange deprimirenden Einflüssen, wie die nassen Hungerjahre 1816 und 1817 zeigten, wo alle Gelegenheitsursachen dem Typhus günstig waren, ohne daß es dazu kam. Die Convalescenz ist unter seinem Einflusse in der Regel kurz, aber Recidive werden selbst durch leichte Reize häufig herbeigeführt. Die dem synochalen Krankheitscharakter entsprechende Behandlungsmethode ist die antiphlogistische, und seiner Herrschaft verdankten Sydenham und Marcus ihr Ansehen, Brown seinen Untergang. Während selbst excessive Blutausleerungen vertragen werden und Nutzen stiften, sind Excitantia und Tonica der Kranken Verderben, und es ist von ihnen selbst in der Convalescenz kein Gebrauch zu machen, da sie leicht zu Recidiven und neuen Entzündungskrankheiten führen. Broussais' System, das erst in der Involutionsperiode des entzündlichen Krankheitsgenius ins Leben trat, und deshalb größern Werth auf topische als allgemeine Blutentleerung legt, das außer dem Krankheitscharakter auch die stationäre gastrische Constitution berücksichtigt und dem namentlich in Bezug auf die frühere Fiebertheorie manche große Wahrheiten zu Grunde liegen, würde ein Decennium früher noch viel mehr Anerkennung gefunden haben. Allein kaum war es ins Leben getreten, so änderte sich der Genius morborum, die Einseitigkeit der neuen Lehre zeigte sich in ihrer ganzen Blöße, und Broussais' Abtheilung im Val de Grace lieferte die meisten Leichen; seine Reconvalescenten glichen wandernden Schatten." So weit Fuchs. Fassen wir das Mitgetheilte zusammen, so ergibt sich daraus, daß der sthenische Genius eine intensive Steigerung der Lebenskraft hervorruft, verbunden mit dem Streben des Organismus seine Massenbildung soweit als möglich zu fördern. Die Steigerung der Lebenskraft spricht sich vorzüglich dadurch aus, daß der Organismus an allen Vorgängen und Störungen in seinen einzelnen Theilen und Organen schnell einen sehr lebhaften Antheil nimmt, die meisten örtlichen Affectionen leicht und schnell von starkem Fieber ergriffen werden; dieses Fieber spricht sich vorzugsweise durch das Blutsystem aus, welches das Nervensystem durchaus beherrscht, während bei der asthenischen Constitution das Nervensystem das vorherrschende ist. Indessen haben wir wahrscheinlich auch bei dem sthenischen Genius eine doppelte Richtung zu unterscheiden, indem er gewissermaßen durch die Organismen selbst gespalten wird, zerfällt und so einseitig entweder das Blut- oder Nervensystem sthenisirt, worüber jedoch spätere Forschungen entscheiden müssen. Beim Beginn, wie gegen das Ende des Herrschens des sthenischen Genius ist sein Einfluß freilich nur auf einzelne Organe bemerkbar und zwar besonders auf diejenigen, welche irgendwie bereits eine regere Thätigkeit entfalten, und dadurch wird die Localisation des Krankheitsprocesses besonders zur Zeit der Abnahme des Genius sthenicus bedingt, die in dem Maße deutlicher hervortritt, als der Krankheitscharakter, welcher dem sthenischen folgt, der erethische ist. Die neuere Zeit hat auch hierfür die unzweideutigsten Belege gegeben, indem vom J. 1811—1823 der Genius epidemicus sthenicus sich stationair erhielt[6]), wie der geniale Kieser so meisterhaft nachgewiesen hat. Der asthenische Genius epidemicus nahte sich seinem Ende und der Einfluß des sthenischen machte sich zuerst auf das bisher deprimirte Nervensystem geltend, dessen vegetativer Theil in erhöhete Thätigkeit gesetzt ward, und zwar zunächst bei dem so leicht erregbaren Organismus der Kinder, es traten die sensitiven Entzündungen Sachs', die exsudativen Autenrieth's, die Neurophlogosen Schönlein's als Hydrocephalus acutus und Croup mit verheerender Kraft auf, während die typhöse Constitution, welche seit dem Beginn dieses Jahrhunderts in Europa herrschte, unter dem Einflusse des sich entwickelnden neuen Genius, sich als Entzündung der Hirnhäute und des Gehirns zu localisiren suchte, oder sich in Cerebraltyphus umwandelte, besonders nachdem die abnorme Thätigkeit des Ganglienlebens durch die Wechselfieber der J. 1807—1810 sich geregelt. Sehr richtig sagt jedoch Kieser: „Wenn daher Markus behauptet, in allen Nervenfiebern liege örtliche Entzündung der Hirnhäute zu Grunde, das Nervenfieber sei also eigentlich nur Hirnentzündung, und es existire kein Nervenfieber als solches," so lag zur Zeit des Ausspruches dieses Satzes demselben eine große, für jene Zeit geltende, Wahrheit zum Grunde, indem auch im Nervenfieber der entzündliche Charakter vorherrschend war, und daher häufig örtliche Entzündung der Hirnhäute im Nervenfieber bildete; aber diese Wahrheit war einseitig, indem sie das Wesen des Nervenfiebers verkannte und die örtliche Entzündung der Hirnhäute für das Wesentliche des Nervenfiebers, also das hervorstechende Symptom für das Ganze nahm, und indem sie neben diesem Irrthume sich auf alle Zeiten geltend machen wollte. Nun begannen die parenchymatösen Entzündungen mit lebhaftem Fieber, besonders in den Organen aufzutreten, welche vorzüglich das mit neuer Vitalität begabte stürmisch kreisende Blut zu beherrschen haben; Lungen- und Herzentzündungen waren an der Tagesordnung und ließen die materiellen Krankheiten dieser Organe sich schnell ausbilden, daher die Lungenphthise so Viele wegraffte, und sich selbst da zeigte, wo sie kaum geahnt, lange Zeit als Anlage geschlummert hatte. Ebenso war es mit den Herzkrankheiten, die der große Haufe der Ärzte, die die Gegenwart nie eher begreifen lernen, als bis sie längst zur Vergangenheit geworden, erst in die Köpfe der weitersehenden Collegen durch die Lectüre von Kreyßig's damals so zeitgemäß erschiene-

6) Scheu, über die entzündliche Krankheitsconstitution seit 1812, in Hufeland's Journal. 1823. Octoberh. Kieser, über den entzündlichen Charakter der stehenden epidemischen Constitution in den letzten Quinquennien und über deren Einfluß auf einzelne medicinische Theorien der neuern Zeit, in Hufeland's Journal. 1825. Febr. 20, Bd. S. 3—41.

nem Werke eingeschwärzt wähnten. Auf gleiche Weise wie die Lungentuberkeln schnell in das colliquative Stadium übergehen, um von dem Organismus ausgeworfen zu werden, geschieht dies auch mit den Skrofeln, die eben wie die Lungenphthise den sogenannten floriden Charakter annehmen und auch da zum Vorscheine kommen, wo sie früher nicht bemerkt wurden; acute Darmskrofeln, als febris mesaraica, Scrofula fugax *Sauvagesii* waren häufig. Auch die Syphilis nahm Theil an diesem Einflusse, ihre Formen bildeten sich rascher aus, um um so schneller zu schwinden, wie wir das an einem andern Orte [7]) nachgewiesen haben. Man bedurfte der energischen Quecksilbercuren nicht mehr, deren Nachtheil die herrschende typhöse Constitution ohnehin in ein deutliches Licht gestellt hatte, und so wandte man sich zum simple treatment und der antiphlogistischen Methode, wobei freilich die Meisten nur der Mode zu huldigen meinten. Auch in den vielfachen Verästelungen des Pfortadersystems rollte das Blut rascher und durchbrach die bei vielen mürbe gewordenen Gefäßwände, gleichwie in dem Uterinsystem bei ältern Frauen, deren Menses bereits cessirten. Dieser Turgor des Blutes ließ instinctartig selbst den Laien alles meiden, was das wallende Blut noch mehr entzünden konnte. „Wenn früher," schrieb der geniale Kieser im J. 1824, „die schweren Weine, deren Wirkung vorzüglich in Erhöhung des animalischen Lebens besteht, und die nach dem Volksausdrucke mehr ins Blut gehen, die beliebteren waren, und hinsichtlich der Quantität ein gesunder Mensch ohne Nachtheil einige Flaschen derselben zu sich nehmen konnte, so erscheint es gewiß als etwas sehr Merkwürdiges, daß statt der schweren Weine jetzt die leichtern an der Tagesordnung sind, daß die Klage über die Wirkung der schweren Weine allgemein gehört wird, und daß einige Gläser oft dieselbe Wirkung zeigen, wie früher einige Flaschen. Und, daß die noch in den 70ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht selten vorgekommene Sitte, daß wenige Personen einen halben Eimer Wein auf den Tisch bringen, und den Tisch nicht eher verlassen, als bis der Wein verzehrt worden, gegenwärtig nicht mehr gefunden wird, möchte auch wol nicht blos einer Zunahme des sittlichen Gefühls oder größerer Mäßigkeit in der Lebensweise zugeschrieben werden können; diese Erscheinung, über welche die Weinhändler die beste Auskunft würden geben können, scheint also ebenfalls aus der gegenwärtigen stehenden epidemischen Constitution, die leichter abnorme Erhöhung des animalischen Lebens zuläßt, erklärt werden zu müssen." Zum Theil auf demselben Instinct beruht die Veränderung des Zuges nach den verschiedenen Mineralquellen, welche in einer großen Zahl von Fällen der Kranke ja selbst ex juvantibus et nocentibus sich auswählt. Auch dies ist dem sinnigen Kieser nicht entgangen; er sagt: „Nun ist es aber eine bekannte Erfahrung, wie verlassen gegen frühere Zeiten seit 10—15 Jahren alle Stahlbäder und Stahlwasser sind, wie Eger, Pyrmont, Driburg, Schwalbach, Spaa und die übrigen heilenden Eisen führenden Quellen der deorum minorum gentium außer Mode gekommen, wie dagegen die bittersalzhaltigen, alkalischen, salinischen und schwefelhaltigen Mineralwasser, besonders Karlsbad, Wiesbaden, Ems, Baden in Schwaben, nebst den Soolbadeanstalten, seit derselben Zeit an Frequenz ihrer Badegäste und an Ruf ihrer Heilwirkung zugenommen haben, wie selbst eine früher wenig beachtete und geachtete Quelle, die des Marienbades, alle ihre Schwestern durch ihren Ruf in den Hintergrund zu stellen droht. Diese eigenthümliche Erscheinung kann ebenfalls nicht wohl zufälligen Ereignissen, durch welche einzelne Badeörter und Gesundbrunnen in einzelnen Jahren häufiger oder seltener besucht werden, zugeschrieben werden, sondern sie hängt offenbar mit einem allgemein gefühlten größern Bedürfnisse dieser schwächendwirkenden Mineralwasser zusammen; und wollte man dennoch dieses größere Bedürfniß des Publicums im Abrede stellen, so führen wir für unsere Ansicht noch den überwiegenden häuslichen Gebrauch der genannten schwächenden Mineralwässer an, bei welchem jene die größere Frequenz mancher Brunnenorte scheinbar bedingenden zufälligen Ereignisse nicht einwirken. Nach einer in Hufeland's Journal. 58. Bd. 1. Stück. Januar 1824. S. 114 mitgetheilten Notiz war der Verbrauch der verschiedenen Mineralwässer in Berlin im J. 1822 folgender:

	Krüge.		Krüge.
Driburg	651	Kreuzbrunnen . .	8612
Eger	4577	Obersalzbrunnen	2850
Pyrmont . . .	2690	Selters	15,864
Spaa	410	Karlsbad	350
Cobova	96	Ferdinandsbrunnen	300
Bitterwasser . .	5702	Ems	350
Geilnau	3936	Weilbach	100
Fachingen . . .	976		

und es ergibt sich auch hier also ein weit größeres Bedürfniß der schwächenden Mineralwasser, wobei auch nicht zu übersehen sein dürfte, daß hier nur Berlin berücksichtigt ist, wo durch die klimatischen Einflüsse der flachen Gegend bedingt der entzündliche stehende Charakter der Krankheiten nicht so rein auftreten kann, als in den höher liegenden Gegenden des übrigen Teutschlands, daß also in diesen Gegenden die Differenz noch bedeutender sein möchte." Und fügen wir noch hinzu, daß die Berechnung in einem Jahre stattfand, wo bereits der sthenische Charakter beinahe seine Endschaft erreicht hatte! Sprechender sind noch die Beweise, welche das ärztliche Handeln darbot; ihm hatten bisher Brown und die Erregungstheoretiker, wie es schien, unumstößliche Gesetze vorgeschrieben, allein als sie sich eben des besten Ansehens zu erfreuen glaubten, wurden sie selbst mit Gewalt in ihren Überzeugungen wankend gemacht, ja mehre der Ultras der Erregungstheoretiker, wie Marcus, wandelten sich schnell zu Ultras der fast vergessenen antiphlogistischen Theorie um, welche bald von dem großen Haufen für die allein seligmachende Kirche gehalten wurde, und wie früher Brown, so wurde jetzt Sydenham der Götze des Tages. „Wir möchten sagen," schreibt Kieser, „zu der Zeit, als in innern uns bislang nicht näher bekannten Naturgesetzen begründet, sich eine

7) Einige Fragen, die Lustseuche und ihre Geschichte betreffend, in Fricke und Oppenheim, Zeitschrift. 14. Bd. S. 472. Geschichte der Lustseuche. 2. Bd.

bestimmte Form des allgemeinen epidemischen Charakters der Krankheiten ausbildete, entstand nach denselben Naturgesetzen auch das Heilmittel derselben, in dem Vorherrschen derjenigen Theorie, welche diese bestimmte Form des allgemeinen Charakters der Krankheiten zum Augenmerke nahm und zwar einseitig, was nur für die damalige Zeit galt, als für alle Zeiten gültig aufstellte, aber in ihrer Ausführung jenem allgemeinen Charakter der Krankheiten entgegenwirkte. Der Geist des Lebens der Menschheit erzeugte also diese nur für jene Zeit gültige Theorie, deren beschränkte Gültigkeit aber die Kurzsichtigkeit der Zeit nicht einzusehen vermochte, gleichwie der aus Vernunftgründen handelnde Arzt oft für einen besondern Fall ein besonderes Mittel empfiehlt, welches der Laie für gegen alle Krankheiten helfend ansieht, und jene Theorie war das Heilmittel, welches der nach Naturgesetzen handelnde Geist der Menschheit für den gegenwärtigen Genius der Krankheiten schuf. Die Zeitgenossen, nachdem sie zuerst noch die frühere Zeit vor Augen habend, dieselbe bestritten hatten, huldigten indessen zum großen Theil dieser Theorie, weil sie fanden, daß die Behandlung der Krankheiten nach derselben ihnen glücklichere Resultate gewährte als nach der frühern Erregungstheorie, die jetzt, was ebenfalls durch den veränderten Krankheitsgenius bedingt war, die nachtheiligen Folgen ihres Misbrauchs sichtbarer, als früher der Fall gewesen, zu Tage gab." Nitrum, Kalomel, Mittelsalze, so lange gemieden, wurden wieder hervorgesucht und mit dem größten Nutzen gebraucht. Die Schnepper und die Lanzette, die Blutigel und die Schröpfköpfe erhielten auf einmal (zur großen Freude manches erstaunten Dorfchirurgus) die so lange verlorenen Rechte wieder! Ungeachtet des Wechsels der verschiedenartigsten Theorien verbrauchte die Charité in Berlin im J. 1811 nur 120 Blutigel, dagegen im J. 1819 der Berechnung nach 13,100 Stück nöthig waren. So lange der Genius sthenicus noch in der Evolution begriffen war, war der Verbrauch noch nicht so bedeutend, da die Venäsectionen das Meiste leisten mußten; als aber seine Involution begann, er immer mehr in den erethischen überging, die Krankheiten sich immer mehr localisirten, und zwar jetzt vorzugsweise dem Zuge nach dem Unterleibe folgend, während er zu Anfange der Herrschaft des Genius sthenicus nach dem Kopfe zu ging, somit Broussais' Lehre von der Dothienteritis auf der einen und später Schönlein's vom Ganglientyphus auf der andern Seite hervorgerufen ward, da stieg das Bedürfniß nach örtlichen Blutentziehungsmitteln ins Ungeheure, und artete bei den so leicht von der Mode beherrschten Franzosen zur wirklichen Verschwendung aus. Bereits im J. 1823 berichtete man (Froriep's Notizen. Nr. 112), daß sämmtliche Hospitäler in Paris jährlich fünf bis sechs Millionen Blutigel verbrauchten, die damals schon 150—180,000 Franken kosteten und von denen allein das Hôtel de Dieu täglich 400 Stück in jedem Krankensaale bedurfte. Von Jahr zu Jahr stiegen diese Summen bis zum Fabelhaften, bald wurde Mangel bemerkbar, es erschienen Ausfuhrverbote in mehren Ländern, und man sann auf künstliche Mittel, welche die lebendigen Blutigel ersetzen sollten; so gab die harlemer Societät der Wissenschaften im J. 1823 eine Preisaufgabe über die Verbesserung des Bdellometer von Sarlandière (Oken's Isis 1823. S. 472). Wollten sich die Apotheker die Mühe geben statistische Übersichten aus ihren Defectbüchern zu ziehen, wir würden staunen, wie schnell Tincturen, Opiate, Extracte zu Ladenhütern geworden und die Neutralsalze, vorzüglich aber das Kalomel in fast unglaublicher Menge verbraucht wurden. Auch bei den chronischen Krankheiten wurde das den Organismus beherrschende Streben nach erhöhter Vegetation und Massenbildung sichtbar, und wie man zur Bekämpfung der acuten einer streng antiphlogistischen Diät bedurfte, so der Hungercur für die chronischen Krankheiten. Bei so einfachem, deutlich ausgesprochenem Grundcharakter aller Krankheiten mußte auch die ganze pharmaceutische Behandlung einfach werden, die ellenlangen, künstlich componirten Recepte wurden zum großen Schrecken der Apotheker immer seltener, ja ein großer Theil der jüngern Ärzte hielt die Lehre vom Receptschreiben für eine pedantische Lächerlichkeit, wodurch es jetzt sogar dahin gekommen, daß nur wenige Ärzte ein kunstgerechtes Recept zu verschreiben im Stande sind, und da, wo sie nothgedrungen componiren müssen, nicht selten dem Apothekerlehrling Gelegenheit zur Erschütterung seines Zwerchfells geben. Auf solchem Boden mußte die negative Behandlungsweise der Homöopathie, ihr Entziehen aller Reize, selbst der gewohnten, um so besser gedeihen, als sie ja aus ihm selbst unmittelbar hervorgesprossen, und die Lehre von den Decillionentheilchen der Arzneigaben war ja nur eine caricaturartige Vergrößerung des von der Erfahrung gebotenen Grundsatzes, die mächtig waltende Naturheilkraft nicht durch übergroße Arzneigaben und Mischungen zu ersticken. „In der Geschichte der Krankheiten und Heilmethoden sehen wir deutlich," sagt Wittmann, „wie an der Grenze des Überganges einer stehenden Constitution in die andere immer der Scheideweg war, wo die früher allgemein übliche Heilmethode einer neuen Platz machen mußte. Die Zeit wirft in diesem Ereignisse gleichsam jedesmal einen Zankapfel unter die Ausüber der Heilkunst, und ein ärztlicher Krieg wird unvermeidlich. Man streitet, ohne deutlich zu wissen, warum. Denn während des Kampfes bildet sich die neu eintretende Constitution unvermerkt aus, und die Mehrheit der Ärzte wird endlich durch die Macht der Ereignisse fortgerissen. Was man in des Zweifels Dämmerung nicht klar erkannte, liegt nun plötzlich, wie ein neuentdecktes Land vor unsern freudigen Augen. Alles legt überzeugt und beschämt die Waffen nieder, und der ärztliche Friede ist hergestellt. Die Wortführer in dem großen Kampfe nennt die Geschichte. So focht Sydenham unter dem Schilde einer neuen stehenden Constitution mit Glück gegen die hartnäckigen Anhänger des Alten, die Chemiatriter seiner Zeit. So stand Morton gegen Sydenham, der endlich doch seine allzu allgemeine und allzu lange vertheidigte antiphlogistische Heilart dem überwiegenden Einflusse der veränderten Constitution aufopfern mußte. So wurde Stoll mit seinen Anhängern durch eine neue stehende Constitution gezwungen, seine lang gepriesene gastrische Methode mit der antiphlogistischen zu vertauschen. Würde

wol Chr. Ludw. Hoffmann's sogenannte antiseptische Methode bei uns so viele Anhänger gefunden haben, hätte sie nicht grade der damaligen asthenisch-fauligen Constitution, welche unser achtbarer Strak mit seinen Schülern nach seiner frühern sehr glücklichen Methode auch diesmal durch Aderlaß und Purgirmittel bekämpfen wollte, auf das Vollkommenste Genüge geleistet? Verdankten nicht derselben stehenden Constitution, welche die reizende Heilmethode so sehr rechtfertigte, Brown und Röschlaub ihre damalige Celebrität? Endlich stieß in unserer Zeit Marcus in die Posaune, und erweckte nicht ohne Widerstand die seit Stoll's Epoche erstorbene antiphlogistische Heilart nochmals aus dem Grabe. Die veränderte Constitution allein beglaubigte ihn zu dieser Sendung, und die Stimme des Meisters hallt noch in den Schülern nach. Man schrie auch dies Mal über das neue System ohne Noth; denn die Natur rief es, gleich den frühern andern ins Dasein." — Nicht blos auf die innern Krankheiten zeigte sich dieser wohlthätige Einfluß des Genius sthenicus, sondern auch auf die sogenannten äußern oder chirurgischen. „Insbesondere," schreibt Wittmann, „ist es eine sehr erfreuliche Erscheinung für den rationellen Wundarzt, zu sehen, wie durch die Wirkung der stationairen Constitution allein, vermöge des allgemein erhöhten Lebensprocesses, im Ganzen genommen, bei den meisten Verletzungen eine gute Eiterung sich einstellt, mancher seiner Natur nach träge Absceß früher reif wird, manche Caries sich verbessert; manches alte Geschwür und manche krankhafte Metamorphose der Haut durch Erregung einer neuen Entzündung glücklich zur Heilung und überhaupt, vermöge der spontaneen Energie der organischen Plastik der handärztliche Kunstzweck weit zuverlässiger als durch den ungewissen Gebrauch innerer Mittel erreicht wird." Daher kam es denn auch, daß die Chirurgie, durch die Kriege bereits zu größerm Ansehen gebracht, unter der Herrschaft des Genius sthenicus ihr Haupt so mächtig erhob und so reißende Fortschritte machte, daß die innere Medicin nothwendig in Schatten treten mußte. Namentlich war es die operative Chirurgie, welche durch jene Energie der organischen Plastik ihr weites Feld erhielt und zu den kühnsten Eingriffen ermuthigte; es heilte ja alles von selbst, was mit dem Messer getrennt war; und man wurde dadurch endlich so sicher gemacht, daß man beinahe jede Vorsicht aus dem Auge setzte, besonders was die Nachbehandlung betraf, die der größere Theil der Chirurgen verlernte. Indessen wird sich dies bald genug rächen und schon jetzt spedirt so mancher Chirurg nach einer glücklich vollbrachten Operation seine Kranken in die andere Welt. Aber nicht blos das somatische Leben der Menschen war durch den sthenischen Genius zu höherer Thatkraft entflammt, auch das geistige nahm Theil an dieser allgemeinen Kräftigung. Der Winterschlaf, worin ein großer Theil der europäischen Menschheit versunken war, ging in ein thatkräftiges Erwachen über, die jahrelang geknechteten Nationen durchbrachen muthig die Fesseln des corsischen Tyrannen. Ein bisher unerhörtes Factum wurde in die Bücher der Geschichte Europa's eingetragen, und von den Freiheitskriegen her datirte sich eine neue Phase in der Geschichte der Menschheit, deren Genesis freilich der in seinen Noten und Actenstücken versenkte, wie sein Pergament zusammengeschrumpfte Diplomat nicht zu begreifen vermochte, wenngleich das Volk, das vor seinen eigenen Handlungen erstaunte, eine Ahnung davon hatte, wenn es sagte, ihn habe Gottes Finger gezeichnet und Gott ihn gerichtet, denn keine leere Phrase war es, wenn Teutschlands Söhne mit Gott für König und Vaterland ihre Schwerter zogen. Das war das τὸ θεῖον des großen Weisen von Kos, welches den Knaben zum Jünglinge, den Jüngling schnell zum Manne reifen und das Blut in den Adern des Greises mit Jugendkraft kreisen ließ. Mit dem plötzlichen Eintritte des Genius sthenicus durchzuckte es dem elektrischen Funken gleich die Bewohner der teutschen Gauen; Jung und Alt erkannte das, was Noth that, und die stürmische Blutwelle des Herzens riß ihn zum Handeln fort, das Gehirn, zu dem der allgemeine Zug des Lebens ging, wurde sich der Kraft der Glieder bewußt, die gleichsam von Außen erst in sie gekommen war. „So wesentlich es für junge Bäume ist," sagt Wittmann, „in welcher Witterung und Jahreszeit sie gesetzt wurden, so wichtig ist es für die Kraft einer aufblühenden Generation, in welche Gattung stehender Constitution ihre Jugend fiel. So erzeugt die asthenisch-nervöse Constitution ein weichlich nervenschwaches Zeitalter; die sthenisch-phlogistische aber gibt Kraftmenschen, mehr zum Handeln als zum Leiden geeignet. Man vergleiche einmal die neueste Geschichte." Ein wahres, leider aber bisher in die Wüste hineingesprochenes Wort! Die Männer, welche um 1806 lebten, waren unter der Herrschaft des asthenischen Genius und der fauligen Constitution der 70ziger Jahre, die Jünglinge unter der Herrschaft des asthenischen Genius und der nervösen Constitution der 80 und 90ziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geboren; beide ohne Kraft wurden von krankhafter Phantasie und Eigendünkel geleitet, welche der eiserne Scepter Napoleon's bald zum Schweigen brachte, dessen eigne Heere nur in ihm lebten und webten, die nur durch seinen Willen und das felsenfeste, gleichwol nur in einer fixen Idee beruhende Vertrauen auf sein unzerstörbares Glück, wie sie selbst sagten, ihre Kraft erhielten, sodaß er mit Recht ausrufen konnte: „Was ist der Thron Frankreichs, ein mit Sammet überzogenes Stück Holz, ich bin der Thron Frankreichs, Frankreich ohne mich ist nichts, ich und Frankreich Alles!" Er war das Amulet, das, wie dem Pescherä, dem Franzosen die Seele lieh, so lange es an ihrem Halse hing; mit der ersten verlorenen Schlacht begann sich der Zauber zu lösen und schwand ganz mit der letzten. Frankreichs Jugend und Männer waren vernichtet, die übriggebliebenen hatten sich selbst aufgerieben, und ihnen konnte der neue Genius des Lebens keine Thatkraft mehr geben; anders war es bei den Teutschen, aber auch bei ihnen trat die Reaction zu plötzlich ein, als daß sie lange ausdauern konnte; entwickelte sich die Kraft auch von Innen, so war sie doch den Gliedern eine mehr fremdartige, daher staunten sie selbst das vollendete Werk an und vermochten nicht klar zu erkennen, wie sie es zu vollbringen vermocht hatten. Sie brachten nur die Sage von der errungenen Freiheit mit in die Heimath, um sie den unter einem günstigern Stern gebornen

Knaben zu erzählen, welche sie zum Jugendtraum ausbildeten, in dessen Realisirung sie das Ziel ihres Lebens setzten, das sie aber verfehlen mußten, weil ihnen die Reife der Erfahrung mangelte. Hier liegt die Chiffre für die geheimnißvolle Schrift von dem Entstehen und dem Treiben der burschenschaftlichen Demagogen, der Propaganda und der Constitutionsmänner unserer Zeiten, nur von dieser Seite her können sie erklärt und begriffen werden; denn sie sind nichts anderes als die Symptome der Entwickelungskrankheit der europäischen Menschheit!

In geradem Gegensatze mit dem sthenischen, steht der *asthenische Krankheitsgenius*, dessen Wirkungen sich nach Wittmann in folgenden Erscheinungen kund geben: „Werfen wir zuerst unsern Blick auf die Haut, die als die allgemeinste Hülle des Körpers, der natürlichste Vitalitätsmesser und gleichsam das Zifferblatt des Lebens ist, so finden wir allmälig im Laufe einer asthenisch-nervösen Constitution Abweichungen, welche sich auf die gewöhnliche Farbe und Verrichtung dieses Organs beziehen. So geht bei schwarzhärigen Menschen die ihnen gewöhnliche braune Hautfarbe mehr oder weniger in eine gelbliche, gleichsam ikterische, über; bei Blonden bemerkt man eine eigentliche Blässe und fast leichenartige Weiße der Haut. Das Leben der Haut im Allgemeinen scheint zu leiden und herabgestimmt zu sein. Flohstiche und Insektenbisse bringen selbst bei Kindern keine Entzündung, keine Pusteln, sondern nur flache, entzündungslose Sugillationen hervor; auch entstehen nicht selten über der ganzen Haut Petechien, ohne daß übrigens das allgemeine Wohlbefinden merklich gestört ist. Häufige und erschöpfende Schweiße, deren Geruch etwas Ähnliches von der Ausdünstung Epileptischer hat, erfolgen nach mäßiger körperlicher Bewegung in der Wärme, nach heftigen Gemüthsaffecten und bei kleinen Krankheiten, welche ihre gewöhnliche Krise durch die Haut machen, z. B. bei dem Katarrhe, der febris ephemera etc. Die Abschuppung der Epidermis in kleienartigen Staub, eine bekannte Wirkung von geschwächter Vitalität der Haut, wird fast allgemein und vorzüglich im reifern Alter beobachtet. Die *Fetterzeugung* wird im Allgemeinen, besonders nach der Convalescenz von Fiebern durch die Constitution begünstigt; die *Muskeln* erscheinen weicher und unkräftiger; die *Muskelkraft* ermüdet ungemein leicht, und ein kleiner Gang, eine mäßige körperliche Arbeit haben oft die Wirkungen eines starken Marsches, einer heftigen Anstrengung. Dieses ist am auffallendsten, wenn der Bewegung ungewohnte Muskeln in Thätigkeit gesetzt werden. Daher die häufigen Klagen nach dem Bücken, Steigen, Klettern, Ringen, Tanzen, Reiten, Laufen, Marschiren und dgl., wodurch nicht selten Schmerzen entstehen, die einem heftigen Rheumatismus gleichen. Krämpfe und partielle Zuckungen der Muskeln nach Anstrengungen werden allgemeiner als sonst beobachtet. So sah ich im Laufe der letzt verflossenen asthenisch-nervösen Constitution mehrmals Subsultus tendinum bei dem vollkommensten Wohlbefinden. Diese Erscheinung findet man gewöhnlich bei dem weiblichen Geschlechte, dem nervösen Temperamente und im jugendlichen Alter. Alte Leute zittern nunmehr stärker, Kinder fallen oft, und Erwachsene, die zu straucheln pflegen, haben etwas Stolperndes in ihrem Gange (daher viele Beinbrüche). An Tischen sieht man das Verschlingen häufiger; die Stimme vieler Menschen weicht mehr oder weniger von ihrem natürlichen Tone ab. Diejenigen, die als Kinder stammelten, sind diesem Fehler neuerdings unterworfen; das unwillkürliche Zucken einzelner Gesichtsmuskeln, womit manche Leute behaftet sind, wie das des Levator palpebrae superioris, des Corrugator supercilii, des Zygomaticus minor, des Levator anguli oris etc. ist stärker, häufiger und bemerkbarer. Armlahme sind schwächer und Hinkende hinken tiefer, längst geheilte Lähmungen kehren gern wieder. Wenn Puchelt bemerkt haben will, daß die krankhaft erhöhte, überwiegende Venosität öfters das Moment sei, worauf sich der stationaire Charakter gründe, so gilt dies vorzüglich von der asthenisch-nervösen Constitution. Auch scheint in ihr der *sympathische Nerv*, wenigstens in dynamischer Hinsicht, eine ganz besondere Rolle zu spielen und auf den Kreislauf, das Athmen, die Verdauung, Assimilation, Ernährung u. s. w. sehr abnorm einzuwirken. Denn man beobachtet gar allgemein und häufig Beschleunigung und Kleinheit, Intermission des Pulses und Herzklopfen, wenn auch keine eigentliche Krankheit vorhanden ist, z. B. nach leichten körperlichen Bewegungen, nach Geistesanstrengungen, nach kleinen und unbedeutenden Diätfehlern, nach dem Beischlafe, nach der natürlichen Geburt u. s. w. In keiner Constitution ist ebendeshalb der sogenannte Pulsus medicus auffallender und die Erfüllung der Regel, den Puls nicht sogleich bei dem Eintritte in das Krankenzimmer zu fühlen, nothwendiger als in dieser. Das Gähnen und Seufzen, diese durch Schwäche und überwiegende Venosität der Lungen bedingten Modificationen des Athmens, sind bei den meisten Individuen häufiger als sonst, und müssen ebenfalls als charakteristische Zeichen der asthenisch-nervösen Constitution betrachtet werden. Nicht minder auffallend und bemerkenswerth sind die Erscheinungen des *gestörten Gemeingefühls* und *abnormen Gemüths*. Die meisten Menschen beklagen sich, bei übrigens ungestörter Gesundheit, über ein Klopfen und Schlagen in allen Theilen des Körpers, manche empfinden in jedem Momente deutlich den Herzschlag; einzelne versicherten mich, daß sie oft ihr ganzes Pulsadersystem durch alle seine Ramificationen fühlten. Eine gleiche Bewandniß hat es mit der erhöheten Sensibilität des Magens und des Unterleibes. Plötzliche Ängstlichkeit, Uebelbefinden, Traurigkeit wechseln oft, ohne alle äußere bemerkbare Ursache in schnellen Sprüngen mit dem Gefühle des vollkommenen Wohlseins, mit der kühnsten und ausgelassensten Freude ab. Bald beobachtet man Volle des Magens und mangelnde Eßlust, bald Heißhunger und Wolfshunger, bald Apathie, bald den heftigsten Geschlechtstrieb. Ebenso wechselt die Lust zu rauschenden Vergnügungen mit dem Triebe zur Einsamkeit ab. Die seltsamsten Gelüste und Instinkte werden unter der Herrschaft dieser Constitution ins Dasein gerufen. Die Entwickelungsperiode des weiblichen Geschlechts und die Schwangerschaft bieten vorzüglich eine Menge der merkwürdigsten Beispiele dar. In dem Gemüthe einzelner am meisten ergriffener

Individuen herrschen wechselsweise Liebe und Haß, Gleichgültigkeit und Laune, Hoffnung und Verzweiflung, Lebenslust und Lebensüberdruß. Daher kommt auch in keiner Constitution der **Selbstmord** häufiger vor als in dieser. Da endlich aus denselben Gründen der Geschlechtstrieb sehr unordentlich ist, und mehr von der Stimmung des Nervensystems als von dem Überflusse des Samens abhängt, auch das weibliche Geschlecht ganz vorzüglich an erhöhter Sensibilität des Uterinsystems leidet, so treffen wir in dieser Constitution die meisten Abortus, die größte Anzahl unehelicher Kinder und venerischer Krankheiten an. Die Dynamik der Sinnesorgane bietet, meiner genausten Beobachtung zufolge, sehr wichtige abnorme Erscheinungen dar, die meines Wissens von unsern Haut-, Nasen-, Zungen-, Augen- und Ohrenärzten bis jetzt noch nicht aus diesem Gesichtspunkte betrachtet wurden. Die **Haut**, als Organ des Gefühls betrachtet, ist während dieser Constitution bei der Mehrheit der Menschen äußerst empfindlich. Alles klagt über beständiges Jucken und Beißen, ohne daß irgend ein Ausschlag zum Vorscheine kommt. Einzelne Stellen der Haut verlieren das Gefühl, man hört häufig über Ameisenkriechen oder Einschlafen der Glieder sich beklagen. Der **Geschmackssinn** wird in dieser Periode bei denjenigen am merklichsten verändert und herabgestimmt, die vermöge ihres Berufes von diesem Sinne den stärksten Gebrauch machen. Apotheker, Köche fühlten diese Abnormität am meisten, Wirthe und Küfer verloren auf längere Zeit die Weinprobe. Viele Menschen aus allen Ständen klagten entweder über einen beständig sauern oder alkalischen, fauligen oder faden Geschmack im Munde; einzelne, besonders alte Leute, verloren den Geschmack gänzlich. Ebenso verhielt es sich mehr oder weniger mit dem **Geruchssinne**. Viele klagten über einen beständigen durch nichts zu vertreibenden Gestank in der Nase, manche beschwerten sich über übermäßige Feinheit, andere über gänzlichen Verlust des Geruches. Die nervösen Zufälle des **Gehörs** und **Gesichts** scheinen ein ganz exquisites Diagnostikon der asthenisch-nervösen Constitution zu sein. Nervöses Ohrensausen und Ohrenklingen, Harthörigkeit und Taubheit kommen häufig vor. Gewöhnlich wurden früher Harthörige in dieser Periode gänzlich taub; andere der Art hörten dagegen jetzt besser als vorher, jedoch kehrte später die frühere Harthörigkeit wieder. Ermüdung des Sehvermögens, Nebel und periodische Verdunkelung des Gesichts, Lichtscheu und Lichthunger, übermäßige, meistens andern Ursachen zugeschriebene Erweiterung oder Verengerung der Pupille, Aneurose und ähnliche Fehler des Sehvermögens wurden damals häufiger als sonst beobachtet. Warum sah man wol in den letzten Decennien des 18. Jahrh. so allgemein in jedem Alter und in beiden Geschlechtern Brillen und Conservationsgläser im Gebrauch? Weil ebenso sehr die ophthalmologische Diätetik, als das reelle Bedürfniß der damaligen Constitution dazu auffoderte. Jetzt ist dieser Gebrauch beiweitem nicht mehr so allgemein und fast nur auf einzelne individuelle Anlage beschränkt. Der **Schlaf** ist bei den meisten Menschen übermäßig. Die allgemeinen Träume und die partiellen Sinnesträume, die Geisterseherei, das Alpdrücken, das Schlafreden und Nachtwandeln, überhaupt die ganze nächtliche Welt des höhern Traumlebens scheinen so recht in dieser Constitution ihr Theatrum phantasmagoricum aufgeschlagen zu haben. Daher ist wol keine Zeit den psychologischen Untersuchungen günstiger, als diese; der flüchtige nervöse **Schwindel** und das **nervöse Kopfweh** sind ein ganz eigner überaus allgemeiner Zufall, und ich möchte sagen, eins der vorzüglichsten diagnostischen Kennzeichen der asthenisch-nervösen Constitution. Zugleich leidet das Gedächtniß der meisten Erwachsenen und vorzüglich der Alten in dem Grade, als die **Einbildungskraft** der Jüngern erhöht ist. Ich habe wenigstens den noch immer bezweifelten Wahnsinn des kindlichen Alters, der sich gewöhnlich durch die närrischen Begierden, wilde Unbändigkeit des Gemüths, Beißen, Kratzen und dergl. zu erkennen gibt, nur in dieser Periode beobachtet. Anhaltende geistige Beschäftigung bringt überhaupt leicht Erschöpfung und jenen passiven Zustand des Denkvermögens hervor, den man schicklich die Ideenflucht nannte. Es scheint daher allerdings für die intellectuelle und moralische Cultur einer aufblühenden Menschengeneration gar nicht gleichgültig, ob sie längere oder kürzere Zeit unter der Herrschaft dieser Constitution lebte. Erfahrungsmäßig kann ich behaupten, daß der thierische Magnetismus und Mysticismus unter derselben die meisten Früchte bringen, und es würde nicht weniger interessant sein zu erfahren, inwieweit die kühnsten Schöpfungen des Genies, z. B. die Meisterwerke der Dichtkunst und Tonkunst, in diese Epoche fallen. Im Allgemeinen ist die asthenisch-nervöse Constitution dem jugendlichen und dem höhern Alter am ungünstigsten. Das weibliche Geschlecht leidet in ihr mehr als das männliche. Das phlegmatische Temperament wird durch sie bisweilen lebhafter und gespannter, das cholerische wird reizbarer, das melancholische leidender und das sanguinische frivoler. Das sogenannte Böotische oder Bauerntemperament leidet am wenigsten, das zarte oder nervöse am meisten. Daher wird der Einfluß dieser Constitution im Allgemeinen auf dem Lande und in den niedern Volksclassen weniger, als in den Städten und in den gebildeten Ständen der Gesellschaft empfunden. Fernere Zeichen der asthenisch-nervösen Constitution sind manche Abweichungen, welche in das Gebiet der Diätetik einschlagen; Wein, Bier und ähnliche geistige Getränke bringen bei Gewohnheitstrinkern entweder gar keine betäubende Wirkung hervor, oder sie werden von diesen Getränken schneller und leichter berauscht als ehemals. Diese entgegengesetzte Wirkung ist der Individualität zuzuschreiben. (Wir haben schon früher nach Kieser darauf aufmerksam gemacht, wie der Instinkt in jener Zeit zu den mehr Alkohol haltenden französischen Weinen geführt hatte, Franzweine zu trinken Mode geworden war.) Ebenso wollten mir Tabaksraucher damals bemerken, daß sie, obgleich stets an denselben Tabak gewöhnt, beim Rauchen öfters von jenem Übelsein und Schwindel ergriffen würden, welchen sie nur in den Zeiten der Jugend, wo sie das Rauchen lernten, unterworfen waren. Kleine Debauchen, Nachtwachen, Beischlaf, Leidenschaften, körperliche Übungen wirken sehr schwächend, bringen im Allgemeinen, auch bei

gleichem Alter, den Körper in größere Unordnung als zu andern Zeiten, und es währt länger, bis er wieder zu seiner vorigen normalen Thätigkeit zurückkehrt. Mancherlei sonst nicht so leicht beobachtete Störungen in den organischen Se- und Excretionen sind die gewöhnlichen Folgen davon, als nervöse Trockenheit der Haut und des Mundes, Speichelflüsse, profuse Schweiße, Erbrechen, heftige Durchfälle, hartnäckige Verstopfung, weißer Fluß, übermäßige monatliche Reinigung, stark fließende Hämorrhoiden, Harnruhr u. s. w. Weiber abortiren überhaupt unter diesen Umständen leicht, und erhalten ungleich langsamer, als zu andern Zeiten, selbst nach der natürlichen Geburt, das vorige Maß ihrer Kräfte wieder. Ebendeshalb bietet die Ernährung im Allgemeinen die grellsten Wechsel dar. Das lymphatische und vollsaftige kindliche Alter und weibliche Geschlecht nehmen gar oft nach den genannten diätetischen Einflüssen durch Säfteverlust ab, um nachher wieder desto stärker zuzunehmen. Meistens tritt alsdann bei gesteigertem Ernährungsprocesse vermehrte Fetterzeugung ein. Dasselbe geschieht nach der Convalescenz der meisten Krankheiten, wovon selbst die unbedeutendsten eine ungeheure Abmagerung nach sich ziehen. Greise zehren Jahre lang allmälig bis zu lebendigen Skeleten ab und sammeln später bei erhöhtem Nutritionsproceß wieder Fleisch und Fett an, nachdem sie die asthenisch-nervöse Krise der stehenden Constitution glücklich überstanden haben. Daher der oft täuschende Marasmus senilis in dieser Periode. — Alle unter der Herrschaft dieser Constitution durch was immer für eine Gelegenheitsursache erzeugten acuten Krankheiten (Fieber) tragen, vermöge der durch die Constitution bedingten allgemeinen Lebensstimmung den Charakter der Schwäche und unordentlichen Reaction, und sind daher mehr oder weniger mit Nervenzufällen begleitet. Die einfachsten Fieber, wie das Katarrhalfieber, das rheumatische Fieber, das Wechselfieber, sind in diesem Betrachte schon sehr belehrend; ja ich möchte sie gleichsam als die ersten und zuverlässigsten pathologischen Wetterfahnen betrachten, welche den Geist der anrückenden Constitution prognostisch ankündigen. Wie grell und plötzlich wird nicht bisweilen der Praktiker von diesem neuen Geiste überrascht, wenn eine mit der stationaria gleichförmig wirkende endemica oder annua den erstern schnell verstärkt, und dadurch um so auffallender macht, wie z. B. in dem epidemischen Katarrhalfieber (Influenza) der Jahre 1802 und 1803. Im Allgemeinen betrachtet, ist die asthenisch-nervöse Constitution die Quelle und Mutter aller fauligen, nervösen, adynamischen, asthenischen oder Schwächefieber, sie mögen nun im Winter bei feuchter Witterung und sehr kalter Temperatur als sogenannte asthenische Katarrhalfieber und rheumatische Fieber, oder im Frühlinge bei dem Wechsel der Temperatur und Witterung als dynamische remittirende Fieber und Wechselfieber sich zeigen, oder im Sommer bei großer anhaltender Hitze als gastrisch-nervöse Fieber und Typhus, oder endlich im Herbste als adynamische Fieber, welche die Ruhr und Cholera begleiten, beobachtet werden. Hierher gehören ferner das von Huxham zuerst beschriebene schleichende Nervenfieber (Febris nervosa lenta), wenn es allgemein herrscht, sowie die epidemischen Schleim- und Wurmfieber der Alten, welche vielleicht als Producte zweier eigenen Species der asthenisch-nervösen Constitution angesehen werden dürften, in deren ersterer die allgemeine Asthenie des Nervensystems, in letzterer die besondere Asthenie des Darmkanals und gastrischen Systems überhaupt vorwaltend ist. Erscheint endlich der reine ansteckende Typhus (Typhus contagiosus *Hildenbrandi*) als Epidemie unter der Herrschaft dieser Constitution, so muß er, was auch immer Markus über die Identität desselben mit der Encephalitis zu seiner Zeit Gutes behauptet haben mag, als asthenisches Fieber betrachtet und behandelt werden. Die asthenisch-nervöse Constitution ist ferner, der Erfahrung zufolge, wenn auch nicht das einzige, doch das gewöhnlichste Princip von der sogenannten Malignität der Krankheiten, insofern man darunter den unerwarteten, plötzlichen und tödtlichen Ausgang einer Krankheit versteht, die unter keinen gefährlichen Zufällen angefangen hatte. So bietet die Beobachtung unter der Herrschaft dieser Constitution manche Fälle dar, wo einzelne Kranke, dem Übermaße der stationären Lebensschwäche unterliegend, bei einem einfachen Fieber im ersten Schweiße sterben, den der Arzt nach allen Zeichen und gewöhnlichen Regeln der Kunst für kritisch zu halten berechtigt war. Dasselbe Übermaß der Schwäche befördert oft bei accidentellen Fiebern, wie die Resultate der Leichenöffnung zeigen, den unerwarteten und tödtlichen Ausgang mancher organischen Fehler des Herzens, der Lungen, des Gehirns und anderer edler Eingeweide, die früher erkannt oder nicht erkannt, sich ohne diesen Umstand bei allgemeiner ungestörter Vitalität noch lange erhalten haben würden, und von dem Kranken durch die Angewöhnung der Natur, ohne für sich den Tod zu bewirken, ertragen worden wären. Das Fieber der intercurrirenden Krankheiten, wie das der Rose, der Pneumonien und Peripneumonien, der Entzündungen anderer Theile und Eingeweide, sowie der hitzigen Exantheme, ist der herrschenden Constitution gemäß und muß nach dem Grundcharakter derselben behandelt werden. Daher Fälle von Erysipelas malignum, Peripneumonia nervosa, asthenica, von Malignität des Scharlachs, der Pocken, Masern u. s. w. unter dem Einflusse dieser Constitution stehen. (Aus diesen Zeiten stammt auch die Lehre von den passiven, adynamischen, asthenischen und falschen Entzündungen, die in den Köpfen der großen Menge so viel Unheil während des Beginns des sthenischen Genius angerichtet und die Feststellung des wahren Begriffs der Entzündung so sehr gehindert hat.) Die Erfahrung lehrt ferner, daß sich die chronischen Nervenkrankheiten überhaupt unter keiner Constitution leichter entwickeln, als unter der asthenisch-nervösen. Zu welcher andern Zeit sieht man wol so viele hysterische Frauen und hypochondrische Männer, so viele arthritische und rheumatische Zufälle, Manien, Epilepsien und nervöse Apoplexien, als in dieser? Werden alsdann nicht auch der Hydrocephalus internus, das Asthma spasmodicum, der Keuchhusten und die mancherlei Convulsionen und Krämpfe des

kindlichen Alters, unter andern auch der Veitstanz, ganz vorzüglich häufig und weit öfter als zu jeder andern Epoche beobachtet? (Auch die Lehre von dem schweren Zahnen der Kinder stammt aus der Zeit der Herrschaft des asthenischen Genius.) Merkwürdig ist noch, daß die Kacherien überhaupt, was ihnen so selten eigen ist, unter der Herrschaft dieser Constitution durch hinzutretende Nervenzufälle oft schnell tödtlich endigen, und daß das hektische Fieber, besonders in der Lungenschwindsucht, einen viel raschern und kürzern Verlauf als gewöhnlich macht. Die Subjecte endlich, welche mit schwachen Nerven geboren, oder welche als Kinder häufig an Gichtern litten, hypochondrische und hysterische Kranke, und alle diejenigen, die bei schwächlicher Körperbeschaffenheit an krankhaft erhöhter Sensibilität leiden, müssen, unserer Beobachtung zufolge, als die ersten und empfindlichsten Pathometer der asthenisch-nervösen Constitution betrachtet werden. Ich habe gefunden, daß diese Subjecte zu der Zeit von den plötzlichen Übergängen und Abänderungen des Barometers, Thermometers, Hygrometers und der atmosphärischen Elektricität weit stärker ergriffen werden, und daß sie alsdann häufig Ohnmachten, Krämpfen, Gichtern und Lähmungen ausgesetzt sind; und wenn sie, durch was immer für eine Gelegenheitsursache, ein Fieber bekommen, so ist es meistens ein adynamisches oder Nervenfieber, wiewol die Constitution beiweitem noch nicht ihren Zenith erreicht hat und die Mehrheit des Volkes kaum noch die ersten Spuren der stationären Lebensstimmung in der Beobachtung darbietet. Dies sind dann die sogenannten sporadischen Nervenfieber, welche in einer und derselben Gegend oft viele Jahre den Epidemien dieser Art vorauszugehen pflegen. Auch das epidemische Wechselfieber, wie man es unter Andern 1809 in dem größten Theile von Teutschland beobachtete, dürfte vielleicht ebenso gut ein Vorläufer wie Nachläufer der asthenisch-nervösen stationären Krankheitsconstitution zu nennen sein. Nichts vermag uns indessen, wenn wir einmal den bisherigen diagnostischen Weg eingeschlagen haben, in der Beurtheilung dieser Constitution so sicher zum Ziele zu leiten, nichts uns mehr in der Erkenntniß der eigentlichen Indicatio stationaria zu unterrichten und zu bestärken, als die reine, durch keine vorgefaßte Meinung entstellte Beobachtung von der Wirkung unserer Arzneimittel und Heilmethoden. Man findet in diesem Betrachte Folgendes: Die im Anfange der Fieber früherhin übliche und mit Nutzen angewandte gastrische oder antiphlogistische, oder schweißtreibende oder alterirende Methode fängt nach grade an, unzureichend und schädlich zu werden. Selbst bei den intercurrirenden Fiebern und den durch Constitutio endemica und annua bedingten Entzündungskrankheiten kann die antiphlogistische Methode nicht mehr in ihrem ganzen Umfange Anwendung finden, und muß mit großer Vorsicht geleitet werden. Die Ausleerungen jeder Art, selbst wenn sie noch so klar angezeigt scheinen, bekommen nicht gut und vertragen sich nicht mit der stationären Lebensstimmung. Daher die häufigen Febres nervosae artificiales in dieser Periode. Deswegen kommen die Brechmittel, die Aderlässe und Mittelsalze nach und nach außer Cours und manche andere mit ihnen verwandte Arzneimittel, wie das Nitrum, Kalomel, Jalappe, Rhabarber, die Sennesblätter, haben gleiches Schicksal. Da die beiden ersten Mittel (Nitrum und Kalomel) unter der Herrschaft dieser Constitution so sehr geneigt sind, Durchfälle zu erregen, so werden, bei ihrer Unentbehrlichkeit in vorkommenden Entzündungskrankheiten, die praktischen Ärzte in nicht geringe Verlegenheit gesetzt. So verdanken manche Mittel nicht, wie es scheint, der Mode, sondern der stationären Constitution ihr Aufkommen wie ihren Untergang, besonders je mehr sie sich in den Volksgebrauch eingeschlichen hatten. Denn notorisch ist es z. B., daß unsere Materialisten seit der langwierigen asthenisch-nervösen Constitution nicht mehr den zehnten Theil von Rhabarber, Jalappe, Sennesblättern und Mittelsalzen absetzen, wie vor derselben, obgleich in diesem Zeitraume die Bevölkerung beträchtlich zugenommen hat. Die Beobachtung überzeugt demnach jeden aufmerksamen und unbefangenen praktischen Arzt, daß jetzt die gelind stärkende, die excitirende und derivirende Heilmethode an der Tagesordnung sei. Baldrian, Kalmus, Chinarinde, Kamphor, Naphtha, Moschus, Opium, Wein und andere bekommen, nach Maßgabe angewandt, in den meisten Krankheiten am besten. Die asthenische Constitution ist die Constitution der ableitenden und stärkenden Bäder, der Zugpflaster, der Sinapismen und überhaupt die Feindin jeder schwächenden oder heftig alterirenden Heilmethode. Daher muß man auch bei dieser stationären Lebensstimmung, sowol in den acuten wie in den chronischen Krankheiten, mit den narkotischen Mitteln überhaupt sehr (?) vorsichtig sein, und ich bin gewiß, daß die unserer gegenwärtigen Constitution so ganz entsprechende, jetzt so beliebte Blausäure bei einer dereinstigen asthenisch-nervösen Constitution allen Credit verlieren wird. So schwankend ist unsere Materia medica und so unzuverlässig sind die meisten in unserer Zeit so sehr vervielfältigten Beobachtungen über die Wirkung neuer Arzneimittel, weil man dabei vergaß, die stehende Constitution in Anschlag zu bringen. Daß endlich das Quecksilber als Specificum gegen die Lustseuche während der asthenisch-nervösen Constitution seinen Dienst versagt, daß es öfter, als sonst, Speichelfluß erregt und die sogenannte Merkurialkrankheit erzeugt, die manchmal noch schlimmere Folgen als die venerische Krankheit selbst hat, sind Thatsachen, welche Ärzte und Wundärzte beobachteten. Öftere Versuche, die syphilitischen Übel ohne Quecksilber zu heilen, mußten deshalb nothwendig in jene Periode fallen, wie das Mittel von Laffecteur und von Besnard, die Vorschläge der Salpetersäure ꝛc. beweisen. Zum Schlusse glaube ich endlich nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, daß denkende Wundärzte manche fortdauernde Verblutung der feinsten Gefäße, manche durch nichts zu verbessernde schlechte Eiterung, manche ungewöhnlichen und schwer zu erklärenden Schmerzen bei Wunden und Geschwüren, sowie besondere, in Bezug auf ihre Ursachen unerforschliche Nervenzufälle, die bei gewissen Verletzungen eintreten, mit Recht dem stationären Genius zugeschrieben haben. Diese Beobachtungen gelten

wol zunächst der asthenisch-nervösen Constitution, unter deren Herrschaft nebst andern auch die Geschwülste im Allgemeinen seltener sein sollen, vermuthlich deshalb, weil durch jene Constitution der organische Bildungstrieb auch in pathologischer Hinsicht mehr oder weniger herabgestimmt ist."

Die vorliegende Darstellung des asthenischen Genius ist das Ergebniß einer sorgfältigen Beobachtung, und enthält Alles, was darüber nur beigebracht werden kann; nur hat der Verfasser derselben den Genius morborum mit der Constitutio freilich nur im Namen verwechselt; außerdem aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß er nur von der einen Richtung des asthenischen Genius spricht, nämlich insofern er sich vorherrschend im Leben des Nervensystems kund gibt, weshalb auch stets von einer asthenisch-nervösen Constitution bei ihm die Rede ist, während die Asthenie des Blutsystems, welche er allerdings als den höhern Grad der asthenisch-nervösen Constitution, als asthenisch-faulige bezeichnet, erwähnt, eigentlich ganz unberücksichtigt bleibt, wenn schon manches in der gegebenen Darstellung offenbar ihr angehört. Indessen wird dies leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß der Verfasser nur von ihm selbst Beobachtetes geben wollte; der Beginn seiner Beobachtungen fällt aber in die Zeit seit der letzten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts (er promovirte 1797), und damals war die Asthenie des Nervensystems, jedoch mit vorherrschender Erregbarkeit, eigentlich Genius epidemicus. Leider besitzen wir keine so detaillirte Darstellung des Genius asthenicus mit seiner vorwaltenden Richtung auf das Blutsystem von einem damaligen Arzte mit der Sorgfalt, wie sie Wittmann gegeben; doch hat uns der treffliche Lentin[8]), der die Nothwendigkeit einer solchen Darstellung wohl erkannt haben mußte, einige, wenn auch nur mehr rhapsodische, Andeutungen darüber hinterlassen, die wir hier deshalb mittheilen wollen. „Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der viele und mancherlei Calamitäten über meinen damaligen Wirkungskreis (Lauenburg) brachte, einen großen Theil der sonst stillen, ruhigen und freudigen Bewohner desselben in steter Furcht, Unruhe und Angst erhielt und großentheils in Dürftigkeit niederdrückte, wirkte so sehr auf die Gesundheit Aller, daß sie auch empfänglicher für alle die Krankheiten wurden, die mit dem damals temporären Sieger zugleich kamen. So allgemein vor dieser Epoche der Charakter der Krankheiten sthenisch war, so wirksam sich die Naturkräfte bei Krankheiten verhielten, so ordentlich bei ungestörtem Gange derselben die Abfälle zu erfolgen pflegten, ebenso sehr nahmen sie in der Folge einen asthenischen Charakter an. Faulfieber mit oder ohne Flecken, faulige Ruhr, Seitenstiche unter den kurzen Rippen mit Faulfieber und aufgelöstem Blute verbunden, in größeren Städten die sogenannten Lazarethfieber und dergl. traten an die Stelle der ehemaligen rein intermittirenden, rein entzündlichen oder rein galligen Fieber, echter Pleuresien, Hirnentzündungen und anderer dergleichen Krankheiten. Man erwartete nun vergeblich die ehemals bei Fiebern ordentlich eintretenden Abfälle; der animalisch-chemische Proceß, der zur Abreinigung hätte dienen können, hatte schon das Äußerste ungefühlt erreicht, ehe die Krankheit sich in ihrer Form darstellte. Das Blut bildete keinen festen Kuchen; statt einer Messerrücken dicken Entzündungsdecke auf gelassenem Blute (das aber bald genug unterblieb) bildete sich eine grünliche Schleimhaut, wie mit einem weißen Netze überzogen. Der Cruor erschien in einem aufgelösten klümperigen Zustande, mit dem Blutwasser vermischt. Die Kräfte waren mit dem Krankwerden erschöpft, kraftlose Deliria damit verbunden. Dies waren allgemeine Ereignisse und ganz unverkennbare Zeichen allgemein veränderter Constitution. Alle andern sporadisch-vorkommenden Krankheiten hatten doch einen solchen Anstrich davon, der allemal beobachtet werden mußte. Aber auch die Volksdiät hatte sich geändert. Auf der einen Seite hatten die französischen Soldaten das Kaffeetrinken in Haushaltungen eingeführt, in welchen man es bisher nicht kannte, und dazu die übliche Geräthschaft nicht da war. Die Weiber fanden dies Getränk bald angenehm, gewöhnten ihre Kinder daran und die Männer, um es in der Folge zu dulden, wurden gar leicht durch den gemächlichen Genuß und die täuschende Rechnung, daß manche Mahlzeit dadurch erspart würde, tägliche Gäste des neuen Getränks. Hieraus entstand aber, in Ansehung diensamer und nahrhafter Speisen, bei welchen sich die Kräfte bisher so gut erhalten hatten, besonders bei dem gemeinen Manne, ein Deficit, das sich in den nächsten Jahren ganz sichtbar an Kräften und Gesundheit äußerte. Die Last, welche sonst ein Mann bewältigte, wurde nun zweien beinahe zu schwer. Auf der andern Seite aber nahmen öftere, auch wol starke Einquartierungen, Lieferungen, auch wol Erpressungen, die Vorräthe, die auf längere Zeit bestimmt waren, und der Krieger die besten Bissen weg; ein Übel, dafür der Landmann, wenn es aus Miswachs oder andern häuslichen Unglücksfällen entstanden wäre, kaum Gleichmüthigkeit und Geduld genug gehabt hätte. Er überließ sich also dem Kummer, mit heiterem Gesichte gegen seine Unterdrücker, und eine unabsehbare Folge desselben Geschicks ließ keinen Strahl von Hoffnung durchbrechen. Alles dieses und so viele andere namenlose, unter anderer Form täglich kommende Ungemächlichkeiten wirkten so sehr nachtheilig auf die Gesundheit des allergrößten Haufens, daß man selten das Bild frischer, froher Gesundheit auf dem Gesichte eines Menschen sah. Nur Wenige, die vom Laufe aller Dinge Vortheil zu ziehen wußten, bereicherten sich durch Lieferungen aller Bedürfnisse für Freund und Feind; wer dann just ihr Nächster war, hob sich empor, schwelgte, schwelgte sich auch wieder arm und krank. An vielen Orten wurden für das Militair fliegende und stehende Hospitäler und Lazarethe errichtet, aus welchen sich, wie aus Pandora's Büchse, aller Art Miasmen unter die Wärter und unter das Volk verbreiteten. Die lange Dauer des siebenjährigen Krieges erfoderte mehre zahlreiche Ergänzungen der jungen, dienstfähigen Mannschaft, die größtentheils aus den Höfen genommen werden mußten. Der Ackerbau und jede andere, durch starke Manns-

8) Übersicht des Wechsels allgemeiner Gesundheitsconstitution vom J. 1756 bis zum J. 1803, in Beiträge zur ausübenden Arzneiwissenschaft. 3. Bd. S. 220—228.

arme zu betreibende, Arbeit konnte nun nur, wenn ich die eigentlichen Wirthe ausnehme, durch größtentheils alte Leute, zum Soldatendienst untaugliche, ungesunde Knechte, Weiber und Mädchen verrichtet werden. Das Misverhältniß zwischen vorhandener Leibesstärke und der mit ungewohnter Anstrengung zu verrichtenden Arbeit, die in aller Eile und Dürftigkeit allemal beschaffte Nahrung, das hiermit verbundene Misvergnügen, die unerfüllte Sehnsucht nach besserem, reichlicherem und bequemerem Leben, auch wol nicht unwahrscheinlich nach längst entworfenen, und wer wußte wie lange noch unvollzogen bleibenden Heirathsplanen, alles dieses begünstigte die Fortdauer der fauligen Constitution auch lange nachher noch, als Ferdinand unser Land gerettet hatte. Im J. 1770 misrieth die ganze Ernte und alles Obst, durch den vom Junius bis zum September anhaltenden Regen; die Flüsse waren ausgetreten, überschwemmten, besonders in der Elbgegend, die fruchttragenden Felder weithin; übrigens war viel Mutterkorn, das in einigen Gegenden mit dem sogenannten Honigthau beschmutzt war, entstanden. Das Korn hatte die gehörige Beschaffenheit nicht; die Krume im Brode floß, nach dem Aufschneiden, wie ein träger, ungarer Teig zwischen der Rinde heraus, hatte einen üblen Geruch, mußte aber doch wegen Mangels bessern Brodes vom Landmanne genossen werden. Nach dem Genusse desselben erzeugte sich in manchen Gegenden die sogenannte Kriebelkrankheit, die im J. 1771 unter dem gemeinen Manne fortdauerte. Der faulige, mit Abspannung aller Kräfte verbundene Charakter fast aller Fieber dauerte zwar noch lange fort, sodaß man wol das J. 1784 als das letzte dieser Constitution ansehen kann: doch waren nach meiner Erfahrung diesseit des J. 1773 Flecken und Striemen und das Ansteckungsvermögen schon sehr gering. Ob nun schon vom J. 1785 an einige rein entzündliche oder rein gallige oder katarrhalische Züge von Krankheiten, die nicht länger anhielten als ihre vorbereitende Ursache, vorkamen, die mehr als Producte der Jahreszeit und Witterung anzusehen waren, so änderte sich doch die Constitution dergestalt, daß nun nach Verhältniß weit weniger sporadisch-gehende acute Krankheiten als sonst, dagegen aber viel mehr solche bemerkt wurden, die Überfluß von Schleim und einen nervösen Zustand mit Schwäche zum Grunde hatten. Intermittirende Fieber kamen fast gar nicht mehr vor, dahingegen weit mehr Kacherien unter den Kindern und Erwachsenen, viele Phthises pituitosae und purulentae, Wassersuchten, Rheumatismen ohne Zahl, viel gichtische Anomalien, weniger Podagra als sonst; auch hatte die Corpulenz gegen vorige Zeiten sehr abgenommen (vermuthlich weil der Häuser-, Gärten-, Meubeln-, Spiel- und Schuldenluxus zu sehr stieg, der Lebensgenuß bei der Jugend zu früh an die Tagesordnung kam und sich noch darin erhält), Skrofeln, Flechten und dergleichen. Durch Diät und Kleidung, die, was das weibliche Geschlecht anlangt, so dünn, so transparent, ich möchte wol sagen, so indecent als möglich angelegt wird, werden insonderheit rheumatische und gichtische Infirmitäten, und durch die Art, wie jetzt die jungen Leute tanzen, mancherlei Gattungen Hämorrhagien, Schwindsuchten, sowie durch das übermäßige Theetrinken und das unvorsichtige Romanlesen nervöse Krankheiten mehr als zu sehr unterhalten." An Materialien zur Gewinnung eines vollständigen Gemäldes des Einflusses dieses asthenisch-fauligen Genius fehlt es keineswegs; sie sind vielmehr überreich vorhanden, leider aber uns bisher nicht zugänglich gewesen, daher wir die weitere Erörterung auf eine spätere Untersuchung versparen müssen. Hecker hat neuerlich allerdings einen Theil dieser Periode monographisch beschrieben, allein hier, wie in seinen übrigen Monographien, den Antheil des Genius und der Constitution nirgends besonders nachzuweisen gesucht, vielmehr sich mit der Erklärung begnügt, daß damals eine scorbutische Lebensstimmung der Völker mit gastrischem Elemente geherrscht habe. — Werfen wir einen Blick auf den Einfluß, welchen die asthenische Constitution auf die pathologischen Ansichten der Ärzte ausübte, so wird es bald klar, daß die anfänglich vorzugsweise asthenische Richtung auf das Blutsystem die uralte Humoralpathologie bedeutend unterstützen mußte, und in der That sind beinahe alle Ärzte jener Zeit Humoralpathologen, soweit sie die Gründe ihrer Behauptungen und Ansichten aus den Beobachtungen in der Gegenwart hernahmen, besonders in Teutschland, Holland, Frankreich und England, und die Lehre von der Fäulniß im Körper erhielt mächtige Bearbeiter an Macbride, Pringle rc., sowie an Ch. L. Hoffmann die antiseptische Heilmethode einen energischen Vertheidiger erhielt. In Schottland scheint gleich Anfangs die Asthenie mehr das Nervensystem getroffen zu haben, da das Klima und der Boden die Säfteentwickelung weniger begünstigt, deshalb sehen wir hier auch Cullen als eifrigen Vertheidiger der Nervenpathologie auftreten und Brown in seinem Systeme die Lehre von der Asthenie und der incitirenden Methode fast auf die Spitze treiben. Bis zu seinem Tode (1788) konnte Brown mit seinen Lehren keinen Anhang gewinnen, erst mit dem Bekanntwerden seines Systems in Italien (1792) und Teutschland (1794) fand es sein Publicum, und zwar mit einer Schnelligkeit, wie die Geschichte wenige Beispiele darbieten möchte; es war, wie selten ein System, zeitgemäß, denn es entsprach dem herrschenden Genius asthenicus nervosus, in dessen Würdigung sich weder Antiphlogistiker, noch Gastriker, noch Antiseptiker zurechtfinden konnten; man war des Schwankens ebenso müde, wie des Hergebrachten, mit dem man nichts mehr anzufangen wußte; darum griff man muthig und schnell zu dem Neuen, das noch dazu so einfach war, daß es selbst der weniger Gebildete fassen zu können meinte. Die scheinbar logische Consequenz nahm den Philosophen für sich ein, der Physiolog fand es mit Haller's Lehre von der Irritabilität vereinbar; die Verehrer der Naturwissenschaften, die damals einen mächtigen Aufschwung machten, fanden ihre Rechnung in dem empfohlenen Studium der äußern Reize oder einwirkenden Potenzen, wodurch es auch die Naturphilosophen für sich gewann, die mit pantheistischen Ideen ja dahin strebten, das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt, zum All und umgekehrt zu erfassen, und endlich einen Theil der durch Röschlaub ge-

bildeten Erregungstheoretiker ganz zu sich hinüberzogen. Der von Rasori gegründete Contrastimulus, ein Sproß des Brown'schen Systems, entstand zu spät, um eine allgemeinere Anerkennung finden zu können; denn der Genius dafür war bereits vorüber, und gegen denselben vermag kein System aufzukommen, so fein es auch ausgedacht sei. Alle Systeme, die sich Geltung verschafften, entsprachen dem herrschenden Genius und der Constitution, und fanden somit in der Erfahrung ihre Stütze, während die theoretische Afterweisheit wol eine kurze Zeit Aufsehen machen, nie aber Ansehen gewinnen kann. Die Vernichtung der Individualität, welche die der französischen Revolution zum Grunde liegende Idee beabsichtigte, hatte gewiß auch ihren Theil daran, um dem neuen, nach Gleichheit strebenden, Systeme einen günstigen Boden zu verschaffen, wie denn überhaupt jene Revolution, die unter der Herrschaft eines Genius epidemicus, welcher nervöse Schwäche mit Reizbarkeit setzte, allein möglich war, die Teutschen wenigstens veranlaßte, einen wissenschaftlichen Kosmopolitismus zu erschaffen, da ihnen für den politischen Sinn und Kraft so sehr mangelte, daß sie willig ihren Nacken unter das Joch des corsischen Machthabers beugten; denn ein asthenischer Genius kann nur eine asthenische Generation ins Leben treten lassen, die ohne Kraft zur Selbstbestimmung durch einen fremden Willen bestimmt werden muß. Daher sehen wir auch zu dieser Zeit den thierischen Magnetismus, Somnambulismus und Mesmerismus auftreten und eine nicht geringe Zahl von überspannten Cultoren gewinnen. — Die Leichtigkeit, womit der Organismus damals auf die äußern Reize reagirte, die Schnelligkeit, mit der, freilich mit Mangel der Intensität, Fieber entstand, mußte natürlich die Pathologen auf das Studium der Fieber selbst leiten, und so wurde die Fieberlehre vielleicht zu keiner Zeit in so vielen Schriften vorgetragen, als während der Herrschaft des Genius asthenicus, ja das Fieber absorbirte beinahe jede topische Krankheit, wie in Reil's Werke, wodurch die specielle Diagnostik vollends zu Grabe getragen ward. Dennoch war das Ansehen der Ärzte beim Publicum vielleicht zu keiner Zeit größer, da die Naturheilkraft nur geringe Energie besaß, Diät wenig fruchtete und Hausmittel ihr Vertrauen verlieren mußten; nur der Arzt konnte helfen, und er ermangelte nicht, die Apotheken zu leeren, um den gleichzeitig überall hausenden Feind gleichzeitig mit den verschiedensten Dingen zu besänftigen oder bis zur Flucht zu stimuliren. Die Kunst des Receptschreibens wurde mächtig geübt, und konnten die glücklichen Erfolge ihm auch nur selten eine Freude bereiten, so fand der Arzt doch Trost in dem Bewußtsein, durch die gut geordnete Formel für alle Beschwerden gesorgt zu haben. Mit selbstgenügsamer Verachtung schaute er auf den Chirurgen hernieder, der vergebens seine Kranken mit Pflastern und Salben bedeckte, um äußere Schäden zu entfernen; sie trotzten ja sichtbar wegen mangelnder Energie des Organismus solch einem Bemühen, wenn nicht gleichzeitig innere Mittel angewendet wurden. Mühe genug machte es, bereits vorhandene Wunden zu heilen, mit dem Messer neue zu machen durfte man nicht wagen. So machte die medicinische Chirurgie wol Fortschritte, nicht aber die operative, die nur die fortwährenden Kriege in Thätigkeit erhalten konnten. Der asthenische Genius erhebt die Ärzte und bringt die Chirurgen um ihr Ansehen, während der sthenische die Chirurgen erhebt und das Ansehen der Ärzte vernichtet.

Wenn der Genius epidemicus, wie wir ihn eben nach seinen drei verschiedenen Richtungen, auf den gesunden wie kranken Organismus hin genauer betrachtet haben, sich in der einen oder andern dieser Richtung einen größern Zeitabschnitt hindurch erhält und andauert, so pflegen wir ihn auch bestimmter noch mit dem Beisatz des *stationairen*, als Genius epidemicus stationarius, zu bezeichnen, sind aber für jetzt wenigstens nicht im Stande, diesen Zeitabschnitt durch Angabe bestimmter Zahlen zu begrenzen, und wenn schon es außer Zweifel ist, daß die drei Richtungen in einer bestimmten Reihenfolge einander ablösen, daß der erethische jedesmal zwischen beiden in der Mitte steht, sie verbindet, und ihren Übergang in einander gewissermaßen vermittelt, mithin ein gewisser Cyklus unverkennbar ist, so fehlen uns doch die Materialien dazu noch zu sehr, um eine ununterbrochene Reihe ihrer Aufeinanderfolge geben zu können, was bei der großen Lückenhaftigkeit der geschichtlichen Aufzeichnungen ärztlicher Beobachtungen auch schwerlich jemals für die Vergangenheit gelingen möchte, weshalb die Zukunft allein diese Aufgabe zu lösen und bei der Wichtigkeit des Gegenstandes niemals aus den Augen zu verlieren hat, indem die Sicherheit und Vervollkommnung der Medicin als Wissenschaft zum großen Theil davon abhängt. Es gehören ganz andere Studien und Forschungen dazu, als sie bis jetzt vorgenommen sind, und namentlich bedürfen wir vollständige chronologische Tabellen über die epidemischen Krankheiten, mit einer großen Menge Spalten, ehe überhaupt die Lehre von den Epidemien Gesetze, und nicht blos Phantasiegemälde darbieten kann. Alles was bis jetzt historisch gewiß ist, geht nur bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, denn bis 1756 herrschte nach Lentin's Bericht der sthenische Genius (wahrscheinlicher wol nur noch der erethische), dann folgte von 1756—1785 der asthenisch-faulige, von 1785—1810 der asthenisch-nervöse, von 1810—1825 der sthenische, von 1825 an begann der erethische, welcher seit 1830 schon mehr zum asthenischen neigt. Dieselbe Unbestimmtheit, welche in Bezug auf die zeitliche Ausdehnung des stationären Genius herrscht, findet auch in Hinsicht der *räumlichen Ausdehnung* statt. Schon dadurch, daß sich nicht überall Beobachter finden, ist es fast unmöglich, eine vollständige Nachricht von der Ausbreitung des Genius epidemicus zu erhalten, und dann ist ja auch nicht einmal jeder Arzt fähig, einen Beobachter abzugeben, was noch auffallender bei der Bestimmung der Constitution hervortritt, worüber oft von den Ärzten derselben Gegend die verschiedenartigsten Behauptungen aufgestellt worden sind. Indessen kann man wol annehmen, daß der wirkliche stationäre Genius ein pandemicus ist, denn mehre Data, z. B. aus der Zeit der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, weisen darauf hin, daß in der nördlichen wie südlichen Hemisphäre derselbe Genius herrschte, wie ja auch die Influenza und

holera sich über den ganzen Erdball verbreiteten. Jedoch t zu berücksichtigen, daß in der nördlichen wie südlichen one, besonders aber in der letztern, der Genius epidemicus, wie alle epidemische Einflüsse, von den klimatisch-enemischen sehr in den Hintergrund gedrängt, und nur ann deutlich bemerkt wird, wenn er sehr von den letztern ifferirt, sodaß der eigentliche Schauplatz für die Beobachung der epidemischen Einflüsse die gemäßigte Zone ist, as seinen Grund darin hat, daß hier der Genius endeicus der erethische, also bei Abweichungen leicht in das eine der andere Extrem übergeht, die dann ebenso leicht wahrenommen werden, während der sthenische sich in der kalen, der asthenische in der heißen findet; ja man kann fügch den Grundsatz aufstellen, daß alles, was in einer Geend als epidemischer Einfluß sich kund gibt, sich in einer ndern als endemischer (klimatischer) Einfluß zeigt. Die idemischen Einflüsse sind die zeitlichen, während die enemischen (klimatischen) die räumlichen sind. Der räumche Genius (endemicus) wird aber durch zwei Momente edingt, einmal durch die Breitengrade, wie wir so eben ngaben, und dann durch die Elevation über die Meeresläche; je bedeutender diese ist, also auf den (besonders rockenen) Höhen, desto mehr herrscht der sthenische Genius, : geringer oder gar unter der Meeresfläche, also in den lieberungen, Thälern, flachen Küsten, den Inseln der üdlichen Meere, desto mehr der asthenische, während das Blachfeld für sich den erethischen Genius in Anspruch nimmt. Je ähnlicher der epidemische Genius stationarius dem enemischen einer Gegend ist, desto reiner wird er sich dort ussprechen, obgleich sein Vorhandensein dadurch an Auenfälligkeit verliert, da er nur in der Steigerung des beeits Vorhandenen besteht. Daher schrieb auch Lentin a. a. O. S. 225), „die zehn Jahre, die ich zu Klaushal als Bergmedicus stand, kann ich nicht mit in diese Beobachtungen aufnehmen, indem diese Provinz fast in llen Stücken von den niedriger liegenden zu sehr verchieden und an Epidemien so sehr fruchtbar ist, daß h in derselben Zeit 16 derselben unter Kindern und rwachsenen erlebte." In je größerer Differenz dageen der epidemische Genius stationarius mit dem endenischen steht, desto unreiner tritt der erstere auf, desto chwerer erhebt er sich zur Herrschaft und desto längere eit wird er verkannt, wenn nicht sehr sorgfältige und erahrene Beobachter vorhanden sind. So erging es Reuß, velcher zu Aschaffenburg, wo der endemische Genius der thenische ist, die Heilkunst ausübend, noch 1826 und 1827 as Vorhandensein des sthenischen stationären Genius epilemicus behauptete (Heidelberger klin. Annalen. 4. Bd. 1828. 1. Heft. S. 1—49) und Wittmann (Ein Wort iber das gastrisch-nervöse Fieber, dessen Behandlung und Verhütung. [Mainz 1827.]), sowie Puchelt (Heidelberger lin. Annalen. 3. Bd. 2. Heft) mit Unrecht tadelte, daß ie eine Umänderung des stationären Genius, und zwar us dem sthenischen in den asthenischen angenommen hatten (vergl. Wittmann in Heidelb. klin. Annal. 4. Bd. 3. Heft. S. 444—454). In einem ähnlichen Verhältnisse wie der endemische, steht auch der Genius epidemicus *annuus*, das heißt der durch die Jahreszeiten herbeigeführte Reactionsgrad, zu dem stationären Genius. Seine Beobachtung ist indessen schon bedeutend schwieriger, da er nicht nur von dem stationairen, sondern auch oft noch viel mehr von dem intercurrirenden zurückgedrängt wird; im Allgemeinen herrscht der sthenische Genius im Vorfrühling, der asthenische im Herbste. Über den monatlichen und täglichen Genius fehlt es noch weit mehr an sicheren Beobachtungen, ebenso über den intercurrirenden, obgleich dieser letztere von bedeutender Wichtigkeit für die Epidemie ist, und seinen Grund vorzugsweise in Witterungsverschiedenheiten, besonders aber in dem Herrschen der Winde hat, denn Nord- und Ostwinde erzeugen einen sthenischen, Süd- und Westwinde einen asthenischen Charakter, der gar nicht selten den durch den Genius stationarius und annuus gesetzten verdrängt, und so deren Erkennen schwierig macht. Hätte dies Fuchs gehörig berücksichtigt, so hätte er sicher nicht geschrieben, daß er bei Betrachtung des Genius stationarius kein Analogon von den intercurrirenden Constitutionen aufgefunden habe.

Vielfach mit dem Genius epidemicus verwechselt ist die epidemische Constitution, welche in der allgemeinen Anlage einer größern oder geringern Volksmenge zu einer bestimmten Krankheitsform besteht, und wie der Genius epidemicus entweder während eines größern Zeitraums andauernd erscheint, also wie jener stationär ist, und zwar entweder vorübergehend, als Constitutio stationaria epidemica oder an den Boden gebunden sich mit dessen Beschaffenheit fort erhält als endemische Constitution, oder durch den Wechsel der Jahreszeiten herbeigeführt als Constitutio annua oder endlich durch plötzlichen nach kürzeren Zeiträumen wieder verschwindenden epidemischen Einfluß bedingt, als Constitutio *intercurrens* auftritt. Was nun zunächst die stationaire epidemische Constitution betrifft[9]), so verstehen wir darunter, wie

9) *Riederer*, Diss. de febre stationaria. (Stuttgart. 1791.) Wenditsch, über die herrschende Constitution und einige Krankheiten, welche 1797 und 1798 in Steiermark beobachtet worden sind. (Grätz 1799.) Harleß, Die Constitutio stationaria, ihre Wichtigkeit und ihr Einfluß auf Krankheitsbildung und Heilartbestimmung, in dessen Jahrbüchern der teutschen Medicin und Chirurgie. 1. Bd. (1813.) S. 1—73 und 266—333. *A. Bodel*, Nuovo ricercha sulla constitutio epidemiche dominante. (Milano 1816.) Horsch, Einleitung in die Klinik und die damit zu verbindende Untersuchung über die herrschende Constitution. (Würzburg 1817.) J. Auer, über den Genius epidemicus morborum stationarius. (Würzburg 1820. 47 S.) A. Sentrup, über den Charakter der herrschenden Krankheiten. (München 1820.) *Jos. von Zlatarovich*, Diss. de genio morborum stationario. (Viennae 1830.) *Fr. ab Hildenbrand*, Animadversiones in constitutionem morborum stationariam ejusque cum siderum laboribus necessitudinem. (Vindobon. 1831.) *Corneliani*, Osservazione intorno alla epidemia stationaria. (Padua 1831.) A. Baader, über die stehende Gesundheitsconstitution. (München 1833. 16 S.) *Frd. Const. Carger*, De constitutione morborum stationaria. (Dorpat. 1833. 31 S.) *J. G. Rothlauf*, Diss. de genio epidemico stationario. (München 1834. 18 S.) *F. X. Sinzinger*, De morborum charactere epidemico-stationario. (München 1834. 16 S.) *di Ceresa*, Memorie intorno alla constituzione cosidetta stazionaria, ossia precipue leggi fondamentali di Medicina speculativa. (Vienne 1835.) *J. A. Sandegren* (praes. *Jac. Sönnerberg*), Diss. de constitutione epidemica praecipue stationaria. (Lund. 1840. 10 S. 4.)

gesagt, die allgemeine, an verschiedenen Orten, unter verschiedenen Himmelsstrichen und zu verschiedenen Zeiten erscheinende, von äußern allgemeinen, vorzugsweise tellurischen Ursachen bedingte Anlage zu besondern Krankheitsformen, welche ihre Eigenthümlichkeit auf längere oder kürzere Zeit, jedoch immer ohne eigentliche Unterbrechung, erhält und dann von einer andern Anlage verdrängt wird. Während der Genius epidemicus gewissermaßen die allgemeine Lebenskraft beherrscht und dieser eine bestimmte Richtung gibt, den Grad ihrer Äußerungen determinirt, so beherrscht die Constitution die an bestimmte Systeme und Organe gebundenen Äußerungen der allgemeinen Lebenskraft, determinirt also neben der Kraft auch und zwar vorzugsweise die Materie, sodaß sie also die Neigung gewisser Organe und Systeme vorzugsweise von bestimmten äußern, epidemischen Einflüssen ergriffen zu werden setzt. In der Mehrzahl der Fälle sind diese Einflüsse freilich dieselben, welche die Constitution hervorbringen, und dann erscheint das Ergriffensein, die epidemische Krankheit nur als eine ausgebildete, verstärkte epidemische Constitution, wie sich etwa aus phthisischer Anlage wirkliche Phthisis bildet; indessen ist dies keineswegs immer der Fall, sondern es gibt Einflüsse, die so besonderer Art sind, daß sie zwar den allgemeinen, die Constitution hervorbringenden Einflüssen nicht widerstreben, wol aber sie so zu modificiren im Stande sind, daß sie der allgemeinen Form der Reaction eine besondere Gestaltung geben, wie dies am deutlichsten die Exantheme darthun. Die Constitution setzt ein krankhaft erhöhtes und gleichzeitig verändertes Leben einzelner Systeme, während anderweitige epidemische Verhältnisse ein solches in einzelnen zu diesen Systemen gehörigen Organen herbeiführen, deren besondere Form des Erkrankens dann wieder von andern, wenn auch nicht generisch verschiedenen, Einflüssen abhängt, sodaß also die stationäre Constitution die Ordnung, die intercurrirende Constitution die Gattung und die speciellen epidemischen Einflüsse die Art der Krankheit bedingt. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen. Die stationäre Constitution bedingt z. B. ein erhöhtes Leben der Schleimhäute, die intercurrirende Constitution ein erhöhtes Leben der gastrischen Schleimhaut, der epidemische Einfluß bewirkt Dysenterie. Während der Genius epidemicus sich nur nach zwei Richtungen hin aussprach, deren Vereinigungspunkt der erethische Genius darstellt, wir also nur drei oder vielleicht eigentlich nur zwei Formen des Genius epidemicus stationarius haben, ist die stationäre Constitution beiweitem zahlreicher, und tritt in soviel selbständigen Formen auf, als es Systeme von physiologischer Bedeutung im menschlichen Organismus gibt, wozu dann noch eine nicht unbeträchtliche Menge Combinationen, welche die einzelnen Formen unter sich eingehen, kommen. Die bisherige Pathologie hat die Sache freilich von dieser Seite noch nicht aufgefaßt, und daher durchaus keine wissenschaftliche Eintheilung der Constitutionen zu geben vermocht, vielmehr hat sie sich begnügt, die Ergebnisse der Empirie ohne nähere Prüfung sich anzueignen. Diese Ergebnisse können natürlich nur einseitig sein, und nur das Vorzüglichste überall und bald in die Augen Fallende darbieten, daher auch nur unvollständig sein. Fuchs gesteht zwar zu, daß es eine große Menge Constitutionen gebe, indessen beschränkt auch er sich auf eine nur kleine Zahl der gewöhnlichsten, ohne sie aber wissenschaftlich zu ordnen; er führt folgende auf: *katarrhalische*, *rheumatische*, *gastrische*, *erysipelatöse*, *biliöse*, *miasmatische* und *nervöse*. Die *erysipelatöse* ist nach ihm streng genommen nur eine Modification der gastrischen, und scheint die von Andern angenommene *exanthematische* mit einzuschließen; eine bloße Modification kann man sie kaum nennen, sie ist vielmehr eine Combination einer gastrisch-biliösen stationären Constitution mit der intercurrirenden exanthematischen und combinirt oder complicirt sich auch noch mit andern, weshalb sie auch weniger zu den eigentlich stationären Constitutionen zu rechnen ist, denn Combinationen halten nie lange an. Die Annahme einer *miasmatischen* Constitution scheint ihren Grund zunächst in einer Verwechselung der Krankheitsconstitution mit der Luftconstitution zu haben, auf der andern Seite aber auch wieder das zu umfassen, was andere Ärzte die *typhöse*, ältere die *putride* Constitution, Hecker die *scorbutische* Lebensstimmung nennen. Allerdings einer der dunkelsten Punkte in der Lehre von der Constitution, da es schwer hält, aus den Beobachtungen der Ärzte das zu sondern, was dem Einflusse des Genius stationarius asthenicus in seiner Richtung auf das Gefäßsystem, und was der wirklich typhösen Constitution angehört. Ähnlich verhält es sich mit der von Fuchs angenommenen *nervösen* Constitution, die wol nur ein Überbleibsel der allgemeinen Verwechselung des Genius mit der Constitution sein dürfte. Indessen können wir uns darüber zur Zeit noch keine gewisse Entscheidung anmaßen, da aus dem vorhandenen Material sich nicht gut entnehmen läßt, ob das Gefäß- und Nervensystem wirklich, wie die übrigen physiologischen Systeme, eine Constitution haben, da sie als vorzugsweise Träger der allgemeinen Lebenskraft das eigentliche Gebiet des Genius morborum sind. Daß es eine typhöse Constitution gebe, ist kaum zweifelhaft; welchem Systeme sie aber zuzuschreiben, dürfte nicht so leicht zu entscheiden sein, wenn auch die Wahrscheinlichkeit für das Blutsystem spricht; jedenfalls gerathen wir hier in das streitige Gebiet der Humoral- und Solidarpathologie, dessen Separation kaum jemals vollendet werden wird. Daß die typhöse Constitution nicht bloßer Ausdruck des Einflusses des Genius asthenicus ist, scheint daraus hervorzugehen, daß Typhusepidemien auch, wenn auch mehr local während der Herrschaft des Genius sthenicus beobachtet sind; freilich ist es nicht ausgemacht, ob diese Epidemien auf intercurrirender Constitution beruhten, oder ob sie syndemisch waren. Sei dem aber, wie ihm wolle, so ist soviel gewiß, daß die Zukunft hier noch viel Licht gewähren muß, wenn es zu wissenschaftlich klaren Einsichten kommen soll. Legen wir nun die verschiedenen physiologischen Systeme bei der Aufstellung von Gattungen der Krankheitsconstitution zum Grunde, so können natürlich hier nur diejenigen in Betracht kommen, durch die die Beziehung des Organismus mit der Außenwelt vorzugsweise vermittelt wird; es sind dies die *Häute*, nämlich die Schleimhäute, die äußern

haut und die serös=fibrösen Membranen; nur durch sie äußert sich die stationäre Constitution, und zwar durch die Schleimhäute als katarrhalische, durch die äußere Haut als exanthematische, durch die serös=fibrösen Membranen als rheumatische Constitution, deren räumliche Ausdehnung man in Bezug auf die Breitengrade, wodurch die klimatischen Constitutionen entstehen, sich so bestimmen läßt, daß die rheumatische Constitution dem kalten, die exanthematische dem heißen und die katarrhalische dem gemäßigten Klima angehört; was die Elevation über die Meeresfläche anbetrifft, so dürfte sich darüber zur Zeit noch nichts Gewisses sagen lassen. Die katarrhalische oder Schleimhautconstitution zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, je nach den verschiedenen Expansionen der Schleimhäute. Die obere oder Respirationsexpansion gibt die eigentlich katarrhalische, während die untere oder Darmexpansion die gastrische Constitution darstellt; jene beobachten wir als die klimatische Constitution des Nordens, diese als die des Südens; denn hier herrscht das Bauchleben, das Vegetative (daher Harleß, Kieser und Andere, auch von einer vegetativen Constitution sprechen) dort das Brustleben, das Animalische vor (animalische Constitution). Was die zeitliche Ausdehnung dieser Constitutionen betrifft, so läßt sich auch darüber zur Zeit noch kein bestimmtes Gesetz aufstellen, wenn es auch kaum zweifelhaft ist, daß auch hier ein freilich nicht nach Zahlen bestimmbarer Cyklus stattfindet. Die Schwierigkeit liegt besonders darin, daß diese Constitutionen nur selten in großer räumlicher Ausdehnung wirklich rein auftreten, vielmehr meistens Combinationen und Complicationen eingehen. Doch wissen wir aus der neuern Zeit, daß 1816 die rheumatische, 1818—1820 die exanthematische, zuletzt als erysipelatöse vor dem Übergange in die gastrische Constitution, welche 1820 und 1821 besonders deutlich war, und zum Theil noch jetzt anhält [10]), vorhanden war. Dem Herrschen der letztern verdankte Stoll seine Größe, was er recht gut wußte, und bei der Veränderung der Constitution und des Genius einsichtsvoll genug war, sein Handeln darnach zu modificiren, während seine Anhänger die gastrische Methode für ewige Zeiten begründet wähnten. Was die übrigen Systeme anbetrifft, so ist es, wie schon gesagt, noch zweifelhaft, ob auch sie eine stationäre oder überhaupt eine Constitution begründen und manifestiren können. In Bezug auf das Gefäßsystem wird allerdings viel von einer venösen Constitution gesprochen, die besonders in Puchelt einen ausgezeichneten Vertheidiger gefunden hat, und auch jetzt wird von Vielen das Vorhandensein einer gastrisch=venösen Constitution behauptet, wofür sich allerdings auch manches anführen läßt. Daß das Blutleben einen periodischen Aufschwung macht, ist kaum einer Frage unterworfen, denn es spricht sich deutlich in dem Jahreswechsel aus, wo im Winter das Arterienleben, im Sommer das Venenleben vorherrscht. Unterscheiden wir nun, wie billig, von dem sthenischen Genius die entzündliche Constitution [11]), so werden wir dem Venenleben auch die venöse Constitution zuschreiben müssen, aus welcher sich dann die typhöse und putride Constitution, unter Vermittelung des asthenischen Genius, herausbilden würde. Während in der entzündlichen Constitution die Anbildung, Massenbildung vorherrscht, wird in der venösen Constitution die Rückbildung, Auflösung und Excretion vorherrschen; was die Constitution der Profluvien und der Colliquation bezeichnen würde. Baader will überhaupt nur diese zwei stehenden Constitutionen als Hauptconstitutionen gelten lassen, indem er die übrigen als Modificationen der venösen betrachtet, je nachdem das Gefäßsystem zu den verschiedenen Ausscheidungsorganen in ein verschiedenes Verhältniß tritt, ob nämlich eine stärkere Spannung zu dem Gallenapparate, oder zu den Schleimhäuten, oder zu den serös=fibrösen Gebilden stattfindet. Indessen möchte sich dies kaum in der Art durchführen lassen. Es bliebe uns dann nur noch übrig, für das Pfortadersystem eine Constitution aufzusuchen, die wir, wenn wir die Leber als dessen Repräsentanten ansehen, in der biliösen Constitution finden würden. Rechnen wir freilich die Leber zu den drüsigen Organen, zum Drüsensystem, so würde durch sie sich keine stationäre, sondern nur eine vorübergehende epidemische Constitution manifestiren können, denn die einzelnen Organe werden weniger durch die stationäre als durch die übrigen Constitutionen in ihren Functionen beherrscht. Sowie die Lunge das Organ des Nordens ist, so ist die Leber das des Südens; jene macht im Winter, diese im Sommer ihre Evolution. Allerdings haben wir auch für das Drüsensystem eine Constitution zu suchen, die aber bisher nicht erkannt werden konnte, weil man die einfachen Drüsen nicht von den Häuten trennte, in denen sie sich befinden, woraus eine Menge Irrthümer geflossen sind, die namentlich durch das gänzliche Misverstehen des Wesens der Exantheme herbeigeführt wurden; denn bisher hat man nie so recht eigentlich gewußt, wohin man sie stecken sollte. Daß die Hautdrüsen, wie die Schleimdrüsen, besonders des Darmkanals, eine überaus wichtige Rolle für den thierischen Haushalt spielen, ist keine Frage, aber leider hat die Physiologie diese zur Zeit noch nicht für sich betrachtet und herausgestellt. Die Hautexantheme sind nun, mit Ausnahme des Scharlachs, nichts anderes als Affectionen der Hautdrüsen, ebenso wie die Schleimhautexantheme ihren Grund in einer Affection der Schleimdrüsen haben. Fassen wir dies ins Auge, so wird es klar, daß die exanthematische Constitution hiernach eine ganz andere Bedeutung gewinnen muß; sie fällt nämlich zusammen mit der Drüsenconstitution, welche aber nicht blos die Hautdrüsen (Schmeer=, Schweiß= und Haardrüsen), sondern auch die Schleimhautdrüsen und das in beiden wurzelnde System der Lymphdrüsen umfaßt; die Constitution kann sich demnach in drei Richtungen, als exan=

10) Berndt, über die jetzt herrschende Constitutio stationaria gastrica, in Hufeland's Journal. 1829. 3. St.

11) Fuchs (a. a. O. S. 182) will zwar von einer entzündlichen Constitution nichts wissen und ihren Ausdruck allein dem Genius zuschreiben, da niemals Entzündungen durch allgemein verbreitete Causalmomente bedingt würden, sich stets secundär erzeugten, und sich unter dem Einflusse der gastrischen, rheumatischen ꝛc. Constitution niemals reine Entzündungen, sondern gastrische, rheumatische ꝛc. bilden; indessen bleiben die Ausdrücke keiner Constitution rein, wenn sich eine andere zu ihr gesellt. Es bedarf daher noch anderer Gründe, wenn wir wirklich das Vorhandensein einer entzündlichen Constitution wissenschaftlich negiren wollen.

thematische, enanthematische und adenophymatische, kundgeben. Die exanthematische Constitution ist Eigenthum des Südens, daher wir auch alle acuten Exantheme dort geschichtlich nachweisbar ihren Ursprung nehmen sehen; die enanthematische Constitution findet sich im Norden, wo die äußere Hautthätigkeit antagonistisch in den Hintergrund tritt, und ihr verdanken die in den letzten Quinquennien vorherrschend sich kundgebenden Darmgeschwüre ihr Dasein. Die adenophymatische Constitution tritt selten allein auf, wie dies wahrscheinlich im 14. und 15. Jahrh. der Fall war; sie ist mehr an die exanthematische Constitution gebunden, kommt mit dieser gleichzeitig vor, und scheint mehr durch die Elevationsgrenze beherrscht zu werden; denn sie ist Eigenthum der feuchten Niederungen, und äußert sich besonders durch Bubonenbildung; in Ägypten als Bubonenpest, in den europäischen Thälern als Skrofeln, welche unter ihrem Einfluß acut werden (febris mesaraica infantum, Scrofula fugax *Sauvagesii*). Was die Constitution des Nervensystems betrifft, so ist es, wie gesagt, noch zweifelhaft, ob sie existirt, wenigstens ist das Material, welches uns die Geschichte zu ihrer Constatirung darbietet, sehr mangelhaft, was um so mehr zu verwundern ist, als doch die Solidarpathologie das nächste Interesse hatte, ihr Vorhandensein nachzuweisen. Allerdings haben wir Epidemien von Geisteskrankheiten, wohin auch der Selbstmord gehört, von Krämpfen (Tanzwuth) und Störungen des Gangliensystems, welche auf eine Constitution des Gehirns, Rückenmarks und des Gangliensystems hindeuten, allein nur selten, und zwar nur für die beiden zuletzt genannten Systeme können wir das stationäre für sie in Anspruch nehmen; meistens treten sie als Epidemien oder intercurrirende Constitutionen auf, da sie der Natur der Sache nach nur selten sich selbständig ohne gänzliche Zerrüttung des Organismus auf längere Zeit erhalten können, meistens vielmehr, wenn auch die Phase ihrer Entwickelung gekommen, abortiv zu Grunde gehen, etwas, das man bei allen Constitutionen beobachten kann, wenn sie sich als intercurrirende zu der stationären gesellen; denn wie schon oben bemerkt, gehen die einzelnen Constitutionen sehr gern Combinationen unter einander ein, und zwar sowol dauernde als vorübergehende, wodurch sie sich von dem Genius unterscheiden, dessen Formen sich nicht eigentlich combiniren, wenigstens in der Weise, wie die Constitutionen, wenn man nicht die erethische Constitution als eine solche Combination betrachten will, die aber nur eine Ausgleichung, den Indifferenzpunkt bildet. Die Complicationen der Constitutionen sind nun sehr mannichfacher Art, und gestalten sich nach dem Verhältnisse der Sympathie und des Antagonismus, in welchem die einzelnen Systeme und Organe mit einander stehen, jedoch so, daß im graden Verhältnisse mit der Dignität der Systeme für das materielle Leben des Organismus die Häufigkeit der Complicationen der durch sie repräsentirten Constitutionen stattfindet. Da nun der Darmkanal unzweifelhaft die Hauptrolle für das materielle Leben des Organismus spielt, so gesellt sich auch die gastrische Constitution am leichtesten zu allen übrigen, und wenn sie auch nicht dominirt, so verleiht sie doch ihren Anstrich. So erhalten wir die gastrisch-katarrhalische, die gastrisch-rheumatische Constitution, welche zugleich die gewöhnlichsten und häufigsten sind. Bei der exanthematischen Constitution sind die Darmdrüsen so sehr betheiligt, daß wir gar nicht einmal eine Trennung der äußern Haut und Schleimhaut vornehmen können, daher auch nicht eigentlich von einer gastrisch-exanthematischen Constitution sprechen, wenn schon sich der Antheil deutlich herausstellt, den die gastrische Constitution als stationäre auf die intercurrirende exanthematische Constitution ausübt; denn nothwendig müssen wir die Affection der Darmdrüsen von der der eigentlichen Schleimhaut trennen. Es gehört dies auch eigentlich nicht zu den Complicationen, sondern richtiger zu den Combinationen der Constitutionen; denn in der That entsteht die exanthematische Constitution nur als ein Drittes aus der Verbindung des erhöhten und alienirten Lebens der äußern Haut und der Darmschleimhaut, wie überhaupt der Schleimhäute. Ähnlich ist es mit der biliösen Constitution, wie dies schon die enge Beziehung des Lebersystems zu dem Darmkanale von Vorn herein erwarten läßt. Die typhöse Constitution geht nicht weniger leicht mit der gastrischen eine Complication ein, und ihr zum Theil verdanken die häufigen Darmgeschwüre in unserer Zeit ihre Entstehung, da es unverkennbar ist, daß schon seit lange die typhöse Constitution Versuche macht, zur Herrschaft zu gelangen, aber nicht weiter als zu ihrem niedrigsten Grade der venösen Constitution gelangen konnte, daher auch die Ärzte jetzt fast allgemein von einer gastrisch-venösen Constitution sprechen. Mit der entzündlichen Constitution ist die Complication der gastrischen zwar leicht, aber nicht eng, da die vorwaltende Secretion auf der Darmschleimhaut den Stoffansatz nicht begünstigt; doch verdankt dieser Complication Broussais' Lehre von der Gastro-enteritis ihr Ansehen, ebenso wie man aus dem häufigen Vorkommen der Dothienteritis als Complication des typhösen Fiebers, die irrthümliche Ansicht schöpfte, der Typhus sei nichts anderes, als Darmgeschwürbildung, wovor doch der noch in frischem Andenken befindliche Irrthum von Marcus hätte bewahren sollen. Auch Schönlein's Lehre von dem Abdominaltyphus hat hierin ihren Grund. Es gibt aber nur einen Typhus, welcher aber mit Affection verschiedener innerer Organe auftreten kann, woraus Eisenmann seine verschiedenen Typhusformen gebildet hat. Der gastrischen Complication nahe steht die rheumatische in Bezug auf die Häufigkeit der Complication, aber im Gegensatze in Bezug auf die Intensität; denn während die gastrische Constitution durch ihre Stetigkeit und Energie die Häufigkeit vermittelt, kommt die Complication der rheumatischen Constitution durch ihre Flüchtigkeit so überaus leicht zu Stande, hält dafür aber auch meistens nur kurze Zeit an, und wird nur selten durchgreifend stationär, wenn sie nicht local durch endemische Verhältnisse begünstigt wird, wie dies im Norden leicht stattfindet, wo sie gewissermaßen endemisch ist; daher sie auch hier selbst dominirend auftritt, wie dies zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. der Fall war, als eine exanthematisch typhöse Constitution in Europa stationär wurde, indem sie sich zu jener im Norden gesellte, und

so eine Tripelverbindung einging, wodurch der Sudor anglicus entstand, während im Süden die binäre Complication sich im Petechialfieber aussprach. Seltener zwar, aber leicht, geht die exanthematische Constitution Complicationen ein. Von der gastrischen war bereits die Rede, auch die rheumatische wurde erwähnt, als deren Product wir namentlich die Frieselfieberepidemien zu betrachten haben. Die Verbindung der biliösen Constitution mit der exanthematischen wurde besonders zu den Zeiten Stoll's beobachtet, und in der neuern Zeit stellte sie sich als erysipelatöse Constitution dar, die aber mit der entzündlichen damals stationären Constitution zusammenfiel, woher sich denn auch die antiphlogistische Behandlung der Exantheme schreibt, die die früher gewohnte erhitzende Methode, wie die Meisten freilich glauben, für immer aus dem Felde schlug; ebenso, wie darin die Lehre ihren Grund fand, die acuten wie chronischen Exantheme seien nichts anderes als Hautentzündungen. Ähnlich der exanthematischen, hat auch die katarrhalische keine lange Dauer, wenngleich sie sich leicht mit den übrigen Constitutionen verbindet, wodurch die gastrisch-katarrhalische, rheumatisch-katarrhalische, exanthematisch-katarrhalische (als deren Ausdruck wir besonders Masern zu betrachten haben), die entzündlich-katarrhalische, typhös-katarrhalische, biliös-katarrhalische Constitution entsteht. Die Complicationen der entzündlichen Constitution sind zum Theil schon erwähnt, sie stellen sich dar als entzündlich-katarrhalische, entzündlich-rheumatische, entzündlich-exanthematische, entzündlich-typhöse und entzündlich-biliöse (der Stoll seinen Ruf in der Behandlung der biliösen Pneumonie durch Brechmittel verdankte) Constitution. Auf gleiche Weise bildet sich die bereits erwähnte Complication der venösen (typhösen) und biliösen Constitution. Über die nervöse Constitution müssen wir für jetzt uns noch des Urtheils enthalten, da aus den vorliegenden Beobachtungen sich nicht genau ermitteln läßt, was dem asthenischen Genius und was der etwa möglichen nervösen Constitution angehört; das Nervöswerden der Krankheiten, worin die ältern noch lebenden, besonders teutschen, Ärzte ihren Trost zu finden wissen, schreibt sich aus jener asthenischen Periode her, und die Neurophlogosen Schönlein's haben vielleicht zum Theil gleichfalls ihren Grund darin gefunden. Die Verbindung aller dieser Constitutionen kommt nun, wie schon erwähnt, in der Art zu Stande, daß während die eine stationär ist, sich die übrigen als intercurrirend zu ihr gesellen, und um so fester und länger mit jener zusammenbleiben, je ähnlicher sie einander sind; kommen sehr differente Constitutionen zusammen, so fragt es sich, welche die mächtigere ist; ist dies die stationäre, so wird eine Complication entstehen, ist es die intercurrirende, so kommt es auf ihre Dauer an; ist diese nicht lange möglich, so kommt es zwar auch zur Complication, aber die stationäre tritt in den Hintergrund und verschwindet ganz, wenn es der intercurrirenden gelingt, zur gänzlichen Herrschaft zu gelangen, wo diese dann die Stelle der frühern einnimmt. Ob die Aufeinanderfolge nach bestimmten Gesetzen geschieht und zwar nach dem Gesetze der Heterogeneität, läßt sich für jetzt wol kaum bestimmen. Die räumliche Ausdehnung der stationären Constitution ist beiweitem geringer als die des Genius stationarius, sie hängt namentlich von der klimatisch-endemischen Constitution ab, die so großen Verschiedenheiten unterworfen ist, daß oft sehr nahe gelegene Orte bedeutende Unterschiede darbieten, woraus eben die große Verschiedenheit der Angaben der Ärzte über die herrschende Constitution zu erklären ist, die zugleich eine wissenschaftliche Begründung der ganzen Lehre bisher gehindert hat; grade hierbei wird man es recht gewahr, welch ein Desiderat die medicinische Geographie und geographische Nosologie ist. Nur für größere Länderstriche und da, wo sie sehr hervorstechend auftritt, ist die endemisch-klimatische Constitution bekannt, und so sind wir bereits zu dem Resultate gekommen, daß von solchen Gegenden aus, sich unter günstigen Verhältnissen, die dort herrschende endemische klimatische Constitution nicht blos auf die Nachbarländer, sondern auch noch weiter epidemisch verbreiten kann, woraus denn eben die sogenannten wandernden Epidemien zum Theil wenigstens hervorgehen, wie z. B. dies der Fall mit der Cholera war, die durchaus das Gesetz bestätigte, daß die klimatisch-endemischen Krankheiten einer Gegend als Epidemien in eine andere getragen werden können, indem eben die stationäre klimatische Constitution eines Landes als intercurrirende Constitution in ein anderes geführt wird, oder sich hier epidemisch Verhältnisse bilden, die dort endemisch sind, was für die richtige Einsicht in die Ätiologie der Constitutionen von großer Wichtigkeit ist, und sich noch deutlicher herausstellt in den **Jahresconstitutionen** (Constitutio annua)[12]), welche ihren Grund offenbar in den, durch die Jahreszeiten gesetzten stationär-cyklischen Witterungsverhältnissen haben. Wie im Norden das Brustleben, im Süden das Bauchleben überwiegend erscheint, so findet dasselbe Verhältniß im Winter und Sommer statt, und nur diese Jahreszeiten treten in den Polarzonen auf, während in der gemäßigten Zone deutliche Übergangsabschnitte, als Frühling und Herbst, auftreten. Schon die Hippokratiker setzten fest, daß im Frühlinge die inflammatorische, im Sommer die biliöse, im Herbste die rheumatische und im Winter die katarrhalische Constitution stationär sei, was um so regelmäßiger hervortritt, je regelmäßiger die Aufeinanderfolge der Jahreszeiten und die dadurch bedingte Witterung eintritt, umgekehrt aber auch um so schwankender erscheint, je unregelmäßiger die Jahreswitterung sich einstellt, was sich namentlich durch das übermäßige Anhalten der einen oder der andern ausspricht, wodurch es dann nicht mehr bei der Anlage bleibt, sondern sich unmittelbar **Epidemien** ausbilden, welche wohl von den **Jahresepidemien** zu unterscheiden sind, welche letztere nur der Ausdruck der energisch auftretenden Jahresconstitution sind, daher auch rein auftreten, während jene Epidemien stets Ausdruck einer gemischten Constitution sind. Außerdem hat man noch eine **monatliche** und **tägliche** Constitution angenommen, welche allerdings vorhanden ist, aber nie in dem Grade wirksam auftreten kann, daß sich aus ihr Epidemien zu entwickeln vermögen, vielmehr zeigt sich

12) *Isid. Kletzel*, De constitutione annua. (Viennae 1837.) *Herm. Lud. Guthnecht*, De genio epidemico annuo quaedam. (Halae 1838. 38 S.) Ebel a. a. O.

ihr Einfluß nur auf bereits vorhandene Epidemien, deren Ausbildung sie entweder begünstigt oder hindernd entgegen tritt. Von der stationären Constitution haben wir nun endlich noch die intercurrirende Constitution zu unterscheiden. Sie beruht im Ganzen auf denselben Verhältnissen, wie die stationäre, zeigt daher auch dieselben Hauptformen, unterscheidet sich aber von ihr besonders dadurch, daß sie plötzlich auftritt, und mit einer solchen Energie, daß es in der Mehrzahl nicht bei der durch sie gesetzten Anlage bleibt, vielmehr diese sich zur wirklichen Krankheit ausbildet, als Epidemie erscheint, daher auch dieser Ausdruck mit der intercurrirenden Constitution synonym gebraucht wird. Sämmtliche Constitutionen stehen nun unter Einfluß des Genius, und zwar sowol des stationären als des klimatischen, jährlichen und intercurrirenden, welche der Form den eigentlichen Charakter zubringen, welcher freilich dadurch in seinen Äußerungen, wie in dem Grade seiner Heftigkeit mancherlei Modificationen erleidet, sodaß man ihn selbst wol leicht verkennen könnte, wie das ja auch mit der stationären Constitution der Fall ist, welche durch den Hinzutritt der intercurrirenden auf einige Zeit mehr oder weniger ganz unterdrückt wird, um dann nach Verschwinden der letztern wieder aufzutreten. Um den Einfluß des Genius auf die Constitution einigermaßen anschaulicher zu machen, mag das Folgende dienen. Rheumatische Constitution unter sthenischem Genius setzt rheumatische Entzündungen, unter dem Einflusse des Frühlings in den peripherischen Theilen, im Winter in dem Brustfell, im Herbste im Bauchfell; unter asthenischem Genius entsteht acuter Hydrops, dessen Sitz nach denselben Verhältnissen variirt; tritt die exanthematische Constitution hinzu bei sthenischem Genius, so entsteht im Winter Brustfriesel, im Sommer Bauchfriesel, bei asthenischem Genius profuse Schweiße, die unter Vermittelung einer typhösen Constitution den englischen Schweiß geben. Ähnliches findet auch bei den übrigen Constitutionen statt, nur ist das Material, welches die Geschichte bietet, noch zu zerstreut, um factische Belege dafür anzuführen. Während der Genius den Grad der Kraft, welche der Organismus zur Beseitigung der epidemischen wie sporadischen Krankheiten aufzuwenden im Stande ist, anzeigt, gibt uns die Constitution den Weg und die Hilfsmittel an, wodurch der Krankheitsproceß beseitigt wird, und daraus geht ihre Wichtigkeit für die Therapie hervor, indem die Constitution gewöhnlich nach den Gesetzen des Antagonismus und der Sympathie, oft aber auch direct durch das ein erhöhtes und alienirtes Leben führende Organ und System, die Methode und das Arzneimittel andeutet, welches der Arzt in Anwendung zu ziehen hat, um das Bemühen der Natur zu unterstützen, während der Genius ihm sagt, in wie starker Dose das Mittel zu reichen, mit welcher Kraft die Methode zu verfolgen sei. Besonders wichtig ist dies für die sporadischen Krankheiten, auf welche die Constitution ebenso wie der Genius einen so bedeutenden Einfluß ausübt, daß ein großer Theil der Ärzte mehre derselben fälschlich zu der Zahl der Epidemien gerechnet hat; namentlich gilt dies von den Dyskrasien. Wir lesen noch jetzt vielfach von epidemischem Scorbut, epidemischer Lepra, epidemischen Skrofeln, epidemischer Syphilis, worunter aber weiter nichts zu verstehen, als daß diese Dyskrasien unter dem Einflusse einer sie begünstigenden Constitution stehen und dann sich rasch entwickeln und eine größere Ausbreitung erhalten, was ja nicht wunderbar erscheinen kann, wenn man bedenkt, daß Genius wie Constitution ihren Einfluß auf alles Lebendige ausüben, und zwar dies um so stärker, je geringer die Selbsterhaltungskraft und je größer die Abhängigkeit von den äußern Medien ist, womit zugleich die Schnelligkeit der Wirkung des Einflusses in geradem Verhältnisse steht. Am deutlichsten sieht man dies beim Eintritte der typhösen Constitution; daher kommt das Erkranken der Pflanzen, der Seidenraupen, der Fische, der in der Wildniß lebenden, wie der Hausthiere, das verschiedene Streichen der Fische, die Züge, wie das Ausbleiben von Insekten und Vögeln, Heuschrecken, worüber Schnurrer zahlreiche Beispiele gesammelt hat. Aber nicht blos auf das bereits Vorhandene äußert sich die Constitution und der Genius, auch auf das Entstehende wird ihr Einfluß beobachtet. Besonders merkwürdig ist hier das plötzliche Entstehen von zahlreichen Infusorien, sowol in der Luft wie im Wasser, worauf die die Völker des Mittelalters so sehr erschreckenden Signacula, die Entstehung von blutigen Flecken an den Häusern, auf dem Zeuche, selbst auf verschlossenen Sachen, der früher so häufig beobachtete Blutregen, wie das Rothwerden von Flüssen und Seen [13]), der rothe Schnee und Hagel beruhen, deren Bedeutung erst in der neuern Zeit richtig erkannt worden ist; nicht weniger hat hierin das Entstehen von pilzartigen Bildungen auf den Pflanzen, der Rost des Getreides, das häufige Aufschießen von Unkrautarten, Schwindelsaser ꝛc., die plötzliche Vermehrung des Ungeziefers, Insekten, Spinnen, Frösche, Mäuse, selbst das öftere Vorkommen von Misgeburten bei Thieren und Menschen seinen Grund; wenngleich der Aberglaube früherer Zeiten darin etwas ganz anderes suchte, so irrte er doch darin nicht so gewaltig, wie man zuweilen glaubt, daß er dergleichen Dinge als Vorzeichen der Pest, unter welchem Namen man alle bösartigen Epidemien damals zusammenfaßte, ansah, denn Schnurrer's Seuchengeschichte bietet dafür die unzweideutigsten Belege.

Gehen wir jetzt zur Betrachtung der den epidemischen Genius, die Constitution und die wirkliche Epidemie veranlassenden Ursachen über, so müssen wir von Vorn herein gestehen, daß, ungeachtet sich die Ärzte von jeher mit den dahin einschlagenden Untersuchungen bald mehr, bald weniger eifrig beschäftigt haben, dennoch, bis jetzt wenigstens, nur höchst ungenügende Resultate gewon-

13) C. G. Nees von Esenbeck, über das organische Princip der Erdatmosphäre und dessen meteorische Erscheinungen. (Schmalkalden 1825.) Sette, über das Rothwerden der Speisen durch eine eigene Gattung der niedrigsten vegetabilischen Organismen, in Schweigger's Jahrb. der Physik. 50. Bd. (1827.) S. 396. *Turpin*, Quelques observations nouvelles sur les Protococcus, qui colorent rouge les eaux des marais salants, in Comptes rendus de 18. Nov. 1839. p. 626. *Martins*, Du Microscope etc. (Paris 1839.) p. 19. Meyen, Noch einige Mittheilungen über den rothen und grünen Schnee, in Wiegmann's Archiv für die Naturgesch. 6. Jahrg. (1840.) 1. Heft. S. 166.

nen sind. Zum Theil lag die Schuld allerdings an der Untersuchungsweise, da man nur zu häufig die Untersuchungen vom theoretischen Standpunkte aus führte, die Erfahrung der Geschichte dagegen fast ganz bei Seite setzte, was freilich um so eher geschehen mußte, als man erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts daran dachte, die fast in unübersehbarer Masse angehäuften Materialien zu sammeln und eine Geschichte der Epidemien zu versuchen. Auf der andern Seite beging man bei den angestellten Untersuchungen den Fehler, daß man immer nur ein einzelnes Moment als die allgemeine und unter allen Bedingungen wirksame Ursache ins Auge fassen und nachweisen zu müssen glaubte. Daß hier die Erwartungen getäuscht werden mußten, wird dem vorurtheilsfreien Forscher schon auf den ersten Blick, ohne großes Studium, klar, wenn er bedenkt, daß weder Leben noch Gesundheit durch ein einzelnes isolirt dastehendes Moment bedingt werden; wie sollte es nun die Krankheit als bloße abnorme Modification des Lebens? In anderer Beziehung leugnete man nun wieder den Antheil einzelner Momente, weil sie eben nicht überall wirksam waren, ganz, und schüttete so nur zu oft das Kind mit dem Bade aus, weil man nicht bedachte, daß es nothwendig auch Einflüsse geben müsse, die, wenn sie zusammenkommen, sich gegenseitig mehr oder weniger aufheben, wodurch die so wenig beachteten Abortivformen entstehen, ebenso, wie man irrigerweise verlangte, daß der Einfluß stets unmittelbar bemerkbar werde. Oft aber setzt ein Moment nur die Disposition, und ist längst vorüber, wenn ein anderes günstigeres Moment hinzutritt und die Anlage zur Krankheit erhebt; häufig gibt es gar kein specifisches krankmachendes Princip außerhalb des Organismus, und nur allgemeine Momente regen die bereits in ihm liegenden, bisher aber schlummernden Elemente zur Bildung eines Krankheitsstoffes an, der dann erst die Krankheit selbst hervorruft; viele sogenannte Ursachen sind gar nicht einmal als solche zu betrachten, sondern stellen sich bei genauer Untersuchung nur als Folgen desselben Einflusses, der die Epidemie hervorrief, dar. Einen bedeutenden Antheil an dem Mislingen der bisherigen Versuche, die veranlassenden Ursachen zu bestimmen, hatte endlich die gänzliche Unklarheit, worin man über die Begriffe: epidemischer Genius, epidemische Constitution und Epidemie, schwebte, ebenso wie der Zustand der Kindheit, in welchem sich noch jetzt die Meteorologie befindet, die doch einen großen Theil der Aufklärungen zu geben bestimmt ist. Da also hier zur Zeit noch von keinen bestimmten Gesetzen die Rede sein kann, so bleibt nichts anderes übrig, als sich an die Erfahrung, hier also an die Geschichte, zu halten, und sie zu befragen, welche Momente überhaupt in Betracht zu ziehen sind, gleichviel, ob wir ihren Antheil genau zu bestimmen und nachzuweisen im Stande sind, oder nicht. In den Zeiten der Kindheit der Völker wurde man freilich bald fertig, indem man die Epidemien (Pesten) als eine Rache, eine Folge des Zornes der Gottheit darstellte, und dadurch jedem Versuche einer natürlichen Erklärung aus dem Wege ging[14]. Bei den Griechen war es Apollo (Ilias V, 50), bei den Römern Mars (*Cicero*, N. D. III, 25. *Tacitus*, Hist. III, 3), bei den Ägyptern Typhon (*Boerner*, Antiq. medic. Aegypt. §. 62), bei den Juden Jehova oder ein von ihm gesandter Racheengel (2 Samuel 24. 2 Könige 19, 35. Jesaias 37, 36), späterhin Dämonen (*Lindinger*, De Ebraeorum arte med. p. 134). Diese Idee erwachte im Mittelalter[15]) wieder mit ihrer ganzen Stärke, und die Priester stempelten Jeden mit dem Namen Ketzer, der eine andere Meinung zu hegen wagen wollte. Allerdings sprach auch Hippokrates von einem *τὸ θεῖον*[16]) in den Epidemien, aber nicht, weil es unmittelbar von der Gottheit komme, sondern weil es unerforschlich war, wie wir Gott ja selbst auch den Unerforschlichen nennen. Ihm waren die Epidemien Folge der Einflüsse des Kosmos, worin ihm Plato und später Paracelsus zum Theil, wie die ganze neuere naturphilosophische Schule beistimmen. Um nun die Ursachen selbst einigermaßen zu ordnen und übersichtlich zu machen, so müssen wir sie in gewisse Abtheilungen zu bringen suchen, wie sie uns ihre Natur selbst an die Hand gibt. Hiernach sind alle zunächst in Betracht kommenden Einflüsse entweder siderische oder tellurische, denen sich dann noch die socialen wenigstens als begünstigende Momente zugesellen. Freilich bringt diese Eintheilung für die Lehre von den Epidemien nur wenig Vortheil, und es würde beiweitem fruchtreicher sein, wenn wir sie nach dem Antheile, den sie an der Hervorbringung des Genius, der Constitution und der wirklichen Epidemie und ihres Verlaufes ꝛc. haben, vornehmen könnten; indessen würde ein solcher Versuch für jetzt noch zu viel des Irrthums mit sich führen, und dann wird der Verfolg auch darthun, daß die erstere Eintheilung der letztern in mehren Beziehungen gar nicht so sehr fern steht.

A. Von den siderischen Einflüssen[17]). Unter siderische Einflüsse verstehen wir hier im Allgemeinen diejenigen, welche das Planetensystem auf die Organismen bei der Hervorbringung epidemischer Krankheiten ausübt. Schon im Voraus ist es klar, daß dieser Einfluß, wenn er stattfindet, fast nur ein mittelbarer sein kann, und die Vermittlerin ist vielleicht einzig und allein die Atmosphäre, wenn schon die Art und Weise, sowie die Veränderung selbst, die in der Atmosphäre vor sich geht,

14) Schon der Nichtarzt Heyne (Progr. de febribus epidemicis Romae falso in pestium censum relatis. [Gotting. 1782. 4.] p. 4) wies nach, daß durch solche Ansichten das Studium der Epidemien und ihrer Ursachen nur gehindert werden mußte.

15) *Rigault*, Ergo in pestilentia aliquid divinum. (Paris 1574. 4.) *D'Amboise*, Ergo pestis a coelo. (Paris 1606. 4.) *J. C. Helbing*, De peste procreata ex triplici ente, divino, astrali et naturali. (Friburg. 1615. 4.) *Letusi*, Ergo pestis a coelo. (Paris 1621. 4.) *Reussel*, De pestilentia a deo immitti solita, in Syllog. dissertat. (Amstelodam. 1701. 4.) Cf. *Th. Reinesii* Schola jurisconsultorum medica. p. 115. *Hoffmann*, Medicinae rational. System. T. II. p. 146. 16) *C. P. Gesner*, praes. *G. G. Richter*, De divino Hippocratis. (Gotting. 1739. 4.) *Ch. L. Mögling*, resp. *C. G. Pichler*, Diss. s. divinum Hippocratis in morbis epidemicis. (Tubing. 1758. 4.) 17) *Fr. ab Hildenbrand*, Animadversiones in constitutionem morborum stationariam ejusque cum siderum laboribus necessitudinem. (Vindobon. 1831. 80 S.)

unbekannt ist. Jedenfalls ist es nicht ein einzelnes Moment in dem Planetensystem, sondern ihr ganzes Verhältniß zur Erde, welches, wenn ein unmittelbarer Einfluß stattfindet, in Betracht zu ziehen ist, und vielleicht ist es der Genius morborum, der ihm sein Dasein verdankt. Die Sonne wurde schon frühzeitig als Pestbringerin angeklagt, wie wir aus Homer wissen; die Lydier nannten den Apollo den λοίμιο, nach Macrobius (Saturn. I, 17) leitete man selbst seinen Namen von ὡς ἀπολλοῦντα τὰ ζῶα, dem Lebenden verderbenbringend, ab, und in neuerer Zeit bemühte sich besonders von Hildenbrand, den Einfluß der Sonnenfinsternisse [18]) geltend zu machen, indem er unter Andern darzuthun suchte, daß der Übergang der sthenischen Constitution in die asthenische durch die Sonnenfinsterniß am 7. Sept. 1820 angedeutet wurde. Der Pest zu Athen gingen Sonnenfinsternisse voraus, nach Plinius (H. N. XXXVI, 69) sagte Empedokles aus einer Sonnenfinsterniß die Pest vorher; 684 brach darnach zu Pavia die Pest aus; ähnlich war es in den Jahren 827, 1003, 1021, 1093, 1206, 1239, 1406, 1408, 1473, 1547; indessen in der größern Zahl von Fällen läßt sich dergleichen nicht nachweisen, wenngleich auch Grainger (De febr. anomal. batav. p. 21) während einer Sonnenfinsterniß 20 Soldaten vom Wechselfieber befallen werden sah, und Ramazzini (Op. II. p. 78) am 27. Jan. 1694, wobei sich das Barometer zu 2‴ hob, ähnliche Erfahrungen machte; weshalb er sich auch wunderte, daß Hippokrates nicht darauf geachtet. Höher hat man allerdings den Einfluß des Mondes [19]) anzuschlagen, welchen die Milesier (*Strabo* XIV. p. 422) schon der Hervorbringung epidemischer Krankheiten beschuldigten; indessen ist darauf sein Einfluß sicher nur gering, wol aber bedeutend auf den Verlauf und die Intensität der Epidemien. Cornelius Gemma (*Schenk*, Obs. p. 872) fand in der Pest zu Flandern 1574, während des letzten Mondviertels, stets die häufigste Ansteckung; Dräus bemerkte, daß der abnehmende Mond die Pest verschlimmert habe; nach Liddelius (Lib. III. De febr. c. 4) genasen mehr im zunehmenden Mond. Joubert (*Schenk*, Obs. p. 872) bemerkte in den Syzygien eine allgemeinere Verbreitung der Pest, was auch Diemerbroek (De peste I, 4) zu Nymwegen sah. Nach Chenot (De peste p. 31) nahm in Siebenbürgen die Zahl der Kranken von der Zeit des Neumondes an zu bis zum Vollmond, sodaß während des Zunehmens des Mondes viel mehr an der Pest erkrankten und starben, als zu der Zeit des abnehmenden Mondes. In Ägypten wurde zur Zeit des Neumondes eine Exacerbation der Pest, die bereits nachzulassen schien, beobachtet (Bibliothek der Reisen von Sprengel und Ehrmann. XIII. S. 186). Noch jetzt ist man in der Levante der Meinung, daß die Pest stets während des letzten Mondviertels ab- und während der beiden ersten Viertel zunehme (Berliner med. Centralzeitung. 1834. Nr. 47). Ähnliches beobachtete Jackson beim gelben Fieber. Dagegen sah Ramazzini (Constit. epid. II. p. 98) das Petechialfieber bei abnehmendem Monde auffallend stärker um sich greifen und verderblicher wüthen. Nach Ortons (Essay on the epidemic Cholera of India [London 1821]) trat auch die Cholera in Indien am häufigsten und heftigsten in der Voll- und Neumondsperiode auf, und ließ während der Viertel nach. Nach Buek's Untersuchungen (Gerson und Julius, Magazin. XVII. S. 357) sind im Neumond die Todesfälle am häufigsten, im Vollmond am seltensten. Schon Theophrast (Hist. plant. VIII, 9) machte darauf aufmerksam, daß der Rost in Gerste und Weizen sich vorzüglich im Vollmond erzeuge, und nach Schübler (Froriep's Notiz. XLI. S. 311) findet in der Mitte zwischen dem ersten Viertel und dem Vollmond die größte Neigung zu atmosphärischen Niederschlägen statt, welche das letzte Viertel und der Neumond nie zeigte. Bei der epidemisch-contagiösen Augenentzündung zu Vicenza im J. 1823 wurde am 26. Jan., am Tage der totalen Mondfinsterniß, eine auffallende plötzliche Verschlimmerung aller Kranken wahrgenommen. (Gräfe und Walther, Journal. VI. S. 114.) Ältere Beobachtungen sehe man bei v. Hildenbrand. Beiweitem größer ist überhaupt der indirecte Einfluß des Mondes auf die Epidemien durch die Bestimmung der Witterung [20]). — In einer Zeit, wo man jedem Theile des Körpers ein eigenes Gestirn als Beherrscher annahm, kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst die der Erde und ihrer Atmosphäre ferneren Planeten und ihre Constellationen als seuchebringende Momente aufgeführt wurden. Von Asien und Ägypten ausgegangen, wurde die Astronomie bei den Arabern in der Astrologie [21]) zur träumeri-

18) *J. T. Mören*, De effectibus ecclipsis solaris, in Misc. Acad. N. C. Dec. III. ann. 7. 8. (1699. 1700.) p. 168. *Steurlin*, Ecclipses solis morbos causant, in Ephem. acad. nat. cur. Cent. I. II. p. 156. *Rappolt*, Progr. quae et quantae sint vires solis ac lunae atmosphaeram nostram perturbantes. (Stuttgart 1798.) *Tourtelle*, Élémens d'hygiène. T. I. p. 126—132. 19) *R. Mead*, De imperio solis ac lunae in corpus hum. (Londin. 1704.) C. G. Kratzenstein, Von dem Einflusse des Mondes in den menschlichen Körper. (Halle 1747.) Fr. Balfour, Einfluß des Mondes auf die Fieber. Aus dem Engl. (Leipz. 1786.) Neues System über die faulen und nachlassenden Intestinalfieber und den Sonnen- und Mondeinfluß auf dieselben. Aus dem Engl. (Breslau 1792.) Über die merkwürdigen Wirkungen des Sonnen- und Mondeinflusses auf die Fieber, in Asiatic researches. Vol. VIII. (Lond. 1808.) p. 1—34. *C. E. Raschig*, De lunae imperio in valetud. c. hum. nullo. (Viteberg. 1787. 4.) Observations on the influence of the moon on climate and the animal oeconomy, in Albers, Amerik. Annalen. II, 1. Virey, über den Mondeinfluß in Krankheiten, Morgenblatt 1819. Nr. 97. Baumgarten-Crusius, Periodologie. S. 269 fg. Stark, Allgem. Pathologie. I. S. 265 fg.

20) Gronau, über die Veränderungen der Witterung und den Mondwechsel, in Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg 1798. Dec. 1383—1387. Vergl. Kastner, Archiv. IV, 161. Schübler, Untersuchung über den Einfluß des Mondes auf die Veränderungen unserer Atmosphäre, mit Nachweisungen der Gesetze nach welchen dieser Einfluß erfolgt. (Leipzig 1830.) 21) J. Königspergers, Vom natürlichen Einflusse der Gestirne, Planeten und XII Zeichen. (Strasburg 1529. 4.) *Th. Erastus*, De coeli astrorumque potestate; in Diss. T. I. (Basil. 1572. *J. de Cremona*, Tractat. an Astrologia medico sit necessaria? (Hisp. 1590.) *H. Obicii* Iatrastronomia. (Vincent. 1610. 4. *N. Culpeper*, Semiotica uranica, or an astronomical judgment of diseases from the decumbence of the sick. (London 1651. 1665.

ſchen Spielerei herabgewürdigt, und dieſe fand in dem abergläubiſchen Mittelalter nur allzu vielen Anklang. Allerdings lehrte auch Hippokrates den Auf- und Niedergang der Geſtirne beachten, indeſſen vorzugsweiſe, um die kommende Witterung daraus zu entnehmen, worin auch Ariſtoteles (Meteorolog. I, 2. De coelo I, 9. II, I, 7), Alexander Aphrodiſius (Problem. II, 88), Cicero (De divinat. I, 57), Plinius (H. N. II, 7), Galenus (Optimus medicus et philosophus) ihm beiſtimmten, und auch ſpätere Beobachtungen beſtätigten das Erſprießliche dieſer Beobachtungen; allein man blieb dabei nicht ſtehen und wollte einen directen Einfluß der Planeten, beſonders durch ihre Conſtellationen[22]), auf die Entſtehung der Epidemien darthun; namentlich waren es die Conſtellationen zwiſchen Saturn, Mars und Jupiter, die gefürchtet wurden, und daß dies nicht ohne Grund geſchah, ſchien die Erfahrung zu lehren. So erzeugte die Conſtellation des Saturn und Jupiter 1127, die des Saturn und Mars 1348 nach Bocaccio und Guido de Chauliac die Peſt; daſſelbe gibt Ficinus für das Jahr 1478 an; vor allen hat die Conſtellation des Saturn und Jupiter am 25. Nov. 1484, aus der Lichtinger, Joh. Müller, Paul Amman und Andere die Peſt vorherſagten, und der Zuſammentritt des Saturn und Mars im J. 1493 (*Alexander Benedetti*, De pest. febre. c. I) ein großes Anſehen erhalten, da man ihnen die Entſtehung der Luſtſeuche, wie des Petechialfiebers Schuld gab. Von dem Zuſammentreten der Planeten im Waſſermann leitete die pariſer Facultät, als ſie vom Könige Philipp von Valois befragt wurde, eine Peſt her (Chronic. Engelhus.); Ähnliches geſchah von Sennert 1624 und 1637, von Kasp. Bartholin 1628. Dieſe genannten Ereigniſſe wurden ſämmtlich ſogar vorhergeſagt, wie dies auch noch Dr. Engelhard zu Moskau, auf Befehl des Zaren über die bevorſtehenden Veränderungen des künftigen Jahres befragt, that, indem er in ſeiner am 23. Dec. 1664 eingereichten Schrift eine ſchreckliche Peſt voraus prophezeiete, die in der That auch erfolgte. (Richter, Geſch. der Medicin in Rußland. II, 172. *Paul Neucrantz*, De purpura. p. 116.) Obgleich nun dieſe Facta nicht weggeleugnet werden können, ſo möchte es doch kaum gerathen ſein, ſichere Schlüſſe daraus zu ziehen. Hatten nun ſchon die regelmäßigen Erſcheinungen des Planetenſyſtems und die beſtändig vorhandenen Planeten die Aufmerkſamkeit der Beobachter und Loimologen erregt, um wie viel mehr mußten es die unregelmäßigen Kometen und Meteore? Vor Allen hat ſich Noah Webſter und nach ihm Schnurrer große Mühe gegeben, ihren Einfluß auf die Entſtehung von Epidemien darzuthun, indem ſie das Erſcheinen derſelben ſorgfältig in chronologiſcher Reihenfolge mit den Volkskrankheiten zuſammenſtellten, wobei ihnen ſogar noch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Angaben entgangen ſind, was freilich bei der großen Menge des Materials und ſeiner noch größern Zerſtreutheit eben nicht zu verwundern ſein kann. Was zuerſt die Kometen[23]) betrifft, ſo wurden ſie im Alterthume bereits als mächtige Agentien bei dem Zuſtandekommen epidemiſcher Krankheiten betrachtet, worin ſich die Römer beſonders auszeichneten, wie die Geſchichte des Livius zur Genüge darthut[24]). Auch die Schüler des Demokritus glaubten bereits, daß durch Zerſtörung der Welten außer unſerer Erde unbekannte Krankheiten entſtänden. (*Plutarch*. Sympos. IX, 8.) Späterhin war es vorzüglich Fracaſtori, welcher in ſeinem Gedichte über die Syphilis den Einfluß der Kometen auf die Erzeugung anſteckender Krankheiten geltend machte. Bis in die neueſten Zeiten ſind daher die Kometen Gegenſtand des Schreckens geweſen; faſt bei jedem Erſcheinen wurde ihr Einfluß beſprochen und ſogenannte Prognoſtika machten auf ihre verderbenbringende Wirkung aufmerkſam, wie dies noch zuletzt mit dem 1835 erſchienenen, ſogenannten ſchönen Halley der Fall war. Pilgram ſuchte ſchon früher durch Zahlenverhältniſſe ihren Einfluß auf Witterung und Krankheiten ausſindig zu machen und auszudrücken. Von 295 Kometenjahren waren 60 von einem kalten, 22 von einem gelinden, 213

Abd. Trew, Astrologia medica. (Norimberg. 1665. 4.) *Joh. Blagrave*, Astrologica praxis medica. (Londin. 1671.) *Lohmeier*, De astrologiae judiciorum vanitate et siderum influxu. (Rinteln 1674.) *J. C. Sturm*, De siderum influentia. (Altdorf. 1679.) *Frankenstein*, De stellarum influxu in sublunaria. (Lips. 1688.) *E. Koenig*, Signor. coelestium certis corp. partibus dominantium veritas, in Misc. Ac. N. C. Dec. II. (A. 9. 1690.) p. 226. *Crausius*, De efficacia influxus astrorum in c. hum. (Jenae 1697.) *Adolphi*, De siderum influxu. (Lips. 1700.) *Roth*, De astrorum influxu in c. hum. (Ulm. 1703.) *Fr. Hoffmann*, De siderum influxu. (Halae 1706. 4.) Opp. T. V. *Franck*, De causis morborum ex influxu siderum. (Kilon. 1732. 4.) C. A. Zeibel, Vom Einfluſſe des Geſtirnes. (1733.) *J. Belgradi*, Sul influsso degli astri ne' corpi terrestri. (Padua 1757. 4.) *J. B. de Sauvages*, De astrorum influxu in hom. (Montispell. 1757. 4.) *Otto*, De planetarum in c. hum. influxu. (Francof. 1805.) A. Fillinger, Beiträge über den Einfluß der Himmelskörper auf unſere Atmoſphäre. (München 1814.) *C. F. Kretschmar*, De astrorum in c. hum. imperio. (Chemnitz. 1821. 4.) F. A. Schneider, Beiträge zur Aſtro-Meteorologie, oder über den muthmaßlichen Einfluß des Standes der Planeten, Kometen ꝛc. auf meteorologiſche Erſcheinungen an der Erdoberfläche. Des Merkurs erſte Periode. (Leipzig 1841.)

22) De magnis conjunctionibus, annorum revolutionibus etc. (Venet. 1515. 4.) *P. Roberts*, Essay on the origin of constellations. (Dublin 1802.)

23) *Balth. Becker*, Disq. de cometarum praesagiis. (Amstelod. 1692. 4.) *Comier*, De cometarum influxu, in *Bleyny*, Zodiac. medic. Gallic. *Lienard*, Non ergo cometae mortes et morbos portendunt. (Paris 1682. 4.) *Rainssant*, Non ergo cometa morborum praenuntius. (Paris 1699. 4.) C. Lycoſthenes, Wunder Gottes in der Natur bei der Erſcheinung der Kometen. Mit Kupf. (Frankf. 1744.) Bode, Allgemeine Unterſuchungen und Bemerkungen über die Lage und Austheilung aller bisher bekannten Planeten- und Kometenbahnen. (Berlin 1791.) (Hat ein Verzeichniß aller ſeit 837 n. Chr. Geb. beobachteten Kometen.) Littrow, über den gefürchteten Kometen des gegenwärtigen Jahres 1832 und über die Kometen überhaupt. (Wien 1832.) Arago, Betrachtungen über die Bewegungen und die Natur der Kometen, nebſt ihrer Einwirkung auf unſere Erde im Allgemeinen. Aus dem Franz. (Brünn 1832.) W. Schäfer, Chronologiſche Sammlung der Beobachtungen über das Erſcheinen der Kometen. Mit 10 Abbild. (Dresden 1836.) *Forster*, Observations sur l'influence des Comètes sur les phenomènes de l'atmosphère, addressées à *M. Arago*. (Aix la Chapelle 1836.) 24) J. A. F. Steger, Die Prodigien oder Wunderzeichen der alten Welt. (Braunſchweig 1800.)

aber von einem gewöhnlichen Winter begleitet; sie scheinen viel Schnee im Gefolge zu haben, hindern das zu frühe Eintreten des Winters; Trockenheit und Feuchtigkeit der Jahreszeiten scheinen sich ziemlich gleich zu bleiben, Nordlichter und Gewitter finden sich häufiger. In den 295 Kometenjahren kamen 101 Epidemien unter Menschen, 22 unter dem Vieh und 21 Insektenzüge (Heuschrecken) vor, und zwar finden wir Kometen den erheblichen Epidemien vorausgehen, sie begleiten oder kurz darauf folgen, in nachstehenden Jahren: 80, 167, 252, 375, 400, 445, 542, 590, 639, 679, 682, 745, 762, 802, 905, 994, 1005, 1031, 1044, 1069, 1106, 1135, 1142, 1162, 1181, 1222, 1244, 1300, 1347, 1368, 1400, 1477, 1500, 1531, 1577, 1602, 1625, 1636, 1665, 1692, 1709, 1719, 1722, 1738, 1743, 1751, 1760, 1770, 1783, 1789, 1811, 1832; namentlich aber stimmen viele Ärzte darin überein, daß der Übergang des asthenischen Genius in den sthenischen dem Kometen von 1811 zuzuschreiben sei. Allerdings sind eine Menge Kometen vorübergegangen, wo sich eine solche Wirkung nicht nachweisen läßt; indessen kennen wir auch nicht die anderweitigen Einflüsse, die ihren Einfluß vielleicht aufgehoben haben. Wenn übrigens derselbe Komet, sagt Geigel (S. 271), auch meistens bösartige Epidemien mit sich brachte, so dürfen wir deshalb noch keineswegs schließen, daß er bei seinem künftigen Erscheinen wieder die nämliche Krankheitsconstitution und auf derselben Höhe hervorrufen werde; denn es ist möglich, daß nur immer bestimmte Constellationen bestimmte Witterungsverhältnisse, dadurch bestimmte Blutkrasen und bestimmte Krankheitscharaktere und durch diese gewisse Epidemien hervorrufen, sodaß das Dasein desselben Kometen beim Mangel der frühern Constellation wahrscheinlich einen veränderten Einfluß auf die Witterungsverhältnisse hat, und ebendadurch andere Luft- und Blutkrasen bedingt. Besonders aber muß man sich hüten, das Gleichzeitige zu sehr zu urgiren, die Epidemie kann ja auch vorhergehen oder nachfolgen, weil besondere andere günstige Verhältnisse den Einfluß begünstigten oder ihm hindernd entgegentraten. Nebenmonde, Nebensonnen, Sternschnuppen, Feuerkugeln und die häufig mit ihnen herabfallenden Meteormassen stehen wahrscheinlich in gar keiner directen Beziehung zu Epidemien, sondern sind nur Äußerungen desselben Einflusses in der Atmosphäre, der auch gleichzeitig auf die Organismen einwirkt und alienirte Reactionen hervorruft; namentlich sind die Meteormassen wol am richtigsten als Niederschläge aus der Erdatmosphäre zu betrachten, wenngleich Chladni[25]), der sie sehr sorgfältig chronologisch gesammelt hat, sie für kosmischen Ursprungs hält. Zu diesen meteorischen Massen gehören auch der rothe Sand- und Erdregen 929, 1096, 1110, 1222, 1565, 1689 n. Chr. Geb., das Himmelspapier 1686, vielleicht auch der Milchregen (*Livius* XXVII. 11. *Plinius*, II. N. II, 56) als eine den mit Sternschnuppen herabfallenden gallertartigen Massen ähnliche Materie? Meteorschwefel als Schwefelregen soll am 24. Mai 1801 zu Rastadt, wo man ihn zu Schwefelhölzern benutzt haben soll (?), und am 18. Juni 1815 zu Petersburg (Morgenblatt. 1815. Nr. 181), wo die Stücke 3 Loth wogen, und früher schon im Juni 1642 bei Magdeburg, Lohburg in faustgroßen Stücken gefallen sein (Theatrum europaeum. T. IV. p. 899. Cf. Philosoph. Transact. 1736. p. 427), wenngleich die meisten derartigen Angaben auf Täuschung beruhen, indem man den Blüthenstaub von Lycopodium &c. für Schwefel hielt; ähnlich ist es mit dem Wollregen, der in Samenbüscheln besteht, die der Wind aufgenommen und weggeführt hat, wodurch auch der Getreideregen, Schlangenregen, Froschregen, Fischregen zu erklären sein dürfte; Dinge, die übrigens selbst von unsern abergläubischen Altvordern nicht als Ursachen, sondern als Prognostika der Seuchen betrachtet wurden.

B. Von den tellurischen Einflüssen. Als tellurische Einflüsse betrachten wir hier Alles, was von der Erde und ihrer Atmosphäre ausgeht. Klar ist hierin, daß in den mächtigsten äußern Agentien des Lebens auch die wichtigsten allgemeinsten Momente des Erkrankens liegen müssen; ihr Einfluß wird sich daher auch weit leichter nachweisen und glaublich machen lassen, als der der vorher erwähnten siderischen, die größtentheils erst durch die tellurischen Medien auf die Organismen wirken. Müssen wir der Erde ein eigenes, bestimmtes Leben zuschreiben, wie die Naturphilosophie wahrscheinlich gemacht hat, so muß der Mensch auch als an sie gebunden an diesem Leben Theil nehmen, und sein materielles Leben diese Theilnahme beurkunden[26]). Das kosmische Leben der Erde zeigt sich von den siderischen Einflüssen abhängig, die vorzugsweise durch die Atmosphäre auf sie wirken und gleichsam die Kraft beherrschen, daher auch für den Menschen dieses kosmische Leben den Grad seiner Kraft bedingt und den epidemischen Genius des gesunden wie kranken Lebens erzeugt, während das individuelle Leben der Erde, die durch die Materie bedingte Kraft, der eigentliche Ausdruck der Form des Lebens, auch der Lebensform des Menschen die Richtung gibt, welche sich in den Constitutionen ausspricht. Daher sagt auch schon Sydenham sehr richtig: Variae sunt annorum constitutiones, quae neque calori, neque frigori, non sicco humidove ortum suum debent, sed *ab occulta potius et inexplicabili quadam alteratione in ipsis terrae visceribus* pendent, unde aër ejusmodi effluviis contaminatur, quae humana corpora huic aut illi morbo addicunt determinantque, stante scilicet praefatae constitutionis praedominio. Da aber die beiden Formen des Erdenlebens durch und mit einander bestehen, so kann eine wirkliche Trennung derselben auch nicht stattfinden, wenn schon ihr Antheil an dem materiellen Leben des Menschen nach jenen Richtungen hin gesondert werden kann, wobei aber immer, wie auch Sydenham bemerkt, die Luft das Medium aller dieser Einflüsse abgibt, wenn sie auch vorzugsweise die Äußerungen des kosmischen Lebens der Erde als Atmosphäre vermittelt.

25) Über Feuermeteore und die mit denselben herabgefallenen Massen. (Wien 1819.)

26) *J. Ph. R. Bardenat*, Diss. sur les rapports des périodes de la vie avec le mouvement périodique de l'univers. (Paris 1816. 35 S. 4.)

1) **Von den atmosphärischen Einflüssen.** Wir verstehen hierunter diejenigen, welche die Luft und die durch sie wirkenden Medien, welche man als Atmosphärilien zu bezeichnen pflegt, auf die Organismen bei der Hervorbringung epidemischer Krankheiten zeigen. Für sich betrachtet, können die Atmosphärilien kaum Ursachen von Epidemien abgeben, oder überhaupt einen Einfluß auf sie haben, stets ist es die Luft, durch die sie wirken, die eben im Verein mit ihnen Atmosphäre genannt wird. In dieser Beziehung war die Atmosphäre von jeher Gegenstand der Aufmerksamkeit der Ärzte, an deren Spitze auch hier wieder Hippokrates steht. Das Charakteristische des Einflusses der Atmosphäre ist aber das, daß er vorzugsweise bei Tage durch Haut und Lungen, unter Vermittelung des animalischen Nervensystems, sich wirksam zeigt, während die tellurischen Einflüsse vorzüglich bei Nacht, und durch das vegetative Nervensystem, und so durch den Darmkanal ihre Wirkung ausüben. — Die Luft[27]), welche die Grundbedingung zum Athmen wie zum Leben ist, weshalb sie die Alten nicht mit Unrecht Pabulum vitae nannten, ist nun mannichfa-

27) *Alliot*, De morbis ex aëre profectis. (Pont à Mousson. 1663. 4.) *Rivinus*, De aëre morborum causa. (Lips. 1698.) *Alberti*, De efficacia aeris ad generandos morbos. (Halae 1720. 4.) *Berger*, De aeris potentia in epidemicorum morborum generatione. (Halae 1727. 4.) *Ch. Holmes*, De aere viribusque eidem ingenitis, quibus humano corpore vel morbos intendere vel sanitatem restituere valet. (Edinburg. 1737.) *Ebenezer M'Fait*, De aëre, aquis et locis (Edinburg. 1745), recus. in Thesaur. diss. med. Edinb. T. I. p. 289—316. *Pohl*, De morbis epidemicis ab aëre atmosphaerico. (Lips. 1749. 4.) *Lyton*, Philosophicals conjectures on aerial influences, the probable origin of diseases. (London 1750.) J. Ch. Knoll, Die Wirkungen der Luft in den menschlichen Körper überhaupt. (Quedlinburg 1752. 4.) *Raulin*, Des maladies occasionnées par les promptes et frequentes variations de l'air. (Paris 1752. 12.) *I. Campbell*, De aëre quatenus morborum causa. (Edinb. 1754.) *Joh. Jac. Huber*, Observationes circa morbos epidemicos per reciprocum aëris humani et atmosphaerici commercium illustratae. (Cassel. 1755. 4.) *Sievers*, De morbis qui a diversis aëris constitutionibus originem petunt. (Helmstad. 1760. 4.) *Detharding*, De mutationibus aëris atmosphaerici praeternaturalibus in c. h. effectuum causis admodum foecundis. (Buzovii 1765. 4.) J. F. Zückert, Abhandlung von der Luft und der Witterung und der davon abhängenden Gesundheit der Menschen. (Berlin 1770.) *Guil. Brown*, De viribus atmosphaerae sentienti obviis. (Edinburg 1770.) *Thom. Sarden*, De atmosphaerae natura et effectibus. (Edinb. 1774.) M. Landriani, Physikalische Untersuchungen über die Gesundheit der Luft. (Basel 1778.) *Edm. Cullen*, De aëre et imperio ejus in c. h. (Edinburg. 1781.) *J. J. Menuret*, Essai sur l'action de l'air dans les maladies contagieuses. (Paris 1781, teutsch Leipzig 1784.) *Sam. de Butts*, Quaedam aëris in c. h. effectus amplect. (Edinb. 1782), recus. in Thesaur. diss. Edinb. T. IV. p. 306—324. T. Cavallo, über die Natur und Eigenschaften der Luft. (Leipz. 1783.) *J. Bapt. Nemecz*, De influxu atmosphaerae in corpora organica. (Vindobon. 1784. 44 S.) *Carmoy*, Les vices apparens de l'air, sont-ils des causes aussi frequentes des épidémies qu'on a coutume de l'affirmer? in Annales de la Soc. de méd. de Montpell. T. V. p. 1. 65. Mumsen, Gedanken über die Luft und ihren Einfluß. (Hamburg 1787.) *P. Schull*, De vi et efficacia, quam diversae tempestates in morbis modificandis exserunt. Lugd. Bat. 1789. 34 S. 4.) *G. A. Dorn*, De aëris atmosphaerici in c. h. influxu salubri et noxio. (Bamberg. 1795.) *P. Renaudin*, Sur l'air atmosphérique, ses altérations, son influence sur les corps humains et moyens de corriger son infection dans les hospitaux specialement celui de Lyon. (Lyon 1797. 74 S.) *Rouffey*, Recherches sur l'influence de l'air dans le développement, le caractère et le traitement des maladies. (Paris 1799.) Alex. von Humboldt, Versuche über die chemische Zerlegung des Luftkreises. (Braunschweig 1799.) G. A. Kohlreif, Abhandlung von der Beschaffenheit und dem Einflusse der Luft auf Leben und Gesundheit der Menschen. (Weißenfels 1800.) J. C. Ph. Grimm, Die Erde und ihre Atmosphäre. (Breslau 1800.) *Robertson*, De aëre atmosphaerico. (Edinburg. 1801.) *W. Cheekes*, De aëre. (Edinburg. 1803.) *N. Chaussieu d'Aubert*, Exposé des températures, ou les influences de l'air sur les maladies et la constitution de l'homme et des animaux et les effets dans la végétation. (Paris 1803. fol.) *L. S. W. Simonsen*, Momenta analyseos chemicae aëris circumterranei, nec non commoda, quae de exacta atmosphaerae exploratione pro practicis sperare audemus. (Hafn. 1804. 87 S.) *Gouiffés*, Sur l'influence des climats et l'atmosphère au particulier. (Paris 1804. 4.) *H. Robertson*, A general view of the natural history of the atmosphaera and of its connexions with the sciences of medicine and agriculture, including an essay of the cause of epidemical diseases. 2 Vol. (Edinb. 1808.) *W. A. Scholz*, Influxum morbificum quarundam atmosphaerae qualitatum. (Pragae 1810. 32 S.) C. W. Hufeland, Die Atmosphäre in ihren Beziehungen zum Organismus, in f. Journal. 1810. Nov. W. A. Lampadius, Grundriß der Atmosphärologie. (Freiburg 1814.) *H. J. Jaeger*, Tract. physic. medic. de atmosphaera et aëre atmosphaerico, nec non de variis gasis, vaporibus effluviisque in iis contentis, respectu eorum in c. h. effectu. (Colon. 1815. 352 S.) Reuß, über den Einfluß einer herrschenden Luft- und Witterungsbeschaffenheit auf das Entstehen, Verbreiten und Erlöschen der Volkskrankheiten, in Hufeland's Journal. 45. Bd. 2. St. S. 4—105. *Barba*, Sur l'influence de l'air, sur l'origine, la marche et le traitement des maladies. (Paris 1818. 4.) *H. C. Boon-Mesch*, De proportione chemica quam servat natura inter principia proxima atmosphaerae. (Lugd. Bat. 1818. 4.) C. W. Hufeland, Die Atmosphäre in Bezug auf Lebende, Journal. 1819. Neue Auswahl kleiner Schriften. 1. Th. S. 125. *Ch. L. L. Bariot*, Essai sur l'air considéré comme cause des maladies. (Lyon 1812. Paris 1822. 24. S. 4.) C. W. Hufeland, Atmosphärische Krankheiten und atmosphärische Ansteckung. (Berlin 1824.) Neue Auswahl kleiner Schriften. I, 295. *Prieur*, L'homme, considéré dans ses rapports avec l'atmosphère, ou nouvelle doctrine des épidémies. (Paris 1825.) 2 Bde. J. H. Hoffbauer, Die Atmosphäre und deren Einfluß auf den Organismus. (Leipz. 1826.) *H. R. Stöckhardt*, De coeli in generis humani cultum vi ac potestate. (Lips. 1826. 4.) Ch. N. Amelung, über den Einfluß der Atmosphäre auf den menschlichen Körper und ihre Rückwirkung auf Geist und Gemüth, in Nasse, Zeitschrift für Anthropologie. 1826. 2. Heft. S. 201—228. *J. K. Finley*, On the influence of atmosphaeric air. (Philadelph. 1827.) *A. B. Chisholm*, De imperio, quo aër, aquae atque loca in valetudinem humanam regunt. (Edinb. 1828.) L. F. Kämtz, Lehrbuch der Meteorologie. 3 Bde. (Halle 1831—1837.) Baumann, Untersuchungen über die monatlichen Perioden in den Veränderungen unserer Atmosphäre. (Tübingen 1832.) Kastner, Archiv. 6. Bd. S. 225—237. J. Schröder, Die dynamischen Abweichungen in der Atmosphäre als krankmachendes Princip lebender Organismen. (Rostock 1833. 44 S. 4.) J. J. Günther, über die Atmosphäre und ihre vorzüglichsten Erscheinungen. (Frankfurt 1835.) J. M. Bluff, über die Ermittelung des Zusammenhanges zwischen den Veränderungen der Atmosphäre und dem Wechsel der Krankheitsconstitution, in Berliner medic. Centralzeitung. 1835. Nr. 41. J. Forbes, Abriß einer Geschichte der neuern Fortschritte und des gegenwärtigen Zustandes der Meteorologie. Aus dem Engl. von W. Mahlmann. (Berlin 1836.) Harleß, Die Meteorologie in ihrer Anwendung auf Medicin, in Hufeland's Journal. 76. Bd. I. S. 1—37. II. S. 3—32. Greenhow, Atmosphärischer Einfluß auf Krankheiten, in London medical Gazette. Vol. XVII. p. 6. March.

cher Veränderungen fähig, und muß nothwendig auch auf den Organismus, welcher sie durch Haut und Lunge athmet, einen verändernden Einfluß haben. Schon früh ward dies erkannt und als ein bestimmter Erfahrungssatz angenommen, bis die neuere Chemie diese Lehre erschütterte und zum Theil selbst vernichtete. Die frühern Chymiatriker ließen die Erfahrungen früherer Jahrhunderte noch gelten, und gestatteten der organischen Dynamik da noch einen Einfluß, wo sie mit den Ergebnissen der Retorte und des Kolbens nicht ausreichten. Die neuere Chemie, etwas zu stolz auf ihre allerdings bewunderungswürdigen Fortschritte und Ergebnisse, mußte nothwendig hier das Ende ihres Forschens und Wissens finden; anstatt aber ihre Ohnmacht einzugestehen, bestimmte sie dictatorisch, daß eine specifische Wirkung der Luft auf die Entstehung der epidemischen Krankheiten nicht vorhanden, ein Hirngespinnst früherer Jahrhunderte sei, und leugnete die Kraft wie die Materie, eben weil sie selbst auf ihre feinsten Reagentien schwieg und trotz Tortur und Daumschrauben stumm blieb. Hätten sie das berücksichtigt, was bereits Hippokrates (De flatibus) sagt: „Wir können dies zwar mit den Augen nicht wahrnehmen, wol aber mit dem Verstande begreifen," die Chemiker hätten sich dann sicher vor dem ihnen schmählichen Irrthum bewahrt. In Betreff der chemischen Zusammensetzung der Luft haben die Untersuchungen allerdings zu wenig Resultaten geführt; allein Kämtz sagt sehr richtig (a. a. O. 1. Th. S. 15): „Da wir mit den Eudiometern stets nur mit kleinen Quantitäten operiren können, so lassen sich diejenigen Bestandtheile, welche nur in geringer Menge vorhanden sind, entweder gar nicht, oder nur sehr schwierig nachweisen. Hierin liegt auch der Grund, weshalb so manche Dämpfe und Gase, welche sich durch ihre Einwirkung auf unsere Nerven zu erkennen geben, auf diesem Wege noch nicht aufgefunden sind." Dazu kommt noch, daß die Atmosphäre gewissermaßen ein eigenthümliches Leben, Assimilationskraft wie das Blut, zeigt; alle Mischungsverhältnisse also nur momentan, sehr kurze Zeit bestehen, was noch durch die Winde erleichtert wird, welche in wenigen Tagen Luft von dem Äquator zu den Polen führen können. (Munke in Gilbert's Annal. 34. Bd. S. 296. 38. 428. Gehler's Wörterbuch der Physik. 1. N. Aufl. S. 458.) Sind doch auch Dünste im Stande, die normalen Bestandtheile gleichsam mechanisch aus einander zu halten. Alle jene Versuche von Davy, Humboldt und Gay Lussac beweisen weiter nichts, als daß die Ungesundheit der Luft ihren Grund keineswegs in einem Mangel an Sauerstoff hat, wie dies wol angenommen ward. Daß der Gehalt an Sauerstoff aber in der Luft variirt, ein größerer sein kann an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten, zeigten die Versuche von Hermbstädt, welcher ihn über der See größer fand als über dem Lande (Schweigger, Jahrb. N. Reihe. XXXII, 283), während sich Krüger das umgekehrte Verhältniß ergab. (Gilbert's Annalen. 66. Bd. S. 93.) Gewitterregen oxydirt meist die Metalle, die ihm ausgesetzt sind, was freilich auch Folge der Elektricität sein kann. Wird nun durch irgend welche Bedingungen der Sauerstoffgehalt der Luft plötzlich erhöht, wie dies z. B. bei Nord- und Nordostwinden der Fall ist, so kann an den Orten, wo sich diese Erhöhung zeigt, allerdings eine epidemische Krankheit entstehen, deren Charakter entzündliches Fieber mit vorwaltender Brustaffection ist. Eine größere Verbreitung und lange Dauer solcher epidemischen Krankheit kann aber eben jener Assimilationskraft der Atmosphäre wegen nicht stattfinden. Mangel an Sauerstoff in der Luft bringt wol nie Krankheit, noch weniger eine epidemische hervor, sondern dies wird durch die alsdann vorwaltenden übrigen Bestandtheile bewirkt [28]).

Was den Gehalt der Atmosphäre an Kohlensäure betrifft, so ist dieser ebenfalls verschieden, es hängt dies ab von dem Gange der Witterung und den Jahreszeiten. Humboldt fand ihn (a. a. O. S. 109) im Sommer und bei feuchter Witterung größer als im Winter und bei trockner Witterung. Theodor v. Saussure gab dies Verhältniß wie 7:5 oder 3:2 an (Biblioth. univers. I, 130) und fand sie auch am Abende größer als am Mittage, wenn nicht starke Winde dies Verhältniß umkehrten. (Annales de Chemie. 38. Bd. p. 411 sq.) Zu Genf verhielt sich die Menge der Kohlensäure im December, Januar, Februar zu der im Juni, Juli, August am Mittage wie 77:100. Das Wasser absorbirt einen großen Theil der Kohlensäure, daher die Menge derselben über dem Meere sehr gering ist. (Vogel in Gilbert's Annal. 66. Bd. S. 96. 72. S. 277.) Ihr Einfluß auf epidemische Krankheiten ist im Ganzen sehr gering, wenn nicht etwa durch schnelle Zunahme ihrer Menge in der Atmosphäre Apoplexien bedingt werden, die dann meist wol von den Lungen ausgehen. Über den Einfluß des Stickstoffgehalts der Atmosphäre auf epidemische Krankheiten fehlt es noch an Beobachtungen. — Den freien Wasserstoff [29]), Hydrogen haben die Chemiker bis jetzt nicht in der Atmosphäre nachweisen können, indessen ist es wahrscheinlich, daß derselbe, wie Fischer glaubt (Allgem. nordische Annal. 3. S. 123) durch den Einfluß des Sonnenlichtes allmälig mit dem Sauerstoff in Wasserdampf umgebildet werde. Durch die größere oder geringere Ansammlung der Dämpfe wird nun die Feuchtigkeit oder Trockenheit der Atmosphäre bedingt, deren Einfluß auf die Krankheiten überhaupt und die epidemischen insbesondere kaum verkannt werden dürfte. Die Quellen des Hydrogens sind vorzüglich die Krater der Vulkane, die Zersetzung animalischer vegetabilischer Stoffe, die Quelle der Wasserdämpfe unmittelbar die Wasserfläche und die Erde, indem aus diesen mittels der Wärme das Wasser in Dämpfe verwan-

P. Nata, Quaedam de aëre et suis effectibus in oeconomia animali. (Padua 1839. 28 S.) L. Zierl, Die Atmosphäre und Erdoberfläche in ihren Beziehungen auf das Leben der Pflanzen, Thiere und Menschen. (München 1841.)

28) *G. C. H. Sander*, Diss. de aëris oxygenii vi ad procreandos et sanandos morbos. (Gotting. 1801.) 29) Broussignault, über die Beschaffenheit der Atmosphäre, über die Möglichkeit das Vorhandensein von Miasmen in derselben nachzuweisen und über die Gegenwart eines wasserstoffigen Princips in der Luft, Behrends, Repert. 1835. II. S. 107—109. III, 317. *Fr. W. Stohlmann*, De aëris humidi in c. h. effectu. (Berol. 1832. 48 S.)

delt wird. Versuche haben gezeigt, daß die Luft in der Mitte des Mai am trockensten, in der Mitte des Decembers am feuchtesten ist. (Lambert, Teutsch. gelehrter Briefwechsel. III, 318.) Die Örtlichkeit hat hierauf großen Einfluß, in den Binnenländern geht die Verdunstung des Wassers rascher vor sich, daher sie trockner sind als die Küstenländer, wo die Verdunstung langsamer ist. Ist z. B. in Ungarn während eines Tages kein Regen gefallen, so ist die ganze Atmosphäre mit Staub erfüllt, und der Schweiß hat sich auf der Oberfläche des Körpers kaum gebildet, so ist er auch bereits wieder verschwunden. (*Wahlenberg*, Flora Carpathica. p. 98. 101.) Daher ist auch das südliche Amerika trockener als Europa, Jamaica feuchter als Madera. Auch die Winde haben einen bedeutenden Einfluß auf den Wassergehalt der Atmosphäre; so ist die Luft durchschnittlich bei Nordostwinden trockener als bei Süd- und Südwestwinden. Haben indessen längere Zeit Südwinde geweht, und es tritt schnell Nordostwind ein, so ist die Temperatur kälter, die Feuchtigkeit größer; ähnlich ist dies mit dem Südwestwinde, wie Saussure's Beobachtung im März 1781 zeigt. (Hygrometrie. S. 367.) Je höher ein Ort liegt, desto weniger ist die ihn umgebende Atmosphäre feucht, weil sie in gewisser Höhe mit Feuchtigkeit gesättigt diese in Tropfen fahren läßt. (Gehler's Wörterbuch I, 469. Gay Lussac in Gilbert's Annal. 20. S. 28.) Dies ist insofern interessant, als, wie wir später noch nachweisen werden, epidemische und contagiöse Krankheiten in einer bestimmten Höhe über der Meeresfläche nicht mehr gedeihen, wozu eben der Mangel an Feuchtigkeit vieles beiträgt, da wir sehen, daß Wärme, Luft, Licht und Feuchtigkeit zu jeder neuen Production nothwendig sind. Wenn Dämpfe von der Oberfläche der Erde durch aufsteigende Luftströme schnell in kältere Regionen der Atmosphäre geführt werden, so bilden sich in kurzer Zeit Nebel und Wolken. Mit der Zunahme der Feuchtigkeit der Atmosphäre muß nothwendig ihre Schwere, ihr Druck[30]) zunehmen; durch beides werden nun eigenthümliche Einwirkungen auf den Organismus bedingt, welche sich vorzüglich durch Affectionen der Haut und Lungen aussprechen werden. Vor allen aber wird jene eigenthümliche Constitution hervorgerufen, welche wir die rheumatische nennen, und in ihrer großartigsten Ausdehnung im Anfange des 16. Jahrh. auftreten sahen, als Sudor anglicus im Norden Europa's herrschte. Ein fast unzertrennlicher Begleiter ist die Frieselbildung, die im Großen jetzt beinahe immer nur unter endemischen Verhältnissen epidemisch erscheint, so in der Picardie. Die feuchte, schwere Luft wandelt die Haut, welche die Gleichsetzung der atmosphärischen Elektricität mit der des Organismus vermittelt, in einen Isolator um, und die Elektricität selbst muß sich im Körper anhäufen. Tritt aber dieser Zustand der Atmosphäre nur nach und nach ein, so wird die Elektricität selbst zerstört, und so Veranlassung zu Petechialfiebern, oft aber auch zu Wechselfiebern gegeben. Die Elektricität[31]) der Luft selbst aber kann auf mehrfache Weise verändert werden; und eine Zeit lang glaubte man (Hopfengärtner, Harleß) in der verschiedenartigen Spannung derselben den vorzüglichsten Grund der epidemischen Krankheiten gefunden zu haben. In der neuesten Zeit ist es besonders Eisenmann, welcher die atmosphärische und tellurische Elektricität zu einer Theorie der Entstehung der Miasmen benutzt hat. Bei heiterm Himmel ist die Elektricität der Luft jeder Zeit positiv. Einige Stunden nach Sonnenaufgang und Untergang ist sie am stärksten, wenn nicht trockne, lebhafte Ostwinde wehen; am schwächsten ist sie im Mai, am stärksten im Januar, kommt also mit dem Zustande der Feuchtigkeit der Atmosphäre ziemlich überein. Die Elektricität nimmt ferner mit der Entfernung von der Erde in der Höhe zu (*Lambert*, Annales de Chimie. 42. Bd. p. 404); sie wird entwickelt theils durch die Winde, und zwar ist sie stärker bei nördlichen als bei südlichen, theils, und noch mehr durch die Verdampfung (Poggendorf, Annal. XI. S. 456) und durch die Vegetation. (Pouillet in Poggendorf, a. a. O. S. 420 fg.) Stark ist die Elektricität beim Thau und Nebel. Saussure (Reise III, 254) sah nie Nebel, welche nicht von einem starken Grade Elektricität begleitet gewesen wären. (Cavallo, Elektricitätslehre I, 345. Volta, Meteorolog. Briefe. S. 133.) Je dichter der Nebel wird, desto stärker ist die Elektricität. (Volta, a. a. O. Read in Philos. transact. 81.) War das Wetter längere Zeit trübe und heitert sich schnell auf, so nimmt die Stärke der Elektricität schnell zu. (*Beccaria*, Elettricismo. §. 1049.) Bei Niederschlägen, Thau, Regen ist die Elektricität um so stärker, je dichter der Niederschlag ist, häufiger aber negativ, als positiv. Regen bei Nordwinden ist am häufigsten positiv elektrisch, bei Südwinden negativ elektrisch. Im Sommer ist die Elektricität durch Niederschläge stärker als im Winter. Welchen Einfluß nun diese Zustände der Elektricität der Luft auf die Entstehung von Krankheiten haben, ist beinahe noch ganz unbekannt, wenigstens finden sich nur wenige brauchbare Beobachtungen vor. Indessen läßt sich vermuthen, daß plötzliche Ansammlungen der Elektricität leicht Schlagflüsse erzeugen können. Hätten wir Beobachtungen aus dem 13. Jahrh., das sich besonders durch eine übergroße Menge meteorischer Erscheinungen auszeichnete, so würden wir vielleicht im Stande sein, den Antheil zu bestimmen, welchen die Elektricität an der Hervorbringung des schwarzen Todes hatte. Daß sie einen nicht unbedeutenden Einfluß auf Rheumatismen habe, ist nicht zu verkennen. Da die Gewitter, welche mit der Luftelektricität in der engsten Beziehung stehen, nur vorübergehende Erscheinungen sind, so wird ihr Einfluß auch mehr ein vorübergehender sein, und sich

30) *K. E. F. Courtois*, Des effets de la pesanteur de l'air sur l'homme, considéré dans l'état de santé. (Paris 1813. 31 S. 4.) *J. Guyot*, Des mouvemens de l'air et des pressions de l'air en mouvement. (Paris 1835.) J. Murray, über die Wirkungen des Drucks der Atmosphäre auf Entstehung von Krankheiten, in Behrend's Repert. 1836. I. S. 13.

31) *J. Read*, A sumary view of the spontaneous electricity of the earth and atmosphere. To which is subjoind the atmospherico-electrical Journal kept during two years. (London 1793.) Pelletier in Behrend's Repert. 1835. III. S. 318. Mateuci in Froriep's Notizen. 46. Bd. Nr. 13. (1835.) Stark, Allgem. Pathologie. I. S. 278 fg.

mehr auf den Verlauf der epidemischen Krankheiten äußern, als auf ihre Entstehung, was auch durch die Erfahrung nachgewiesen wird. Indessen findet man in gewitterreichen Jahren Erysipelas häufig, und Jos. Frank (Grundsätze der prakt. Heilk. [Leipzig 1829.] III. S. 151) sah zu Wilna im Juni 1815, wo es viel Gewitter gab, die Nesselsucht epidemisch auftreten, ebenso im Juli 1825 zu Wien, wo die Atmosphäre mit elektrischen Stoffen außerordentlich geschwängert war. Derselbe erzählt von einem Mädchen, das 1815 zu Wilna vom Blitze auf einer Seite heftig gesengt ward und in ein Nervenfieber verfiel, wobei die andere Körperhälfte ganz mit Nesselsucht bedeckt ward. Ein ähnlicher Fall wird in Casper's wöchentl. Repertor. II. S. 33 erzählt. Papon (De la peste. [Paris 1800.] I. p. 198) erzählt, daß bei der Pest zu Digne, welche im Juni 1629 ausbrach, während der vier Monate, wo sie herrschte, der Himmel dick bewölkt, die Temperatur brennend heiß war, und oft Donner und Blitz beobachtet wurden. Nach einem starken Gewitter wurde in der Epidemie der Augenblennorrhöe zu Vicenza in der Nacht des 22. Juli 1822 eine solche Verschlimmerung wahrgenommen, daß 22 schon in voller Genesung begriffene Kranke bedeutende Rückfälle erlitten, in deren Folge 13 an beiden Augen, 9 an einem erblindeten. (Gräfe und Walther, Journ. VI. S. 114.) Eine Verschlimmerung der Pestepidemie nach jedem Gewitter beobachtete auch Paré. (Oeuvres. lib. XXII. c. 3. p. 529.) In Wien beobachtete man während der Cholera 1835 Abnahme der Elektricität. (Hufeland's Journ. 1835. Dec.) In München war sie auffallend negativ nach Buzorini. (Allgemeine Zeitung. 1836. Nr. 363. 1837. Beilage Nr. 5.) Über den Erdmagnetismus und seine Veränderungen herrscht noch das größte Dunkel, deshalb vermögen wir auch nichts über sein Mitwirken zur Hervorbringung epidemischer Krankheiten zu sagen, ohne daß dieses jedoch dadurch geleugnet würde.

Hat sich die Atmosphäre mit einem gewissen Grade von Feuchtigkeit gesättigt, so fällt diese in Gestalt von Thau wieder nieder. Da nun in wasserlosen Ebenen die Atmosphäre wenig Feuchtigkeit aufnehmen kann, so ist es klar, daß hier der Thau auch nur sehr gering sein kann, so in Brasilien, der Wüste Nubiens und der Sahara; in wasserreichen Gegenden ist dagegen der Thau häufig; so werden in Arabien, in Alexandrien die Kleider der Reisenden so naß davon, als ob es geregnet hätte. (*Volney*, Voyage. I, 51. Kämtz I. S. 356.) In Griechenland findet Ähnliches statt, denn Gegenstände, welche die Nacht über im Freien sich befanden, sind am Morgen so naß, als hätte man sie in Wasser getaucht. Der Thau fällt hier gewöhnlich ½ Stunde vor Tagesanbruch, und die Griechen fürchten ihn so sehr, daß sie nicht vor 8—8½ Uhr des Morgens ausgehen; auch betrachten sie ihn als die häufigste Krankheitsursache. (Landerer in Buchner's Repertor. 48. Bd. S. 457.) Der Thau ist reichlicher in kalten Nächten als in wärmern, daher auch die große Kälte in thaureichen Nächten. (*Wahlenberg*, Flor. Carpath. p. 99.) Sowie hierdurch Gelegenheit gegeben wird zu einer Menge katarrhalischer und rheumatischer Affectionen, so kann dadurch allerdings auch die Erzeugung einer solchen Constitution bedeutend gefördert und der Ausbruch einer Epidemie begünstigt werden. Ob hiermit die Häufigkeit der Pest in Alexandrien z. B. in einiger Beziehung stehe, können wir nicht bestimmen. — Der gesammelte Thau ist meistens chemisch rein, nur zeichnet er sich durch einen Gehalt von Kohlensäure aus; in der Nähe von Salzseen hat er sehr viele salzsaure Salze. (Gilbert, Annalen. 31, 98.) Salzige Thaue erwähnen Falk (Beiträge zur topograph. Kenntniß von Rußland. 2. Bd. S. 3) in den Steppen von Rußland; Pallas (Reise I, 409. III, 336) in der Nähe des kaspischen Meeres, und auch in der Nähe des todten Meeres soll das atmosphärische Wasser Salz enthalten. (Gehler's Wörterbuch. I, 474.) Denham (Narrative p. 88) fand in der Nähe des Sees Tschad im Innern Afrika's nach einem nächtlichen Thau am Morgen krystallinische Efflorescenzen auf seinen Kleidern. Ähnliches zeigt sich im Deltalande des Nils. Im Seewasser bei Putbus fand Hermbstädt (Hufeland's Journ. 51. Bd. N. I. S. 15) merkliche Spuren freier Salzsäure, die also auch in der Seeluft vorhanden sein muß. Vielleicht hängt hiermit das häufige Vorkommen verschiedenartiger Formen des Aussatzes in jenen Ländern, sowie an den Küsten der Lombardei, Norwegen, Island ꝛc. zusammen. — Lange Zeit wurde auch angenommen, daß zuweilen ein Thau herabfalle, welcher den Pflanzen sehr schädlich sei. Es ist dies der Mehlthau und Honigthau; beides sind klebrige Feuchtigkeiten, welche sich bisweilen plötzlich auf den Pflanzen zeigen, die Vegetation hindern, den Früchten schaden, und deswegen um so mehr gefürchtet werden, da die Pflanzen den Thieren schädlich sind. So erfolgte in den Jahren 1556 und 1669 auf einen solchen Thau in der Schweiz starkes Viehsterben. (Scheuchzer, Naturhist. des Schweizerlandes. 3. Bd. 20.) Scheuchzer vermuthete bereits, daß sich dieser Thau nicht in der Atmosphäre bilde, und Leché wies nach, daß es der Saft von Blattläusen sei, den diese aus zwei am Hinterleibe befindlichen Hörnern von sich geben. Daß sich indessen wenigstens etwas Ähnliches in der Atmosphäre bilden müsse, zeigt folgende Beobachtung: Am 14. Juli 1797 Nachmittags um 1—2 Uhr klopften mehre Mäher bei Schwanebeck ihre Sensen unter freiem Himmel, da fiel mit einem Male in Tropfen ein so starker Honigthau, daß Sensen und Tängelzeug ganz klebrig wurden. An andern Orten, schon eine Viertelmeile von dem Orte der Mäher, regnete es nach großer Hitze, während eines schweren Gewitters sehr stark. (Reichsanzeiger. Jahrg. 1797. Nr. 242. S. 2609.) Der Einfluß, welchen diese Thauarten haben, kann sich wol nur auf Thiere äußern, wie die genannten Beispiele aus der Schweiz zeigen, und die Krankheiten derselben sind dann wol nur Folgen des Genusses der damit befallenen Kräuter. — Wenn die Wärme der mit Dämpfen gesättigten Luft sinkt, so bildet sich der Niederschlag in der Atmosphäre selbst, und erscheint in der Nähe des Bodens als Nebel[32]).

32) *C. M. Adolphi*, De nebula quadam morbifera, in Act. Acad. nat. cur. II. p. 303. *Detharding*, De nebularum effectu

Der Boden oder die Wasserfläche, worüber sie sich bilden, muß immer einige Grad Wärme mehr haben, als die Luft. Mehr als der Thau hat die **Nebelbildung** auf die Entstehung von Volkskrankheiten Einfluß. So begann die 15jährige Krankheitsperiode putrider Fieber im J. 251 n. Chr. zu Rom, nach der Erzählung des heiligen Cyprianus, mit starker Nebelbildung, sodaß der Thau, welcher alles bedeckte, der Jauche faulender Körper glich. (Schnurrer I, 98.) Ebenso 1155, als Kaiser Friedrich I. nach Italien zog. (Schnurrer I, 243.) Vorzüglich zeigte sich seine Einwirkung beim englischen Schweiße, 1485, und den folgenden Ausbrüchen desselben, sodaß Hecker mit Recht ihn als „ein Gespenst betrachtet, das in dem grauen Nebel seine Schwingen regte." Er mußte vorzugsweise in London wüthen, wo ohnehin schon und noch jetzt im Winter der Nebel oft so dicht ist, daß man sich genöthigt sieht, die Läden und Werkstätten während des Tages künstlich zu erleuchten. (Forster, Wolken. S. 13.) Auch in Paris und Amsterdam bemerkt man Ähnliches (*De France* in Annales de Chemie 33. Bd. p. 413), wie dies schon früher auch bei der Schweißsucht, 1529, in Amsterdam der Fall war. Ausgezeichnet durch die Häufigkeit der Nebelbildung war das J. 1814. (Schnurrer II, 521.)

Wird in einer bestimmten Höhe die Atmosphäre mit Feuchtigkeit übermäßig gesättigt, so fällt sie nach vorausgegangener Wolkenbildung als **Regen** herab. Dieses geschieht in gebirgigen Gegenden häufiger, als in Ebenen; an manchen Orten regnet es gar nicht, so in Oberägypten (*Senec.* Quaest. Nat. IV, 2. *Burckhardt*, Nubia. p. 10. 362), in der Sahara, im Plateau von Iran in Persien, wo selbst das glänzendste Metall in der Luft nicht rostet (Olivier, Persien. I. 146), an den Küsten Arabiens. Wo zwischen den Wendekreisen der Passat mit größter Stärke und Regelmäßigkeit auf dem Meere weht, regnet es nicht, der Himmel ist stets heiter. Da, wo diese Regelmäßigkeit nicht beobachtet wird zwischen den Wendekreisen, regnet es in einem Theile des Jahres, während der Himmel im andern Theile heiter ist; daher hier nur zwei Jahreszeiten, die trockene und nasse, sich finden. Humboldt (Voyage. V, 108. VI, 179) hat sehr wichtige Beobachtungen hierüber am Orinokko geliefert. In der Nähe des Äquators finden sich zwei nasse Jahreszeiten. Überall sind in den Tropenländern die Regentropfen größer (*Humboldt*, Voyage. IV, 19), daher auch die Regenmenge größer, woraus sich auch das schnelle Anschwellen der Flüsse daselbst erklärt. In Hindostan regnet es fast das ganze Jahr. Nach Norden zu gibt es keine nasse Jahreszeit mehr. Das Vorherrschen der westlichen Winde in Europa, das weit ausgedehnte Meer auf der einen, das große Festland auf der andern Seite, sind die einflußreichsten Ursachen bei Bestimmung der Regenverhältnisse. Wehte hier beständig selbst noch in bedeutender Höhe der Nordostwind, so würde es nie regnen; sowie es unaufhörlich regnen würde, wenn beständig Südwestwind wehte. (von Buch, Abhandl. der berliner Akad. für 1818—1819. S. 101.)

oxio in c. human. (Buzow. 1768. 4.) Ramon de la Sagra ... Froriep's Notiz. 1830. Nr. 555.

Regnet es bei Nordost, so regnet es stark und in größern Tropfen, aber nicht anhaltend; bei Südwest ist der Regen meist fein, und hält längere Zeit an. (*v. Buch*, l. c. *Daniell*, Essays meteorolog. p. 116. *De Luc*, Modif. de l'atm. III, 281. §. 727. Idées II, 46. §. 569.) In der niedern Temperatur, von welcher die nördlichen Winde zumal im Winter begleitet sind, liegt auch der Grund, daß es bei ihnen am häufigsten schneit. Die Regenmenge nimmt in Europa ab, je weiter man ins Innere des Continents kommt. (Hutton in Edinb. transact. I, 66.) Über den Gang des Regens in Europa hat von Buch (Physikal. Beschreibung der canarischen Inseln. S. 66. v. Poggendorff's Annal. 15. Bd. S. 355), sowie Gasparin (Bibl. univers. etc. 38. Bd. p. 54. 113. 180. 269) ausgezeichnete Untersuchungen angestellt. Aus ihnen geht hervor, daß die Sommerregen in Europa das Übergewicht haben. Wenn der Regen herabfällt, so kommt er aus höheren und kalten Schichten der Atmosphäre, deren Temperatur dabei nothwendig noch mehr sinken muß. So sah Humboldt das Thermometer in Cumana während eines Regens von 30° auf 21° sinken. (Voyage IX, 20.) Vielfach hat die Erfahrung nachgewiesen, daß **zur Zeit vulkanischer Ausbrüche die heftigsten Regengüsse erfolgen.** Du Carla (im Journ. der Phys. XX, 113) hat dies zuerst mit Recht aus dem aufsteigenden Luftstrome hergeleitet. Die stark erhitzte Luft über dem Krater steigt mit Schnelligkeit in die Höhe, die untern Luftmassen dringen gegen diese Stelle, werden in die Höhe gerissen; indem der Dampf in den obern Regionen anlangt, wird er niedergeschlagen, die Wolke breitet sich nach den Seiten aus, in Gestalt eines großen breiten Schirms steht sie über dem Vulkane, und in ungeheuren Massen fällt das Wasser in der Nähe des Kraters herab. Du Carla theilt eine große Menge von Thatsachen mit. Die Eruption des Cotopari am 9. Dec. 1742 gab einen Wasserstrom, welcher das Thal von Quito bis zu einer Höhe von 120 Fuß füllte und eine Geschwindigkeit von 4 Fuß in der Secunde hatte. (Bouguer in Mém. de l'acad. 1744. p. 270. Andere Thatsachen vom Vesuv siehe bei Nollet in Mém. de l'acad. 1750. p. 89. *de la Torre*, Hist. et phén. du Vésuve. [Paris 1760.] p. 22. 138. 225. Arthenay in Mém. présentés. IV, 272. *Ferber*, Lettres sur la minéralogie par *Dietrich*. p. 206. Philos. transact. 1737. Vom Ätna *Hamilton*, Oeuvres. [Paris 1781.] p. 136. Journal de Physique. 1780. p. 1. Über die Vulkane in Amerika, in *Ulloa*, Voyage hist. de l'Amérique. I, 468, im chinesischen Meere *le Gentil*, Voyage. II, 14. Hist. des voyages. 17, 108. 11, 213. 10, 451.) Bei diesen schnell erfolgenden Niederschlägen ist eine große Menge von Elektricität frei geworden, und das Donnern der von tausend Blitzen durchkreuzten Wolken accompagnirt das Toben im Innern der Erde. (Parrot, Physik der Erde. §. 170. S. 245.) — Einen ähnlichen Einfluß zeigt das **Erdbeben** auf die Regenbildung. Im J. 458, wo das Erdbeben in Antiochien, Griechenland große Verheerungen anrichtete, fielen in der Gegend von Constantinopel und Bithynien unerhörte Regen stromweise herab, worauf Berge einstürzten

und Ortschaften weggeschwemmt wurden. (*Nicephor. Callist.* Histor. eccles. XV, 20.) Ähnlich war es 580, worauf eine heftige Dysenterie herrschte. Im J. 912 gab es Erdbeben in Italien, in Teutschland aber, und besonders in Sachsen, ereigneten sich große Überschwemmungen in Folge von Gewittern (Hist. eccles. cent. X. c. 13), in Ägypten viele Meteore. (*Abd-Allatif.* p. 340.) Gleiches ward beobachtet 1157, 1229, 1323, 1343, 1801. Der Einfluß, welchen der Regen auf die Hervorbringung epidemischer Krankheiten hat, ist nicht gering; indessen sind es mehr andere, durch ihn hervorgerufene, Veränderungen, namentlich des Erdbodens, als das Regenwasser selbst. Da wo epidemische Verhältnisse in Folge von Überladung der Atmosphäre mit Elektricität eintreten, kann dieses Übermaß der letztern allerdings durch den Regen entfernt werden, und somit auch die Bedingung der Weitererzeugung der Krankheit (wobei sich nach Berzelius [Jahrsbericht. VIII. S. 233] zugleich etwas Salpetersäure bildet). Die Erfahrung weist nämlich nach, daß jeder Regentropfen der Wolke, aus der er fällt, Elektricität entreißt und sich selbst damit schwängert. Dabei kann es geschehen, daß die Tropfen ihre Elektricität so lebhaft ausströmen, daß sie selbst leuchtend werden; wodurch zum Theil vielleicht der früher öfters beobachtete Feuerregen erklärt werden kann, ebenso wie einzelne Fälle vom Leuchten der Haare und des Elmsfeuers. So erzählt Schübler (Meteorolog. S. 153), daß bei einem Gewitter, welches den 26. Oct. 1824 Abends über die Felder in Würtemberg hinzog, die fallenden Regentropfen leuchtend waren, und es Feuer zu regnen schien; die auf die Erde überströmende Elektricität war so bedeutend, daß Personen, welche während dieses Regens über Feld nach Hause gingen, ihre Haare wechselseitig leuchten sahen. Auch Kastner (Meteorolog. III, 503) sah leuchtenden Regen. Daß eine bestehende Pest durch eine solche Umänderung der Atmosphäre unterdrückt werden kann, bestätigte sich im J. 1656, wo die Pest zu Neapel im August ihre größte Ausbreitung erreicht hatte; ein heftiger und starker Regen mäßigte die Wuth der Seuche, das tödtliche Gift fing an zu weichen, es erkrankte Niemand mehr, und diejenigen, welche davon ergriffen waren, wurden gesund. (Cf. *Giannone*, Storia delle guerre civili del regno di Napoli.) Auf der andern Seite aber sehen wir wiederum, daß der Regen, wenn er mit niedrigem Temperaturgrade der Luft zusammenkommt, die Heftigkeit der Krankheit steigern kann, wie beim gelben Fieber 1821 in Spanien. Man bemerkte nämlich z. B. den 13. Oct., daß die Zahl der Kranken zunahm, als ein kühler Regen drei Tage anhielt und das Thermometer bis auf 13° fiel. (*Bally*, *François*, *Pariset*, Histoire médicale de la fièvre jaune en Espagne dans l'année 1821. [Paris 1823.] p. 429.) Ähnliche Beobachtungen wurden bei der Pest gemacht. So wurden in der Pest, welche Pugnet beschreibt (Mémoires sur les fièvres pestilentielles et pernicieuses du Levant. [Lyon 1802]), bei nebeligem Himmel und vielem Regen zu Damiata binnen fünf Tagen eilf Soldaten von der Pest befallen. Schon Orräus hatte behauptet, daß bei sehr regniger und lauer Witterung die Pest jedesmal wüthender werde. (Descriptio pestis anni 1770 in Jassia et 1771 in Moscua grassantis. [Petropoli 1784. 4.] p. 61.) Den deutlichsten Beweis für den Einfluß des Regens liefert die Beobachtung, daß Epidemien in den Tropen zur Regenzeit oder kurz nach dieser am häufigsten und heftigsten wüthen. Lind (Versuch über die Krankheiten der Europäer in heißen Ländern. Aus dem Engl. von Reda. [1792.] S. 48) erzählt, daß in Guinea besonders der erste Regen eine ganz eigenthümliche Beschaffenheit habe. Die Einwohner hüten sich, in Regenwasser zu baden; solches Regenwasser macht in 48 Stunden das Leder an den Schuhen schimmelig und rissig, erzeugt wirkliche Flecke an den Kleidern, und der vorher trockene und dürre Boden wimmelt gleich darauf von Fröschen. Zu dieser Zeit entstehen in den Häuten eine Menge Würmer, welche Vögel, die sonst von Würmern leben, verschmähen. Wollene Kleider, die von diesem Regen durchnäßt, nachher an der Sonne aufgehangen werden, sind nach ein Paar Stunden voller Maden. Dies war alsdann die Jahreszeit der Krankheiten, welche, so lange sie dauerte, die Hälfte der Menschen wegraffte. Der geringste Fehler, die unbedeutendste Unmäßigkeit zog den Tod nach sich. Daß durch den Regen terrestrische Einflüsse, die wir späterhin betrachten, hervorgerufen werden, zeigt derselbe Schriftsteller S. 50. Sobald nämlich die Regengüsse in Guinea fallen, sagt er, wird die verhärtete thonige Kruste der Erdoberfläche nach und nach erweicht, und der Boden, welcher vorher nicht den geringsten Geruch hatte, fängt an einen Gestank auszudünsten, der in vier oder fünf Wochen äußerst gefährlich wird, und alsdann sind die Krankheiten gewöhnlich am heftigsten. Die Geschichte der Epidemien weist nun eine Menge von Thatsachen nach, welche diesen Einfluß bestätigen; indessen ist häufiger Regen keineswegs allein im Stande, eine Epidemie hervorzubringen, obgleich dies keineswegs, wie manche Schriftsteller glauben, den Einfluß ganz aufhebt. So bemerkt Hufeland, daß man sich 1815 und 1816 bei vielem Regen und niedrigem Barometerstand in Nordteutschland allgemein einer sehr guten Gesundheit erfreute, daß intermittirende und adynamische Fieber selbst in sumpfigen Gegenden sich nur selten zeigten, während Entzündungen und Rheumatismen an der Tagesordnung waren. Der letztere Zusatz hebt aber augenscheinlich die erstere Behauptung auf, denn der Gesundheitszustand kann nicht gut sein, wenn Entzündung und Rheumatismus an der Tagesordnung sind. Sodann herrschte seit dem J. 1810 und 1811 überhaupt die entzündliche Constitution, wodurch adynamische Fieber an und für sich in den Hintergrund treten müssen. Namentlich hat allerdings die Vergleichung des sehr ähnlichen Witterungszustandes der Jahre 1770 und folgender mit dieser Zeit Veranlassung zu der Behauptung gegeben, daß die regnige Witterung wenig Einfluß auf die Gesundheit habe; die Jahre 1770 und 1771 waren bekanntlich, unter Herrschaft des Genius asthenicus, durch die weitverbreiteten Faulfieberepidemien ausgezeichnet. Indessen ist die Witterung der Jahre 1770 und 1816—1817 schon insofern bei aller Ähnlichkeit unähnlich, als in den letztgenannten Jahren viele Gewitter

rksamen, die in den 70ziger Jahren des vorigen Jahr-
nderts fehlten; was Hufeland, wie die übrigen Schrift-
ller, übersehen zu haben scheinen. Später machte Shecut
ledical and physiological Essays [Charlestown
19]) darauf aufmerksam, daß in gewitterreichen Jah-
ı das gelbe Fieber z. B. nicht ausbricht; womit in-
veit die meisten Schriftsteller übereinstimmen, als sie
e heiße, erstickende, wenig bewegte Luft als vorzüglichste
elegenheitsursache des gelben Fiebers bezeichnen. (Vergl.
seph Frank, Grundsätze. 4. Bd. S. 249. Schnur-
r, Gesch. der Seuchen. II. S. 540 fg.)

Zum Theil wenigstens eine Folge des Regens sind Überschwemmungen[33]) durch Austreten der Flüsse d Seen, wodurch die betroffene Gegend auf längere er kürzere Zeit in einen Sumpf verwandelt wird, der s plötzlich entstanden auch plötzlich seine Wirkung auf die ganismen äußert. Diese Äußerungen treffen aber vor-glich das Gangliensystem, und erregen entweder Inter-ittentes oder Fieber, zu denen sich leicht Entmischung der äfte hinzugesellt. So entstanden Fleckfieber in Folge des erströmens des Po in Italien und durch Austritt der au und Drau in Ungarn nach Th. Jordanus (De pestis aenomena tract. 2. cap. 19). Am deutlichsten wird eser Einfluß im Deltalande des Nils und in Bengalen merkt. Am verderblichsten ist es aber, wo sich Meer-asser mit süßem Wasser dabei mischt und das sogenannte rakwasser[34]) entsteht. Vorzüglich ausgesetzt sind die-m die Küstenländer, namentlich Holland, wie dies sich ı J. 1669 zeigte, wo eine heftige Epidemie zu Leyden rrschte, welche von Sylvius (Prax. med. tract. 10) schrieben. (Vergl. auch dessen Disputat. med. decas dit. III. [Jenae 1674. 12.] p. 220—309.) Späterhin achte Pringle (Krankheiten einer Armee) ähnliche Erfah-ungen. Auch zu Venedig sah man dieses bestätigt, noch iehr aber in den nördlichen Freistaaten Amerika's, z. B. ı Philadelphia. (Schnurrer, Geograph. Nosologie. S. 48.) Die Geschichte der Epidemien bietet eine reichliche elegenheit dar, den Einfluß der Überschwemmungen ken-en zu lernen; da es aber meist die Folgen sind, welche urch den überschwemmten Boden hervorgebracht werden, gehört dies mehr zu den terrestrischen Einflüssen.

Den Gegensatz zur Feuchtigkeit bildet nun die Trockenheit der Atmosphäre, welche entweder eine Folge er Wärme oder der Kälte ist, deren Wechsel man im Allgemeinen mit dem Namen der Temperatur[35]) be-legt. Die Wärme wird durch die Sonnenstrahlen her-vorgerufen, ohne daß wir jedoch im Stande sind, anzu-geben, auf welche Weise dies eigentlich erfolgt. Die Erde strahlt die bei Tage aufgenommene Wärme des Nachts wieder aus. Die Feuchtigkeit der Atmosphäre spielt da-bei eine große Rolle, da durch sie die Wärme gebunden wird. Im Winter, wo die durch Strahlung verlorene Wärme größer ist als die von der Sonne erhaltene, wer-den Wolken und Nebel einerseits die Strahlung verhin-dern, andererseits durch die freiwerdende Wärme zur Er-höhung der Temperatur beitragen. Daher sind bewölkte Wintertage nicht so kalt als heitere. (*de Luc*, Idées. II, 107.) Das Gegentheil erfolgt im Sommer, wo die Erde am Tage mehr Wärme von der Sonne erhält, als sie in der Nacht durch Ausstrahlung verliert, und trübe Som-mertage sind daher kälter als heitere (Scheuchzer, Na-turg. des Schweizerlandes. I, 8), weshalb auch die Luft nach jedem Regen kälter ist. (*Wahlenberg*, Flor. Carpath. p. XCIX.) De Luc sah am 21. Aug. 1764 durch Regen das Thermometer von 27° auf 10° fallen. (Modificat. l'atmosph. T. III. p. 273. Anmerk.) Dieser Unterschied ist um so größer, je weiter wir uns von den Küsten entfernen. Einen großen Einfluß auf die Tempe-ratur haben die Winde; im Winter z. B. ist es bei Nord-winden weit kälter als bei Südwinden. (*Hutton*, Edinb. transact. I, 73. v. Buch in Abh. der berl. Akad. 1818. S. 89. Dove, Über den Einfluß der Winde auf Ba-rometer und Thermometer, in Poggendorff, Annal. XI, 567.) Im Mittel des Jahres liegt der kälteste Wind in Europa etwas östlich von Norden, der wärmste etwas west-lich von Süden; im Winter und Frühling geht der kälteste Wind mehr nach Osten, der wärmste mehr nach Westen; im Sommer liegt der kälteste Wind westlich von Norden, der wärmste östlich von Süden. Gewöhnlich glaubt man, daß die Wälder die Temperatur niedriger erhalten, ihre Ausrottung sie erhöhe[36]); daß dies indessen nur scheinbar sei, weist Kämtz (Meteorol. II. S. 83) nach. Die Ört-lichkeit hat natürlich einen großen Einfluß, weshalb Hum-boldt (sur les lignes isothermes, in Mém. d'Arcueil. III, 462—602) diejenigen Orte, welche gleiche Wärme zeigten, durch Linien verband, die er dann Isothermen nannte. Die Lage derselben ist folgende: 1) Die Iso-therme von 0° geht zwischen Ulea und Enontekis in Lapp-land fort und durch die Tafelbai in Labrador. 2) Die Isotherme von 5° geht in der Nähe von Stockholm und

---

33) *Chavassieu d'Audebert*, Des inondations d'hiver et d'été, u traité de l'humidité par rapport à l'homme et aux animaux. Paris 1806. 127 S.) Pilz, Verzeichniß der merkwürdigsten Über-schwemmungen rc. im 15. Jahrh. (Görlitz 1804. 85 S.) *Adami*, Diluvia Landshutanae memorabilia, oder Landshut in Wassers-noth. (Landshut 1755. 4.) C. G. Pötsch, Chronolog. Geschichte er großen Wasserfluthen des Elbstromes seit 1000 und mehr Jah-en. (Dresden 1784. gr. 4. Nachtrag dazu Dresden 1786. 4.) Müller, Pragmat. Geschichte der Theurung und anderer Beschwer-en, Pest, Überschwemmungen während der letzten 6. Jahrh. (Gör-itz 1806. 4.) S. 41 fg. 34) *G. Giorgini*, Sur les causes de insalubrité de l'air dans le voisinage des marais en communi-ation avec la mèr. in Annales de Chemie et Physique. T. XXIX. p. 225—240. Gerson und Julius, Magazin. XI. S. 291—295.

35) *J. Bellegingue*, La philosophie du chaud et du froid. (Besançon s. a. 1798.) *A. F. Josseran*, De influentia aëris temperaturae tam in statu sano quam morboso. (Lugd. Batav. 1821. 48 S.) *L. V. Benech de St. Cric*, De l'influence de la chaleur atmosphérique sur l'économie animale et des moyens hygiéniques et préservatifs auxquels on doit recourir pour la corriger, suivie d'une idée générale des maladies qu'elle cause. (Paris 1825. 16 S.) *Fel. Michielotto*, Diss. de nociva atmosphaerae calidae et frigidae in humanum organismum actione. (Padua 1839. 20 S.) 36) J. A. Moreau de Jonnes, Unter-suchungen über die Veränderungen, welche durch die Ausrottung der Wälder in dem physischen Zustand der Länder entstehen. Aus dem Franz. von Wiedemann. (Tübingen 1828.)

der St. Georgsbai auf Neufundland vorbei. 3) Die Isotherme von 10° geht durch Belgien und bei Boston vorbei. 4) Die Isotherme von 15° geht zwischen Rom und Florenz hindurch und bei Raleigh im nördlichen Carolina vorbei. Eine vollständigere Darstellung gibt Kämtz (II. S. 107), welcher auch über die Temperatur des Bodens eigene Isogeothermen aufstellte (II. S. 217). Ziemlich allgemein verbreitet ist der Glaube, daß die Erde früher wärmer gewesen; allein dann hätte sie einen größern Durchmesser haben und sich schneller um die Sonne drehen müssen, als jetzt. Laplace (Bulletin de la societ. philomathique. 1820. p. 21) folgert aus den ältern Messungen, daß die Dauer des Tages seit 2000 Jahren nicht um 1/100 Secunde kleiner geworden sei; ein Beweis des stationären Zustandes der Wärme. Kann nun auch nicht von einer constanten Wärmezunahme die Rede sein, so doch von einer periodischen, die sich zunächst im Wechsel der Jahreszeiten[37]) und der Witterung überhaupt ausspricht, welche freilich noch durch andere Veränderungen, als die der Temperatur, bestimmt werden, allein doch zunächst durch diese influiren.

Im Winter, wo die atmosphärische Luft großentheils reiner, aber die Temperatur sehr gering ist, macht vorzüglich das Respirationsleben einen Aufschwung, daher hier vorzüglich Entzündung der dazugehörigen Organe, Katarrh und Rheumatismen erscheinen (*Linné*, De morbis ex hieme, in Amoenitat. acad. III.); von Pestepidemien, welche in der Mitte des Winters anfingen, gibt es eine Menge Beispiele, von denen Diemerbroek (De peste. I, 8. Anmerk. 5) mehre anführt. Die Antoninianische Pest herrschte nach Galen (De libr. propr. c. 2) während der größten Kälte zu Aquileja und richtete große Verheerung an. Radzivil beschreibt in seinem Itinerarium eine Pest, die in den Monaten December, Januar und Februar mit außerordentlicher Wuth herrschte. Die Pest, welche 1664 zu London herrschte, fing im December an, die zu Oczakow, 1738 und 1739, fing zwei Mal im Winter an. Die Pest zu Montpellier, 1629, war im October, November, December am heftigsten; ebenso hielt die 1708 in Siebenbürgen auftretende die strengste Winterkälte aus. Ähnliches zeigte die Cholera. Eine Pockenepidemie raffte im Winter in Frankreich mehr als im Sommer weg. (*Lamotte*, Traité complet de la Chirurgie. T. III. p. 383.) Im Frühlinge[38]), der zwischen Sommer und Winter in der Mitte steht, aber sich noch mehr zu letzterem neigt, ist die Anzahl der Krankheiten bedeutender, als im Winter; doch herrschen Affectionen der Brust und Haut vor, daher Katarrhe, Rheumatismen, Exantheme, und wegen der Nähe des Sommers Ergriffensein des Gangliensystems, daher Neigung zu putridem Charakter der Fieber, was zum Theil mit durch die größere oder geringere Feuchtigkeit der Atmosphäre bedingt wird. Wenn zu früh ein heißer Frühling einfällt, zumal nach vorhergegangenem starkem Frost, so bilden sich Katarrhe; ging ein naßkalter Winter vorher, so folgen typhöse Fieber mit oder ohne Exantheme. In trockenem kaltem Frühlinge nach gelindem Winter folgen Brustentzündung, Keuchhusten, Anginen, Croup.

Im Sommer[39]) geht nun die Evolution der Unterleibsorgane, namentlich des Lebersystems, rege von statten, daher Gallenfieber, Leberentzündung, Diarrhöen, Ruhr und dergleichen an der Tagesordnung sind. Daher ist dies auch die Zeit des Ausbruchs und des Herrschens des gelben Fiebers. Die Pest dagegen pflegt im Sommer meist aufzuhören. *Prosper Alpin*. De medic. Aegypt. I, 15. Russel, Von der Pest. S. 189.

Der Herbst[40]) ist den allgemeinen Erfahrungen nach die ungesundeste Jahreszeit, weil wie bei allen Involutionsperioden, so auch hier, die Umwandlung des einen Charakters in einen andern, die Gefahr beider vereinigt erscheint. Das Bauchleben soll sich in das Brustleben umwandeln; je stärker jenes entwickelt war, desto heftiger wird der Kampf werden, und wenn die Frühlingskrankheiten mehr denen gleichen, welche der Nordländer im Süden als Akklimatisation zu überstehen hat, so werden die Herbstkrankheiten denen ähnlich sein, welchen der Südländer bei seinem Besuche im Norden unterworfen ist; sein höher ausgebildetes Lebersystem wird am meisten dabei betheiligt sein, da es hier eine Rückbildung erleiden soll, während das Brustleben der Evolution nachstrebt. Wenn es im Sommer mehr Localaffectionen gab, so werden im Herbst mehr Allgemeinleiden hervortreten, und der Herbst ist der eigentliche Boden der größern Epidemien; Ruhr, Cholera, Wechselfieber, besonders Quartana, bilden die gewöhnlichen Leiden, welche um so bösartiger sind, je mehr die Herbstwitterung gegen die Sommerwitterung absticht.

Außer diesen jährlich regelmäßig wiederkehrenden Temperaturveränderungen hat man nun auch eine regelmäßige Folge der Temperaturveränderungen in größern Zwischenräumen aufzustellen versucht; so fand man, daß die Jahre 1811 und 1819 ziemlich mit dem Jahre 1783 und die Jahre 1816 und 1817 mit denen 1770 und 1771 übereinkamen. Manche wollten dies mit dem Stande des Mondes zur Erde in Beziehung bringen, da die Beobachtung lehrt, daß nach 18 Jahren die Mondsbahn gleiche Lage zur Ekliptik hat; so der Verfasser einer Abhandlung über das Polareis und die Nordwestpassage in Edinburgh Review. Juni 1818, und Toaldo, der das bekannte Jahr 1740 als das Normaljahr für die Kälte annahm, und einen Cyklus von neun Jahren oder dessen Duplum statuirte; so harmoniren die Jahre 1740, 1731 und 172

37) *M. H. F. Roussel*, Observations sur les maladies qui resultent de la température des saisons. (Caen 1803.) *J. Scott*, De impulsu anni tempestatum. (Edinb. 1810.) *L. P. J. Legras*, De l'influence des saisons sur l'homme et dans la production des maladies. (Paris 1817. 4.) *A. Quetelet*, De l'influence des saisons sur l'homme, in Annales d'hygiène publique. 1832. T. VII. p. 561—568. 38) *J. H. Schulze*, De morbis verni temporis. (Halae 1738. 4.) *J. Junker*, De morbis vernalibus. (Halae 1745. 4.) *J. G. Boeckh*, De vere non saluberrimo. (Erlang. 1790. 28 S.) *Frc. Axter*. Diss. de veris atmosphaerici in c. hum. influxu salubri et noxio. (Bamberg. 1795.)

39) *M. Alberti*, De morbis aestivis. (Halae 1745. 4.) *F. Scharten*, De morbis autumnalibus. (Giess. 1790. 4.) *G. [illegible] Kletten*, De constitutione morborum atrabilaria seri autumni propria. (Viteberg. 1806. 4.)

Zwei solcher Zeiträume zurück finden wir mit einer kleinen Versetzung 1695 und dazwischen 1709 als ein gleiches Normaljahr für die Kälte; zwei große Cyklen zurück, zeigt der Winter von 1658—1659 den Abschnitt an. Dazwischen liegen nun die drei kleinern Perioden 1767, 1774 und 1783; noch zwei Mal diese 18jährige Periode zurück, treffen wir 1621 und 1622 kalte Jahre, und zwischen diesem größern Zeitraume stehen die Jahre 1635 und 1645. Noch eine gleiche Periode zurück wird im J. 1600 eine Kälte aufgeführt, daß die Weser bis auf den Grund gefroren. Auch in der Mitte dieses Zeitraums trifft eine schreckliche Kälte ein. Spürt man noch einem doppelten Cyklus nach, so findet man 1573 wieder eine solche Kälte angezeigt, und zwischen dieser Periode fehlt es nicht an gleichen Abschnitten. Die kleinern Abschnitte zwischen den ausgezeichneten kalten Wintern fallen zwar nicht immer genau auf das 9. oder 18. Jahr, aber doch in der Nähe dieser Zeitpunkte. Ebenso von 1740 vorwärts, finden wir 1749, 1758, 1767, 1776, 1785, 1794—1795, 1804, 1812 und 1813, 1822 und 1823. Der englische Sammler macht nach Toaldo's Beobachtungen nun auch die Anwendung dieses Gesetzes auf die wärmeren Jahre, die vier oder fünf Jahre nach den kalten, oder in die Mitte zwischen die kalten fallen, und rechnet von dem Normaljahre 1811 rückwärts auf 1802, 1792—1793, auf 1783 — das bekannte trockene Jahr des Heerrauchs — von da auf 1774, dann 18 Jahre zurück auf das merkwürdige Jahr 1756, wo das Erdbeben Lissabon zerstörte. Weiter zurückschreitend, kommt man auf das Jahr 1718 und 1700, dann mit einer kleinen Versetzung, wie bei der Kälte jenes Zeitraumes vom Jahre 1679, auf das merkwürdige Jahr 1652 und durch zwei Cyklus auf 1616 zurück. Auch Cotte nimmt mit Toaldo eine 19jährige Periode an. Prevost dagegen eine 25jährige, indem er 1811 mit 1783 und 1758 vergleicht. Professor Pfaff scheint einer 100jährigen Periode günstig zu sein. Er führt 1683 und 1783 als Beweise an, wozu wir noch 1822—1823 fügen könnten, das den Jahren 1722 und 1622 entspricht, und 1719 das 1819 gleicht, und so könnte man 1716 und 1816 für ähnlich halten, dem aber 1616 nicht entspricht; auch trifft das kalte Jahr 1709 seines Gleichen nicht in 1809, ebenso wenig 1811 rückwärts. In den nächsten Jahren von 100 trifft man allerdings ähnliche Jahre wirklich an, z. B. die Jahre 1333, 1427, 1520, 1616, 1719, 1811 sind in Rücksicht der Wärme und Fruchtbarkeit ähnlich. Diese bestätigen dagegen wieder die 18- oder 19jährige Periode, denn 90—95 macht fünf Mal den Mondscyklus aus. — Es scheint überdies, daß die kältesten Winter mit Erdbeben, diese mit Gewittern und diese wieder mit den Nordlichtern in Wechselwirkung stehen. Gewöhnlich steht ein heißer Sommer mit Erdbeben in Verbindung, wie 1756, 1783, 1802, 1822, worauf kalte Winter folgen. Bei vielen Gewittern verschwinden die Nordlichter. Diese erscheinen auch wol zuweilen, wie 1739, 1759 rc., aber sie machen keine Anzeigen von kalten Wintern. Es trifft sich wol zuweilen, daß kalte, regnige Sommer vorausgehen, wie 1637, 1708, 1715, 1728, 1739, 1767, 1782, 1797, 1800, wie Kirwan meint. Pfaff scheint hingegen Cotte's Meinung beizustimmen, der heiße Sommer für Vorläufer strenger Winter hält, wie die Jahre 1433, 1494, 1659, 1766, 1775, 1783, 1802, 1810, 1822 als solche Ankündiger angesehen werden können. Es gehen bisweilen auch milde Jahre voraus, wie 1731 und 1788. Gelinde Winter kündigen indessen eher heiße Sommer an, wie 1509, 1520, 1592, 1703, 1756, 1773, 1788, 1811. Es folgen auch heiße Sommer nach kalten Wintern, wie 1660, 1695. (Mehr s. bei Müller S. 132 fg.) Das Angeführte wird hinreichen, zu beweisen, daß zwar ein annäherungsweise erfolgendes Gesetz in den größern Temperaturveränderungen stattfindet, aber keineswegs ein stetiges, da die influirenden Einflüsse zu mannichfach sind[41]).

Große Hitze wie große Kälte scheinen an und für sich keinen besondern Einfluß auf die Erzeugung von epidemischen Krankheiten zu haben, dagegen pflegen sie häufig die fernere Entwickelung derselben zu hemmen, indem die Erfahrung nachweist, daß zur Entwickelung einer Krankheit ein bestimmter Temperaturgrad durchaus nothwendig ist; über und unterhalb desselben aber gedeiht diese so wenig, als sie an einem Orte gedeiht, der mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt. Besonders zeigt sich dies da, wo mit der epidemischen Krankheit zugleich ein Contagium entwickelt wird. Der Einfluß dieser Temperaturgrade wird dagegen bedingt durch die darauf folgende Witterung; je schneller und je entgegengesetzter diese auftritt, desto heftiger wird der Einfluß auf die Organismen sein, und da hierdurch meistens die Hautthätigkeit gestört wird, da sie zunächst auf die veränderte Temperatur der umgebenden Atmosphäre zu reagiren hat, so werden es vorzüglich Krankheiten sein, denen gestörte Hautthätigkeit zum Grunde liegt. In den südlichen Ländern sind die stärksten Temperaturveränderungen, während auf dem Meere am Äquator die geringsten beobachtet werden; daher auch die Seeleute so sehr leicht erkranken, wenn sie landen, und überhaupt die häufigsten und verheerendsten Epidemien im Süden vorkommen, wie schon Humboldt bemerkte. Mit den veränderten Temperaturgraden steht die Schwere der Luft in Beziehung und, zum Theil wenigstens, hängen die Schwankungen des

41) A. Pilgram, Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde. 2. Th. (Wien 1788. gr. 4.) H. W. Rottermund, Beiträge zur Geschichte der strengen und lange anhaltenden Winter der vorigen Zeiten, in Neues hanoversches Magazin. 1796. S. 1457—1481. A. Strnadt, Chronol. Verzeichniß der Naturbegebenheiten von 633 bis 1700 nach Christus. (Prag 1796.) *J. H. van Swinden*, Lettres sur les grands hivers de ce siècle, in Journal de physique. 1800. J. Ch. Cantor, Geschichte der merkwürdigsten Naturbegebenheiten. 3 Bde. (Coburg 1804.) C. H. Pfaff, Über die strengen Winter, vorzüglich des 18. Jahrh., und den letztverflossenen 1808—1809. (Kiel 1809.) *Cassini*, Recherches sur les plus grandes chaleurs qui ont eu lieu à Paris depuis 1682 jusqu'en 1794, in Mém. de l'Institut national. IV. p. 338. C. G. v. H., Denkwürdigkeiten der berühmten Winter von 1740 und 1709. (Leipz. 1830.) W. C. Müller, Fünfhundertjährige Witterungsgeschichte, besonders der außerordentlichen Wärme und Kälte. (Bremen 1823.)

Barometers (Bouvard in Bibl. universelle 41. p. 284. Schmidt, Mathem. und phys. Geographie. II, 328. §. 210) damit zusammen; diese sind am stärksten im Frühling. Das Quecksilber steht im Januar am höchsten, sinkt hierauf bis zum April, erreicht im Sommer sein zweites Maximum, im Herbste ein zweites Minimum, und steigt von nun an bis zum Januar. In der südlichen Halbkugel steht das Barometer bei südlicher Declination der Sonne höher, als bei nördlicher. (*Humboldt*, Voyag. X, 448. v. Buch in Poggendorff's Annalen. XV, 355.) Die Differenz zwischen dem Gange der Wärme in Küstengegenden und im Innern des Continents ist Ursache, daß dort das Barometer im Sommer etwas tiefer, im Winter etwas höher steht, als hier. (Kämtz II, 302.) Je weiter man sich vom Äquator entfernt, desto bedeutender wird die Größe der unregelmäßigen Schwankungen des Barometers. Thermometer- und Barometerstand stehen in umgekehrtem Verhältniß, und im Winter kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß das Barometer sinken werde, wenn die Temperatur steigt.

Weit mehr abhängig von dem Wechsel der Temperaturgrade sind die Winde, welche zu allen Zeiten Gegenstand sorgfältiger Beobachtungen der bessern Ärzte seit Hippokrates waren. Richtung und Geschwindigkeit sind die vorzüglichsten Momente, welche Berücksichtigung verdienen. Stärkere Winde, welche sich meistens über weite Länderstrecken verbreiten, heißen Stürme, wehen sie mit einer ungeheuern Heftigkeit, Orkane, wie dies bei dem Südweststurme am 14. Jan. 1827 der Fall war, welcher in Teutschland, England, Frankreich und Italien sehr viele Verwüstungen anrichtete; ebenso 1833 im December. Der über Gebirge gehende Wind verändert meistens Anfangs in den zunächstgelegenen Orten seine Richtung auf mannichfache Weise. Die Geschwindigkeit nimmt mit der Höhe zu (Saussure, Hygrometrie. S. 348); daher auf Bergen der Wind stärker ist, als in Ebenen. Während sich in unsern Gegenden die Richtung des Windes fast unaufhörlich ändert, kommt derselbe in andern lange Zeit aus derselben Gegend. Winde der letzten Art nennt man beständige. In einigen Gegenden, vorzüglich auf dem atlantischen Meere und dem großen Ocean, kommt der Wind das ganze Jahr hindurch aus derselben Richtung, Passatwind; in andern ist er nur mehre Monate hindurch constant, Moussons, vom malaiischen Worte Mussin, das Jahr oder Jahreszeit. Die Alten nannten sie die etesischen Winde (*Camerarius*, Diss. de etesiis. [Tubing. 1705]), von ἔτος, Jahreszeit, später Hippalus, weil dieser zuerst mit ihm von Ägypten nach Indien zu fahren wagte. (*Plin.* H. N. VI, 26. 2. Bd. p. 670.) Zu diesen regelmäßigen Winden sind auch die Land- und Seewinde zu rechnen, welche an den Küstengegenden beide oft in kurzen Zwischenräumen mit einander abwechseln (Kämtz I. S. 170), was sogar an größern Landseen beobachtet wird. In der Nähe des Äquators sind im großen Ocean Ostwinde vorherrschend; daher der Seewind an der Ostküste der Inseln weit stärker ist, als der Landwind, was an der Westküste umgekehrt ist. Die Strömungen der Winde sind verschieden nach den Regionen. So findet in den obern Regionen über dem mittelländischen Meere und den nördlich von ihm liegenden Ländern ein warmer, aus Süden kommender Luftstrom statt, der sich zuweilen weit nach Norden erstreckt und sich dann gegen den Boden zu senken scheint, was man in der Schweiz Fönwind nennt, während dessen das Thermometer plötzlich sehr hoch steigt. Am züricher See bringt dieser Wind, oft bei angehendem Herbste, die noch unreifen Trauben zur Zeitigung, und löst den Schnee in solcher Menge auf, daß dadurch alle Bergwasser anlaufen. (Scheuchzer, Naturgesch. der Schweiz. 2. Aufl. III, 3.) In Polen ist der Ostwind kälter als der Nordwind, weil er vom Ural und nicht über's Meer kommt; die Westwinde sind daselbst ungesund, sie sind mit vielen elektrischen Meteoren verbunden, daher Feuerkugeln, Nebensonnen, Sternschnuppen, Nordlichter, heftige Winde und Regengüsse einen auffallenden Charakterzug des dortigen Klima's bilden. (Froriep's Notiz. 46. Bd. S. 166.) An den Küstenländern, die mit Bergen umschlossen sind, ist der Wind am heftigsten, so in Norwegen (Buch, Reise nach Norwegen und Lappland. II, 40. 91), in Grönland und den Faroerinseln. (Scoresby, Reise auf den Walfischfang. S. 332.) In Teutschland kommt die herrschende Luftströmung mehr aus Westen, vorzüglich auf der nordteutschen Ebene; im südlichen sind die Abweichungen bedeutender wegen der Nähe der Gebirge. Die Luftströmung in Italien steht aber durchaus in keinem Zusammenhange mit der im übrigen Europa. (Kämtz I. S. 233.) Da in höhern Breiten eine westliche Luftströmung vorherrschend ist und die mittlere Wärme über dem Festlande geringer ist, als in gleicher Breite über dem Meere, so ist es begreiflich, daß in Amerika die Westwinde häufiger sind, als in Europa. Da das Festland im Sommer wärmer, im Winter kälter ist als das Meer, so muß im Sommer auch der Wind vom Meere gegen das Land, im Winter aber umgekehrt wehen. In Bezug auf die Jahreszeiten stellen sich nach Schouw (Klimatologie. I, 57) folgende Gesetze für die Winde heraus: a) Im Winter ist die Richtung der Luftströmung meistens südlicher, als im Durchschnitt des Jahres; die Stärke dieser Luftströmung ist im Januar, an vielen Orten auch im Februar, am größten. b) Im Frühling, an manchen Orten im März, an andern im April, erheben sich häufig Ostwinde, welche die Stärke der westlichen Luftströmung sehr vermindern, sodaß diese an allen Orten weit geringer ist, als im jährlichen Durchschnitt. Das Verhältniß der nördlichen Winde zu den südlichen ist weniger bestimmt; an einigen Orten ist es größer, an andern geringer, als im jährlichen Durchschnitte, sodaß die Luftströmung im Frühling bald nördlich, bald südlich von der jährlichen liegt. c) Im Sommer, namentlich im Julius, wehen die Winde vorzugsweise aus Westen, das Übergewicht der westlichen Winde über die östlichen erreicht dann das Maximum; zugleich werden die nördlichen Winde häufiger, sodaß die Luftströmung in dieser Jahreszeit nördlich von der mittlern liegt. d) Im Herbst nimmt das Übergewicht der westlichen Winde ab, dagegen nehmen die südlichen, namentlich im October, sehr schnell zu, dergestalt, daß an

vielen Orten die Luftströmung näher an Süden liegt, als in irgend einem andern Monat. Da der Wind in Europa sich vorzüglich von Süden durch Westen nach Norden dreht und der vom Meere kommende Südwestwind feucht, der Nordostwind aber trocken ist, so muß auch hiernach die Witterung verschieden sein, und nach nassen Westwinden kann man meist auf trockenes Wetter schließen. Winde, welche über sandige, vegetationsleere Ebenen wehen, erzeugen ein verschiedenes Gefühl, je nachdem man schwitzt oder trocken ist; im erstern Falle empfindet man eine angenehme Kühlung, im zweiten große Hitze. (*Oudney* in *Denham*, Narrative. p. LXI.) In trockenen Wüsten verschwindet der abgesonderte Schweiß sogleich, der Körper ist stets trocken und die Hitze größer, daher sich auch die Neger zur Zeit des Harmattan den Körper mit Talg einreiben, damit die Haut nicht aufspringe. (Harmattan ist corrumpirt aus Aherrhamantha, von Aherrhaman, wehen, und tah, Talg.) (*Dobson*, Philos. trans. 1781. p. 52 und Greenhill bei *Dampier*, Traité des vents. p. 50.) Die schädliche Wirkung des Windes liegt eben in der schnellen Verdunstung des Wassers, die er herbeiführt. (*le Gentil*, Voyage. I, 479. *Dampier*, Traité des vents. p. 98. *Burckhardt*, Nubia. p. 366. *Volney*, Voyage. I, 57.) Nach Rüppel (Reise S. 271) soll die Elektricität beim Samum einen sehr hohen Grad in der Luft erreichen. Zum Theil mag es hierdurch erklärlich sein, daß die Pest nicht nach Nubien gelangt. (*Burckhardt*, Nubia. p. 145. 229.) An der Westküste Afrika's folgt der Harmattan auf die nasse Jahreszeit, in welcher selbst die Neger sehr viel an Fieberanfällen leiden; sowie sich aber der Wind erhebt, verschwinden die Krankheiten, und selbst geimpfte Pocken kommen nicht zum Vorschein. (*Dobson* in Philos. transact. 1781. p. 53. *Golberry*, Fragmens. I, 229. Winterbottom, Nachrichten. S. 59. *Mungo Park*, Travels. p. 259. *Denham*, Narrative. p. 207.) Ebenso sollen die heißen Winde in Pondichery nach der nassen Jahreszeit gesund sein. (*le Gentil*, Voyage. I, 479.) An der Hochebene Kobi sind die heißen Winde zuweilen so heftig, daß sie den Menschen stumpfsinnig machen. (Ritter, Erdkunde. I, 498.) In Spanien in der Mancha erzeugt der Solano Schwindel und Neigung zu Ausschweifungen aller Art bei den Bewohnern. (Dillon, Reise durch Span. II, 95 und 148. Townsend, Reise durch Spanien, übers. von Volkmann. II, 133.) Auf Malta soll der Sirocco Faulfieber und Ruhren erzeugen. (Spix und Martius, Reise nach Brasilien. I, 30.) Nach Heinecken (in Edinburgh Journal of science. New Serie. I, 42) soll die Luft beim Sirocco in Italien feucht und nebelig sein. Wenn dies auch der Fall ist, so ist doch wenigstens die frühere Ansicht bestimmt unrichtig, wornach der schädliche Einfluß der Winde aus einer chemischen Beschaffenheit der Luft, Übermaß von Azot, Salpetergas, erklärt wurde, wie dies früher v. Lindenau, später noch v. Zach thaten. Nach Baco von Verulam wehen einige Stunden vor Mondfinsternissen und um die Zeit der Planetenconjunctionen lebhafte Winde, ebenso zur Zeit des Aufganges großer Sterne. (Historia de ventis. [Lugd. Bat. 1648. 12.]) Der Zusammenhang der Winde mit andern Phänomenen wurde bereits mehrfach erwähnt, so auch das Verhältniß zum Barometerstand; dieser ist bei westlichen Winden ein höherer, bei östlichen ein niederer, oder mit andern Worten, das Barometer steigt bei Westwind, fällt bei Ostwind. Da wo nun der Wind lange ein beständiger ist, wie die Passatwinde und Mousfons, gibt es natürlich auch wenig Barometerschwankungen. Dove (Poggendorff's Annalen. XIII, 305; vgl. Kämtz II, 358) hat das Verhalten des Barometers bei den verschiedenen Winden und den zugleich erfolgenden Niederschlägen untersucht. Erwähnt müssen ferner noch werden die Orkane, welche man als eigentliche Gewitterstürme zu betrachten hat, und meist nicht lange anhalten, wol aber häufig wiederkehren können. Aus ihrem Zusammenhange mit Gewittern erklärt sich auch die schnelle Depression der Temperatur. Wenn der Sturm im Anzuge ist, so sinkt das Thermometer nicht selten um 8—10° F. Die Einwirkung der Winde auf Epidemien ist, wie gesagt, mehr auf ihren Verlauf, den sie häufig abkürzen, wie bei der ersten Epidemie des Sudor anglicus 1486, beschränkt; in Constantinopel soll der Wind während der Pest fast beständig östlich wehen und die Schwankungen des Barometers und Thermometers sehr gering sein (Berliner med. Centralzeitung. 1834. Nr. 47); doch können sie auch ursächlich wirken, wenn sie Miasmen mit sich führen [42].

2) Von den terrestrischen Einflüssen. Unter terrestrische Einflüsse verstehen wir diejenigen, welche von der Erde und deren Erzeugnissen hervorgehen. Sie lassen sich zwar weit deutlicher als die siderischen und selbst die atmosphärischen nachweisen, allein sie sind für die Entstehung von epidemischen Krankheiten meistens nur von secundärem Werthe, vorzüglich wichtig dagegen für die Verbreitung, da durch sie gewissermaßen die individuelle Anlage zu Epidemien bedingt wird. Es ist nämlich vorzüglich die Örtlichkeit, der Boden mit seinen Erzeugnissen, welche hier in Betrachtung zu ziehen ist; diese Örtlichkeit ist nun aber sehr verschieden, mithin müssen auch die Einflüsse derselben sehr verschiedenartig ausfallen; sie sind als endemische bekannt, und rufen eigenthümliche Krankheiten hervor, welche als Morbi endemici den epidemischen gewöhnlich entgegengesetzt werden. In welcher engen Beziehung sie jedoch gegenseitig stehen, geht aus der Erfahrung hervor, daß endemische Krankheiten unter gewissen Verhältnissen epidemisch werden, und sich weit über ihren ursprünglichen Erzeugungsherd verbreiten können,

---

42) *Fr. Hoffmann*, De potentia ventorum in corpus hum. (Halae 1700. 4.) *Bouffey*, Mémoire sur la question suivante: assigner dans la circonstance présente (au mois de Janvier 1789) quelles sont les causes, qui pourroient engendrer les maladies; déterminer, quel sera le caractère de ces maladies à l'époque où les vents du midi et du couchant nous rameneront un tems pluvieux ou moins froid; indiquer les moyens préservatifs et curatifs de ces maladies. (à Paris 1789.) *C. J. J. Schneider*, Diss. de efficacia ventorum. (Duisburgi 1790.) *R. Hooper*, Edinb. med. and surgic. Journal. 1814. Jan. *G. B. Cartegni*, Trattado de venti in quanto si appartieno al medico e dal sito della citta di Pisa. (1628. 4.)

wie dies als neustes Beispiel die Cholera gezeigt hat, welche ein Eigenthum der indischen Niederungen, sich fast über den größten Theil der bewohnten Erde verbreitete, und es dürfte die Frage sein, ob sich dies nicht von den meisten Epidemien nachweisen ließe. Hieraus möchte dann auch die umgekehrte Erfahrung ihre Erklärung finden, daß Krankheiten, die zuerst epidemisch auftraten, späterhin wieder local oder endemisch wurden, wie der Sudor anglicus in der Normandie. Die Örtlichkeit bot nämlich längst die Anlage dazu dar, es hatte sich längst eine eigenthümliche Constitution bei den Bewohnern gebildet, die aber gewissermaßen schlummernd, eines Erweckungszeichens bedurfte, um zu erwachen und als Krankheit aufzutreten. Einmal entstanden aber fand sie rings um sich reichlich die Bedingungen ihrer Existenz, und so lange diese nicht erschöpft wurden, konnte sie wol zuweilen nachlassen, nie aber ganz verschwinden. Ja es ist nicht einmal nöthig, daß die ausgebildete Krankheit gewissermaßen an solche Orte eingeschleppt werde; indem sich die Bedingungen einer Epidemie rings um einen Ort erzeugen, werden sie nothwendig auch an diesem wirksam sein, und da ihnen hier bereits vorgearbeitet ist, können sie früher und plötzlicher auftreten, als dies in den zunächst gelegenen der Fall ist, ohne daß eine Communication nöthig und selbst wirksam war; besonders auffallend wird dies bei den mit einem Contagium einherschreitenden Epidemien, was die Contagionisten, welche nur das Weitertragen des Krankheitsstoffes im Auge haben, gänzlich übersahen, und so sich vergebens abmühten, den Marsch des Contagiums, und so Übertragung aufzufinden, selbst auf die Gefahr, sich lächerlich zu machen. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen. Nicht selten hat man Gelegenheit zu beobachten, daß, wenn in einen schlechten Kerker, wo längere Zeit Menschen beisammengesessen hatten, ohne daß sich ein Zeichen von Krankheit unter ihnen fand, plötzlich ein neues, übrigens ganz gesundes Individuum, welches der Arm der Gerechtigkeit ereilte, hinzugebracht wird, sich bei diesem letztern fast augenblicklich die Spuren eines gefährlichen Typhus zeigen, der sich mit zerstörender Wuth auch auf die übrigen verbreitet. Zum Theil erklärt sich hieraus auch das scheinbare Freibleiben vieler Gegenden von einer Epidemie, während sie in andern oft ganz in der Nähe liegenden gräßlich wüthen; sie verläßt den für sie schlechten Boden, von dem sie durch die eigene Reactionskraft seiner Bewohner vertrieben wird, um mit desto größerer Wuth auf dem günstigern Terrain ihre Streitkraft zu entwickeln. Es würde uns nur offenbar zu weit führen, wollten wir alle auch hier in Anspruch zu nehmenden endemischen Einflüsse aufführen, und indem wir nur einige der vorzüglichern, durch ihre allgemeinere Verbreitung ausgezeichneten erwähnen, verweisen wir auf die trefflichen Aufsätze Klima und endemische Einflüsse und Krankheiten in Copeland's Encyklop. Wörterbuche. Aus dem Engl. von Kalisch. 2. Bd. S. 193—230. 3. Bd. S. 229—250, und die daselbst befindliche reichhaltige Literatur.

Außer der regelmäßigen Bewegung der Erde um ihre Axe und ihrem dadurch bedingten Lauf bemerkt man zu verschiedenen Zeiten eine unregelmäßige, nach keinem stetigen Naturgesetze erfolgende Bewegung in ihrem Innern, die Erdbeben, welche sich über größere oder kleinere Landstrecken verbreiten, und auf der Oberfläche der Erde, wie in ihrem innern Zusammenhange, nicht selten schreckliche Verwüstungen hervorbringen. Sie scheinen mit einem, gleich nachher zu betrachtenden, andern Phänomen, den vulkanischen Ausbrüchen, in enger Beziehung zu stehen, indem sie nicht selten als die Vorherverkündiger jener auftreten. Entbundene und sprengende Dämpfe, welche sich der äußern, die Erde umgebenden Luft beizumischen streben, scheinen das Hauptagens zu sein, was zum Theil daraus hervorzugehen scheint, daß sie um so heftiger auftreten, je weniger die Krater der Vulkane jene Dämpfe nach Außen treiben, d. h. wenn sie von keinen vulkanischen Ausbrüchen begleitet werden. Diesen Zusammenhang der Erdbeben mit vulkanischen Ausbrüchen beweist das eigene Getöse und Rollen, welches häufig unter der Erde vernommen wird, der nicht selten aus der Erde aufsteigende Dunst in der Art der Mofetten oder kohlensauren Gase, auch wol das wirkliche Hervordringen von Rauch und Flamme aus der sich spaltenden Erde. Der Erdboden wird dabei bald in horizontaler Richtung gehoben, bald in verticaler erschüttert, wodurch Gebäude umstürzen, Quellen, Bäche und Seen theils verschwinden, theils überfließen, und wenn das Erdbeben sich unter der Meeresfläche hin erstreckt, dieses in die heftigste Bewegung geräth. Zuweilen ist die mit der Zerstörung ganzer Erdstriche verbundene Erschütterung des Erdbodens das Werk weniger Minuten; andere Male dauern die Bewegungen, jedoch mit geringerer Stärke, Tage und Wochen lang. So legte das Erdbeben von 1759 in Syrien beim ersten Stoße Antiochien nebst sieben Städten in Trümmern, und kostete über 30,000 Menschen das Leben. Das Erdbeben, welches 1797 Peru verwüstete, wüthete bis auf 170 Meilen in der Länge und 140 in der Breite. Die geborstene Erde bildete ungeheuere Schlünde, Berge zerrissen, und spieen eine ungeheuere Menge von stinkendem Wasser und Schlamm; ein Vulkan in der Nähe war in der Eruption begriffen, die augenscheinlich nicht genug Ableitung bewirkte. Durch die theilweise Erhebung des Erdbodens unterhalb der Meeresfläche entstehen nicht selten Inseln, wie schon im Alterthume Therasia, von dem Strabo, Plinius und Seneca berichten. Vergl. Buffon, Allgem. Naturgesch. 3. Bd. Art. 17. Fern von dem Ursprunge des Erdbebens ist die Erschütterung oft so gering, daß sie von den Menschen nie bemerkt wird, wol aber von den Thieren, daher ist das plötzliche Erscheinen von Mäusen, Fröschen und Kröten, die man sonst für vom Himmel herabgeregnet hielt, zum Theil wenigstens zu erklären; ebenso wie vielleicht damit die Sage von Vergiftung der Brunnen und Quellen zusammenhängt, indem nicht selten in späterer Zeit beobachtet ward, daß das Wasser, besonders die Mineralwasser, durch Erdbeben, mochten sie nah oder fern sein, auf mannichfache Weise verändert, z. B. nach Schwefel, Bitumen schmeckend gefunden wurde. — Die Eruptionsphänomene der Vulkane sind von verschiedener Art. Mächtige Erschütterungen des Berges und der umliegenden Gegend gehen ihnen zuvor, in dem Maße, als die Eruption verzögert oder erschwert erscheint.

zuerst steigen Rauch, dann Asche und Steine aus dem Krater auf, endlich eine mehre tausend Fuß hohe Feuersäule von dem Durchmesser des Kraters selbst; ungeheure Steinmassen werden in die Höhe geschleudert, und oft Stunden und Tage lang in der Luft erhalten, zuletzt er-ießt sich glühende Lava zu den Seiten des Berges mei-enweit hinab, alles Entzündbare in Flammen setzend. Bar der Krater vor dem Ausbruche verschlossen, so wird r mit Gewalt oft in vielfachen Rissen gesprengt. Thäti-en Antheil nimmt die Atmosphäre an dem vulkanischen Erdproceß; um die gebildete Feuersäule zieht sich ein dickes Gewölk zusammen, das von unzähligen Blitzen durchkreuzt wird, und zu dem Krachen in dem Innern der Erde ge-ellt sich das tausendfach widerhallende Gebrüll des Don-ers. Auf mehre hundert Meilen erstreckt sich der dadurch ufgeregte meteorologische Proceß. Aus weit entfernten Gegenden ziehen Wolken nach dem Vulkane hin und er-ießen sich in dichten Regengüssen, die vom Winde mei-enweit umhergetriebene Asche des Vulkans fällt mit dem Regen zugleich auf die umliegende Gegend herab, um den versengten Boden für die Zukunft zu düngen. Nach be-ndigtem Ausbruch dringt an den tiefern Stellen des Ber-es aus den Rissen des Bodens kohlensaures Gas als Mofetten hervor (*Leonardo di Capua*, Lezioni in-orno alla natura delle mofette. Parrot, Grundriß er Physik der Erde. §. 192 fg. Pierer, Wörterbuch l. S. 676 fg.). Daß diese heftige Revolution im In-ern der Erde auf die sie bewohnenden Menschen einen wich-igen Einfluß ausüben müsse, ist nicht zu bestreiten, wenn chon wir nicht im Stande sind, Gesetze dafür aufzustellen. Wird der Boden erschüttert, erhält er selbst Risse und Sprünge an seiner Oberfläche, so strömt aus diesen eine rößere oder geringere Menge Gas aus, welches sich mit er Atmosphäre vermischt und geathmet durch Lunge oder Haut, nothwendig auf die Blutmasse zersetzend einwirken muß, wie es das Nervensystem zu heftigen Convulsionen nregt. Sehen wir noch heute nach der Urbarmachung ängere Zeit hindurch unbebaut gelegener Landstrecken oft nit Blitzesschnelle typhöse Fieber entstehen, und bringt der Aufenthalt auf frisch gepflügtem Acker Wechselfieber her-or, wie vielmehr müssen es die Gase, welche aus der eiweitem tiefer erschütterten und aufgerissenen Erde em-orsteigen, bewirken! Die Erfahrung bestätigt dies hin-änglich; auf die unbedeutendsten Erdstöße sah man Masern, Keuchhusten, Halsentzündungen epidemisch herrschen in den Jahren 1669, 1720, 1737, 1757, 1761, 1769, 1771, 791, 1797. Die Fröste während der Winter 1762 und 1779 waren hauptsächlich von vulkanischen Ausbrüchen beglei-et. Seit 1631—1637 spieen die drei Hauptvulkane Eu-opa's eine ungeheure Menge von Feuer und Lava, und ne fürchterliche Seuche herrschte durch Europa und Ame-ka; dasselbe hat man seit 1660—1663, seit 1783—786 bemerkt. Nach dem Bericht des Eusebius in sei-er Chronik entstand nach heftigem Erdbeben und dem ärksten Ausbruch des Vesuvs, der jemals stattfand, bei welchem Plinius sein Leben einbüßte, unter Vespasian eine Seuche, die zu Rom täglich 10,000 Menschen hinweg-affte. Auch wenn kein Erdbeben, kein Ausbruch der Vulkane stattfindet, so hat doch der durch Vulkanität ausgezeichnete Boden einen bedeutenden Einfluß auf herrschende epidemische Verhältnisse, was sich selbst da noch kund gibt, wo diese Vulkanität längst erloschen ist. Daher kam es, daß dieselbe Constitution, welche im Norden den Sudor anglicus hervorbrachte, in Italien, Spanien, Ungarn ꝛc. die Petechialfieber hervorrief. Wollte man hier Vermuthungen Raum geben, so könnte man sagen, daß durch Erdbeben wie durch vulkanische Ausbrüche die Erdelektricität in Gegensatz zu der der Luft und der der Menschen gesetzt würde, vorzüglich das vegetative Nervensystem ergreife, und als Reflexe auf die mit den Bauchorganen in enger Sympathie stehende Haut, den Lichtenberg'schen Figuren ähnliche Exantheme hervorrufe; während die Luftelektricität durch Einwirkung auf das Rückenmark und die Brustorgane ähnliche Erscheinungen bedinge. Indessen entspricht dies unserer jetzigen Kenntniß von dem Zustandekommen der Exantheme nicht mehr, da wir in ihnen nicht mehr Neubildungen, sondern nur Affectionen der drüsigen Gebilde der Haut sehen können. Webster und nach ihm Schnurrer haben sich besonders damit beschäftigt, die Beziehungen der Vulkanausbrüche und Erdbeben auf die Epidemien historisch darzuthun, wenn schon noch manche Lücken hier auszufüllen sind[43]).

Nicht blos der heftig bewegte und erschütterte Erdboden verbreitet todesschwangere Dünste, auch der nach früherer Cultur sich selbst wieder überlassene, verwilderte, vermag dies in hohem Grade, wie wir dies am deutlichsten in Italien sehen, wo von Pisa bis Anxur die Aria cattiva[44]) ihr Wesen in den Maremmen treibt; die Bewohner sind fast aufgerieben, und die noch übrigen einzelnen

---

43) de la Torre, Geschichte und Naturbegebenheiten des Vesuvs, von den ältesten Zeiten bis 1779. Aus dem Ital. mit Anmerk. von Lentin. (Altenburg 1783.) *Th. Illigii* De montium incendiis. (Lipsiae 1671.) *Philippi Beroaldi*, Opusculum de terrae motu, in Varia *Phil. Beroaldi* Opuscula. Fol. 174. (Basil. 1517.) Joh. Frdr. Seyfart, Allgemeine Geschichte der Erdbeben. (Frankfurt und Leipzig 1756.) C. G. G., Verzeichniß alter und neuer Schriftsteller von Erdbeben. (Schneeberg 1756.) *Vincens Mignani*, De effectibus terrae motus in corpus hum. (Bonon. 1784.) Jos. Stepling, Fragen über das Erdbeben, in Abh. einer Privatgesellschaft in Böhmen. 6. Bd. S. 218 fg. *N. Webster*, A collection of phaenomena, relative to the connection between earthquakes, tempests and epidemic distempers, in New York med. Repository. T. V. 1802. p. 25—31. On the connection of earthquakes with epidemic diseases, and on the succession of epidemies. Ebendaselbst Vol. IV. 1801. p. 340—344. *Alex. Moreau de Jonnes*, Note sur la coincidence des tremblemens de terre et de la fièvre jaune des Antilles, in Nouv. Journ. de Méd. T. VII. 1820. p. 38. K. E. A. von Hoff, Chronik der Erdbeben und Vulkanausbrüche. 2 Thle. (Gotha 1840—1841.) 44) *Koref*, De Regionibus Italicis, aëre pernicioso contaminatis. P. I. (Berol. 1817.) Hufeland, über das Absterben der Länder, Italiens insbesondere, und dessen Vergiftung durch verderbene Luft (Aria cattiva), in dessen Neue Auswahl kleiner medic. Schriften. 1. Bd. (Berlin 1834.) S. 95. *Ad. Corti*, Della emanazione dei fluidi aeriforme della terre, e sua analogia con quella della raggiante dei globi resplendenti per luce propria. (Venezia 1820.) 36 S. *R. E. Griffith*, On the malaria of Italy, in *Chapman*, Philadelph. Journ. of med. and physic. Sc. Vol. IX. 1825. p. 279—286. Link, Reisebemerkungen über Malaria, in Hufeland's Journ. 80. Bd. 4. St. S. 3—12.

siechen Hüttenbewohner haben nicht den Muth, die verpestete Erde zu verlassen; der Boden ist mit Schwefel und weißem Thon bedeckt, dazwischen sprudeln Schwefelquellen, die mit ihren scharfen und stinkenden Nebeln die Gegend überziehen und alles Lebendige verscheuchen. Ein tödtliches Miasma entwickelt sich, keinem Sinne bemerkbar, aus dem trockenen Boden. Nach und nach hat sich diese Entartung des Bodens immer weiter verbreitet, und selbst Rom ist von einer verpesteten Luft umgeben, welche mit jedem Jahre immer mehr in ihre Mauern dringt. Selbst die Hirten suchen für sich und ihre Heerden eine Zuflucht in der Stadt, um dem Tode zu entfliehen. Kurz es findet sich hier eine ähnliche Luftverderbniß durch den Boden, wie wir sie am todten Meere und in der Nähe der amerikanischen Urwälder finden.

Vermag schon der trockene Boden so schädliche Dünste auszuhauchen, wie viel mehr muß dies der feuchte und sumpfige, welcher um so gefährlicher wird, je heißer die Temperatur des Landes ist, in dem er sich findet, je mehr also die Sonne ihr verderbliches Destillationsgeschäft besorgen kann. Fortwährend steigen Dünste und Dämpfe in der Atmosphäre herauf, welche mit derselben sich mischen, um als verderbliche Malaria die Umgegend mit dichtem Nebel zu decken und die Vegetationskraft der Erde, wie des Menschen zu vernichten. Zunächst allerdings äußert sich diese Wirkung bei den Thieren. Die Sumpfausdünstungen gelangen mit der eingeathmeten Luft in die Lungen, mit dem Futter in den Magen, durch die Absorption in den Blutumlauf, und versetzen die Schleimhaut des Darmkanals und die Bronchien in einen gereizten Zustand, welcher nicht selten in schleichende Entzündung übergeht. Gegenden, in welchen Sumpfausdünstungen und eine erhöhte Temperatur Wechselfieber bei Menschen erzeugen, begünstigen auch die Entwickelung der Epizootien mit einem anhaltenden Typus. Guersent bemerkt im Dict. des sc. medic. T. XIII. p. 6, daß alle Viehseuchen während der Sommerhitze und in sumpfigen Ländern immer nach dicken Nebeln und in der Nähe von Pfützen sich entwickeln; ebenso wird im Artikel Enzootie des Diction. abregé des sc. méd. mit Bestimmtheit dargethan, daß das hydrogenium carbonatum der Sümpfe einen entschiedenen Einfluß auf die Enzootien übe. Die Resultate der Leichenöffnungen bei Wechselfieberepidemien sind nicht verschieden von denen bei Epizootien (Lancisi); ja Royston beobachtete 1809 in den Sumpfgegenden von Cambridgeshire sogar dreitägige Wechselfieber bei den Pferden. (Stints for a med. topography of Great Britain, aus dem Med. and phys. Journ. by *Bradley* and *Adam* 1809 Febr.) Hiernach ist zugleich die Behauptung Schönlein's zu berichtigen, welcher die Intermittentes für alleiniges Eigenthum der Menschen betrachtet. Die stehenden Sümpfe, wie die vorübergehenden durch Überschwemmungen hervorgebrachten, pflegen gleichen Einfluß auf die Menschen auszuüben. Im Frühjahre und Herbst, wo Brust und Bauchleben ihre Herrschaft wechseln, sind es vorzüglich Intermittentes, welche den in sumpfigen Gegenden wohnenden Menschen befallen, während Fieber mit der Neigung zum Putriden, zur Entmischung der Säfte vorzüglich im Spätsommer entstehen, die zuweilen ebenfalls den intermittirenden Charakter zeigen, und so die perniciösen oder bösartigen Wechselfieber darstellen. So verdankt die Pest, welche 1535 Venedig verheerte, nach Franz Alessandri, Nicolaus Massa und Mandiello, ihren Ursprung den stinkenden Ausdünstungen der Kanäle; ähnlich war es 1652 in Kopenhagen nach Thom. Bartholin, und 1691 in ganz Holland, wo während des heißen Sommers die Kanäle austrockneten (*Fried. Decker*, Tractatus de peste. [Leydae 1667]), was in dem Jahre 1826 sich wiederholte. Ähnliches ward 1708 in Pesaro, einer Stadt im alten Umbrien, und 1707 zu Baggaria in Sicilien, beobachtet. Heftige Regengüsse hatten im Herbste 1727 in der Umgegend von Ferrara stehende Wässer erzeugt, welche von Insekten wimmelten. Es entstanden bösartige Tertianfieber mit gastrisch biliösen Erscheinungen. (*Lanzoni*, Opera. [Lausanne 1783.]) Die Sumpfausdünstungen allein sind freilich nicht zur Entstehung einer Epidemie hinreichend, der Einfluß der Winde, schnelle Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre, namentlich schnell eintretende Hitze spielen ebenfalls eine größere oder geringere Rolle dabei. Es ist hiermit das zu vergleichen, was bereits oben über die Überschwemmungen in Folge von starken Regengüssen gesagt worden ist. Sowie die Sumpfausdünstungen zum Theil wenigstens in ihrer nachtheiligen Wirkung durch das Faulen vegetabilischer und thierischer Substanzen unterstützt werden, so vermögen diese Dinge, besonders die thierischen Substanzen, auch für sich die Atmosphäre so zu vergiften, daß sie nachtheilig auf die Organismen und besonders den Menschen einwirkt, und wenn auch nicht zum Entstehen einer Epidemie als causa remota, doch als causa occasionalis beizutragen. Daher sich nicht selten in Folge großer Epizootien, wo die Cadaver nicht verscharrt werden können, wie dies z. B. während des 30jährigen Krieges der Fall war, epidemische Krankheiten einstellen. Die eigenthümliche Mischung aber, welche die Atmosphäre durch das Ausströmen von Dünsten aus der Erde, aus stehenden oder vorübergehenden Sümpfen, Faulen von vegetabilischen oder thierischen Körpern, also in Folge von eigenthümlichen chemischen Processen erhält, und welche unter denselben Verhältnissen immer dieselben Krankheiten in den Organismen hervorruft, ohne daß diesen Krankheiten selbst das Vermögen der Erzeugung desselben Stoffes, der sie hervorbrachte, mit derselben Wirksamkeit auf andere Organismen innewohnt, diese Mischung nennen wir Miasma[45]). Aus

45) *Lancisi*, De noxis paludum effluviis eorumque remediis. Lib. II. (Rom. 1716. 4.) *Platner*, De pestiferis aquarum putrescentium expirationibus. (Lips. 1747.) *Ulfers*, praes. *Ackermann*, Diss. de miasmate contagioso. (Kilon. 1775. 4.) *J. Dav. Martini*, praes. *Ph. A. Böhmer*, Analecta quaedam ad miasmatologiam s. de primis miasmatum morbosorum originibus. (Halae 1776. 4.) Baumé, Abh. über den aufgegebenen Satz: daß durch Beobachtungen zu bestimmen sei, was das für Krankheiten sind, welche von den Ausdünstungen stehender Wasser und sumpfiger Gegenden entspringen 2c. Eine 1789 gekrönte Preisschrift. Aus dem Franz. (Leipz. 1792.) *A. Gericke*, Diss. sistens miasmatologiam generalem. (Gotting. 1775. 4.) *Steph. Pellet*, De palustrium locorum insalubritate a miasmate oriunda. Diss. (Edinb. 1779.) *Pat. Plunkett*, De aëre mephitico diss. (Edinb. 1779.)

chemischen Processen entstanden, kann es nur gewissermaßen chemische Einwirkung haben und verschwindet, wenn die Bedingungen einer chemischen Genesis fehlen oder aufhören, wodurch es sich deutlich vom Contagium, welches das Product eines vitalen Processes ist, unterscheidet. Die Krankheiten, welche das Miasma hervorruft, sind immer dieselben, und fast nur dem Grade nach von einander unterschieden; sie sind neuerlich unter dem Titel **Sumpffieber** zusammengefaßt und beginnen mit der Intermittens, und erreichen ihre größte Höhe in dem gelben Fieber.

C. **Humane und sociale Einflüsse.** Während wir bisher nur die außerhalb des Menschen befindlichen Ursachen betrachtet haben, müssen wir jetzt auf ihn selbst übergehen, insofern es unzweifelhaft ist, daß auch er die Ursache epidemischer Krankheiten werden kann. Es ist hinlänglich bekannt, daß der einzelne thierische Körper, und vorzüglich der menschliche, eine eigenthümliche Dunstatmosphäre [46]) um sich verbreitet, die sich selbst der feinen, geübtern Nase durch einen unterscheidbaren, ihr innewohnenden Riechstoff kund gibt, und durch den der wilde Sohn des Waldes selbst aus den Fußtritten, an denen jener Stoff hängen blieb, die verschiedenen Völkerstämme seines Landes ebenso gut zu unterscheiden vermag, als der Hund die Fährte des Herrn. Eben dadurch sichern sich Greise im Orient Leben und dauernde Gesundheit, indem sie mit Mädchen, die sich noch unterhalb der Jahre der Pubertät bis zu dieser selbst befinden, ihr Lager theilen, während diese kaum nach Verlauf eines halben Jahres zusehends welken. Ähnliches beobachten wir selbst in unsern Ländern, worauf schon Peter Frank aufmerksam machte, indem Kinder, die mit den Ältern, namentlich der Mutter, in demselben Bette schlafen, nach und nach, wie das Volk sich ausdrückt, verniesen. Die nicht selten das vegetative Leben zerstörende Ausdünstung der Frauen, während sie menstruirt sind, gehört ebenfalls hierher. Die Berührung dieser verschiedenartigen Atmosphären muß nothwendig ein gegenseitiges Abstoßen und Anziehen zur Folge haben, Ausgleichung, Isolirung, für den einen mit Nutzen, für den andern mit Schaden verbunden. Es wird dies um so greller hervorstechen, je verschiedenartiger eben die Individuen selbst sind und je größer die Masse ist, die sich gleichzeitig mit einander in Berührung setzt, also da, wo verschiedene Völker in größerer Anzahl sich gegenüberstehen, und zwar um so mehr, je weiter und verschiedener die Länder selbst, die sie bewohnen, von einander entfernt sind. Ein höchst interessantes Beispiel dieser Art bietet der sogenannte **Schnupfen zu Kilba** dar, welcher auf dieser kleinen Insel jedesmal entsteht, sobald ein Fremder das Land betritt. Den andern oder spätestens den dritten Tag werden alle Inselbewohner von einem katarrhalischen Fieber mit heftigem Kopfweh und schleimigem, mit Blut vermischtem Auswurf befallen, das oft 10—14 Tage anhält und selbst Säuglinge nicht verschont. Werden fremde Waaren ans Land gebracht, so soll die Krankheit um so hartnäckiger sein. Lassen sich Fremde auf dieser Insel nieder, so bleiben sie die ersten 2—3 Jahre von dem Husten verschont, hernach bekommen sie ihn wie die Eingebornen. Auch bei der Pest hat man ähnliche Beobachtungen gemacht, daß sie erst auftrat, als Fremde in das Land kamen (**Lorinser**, Die Pest. S. 175), ebenso wie Kerkerfieber entstehen, wenn ein neues Individuum in die durch die bereits in dem Kerker befindlichen verdorbene Atmosphäre, woran diese selbst sich aber, da sie durch sie nach und nach und fast unmerklich entstanden war, gewöhnt hatten, kommt. Nach jenes Erkranken werden die zuerst dagewesenen ebenfalls befallen. Ähnlich war es bei dem sogenannten schwarzen Gerichtstag in Oxford 1577. Das großartigste Beispiel der Art zeigte sich aber damals, als zum ersten Male, 1494, größere Massen Europäer nach dem neu entdeckten Amerika kamen, denn hier entstand das gelbe Fieber (*Oviedo*, Historia general de las Indias. [Sevilla 1535. fol.] T. V. c. 13. p. 28. **Gerson** und **Julius**, Magaz. 1821. 1. Bd. S. 223), welches zuerst die Europäer ergriff und dann sich auf die Eingebornen verbreitete. So wurde auch hier das allgemeine Gesetz gerechtfertigt, daß die Entdeckung neuer Länder von klimatische Fernwohnenden durch den Austritt neuer Krankheiten gefeiert wird, wofür

---

amel, De l'influence des marais et des étangs sur la santé les hommes. (Paris 1802.) **Pierer**, Annalen. 1803. S. 390. *iov. Bat. Montaldo*, Sull' influenza dell' aria, come causa di ialattia e contagione. (Genova 1811.) *P. Rouch*, Observations ur le système de l'infection et de la corruption de l'air. (Pais 1812.) **Dzondi**, über Contagien, Miasmen und Gifte, in essen Aesculap. 1. Bd. 2. Heft. 1822. S. 119. *Prony*, Decription hydrographique et historique des marais Pontins. (Pais 1823.) *Perenon*, De la cause du méphistisme marécageux t de son identité avec le méphitisme en général. (Paris 1824.) *am. L. Howell*, An inaug. diss. on miasmata. (Philadelph. 1824.) *V. F. A. Gerardin*, An morbi, qui e fomite quodam nascuntur t miasmatica intoxicatione disseminantur, a contagio legitime istinguendi? (Paris 1824. 4.) *Villermé*, Influence des marais ur les différens ages, in Archives générales de méd. Mai. 825. **J. B. Montfalcon**, über die Sümpfe und die durch Sumpfausdünstungen hervorgerufenen Krankheiten. Aus dem Franz. on **Heyfelder**. (Leipzig 1825.) *John Bell*, On miasm, as nalledged cause of fevers, in *Chapman*, Philadelph. Journ. 'ol. XI. 1826. Febr. p. 274—317. *John Macculloch*, Malaria, n Essay on the production and propagation of this poison, nd on the nature and localities of the places by which its is roduced, with an enumeration of the diseases caused by it. London 1827.) 480 S. **J. U. Edler von Reider**, Untersuchunen über die epidemischen Sumpffieber. (Leipzig 1829.) *Charles aldwell*, An essay on the nature and sources of the malaria or oxious miasma, in American. Journ. of med. sc. Vol. VIII. 1831.) p. 294—340, einzeln Philadelphia 1831. *Jos. Bressy*, ours de la miasmatique, traduit de la nature. (Paris 1832. 24 S.) **Broussignault**, über die Beschaffenheit der Atmohäre, über die Möglichkeit des Vorhandenseins von Miasmen, in **Behrends'** Repert. 1835. 2. Bd. S. 107. **Magendie**, über ontagien und Miasmen, deren Natur und Wirkungsweise, in **Behrends'** Repert. 1835. 2. Bd. S. 113—122. 287—290. 40—346. **Autenrieth**, über Seuchenstoffe der Atmosphäre, in **ufeland's** Journ. 1835. April. *E. G. Berlin*, De ortu, inole et modo infectionis miasmatum. (Jenae 1834.) 30 S.

46) *Virey*, Des odeurs que répandent les animaux vivans, Recueil périod. de la Soc. de Méd. T. VIII. 1800. p. 161—36. 241—258. **J. H. Cohausen**, Wiederlebender Hermippus, er Abhandlung, sein Leben durch das Anhauchen junger Mädchen s auf 115 Jahre zu verlängern. (Sorau 1753.) **S. G. Vogel**, ragmentarische Bemerkungen über die riechbaren Ausdünstungen, in **ecker's** Annalen. 8. Bd. S. 253. **Erman**, Reise um die rde. 2. Bd. S. 145.

man mit Unrecht den Beleg in der Entstehung der Lustseuche finden zu müssen geglaubt hat. Auf der andern Seite bildet sich die Krankheit auch erst aus, wenn die bisher in einer verpesteten Luft Lebenden in eine reine Atmosphäre plötzlich versetzt werden, wodurch der Organismus erst Kraft erhält, gegen das lange in ihm hausende feindliche Element zu reagiren, woraus sich auch die Fälle erklären, wo Fremde von der im Vaterlande herrschenden Epidemie ergriffen werden an einem Orte, wo letztere gar nicht vorhanden ist. Da diese Momente sich nun am häufigsten in großen Kriegen[47]) oder Völkerwanderungen zeigen, so wird es nicht auffallend sein, wenn wir in deren Folge auch unter ihnen allgemeine epidemische Krankheiten ausbrechen sehen. Da diese Atmosphäre durch die Haut tief ins Innere dringt, den Körper sich gewissermaßen zu verähnlichen strebt, wie der männliche Same bei der Zeugung in dem Körper des Weibes die Grundmischung, um so zu sagen, verändert, so ist es erklärlich, daß es Krankheiten mit Säfteentmischung sein werden, wobei die Haut als vermittelndes Organ nothwendig ebenfalls eine nicht geringe Rolle spielt, kurz es werden Petechialfieber sein, welche auftreten; die Theorie wird durch die Geschichte vollständig gerechtfertigt. Epidemische Krankheiten begannen zu herrschen, als die Griechen mit den Troern kämpften; zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, als Pest von Athen; unter der Regierung des M. Aurel unter den römischen Truppen im Orient 164—180; als Asiens Völker in Italien eindrangen unter Valerianus 250 n. Chr.; im 30jährigen Kriege und 1813 und 1814. Freilich ist zu berücksichtigen, daß die stationäre Constitution hierbei eine große Rolle spielt und jeder Zeit günstig sein muß, wenn es zur wirklichen Epidemie kommen soll, denn sonst entstehen zwar Krankheiten, aber sie bleiben auf die mit einander in Gemeinschaft tretenden beschränkt, und ergreifen Niemanden, der sich fernhält, wie dies der Typhus im J. 1812—1814 zeigte, welcher überhaupt erst ausbrach, als die Lazarethe angelegt wurden. (Bernhardi, Spitaltyphus. S. 459.) Mit den Kriegen in genauer Verbindung stehen die Belagerungen der Städte, wodurch gleichfalls eine große Menge Menschen zusammengedrängt, und gleichzeitig meistens auch dem Mangel der nöthigen Nahrungsmittel ausgesetzt werden, daher auch hier sich häufig genug Typhussyndemien entwickeln, die um so furchtbarer wüthen, wenn sie mit einer günstigen epidemischen Constitution, sie sei stationär oder intercurrirend, zusammentreffen, wie dies z. B. in der sogenannten Pest zu Athen der Fall war. Auch in den Feldlagern, besonders in früherer Zeit, wurde Ähnliches beobachtet, wie denn außer den bereits genannten Beispielen, auch die ungarische Krankheit, das ungarische Fieber 1566 in dem kaiserlichen Lager unter der Raab entstand und daher seinen Namen erhielt, an und für sich aber nichts weiter war, als ein Petechialfieber.

Wenn nun schon die normale Ausdünstung des Organismus eine solche Einwirkung auf einen andern hat, um wie viel mehr wird dies eine krankhafte haben müssen! Ebenso wie die gesunde und in noch höherem Grade wird sie in Berührung mit einem andern Organismus gebracht, in diesen eindringen, denselben sich zu verähnlichen, in ihm selbst eine solche Lebensstimmung hervorzubringen suchen, als die war, welche sie selbst erzeugte. Diese eigenthümliche Umänderung in der Dunstatmosphäre des Menschen, welche das Vermögen besitzt, in einem andern mit ihm in nähere oder entferntere Berührung kommend, dieselbe Dunstatmosphäre zu erzeugen, nennen wir Contagium, Ansteckungsstoff[48]). Aus einem reinen vitalen ...

47) *Sinzius*, praes. *G. R. Böhmer*, Diss. de bello morborum causa. (Viteberg. 1763. 4.)

48) *H. Fracastorius*, De contagio et contagiosis morbis. (Venet. 1546. 4.) *C. Peucerus*, Themata medica de morbis contagiosis. (Viteberg. 1574. 4.) *Th. Krastus*, Epistola de contagio. (Tiguri 1574. 4.) *J. Palmarius*, De morbis contagiosis libri VII. (Paris 1578. 4.) *J. Dacier* et *le Conte*, Ergo absque praeparatione nullum contagium. (Paris 1579. 4.) *F. Tidicaeus*, De natura contagii. (Basil. 1583. 4. *A. Chiocco*, De contagii natura, carmen. (Verona 1597. 4.) *J. Bamford*, A short dialogue concerning the plague's infection. (London 1600.) *Ingrassias*, De contagionis essentia, speciatim de peste. (Basil. 1604.) *S. Pietre*, An ex contagio sanitas. (Paris 1607. 4.) *Hier. Fellin*, Declamationes adversus morborum contagionem ... autores et fautores. (Hanau 1613. 4.) *B. Baldi*, Praelectio de contagione pestifera. (Romae 1631. 4.) *Brendel*, De contagio et contagione pestilentiali. (Jenae 1637. 4.) *Melch. Sebiz*, De morbis contagiosis et contagio. (Argentor. 1650. 4.) *G. Loth*, De contagio. (Regiomont. 1650. 4.) *A. Cnoeffelius*, De contagio in genere. (Bremae 1658.) *Maur. Hoffmann*, Sciagraphia morborum contagiosorum ex natura sanguinis praecavendorum et curandorum. (Altdorf. 1668. 4.) *J. G. Dimelius*, De morbis contagiosis. (Lugd. Bat. 1685. 4.) *G. W. Wedel*, De contagio et contagiosis morbis. (Jenae 1689. 4.) E. Camerarius Kurze Anmerkungen von ansteckenden Krankheiten. (Tübingen 171.) *Crausius*, De contagio. (Jenae 1712. 4.) *J. C. Hoffmann*, praes. *Abr. Vater*, De contagiis. (Vitenberg. 1712. 4.) *R. Mead*, A short discourse concerning pestilential contagion. (Lond. 172.) *C. Wintringham*, An essay on contagious diseases. (York 172.) *Fischer*, De contagio. (Erford. 1724. 4.) *J. C. Meuder*, De contagiis idea nova et succincta. (Servestae 1725.) Gericke, De contagio. (Halae 1728. 4.) *J. C. Lischwitz*, Damna e praejudiciis de contagio ac malignitate minus caute divulgatis. (Kilon. 1733. 4.) *J. Fürsteuau*, De contagio et morbis contagios. (Rintel. 1742. 4.) *J. Junker*, De vano ac vero morborum contagiosorum metu. (Halae 1757. 4.) *R. Davis*, An essay concerning pestilential contagion. (London 1757.) *J. E. Büchner*, De natura morborum contagios. generatim spectata. (Halae 1768. 4.) *L. F. F. Crell*, Contagium vivum lustrans. (Helmstadt. 1768. 4.) *N. G. Clerc*, De la contagion, de sa nature etc. (Petersbourg 1771.) *W. J. Ulfers*, De miasmate contagioso. (Kilon. 1773. 4.) *H. Nudow*, Animadversiones de contagio. (Lips. 1776. 4.) *A. P. de Escovar*, Avisos medicos, ... ria de todos los contagios. (Madrid 1776. 4.) *Böhm*, De contagio. (Viennae 1777.) J. A. Unzer, über Ansteckung, besonders der Pocken. (Leipzig 1778.) *J. Ford*, De morbis contagiosis. (Edinburg. 1779.) *S. Farr*, The history of epidemics by Hippocrates translated, with a preliminary dissertation on infection. (London 1780. 4.) *J. J. Menuret*, Sur l'action de l'air dans les maladies contagieuses. (Paris 1781.) J. A. Unzer Einleitung zur allgemeinen Pathologie der ansteckenden Krankheiten. (Leipzig 1782.) P. J. Ferro, Von der Ansteckung der epidemischen Krankheiten und vorzüglich der Pest. (Leipzig 1782.) *Kirch*, De contagiis malignis. (Erford. 1782. 4.) *Hugo Owen*, De contagione. (Edinb. 1783.) recus. in thesaur. diss. Edinburg. T. IV. p. 358—379. *Jac. Curry*, De humorum in morbis contagiosis assimilatione. (Edinb. 1784.) *O'Ryan*, Sur les fièvres infectieuses et contagieuses. (Lyon 1785.) *T. Day*, Some co...

eß hervorgegangen, erregt sie einen solchen wieder. Wie aber jeder Reiz, der eine Erregung hervorbringen soll, eines gewissen Grades von Erregbarkeit in dem zu erregenden bedarf, so auch hier das Contagium; es muß einen für ihn

---

iderations on inflectious air, and the contagion of Maidstone Gaol, (Maidstone 1785.) *E. G. Bose,* De contagii natura. (Lips. 786. 4.) *J. F. Pichler*, Mémoire sur les maladies contagieuses. (Strasbourg 1786. Aus dem Franz. Göttingen 1796.) F. Retzler, über die Wassersucht, nebst einem Anhang über die Ansteckung. (Ulm 1787.) *J. Alderson*, An essay on the nature and origin of the contagion of fevers. (Hull 1788.) Aus dem Engl. on Buchholz. (Jena 1790.) *S. C. Titius*, De variis contagiorum modis. (Lips. 1789. 4.) *A. J. Cunitz*, Problemata quaedam de ontagio. (Jenae 1790. 4.) *C. Reil*, resp. *Heydrich*, Quaedam irca pathologiam morborum contagios. generalem. (Halae 1790.) *larforth* in contagium epidemicum inquirens. (Lundae 1791.) *. Ferriar*, On origin of contagious and new diseases, in Meical histories etc. Vol. I. p. 261. Aus dem Engl. Neue Berkungen über Wassersucht rc. (Leipzig 1798.) 1. Th. S. 114—31. *Caleb Crowther*, De contagione humana. (Edinburg. 1798.) *lüller*, De ortu morborum contagiosor. ex fermento et acrionia specifica deducto. (Jenae 1793.) *S. L. Mitchill*, Remarks n the gaseous oxyd of azote, the nature of contagion etc. New York 1795.) *J. Adams*, Observations on morbid poisons. London 1795. Aus dem Engl. Breslau 1796.) *W. Bay*, On he operation of pestilential fluids on the large Intestines. (New-York 1797.) *J. F. Davis*, De contagio. (Edinb. 1797.) *J. Frank*, On the non existence of typhus contagion, with remarks on animal life and epidemics at sea. (London 1799.) *I. F. Buniva*, Sur l'existence supposée d'êtres vivans microcopiques contagifères, in *Lamethrie* Journ. de Physique. T. 'I. (49.) 1799. p. 453—457. *E. P. Polemann*, Cogitata quaeum de contagiis. (Jenae 1800. 4.) *C. Maclean*, The plague ot contagious or a dissertation on the source of epidemic and estilential diseases. (London 1800.) *Rasori*, Riflessioni sulla pidemia della Liguria, ossia saggio di una nuova teoria sulle ıalattie epidemiche e contagiose. (Genova 1801. 4.) *J. Bressy*, 'héorie de la contagion. (Paris 1802. 12.) *G. Curtze*, De contagiis. (Gotting. 1802. 4.) *J. J. F. Cattet* et *J. B. J. Gardet*, ssai sur la contagion, ou recherches sur les maladies contaieuses, considérées d'après les faits et sous le rapport de la hysiologie, de la pathologie et de la thérapeutique. (Paris 802. 500 S.) G. Wedekind, Abh. von den Kuhpocken, mit iner Einleitung in die Lehre von den ansteckenden Krankheiten. Basel 1802.) J. F. Flachsland, Fragmente über einige Ansteckungsstoffe. (Karlsruhe 1804.) Dömling, Ideen zu einer Theorie der ansteckenden Krankheiten, nebst einer Prüfung der wichtigen über diesen Gegenstand vorgetragenen Meinungen, in Dömling und Horsch, Archiv für die Theorie der Heilkunde. 1. Bd. S. 1—97. *Bach*, Spec. de morbis contagiosis. (Halae 1804.) . H. E. Gutfeld, Einleitung in die Lehre von den ansteckenden Krankheiten und Seuchen. (Posen 1804.) *A. G. Beyer*, Quaedam ıomenta de contagio. (Gotting. 1805. 4.) *T. Alder*, A recaitulation — to shew the impropriety of considering fever as rising from contagion. (London 1805. 4.) *G. Jouard*, Essai ar une nouvelle théorie de la contagion — accompagné de onnées nouvelles pour servir à la distinction importante des ıaladies contagieuses de celles, qui ne sont qu'épidémiques. Paris 1805. 303 S.) *B. Ottendorff*, Momenta quaedam generalia de morbis sic dictis contagiosis. (Manhemii 1806. 4.) *Le 'ort*, Diss. sur les maladies contagieuses. (Paris 1806. 4.) *F. 'holozan*, De contagiis in universo. (Taurin. 1808. 4.) *Guani*, aggio teorico e pratico sulle malattie contag. ossia riflessiona all' azione de' contagi et de miasme in generale. (Geneva 808.) *Andr. L. Ad. Meyn*, Diss. s. naturam et indolem contagii. (Kilon. 1808. 72 S.) *C. C. Balme*. De aetiologia generali contagii pluribus morbis proprii. (Lugd. Bat. 1809. 186 S.) bhandlungen über ansteckende Krankheiten. (Wien 1809.) F. G. Bach, Grundzüge zu einer Pathologie der ansteckenden Krankheiten. Halle 1810.) *J. Breton*, Sur la contagion. (Paris 1810. 4.) E. Bartels, Pathologische Untersuchungen. (Marburg 1811.) Bernhard Laubender, Miasmatologie, oder naturgeschichtliche Darstellung der ansteckenden Krankheiten, nebst ihrer Cur und Behandlung. (Leipzig 1811. 394 S.) *M. L. Este*, Cursory remarks on contagious diseases. (London 1812.) *G. F. Brodhag*, Meletemata de vita contagiorum. (Lips. 1813. 4.) *L. M. Laprédaur*, De la contagion. (Paris 1813. 4.) *C. G. Bernhard*, Meletemata quaedam de natura contagiorum. (Lips. 1814. 4.) Rausch in Hufeland's Journ. 32. Bd. (1814.) S. 1. *Mich. Judenhoffer*, De miasmatibus contagiosis, organismo humano quam maxime infensis. (Viennae 1814. 46 S.) *C. Maclean*, Evils of Quarantaine and non-existence of pestilential contagion. (London 1814.) J. Jac. Bernhardi, Handbuch der allgemeinen und besondern Contagienlehre. 1. Bd. (Erfurt 1815.) *A. Moll*, Proeve eener Theorie van de Werking de Contagia acuta. (Nymwegen 1815.) *J. W. Francis*, Lettre on febrile contagion. (New-York 1816.) *C. Maclean*, Results of an Investigation respecting epidemic and pestilential diseases. (London 1817.) *G. Tommasini*, Delle febri contagiose e delle epidemiche constituzioni. (Bologna 1817.) *C. A. Haffner*, Ad doctrinam de contagii origine spectantia quaedam. (Berolin. 1817. 38 S.) *W. Stokes*, Observations on contagion. (Dublin 1818.) *Patrik Johnson*, De contagione. (Edinb. 1818.) *A. Bodei*, Nuove ricerche sull' influenza contagiosa epidemica. (Milano 1818.) *Thom. Bateman*, A succinct account of the contagious fever, with observations on contagion. (London 1818.) Observations on contagion as it relates to the plague and other diseases. (Lond. 1819.) *V. L. Brera*, Lezioni medicopratiche sul contagi et sulla cura dei loro effeti. 2 Vol. (Padov. 1819.) Aus dem Ital. von A. F. Bloch. (Halberstadt 1822.) *A. B. Granville*, A lettre on plague and contagion in references to Quarantine. (London 1819.) *R. Jackson*, An analytical sketch of the history and cure of contagious fever. (London 1819.) *F. L. Amelung*, Quaedam de contagiorum natura. (Berol. 1819. 62 S.) *C. F. Speyer*, Quatenus organismus humanus in morbis praesertim contagiosis a natura externa pendeat. (Marburg. 1820.) H. A. Goeden in Oken's Isis. 1820. VII. S. 429. *L. Grossi*, Sulle malattie contagiose e particolaremente sulla peste. (Genova 1820.) *G. G. Lafont-Gouzi*, Caractères propres, préservatifs et remèdes des contagions pestilentielles. (Toulouse 1821.) *H. S. Boase*, De contagio. (Edinb. 1821.) *J. Th. Richter*, De contagiis eorumque corpus hum. inficiendi ratione ac via in genere. (Lips. 1822. 4.) *Cl Balme*, Observations et reflexions sur les causes, les symptomes et le traitement de la contagion dans différentes maladies. (Lyon 1822. 404 S.) K. H. Dzondi, über Contagien, Miasmen und Gifte. (Leipzig 1822.) *W. Macmichael*, A brief sketch of the progress of opinion upon the subject of contagion. (London 1825.) *B. G. Sage*, Probabilités physiques sur les causes des contagions pestilentielles. (Paris 1822.) *K. F. N. Marx*, Origines contagii. (Carolirubae 1824.) Additamenta ad origines contagii. (Ibid. 1826.) *G. F. Capretta*, De contagionum actione irritativa. (Patav. 1825. 35 S.) *Joh. Jensèn Johannsen*, Nonnulla de contagiis. (Kiliae 1826. 4. 28 S.) *F. H. Brehme*, De dispositione ad morbos contagiosos. (Jenae 1826. 4.) *Al. Barron*, De contagiis. (Edinburg. 1827.) *L. Castel*, De la contagion dans les affections febriles. (Paris 1829.) *Joh. Christ. Heggi*, Diss. s. morborum epidemicorum et contagiosorum quorundam diagnosin. (Pesthin. 1830. 36 S.) *H. Reid*, An antidote to the pernicious doctrine of non contagion. (Chelmsford 1831. 22 S.) Manicus, Analogien zwischen Krankheitsgiften und den untersten Classen der organischen Schöpfung, in Bibliothek for Laeger. 1831. 1. und 3. Heft. Bartels, über die Bedeutung der sporadischen Krankheiten, Epidemien und Endemien in Beziehung auf die miasmatischen und contagiösen Krankheiten, in Cholera Archiv. 1. Bd. 1. Heft. *J. Szechényi*, De con-

passenden Boden finden, wenn es Wurzel schlagen soll; man belegt dies mit dem Namen Disposition oder Prädisposition, Empfänglichkeit. Da nicht jeder Organismus eine ebenso große Reizempfänglichkeit besitzt, als der andere, so ist es klar, daß dies auch in Bezug auf das Contagium gelten muß. Wie bei der gesunden Dunstatmosphäre von Individuen verschiedener Völker die Einwirkung der einen auf die der andern am kräftigsten ist, so finden wir auch, daß die kräftigsten Subjecte am leichtesten von der krankhaften Dunstatmosphäre ergriffen werden; sie stehen im grellen Gegensatze und ziehen sich daher vorzüglich leicht an, wie ja auch nur entgegengesetzte Elektricitäten sich anziehen; dagegen werden schwächliche Subjecte weniger afficirt, weil ihre Dunstatmosphäre der kranken mehr ähnlich ist, wie sich gleiche Elektricitäten abstoßen. Diese Art von Contagien, welche in der Dunstatmosphäre bestehen, durch diese wirken, nennen wir **reine**, und die dadurch hervorgerufenen Krankheiten, **rein contagiöse**, welche nur in dem Typhus bestehen. Das Contagium ist flüchtiger Natur, wirkt nur in einer bestimmten Nähe des Kranken, und ist am leichtesten zerstörbar, da schon die atmosphärische Luft dazu hinreicht. Da es stets einer bestimmten Zeit bedarf, ehe der Organismus eine solche Umänderung erlitt, daß seine Dunstatmosphäre eine solche Beschaffenheit annimmt, wie sie die auf ihn einwirkende hatte, so wird sie auch erst nach einer bestimmten Zeit die Fähigkeit besitzen, gleiche Veränderungen in andern Organismen hervorzurufen, überhaupt also anzustecken. Nicht immer aber bleibt es bei der eigenthümlichen Veränderung der Dunstatmosphäre allein, oder vielmehr oft sucht der Organismus die in ihm vorsichgehende vitale Umstimmung, welche mehr dynamischer Natur ist, in einen materiellen Stoff umzuwandeln, um sie so für sich unschädlich zu machen. Wie die dynamische Veränderung, so geht auch diese materielle Umwandlung vorzüglich auf der Haut vor sich, als der Grenze des Organismus, bis zu welcher derselbe den Feind aus dem Innern zu verjagen strebt; es entsteht Exanthembildung, deren Andeutungen sich bereits im Typhus in den Petechien finden, wo die materielle Umwandlung nur unvollkommen erscheint, die Ansteckung allein noch durch die Dunstatmosphäre zu Stande kommt, während das Exanthem keinen ansteckbaren Stoff enthält. Unmittelbar hieran schließt sich der Scharlach. Mit den Masern beginnt die Abscheidung eines materiellen Contagiums, welches in den Menschenblattern sein Maximum erreicht, wo dynamisches wie materielles Contagium gleichzeitig wirken. Durch die Kuhpocken wird aber die Anlage zu Variola so modificirt, daß die materielle Ablagerung des Contagiums unwirksam erscheint, und nur noch das dynamische sich geltend macht; die Krankheit mithin in ihrer Entwickelung gehemmt ist, was noch mehr bei der Varicelle und dem Friesel der Fall zu sein scheint, welche fast nur Embryonen darstellen. Nicht immer gelingt dem Organismus die theilweise örtliche Ablagerung eines materiellen Contagiums auf der Haut, weil die Masse desselben zu stark ist, die Drüsen der Haut können nicht das pathische Product eliminiren (in Gestalt von Exanthemen), es gelangt nur zu den äußerlich gelegenen Lymphdrüsen, was im Anthrax beginnt und in der Bubonenpest sein Maximum erreicht. In andern Fällen dagegen entsteht eine wirkliche Verdauung des Ansteckungsstoffes; die Dunstatmosphäre bleibt die normale und die innern Auswurfswege (der Darmkanal), scheiden den materiellen Stoff ab und bringen ihn nach Außen, wie in der Ruhr.

Es sind dies freilich nur andeutende Rudimente aus dieser gewichtigen, aber immer noch sehr dunklen Lehre; indessen werden sie für unsern Zweck vor der Hand ausreichen müssen, da die nähern Untersuchungen der allgemeinen Pathologie anheimfallen und einer besondern Betrachtung bedürfen. (Vergl. Art. Contagium und Miasma.)

In welchem Verhältnisse steht nun das Contagium zu den Epidemien? Das Contagium an und für sich kann nie unmittelbare Veranlassung zur Epidemie werden, da alle epidemischen Krankheiten nur durch eine eigenthümliche Umstimmung der Atmosphäre, durch eine stationäre oder intercurrirende Constitution, als solche bestehen und auftreten können, es aber nicht denkbar ist, daß der ganze Luftkreis einer größern Landstrecke inficirt werden kann von einem Contagium, sonst müßte in kurzer Zeit eine gänzliche Vernichtung des Menschengeschlechtes erfolgen. Die Erfahrung weist vielmehr nach, daß die atmosphärische Luft das beste Zerstörungsmittel des Contagiums abgibt; bei einer rein durch Contagion erzeugten Krankheit, welche nicht auf den Boden einer Epidemie gepfropft erscheint, läßt sich die Verbreitung von einem Individuum zum andern Schritt vor Schritt nachweisen, und ebendeshalb auch durch Abschließung aufhalten; denn es gehört nothwendig dazu, daß das anzusteckende Individuum mit dem Ansteckung verbreitenden in eine bestimmte Berührung

tagio. (Pesth. 1831.) *B. Philips*, Epidemic, contagion and infection. (London 1832.) *Will. Aiton*, Dissertations on malaria, contagion and cholera. Explaining the principles which regulate epidemic, endemic and contagious diseases, with a view of their prevention, intended as a guide to magistrates, clergymen and heads of families. (London 1832. 292 S. *J. A. Rachoux*, Mémoire sur la contagion et les maladies contagieuses, in Archiv. général de Méd. 1832. T. XXX. p. 332 und 489. *A. Friedlaender*, De miasmate et contagio. (Vratisl. 1833.) M. E. Ad. **Naumann**, Grundzüge der Contagienlehre. (Bonn 1833.) *J. Bonomini*. De contagiorum praecipua actione in quibusdam organ. eorumque characteribus et discrimine. (Padua 1834.) **Villeray**, über contagiöse und miasmatische Ansteckung, in Journ. des connaissances méd. chirurg. 1835. Decbr. *St. Amand*, Considérations sur les maladies contagieuses. (Paris 1838.) A. W. **Neuber**, über die wahre Beschaffenheit der eigentlichen oder materiellen Contagien, mit besonderer Beziehung auf die eigentlichen oder materiellen Miasmen, in **Pfaff's** Mittheilungen. 7. Jahrg. 1839. 5. 6. Heft. S. 1—75. *Aug. Jos. Fitzner*, De actione contagii. (Vratislav. 1839. 36 S.) **Weiglein**, über Contagiosität im Allgemeinen und die Wege, sie in einzelnen Krankheiten auszumitteln. Medicin. Jahrb. des österreich. Staates. 14. Bd. 3. St. *S. Scott Alison*, An inquiry into the propagation of contagious poisons by the atmosphere; as also into the nature and effects of vitiated air, its forms and surces and other causes of pestilence, with directions for avording the action of contagion and observations some means for promoting public health. (Edinburg. 1839. 219 S.) **Stark**, Allgemeine Pathologie. S. 359 fg. **Henle**, Pathologische Untersuchungen. (Berlin 1840.) Nr. 1. **Auduard**, über die Infection und Contagion, als die Ursachen der hauptsächlichsten Krankheiten der Menschen, in Revue médicale franc. et étrang. 1840. Avril.

trete, oder innerhalb des dasselbe umgebenden Dunstkreises sich längere oder kürzere Zeit aufhalte; oder daß das Contagium, sofern es fixer Natur ist, an einen bestimmten Träger gebunden, mittels dieses in die Blutmasse durch eine von der Epidermis entblößte Hautstelle oder eine solche, die große Resorptionsfähigkeit besitzt, gelange. Alle dergleichen Krankheiten können demnach nur geringe Ausbreitung erhalten, die Dauer ihres Herrschens kann beliebig abgekürzt werden, und bietet kein allgemeines Bild dar, wodurch sich die Krankheit des Individuums im Großen wiederholt zeigt; vielmehr ist deutlich ein unregelmäßiges, sich öfters wiederholendes, von anderweitigen Momenten abhängendes Steigen und Fallen bemerkbar. Mit Unrecht hat man daher alle contagiösen Krankheiten für epidemische gehalten, und daher von sporadischen Fällen einer epidemischen Krankheit gesprochen, welche nur da vorkommen, wo die Epidemie eben erst beginnt oder endet, oder die stationäre Constitution so feindlich ist, daß die intercurrirende sich nicht ausbilden kann, vielmehr abortiv zu Grunde geht, und nur auf einzelne, durch anderweitige Einflüsse bereits disponirte, Individuen ihren Einfluß auszuüben vermag. Anders verhält es sich freilich, wenn ein eingeschlepptes Contagium mit einer ihm günstigen epidemischen Constitution zusammentrifft; hier wird sich mehr oder weniger schnell eine Epidemie herausbilden, welche einen dem Contagium entsprechenden Charakter zeigt, und sich ganz dann so verhält wie eine Epidemie in deren Verlaufe sich ein Contagium bei den einzelnen Kranken entwickelt, nur mit dem Unterschiede, daß dort gleich Anfangs sich nicht nur das Contagium nachweisen läßt, sondern auch die Bösartigkeit beiweitem größer ist, indem hier die Krankheit gewissermaßen gleich in ihrer Akme auftritt; während dort erst nach Verlauf einiger Zeit auf der Höhe der Epidemie, wie auf der Höhe der Krankheit des Individuums die Entwickelung des Contagiums beginnt, wobei aber zugleich die Gefahr für das Individuum im umgekehrten Verhältnisse steht: sie nimmt nämlich mit der Bildung des Contagiums ab. Ein solches Contagium im Verlaufe einer Epidemie kann sich nun fast bei allen fieberhaften Krankheiten, welche epidemisch auftreten, bilden, wobei jedoch meistens einige Zeit vorher die Epidemie an Intensität zu verlieren scheint, um dann desto heftiger zu werden, was wol von dem unregelmäßigen Steigen und Fallen der contagiösen Syndemie unterschieden werden muß. Die contagiös werdenden Epidemien folgen dann denselben Gesetzen, wie diejenigen, welche gleich Anfangs mit einem Contagium auftreten, zu deren Wesen das Contagium durchaus gehört, wie die acuten Exantheme, Masern, Scharlach, Blattern; da bei diesen letztern die Bildung eines Contagiums in fixer wie flüchtiger Gestalt den Zweck ausmacht, welchen die fieberhafte Reaction im Organismus bei der Entfernung des Krankheitsproductes hat, das aus dem ganzen Organismus hervorging, welcher eine freilich zur Zeit noch nicht nachweisbare Umänderung erlitt, so wird eben hierdurch die Möglichkeit einer nochmaligen Producirung desselben Contagiums, sei es durch Generatio aequivoca oder durch Contact, aufgehoben, d. h. die fieberhaften an sich contagiösen Krankheiten befallen das Individuum nur einmal im Leben. Nur da, wo nicht der ganze Organismus Theil an der Reaction und der Contagiumbildung nahm, kann ein zweites Befallenwerden stattfinden, das aber immer mit geringer Gefahr für das Individuum verbunden ist. Daraus hat man das zweimalige Befallen von Variola und das zweimalige Haften der Vaccine zu erklären. Bei den erst auf der Höhe der Epidemie ansteckend werdenden Krankheiten ist dies anders; sie können ein und dasselbe Individuum mehr als einmal im Leben befallen. Das Product der Ansteckung ist hier auch nicht immer dasselbe, indem nicht alle Kranken ein wirklich wirksames Contagium entwickeln, vielmehr beobachtet man stets neben den contagiösen Fällen eine oft nicht geringe Zahl solcher, welche der reinen Epidemie angehören, woher dann der große Zwiespalt unter den Ärzten entsteht, ob die Krankheit ansteckend sei oder nicht, wie dies in der neuesten Zeit wieder grell während der Cholera heraustrat. So wenig als die an sich contagiösen Krankheiten aber dasselbe Individuum zweimal befallen, und immer nur in größerer oder geringer Entfernung durch das Contagium auf andere wirksam sind, niemals die Atmosphäre in weitem Umkreise so mit Ansteckungsstoff anfüllen können, daß jeder, der sich in ihr befindet, gegen dieselbe reagiren muß, ebenso wenig können diese contagiösen Krankheiten eine Krankheitsconstitution entwickeln, die ihren Einfluß auf alle übrigen fieberhaften Krankheiten ausbreitet, d. h. sie können niemals eine Krankheitsconstitution setzen, die alle Krankheiten dazu disponirt, ein Contagium zu entwickeln, weshalb auch die von Fuchs angenommene miasmatische Constitution auf einem Irrthume beruht.

Außer den genannten Momenten gibt es noch eine Menge anderer Einflüsse, welche in den socialen Verhältnissen der Menschen begründet sind, welche alle aber außer Stande sind, eine Epidemie zu erzeugen, wenn schon sie die Anlage für eine bestimmte epidemische Constitution und die Bösartigkeit der wirklichen Krankheit begünstigen können. Es gehört dahin besonders die Wohnung und Lebensweise, vorzüglich wenn die letztere plötzlich geändert werden muß, was häufig durch Mangel guter Nahrungsmittel in Folge von Krieg, Misernte rc. bedingt ist. Den Einfluß der ganzen Lebensweise sieht man am deutlichsten darin, daß die meisten Epidemien am häufigsten und verheerendsten unter den niedern Ständen herrschen, weil hier Unreinlichkeit, ärmliche Lebensweise, ungesunde Wohnungen, leicht entstehende Muthlosigkeit, wegen mangelhafter Ausbildung des Verstandes die Individuen vorzugsweise für die epidemische Influenz geneigt machen. Wie viel namentlich die Furcht zur Ausbildung der Epidemien beiträgt, hat man zu allen Zeiten[49]) und namentlich auch bei der Cholera auf das Unzweideutigste zu beobachten Gelegenheit gehabt. Die gebildeteren Volksclassen und reicheren werden weniger von den Epidemien ergriffen, daher die Volkswuth oft sich auf sie richtet und in ihrem Wahne wol selbst ihnen die Herbeiführung der Epidemie zuschreibt. Die

49) *F. W. Trampton*, De affectuum animi potentia in febribus epidemicis. (Edinburg. 1829.)

Nahrungsmittel sind vielfach als Ursachen von Epidemien angeklagt worden, indessen sind die dadurch veranlaßten Krankheiten, wie schon früher erwähnt, keine Epidemien, sondern Syndemien, denen man willkürlich Schranken setzen kann, was bei keiner Epidemie der Fall ist. Der Irrthum ist daher gekommen, daß nicht selten Misernten rc. mit epidemischen Constitutionen zusammenfielen; da sie mit ihnen gleichen Grund und Ursprung hatten, und man nun dem Genuß schlechter Nahrungsmittel als zunächst liegendem, sichtbarem Moment, das zuschrieb, was der außer durch ihre Wirkungen weniger sinnlich wahrnehmbaren epidemischen Constitution angehörte. So war dies besonders in den 70ziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Fall, wo die Faulfieber zwar durch die schlechten Nahrungsmittel und den Mangel bösartigere Ausgänge in den schlecht und unzweckmäßig genährten Kranken nahmen, aber ihr nächster Grund in der Constitution lag, während allerdings der Genuß des Mutterkorns die Kriebelkrankheit erzeugte, welche aber keine Epidemie, sondern eine Syndemie war. Im J. 1816 und 1817 waren ganz ähnliche Verhältnisse vorhanden, aber es fehlte die günstige Constitution, und so kam es zu keinen Faulfiebern, welche in andern Jahren wiederum herrschten, wo schönes Wetter und reichliche Ernten stattfanden. So brach nach Parker (Antiq. britannicae p. 360) der schwarze Tod im Süden von England gegen Weihnachten aus, zu einer Zeit, wo Nahrungsmittel in größter Fülle vorhanden waren. Thuanus und Riverius bemerken, daß beim Ausbruche der Epidemie im J. 1580 in Frankreich die Ernte sehr ergiebig und die Luft rein war, und 1665 war in England beim Ausbruch der Pest in London der Sommer durch eine sehr mäßige Temperatur, schönes Wetter und große Fruchtbarkeit ausgezeichnet. (Webster I. S. 323.) So können wir als Resultat der ganzen ätiologischen Untersuchung nichts anderes aufstellen, als daß die meisten der bekannten und besprochenen Einflüsse für sich allein nur im Stande sind, eine durch eine eigenthümliche, in ihrer Genesis immer noch dunkle Luftbeschaffenheit bedingte, epidemische Constitution zur wirklichen Epidemie oder epidemischen Krankheit zu erheben, ohne daß es für jetzt möglich ist, auch immer das Wie näher anzugeben.

Eintheilung der epidemischen Krankheiten[50]). Wenn es sich darum handelt, zu bestimmen, welche Krankheiten epidemisch auftreten, so ist die Frage vielleicht einfach dadurch zu beantworten, daß man sagt, alle acuten, denn in der That gibt es schwerlich eine solche, die nicht einmal von irgend Jemand als epidemisch sollte beobachtet worden sein, will man doch selbst eine nicht geringe Anzahl chronischer Krankheiten epidemisch auftreten gesehen haben. Indessen wurde schon früher erwähnt, daß die Ärzte bisher den Begriff der Epidemie zu unbestimmt gefaßt, und namentlich nicht unterschieden hatten zwischen epidemischer Krankheit und einer unter epidemischem Einfluß stehenden, sodaß man selbst Lustseuche, Aussatz und Gicht epidemisch gesehen haben will. Ungeachtet nun zwar jetzt die Begriffe festgestellt sind, so ist es doch bei dem jetzigen Stande der Dinge nicht möglich, die einzelnen Krankheiten dem Begriffe gemäß unter jene zwei Abtheilungen auf eine ausreichende Weise zu sondern und zu vertheilen, da uns noch eine vollständige Geschichte der Epidemien, welche dazu unerläßlich ist, fehlt. Alle frühern Versuche der Art müssen deshalb an und für sich schon mehr als mangelhaft sein, wie dies ihre nähere Betrachtung sehr bald auch nachweist. Schon sehr früh unterschied man ansteckende und nicht ansteckende oder reine Epidemien; welche Krankheiten aber der einen oder andern Abtheilung zukommen müssen, darüber hat man sich nie einigen können, da Contagionisten und Anticontagionisten sich beständig schroff entgegenstehen, ohne zu bedenken, daß in dem allgemeinen Systeme der Krankheiten die ansteckenden und nicht ansteckenden Krankheiten so wenig als die epidemischen eine besondere Classe bilden können, und daß die meisten epidemischen Krankheiten ohne Widerrede in ihrem Verlaufe ein Contagium entwickeln können, wie auch die meisten contagiösen Krankheiten spontan als Epidemien aufzutreten vermögen. Ozanam versuchte zuerst eine vollständige Übersicht nach sechs Classen zu geben, welche aber alle die gerügten Mängel besitzt; sie besteht in Folgendem:

I. Classe. *Epidemies propres:* Fièvre catarrhale, Fièvre muqueuse, Croup, Ptyalisme, Cardialgie, Boulimie, Ictère, Coliques et Diarrhoes, Anasarque, Ménorrhagie, Fureur utérine, Leucorrhée, Fièvre puerpérale, Céphalalgie, Glossite, Cardite, Fièvre gastrique, Fièvre lente nerveuse, Fièvre pernicieuse, Goutte arthritique.

II. Classe. *Epidemico-contagieuses:* Oreillons, Ophthalmie, Angines, Coqueluche, Peripneumonie, Miliaire, Dysenterie, Erysipèle, Feu sacré, Scorbut, Tabès, Fièvre maligne, Suette.

III. Classe. *Contagieuses:* Peste, Fièvre jaune, Fièvre typhode, Sudor anglicus, Charbon maligne, Gangrène, Lepra, Aphthes, Hydrophobie, Gonorrhée, Vaccine, Mentagra.

IV. Classe. *Indéterminées:* Aliénation mentale, Apoplexie, Mort subite, Léthargie, Incube, Avortement, Colique du Poitou, Colique de Madrid, Epilepsie, Tétanos, Raphanie, Hoquet (Singultus), Héméralopie, Goître, Endurcissement du tissu cellulaire, Pemphigus.

V. Classe. *Particulières et inconnues:* le Waren, Tremblement de Tubingen, Tumeurs inconnues, Le Tara de Sibérie, Cheilolace, mal d'Ulm, Fegarite ou Rose, Radesyge, Sibbens, Scherlievo.

VI. Classe. *Epizootie:* Typhus, Inflammation, Angine, Peripneumonie, Charbon, Eruptives etc.

Fodéré nahm die Ätiologie zur Grundlage seiner Eintheilung, welche ebenfalls die Krankheiten unter sechs Ordnungen bringt:

I. Ordn. Krankheiten durch Speisen und Getränke erregt: Febris gastrica simplex, vermi-

50) *El. Büchner*, De differentiis morborum, quae constitutioni epidemicae debentur. (Halae 1768. 4.) *Joh. Theod. Saenger*, Classificatio morborum epidemicorum secundum causas efficientes. (Gotting. 1834. 30 S.)

nosa, Raphania, Ergotismus, Diarrhoea, Dysenteria, Scorbutus.

II. Ordn. Krankheiten miasmatischen Ursprungs: Intermittens, Febres subintrantes et insidiosae, Febres remittentes.

III. Ordn. Krankheiten atmosphärischen Ursprungs: Inflammationes, Febres biliosae, Cholera, Colica, Febris catarrhalis simplex, Febris mucosa, pituitosa, mesenterica, Rheumatismus, Phthisis catarrhalis, Influenza, Croup.

IV. Ordn. Krankheiten durch verunreinigte Luft erregt: Ophthalmia, Angina gangraenosa, Pleuritis, Pneumonia notha, Suette und Miliaria, Febris puerperalis, Erysipelas.

V. Ordn. Krankheiten durch Infection erregt: Febris putrida, Febris flava, Febris petechialis, Pustula maligna, Gangraena nosocomialis.

VI. Ordn. Krankheiten durch Contagion erregt: Typhus, Pestis, Febris flava, Variola, Rubeola, Scarlatina, Syphilis.

Sänger nimmt nur drei Classen, miasmatisch-epidemische, contagiös-epidemische und miasmatisch-contagiös-epidemische Krankheiten an. Auch Lorinser (Pest des Orients S. 205) theilt die epidemischen Krankheiten in drei Classen: I. Epidemien der vegetativen Sphäre, durch Erde und Wasser herbeigeführt: Sumpf- und Wechselfieber, Ruhr, gelbes Fieber, Cholera. II. Epidemien der irritabeln Sphäre, durch Luft und Feuer hervorgebracht: Influenza, Keuchhusten, Masern, Scharlach, Pocken. III. Epidemien aus beiden gemischt: orientalische Pest, Typhus, Rinderpest. — Endlich hat auch neuerdings Henle (pathologische Untersuchungen S. 3) eine Eintheilung in drei Gruppen versucht, welche ganz mit der nicht näher ausgeführten von Sänger übereinkommt. I. Miasmatische Epidemien: Wechselfieber. II. Miasmatisch-contagiöse Epidemien: Pocken, Masern, Rötheln, Scharlach, Typhus, Influenza, Ruhr, Cholera, Pest, Puerperalfieber, Ägyptische Augenentzündung, Ophthalmia neonatorum, Hospitalbrand; von den Epizootien: Rinderpest, Schafpocken, Milzbrand, Zungenkrebs. III. Rein contagiöse Epidemien: Syphilis, Krätze und andere chronische Exantheme, Rotz, Wurm, Klauenseuche, Hydrophobie. Als Übergangsformen der zweiten und dritten Gruppe werden von ihm die remittirenden Fieber, Febris gastrica, catarrhalis und rheumatica betrachtet. Indessen, fügt er selbst hinzu, kommt es zum Behufe eines allgemeinen Systems nicht auf die größte Vollständigkeit, und auch nicht darauf an, daß Eigenschaften, die an den Repräsentanten der Gruppe festgestellt sind, auch bei jeder Species nachgewiesen wären.

Verlauf der Epidemie. Über den Verlauf der Epidemien im Allgemeinen läßt sich nur wenig angeben; indessen steht soviel fest, daß derselbe stets eine gewisse Regelmäßigkeit zeigt, welche freilich im Einzelnen mannichfacher Modificationen fähig ist. Es wurde bereits bei der Feststellung des Begriffs der Epidemie angegeben, daß sie, wie die Krankheit im Individuum, bestimmte Stadien der Vorboten, der Akme und der Ausgänge darbiete, und zwar sowol, wenn sie sich auf einzelne Orte beschränkt, als auch auf ganze Gegenden und Länder, oder selbst Welttheile ausdehnt, in welchem letztern Falle dann oft dieser regelmäßige Stadienverlauf doppelt beobachtet wird, einmal an den einzelnen Orten, und sodann im großen Ganzen in sämmtlichen Ländern; überall sieht man sie in Bezug auf Zahl der Befallenen und Intensität gering beginnen, zunehmen bis zur Höhe und dann wieder abnehmen. Aber nicht blos dieser äußere Verlauf, auch der innere des Krankheitsprocesses selbst zeigt diese Stadien, im Großen wie im Kleinen. Beim Beginn bemerken wir nur das Auftreten einzelner charakteristischer Symptome an sämmtlichen Kranken, die sich im Verlaufe immer mehr vereinigen, sodaß sich die Krankheit gewissermaßen erst zusammensetzt, bis sie in ihrer vollen Ausbildung auftritt, worauf sie wieder rückwärts schreitet und wieder in ihre einzelnen Hauptsymptome zerfällt, wofür die Influenza als die reinste Epidemie das interessanteste und deutlichste Beispiel abgibt; für den kleineren Raum sind es die Wechselfieber. Sie haben als Vorboten Kopfschmerz, gastrische Affection, Trägheit, Ziehen in den Gliedern rc.; hierauf folgt das Stadium des Frostes, dann das der Hitze und endlich das der Krise durch den Schweiß. Entwickelt sich nun eine Wechselfieberepidemie, so bemerken wir Anfangs eine größere oder geringere Anzahl von Kranken, welche nur über die genannten Vorboten des Wechselfiebers klagen, die gleich Anfangs nicht einmal einen deutlichen Typus zeigen, welcher sich meistens erst im Verlaufe der Krankheit entwickelt und deutlicher herausbildet. Nur der geübte Praktiker wird hier im Stande sein, das richtige Verhältniß zu erkennen, und noch ehe sich die Intermittens deutlicher darthut, sie als solche auffassen und heilen. Der minder geübte und leider der größere Theil hat oft davon keine Ahnung, und versucht ein Mittel nach dem andern, bis entweder die Natur Mittel und Krankheit bekämpft, oder die Krankheit selbst den Laien erkennbar sich darstellt. Nachdem nun einige Zeit Kranke mit dergleichen Vorboten beobachtet worden sind, werden diese oder andere in größerer Menge von deutlich ausgeprägter Intermittens befallen, die bald wenigstens bei einer großen Anzahl daran Leidender sich auf ihrer Höhe befindlich darthut; es wird bei ihnen nämlich, je nachdem es Frühlings- oder Herbstepidemie ist, Frost oder Hitzestadium vorherrschend stark und lange dauernd; dies ist als die Akme der Epidemie zu betrachten. Nun geht es abwärts, wie bei der Krankheit im Individuum, und es zeigt sich bei manchen Kranken fast ohne bemerkbaren Frost, gelinde Hitze und starker Schweiß in der Herbstepidemie, Kopfschmerz, Hitze und Diarrhöe in der Frühlingsepidemie, die bald sogar ihr Typisches einbüßen und ebenso leicht, wie die Vorbotenfälle verkannt werden. Ähnlich ist es bei der Pest; Anfangs erfolgen einige plötzliche Todesfälle, wobei die Leichen schnell in Verwesung übergehen, dann erscheinen typhöse Fieber, Petechialtyphus, zu dem sich dann Bubonen gesellen; hierauf geht es wieder abwärts und zuletzt finden wir meistens nur fieberlose Bubonen ohne Gefahr für den Kranken die ganze Affection ausmachen. Die meisten Ärzte scheinen dies Verhältniß gar nicht zu ken-

nen, daher früher wie auch noch jetzt der gewaltige Streit zu Anfange der Pestepidemie, ob die Pest vorhanden sei oder nicht. Was Hippokrates (De diaeta. Lib. I. p. 629. ed. *K.*) von den Krankheiten im Allgemeinen sagte, das gilt von den epidemischen insbesondere. Die „Krankheiten befallen die Menschen nicht plötzlich, sondern im Kleinen unbemerkt entstehend erscheinen sie als ausgebildetes Ganze." So wenig wie nun in den einzelnen Individuen die Krankheit immer ihren Verlauf bis zu Ende macht, so wenig findet dies auch bei den Epidemien statt, und gar nicht selten bleibt es bei den Vorboten oder einzelnen charakteristischen Symptomen, ohne daß die Akme, die völlige Ausbildung, erscheint; vielmehr geht die Epidemie abortiv zu Grunde. Häufig stellt sie sich dann als Leiden eines einzelnen Organes dar, z. B. anstatt Scharlach erscheinen Anginen, anstatt Masern Husten oder katarrhalische Augenentzündungen, anstatt Typhus typhöse Pneumonie oder Angina gangraenosa; auch die sogenannten exanthematischen Fieber ohne Exantheme gehören hierher. Häufig hat dies seinen Grund darin, daß zwei epidemische Constitutionen um die Herrschaft kämpfen, und so sich gegenseitig an der Ausbildung hindern. Wie einflußreich die Jahreszeiten, verschiedene intercurrirende Witterungsverhältnisse, Lebensweise ꝛc. auf den Verlauf und die Ausbreitung der Epidemien sind, wurde schon oben bei diesen einzelnen Momenten angegeben.

Verbreitung der Epidemien[51]). Die Ausdehnung, welche die Epidemien im Raume gewinnen, ist sehr verschieden nach den einzelnen Epidemien. Zunächst hängt sie davon ab, welche Ausbreitung die sie erzeugende Constitution gewinnen kann, worüber wir bis jetzt noch wenig wissen; indessen ist soviel gewiß, daß die klimatischen Verhältnisse darauf den größten Einfluß ausüben. Die Pandemien, der schwarze Tod, die Cholera, die Influenza zeigen gar keine Neigung, sich durch den Raum nach den Breitengraden beschränken zu lassen, sie haben ihre Reise durch alle Welttheile gemacht; andere sind deutlich auf bestimmte Räume beschränkt, so das gelbe Fieber auf Amerika, die Pest auf Ägypten, Kleinasien und das südöstliche Europa, welche im letztern weniger autochthon auftritt, vielmehr häufig, und für das übrige Europa sicher nur durch Übertragung des Contagiums während einer günstigen Constitution eingeführt wird, weshalb man auch stehende, wandernde und importirte Epidemien unterschieden hat. Im Allgemeinen wissen wir, wie auch früher schon erwähnt ward, daß im Süden, besonders an den Wendekreisen, nicht nur der Herd der meisten Epidemien sich findet, sondern, daß sie auch dort die größte Intensität und Ausdehnung gewinnen. Dafür ist aber auch hier die Mannichfaltigkeit der Epidemien geringer, welche in den gemäßigten Zonen so bedeutend ist, daß in oft kleinem Länderstriche durch geringe Zwischenräume getrennt oft gleichzeitig mehre, selbst sogar generisch-verschiedene, Epidemien beobachtet werden. Mit dieser Ausdehnung über die Fläche hält die über die Individuen gleichen Schritt, denn in den heißen Zonen wird die größte Zahl der Bewohner ergriffen. Daher auch die Epidemien hier so mörderisch sind, daß der Europäer sich davon kaum einen Begriff machen kann, weshalb auch viele Ärzte in den Irrthum verfallen sind, daß der Mangel an einer guten Gesundheitspolizei allein die Schuld der großen Ausdehnung und Mortalität der Epidemien und namentlich der Pest trage. Zum Theil liegt der Grund der großen Verbreitung der epidemischen Krankheit mit darin, daß, je mehr man sich dem Süden nähert, desto leichter kommt es bei den fieberhaften Krankheiten sowol als bei den nicht fieberhaften (z. B. Phthisis) zur Contagienbildung und zwar hält die Flüchtigkeit der Contagien damit gleichen Schritt, was glücklicher Weise aber auf Kosten der Intensität geschieht, welche im umgekehrten Verhältnisse steht. Bei den schon an sich flüchtigen Contagien kommt es selbst dahin, daß man gar nicht einmal mehr die Einwirkung des Contagiums beobachten kann, und somit sein Vorhandensein, wiewol vielleicht mit Unrecht, ganz bezweifelt, und Krankheiten, die in der gemäßigten Zone deutlich contagiös sind, für in der heißen Zone in Gestalt von reinen Epidemien vorkommend hält. Am deutlichsten wird dieser verflüchtigende Einfluß der heißen Zonen und überhaupt des Südens bei den fixen Contagien, wie die Hundswuth und die Lustseuche, die ohne allen Zweifel dort schon in einem gewissen Grade per distans anstecken, was selbst von den secundären Hautformen der Lustseuche gilt, während sie dadurch aber auch gleichzeitig offenbar an Intensität verlieren. — Die Schnelligkeit, womit die Verbreitung geschieht, ist bei den verschiedenen epidemischen Krankheiten verschieden, am auffallendsten aber bei der Influenza. Im August 1780 z. B. herrschte sie zu Canton, 1781 in Negapatam, im Juni 1782 erreichte sie England; den Weg von Petersburg bis nach Nordamerika machte sie in acht Monaten, und die 96 teutsche Meilen betragende Strecke von Königsberg nach Berlin in vier Tagen. Im J. 1831 herrschte eine Influenza im April in Madura und im östlichen Theil von Java; nach Singapura kam sie gegen Mitte Juni, nach Malacca gegen Ende Juni, nach Pulo Pinang am 15. Juli. Die Cholera verbreitete sich Anfangs sehr langsam, und brauchte neun Jahre von Bombai bis Moskau (1821—1830), von Moskau bis Paris (vom 28. Sept. 1830 bis 29. März 1832) und selbst bis Amerika anderthalb Jahre. Was die Richtung anlangt, welche wenigstens die Pandemien nehmen, so bemerkte schon Plinius (Hist. nat. VII. c. 51): **A meridianis partibus ad occasum solis pestilentiam semper ire, nec fere unquam aliter,** was mit dem allgemeinen Gang der Ausbildung des Lebens und der Cultur in genauem Zusammenhange steht[52]) und die Erfah-

51) *C. A. Eichelberg*, De causis phaenomenorum, quae observantur in progressione morborum epidemicorum lente progredientium. (Nymag. 1776.) *Gebler*, Diss. s. migrationem celebriorum morborum contagiosorum. (Gotting. 1780. 4.) *T. Fr. A Tremer*, Diss. s. morborum migrationes. (Jenae 1783. 4.) Reuß, Vergleichende Blicke auf den Gang epidemischer Krankheiten, in Hufeland's Journ. 1824. 58. Bd. 3. St. S. 43—59.

52) J. B. Friedrich, über den Gang des Lebens von Osten nach Westen, in dessen Analekten zur Natur- und Heilkunde (Würzburg 1831. 4.)

rung aller Zeiten nachgewiesen hat, wie erst neuerdings auch die Cholera gelehrt hat, welche nach Pechner (Bemerkungen über die Cholera. [Tyrnau 1832.] S. 5), wenn kein stehendes Wasser in der Nähe war und der Ort eine ganz gleiche Lage hatte (denn sonst ergriff sie die niedrig gelegenen Orte zuerst), immer die Ostseite zu ihrem Eintritt in einem Orte wählte, sowie auch bei jedem Ostwinde sich die Kranken vermehrten. Aber dieselbe Krankheit zeigte auch, daß es Ausnahmen von der Regel gebe, denn sie kehrte 1836 durch das südliche Teutschland über Wien, Ungarn, Polen, 1837 über Amerika, Italien ꝛc., also in entgegengesetzter Richtung, wieder zurück; ähnlich verbreitete sich auch der Sudor anglicus im J. 1529 von Nordwesten nach Südosten, und schon im Alterthum machte man eine solche Beobachtung [53]). Wodurch der Zug der Epidemien selbst vermittelt wird, wissen wir nicht genau, wenn schon es durch eine Menge Thatsachen wahrscheinlich wird, daß Winde, geognostische Verhältnisse, Lauf der Gewässer, Handelsstraßen, einen nicht unbedeutenden Antheil daran haben. — Welchen Einfluß die Erhebung der Örter über die Meeresfläche auf die Verbreitung der Epidemien habe, ist noch sehr wenig bekannt. Das gelbe Fieber versteigt sich nicht über 3000 Fuß, der Petechialtyphus über 2—3000 Fuß, die Pest nicht viel über 4000 Fuß; die Cholera wüthet bei 4000 Fuß noch in voller Stärke und erst bei 9000 Fuß ist man vor ihr sicher. Schübler's Beobachtungen bei der gastrisch-rheumatischen Ruhr (Bernhardi, Spitaltyphus I. S. 159), welche im Mai 1811 im Würtembergischen ausbrach, ergaben, daß die Krankheit vorzüglich in den Gegenden zwischen 300—900 Fuß über der Meeresfläche herrschte; in den höher gelegenen von 1000—2500 Fuß kam sie selten vor. In Stuttgart, 740 Fuß, zählte man 1200 Ruhrkranke; in Carlsruhe, 360 Fuß, war die Krankheit noch ausgebreiteter; in Tübingen, 990 Fuß, zeigten sich nur wenig Fälle, und in Sigmaringen, 1751 Fuß, wurde man davon gar nichts gewahr.

Dauer der Epidemien. Schon der allgemeine Charakter der Epidemien, daß sie bestimmte Stadien durchlaufen, läßt auf eine bestimmte Dauer, auf einen bestimmten Zeitraum, innerhalb dessen sie ihren Verlauf beendet haben, schließen, welcher, unabhängig von anderweitigen Einflüssen, rein in der sie begründenden epidemischen Constitution begründet ist. Schon die alten Ägypter hatten eine solche Beobachtung in Bezug auf die Pest gemacht. (*Agathias*, Histor. p. 107. ed. Venet.) Plinius (Histor. natur. VII, 51. nec ut ternos excedat menses) begrenzte diesen Zeitraum, wahrscheinlich nur in Bezug auf Italien, auf drei Monat, während Chenot offenbar nur nach einseitiger Beobachtung die gewöhnliche Dauer der Pest auf 16 Monat festsetzt, Alpinus dagegen, und nach ihm fast alle Beobachter setzen die Dauer der Pest in Ägypten auf zehn Monat fest, indem sie im September beginne und im Juni, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, gänzlich erlösche. Indessen ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Pest hier mehr den Charakter einer Endemie als Epidemie hat, denn sie hört eigentlich nie ganz auf und macht nur mehr oder weniger bedeutende Exacerbationen und Remissionen. Dagegen schwanken die Angaben über die Dauer in andern Ländern zwischen drei und sechs Monaten. Die Dauer der Influenza, 1782, war sechs Tage, worauf keine neuen Erkrankungen mehr vorkamen; viel länger war sie in der neuern Zeit, auch die von Willis 1668 beobachtete, hielt einen Monat an; der schwarze Tod hatte überall eine Dauer von fünf Monaten. Auf bestimmte Gesetze läßt sich dies jedoch bei unsern dermaligen Kenntnissen nicht zurückführen. Doch hat man seit Sydenham fast allgemein angenommen, daß die Intensität des Krankheitsprocesses im Individuum zu Anfange der Epidemie ziemlich sicher auf die Dauer derselben schließen lasse, indem die Epidemie um so kürzere Zeit anhalten werde, je heftiger die Krankheit verlaufe, und umgekehrt. Antrechau zu Toulon und Diemerbroek zu Nymwegen beobachteten, daß die Pest mit der Entfernung von ihrem Ausgangspunkt die Zeit ihrer Dauer verlängere, indem sie in den zuerst befallenen Orten früher aufhörte als in den später heimgesuchten. Gleiches beobachtete man bei dem gelben Fieber in Spanien im J. 1804. Da wo die Epidemie sich unmittelbar aus der stationären Constitution entwickelte, diese sich zu jener herausbildete, pflegt die Dauer meistens länger zu sein, als wenn sie aus einer intercurrirenden Constitution entstand, wo sie oft ebenso plötzlich verschwindet, als sie entstand, wie z. B. die Influenza. In dem erstern Falle pflegt die stationäre Constitution selbst dadurch zu erlöschen und einer andern Platz zu machen, so die asthenisch-nervöse 1810 durch die allgemein verbreiteten Wechselfieber, welche auch 1826 wenigstens für das nördliche Teutschland wieder den Übergang des sthenischen Genius in den asthenischen vermittelten. Viele Epidemien hören dadurch auf, daß sie von einer andern verdrängt werden, so die Pest durch die Blattern, weshalb letztere in Constantinopel auch mit einer gewissen Freude begrüßt werden; auch der Keuchhusten wird durch die Blattern verdrängt. Oft hört die Epidemie auf, weil es an Individuen fehlt, die disponirt sind, die sie erzeugende Constitution ist aber noch nicht erloschen; kommen nun neue Individuen hinzu, so werden diese ergriffen und die Krankheit beginnt scheinbar von Neuem, hatte aber blos eine Intermission gemacht, und exacerbirte mithin jetzt, um ihren Verlauf wirklich zu beenden; daher die Erscheinung, daß Menschen, die den Ort der Epidemie verließen, um ihr zu entgehen, bei ihrer Rückkehr, wo schon Niemand mehr erkrankt war, dennoch nachträglich davon ergriffen wurden, denen dann noch andere Krankheitsfälle folgen, da während der Zeit die fortherrschende Constitution sich noch einige Disponirte verschafft hatte; so war dies bei der Epidemie des gelben Fiebers in Cadiz der Fall. Die contagiösen Epidemien dauern stets nur so lange, als sich ansteckbare Individuen vorfinden. Dies sieht man am deutlichsten bei den Blattern, welche aufhören, wenn

53) *Plinius*, H. N. VII, 37: Hippocratis medicina, qui venientem ab Illyriis pestilentiam praedixit. *Soranus*, Vita Hippocrat. III. p. 852. ed. K.: *ἀλλὰ καὶ εἰς τὴν Ἰλλυριῶν καὶ Παιόνων βαρβάρων γῆν λοιμοῦ κατασκήψαντος — συλλογισάμενος δὲ τὴν νόσον ἐπὶ τὴν Ἀττικὴν ἥξειν κ. τ. λ.*

es keine nicht Vaccinirten mehr gibt. Oft scheinen allerdings auch äußere Einflüsse das Aufhören einer Epidemie herbeizuführen. Als noch die Pest Europa verheerte, nahm sie gewöhnlich im Winter ihren Abschied, wenn sie im Sommer entstanden war, und empfahl sich dagegen im Sommer, wenn sie der Winter erzeugt hatte. Große Hitze während der Hundstage hat nicht selten eine Epidemie getilgt; in Bender geschah dies sogar während einer Belagerung. Zu Smyrna entsteht die Pest im Anfange des Sommers, dauert aber nie über den 10. Aug. hinaus, wiewol sie bei abnehmender Wärme wieder von Neuem sich zeigt. In den afrikanischen Gegenden, wo der Harmattan weht, sollen sogleich alle Epidemien, und besonders die Pocken verschwinden, wenn dieser sich erhebt. Viele Seuchen binden sich jedoch durchaus an keine Jahreszeit und Witterung hinsichtlich ihres Aufhörens, und verschwinden plötzlich mit der Constitution, ohne daß man einen sinnlich wahrnehmbaren Grund kennt, so der 1713 in Holland grassirende Typhus, ungeachtet die schwedischen Soldaten, welche zu dieser Zeit dahin kamen, sich der Kleider und Betten der an der Seuche Verstorbenen bedienten; Ähnliches hat man öfters bei der Pest beobachtet. Überhaupt können Jahreszeit und Witterung nur auf die aus den heißen Klimaten in die gemäßigte Zone importirten Epidemien einen Einfluß ausüben, wenn die endemischen Einflüsse der Epidemie ungünstig sind. Oft hört die Epidemie nicht auf, sondern ändert nur die Form; so geht Bubonenpest in Petechialfieber, Masern in Lungenkatarrh, Brustgrippe in Bauchgrippe über. Zuweilen verwandelt sich auch die Epidemie in eine Endemie, wie Sudor anglicus in die Suette miliaire in der Picardie, wie wir ja auch umgekehrt Endemien sich zu Epidemien entwickeln sehen. Oft macht eine Epidemie deutliche Intermissionen von mehren Monaten und tritt dann wieder als Recidiv oder Exacerbation auf, woraus man einen jährlichen Cyklus gebildet hat, wenn ihr Eintritt in dieselbe Zeit fällt. So machte Sydenham (Sect. II. c. 2) die Bemerkung, daß nach einer Pestepidemie stets in den zunächst folgenden Jahren zu derselben Zeit, um welche das erste Mal die Pest überhand genommen hatte, pestilentialische Fieber bemerkt wurden, was 2—3 Jahre hinter einander geschah; die Pockenepidemien, die er beobachtete, wiederholten sich in den folgenden Jahren stets um dieselbe Zeit, bis sie endlich verschwanden; dasselbe fand Huxham bestätigt; in den Jahren 1728, 1729 und 1730 wurden die Blattern im Juli, in den Jahren 1747, 1748, 1749 im October epidemisch; dasselbe war mit dem typhösen Katarrhalfieber 1744 und 1745 der Fall, welches jedesmal im December zu Plymouth ausbrach. Ähnliches beobachtete man 1721 und 1770 in der Pest, und 1803 und 1804 beim gelben Fieber in Malaga. Wie schon oben bemerkt, hängen diese Erscheinungen damit zusammen, daß die epidemische Constitution mit der stationären zusammenfällt, oder die Epidemie sich gradezu aus der letztern entwickelte. — Außer diesen jährlichen Intermissionen hat man nun schon längst auf die größern Intervallen, welche zwischen dem Auftreten der einzelnen Epidemien stattfinden, sein Augenmerk gerichtet, um darin eine gewisse Gesetzmäßigkeit in der Wiederkehr zu finden, die man auch durch Zahlen ausgedrückt hat und so einen cyklischen Lauf der Epidemien im Großen angenommen. Prosper Alpin[54]) behauptete, daß die Pest in Ägypten aller sieben Jahre wiederkehre; in Aleppo erscheint sie nach Russel[55]) aller zehn, in Constantinopel aller neun Jahre mit verstärkter Gewalt, was auch Volney annahm, welcher aber für Ägypten fünf Jahre und für Syrien 25 Jahre angab; für die Pest zu London bestimmte Sydenham 40 Jahre, während Lorinser (Die Pest im Orient. S. 247) jeden cyklischen Verlauf zu leugnen geneigt ist. Für das gelbe Fieber in St. Domingo gab Desportes nach Gilbert[56]) die Umlaufszeit auf 14—15 Jahre an, und auch Alex. von Humboldt[57]) versichert, das gelbe Fieber habe selbst auf dem festen Lande vom südlichen Amerika, wo es beinahe endemisch ist, seine bestimmten Intervallen, in welchen es epidemisch werde. Derselbe gibt auch für das epidemische Vorkommen der Blättern im südlichen Amerika eine Zwischenzeit von 17 bis 18 Jahren an. Nach Gmelin[58]) kommen die Blattern im nördlichen Persien nur alle 6—10 Jahre vor, und zwar meistens nachdem einige Tage zuvor der arabische Südwind geweht hat. Thom. Bartholin (Epist. medic. cent. III. ep. 90) erzählt, er habe von Studirenden aus Island gehört, daß die Blattern daselbst nur aller 20 Jahre epidemisch herrschen. In Teutschland kehrten die Blattern, ehe die Vaccine allgemein eingeführt ward, gewöhnlich aller sieben Jahre zurück. Für die Influenza bestimmte Most die Umlaufszeit auf 20 Jahre, während sie Schnurrer auf 80 Jahre gesetzt wissen wollte. Ähnlichen Einfluß, wie die Vaccine auf die Blattern, mögen auch andere Momente auf die Wiederkehr der einzelnen Epidemien ausgeübt haben, namentlich hat gewiß das Aufgeben der Abgeschlossenheit und das dadurch bedingte Verschwinden des nationalen und Stammcharakters, das besonders in der neuern Zeit immer augenfälliger wird, nicht geringen Antheil daran; jedoch ist damit noch nicht erwiesen, daß die frühern Beobachtungen und Angaben überall richtig waren, zumal da sie nur selten in ununterbrochener Zeitfolge gemacht wurden. Indessen ist es allerdings auch möglich, daß auch in diesem cyklischen Verlauf ein gesetzmäßiges Schwanken, ein Näher- oder Fernrücken der Zeitabschnitte der Wiederkehr stattfindet, worauf auch schon Kieser (System I. S. 690) aufmerksam machte. Seit der Gründung Roms bis zur Regierung des Kaisers Augustus, in 732 Jahren, zählte man in Europa 33 große Pestepidemien; die mittlere cyklische Zahl der Wiederkehr war also 22 Jahre. Von der Geburt Christi bis 1680 erschienen 97 Pestepidemien; jeder Cyklus hielt also 18½ Jahre. Im 14. Jahrh. erschienen 14 Pestepidemien und in Zwischenräumen von 6—7 Jahren;

54) Medicina Aegyptiorum. (Lugd. Bat. 1719.) lib. I. c 15. 55) Nachricht von dem Zustande der Arzneigelahrtheit zu Aleppo, und insbesondere von der Pest. übers. von J. Fr. Gmelin. (Göttingen 1798.) S. 185. 56) Medicinische Geschichte der französischen Armee auf St. Domingo im J. 1803. Aus dem Franz. von Dr. Aronson. (Berlin 1806.) S. 193. 57) Essay politique sur le royaume de la nouvelle Espagne. Livr. I. p. 66. 58) Reise durch Rußland. (Petersburg 1774. 4.) 3. Th. S. 346.

im 15. und 16. Jahrh. wieder seltener, in Intervallen von 16 Jahren, sodaß die Pest im 14. Jahrh. ihre größte Ausdehnung erreicht zu haben scheint. Pilgram [59]), welcher sich vielfach mit derartigen Untersuchungen abgegeben und sie auf bestimmte Zahlenverhältnisse zurückzuführen bemüht gewesen ist, hat einige, freilich unvollkommene, aber immer interessante Tabellen mitgetheilt, selbst über die Grade der Wahrscheinlichkeit, womit für die einzelnen Jahre bis 1900 Epidemien zu erwarten seien, worin allerdings schon jetzt manches sich als unrichtig herausgestellt hat, indessen sind sie des Vergleichs immer werth, zumal sie nur wenig gekannt zu sein scheinen. Dennoch würde ihre Mittheilung hier nicht am Orte sein.

Was die **Reihenfolge der einzelnen Epidemien** anbetrifft, so wissen wir darüber zur Zeit nur wenig anzugeben, da hierauf noch fast Niemand sein Augenmerk gerichtet hat; nur der geniale Kieser hat darüber einige Andeutungen gegeben, indem er das Vorhandensein von Entwicklungskrankheiten der Menschheit festzustellen suchte, und auch wir [60]) haben den Versuch gemacht, die fortschreitende Entwicklung der Menschheit aus der Aufeinanderfolge der größern bekannten Epidemien nachzuweisen, worauf wir den Leser einfach verweisen wollen, da der Raum uns eine dabei nöthige speciellere Darlegung verbietet.

Das **Verhalten der einzelnen Epidemien zu einander** ist wenig oder gar nicht genauer ermittelt, wenn schon man im Allgemeinen weiß, daß sie, wie die Constitutionen bald neben einander verlaufen, bald sich verbinden, bald aber auch feindlich zu einander verhalten und gegenseitig ausschließen. Das letztere Verhältniß findet zwischen Blattern und Pest statt, wie die Beobachtungen in Constantinopel lehren, wenngleich man an andern Orten beide Krankheiten, sowie Scharlach und Masern, Scharlach und Pocken, neben einander verlaufen sah; doch hat man auch die letztgenannten sich gegenseitig unterdrücken sehen, sodaß die Masern nach den Blattern und umgekehrt wieder zum Vorschein kamen. (Bernhardi, Spitaltyphus. S. 75.) Während der Cholera in Halle herrschten Anfangs die schon früher dagewesenen Varioloiden, und manche Individuen wurden als Cholerakranke in das Lazareth geschickt, die einen oder zwei Tage nachher die Varioloiden zeigten. Bei allen diesen Verhältnissen ist aber zu bedenken, daß die Exantheme oft importirt und nicht eine Folge der epidemischen Constitution sind, die nur zufällig ihrer Ausbildung nicht entgegen ist. Ähnlich verhält es sich mit dem Typhus, wenn er syndemisch ist; 1814 verlief das Scharlach in Erfurt gleichzeitig mit ihm, ohne daß es einen typhösen Charakter annahm, eben weil, wie Bernhardi (a. a. O. S. 467) ganz richtig bemerkt, durch die meteorologischen Ereignisse keine Anlage zu einem nervösen oder fauligen Zustand verbreitet war.

Die **Vorhersage** ist bei den verschiedenen Epidemien verschieden und hängt besonders, was die Bösartigkeit und Mortalität anbetrifft, vorzugsweise von dem Genius und der Constitution ab, welche grade stationär sind; asthenischer Genius und typhöse Constitution lassen stets eine schlechte Vorhersage zu, während bei sthenischem Genius fast alle Epidemien einen gutartigen Verlauf machen, und nur wenige Opfer fodern, wie die Zeit seit 1811 sattsam dargethan hat. Von denselben Verhältnissen hängt auch der Erfolg der Behandlung ab, welche an und für sich gegen keine Epidemie etwas directes vermag, da sich ein epidemischer Krankheitsproceß durch nichts, was in der Hand des Arztes liegt, unterdrücken läßt, er vielmehr seinen nothwendigen Verlauf machen muß, daher auch bei den meisten Epidemien, wenn nicht sehr günstige Verhältnisse obwalten, die Zahl der Genesenen der der Verstorbenen im Ganzen gleich ist. Bei den meisten Epidemien sterben zu Anfange die meisten, auf der Höhe gleicht sich das Verhältniß aus, und gegen Ende bilden die Genesenen die Mehrzahl. Doch vermag die Kunst allerdings in vielen Fällen die Gefahr durch ein sorgfältiges Berücksichtigen aller concurrirenden Momente abzuwenden, wie sie leider aber auch durch Fahrlässigkeit an und für sich gutartige Epidemien zu mörderischen machen kann. Importirte contagiöse Epidemien zeigen gewöhnlich im Anfange die größte Gefahr, und decimiren oft die Bewohner eines Landes auf eine grausenvolle Weise, wenn sie zum ersten Male zu ihnen gebracht werden, wie dies die Blattern unter den Indianern in Amerika gezeigt haben. Daß in den Polarländern und denen in der Nähe des Äquators, in den heißen Zonen die Epidemien überhaupt am verheerendsten auftreten, in der gemäßigten Zone aber verhältnißmäßig am gutartigsten sind, wurde schon früher bemerkt. Von nicht geringem Einfluß ist auch der Culturzustand der Völker; je höher er steigt, desto zahlreicher werden zwar die Arten der Epidemien und in desto kleinern Zwischenräumen treten sie auf; allein in demselben Grade schwindet auch ihre Gefahr und die Größe ihrer Mortalität; so haben die spätern Jahrhunderte keine Beispiele von so mörderischen und anhaltenden Epidemien aufzuweisen, wie sie im 14. und 15. Jahrh. vorkamen, und aus demselben Grunde liefern die wilden Völker und die niedern Volksclassen ihnen am meisten Opfer, was nicht blos dem Mangel an möglichen Sicherheitsmaßregeln und überhaupt den ungünstigen Außenverhältnissen, sondern unzweifelhaft auch der mangelhaften Geistesausbildung zuzuschreiben ist, die einen thatkräftigen Willen, welcher den eindringenden Einflüssen zu trotzen vermag, nicht aufkommen läßt. Außer den Ständen haben auch einzelne Gewerbe zuweilen einen disponirenden Einfluß für bestimmte Epidemien, während andere dagegen zu schützen scheinen. Die Lebensalter führen dadurch Verschiedenheiten herbei, daß einzelne Epidemien nur Individuen aus einer bestimmten Altersclasse befallen, die übrigen aber verschonen; so sind die Exantheme Eigenthum des kindlichen Alters bis zur Pubertät; Wechselfieber und Typhus befallen vorzugsweise in den Blüthenjahren. In Bezug auf das Geschlecht werden gewöhnlich mehr Männer als Frauen befallen, was

59) Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde, durch vieljährige Beobachtungen. (Wien 1788. 4.) S. 274—277.
60) J. Rosenbaum, Die Epidemien als Beweise einer fortschreitenden physischen Entwickelung der Menschheit betrachtet; eine Probevorlesung in Clarus' und Radius' Beiträge zur praktischen Heilkunde. 3. Bd.

sich nicht allein dadurch erklären läßt, daß erstere sich mehr den schädlichen Einflüssen auszusetzen gezwungen sind als letztere. Bei dem gelben Fieber zu Cadiz und Sevilla, 1800, war das Mortalitätsverhältniß zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlechte fast wie 1:4. Dagegen ergreifen oft einzelne Epidemien nur Frauen, wie das Puerperalfieber. Da die Temperamente meistens durch Vorherrschen einzelner Systeme des Organismus bedingt sind, und gleichsam schon eine Anlage darstellen, so ist es natürlich, daß sie nicht ohne Einfluß auf die Häufigkeit und Seltenheit, Gutartigkeit und Gefahr der Epidemien für das Individuum sind. Mit den Temperamenten kommt die nationale Anlage in gewisser Beziehung überein, und ist bald schützend, bald begünstigend für einzelne Epidemien. So werden die Schwarzen und Farbigen nicht von dem gelben Fieber befallen, und die Juden besitzen eine gewisse Immunität gegen die meisten Epidemien.

Die Behandlung der Epidemien besteht, wie die jeder andern Krankheit, aus zwei Theilen, der Vorbauung oder Prophylaxis und der eigentlichen Cur. Da wir von den eigentlichen Epidemien die veranlassenden Ursachen nicht kennen, welche uns nur von den Syndemien bekannt sind, so kann von einer directen Prophylaxis bei ihnen eigentlich gar keine Rede sein, und es kann sich bei ihnen fast nur um eine indirecte Vorbauung[61]) handeln, welche in der Anwendung allgemein bekannter diätetischer Regeln besteht, die nur näher durch das Organ bestimmt wird, welches als der Sitz der epidemischen Krankheit sich kund gibt. Bei den miasmatischen und contagiösen Epidemien ist es dagegen die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen wie im besondern Falle die Erzeugung, das Eindringen und Weiterverbreiten des Miasma's und des Contagiums zu hindern, und da, wo es bereits vorhanden, zu zerstören, worüber die Artikel Contagium, Miasma, Quarantäne und Pest zu vergleichen sind, da wir hier nicht weiter darauf eingehen können. Die eigentliche Cur ist natürlich nach den einzelnen epidemischen Krankheiten verschieden, wird aber da nur von Erfolg für das Individuum sein, wenn der Arzt den stationären Genius und die stationäre Constitution zum Leitstern nimmt.

(*J. Rosenbaum.*)

EPIDENDRUM. Diese von Linné aufgestellte Pflanzengattung gehört zu der ersten Ordnung der 20. Linné'schen Classe, und zu der nach ihr benannten Gruppe der Epidendreen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Blumendecke fünfblätterig, offenstehend; das Lippchen nagelförmig, mit oft dreilappiger Platte: der Stiel ist mit dem meist herablaufenden Befruchtungssäulchen zu einer Röhre verwachsen; die vier zuletzt wachsartigen Pollenmassen sind parallel und durch kleine Scheidewände von einander getrennt. (Swartz in Schrader's Journ. 1799. 2. T. 1.) Nachdem mehre neue Gattungen von Epidendrum getrennt worden sind, bleiben noch gegen 60 Arten übrig, welche als meist auf Bäumen wachsende (daher der Gattungsname: *ἐπὶ δένδρων* auf Bäumen), selten Wurzelknollen tragende, schönblühende und zuweilen wohlriechende Kräuter zwischen den Wendekreisen, und zwar fast ausschließlich in Amerika vorkommen. Zu den knollentragenden gehört z. B. Ep. cochleatum *L.* (*Jacquin*, Ic. rar. III. t. 605. *Andrews*, Bot. rep. t. 13. *Curtis*, Bot. mag. t. 152) in Westindien. Zu den knollenlosen: Ep. elongatum *Jacqu.* (l. c. t. 604, *Curtis*, l. c. t. 611) in Neugranada. (Vgl. Vanilla.)

(*A. Sprengel.*)

Epidermis, Cuticula, s. Oberhaut. 3. Sect. 1. Bd.

EPIDICOS (*Ἐπίδικος*) wird in seiner ersten Bedeutung im allgemeinen Sinne von einer jeden Erbschaft (*κλῆρος*) gesagt, für welche kein nothwendiger Erbe in der natürlichen Descendenz vorhanden war, insofern Jeder, der auf eine solche Erbschaft (es sei in Folge testamentarischer Verfügung, oder, wenn er durch das Gesetz dazu berufen war), Anspruch machte, nicht eigenmächtig dieselbe antreten durfte, weil sie dann als eine streitige, als *ἐπίδικος*[1]), angesehen ward, worüber ein Antrag an den Archonten zu stellen war, und ohne eine Entscheidung des Letztern kein Antritt einer solchen Erbschaft stattfinden konnte: *ὡς οὐ δεῖ τὸν ἐπίδικον κρατεῖσθαι κλῆρον πρὸ δίκης*, wie es bei Isäus heißt in einer von Dionysius von Halikarnaß (Judic. de Isaeo p. 346) uns aufbewahrten Stelle. Daß dies bei allen Erbschaftssachen der Fall war, und selbst da, wo keine männliche Descen-

61) S. A. Tissot, Anweisung, wie man sich bei grassirenden und ansteckenden Krankheiten zu verhalten hat. (Leipzig 1772.) J. F. Zückert, Von den wahren Mitteln die Entvölkerung eines Landes in epidemischen Zeiten zu verhüten. (Berlin 1773.) Martin Lange, über die Lebensordnung zur Zeit epidemisch-grassirender Faulfieber, und besonders der Pest. (Hermannstadt 1786.) Verhaltungsregeln für Jedermann, welcher beim Übergang eines heißen Sommers in eine kältere Jahreszeit gesund bleiben will. (Wien 1808.) La scienza della propria conservazione in ogni tempo e massimamente nelle calamita, nell' epidemie e nelle pestilenze. (Torino 1797. 2 Bde.) A. M. Vering, Was hat der Arzt zu thun, wenn neue und unbekannte Krankheiten unter dem Volke wüthen? Eine gekrönte Preisschrift. (Münster 1811.) *Fridol. Zwicky*, De prophylaxeos medico-politicae rationibus generalioribus in morbis epidemico-contagiosis. (Erlang. 1815.) *Ch. Maclean*, Suggestions for the prevention and mitigation of epidemic and pestilential diseases. (London 1819.) *H. L. Sels*, De praecipuis auxiliis a variis auctoribus propositis ad homines contra morbos contagiosos et epidemicos defendendos. (Groning. 1824. 187 S.) Wildberg, Kurze Betrachtung über die öffentliche Vorsorge der medicinischen Polizei im Allgemeinen bei drohenden und bereits herrschenden Seuchen der Menschen, in s. Magazin für gerichtliche Arzneiwissenschaft. 2. Bd. (1832.) S. 87—104. *Virey*, Petit manuel d'Hygiène prophylactique contre les épidémies, ou leurs meilleurs préservatifs. (Paris 1832. 8. Bruxelles 1833. 18.) *Villermé*, Des épidémies sous le rapport de l'hygiène publique, de la statistique médicale et de l'économie politique, in Annales d'hygiène et de médecine légale. 1833. Janvier.

1) Cf. *Pollux* VIII, 23 (coll. III, 33): *ἐπίδικος κλῆρος ἢ ἐπίκληρος καὶ ἐπιδικάσασθαι, ἐπιδικασάμενος.* *Suidas* s. v. *Ἐπίδικα* (T. I. p. 806): *οἷς ἄν τις ἐπεδικάζετο ὡς προσήκουσιν αὐτῷ κατὰ γένους ἀγχιστείαν, εἰ μὴ εἶεν υἱεῖς ἢ υἱωνοὶ τῷ τετελευτηκότι.* — Erweiterungen des ursprünglich nur in gerichtlichem Sinne angewendeten Ausdrucks auf andere, überhaupt streitige, Gegenstände zeigen Verbindungen, wie bei *Plutarch.* Vit. Fab. 3 *ἐπίδικος νίκη καὶ ἀμφίδοξος*, oder Cleomen. 4 *ἐπίδικον χωρίον* — das Gegentheil *ἀνεπίδικος*; daher als *ἀνεπίδικα* in *Bekker*, Anecdd. p. 234 genannt werden *πατρῷα* und *παππῷα*.

:enz vorhanden war, insbesondere auf die Erbtochter und ieren ehelichen Besitz ausgedehnt ward, die eben in dieser Beziehung selbst eine *ἐπίδικος* heißt, ist bei dem Artikel :pikleros näher ausgeführt worden; ja es fand selbst da iatt, wo Jemand durch das Testament adoptirt zu sein ›ehauptete[2]). Da ein solcher in Erbschaftssachen an den rchon gestellte Antrag *λῆξις* hieß, so wird von dem, wel= her ihn stellt, der Ausdruck *λῆξιν λαγχάνειν τοῦ κλήρου* der kürzer *λαγχάνειν τοῦ κλήρου* gebraucht, ja eine solche Erbschaft selbst *λῆξις* genannt[3]). Insbesondere aber kommt er Ausdruck *ἐπιδικάζεσθαι* und zwar mit dem Genitiv *τοῦ κλήρου*) verbunden, bei den Attischen Rednern von inem solchen Antragsteller vor[4]), ebenso wol in der Be= eutung: eine Erbschaft durch einen an den Archon ge= tellten Antrag ansprechen, als dieselbe in Folge eines sol= hen Antrags erlangen, während vom Archonten, der sie hm zuspricht, *ἐπιδικάζειν τὸν κλῆρόν τινί* gesagt wird, owie endlich auch von dem Antrage selbst: *ἐπιδικασία* οῦ *κλήρου*. Ein solcher Antrag, der in jedem Monate es Jahres gemacht werden konnte, wurde, wie jede an= ere Eingabe oder Klagschrift an den Archon, in der Sa= is aufgehängt, in der nächsten ordentlichen Volksversamm= ung verlesen und außerdem noch an einem bestimmten Tage urch den Herold öffentlich ausgerufen, mit folgenden, urch Demosthenes (contr. Macartat. p. 1051, 21) uns rhaltenen Worten: *εἴ τις ἀμφισβητεῖν ἢ παρακαταβάλ-λειν βούλεται τοῦ κλήρου τοῦ δεῖνος ἢ κατὰ γένος ἢ κατὰ* ιαθήκας, wo nach der wahrscheinlichen Erklärung von Meier ind Schömann (Der Attische Proceß. S. 464) das Erstere *ἀμφισβητεῖν*) von denjenigen zu nehmen ist, welche, wäh= end man glaubte, daß der Erblasser ohne Söhne gestor= en, natürliche oder adoptirte Söhne desselben zu sein be= aupteten und dem gemäß die Erbschaft ansprechen konn= en; das Letztere (*παρακαταβάλλειν*) aber von Seitenver= vandten, die einen Anspruch erheben können, zu verste= en ist. So hatte die Bekanntmachung durch den Herold en Zweck, Alle einigermaßen bei der Erbschaft interess= irten, zu benachrichtigen und zur Geltendmachung ihrer twanigen Rechte vor dem Archon einzuladen, der, wenn Niemand sich meldete, dem, der den Antrag erhoben, die Erbschaft alsbald zuerkannte und ihn dadurch zum wirk= ichen Antritt derselben ermächtigte. Andernfalls, wenn nehre Competenten aufgetreten, so entstand hinsichtlich ih= er Ansprüche ein förmlicher Rechtsstreit, eine *διαδικασία* οῦ *κλήρου*, welche, nachdem Jeder seine Rechtstitel schriftlich in einer *ἀντιγραφή*) geltend zu machen ver= ucht hatte, dann vor dem Gerichtshofe verhandelt und on diesem entschieden wurde. Eine zweite *διαδικασία* οῦ *κλήρου* fand aber auch statt, wenn später neue An= prüche erhoben wurden, was so lange der Erbe, dem die Erbschaft zuerkannt war, lebte, und selbst noch fünf Jahre nach seinem Tode geschehen konnte; es wurde dann dieser neue Erbschaftsstreit auf ähnliche Weise verhandelt und entschieden. Das Nähere darüber s. in der ange= führten Schrift von Meier und Schömann, wo dieser ganze Gegenstand (S. 459—467) am genauesten erör= tert ist. (*Baehr.*)

EPIDII (*Ἐπίδιοι*), ein schottisches Volk des Alter= thums, nach Ptolemäus auf der langen Halbinsel, dem heutigen Cantyre, Knapdale, Lorn[1]). Die südliche Spitze dieser hohen, felsigen, zwischen sich und dem größern festen Lande mehre Busen, von welchen Ptolemäus die zwei beträchtlichsten bemerkt[2]), einschließenden Halbinsel hieß *Epidion* Promontorium (*Ἐπίδιον ἄκρον*), 23° — L., 60°, 40′ Br. (*Ferdinand Wachler.*)

Epidiorthosis, s. Epana.

EPIDOT (Prismatoidischer Augitspath Mohs). Dies von Romé de l'Isle und Hauy genauer bestimmte Mi= neral zeichnet sich im Allgemeinen durch eine Härte, welche zwischen der des Quarzes und Feldspathes mitten inne steht, ein specifisches Gewicht von 3,2 bis 3,4, zweifache Rich= tung der Spaltbarkeit, unter Winkeln von 115° 24′ und 64° 36′ sich schneidend, von denen aber eine Richtung deutlicher ist als die andere und seine chemische Zusam= mensetzung aus, indem der Epidot als eine Verbindung von einem Theile kieselsaurem Kalke mit zwei Theilen kie= selsaurem Thone (CS + 2AS) angesehen werden kann, nur daß der Kalkerdegehalt oft durch einen Antheil Eisen= oder Manganoxyd sich ersetzt findet.

Die Krystalle des Epidots gehören zum hemiëdrisch= rhombischen Systeme, aber man kann eine verschiedene Ansicht bei ihrer Ableitung von einander gewinnen, je nachdem man diese oder jene Axe als Hauptaxe annimmt. Weiß*), Hauy, Mohs, Haidinger**) nehmen fast jeder eine andere Ansicht an. Nimmt man aber, der Analo= gie gemäß, diejenige Flächengruppe, welche bei den auf= gewachsenen Krystallen der Aufwachsungsfläche gewöhnlich entgegengesetzt ist, und daher nur an dem freien Ende sicht= bar wird, als von Pyramiden abstammend, und die sämmt= lichen übrigen, die größte Ausdehnung begrenzenden, zu einer Zone gehörigen Flächen, zu denen auch diejenigen gehören, mit denen die Durchgänge parallel laufen, als Seitenflächen von Prismen an, so würden die beiden Durchgangsflächen den Seitenflächen eines rhomboidischen Prisma's angehören, dessen Winkel 115° 24′ und 64° 36′ betragen. Durch die gewöhnlich vorkommende Ab= stumpfung der scharfen Seitenkanten, welche mit der ei= nen Seitenfläche einen Winkel von 116° 17′, mit der an=

2) s. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 461. 3) s. ebendaselbst S. 462 fg. die Belege sowol über *λῆξις*, *λαγχάνειν* (s. auch S. 594 fg.), als insbesondere auch über *ἐπιδικάζεσθαι*, und dessen Bedeutung und Construction; daraus auch bei Wachsmuth, Hellen. Alterthumsk. II, 1. S. 290. 4) Daher uch bei *Hesychius* I. p. 1348: *ἐπιδικάζεται· ἀντιποιεῖται* (τοῦ :λήρου).

1) So nach Mannert (Geogr. der Gr. und R. 2. Th. 2. Heft. S. 241). Matth. Christ. Sprengel (Forts. der allgem. Welthist. 47. Th. S. 67) bezeichnet die Wohnsitze der Epidier nach den heu= tigen Grafschaften auf folgende Weise: „Die Epidier wohnten in den Grafschaften Cantyre und Argyle, vielleicht auch in einigen benach= barten Inseln." Vgl. die Karte: Britannia antiqua cum Hibernia et Insulis adjacentibus secundum A. Macpherson zur Allgem. Encykl. der W. und K. 2) s. Mannert a. a. O. S. 233.

*) Abhandl. der Akad. der Wissenschaften zu Berlin für 1818 und 1819. S. 242. **) Edinb. philos. Journ. Vol. X. p. 305; daraus in Isis 1825. S. 534.

dern einen Winkel von 128° 19′ macht, wird ein ungleichwinkeliges sechsseitiges Prisma mit dreifachem Werthe der Seitenkantenwinkel gebildet. Es kommen aber noch mehre Abstumpfungen und Zuschärfungen der Seitenkanten vor, wodurch acht- und zwölfseitige Prismen entstehen. Bei der Endkrystallisation bemerkt man am häufigsten zwei Flächen vorwaltend, welche eine Endzuschärfung bilden, und sich unter dem Winkel von 109° 27′ schneiden. Sie können als die schmalen Flächen einer Oblongpyramide betrachtet und aus einer Abstumpfung der scharfen Ecken des rhomboidischen Prisma's abgeleitet werden. Außerdem findet sich gewöhnlich eine zweite Endzuschärfung aus der Abstumpfung der stumpfen Ecken des rhomboidischen Prisma's ableitbar, und untergeordnet kommen noch Flächen verschiedener Rhomben- und Oblongpyramiden vor. Auch trifft man Zwillinge, welche die schmälere Seitenfläche des rhomboidischen Prisma's gemein haben, während die übrigen Seitenflächen eine entgegengesetzte Lage haben. Die Seitenflächen der Prismen sind mehr oder minder stark der Länge nach gestreift, wodurch bei geringer Dicke der Prismen schilfartige und nadelförmige Krystalle entstehen. Die Krystalle sind in den meisten Fällen aufgewachsen und weniger häufig als die derben Massen, bei welchen meistens eine körnige, schalige oder stängelige Absonderung stattfindet, und wo die blätterige Textur dann durch einen unebenen oder splitterigen Bruch mehr oder weniger verdrängt wird. Man kann bei dem Epidot drei Arten unterscheiden:

1) Grüner Epidot (Pistazit). Von verschiedenen gelblichgrünen Farben. Derb, eingesprengt und krystallisirt. Bei ihm finden sich die mannichfaltigsten Krystalle, die äußerlich viel Glanz und Glasglanz besitzen; doch bemerkt man bei den Krystallen von Arendal, daß die Prismenflächen in mehr oder minder großer Ausdehnung einen halbmetallischen Glanz reflectiren. Texturflächen glänzend, Bruchflächen wenig glänzend von Fettglanz, in derben Massen, wenn die Textur ganz durch splitterigen Bruch verdrängt wird, nur schimmernd. Die derben Massen sind nur an den Kanten durchscheinend, auch die Krystalle besitzen in der Regel nur niedere Grade der Durchsichtigkeit, doch trifft man sie bei Bourg d'Oisans halbdurchsichtig, am Schwarzenstein im Zillerthale ganz durchsichtig. Man kann nach der Deutlichkeit der Textur und nach der Absonderung blätterigen, strahligen, körnigen, dichten und sandigen (Skorza) Pistazit unterscheiden. — Die Bestandtheile des grünen Epidots von Arendal sind nach Vauquelin: 37,0 Kieselerde, 21,0 Thonerde, 15,0 Kalkerde, 24,0 Eisenoxyd, 1,5 Manganoxyd; die Bestandtheile des Epidots von Bourg d'Oisans nach Descotils: 37,0 Kieselerde, 27,0 Thonerde, 14,0 Kalkerde, 17,0 Eisenoxyd, 1,5 Manganoxyd. Vor dem Löthrohre schmilzt er mit Aufwallen. — Die derben Abänderungen sind als zufällige Einmengungen plutonischer Massen in den meisten Gebirgen zu Hause, z. B. im Granit am Harze, im Syenit am Kiffhäuser; auch im Gneuse, Hornblendschiefer, Quarzfels rc. kommen dieselben vor. Sehr schön krystallisirt findet er sich in den Lagern des Magneteisensteins bei Arendal in Norwegen, auf Klüften von Diorit am Schwarzenstein im Zillerthale in Tyrol und bei Bourg d'Oisans und Allemont in Dauphiné. An letzteren Orten brechen vorzüglich die schilfartigen und nadelförmigen Krystalle. — Der grüne Epidot hatte verschiedene Benennungen erhalten, so nannte man den von Arendal Akanticon und Arendalit, den aus Dauphiné Thallit und Delphinit.

2) Grauer Epidot (Zoisit). Von grauen Farben. Gewöhnlich derb und eingesprengt, seltener krystallisirt in eingewachsenen, schilfartigen Prismen. Schwach durchscheinend bis undurchsichtig. Textur deutlich und glänzend, Bruch wenigglänzend bis schimmernd. Schmilzt schwer vor dem Löthrohre. — Bestandtheile nach Klaproth: 45,0 Kieselerde, 29,0 Thonerde, 21,0 Kalkerde, 3,0 Eisenoxyd. Bricht als zufälliger Gemengtheil des Granites an der Saualpe in Kärnthen, an der Bacheralpe in Krain, am Weißenstein im Fichtelgebirge, in St. Paul in Brasilien. Bei Dissentis in der Schweiz mit Kalkspath, Axinit und Granat, am Falltiegel bei Sterzing in Tyrol mit Quarz und Glimmer, außerdem in Böhmen, Sibirien, Nordamerika.

3) Brauner Epidot (Manganepidot, piemontesischer Braunstein, Schilferz). Dunkelrothbraun; derb, mit stängeliger Absonderung und strahliger, wenigglänzender Textur, auch in eingewachsenen, schilfartigen Prismen, selten in ausgebildeten Krystallen. Undurchsichtig. Enthält nach Hartwall: 38,47 Kieselerde, 17,65 Thonerde, 21,65 Kalkerde, 6,60 Eisenoxyd, 14,08 Manganoxyd, 1,82 Talkerde; nach Cordier: 33,5 Kieselerde, 15,0 Thonerde, 14,5 Kalkerde, 19,5 Eisenoxyd, 12,0 Manganoxyd. Findet sich mit Quarz und Kalkspath bei St. Marcel in Piemont.

An den Epidot schließen sich noch einige Mineralien an, von denen es noch nicht ausgemacht ist, ob sie nur als Abänderungen oder als besondere Mineralien zu betrachten sind. Dahin gehören:

a) Bucklandit (Skotin)[3]). Von pechschwarzer Farbe und undurchsichtig. In kleinen rhombischen Prismen mit Winkeln von 109° 20′, spec. Gew. 2,67. Bricht mit Hornblende bei Arendal, mit glasigem Feldspathe am laacher See. Nähme man einen unbedeutenden Fehler bei der Messung an, so würden die Krystallflächen diejenigen sein, welche bei dem Epidot die Zuschärfung der Enden bilden, aber das bedeutend geringere Gewicht spricht dagegen.

b) Withamit[4]). In carminrothen oder braunen, nadelförmigen, kleinen, kugelig gruppirten Krystallen, eingesprengt und in Körnern, mit einem spec. Gew. von 3,1 bis 3,2 im Diorit von Glenco in Argyleshire in Schottland eingewachsen.

c) Cummingtonit. Grünlichgrau, derb, mit excentrisch-strahliger Textur, auch in nadelförmigen Krystallen, welche denen des Epidots ähnlich sind, undurchsichtig oder schwach durchscheinend. Mit Quarz und Granat bei Cummington in Massachusetts. Hat Ähnlichkeit mit Strahlstein. (*Germar.*)

---

3) Levy in Annals of Philos. N. 8. Vol. VII. 1824. p. 134.
4) *Brewster*, Edinb. Journ. of Science. April 1825. p. 218.

EPIDOTES, Ἐπιδώτης, Beiname des Zeus, als des Gebers alles Guten; er hatte unter demselben einen Tempel zu Mantinea. *Paus.* VIII, 9. Doch hatten auch andere Götter zu Epidauros diesen Beinamen. *Paus.* II, 27. (*Richter.*)

EPIERRES, Dorf in der sardinischen Provinz Maurienne (Savoyen), liegt am Arc und hat 380 Einwohner, unter denen sich viele Kretine befinden. Der Hochofen dieses Orts liefert 48,600 Myriagrammen Gußeisen; auch wird hier viel Gyps gewonnen. (*Fischer.*)

Epifagus *Nutt.*, s. Epiphegus.

EPIGAEA. Eine von Linné begründete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Classe und aus der Gruppe der Andromedeen der natürlichen Familie der Ericeen. Char. Der Kelch stehenbleibend, tief fünftheilig, gefärbt, mit drei Stützblättchen versehen; die Corolle untertassenförmig, fünfspaltig; die Staubfäden pfriemenförmig, behaart, mit eiförmigen, an der Spitze gespaltenen Antheren; die Kapsel fast kugelig, fünffächerig, fünfklappig, vielsamig. Die beiden bekannten Arten sind amerikanische Halbsträucher, mit schwärzlichen Haaren sparsam besetzt, mit gestielten, herzförmigen Blättern, endständigen Blüthentrauben und röthlichen Blumen: 1) Ep. repens *L.* (*Lamarck*, illustr. t. 367. f. 1. *Andrews*, Bot. rep. t. 102. Memecylon *Mitchell*, Gen. 13), mit niederliegendem, kriechendem Stengel (daher der Gattungsname: ἐπίγαιος, auf der Erde liegend), stumpfen, ganzrandigen Blättern und weißröthlichen, wohlriechenden Blumen; wächst in schattigen Wäldern und Felsenspalten in Nordamerika. 2) Ep. cordifolia *Swartz* (Fl. Ind. occ. II. p. 842. Brossaea *Plumier*, Gen. p. 5. t. 17. Br. coccinea *L.*), mit aufrechtem, an der Basis wurzelschlagendem Stengel, gesägten, zugespitzten Blättern und scharlachrothen Blumen. Auf den höchsten Bergen Westindiens. (*A. Sprengel.*)

EPIGEI, Ἐπίγειοι, allgemeiner Name der auf dem Lande waltenden Nymphen, z. B. der Oreaden, Dryaden u. a. m. (*Richter.*)

Epigenesis, s. Zeugung und Zeugungstheorien.

EPIGEUS, d. h. Autochthon, 1) in der Phönikischen Mythologie ein Sohn des Eliun und der Beruth. Er wurde nachher Uranos, als Symbol des Himmels, genannt. *Sanchun.* ap. *Euseb.* Praep. Ev. I, 10.

2) Sohn des Agakles, Königs von Budeion in Thessalien. Homer rühmt ihn als „nicht den feigsten der Myrmidonischen Männer." Epigeus tödtete seinen Vetter und mußte deshalb fliehen. So kam er zu Peleus und Thetis, die ihn aufnahmen und mit dem Achilles vor Troja schickten. Als er hier den Leichnam des getödteten Sarpedon in das Lager der Griechen schleppen wollte, wurde er vom Hektor durch einen Steinwurf getödtet. Patroklos bedauerte seinen Freund und Kampfgenossen und stürmte wüthend auf die Troer, um ihn zu rächen. *Hom.* Il. XVI, 571. (*Richter.*)

EPIGONI, Ἐπίγονοι, d. h. die Nachgebornen. Man versteht darunter die Söhne der sieben Helden, welche wegen des Bruderzwistes zwischen Eteokles und Polynikes gegen Theben gezogen waren, und sämmtlich, den Adrast ausgenommen, den Tod vor seinen Mauern gefunden hatten. Adrast feuerte nun die Söhne an, den Tod der Väter zu rächen. Sie zogen also aus zum Kampfe mit einem starken Heere. Gewöhnlich spricht man auch von sieben Epigonen (*Paus.* X, 10), aber da Amphiaraos zwei Söhne hinterlassen hatte, die beide am Kriege Theil nahmen, so sind es acht, nämlich: Alkmäon und Amphilochos, des Amphiaraos; Ägialeus, des Adrastos; Diomedes, des Tydeus; Promachos, des Parthenopäos; Sthenelos, des Kapaneus; Thersander, des Polynikes, und Euryalos, des Mekisteus Sohn. *Apollod.* II, 7, 2. Es lassen sich sogar noch mehre herausbringen, und einige Dichter nennen auch andere Namen. So Hygin (f. 71) den Thesimenes statt des Promachos, welcher Letztere überdies bei Eustathios Stratolaos genannt wird. Pausanias und Eustathios nennen noch den Polydorus, des Hippomedon Sohn, Eustathios den Melon, des Eteoklos Sohn. Zum Anführer des zweiten Zuges bestimmte das Orakel den Alkmäon; Andere aber nennen den Ägialeus und Diomedes (*Eurip.* Suppl. 1215), Pindar aber (P. VIII, 67) den Adrastos als Anführer. In der Schlacht am Flusse Glissas wurden die Thebaner, trotz des tapferſten Widerstandes, geschlagen. Des Eteokles Sohn, Laodamos, tödtete in derselben des Adrastos Sohn Ägialeus, er selbst aber wurde von Alkmäon erschlagen. Schol. *Pind.* P. VIII, 68. Die geschlagenen Thebaner flohen erst in die Stadt und fragten den Wahrsager Tiresias um Rath. Dieser befahl ihnen, Theben zu verlassen, und so schlichen sie sich des Nachts aus der Stadt, worauf die Epigonen in die leere einrückten und sie ausplünderten. Die fliehenden Thebaner begaben sich theils nach Illyrien (*Herod.* V, 61), theils nach Thessalien an den Berg Homole. Die Sieger machten nun des Polynikes Sohn Thersander zum König, worauf ein großer Theil der Flüchtigen zurückkehrte. Doch fühlte Theben diese Zerstörung noch lange. *Strab.* IX. p. 632. Von der gemachten Beute sandten sie des Tiresias gefangene Tochter Daphne oder Manto dem Delphischen Apollo zum Geschenk, und zogen nun mit ihrer Beute nach Hause. *Diod.* IV, 68. 69. Die classischen Stellen von diesem Kriege der Epigonen sind *Apollod.* III, 7, 2. *Diodor.* IV, 66. *Paus.* IX, 5, 9. Hellanikos und Ephoros hatten diesen Mythos besonders abgehandelt. Auch gab es ein eigenes, vom Pausanias angeführtes und gewöhnlich dem Homer zugeschriebenes Gedicht von diesem Kampfe. Auch Sophokles und Äschylos bearbeiteten die Geschichte tragisch. Der ganze Krieg der Epigonen scheint eine reine Erfindung der Dichter, um ein Gegenstück zu dem Feldzuge der sieben Helden zu liefern. In diesem bleibt Adrastos allein am Leben; im Kriege der Epigonen ist sein Sohn der Einzige, welcher stirbt. Die Söhne gingen unter guten, die Väter unter bösen Auspicien in den Kampf. So ist denn überall der Gerechtigkeit Genüge geschehen und das Schicksal versöhnt. (*Richter.*)

EPIGRAMM, und zwar im Alterthume[1]). Wenn das griechische Wort Epigramma (Ἐπίγραμμα), das, sei-

1) s. im Allgemeinen: G. E. Lessing, über das Epigramm

ner natürlichen Ableitung nach, eine an irgend einen Gegenstand gesetzte Aufschrift bedeutet, bei den Griechen schon früh zu Aufschriften poetischer Art, in gebundener Rede gebraucht ward, wie sie besonders an geheiligten Gegenständen, Weihgeschenken, Tempeln und dergl. stattfanden (in welcher Beziehung die von Herodot [V, 59 seq.] angegebenen Epigrammen auf den in den Tempel des Apollo zu Theben geweiheten Dreifüßen gewiß die ältesten sind), und wenn diese ursprünglich mit der Religion und der Heiligkeit des Gegenstandes, welche eben eine Aufschrift oder Inschrift in gewählter, gebundener Rede erheischte, verknüpfte Sitte bald immer größere Ausdehnung erhielt, sowie eine, bei der natürlichen Richtung des geistig so hoch begabten Hellenen zu dem Poetischen, leicht erklärliche Verbreitung, so war es ebenso natürlich, daß man hier, wo die Natur des Gegenstandes Kürze des Ausdrucks vor Allem gebot, um so mehr bedacht war, in die wenigen Worte des Epigramms eine desto inhaltschwerere Bedeutung zu legen und so die einfache Aufschrift zugleich zu einem sinn- und bedeutungsvollen Ganzen zu erheben. Jeder Gegenstand, der Natur wie der Kunst, war bald in den Bereich des Epigramms gezogen, das in wenig bezeichnenden Worten ein Bild desselben vor die Sele des Lesers oder Zuhörers stellen, damit zugleich seine Aufmerksamkeit erregen und seine Geisteskräfte in Anspruch nehmen sollte. Wenn in dieser Beziehung das Epigramm einen rein darstellenden, erzählenden oder belehrenden Charakter hat, und demnach in das Gebiet der erzählenden und darstellenden Poesie gehört, auch deren Metrum, den Herameter allein oder in Verbindung mit dem Pentameter angenommen hat, so gewann es auf der andern Seite bei den Griechen auch einen lyrischen Charakter, insofern dasselbe nicht beschränkt blieb auf die sinnvolle Darstellung äußerer Gegenstände der Natur und Kunst in bedeutungsvoller Kürze, sondern auch angewendet ward, um Gegenstände der innern Welt, Gefühle, Affecte, Gedanken, wie sie plötzlich vor die Sele treten und das Innere des Menschen mächtig ergreifen und erregen, in ähnlicher Weise darzustellen und in Worten auszudrücken. Wie reich die Griechen an Dichtungen dieser Art sind, welche Ausdehnung bei ihnen das **Epigramm** in beiderlei Richtungen gewonnen hat, mit welcher Sorgfalt und Liebe es von den ältesten Zeiten an bis in die spätesten Zeiten byzantinischer Herrschaft gepflegt worden ist, so daß fast kein Dichter Griechenlands zu nennen ist, der nicht auch im Epigramm sich versucht, ist zu bekannt, um hier noch weiter ausgeführt zu werden, und es genügt hier, auf den Schatz griechischer Dichtungen dieser Art zu verweisen, wie er uns in der griechischen **Anthologie** gesammelt noch vorliegt, um sich von dem ungeheuern Reichthume dieser Poesie, die sich über alle Gegenstände der äußern und innern Welt verbreitet und entfaltet hat, einen Begriff zu machen, obschon auch hier bekanntlich ungemein Vieles verloren gegangen ist. Das Nähere s. 4. Bd. S. 259 fg. dieser Section.

Von den Griechen kam die epigrammatische Poesie, so gut wie die andern Zweige der Poesie, nach Rom, das vor dieser Zeit des Bekanntwerdens mit griechischer Poesie und deren Einführung nur eine höchst einfache, ja selbst rohe Volks- oder Kirchenpoesie gekannt zu haben scheint, die, der eigentlichen Kunstbildung entbehrend, nur den Bedürfnissen einer rohen und wenig gebildeten Volksmasse entsprechen konnte. **Ennius**, den die römische Welt selbst als den Vater ihrer Poesie bezeichnete (vergl. *Hor.* Ep. I, 19, 7. II, 1, 50) und mit Homer zusammenstellte, erscheint auch hier als derjenige, bei welchem, wie bei Homer, dem man ja auch schon Epigramme beilegte, die ersten Spuren einer epigrammatischen Poesie vorkommen, die aber, wie wir wol annehmen dürfen, wenig mehr als eine freie Nachbildung oder Übersetzung des Griechischen enthielt. Den römischen Charakter, der überhaupt mehr der erzählenden und beschreibenden Poesie der Griechen sich zuwendete, scheint die epigrammatische Dichtweise in ihrer ausdrucksvollen, sinnreichen und bezeichnenden Kürze allerdings sehr angesprochen zu haben; der praktische Sinn der Römer, der auch in der Poesie mehr nach dem Nützlich-Verständigen, als nach dem Ausdruck innerer Gefühle und der innern Erhebung des Menschen sah, ergriff natürlich um so lieber eine Poesie, welche in ihrer kurzen und gedrängten Ausdrucksweise ihm passender erschien als irgend ein anderer Zweig der Poesie. So ward freilich das lyrische Element, das in der epigrammatischen Poesie der Griechen eine so bedeutende Stelle einnimmt, minder berücksichtigt, und trat, als bezeichnungsvoller Ausdruck der innersten Gefühle, in den Hintergrund, da der Römer der andern Richtung des Epigramms fast ausschließlich sich hingab, und dasselbe ganz allgemein auffaßte, um Schilderungen, Beschreibungen einzelner Gegenstände und Zustände, oder bezeichnende Gedanken und Einfälle darin niederzulegen, wobei der Begriff der Kürze, als eines wesentlichen Moments, zu Grunde blieb, und insofern allerdings der ursprüngliche Begriff einer Aufschrift nicht verlassen ward. Aber bei dem Charakter des Römers und seiner praktischen Richtung mußte sich statt des zurücktretenden lyrischen Elementes bald ein anderes, ihm gewissermaßen näher liegendes, gesellen, nämlich das **satirische**, insofern man bedacht war, in die wenigen Worte und Verse des Gedichtes einen desto bezeichnendern, die Aufmerksamkeit ansprechenden Sinn zu legen, durch Anspielungen, durch einzelne Züge und Gedanken bitterer, satirischer und sarkastischer Art einen Stachel in das Ganze, und damit eine Bedeutung zu bringen, überhaupt das Epigramm als ein in sich abgeschlossenes, sinnvolles Ganze erscheinen zu lassen, welches durch das Pikante des Inhalts wie der Form anziehend und treffend sei. So bildete sich das Epigramm allerdings zu einem Sinngedicht, „in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift, unsere Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.“ Dieser Begriff, wie ihn

in den sämmtl. Schriften. 17. Bd., vergl. mit v. **Herder**, Anmerkk. über die Anthologie der Griechen, besonders über das griechische Epigramm, in den sämmtl. Werken, 10. Bd., zur schönen Lit. und Kunst. Anderes ist in **meiner** Gesch. der röm. Literat. §. 160. Not. 1 angeführt.

Lessing [2]) aufgestellt hat, ein Begriff, wobei die Erwartung sowie der Aufschluß als zwei wesentliche Stücke erscheinen, dürfte aber nur auf einen kleinern Kreis dessen anzuwenden sein, was die epigrammatische Poesie der Römer uns bietet, die sich weit mehr im Allgemeinen hält, und neben dem unbestimmten und allgemeinen Begriff der Kürze mehr an den darstellenden und beschreibenden Charakter sich hält, und in einzelnen Fällen auch insbesondere an das Satirische anstreift, in der spätern Periode, nach Martialis, aber auch diesen Charakter immer mehr aufgibt und im Allgemeinen angewendet zu Darstellungen, Schilderungen, Beschreibungen jeder Art, fast blos noch in der Kürze den von andern Zweigen der erzählenden oder beschreibenden Poesie unterscheidenden Charakter bewahrt hat.

Wir haben schon bemerkt, daß mit Ennius (gest. 585 u. c.) die ersten Anfänge einer epigrammatischen Poesie in Rom sichtbar sind; die Grabschrift des Nävius (gest. 550) und die bekannten Grabschriften der Scipionen [3]) aus dem 5. Jahrh. (456. 495 u. c.) in Saturnischem Metrum dürften kaum uns berechtigen, in eine frühere Periode zurückzugehen. Neben Ennius wird aber schon Plautus unter den Dichtern genannt, welche in dieser Dichtgattung sich versucht, wie denn bei Gellius (N. Att. I, 24) sich ein Epigramm desselben erhalten hat; ferner in der weiter folgenden Zeit Pacuvius, der berühmte tragische Dichter (s. Gellius a. a. O.), Porcius Licinius, der um 640 u. c. geblüht haben mag, durch Gellius gleichfalls in dieser Beziehung uns etwas näher bekannt (N. Att. XVII, 21 und XIX, 9), Valerius Ädituus (ibid.), Q. Lutatius Catulus, Consul 652 u. c. (s. *Gell.* XIX, 9. *Cic.* De Nat. Deorr. I, 29); in diese frühere Periode gehören weiter Lucilius [4]), der Begründer der römischen Satire, dessen Namen drei noch vorhandene Epigramme führen, desgleichen wahrscheinlich Valerius Soranus, von welchem noch ein Epigramm sich erhalten; insbesondere auch der so vielseitig gebildete, in hohem Alter (727 u. c.) gestorbene M. Terentius Varro [5]), unter dessen Namen 17 Epigramme sich noch erhalten haben, während zwei dem Namensverwandten P. Terentius Varro Atacinus (gest. 717 u. c.) beigelegt werden, andere aber den Namen eines Lävius, Pomponius, der beiden Brüder Cicero, des Tullius wie des Quintus, und des Erstern Freigelassenen Laurea Tullius tragen. Desgleichen beschäftigte sich Julius Cäsar mit dieser Poesie, ebenso C. Licinius Calvus [6]) (gest. 706) und sein Zeitgenosse C. Helvius Cinna [7]) u. A. Wenn von den epigrammatischen Leistungen dieser und Anderer nur Weniges und Vereinzeltes sich erhalten hat, so kann es doch wenigstens als Beweis dienen, welche Ausdehnung um diese Zeit schon dieser Zweig der Poesie in Rom erlangt hatte, und wie auch die angesehensten und gebildetsten Männer Roms damit sich beschäftigten. Auch dürfte ein namhafter Theil der noch erhaltenen Poesien des Catullus in diese Dichtgattung zu rechnen sein, wenn man insbesondere den Begriff des Epigramms etwas allgemein auffaßt und nicht die oben aufgestellten Elemente eines Sinngedichtes hier verlangt. Sieht man nämlich von den größern, mehr elegischen, oder selbst episch-heroischen Dichtungen Catull's ab, die allerdings einem andern Kreise der Poesie angehören, so dürfte die große Zahl der übrigen kleinern Dichtungen dieses Römers in das Gebiet der epigrammatischen Poesie fallen, da sie, zum Theil durch zufällige Umstände veranlaßt, oft sinnvolle Darstellungen, Beschreibungen u. dgl. m. enthalten, wie sie schon früher bei den Griechen vielfach in Gebrauch waren, denen bekanntlich Catullus, so sehr er auch sonst ein römisches Gepräge zeigt, in Anlage und Fassung seiner Gedichte so gern sich anschließt. Vgl. Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste ꝛc. I. S. 163. Lessing am o. a. O. S. 57 fg. und meine Geschichte der römischen Literat. §. 122 der zweiten Ausg.

Dieser in der letzten Periode der Republik in Rom zugleich mit den übrigen Bestrebungen in Poesie und Wissenschaft erwachte Eifer für das Epigramm, der selbst in Übersetzungen und Nachbildungen griechischer Epigramme sich kund gab, und selbst zu einer angenehmen Beschäftigung oder Übung der höhern Stände geworden zu sein scheint, blieb in der Periode des Augustus nicht zurück hinter den übrigen Bestrebungen, die dieses Zeitalter auszeichnen. Aber hier scheint es insbesondere, daß das Epigramm, wenngleich noch immer in den bemerkten allgemeinen Grenzen sich haltend, doch viel zu dem Satirischen sich neigte und dieses Element in sich aufzunehmen trachtete, begünstigt durch die ganze Richtung des Lebens und der Zeit. Auch jetzt werden die ersten Dichter Roms, sowie die angesehensten und bedeutendsten Männer des Staats unter denen genannt, welche mit epigrammatischer Poesie sich beschäftigten und darin selbst ihre Kräfte versuchten. Es genügt hier, nur an die Namen eines Augustus, Mäcenas, Asinius Pollio u. A., eines Virgilius, Cassius von Parma, Cornificius, Ovidius, Cornelius Gallus, Tibullus, Matius, Pedo Albinovanus, Ämilius Macer, Domitius Marsus, Cornelius Severus u. A. zu erinnern [8]), da ihnen allen epigrammatische Dichtungen, von denen auch Einzelnes, obwol im Ganzen nicht sehr Umfangreiches und Erhebliches noch vorhanden ist, beigelegt werden; Manches auch selbst, wie z. B. die sogenannten Catalecta des Virgilius sogar in seiner Echtheit bestritten ist, obwol wir an der Echtheit derselben, wenigstens der Mehrzahl nach, nicht zu zweifeln vermögen. Bedeutender ist das, was aus der Periode nach Augustus, wo diese Poesie fortwährend einer gleichen Pflege

2) a. a. O. S. 9 fg. der carlsruher Ausg. 3) Vgl. meine Gesch. der römischen Literat. §. 22, insbesondere Not. 12 fg. Über Porcius Licinius im Folgenden vgl. *Orelli* und *Baiter*, Onomastic. Tullian. p. 493; über Lutatius Catulus ebendaselbst p. 367. 4) Vgl. über diesen und den folgenden *Meyer*, Praefat. ad Antholog. Lat. I. p. X. XI. 5) Vgl. *Meyer* l. c. p. XII; wegen der folgenden ebendaselbst p. XIII seq. 6) Vgl. insbesondere *A. Weichert*, Comment. de C. Licinio Calvo. §. 10. p. 129. Poett. Latt. Reliqq. 7) Cf. *A. Weichert*, Comm. de Helvio Cinna. p. 194 seq. l. c.

8) Vgl. nur das Verzeichniß bei *Meyer* l. c. p. XV seqq. Meine Geschichte der röm. Literat. §. 163.

sich erfreute, auf uns gekommen ist, obwol auch hier sehr Vieles verloren gegangen, oder doch nur in einzelnen Resten sich noch erhalten hat, wie denn z. B. Cn. Cornelius Lentulus Gätulicus (Consul 26 p. Chr.), Petronius, Alfius Flavus, L. Annäus Seneca (unter dessen Namen auch noch einige Epigramme, deren Echtheit jedoch ebenfalls von Einigen bezweifelt wird, sich erhalten haben), Sentius Augurinus, von dem jüngern Plinius, der übrigens selbst auch in dieser Poesie sich versuchte (Epp. VII. p. 4. 9), gerühmt (Epist. IV, 27. IX, 9), Vulcatius Sedigitus, A. Septimius Severus u. A. hier zu erwähnen sind[9]). Wir besitzen noch unter dem Namen des Martialis eine Sammlung von etwa zwölfhundert, jetzt in 14 Bücher vertheilten Epigrammen, das Einzige, Vollständige und Bedeutende, was aus dieser ganzen Dichtgattung in Rom uns erhalten ist, und in den Schluß des ersten Jahrhunderts n. Chr. fällt, da im J. 100 Martialis von seinem Vaterlande Spanien aus das zwölfte Buch dieser Epigramme nach Rom sendete. Ohne in die persönlichen Verhältnisse des Dichters und in das Einzelne der von ihm hinterlassenen Gedichte hier, wo blos im Allgemeinen seine Leistungen auf dem Gebiete der epigrammatischen Poesie und sein Verhältniß zu dieser selbst gewürdigt werden soll, weiter einzugehen[10]), bemerken wir nur, daß die beiden letzten Bücher dieser Epigrammensammlung auch den besonderen griechischen Titel Xenia und Apophoreta führen, und daß unter dem Namen Spectacula an den Anfang des Ganzen eine Anzahl von Epigrammen gestellt ist, die auf die von Titus und Domitian gegebenen Schauspiele sich beziehen, aber zum Theil in ihrer Echtheit als Werke des Martialis bestritten werden, der jedenfalls sie gesammelt, auch wol zum großen Theil gedichtet haben mag, wenngleich in der Gestalt, in der sie jetzt vorliegen, manches Abweichende und Befremdende in Vergleich mit den übrigen Epigrammen Martialis darin vorkommt[11]). Außerdem finden sich in der lateinischen Anthologie, in welche bekanntlich die große Sammlung des Martialis nicht aufgenommen ist, noch einige andere, von andern Orten her bekannt gewordene Epigramme, welche den Namen des Martialis führen, theils aber auch schon in dem bemerkten liber Spectaculorum sich finden, theils selbst als Werke des Martialis, dessen Name auch oft andern epigrammatischen Dichtungen vorgesetzt ward, zweifelhaft sind[12]). Dagegen mögen auch einzelne Dichtungen des Martialis verloren gegangen sein[13]): wie dies bestimmte Andeutungen vermuthen lassen. Wie dem auch sei, die Epigramme des Martialis bieten uns immer noch das Bedeutendste am Umfang, wie an Gehalt, was von der epigrammatischen Poesie in Rom, soweit wir sie kennen, sich erhalten hat, zumal da hier der Begriff des Epigramms nicht so sehr ins Allgemeine sich verliert und blos an dem nothwendigen und ursprünglichen Charakter der Kürze festhält, sondern der Begriff des Sinngedichtes, wie er oben nach Lessing angegeben worden ist, dem Dichter vorschwebte, der sich eine feste und deutliche Idee von dieser Dichtgattung gebildet zu haben scheint, der er auch meistens treu geblieben ist, so verschiedenartig sonst auch seine Gedichte nach Anlage und Inhalt, wie nach Fassung und Form zu nennen sind. Daher wird Martialis allgemein als der erste epigrammatische Dichter Roms, soweit nämlich unsere Kunde reicht, betrachtet, und selbst das überaus rühmliche Zeugniß des jüngern Plinius[14]), sowie die Äußerung des Älius Verus[15]), der ihn seinen Virgil genannt haben soll, kann uns ein Zeugniß geben, wie hoch schon die Zeitgenossen, sowie die nächstfolgende Zeit den Dichter stellte. Daß ihn daher auch die zahlreichen neuen lateinischen Dichter, welche in der epigrammatischen Poesie mit besonderer Vorliebe sich versucht, zum Muster und Vorbild genommen, kann nicht befremden. Durchgehen wir näher die Epigrammen des Martialis[16]), so werden wir allerdings finden, daß nicht alle die zahlreichen kleinen Gedichte, welche in seiner Sammlung vereinigt sind, auf gleiche Weise vorzüglich und geistreich zu nennen sind, wie dies auch der Dichter selbst nicht in Abrede gestellt hat[17]); es finden sich darunter wol manche, bei denen durchaus kein poetischer Schwung zu finden ist; aber die meisten zeichnen sich aus durch einen eigenthümlichen Witz, der mit Satire und Ironie verbunden, besonders an dem Schlusse eintritt, wo die mehrfach gespannte Aufmerksamkeit und Erwartung mit einem Male plötzlich befriedigt wird; Martialis ist durchweg höchst sinnig und treffend in Allem, was er sagt, sein Witz ist nicht selten beißend und mit bitterem Spotte und Hohn gemischt, aber durchaus wahr, und dadurch so fern von dem falschen und gesuchten Witze, in welchen das Sinngedicht der neuern Zeit so leicht sich verliert. Und wenn der Dichter in seinen ebenso witzigen als beißenden und treffenden Darstellungen nicht immer innerhalb der Grenzen sich hält, die unsere Begriffe von Schicklichkeit und Anstand dem Dichter setzen; wenn er nicht blos mit großer Schonungslosigkeit und Bitterkeit verfährt, sondern mit einer nach unsern Ansichten unerlaubten Freiheit die geschlechtlichen Verhältnisse nicht selten zum Gegenstande seiner Epigramme gemacht hat, und hier bis zu dem Obscönen gelangt, so wird dies nicht sowol gerechtfertigt, als aus den Verhält-

9) Vgl. *Meyer* l. c. p. XXI sq. Meine Geschichte der römischen Literat. §. 166. 10) s. meine Gesch. der röm. Literat. §. 165 und das dort Angeführte. 11) Vgl. *Rader*, Prolegg. in seiner Ausgabe des Martialis, Cap. V, und jetzt F. Kehrein in Jahn's und Seebode's Jahrb. der Philologie. 4. Supplementband. 4. Heft. S. 541 fg., und zwei Programme von J. Schmieder zu Brieg (1837. 4.), die mir jedoch nicht näher bekannt sind. 12) Cf. *Meyer* l. c. p. XXIV. 13) s. *Rader* l. c. cap. II.

14) Epist. III, 21: „Erat homo *ingeniosus*, *acutus*, acer, et qui plurimum in scribendo et *salis* haberet et *fellis* nec candoris minus." 15) Bei Älius Spartianus in *Aelii Veri* Vita. cap. 5. Anderes ist in meiner Gesch. der röm. Literat. §. 165. Not. 12 angeführt. Über das Verhältniß des Martialis zu dem ältern Catullus s. *Martialis*, Carmm. X, 78, und dazu Lessing's Bemerkungen a. a. O. I. S. 173. (S. 59 der carlsruher Ausg.) 16) Über den Charakter der Epigramme des Martialis s. insbesondere Lessing a. a. O. S. 193 fg. (S. 72 fg. der carlsruher Ausg.), auch *Nisard*, Études I. p. 333, und die zu Daunou's Kritik im Journal des Savans. 1835. S. 44 fg. 17) Das Epigramm (I, 17) lautet:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.
Quae legis hic: aliter non fit, Avite, liber.

nissen seiner Zeit, wie des Alterthums überhaupt erklärt werden können, ohne daß dadurch der Vorwurf einer besondern Immoralität, die sich in seinen Versen kund gegeben, dem Dichter wird gemacht werden, der sich ohnehin darüber selbst an einer eigenen Stelle ausgesprochen hat [18]), und gewiß nicht mehr Tadel verdient, als ein Catullus [19]) und ein Ovidius [20]), bei welchen Dichtern uns ähnliche Erscheinungen, ja ähnliche entschuldigende Äußerungen entgegentreten. Sonst wird man alle Ursache haben, mit dem wohl gewählten Ausdruck, der eleganten und selbst classischen Sprache des Dichters zufrieden zu sein, der sich auch darin als ein Mann von guter, wissenschaftlicher Bildung gezeigt hat; freilich erschweren die vielfachen Beziehungen und Anspielungen auf römische Verhältnisse jener Zeit, die uns nicht mehr so genau und vollständig bekannt sind, an nicht wenig Stellen die Leichtigkeit der Auffassung des Ganzen, und machen damit den Martialis zu keinem leichten Schriftsteller, während wir andererseits in diesen Gedichten die merkwürdigsten Nachrichten über römisches Leben und Sitte finden, und so in ihnen eine Hauptquelle für unsere gesammte Kunde des römischen Alterthums von Seiten des häuslichen Lebens und Verkehrs und der Privatverhältnisse anerkennen müssen, da diese Epigramme überall und unmittelbar auf das Leben selbst sich beziehen und daraus aufgegriffen sind. Daß der Dichter gegen Domitian Schmeichelei und selbst Servilität zeigt [21]), erklärt sich wol aus den persönlichen Verhältnissen des Dichters, der an diesem Kaiser, sowie auch an Titus, einen wohlwollenden, ihn unterstützenden Gönner gefunden hatte, so wenig auch sonst dies entschuldigt oder gerechtfertigt werden mag. Immerhin wird man dem Talente des Dichters, der, obwol in griechischer Literatur und Poesie wohl gebildet, doch sich keineswegs auf bloße Nachbildung oder Übertragung des Griechischen, wie so viele andere Dichter Roms beschränkt hat, volle Anerkennung zollen müssen, und es erscheint in seinen Dichtungen die römische Poesie in einer Originalität und Selbständigkeit, wie sie kaum irgend ein anderer Zweig der römischen Poesie, etwa mit einziger Ausnahme der Satire, ansprechen kann.

Eine andere Sammlung von kleinen Gedichten der Art, obwol in ihnen weniger der Charakter des Epigramms, als eines eigentlichen Sinngedichtes, wie bei Martialis hervortritt, bilden die sogenannten **Priapeia** oder **Diversorum poetarum veterum in Priapum lusus**, d. h. eine Anzahl von kleinen Gedichten, die auf den Priapus, den die Fruchtbarkeit der Felder, Fluren und Gärten beschützenden Gott sich beziehen, mitunter auch etwas obscöner Natur sind, übrigens aus sehr verschiedenen Zeiten, wie auch von sehr verschiedenen Verfassern herrühren, von denen einige immerhin in die classische Periode der römischen Literatur fallen, und vielleicht selbst einen Catullus, Virgilius, Ovidius, Tibullus u. A. zu Verfasser haben; daher auch der Werth derselben bei dem ungleichen Bestand der ganzen Sammlung, über deren Bildung wir überhaupt nichts Näheres wissen, sehr verschieden ist, und nach der ursprünglichen Bestimmung derselben, als Aufschriften oder Inschriften an Gebäude, Tempel, Bilder u. dgl. m. sich bemessen läßt [22]).

Auch nach den Zeiten des Martialis scheint die epigrammatische Poesie in Rom keineswegs geschlummert zu haben, da fortwährend nicht blos hochangesehene Männer des Staates, sondern auch insbesondere Gelehrte jeder Art, Grammatiker, Redner u. A. damit sich beschäftigten, so daß bald, und wie es scheint, schon in den ersten christlichen Jahrhunderten Poesien der Art von dem gelehrten Grammatiker verlangt, und als ein Zeichen seiner Bildung überhaupt angesehen wurden: wobei freilich das Epigramm von der durch Martialis ausgebildeten Form immer mehr zurücktreten, und den eigentlichen Charakter eines Sinngedichtes, wie er eben bestimmt worden, nach und nach immer mehr verlieren, statt seiner aber den allgemeinen Charakter einer darstellenden, beschreibenden oder schildernden Poesie, wie dies überhaupt der Charakter der gesammten römischen Poesie in dieser spätern Periode mit wenig Ausnahmen ist, annehmen mußte, sodaß das Unterscheidende von den größern Dichtungen der Art fast nur in der kürzern, in wenige Verse gefaßten Darstellung eines bestimmten, von Außen gegebenen Gegenstandes, eines Bildes, eines Gebäudes, eines Kunstwerkes, eines Naturgegenstandes oder auch einer Person, liegt. Der gelehrte Schulmann, der gebildete Rhetor und Philosoph suchte schon damals, und später ist dies noch weit mehr der Fall gewesen, durch solche Poesien seine Kunst und seine Bildung zu zeigen und sich dadurch vor einem Publicum zu empfehlen, das er auf diese Weise von seiner Kunstfertigkeit und Gelehrsamkeit am besten zu überzeugen hoffte; womit freilich schon hinreichend Geist und Wesen dieser des wahren poetischen Lebens fast gänzlich entbehrenden, oft in spielende Witzeleien ausartenden Poesien bezeichnet ist. Neben einzelnen Epigrammen des Kaisers Hadrianus [23]) und des Philosophen Appulejus, welche keineswegs zu verachten sind, des Florus, Modestinus, Publilius Optatianus Porphyrius, Pentadius, Sidonius u. A. finden wir einige schöne Epigramme des Latinus Alcimus Avitus (um 360) und des Ablavius, der 331 n. Chr. das Consulat bekleidete; ferner Epigramme des Ausonius, die aber zum Theil bestritten oder zweifelhaft sind, ebenso wie die des Claudius Claudianus, unter dessen Namen sich offenbar auch einige von christlicher Hand gefertigte Epigramme eingeschlichen haben. Ferner erscheinen hier als Verfasser von Epigrammen, die sich einzelnweise noch er-

---

18) Epigr. I, 5 am Schluß:

Innocuos censura potest permittere lusus,
Lasciva est nobis pagina, vita proba est.

s. dazu die weitern Nachweisungen in meiner Gesch. der römischen Literat. §. 165. Not. 11, vgl. §. 122. Not. 3. 19) Carm. XVI, 7. 20) Trist. II, 354 seq. 21) Vgl. Daunou a. a. O. S. 45.

22) Das Nähere s. in meiner Gesch. der römischen Literat. §. 164. Die Sammlung, die auch mehrmals besonders abgedruckt ist, findet sich am besten in Burmann's Antholog. Lat. T. II. Lib. V. p. 478—576 und in der neuen Ausgabe von H. Meyer Nr. 1616 fg. 23) s. *Meyer* l. c. p. XXV seq. Meine Gesch. der römischen Literat. §. 166 und 167.

halten haben, die Namen eines Palladius, wahrscheinlich eines Rhetors, des Symmachus, obwol bei den unter diesem Namen jetzt in der Anthologie zusammengestellten acht Epigrammen ebenso wol an den Vater L. Aurelius Avianus Symmachus, wie an den Sohn, den berühmten Redner und Staatsmann Aurelius Symmachus, vielleicht auch selbst noch an einen Dritten dieses Namens zu denken ist; desgleichen des Rufinus, Sedulius, Rufus Festus Avienus, Mavortius, Patricius, Priscianus, Phocas u. A.; von Luxorius [24]), der am Ende des 5. und in den ersten Decennien des 6. Jahrh. unter drei vandalischen Fürsten in Afrika lebte, besitzen wir an 96 Epigramme, welche wieder mehr an Martialis, den der vandalisch-römische Dichter, der nicht ohne Talent war, sich zum Vorbild nahm, sich anschließen, übrigens ebenso wol von dem Sittenverderbniß des Volkes, wie auch von dem Verfall der Sprache ein Zeugniß bieten können; die Namen Etemundus und Tuccianus, von welchen Epigramme gleichfalls vorhanden sind, scheinen ebenfalls auf vandalische Abkunft zu führen, und insofern selbst zu beweisen, wie in dem nördlichen, romanisirten Afrika, das einer so hohen Cultur in den ersten christlichen Jahrhunderten sich erfreute, selbst unter dem wilden Scepter der Vandalen, aller Verheerungen ungeachtet, dort noch eine Spur von Poesie und poetischen Bestrebungen sich erhalten hatte. Der durch sein Räthselbuch in Versen und andere kleine Gedichte bekannte Cälius Firmianus Symposius [25]), den man ins vierte Jahrhundert zu verlegen gedachte, dürfte aber wahrscheinlich einer weit spätern, christlichen Periode angehören; ebenso die zwölf Poetae scholastici, die bald ins 6. Jahrh. gesetzt werden, nach Meyer aber [26]), der sie um 1200 setzt, ganz der neuern Zeit angehören.

Es finden sich alle diese kleinern Dichtungen, wie sie in den Bereich des Epigramms fallen, und soweit sie sich noch erhalten haben, in der lateinischen Anthologie von P. Burmann vereinigt [27]); aber leider ist hier so Verschiedenartiges, aus den verschiedensten Zeiten und von den verschiedensten Verfassern, zusammengestellt, oder vielmehr oft durcheinandergeworfen, daß es vor Allem die Aufgabe der Kritik sein muß, das einzelne Echte und Alte von dem Unechten und Neuern auszuscheiden, jenes in chronologisch-geordneter Weise, und ebenfalls wiederum mit Ausscheidung alles dessen, was nicht zunächst in den Kreis der epigrammatischen Poesie gehört, zusammenzustellen, um so einen vollkommenen und sichern Überblick über den ganzen Schatz epigrammatischer Poesie, wie er uns sich erhalten hat, zu gewinnen, dadurch aber zu einer richtigen Würdigung des Ganzen, was jetzt kaum möglich ist, zu gelangen. Zum Theil ist diesem Übelstande bereits in der neuen von H. Meyer veranstalteten Ausgabe der lateinischen Anthologie [28]) durch eine bessere chronologische Ordnung des Einzelnen und theilweise Ausscheidung des nicht in diesen Dichtkreis Fallenden oder Unechten abgeholfen worden, Manches übrigens auch noch in dieser Beziehung zu thun übriggelassen [29]). Was weiter über Charakter und Inhalt der ganzen Sammlung, wie deren einzelne Bestandtheile, noch zu bemerken ist, ist bereits oben 4. Bd. S. 262 fg. dieser Encyklopädie erörtert worden. Dort ist auch S. 264 ein Verzeichniß aller der einzelnen Dichter, unter deren Namen einzelne Epigramme auf uns gekommen und der bemerkten Sammlung oder Anthologie einverleibt sind, gegeben; womit nun die genauere Aufzählung bei Meyer in der Präfatio seiner Anthologie (p. IX seqq.) zu verbinden ist. Man sieht daraus, wie in diese, ihrer Natur nach doch zunächst nur für die altrömische Epigrammenliteratur angelegte Sammlung Dichtungen gekommen sind, die dem spätern christlichen Zeitalter der Karolinger und selbst noch einer spätern Periode angehören, und demnach von jenen Resten der eigentlichen römischen Poesie wol auszuscheiden sind, obwol sie dieser ganz nachgebildet sind. Dies gilt z. B. schon von der Sammlung christlicher Epigramme, welche dem Prosper, wahrscheinlich einem Dichter des 5. Jahrh., beigelegt wird: Sacrorum Epigrammatum super Augustini sententias liber [30]); woraus wir zugleich sehen, wie auch der Inhalt des Epigramms nun ein christlicher ward, und dasselbe zur Darstellung dessen benutzt ward, was in den Kreis der christlichen Lehre wie des christlichen Cultus gehört. Ganz besonders aber zeigt sich dies, als im 8. Jahrh. unter Karl dem Großen die erstorbene Wissenschaft und Literatur, und mithin die Poesie, wieder hervorgerufen und durch Zurückgehen auf die ältern Muster und deren Nachbildung zu neuem Leben erweckt ward. Wenn diese Poesie im Allgemeinen den Charakter einer darstellenden und beschreibenden Poesie annahm, oder vielmehr als gelehrte Kunstübung ihn unter den gegebenen Verhältnissen annehmen mußte, so ward das Epigramm in seiner bezeichnenden Kürze, obwol sonst ganz allgemein gefaßt und gehalten, ungemein beliebt, und nun insbesondere angewendet auf kurze, aufschriftartige Darstellungen einzelner Heiligthümer, Kirchen, Klöster, Altäre, Reliquien, Grabesstätten und dergl. mehr, sowie auch selbst auf einzelne Personen, sowol Fürsten, wie Bischöfe, Äbte, Märtyrer und dergl. mehr [31]). Alcuin, der Schöpfer und Gründer dieser neuen Poesie und Literatur überhaupt, ragt auch in dieser Beziehung hervor; unter seinen Gedichten finden sich zahlreiche Epigramme dieser Art, und auch die ihm folgenden Dichter dieses Zeitalters, unter welchen wir nur die Namen eines Theodulph, Walafrid Strabo, Rabanus Maurus u. A. nennen, sind diesem Beispiele gefolgt, wie zahlreiche Proben unter den noch vorhandenen Gedichten derselben beweisen, die in ähnlichem Geiste und Charakter abgefaßt sind. Daß in

24) *Meyer* p. XXXII seq. 25) s. *Wernsdorf*. Poett. Latt. minn. T. VI. P. II. p. 418 sq. 473 sq. Zell in der Biblioth. classic. auctt. Vol. X. p. 129 seq.; cf. *Meyer* l. c. p. XXXVIII. 26) l. c. T. I. p. XXXVI seq. und T. I. p. 144. 27) über diese s. oben 4. Bd. S. 263. 28) Anthologia vett. Latt. Epigrammatum et Poematum. Editionem Burmannianam digessit et auxit *Henricus Meyerus*, Turicensis. (Lipsiae 1835.) 2 Tomi.

29) Vergl. meine Bemerkungen in den Heidelberger Jahrb. 1835. S. 893 fg. 30) s. Supplement I. meiner Gesch. der römischen Literat. (Die christlichen Dichter Roms.) §. 32. 31) Das Nähere s. in dem Suppl. III. meiner Gesch. der römischen Literat. (Karolingisches Zeitalt.) §. 24. S. 69 fg. §. 28 fg.

diesem Sinne und Geiste das ganze Mittelalter hindurch bis in unsere Zeit die epigrammatische Poesie sich nicht blos erhalten hat, sondern selbst mit einer gewissen Liebe gepflegt worden ist, bedarf kaum noch einer Erinnerung, da fast von jedem einigermaßen bedeutenden und namhaften Gelehrten solche Epigramme gedichtet worden sind. (*Baehr.*)

EPIGRAMM (Theorie). Der vorhergehende Artikel hat Ursprung und Fortbildung desselben gezeigt, und es geht daraus hervor, daß eine höchst bedeutende Verschiedenheit unter den Gedichten stattfindet, die mit dem Namen des Epigramms bezeichnet wurden, und daß die wenigsten etwas mit einer Auf- oder Inschrift gemein haben. Lessing stellte daher die Frage: ob es denn ganz und gar keine Ursache habe, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigsten Spielwerke, der sinnreichsten Kleinigkeit anheimgefallen sei? Vavassor (in seiner Schrift De epigrammate)[1]) hatte gesagt: das Wort sei geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe sich verändert; Lessing aber entgegnete hierauf: Gleichwol ist gewiß, daß der Sprachgebrauch nur selten ohne Grund ist. Das Ding, dem er einen gewissen Namen zu geben fortfährt, fährt unstreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieser Name eigentlich erfunden war. Nachzuweisen, was dieses hier sei, war nun der Zweck von Lessing's Abhandlung über das Epigramm. In dem von der ursprünglichen Bestimmung des Epigramms so ganz abweichenden Stoffe der späteren konnte jenes Gemeinschaftliche nicht liegen, es mußte daher in der Form aufgesucht werden, und in dieser fand es Lessing auf folgende Weise: „Die eigentliche Aufschrift," sagt er, „ist ohne das, worauf sie steht, oder stehen könnte, nicht zu denken. Beides also zusammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entsteht, den wir, in der gewöhnlichen Art zu reden, der Aufschrift allein zuschreiben. Erst irgend ein sinnlicher Gegenstand, welcher unsre Neugierde reizt: und dann die Nachricht auf diesem Gegenstande selbst, welche unsre Neugierde befriedigt." Hienach erklärt er nun das Sinngedicht für ein solches Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufschrift unsre Aufmerksamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenstand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um sie mit eins zu befriedigen.

Er nimmt mithin zwei wesentliche Stücke zu einem solchen Gedicht an, das den ersten Theil ausmachende entspricht dem Denkmal selbst, das den zweiten Theil ausmachende der Aufschrift auf demselben, und da jenes die Erwartung erregt, diese aber sie befriedigt, so fodert er von dem ersten Theile Erwartung, von dem zweiten Aufschluß, wobei er zugleich zwei Aftergattungen namhaft macht, die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufschluß darüber zu gewähren; die andre, welche uns Aufschlüsse gibt, ohne unsre Erwartung danach erweckt zu haben. Sodann entwickelt er aus seiner Erklärung die Eigenschaften, die ein solches Gedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen: 1) Der erste Theil wird um soviel vollkommener sein, je genauer er einem neuen, an Größe und Schönheit vorzüglichen Denkmale entspricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich sein; wir müssen ihn mit einem Blicke übersehen können: unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinandersetzung seiner einzelnen Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, sowie er es seiner Absicht am gemäßesten erkennt. 2) Soll der zweite Theil der eigentlichen Aufschrift entsprechen, so folgt daraus, daß die Kürze die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde sein müssen. 3) Sollen die beiden Theile des Sinngedichts zugleich dem Denkmale und der Aufschrift entsprechen, so wird auch das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältniß entsprechen müssen, welches diese natürlich unter sich haben. Die Erwartung des Sinngedichts muß mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen, so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt.

Über das, was die lateinischen Kunstrichter acumina, und die französischen pointes nennen, sagt er: „Wenn unter diesen Worten nichts anderes verstanden werden soll, als derjenige Gedanke, um dessen willen die Erwartung erregt wird, der also natürlicher Weise nach der Erwartung, am Ende des Ganzen stehen muß, und sich von allen übrigen Gedanken, als die nur seinetwegen da sind, nicht anders als auszeichnen kann, so ist es wol klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe schlechterdings nicht sein kann. Es bleibt vielmehr dieses acumen das wahre allgemeine Kennzeichen desselben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichtes zu versagen, wenn sie auch noch so viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weise darum streitig macht."

Gegen diese Theorie erklärte sich Herder. Er verwirft die Beziehung auf das Denkmal, weil ein solches sich selbst am vollkommensten ausspreche und keiner Inschrift als einer nothwendigen Hälfte seiner Hauptwirkung bedürfe. Es könne ja jeder Gegenstand in der Welt ein Objekt der Inschrift werden, so bald ich mir solchen als gegenwärtig denke, und ihn für mich oder Andre bezeichne. Herder findet ferner die Bezeichnung der beiden wesentlichen Stücke eines solchen Gedichts durch Erwartung und Aufschluß nicht passend, weil beide dem Epigramm nicht ausschließend eigen seien, übrigens aber die Erwartung nicht auf bloße Neugierde zu beschränken sei. Statt dieser Bezeichnung wählt Herder die andre: Darstellung (Exposition) und Befriedigung. Das Denkmal selbst, sagt er, würde uns vorgeführt, es wirkte auf jede Empfindung, auf die es seiner Natur nach wirken könnte, bis es den Umfang derselben ausgefüllt hätte, und dies wäre das Ziel der Aufschrift. Als Aufschrift betrachtet erklärt er diesemnach das Epigramm als die

1) Vavassor's Schrift erschien zu Paris 1669; vor ihm hatten Correas, Gallus, Cottunius, Karl a St. Antonio, Mercier besondere Schriften darüber herausgegeben, und keiner allgemeinen Poetik fehlte eine Theorie des Epigramms.

poetische Exposition eines gegenwärtigen oder als gegenwärtig gedachten Gegenstandes zu irgend einem genommenen Ziel der Lehre oder der Empfindung.

Der Geschichte nachgehend zeigt er das Epigramm in seiner rohesten Gestalt als rein historisch. Aufschriften dieser Art wurden jedoch nicht nur Vorgänger, sondern auch wirkliche Vorbilder der ältesten poetischen Epigramme. Indem die Poesie den Gegenstand nur mit einiger Empfindung nannte, so entstand unvermerkt hieraus eine schönere Exposition, die der Grund und gleichsam die Urform des griechischen Epigramms ist, ob sie gleich lange mit aller historischen Einfalt vorgetragen wurde. Diese Form des Epigramms nennt er die einfache oder darstellende, und unterscheidet nun mehrere künstliche Formen, die er mit folgenden Benennungen bezeichnet: 1) Das paradigmatische oder Exempelepigramm, welches der Darstellung des Gegenstandes seine Anwendung sogleich hinzufügt, denn ein Beispiel mit seiner Lehre ist es immer, worauf es hinausläuft. 2) Das schildernde Epigramm, worauf wol zunächst Kunstwerke führten. „Im Kunstwerke nämlich hatte der Künstler selbst schon auf einen Gesichtspunkt gearbeitet, und dieser galt nicht nur dem Auge, sondern auch der Sele. Das Moment Eines Affekts, Einer Situation wollte er lebendig machen; dies durfte der Dichter nur bemerken, es zum lichten Punkte seiner Beschreibung auszeichnen, und das schildernde Epigramm war ihm vom Künstler selbst gegeben. Siehe da die schönen Sinngedichte der Griechen auf ihre Kunstwerke. — Von diesem Kunstanblick ging das Sinngedicht auch auf Gegenstände der Natur aus, um sie mit eben der Schärfe eines goldenen Lichtstrahls dem Geiste oder Herzen zu zeigen." 3) Das künstlich gewandte Epigramm. Bei Gegenständen, in denen sich eine Art von Zwiefachem darbietet, erhält der Gegenstand, wenn jenes Zwiefache unter Einen Gesichtspunkt gebracht wird, eine unerwartete Wendung und eine Art von Handlung. Je unerwarteter der Gedanke ist, der aus zwei disparaten Dingen gleichsam vor unsern Augen entsprießet, um so schöner wird das Epigramm. „Bei den meisten Epigrammen von der schönsten Wendung wird man dies Zwiefache im Objekt nicht verkennen, entweder daß zwei wirklich getrennte Gegenstände im Gesichtskreise des Dichters verbunden werden, oder in dem Einen Gegenstande etwa eine neue Eigenschaft, also ein Doppeltes, erscheint, das dem Ganzen eine unerwartete Wendung verschafft. Ohne Zweifel ist die letzte Art, da in einem und demselben Gegenstande ein Zwiefaches entwickelt wird, feiner als die andere, bei der das Epigramm gleich vom Anfange an auf den doppelten Gegenstand gerichtet werden mußte: denn da sich hier die neue Eigenschaft nur in der Mitte oder gegen das Ende entwickelt, so tritt sie ungesuchter hervor und führt einen Ausgang herbei, der unerwartet lieblich befriedigt. Die Pointe dieser Art ist kein ritzender Stachel, kein Funke, der aus hartem Stahle springt (wie Wernike die Pointe seiner Überschriften nannte); vielmehr windet sich das Epigramm wie ein Kranz umher, in dem uns der Dichter zuletzt eine vor unsern Augen hervorsprießende Rose zeiget. Oder es nähert sich, wenn es Empfindung zu sagen hat, dem anmuthigen Tone eines Liedes." 4) Wird diese Wendung weit fortgeführt, so entsteht die Art Epigramme daraus, die man die täuschenden nennen könnte. Sie sind um so angenehmer, je ungesuchter die Täuschung war, je schöner die letzte Zeile, vielleicht nur das letzte Wort uns entzaubert. 5) Das rasche oder flüchtige Epigramm. Unerwartet treffen zwei Gedanken zusammen und lösen einander auf; zwei Materien brausen in einander und es sprühet ein Funke. „Diese Gattung liebt Kürze und einen leichten Vortrag; hier Frage und Antwort, dort einen Spott und lachenden Ausruf. Hier ist der Ausgang des Epigramms eine eigentliche Spitze oder Pointe. Nichts ist der Wirkung dieser leichten und losen Schaar von Einfällen mehr zuwider, als ein langweiliger Vortrag. — Diese Art vereinigt Kontraste oder bemerkt, lehrt und strafet mit der Schnelle des Pfeils, oft in einem einzigen Worte."

Klopstock entwarf in der Gelehrtenrepublik von dem Epigramm folgende Charakteristik:

Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze;
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe;
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so)
Ein klein Gemäld, ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

Man erkennt hieraus, wie die Versuche der Theoretiker, das Epigramm einer der übrigen Dichtungsarten unterzuordnen, fehl schlagen mußten. Selbst Lessing, mit wie großem Scharfsinn er auch seine Aufgabe, sowie dieselbe von ihm gestellt worden, gelöst hat, faßte nur Eine Seite der Epigramme auf, wonach viele sich allerdings einer der übrigen Dichtungsarten anschließen lassen, aber nicht alle. Er sagt: „Man hat das Wort Epigramm verschiedentlich übersetzt: durch Überschrift, Aufschrift, Inschrift, Sinnschrift, Sinngedicht u. s. w. Überschrift und Sinngedichte sind, dieses durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernike, das Gewöhnlichste geworden; aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Überschrift verdrängen." Allerdings ist Sinngedicht mehr in Gebrauch gekommen, und Herder selbst, der doch den Gesichtspunkt des Epigramms in seinem ganzen Umfange auffaßte, hat öfter Epigramm und Sinngedicht als gleichbedeutend gebraucht, ja er findet den Ausdruck Sinngedicht für jedes Epigramm vorzüglich passend. „Durch alle Klassen," sagt er, „wird der Eine Hauptbegriff merkbar, daß das Epigramm ein gegenwärtiges Objekt zu einem einzelnen festbestimmten Punkt der Lehre oder der Empfindung poetisch darstelle oder wende und deute; mithin ist der Name Sinngedicht, zumal für die schönsten Gattungen, sehr glücklich. Dem gegenwärtigen Objekt wird gleichsam Sinn gegeben, Sinn angedichtet, und dieser in der kürzesten, angenehmsten, lebendigsten Sprache uns zum Sinne gemacht, d. i. in unsere Sele geschrieben." Bezwecken aber der Apolog und die Allegorie, nur die Kürze abgerechnet, nicht dasselbe? Es scheint sich daher hier um Sinn in einem emi-

nenteren Sinne zu handeln, und diesen suchte man in der sogenannten Pointe, die aber auch Herder nicht so will genommen wissen, wie man sie gewöhnlich nimmt. „Aus dem Begriff der Aufschrift," sagt er, „folgt sie nicht: denn will jeder gestochen sein, der eine Aufschrift lieset? Leiden alle Gegenstände einen solchen Stachel? Und wäre überhaupt der Begriff eines Stichs der Sinn des Wortes Pointe? und aller Epigramme trefflichste Wirkung? Mit nichten; der Ausdruck selbst will etwas anderes sagen. Jeder Gegenstand nämlich, der vorgezeiget werden soll, bedarf Licht, damit er gesehen werde; der Künstler also, der fürs Auge arbeitet, muß auf Einen Gesichtspunkt arbeiten und für ihn das Moment seines Subjekts wählen. Was dem Künstler dieser Gesichtspunkt von außen oder das Moment dieses Gegenstandes von innen ist, das ist dem Epigramm die Pointe: der lichte Gesichtspunkt, aus dem der Gegenstand gesehen werden soll, auf welchen also das Epigramm vom Anfange bis zum Ende arbeitet, oder, wenn es Epigramm für die Empfindung ist, das Moment seiner Energie, der letzte scharfgenommene Punkt seiner Wirkung." Ihm ist also Pointe der Punkt der Wirkung, der das Ganze energisch vollendet; und mit dieser Erklärung beabsichtigte er, einen auf alle Epigramme anwendbaren Begriff von Pointe aufzustellen. Daß dies aber nicht gelungen sei, geht schon daraus hervor, daß er Pointe bei dem Epigramm für die Empfindung in etwas anderes setzt, als bei dem, welches nicht für die Empfindung ist. Er erkennt somit zwei verschiedene Arten von Epigrammen und in jeder eine Verschiedenheit der Pointe an, während man sonst dem Epigramm für die Empfindung gar keine, und nur dem, welches nicht für die Empfindung ist, eine Pointe zuschreibt, und zwar besonders in der Bedeutung eines Stichs, den man eben als charakteristisch von dem Sinngedichte fodert. Es könnte nun aber wol sein, daß das Sinngedicht sich hierauf nicht beschränkte; durch Herder's lichten Gesichtspunkt aber, womit er jedenfalls auf das Sinngedicht, im Gegensatze von dem Epigramm für die Empfindung hinzielt, wird es nicht weniger beschränkt, vielleicht in andrer Hinsicht auch zu weit ausgedehnt.

Wenngleich das Sinngedicht aus dem Epigramm hervorgegangen ist, und darum mit diesem die Eigenschaft der Kürze theilt, so ist doch nicht jedes Sinngedicht ein Epigramm und umgekehrt. Warum können Gedichte einer gewissen Art vorzugsweise Sinngedichte genannt werden? Doch gewiß nicht in der Voraussetzung, als ob alle andersartigen Gedichte keinen Sinn enthielten, sondern weil zum Sinngedichte ein eigenthümlicher Sinn erfoderlich ist, ein solcher nämlich, der ausdrücklich zum Sinnen, zum Nachsinnen anregen soll. Dieses bewirkt ein Gedanke, der, in der größten Kürze ausgedrückt, reichen Stoff zum Denken enthält. Ein so ausgedrückter Gedanke kann nun aber ein bloßer Lakonismus sein, und niemand wird doch einen solchen für ein Sinngedicht erklären; es wird also nothwendig das hinzukommen müssen, was einen so ausgedrückten Gedanken zum Gedichte macht, die eigentlich poetische Darstellung, wodurch derselbe Gedanke, welcher dem Verstande Stoff zum Denken liefert, zugleich die Einbildungskraft zu einem interessanten Spiele der Vorstellungen anregt. Dieses kann mit und ohne Pointe, in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, stattfinden, aber nie ohne Witz. Wenn Logau von dem vielbesungenen Mai sagt:

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß sie, jetzo seine Braut, künftig von ihm Mutter werde;

so wird man dieses gewiß für ein Sinngedicht erklären müssen, wenn ihm gleich die Pointe fehlt, und es im Grunde nichts anderes ist als eine Schilderung der Wirkung des Mais auf die Befruchtung der Erde. Diese Schilderung aber ist ein reines Produkt des Witzes, wodurch der zum Grunde liegende Gedanke einen weit größeren Nachdruck und die Einbildungskraft einen ungleich größeren Spielraum erhält. Eine Pointe dürfte dabei weder in Lessing's noch in Herder's Sinne nachzuweisen sein, im gewöhnlichen Sinne ist sie es gar nicht, ebenso wenig als in Schiller's Distichon auf das Distichon, welches aber auch gar nicht zu den Sinngedichten gehört, denn es enthält eine bloße Vergleichung. So bei Göthe:

Diese Gondel vergleich ich der sanft einschaukelnden Wiege,
Und das Kästchen darauf scheint ein geräumiger Sarg.
Recht so! Zwischen der Wieg' und dem Sarg wir schwanken und schweben
Auf dem großen Kanal sorglos durchs Leben dahin.

Auch dieses kleine Gedicht enthält eine bloße Reflexion, die mit Veränderung eines einzigen Wortes zu einem Epigramm auf eine Gondel in Venedig trefflich geeignet sein würde, woraus aber kein Sinngedicht geworden ist. Es enthält auch nichts Didaktisches, wessen doch gedacht werden muß, da Mehrere das Sinngedicht der didaktischen Dichtungsart eingeordnet haben. Daß jedoch das Didaktische nicht durchaus nothwendig sei, ersieht man aus dem obigen Sinngedichte Logau's; denn was würde darin wol gelehrt? Aber auch nicht jedes kurze didaktische Gedicht ist ein Sinngedicht. Göthe sagt:

Mache der Schwärmer sich Schüler wie Sand am Meere; der Sand ist
Sand; — die Perle sei mein, du o vernünftiger Freund!

Wer darüber nachdenkt, kann gar treffliche Belehrung daraus ziehen; ein Sinngedicht aber ist diese Maxime darum doch nicht, und auch der lehrreichste Spruch in noch so gedrängter Kürze, wie viel er auch zu denken gebe, ist darum nicht ein Sinngedicht zu nennen, weil ihm das fehlt, was ihn zum Gedicht macht. Die Lehre darf sich daher nicht an den Verstand allein wenden, sondern muß in der Art gegeben werden, daß auch die Einbildungskraft dadurch beschäftigt wird. Dieses ist nothwendige Bedingung für jedes didaktische Gedicht, wenn es überhaupt Gedicht sein soll; es wird daher auch dem Sinngedichte nicht fehlen dürfen. Nach dem verschiedenen Stoffe aber wird die Einbildungskraft auch verschieden einwirken; es fragt sich also: welches ist der eigenthümliche Stoff des Sinngedichts, und auf welche Weise kann sie bei demselben einwirken? Das kurze Sinngedicht ist auf einen einzigen Gedanken beschränkt, und dessen Inhalt ist allezeit etwas Individuelles, beziehe sich dieses nun auf eine Person, eine Handlung, eine Thatsache, eine Beschaffenheit,

woran irgend eine Seite die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht. Der Verstand kann sie billigen oder misbilligen, sie kann gefallen oder misfallen, und je nach Lob oder Tadel bemächtigt sich ihrer die Einbildungskraft, um diese Seite poetisch hervorstechend darzustellen. Das Hervorstechen muß, bei der erfoderlichen Kürze, schnell und mit einem Zuge bewirkt werden, und dazu dient der behende Witz, nicht durch Vergleichung, sondern durch Verähnlichung; das Ganze aber wird dadurch poetisch, daß es einen ästhetischen Charakter erhält. Dieser kann von verschiedener Art sein, naiv, witzig, ironisch, humoristisch, komisch, satirisch. Hieraus ist schon zu erkennen, daß, wenn es auf eine Belehrung abgesehen ist, diese nur sehr indirekt gegeben sein kann; aber selbst dieses findet nur bei dem tadelnden Sinngedicht statt, welches Mängel und Gebrechen, und insbesondere menschliche Thorheiten, Verirrungen und sittliche Fehler zum Gegenstande hat. Hierbei liegt die Belehrung in der gewöhnlich so genannten Pointe, die entweder durch Spott, Laune, scherzend wirkt, wie die komische Satire, aber auch ernster wirken kann, wie die höhere Satire, in welchem Falle man dem Sinngedichte anstatt einer Spitze einen Stachel zuschreibt, oder wo, nach Klopstock, das Schwert gebraucht wird. Auf diese Art von Sinngedichten paßt allein Lessing's Theorie, nicht aber auf das lobende, wie man aus seinem eignen, auf den Tod eines berühmten Arztes ersehen kann:

Als Mead am Styx erschien, rief Pluto voller Schrecken:
Weh mir! nun kommt er gar, die Todten zu erwecken.

Die griechische Anthologie enthält dergleichen viele, namentlich auf Künstler und Kunstwerke. Allen fehlt, und muß fehlen, die Wendung des Gedankens in das Lächerliche, worin die Pointe liegt: da aber in dieser auch die indirekte Belehrung liegt, so sind sie auch nicht in dem Sinne lehrend, wie das tadelnde Sinngedicht; nicht im entferntesten ist an eine didaktische Tendenz dabei zu denken. Alles was man sagen kann, ist, daß ein Gegenstand auf eine originelle Weise durch eine sinnreiche Wendung in ein vortheilhaftes Licht gestellt wird. Diese Wendung überrascht nicht dadurch, daß der Grundgedanke in sein Gegentheil umschlägt, und die Erwartung durch Täuschung befriedigt, sondern lediglich durch die Art und Weise, wie das Lob ausgesprochen wird.

Diese Art von Sinngedichten, deren es nicht allzuviele gibt, steht dem eigentlichen Epigramm am nächsten, und viele können als Epigramme betrachtet werden, d. i. als wirkliche Aufschriften sei es von Bildern oder Denkmalen. Was sich aus diesem Gesichtspunkte betrachten läßt, das dürfte allein mit dem Namen des Epigramms zu benennen sein. Daß aber auch diese nicht alle einerlei Charakter haben können, läßt sich schon daraus ermessen, daß der Charakter derselben durch den Gegenstand, auf welchem sie angebracht werden, bedingt sein muß. Das Epigramm ist ursprünglich aus der elegischen Poesie erwachsen, oder vielmehr aus der metrischen Form der Distichen, welche sich für Darstellungen verschiedenen Inhalts eignete, und auch dazu benutzt wurde. Elegisch im ästhetischen Sinne, Wehmuth und Trauer ausdrückend, wurde das Epigramm erst als Aufschrift auf Grabdenkmälern. So wenig aber das elegische Versmaß auf den Ausdruck der Trauer sich beschränkte, ebenso wenig bleibt das Epigramm auf die Grabschrift beschränkt. Abgesehen von allen übrigen Arten der Denkmäler, gibt es viele Gelegenheiten, an denen eine Aufschrift passend anzubringen ist, und Kunstwerke, Statuen und Gemälde, welche dadurch Erläuterung erhalten können. In jedem dieser Fälle fodert das Epigramm nothwendig einen angemessenen Charakter. Wenn Theognis sagte:

Bete zu Gott; er ist der Gewaltige; ohne die Götter
Kommt uns Sterblichen nichts, Böses so wenig als Gut;

so ist dieses gewiß ein passendes Epigramm für jeden Tempel, aber es ist rein didaktisch. Platon sagt:

Setze dich hier an den Fuß hochwipfliger Tannen, o Wandrer,
Wo ein flüsternder West spielt in dem schauernden Laub.
Hier führt am süßmurmelnden Bach den bewältigten Augen
Holder Syringen Getön leise den Schlummer herbei.

Dieses ist gewiß ein Epigramm, aber es enthält nichts als eine Schilderung. Ebenso ist Voltaire's Epigramm auf eine Statue des Amor: „Wer du auch seist, sieh hier deinen Meister; er ist's, oder war's, oder wird es sein," eine Schilderung der allbesiegenden Wirksamkeit Amors, die durch eine andre Schilderung aber noch überboten wird. Da wird Amor pflügend und säend dargestellt, und nach Beendigung seines Geschäfts wendet er sich an Zeus mit der Bitte um Gedeihen, trotzig hinzufügend: denn jetzt bring ich dich, Stier der Europa, unter das Joch. Ohne Zweifel wird man hierin ein Sinngedicht erkennen, denn die Pointe darin ist sehr stechend. Es war [illegible] wahrscheinlich ein Epigramm auf ein Gemälde, und ist, zu einem kleinen Gemälde geworden, auch als solches gegeben, denn es ist das zehnte Idyll von Moschos. Unter Göthe's Gedichten findet sich ein kleines mit der Überschrift: Einsamkeit.

Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o heilsame Nymphen,
Gebet jeglichem gern, was er im Stillen begehrt!
Schaffet dem Traurigen Trost, dem Zweifelhaften Belehrung,
Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück.
Denn euch gaben die Götter, was sie dem Menschen versagten,
Jeglichem, der euch vertraut, tröstend und hilfreich zu sein.

Diese Distichen sind ein Epigramm im eigentlichen Sinne, denn im Park zu Weimar findet man sie an passender Stelle in Stein eingehauen. Zu welcher Dichtungsart aber kann man sie rechnen? Auf jeden Fall nur zur Elegie im antiken Sinne. Göthe hat, wie die Elegie, so auch das Epigramm, in diesem Sinne betrachtet, das letztere jedoch mehr der Form als der ursprünglichen Bestimmung nach. Dieser gemäß sind nur wenige seiner Epigramme, die andern sind von sehr verschiedenem Charakter, die meisten schildernd, zum Theil idyllischer Art, didaktisch, satirisch, und das angeführte streift mit jener Reflexion an das Lyrische, wie dies ja auch der Fall ist mit den elegischen im Sinne der Neueren.

Man wird allem diesem zufolge nun wol zwei Klassen solcher kleinen Dichtungen unterscheiden können, das Epigramm, in welchem mittels der Einbildungskraft entweder nur ein Bild dargestellt oder durch dieselbe auf das Gefühl gewirkt wird, und das Sinngedicht, in welchem durch die Einbildungskraft vornehmlich der [illegible]

stand in Anspruch genommen wird, meist durch eine witzige unerwartete Wendung, deren das Epigramm nicht bedarf. Ungeachtet dieser Unterschiede aber machen, weder die eine, noch die andre Klasse, noch beide zusammen, eine eigne Dichtungsart aus. Von ihrem Ursprunge her haben beide Klassen das gemein, daß jede das, was sie zu sagen hat, in möglichst gedrängter Kürze sagen muß. Jede hat etwas anderes zu sagen und sagt es auf andre Weise, aber keine auf eine ganz eigenthümliche, und man kann daher die Dichtungen beider Klassen unter verschiedene Dichtungsarten ordnen, unter die beschreibende, als nur kurzes Idyll, unter die didaktische als kurzes Lehrgedicht, entweder im Ernste zur gnomischen Poesie gehörig, oder im Scherz, und wenn es dabei nicht blos auf einen witzigen Einfall abgesehen ist, der ins Komische spielt, wobei die lächerliche Wendung alles thut, ironisch, als nur kleinere Satire, die wie die größere ihren Stachel mit sich führt; diejenigen aber, welche Herder als Epigramme für die Empfindung bezeichnete, sind nur kurze Elegien im Sinne der Neueren. Bei diesen ist es zwar gewöhnlich geworden, bei Epigrammatisch nur an das zu denken, was durch seinen Witz stechend ist, und bei Epigramm an das, was eben hiedurch in seinem Ausgange durch Unerwartetes auch überrascht: allein dabei hat man nur das Sinngedicht ins Auge gefaßt, und auch von diesem nur eine Art.

Als Epigrammendichter sind unter den Teutschen zu nennen: Weckherlin, Opitz, Zinkgref, Olearius, Logau, Tscherning, Simon Dach, Andr. Gryphius, Wernicke, Hagedorn, Klopstock, Gleim, Götz, Kleist, Lessing, Kästner, Göckingk, Herder, Ewald, Friedrich, Claudius, Kretschmann, Thümmel, Pfeffel, Michaelis, Moses Kuh, Hensler, Bürger, Voß, Göthe, Schiller, Haug, Brinkmann, Langbein, Kyaw, St. Schütze, Weisser, Wyß. Sammlungen und Anthologien von Ramler, Rühl, Brumsey, Füeßli, Jördens, Voigt, Schütz, Haug und Weißer.

Franzosen. Marot, Mellin de St. Gelais, Cailly, Malherbe, Maynard, Godolin, Scarron, Deshoulieres, Boileau, Segrais, Bauderon, J. B. Rousseau, Voltaire, Grecourt, Piron, Le Brun, Boufflers. Sammlungen sind mehrere erschienen, Paris 1698 von Barante, Amsterdam 1720 von Martiniere, Paris 1769, Par. 1784 (erotische), Par. 1788.

Spanier. Rey de Artieda, Luperc. und Bartol. de Argensola, Ulloa, Lope de Vega, Villegas, Graf Rebolledo, Rufo, Quevedo. — Ältere im Cancionero general.

Italiener. L. Alamanni, Pensa, Leporeo, Brignole, Marino, Rolli, Bertola, Colpani. Manche Sonette können hieher gerechnet werden.

Engländer. Th. More, Heywood, Graf von Dorset, Harrington, Whiters, Donne, Bancroft, Drummond, Waller, Prior, Atterbury, Wesley, Smart. Sammlungen: London 1727 (mit einer Abhandlung über die Epigramme); von Hacket, Lond. 1757; The Festoon [2]).

Holländer. Fockenbroch, Huygens. (*H.*)

2) A Collection of Epigramms anc. and modernes, panegyrical, satir., amorous, moral, humorous, monumental. (London 1765.) The poetical Farrago. (London 1794.)

Epigraphik. Inschriftenkunde, s. die Nachträge.

EPIKARPIOS, Ἐπικάρπιος, der Fruchtspender, ein Beiname des Zeus, unter dem er in Euböa verehrt wurde. (*Richter.*)

EPIKASTE, 1) die Gattin des Arkadischen Königs Klymenos. Sie gebar ihm eine Tochter, Harpalyke, welche so schön war, daß der eigene Vater sich in sie verliebte und sie gewaltsam ihrem Bräutigam entriß. Aber, von Rache getrieben, schlachtete Harpalyke den eigenen, mit dem Vater erzeugten Sohn und setzte ihm denselben als Speise vor. Klymenos erhing sich in der Verzweiflung, und Harpalyke ward auf ihre Bitten in einen Vogel verwandelt. *Hyg.* f. 255. *Parthen.* 13. — 2) Des Menökeus Tochter und Gemahlin des Lajos; gewöhnlich heißt sie Jocaste (s. d. Art.) — 3) Des Augias Tochter, mit der Herkules den Thestalos zeugte. *Apollod.* II, 7. 8. — 4) Tochter des Kalydon und der Äolia, Gemahlin des Agenor und Mutter des Parthaon und der Demonike. *Apollod.* I, 7, 7. (*Richter.*)

EPIKEDION, ist der Name eines Trauergedichtes oder einer dem Andenken eines Verstorbenen gewidmeten Denkschrift, in welchem Sinne besonders der Plural Epikedien da gebraucht wird, wo in einer Sammlung mehre, das Andenken eines Verstorbenen ehrende, prosaische oder dichterische Darstellungen vereinigt sind. Diese Bedeutung ist besonders aus dem Gebrauche lateinischer Schriftsteller entstanden, während Ursprung und griechischer Sprachgebrauch zum Theil auf etwas ganz Anderes hinführt. Das Wort hängt mit dem griechischen κῆδος zusammen, welches Kummer, Trauer, aber schon in den Homerischen Gesängen auch Trauer- und namentlich Leichenfeierlichkeit bedeutet. Das Adjectivum ἐπικήδειος (welches nur zweier Endungen ist) wird schon von Plato (Legg. VII. p. 800 E.) mit ᾠδή, von Spätern, wie Dionysius, Diodor, Plutarch, der es besonders häufig hat, mit λόγος, μέλος, sogar mit δάκρυα verbunden. Das Neutrum ἐπικήδειον wird von den Grammatikern als Synonym von Θρῆνος betrachtet und von Proklus in der Chrestomathie (bei *Photius*, Biblioth. p. 987) also unterschieden: διαφέρει δὲ τοῦ ἐπικηδείου ὁ Θρῆνος, ὅτι τὸ μὲν ἐπικήδειον παρ' αὐτὸ τὸ κῆδος ἔτι τοῦ σώματος κειμένου λέγεται, ὁ δὲ Θρῆνος οὐ περιγράφεται χρόνῳ. Dasselbe hat auch das Etymol. magn. v. Θρῆνος überliefert und Servius (ad *Virgil.* Eclog. V, 20) ziemlich wörtlich übersetzt. Von dem Blasen der Flöte bei diesen Leichenfeierlichkeiten ist dann ὁ ἐπικήδειος αὐλός bei Plutarch (Moral. p. 657 A.) entstanden und die Erfindung von Suidas (s. v. Ἔλεγος) dem Midas unter der Regierung des Gordius zugeschrieben, was etwa durch Plinius (H. N. VII, 57) seine Erklärung findet. Doch dieser beschränktere Gebrauch verlor sich im Laufe der Zeit (cf. *Eustath.* p. 1673, 48. *Suid.* v. ἐπικήδειον· ἐπιτάφιον, ἐπιθανάτιον), und die römischen Dichter bezeichneten damit einen Klagegesang. So Ovid's Elegie auf den Tod des Tibullus, so die beiden Gedichte des Statius in den poetischen Wäldern

(Silv. lib. V. carm. 3 und 5), der auch in dem Vorworte des zweiten Buches ausdrücklich das Wort epicedion anwendet. Die Ableitung aus dem Griechischen verlangt eigentlich die Verlängerung der vorletzten Sylbe, weil sie aus dem griechischen Diphthong ει entstanden ist. Da aber schlechte Handschriften an vielen Stellen ι statt ει geben, die Römer auch überhaupt willkürlicher mit dieser Quantität verfuhren, so ist die Glosse ἐπικήδιον· naenia und die im allgemeinen Gebrauche übliche Verkürzung der penultima zu erklären. Vgl. *Scaliger*, De art. poet. III, 122, und besonders *J. Val. Franckii* Callinus, p. 125 seq. Ob Gutherius das De jure manium, I. c. 19. p. 113 gegebene Versprechen, an einer andern Stelle über den Unterschied von ἐπικήδιον und ἐπιτάφιον zu sprechen, erfüllt hat, weiß ich nicht.

(*Eckstein.*)

EPIKLEROS (Ἐπίκληρος). So hieß in Athen diejenige Tochter, oder auch diejenigen Töchter, auf welche, in Ermangelung von Brüdern, das väterliche Erbe (κλῆρος) fiel, und es wird diese Benennung gebraucht ebenso wol bei Lebzeiten des Vaters, als insbesondere, wenn er gestorben war; desgleichen von einer ledigen und unverheiratheten Erbtochter, wie selbst von einer bei Lebzeiten des Vaters bereits verheiratheten, insofern auf sie zunächst, bei Ermangelung der Söhne, das Vermögen des Vaters, als Erbe, zurückfiel. Über den Ausdruck selbst und über die Anwendung desselben in dem Sinne einer Erbtochter finden sich die genauesten Angaben bei den Scholien zu Aristophanes' Wespen 583[1]), womit die Bestimmungen bei Pollux III, 33[2]) zunächst verbunden werden können, aus welchen wir sehen, daß für den Ausdruck ἐπίκληρος auch andere im Gebrauche waren, wie πατροῦχος und ἐπικληρῖτις; auch scheint der Ausdruck ἔγκληρος gebraucht worden zu sein[3]), und κληρονόμος bezeichnet der bemerkte Scholiast als den zu seiner Zeit für eine solche Erbtochter angewendeten Ausdruck. In Bezug auf solche Töchter zeigt nun das Attische Erbrecht eine Reihe von Bestimmungen, die mit den überhaupt bei der Erbfolge im Attischen Rechte vorwaltenden Grundsätzen in einem inneren Zusammenhange stehen, und uns jedenfalls das Bestreben und die Sorge der Legislation erkennen lassen, durch eigene gesetzliche Bestimmungen den Bestand der Familien und des Familienvermögens möglichst zu sichern und zu erhalten, das Erlöschen eines Hauses zu verhüten, und da, wo es nicht möglich war, doch allen Übelständen, die daraus hervorgehen und auf das Wohl des Staates, wie der Familien, einen nachtheiligen Einfluß üben könnten, vorzubeugen, um so die auf das Familienleben begründete politische Wohlfahrt des Ganzen zu befestigen und zu bewahren. Es scheinen auch diese Bestimmungen nicht grade erst durch Solon und seine Legislatur eingeführt worden zu sein; sie scheinen vielmehr in früher bestandenen Verwandtschaftsrechten und in dem größern Abschlusse der einzelnen Familien in früherer Zeit begründet, und vielleicht nur durch Solon, im Geiste der durch ihn geschaffenen politischen Ordnung, besser geregelt und in einen innigern Zusammenhang und Consequenz gebracht. Es betreffen aber diese Bestimmungen ebenso gut die vermögenden Erbtöchter eines Hauses, als die armen und unvermögenden.

Was zuvörderst die vermögenden und selbst reichen Erbtöchter oder Epikleren betrifft, so war dem Vater allerdings sein Recht ungeschmälert, bei Lebzeiten oder auch testamentarisch über sein Vermögen zu verfügen; jedoch übernahm der, zu Gunsten dessen die Verfügung geschah, damit auch die Verpflichtung, die hinterlassene Erbtochter zu ehelichen, auf welche sonst das Vermögen gefallen wäre; wie dies die bei *Isaeus*, De Pyrrh.[4]) pag. 43. 4. pag. 58, 3. *Demosthen.* contr. Macart. pag. 1067, 2 befindlichen Angaben erweisen, auf welche auch bei Meier und Schömann (Der Attische Proceß. S. 469 Not. 78) verwiesen wird, mit der weitern Bemerkung, wie leider in solchen Fällen die Attischen Gerichte oft leichtsinnig verfuhren und solche väterliche Bestimmungen aufhoben. (Cf. *Aristoph.* Vesp. 605.) Hatte der Vater gar keine Verfügung getroffen, oder auch der bei seinen Lebzeiten schon verheiratheten Tochter das Erbe nicht überlassen oder zugesichert, oder war die testamentarische Verfügung des Vaters in irgend einer Beziehung angefochten, oder bestritten, so hatte der nächste männliche Anverwandte, welcher, nach ausdrücklicher Angabe des Pollux (a. a. O.) ὁ ἀγχιστεύς heißt, das Recht, die Erbtochter (und mit ihr natürlich auch das ihr zufallende väterliche Erbe) zur Ehe anzusprechen, selbst dann, wenn sie schon an einen andern Dritten verheirathet war. Es war daher in allen solchen Fällen, wo bei dem Tode des Vaters eine oder auch mehre Erbtöchter vorhanden waren, über den Anfall des väterlichen Erbes von demjenigen, welcher auf die Erbtochter und deren Erbe, als Anverwandter, einen Anspruch machen zu können glaubte, ein Antrag deshalb an den Archon zu stellen und um Zuspruch der Erbtochter und ihres Erbes mittels eines richterlichen Entscheidung nachzusuchen, was mit dem Ausdruck ἐπιδικασία bezeichnet wird, während von den Antragstellenden und um Zuspruch nachsuchenden die Ausdrücke ἐπιδικάζεσθαι, auch λαγχάνειν und ἀμφισβητεῖν

1) ἐπίκληρος λέγεται ἡ νῦν κληρονόμος καλουμένη· ὅταν δὲ παῖς ὀρφανὴ πατρὸς καὶ μητρὸς ἀδελφῶν τε οὖσα ἔρημος καὶ ταύτῃ τύχῃ ὑποκειμένη οὐσία, ταύτην καλοῦσιν ἐπίκληρον· ὁμοίως δὲ τὴν ἤδη γεγαμημένην ὅταν ᾖ ἐπὶ τῇ οὐσίᾳ ὅλῃ καταλελειμμένη· καλοῦσι γὰρ καὶ τὴν οὐσίαν κλῆρον· καλεῖται δὲ ἐπίκληρος καὶ ἡ μηδέπω γεγαμημένη ἀλλὰ παρὰ τῷ πατρὶ οὖσα, καθότι καθήκει αὐτῇ πᾶσα ἡ οὐσία· καλοῦνται δὲ ἐπίκληροι κἂν δύο ὦσι κἂν πλείους. Τινὲς δὲ τὴν ἐπίκληρον καλοῦσιν ἐπιπαματίδα (s. unten) καὶ πατροῦχον κτλ. Anderes s. bei *Ruhnkenius* ad *Timaei* Lex. Platon. p. 209 sq. 2) καὶ ἡ μὲν ἐπὶ παντὶ τῷ κλήρῳ τρεφομένη θυγάτηρ, ἐπίκληρος, εἴτε περίεστιν ὁ πατὴρ εἴτε ἀπεβίω· τινὲς δ' αὐτὴν καὶ πατροῦχον ὠνόμασαν. Ἰσαῖος δὲ καὶ ἐπικληρῖτιν ὥσπερ καὶ Σόλων κτλ.; s. auch *Harpocrat.* s. v. Ἐπίδικος, und vergl. Meier und Schömann, Attisch. Proceß. S. 468. Not. 76 und K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 121. Not. 4. 3) s. *Euripid.* Iphigen. Taur. 664.

4) Die Stelle selbst lautet: ὁ γὰρ νόμος διαῤῥήδην λέγει ἐξεῖναι διαθέσθαι ὅπως ἂν ἐθέλῃ τις τὰ αὑτοῦ, ἐὰν μὴ παῖδας γνησίους καταλίπῃ ἄῤῥενας, ἂν δὲ θηλείας καταλίπῃ, σὺν ταύταις.

τῆς ἐπικλήρου vorkommen[5]). Es trat nun das gewöhnliche gerichtliche Verfahren ein, das auch bei andern Anträgen um Erlangung einer Erbschaft stattfand; es erging durch den Herold eine öffentliche Bekanntmachung, damit Alle, welche Ansprüche erheben wollten, ihre desfallsigen Rechte geltend machen könnten, es sei durch mündlichen Einspruch, oder durch schriftlichen (ἀντιγραφή), und selbst eidliche Erhärtung (ἀντωμοσία); wozu sie hiermit aufgefodert wurden. Geschah kein solcher Einspruch, so erfolgte die richterliche Entscheidung, wornach die Erbtochter dem darum nachsuchenden Verwandten sammt ihrem Erbe zugesprochen ward, was mit dem Ausdrucke ἐπιδικάζειν τὴν ἐπίκληρον bezeichnet wird; eine solche Erbtochter, über welche kein weiterer Streit vor Gericht entsteht, heißt dann ἀνεπίδικος[6]). Ward hingegen irgend ein Einspruch erhoben, wurde die Erbtochter und ihr Erbe von Mehren in Anspruch genommen, in welchem Falle die Erbtochter Epidicos (Ἐπίδικος)[7]) hieß, so trat hinwiederum ein förmliches, processualisches Verfahren ein, wo Jeder seine Rechtsansprüche geltend zu machen hatte, und dann, nachdem die Sache auf ordnungsmäßigem Wege verhandelt worden war, die Entscheidung des Archon oder des Gerichtshofes erfolgte; es wird davon der Ausdruck διαδικασία τῆς ἐπικλήρου gebraucht[8]). Daß bei einem solchen, ganz nach der Weise anderer Erbschaftsprocesse eingeleiteten, Proceßverfahren auch die παρακαταβολή (hier wol der zehnte Theil der in Anspruch genommenen Summe) von Seiten des Klagenden oder Antragstellers niedergelegt werden mußte, scheint die Stelle bei Demosthenes (contr. Macartat. p. 1054, 24) zu beweisen[9]); ebenso scheint es auch keinem Zweifel unterworfen[10]), daß der, welcher die Ansprüche erhob, auch die gewöhnlichen Gerichtsgebühren, insbesondere die Parastasis, die höchst unbedeutend war — etwa eine Drachme — und am Ende nur eine Art von symbolischer Handlung war, welche das Anhängigmachen des Processes zeigen sollte, zu erlegen hatte, und daß ihm auch, wenn er gewann, die deponirte Summe (die Parakatabole) zurückgegeben ward. Wie weit aber in solchen Fällen die Consequenz des Attischen Erbrechtes, eben mit Bezug auf die oben bemerkten, dem Ganzen zum Grunde liegenden, Rücksichten sich erstreckte, können uns einzelne Fälle zeigen, wo der schon Verheirathete seine Frau aufgab[11]), um eine solche Erbtochter zu ehelichen, oder wo der, welcher eine solche Erbtochter früher geehelicht, sie aufgeben und an einen Andern überlassen mußte[12]), der als näherer Anverwandte seine desfallsigen Ansprüche geltend gemacht und darauf die gerichtliche Zusprechung der an einen Andern schon verheiratheten Erbtochter erlangt hatte.

So war auf jede Weise gesorgt, daß keine Erbtochter ohne vorhergegangene gerichtliche Zuerkennung oder Entscheidung verheirathet werde und in den Besitz des väterlich zugefallenen Erbes eintrete, was, sowie sie in der rechtmäßig eingegangenen Ehe Söhne erhalten hatte, diesen zufiel[13]), sobald sie mündig geworden waren (ἡβῆσαι ἐπὶ διετές, s. oben bei dem Artikel Epheben). So zeigt sich allerdings darin die oben schon angedeutete Sorge des Gesetzgebers, das Geschlecht des Vaters, und mit ihm auch dessen Vermögen in seiner Nachkommenschaft zu erhalten und zu sichern; aber es hängen damit auch andere Bestimmungen zusammen, die auf den ersten Augenblick, zumal aus dem Zusammenhange, in dem sie stehen, herausgerissen, auffallend erscheinen und auch als solche dem Schriftsteller erschienen, dem wir überhaupt die Mittheilung derselben verdanken. Es schreibt nämlich Plutarch im Leben des Solon Cap. 20 zu Anfang: „Ungereimt und lächerlich scheint auch die Befugniß einer Erbtochter, wofern der Mann, welcher sie nach dem Geschlechte besitzt, ihr beizuwohnen nicht fähig ist, einen der nächsten Verwandten ihres Mannes in das Bette aufzunehmen. Doch finden auch dieses Manche ganz recht gegen die Männer, welche, trotz ihrer Unfähigkeit, des Geldes wegen Erbtöchter heirathen und das Gesetz zum Zwange gegen die Natur misbrauchen. Müssen sie nun ansehen, daß die Erbtochter mit dem, der ihr gefällt, Umgang habe, so werden sie auf die Ehe verzichten, wo nicht, durch Schimpf und Schande für ihre Habsucht und Frechheit büßen. Billigen muß man es auch, daß die Erbtochter nicht aus allen Männern, sondern aus den Verwandten ihres Gatten sich den Liebhaber auswählen darf, damit doch die Kinder mit ihm verwandt sind und dem gleichen Geschlechte angehören. Derselbe hat auch die Verordnung: — daß, wer eine Erbtochter nimmt, verpflichtet ist, zum wenigsten dreimal des Monats ihr beizuwohnen. Denn sollten auch keine Kinder daraus entspringen, so werde doch dieses Zeichen der Achtung und Liebe des Mannes gegen seine züchtige Frau manche grade entstandene Keime der Unzufriedenheit ersticken und es nie zum Bruche kommen lassen."

So weit Plutarchus, dessen Angaben für verdächtig zu halten, wie Wachsmuth (Hellen. Alterthumskund. II, 1. S. 207) andeutet, wir um so weniger Grund finden, als uns dieselben an ähnliche Dorisch-spartanische Einrichtungen erinnern, die, wie wir alsbald zeigen werden, auch

5) Vergl. Meier und Schömann, Attisch. Proceß. S. 470. Heffter, Die Athenäische Gerichtsverfassung. S. 384 fg. Platner, Proceß und Klagen. II. S. 254 fg., wegen der Belege. 6) *Pollux* III, 33: ἐπίδικος δὲ ἡ ἐπίκληρος λέγεται, ὑπὲρ ἧς ἀμφισβητοῦσί τινες ἀλλήλοις, ὡς μᾶλλον εἰς αὐτοὺς τῆς ἀγχιστείας καθηκούσης· ἀνεπίδικος δέ, ἧς οὐκ ἠμφισβήτησαν. 7) s. außer der eben angeführten Stelle des Pollux und einer andern III, 28. *Harpocrat.* s. v. Ἐπίδικος δὲ ἡ ἀμφισβητουμένη ἐπίκληρος ὅτῳ χρὴ αὐτὴν γαμηθῆναι etc. Vergl. auch *Suidas* I. p. 807. Daher *Hesychius* I. p. 1349: ἐπίδικος· ἥτις οὐκ ἔστιν ἄνευ δικασίας· παῖς ἧς πλείους συγγενεῖς καὶ οὐσίας ἐπιδικάζονται. Andere Stellen in *Stephani* Thes. Ling. Graec. (ed. *Hase* et *Dindorf.*) Vol. III. p. 1580. 8) Vergl. Meier und Schömann a. a. O. S. 470 und 471. 9) So auch Meier und Schömann S. 470; vergl. S. 613 fg. Dagegen will Heffter am o. a. O. S. 385 die Deposition eines solchen Succumbenzgeldes oder einer derartigen Caution, wie die Parakatabole war, hier nicht gelten lassen. 10) Vergl. wegen des Folgenden Meier und Schömann S. 471. 614. 621.

11) Cf. *Demosthen.* Adv. Eubul. p. 1311, 16 und Arg. adv. Onetor. p. 863, 4. 12) Cf. *Isaeus*, De Pyrrh. p. 54, 10. 13) *Demosthen.* Adv. Steph. II. p. 1135, 5: καὶ ἐὰν ἐξ ἐπικλήρου τις γένηται, ἅμα καὶ ἡβήσῃ ἐπὶ διετές, κρατεῖν τῶν χρημάτων, τὸν δὲ σῖτον μετρεῖν τῇ μητρί.

in Anderem, was solche Erbtöchter betrifft, manche auffallende Analogien zeigen, die auf gemeinsame Ansichten und Grundsätze der Hellenischen Stämme überhaupt, die darin sich zusammentreffen, zurückführen; auch wird sich die Attische Sitte schon erklären lassen, wenn wir die durchweg im Alterthume bemerkliche Furcht vor dem Untergang eines Hauses und den in allen solchen Verhältnissen daher obwaltenden Grundsatz: das Geschlecht, die Familie durch Nachkommenschaft zu erhalten und so auch den Vermögensbestand derselben ihr ungeschmälert und unzersplittert zu bewahren, ins Auge fassen, und in dieser Hinsicht noch insbesondere an das denken, was als letzter Zweck der Ehe in der bekannten Attischen Formel *ἐπ' ἀρότῳ γνησίων παίδων* [14]) sich ausspricht, insofern es dabei hauptsächlich auf Erzeugung einer rechtmäßigen, kräftigen Nachkommenschaft, wie sie das Bestehen des Staates erfoderte, abgesehen war, auch überhaupt in allen Gesetzgebungen des Alterthums bei der Ehe ebenso sehr physische Rücksichten der Fortpflanzung des Geschlechtes, wie politische der Erhaltung des Besitz- und Vermögensstandes mehr oder minder hervortreten. Auch verkannte Plutarch den Gesichtspunkt und die Absicht des Gesetzgebers nicht, der solche Frauen, die als Erbtöchter eine solche gezwungene Ehe durch das Gesetz einzugehen genöthigt waren, allerdings auch zum Gegenstande einer besondern Sorgfalt und Aufmerksamkeit machen wollte. Von dieser Fürsorge zeugt auch die sogenannte *κάκωσις ἐπικλήρων* [15]), in Folge deren gegen den Ehegatten einer Erbtochter, wenn er diese schlecht behandelte, vernachlässigte, oder ihr die ehelichen Pflichten versagte, eine Klage erhoben werden konnte und zwar bei dem Archonten, der überhaupt von Amtswegen für das Beste, wie der Waisen und Witwen, so auch der Erbtöchter sorgen, und besonders jede Mishandlung, jeden Frevel und jede Unbill an ihnen verhüten sollte. Vergl. *Demosthen.* contr. Macart. p. 1076. Insbesondere fand eine solche *κάκωσις*, welche zu einer solchen gerichtlichen Klage Veranlassung geben konnte, bei den armen Erbtöchtern statt, hinsichtlich deren das Gesetz eine ähnliche Fürsorge in den Bestimmungen über ihre Verheirathung, wie bei den vermögenden Erbtöchtern, getroffen hatte. War eine arme Erbtochter, von welcher der Ausdruck *Θῆσσα* [16]) vorkommt, zurückgeblieben, so legte das Gesetz dem nächsten Anverwandten die Verpflichtung auf, dieselbe entweder in die Ehe zu nehmen, wenn er selbst noch unverheirathet war, oder doch jedenfalls für ihre Verheirathung zu sorgen, und eine im Verhältnisse zu seinem der Besteuerung unterworfenen Vermögen angemessene Aussteuer ihr zu geben, welche letztere auch oft dann, wenn mehre gleichnahe Verwandte da waren, von diesen zusammengelegt wurde. Hier tritt nun insbesondere der Fall einer *κάκωσις* ein, wenn der einen oder der andern dieser Bestimmungen nicht genügt worden war; Jedermann konnte Klage bei dem Archon erheben, der, wenn er in diesem Falle nichts verfügte, selbst einer namhaften Geldstrafe unterlag. Wir haben darüber noch die genauen Bestimmungen des Gesetzes, welches *Demosthenes* contr. Macartat. p. 1067 und 1068 uns aufbewahrt hat, und welches über die einzelnen Punkte näher sich verbreitet, weshalb wir es in der Note beifügen wollen [17]). Die Summe der Ausstattung ist also hier nach dem Steuercapital festgesetzt, welches zugleich nach Solon's Anordnung die politische Stellung des Bürgers bestimmte, und wenn an zwei Stellen des Harpokration [18]) als Summe der Aussteuer 5 Minen, d. i. 500 Drachmen, also etwas über 200 Gulden, im Allgemeinen angegeben werden, so ist hier die erste Classe der Bürger und die von ihnen zu erlegende Summe überhaupt als Norm einer solchen Aussteuer angenommen. Es war aber diese ganze Anordnung hinsichtlich der Erbtöchter nicht blos auf die eigentlich Attischen Bürger anwendbar, sondern sie bezog sich, wie wir aus einer andern Stelle des Demosthenes (Advers. Stephan. II. p. 1135) [19]) deutlich ersehen, ebenso gut auch auf den andern Theil der Bewohner Attika's, auf Fremde, auf Metöken, nur mit dem unwesentlichen Unterschiede, daß bei Bürgern die Sache vor den Archonten kam, bei Metöken aber in den Geschäftskreis des Polemarchen fiel. Es war aber dies ganze Verhältniß, sowie die darauf bezügliche Gesetzgebung von der Art, daß sie tief in das

14) s. *Hemsterhus.* ad *Lucian.* Tim. I. p. 372 und Anderes, bei Creuzer, Römische Antiqq. §. 68. S. 100 der zweiten Ausg., woselbst auch über das altrömische liberorum quaesundûm causa bei *Festus* s. v. *quaeso.* 15) s. Meier und Schömann, Der Attische Proceß. S. 289 fg. und daselbst die Belegstellen. Heffter, Athenäische Gerichtsverfass. S. 192 fg. Einiges Andere bei K. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 121. Not. 11 und §. 133. Not. 11. *Harpocrat.* s. v. *Κακώσεως· δίκης ὄνομά ἐστι ταῖς τε ἐπικλήροις κατὰ τῶν γεγαμηκότων κ. τ. λ.*, und dann weiter: *ὅτι δὲ ἐξῆν καὶ παντὶ τῷ βουλομένῳ γράφεσθαι κακώσεως γονέων καὶ ταῖς ἐπικλήροις βοηθεῖν.* Die Art und Weise eines aus einer solchen Klage hervorgegangenen Processes deuten die Schlußworte an: *ἦν δὲ καὶ ἄνευ ὕδατος.* 16) *Harpocrat.* s. v. *Θῆτες* und daselbst die Worte: — *ὁ μέντοι Δημοσθένης ἐν τοῖς προκειμένοις ἐπίκληρον ὠνόμασε τὴν πενιχρὰν κόρην, ἣν Θῆσσαν ὀνομάζουσιν οἱ Ἀττικοί· ἐπανάγκες δὲ ἦν τοῖς ἔγγιστα γένους τὰς θήσσας ἢ λαμβάνειν πρὸς γάμον ἢ πέντε μνᾶς διδόναι, ὡς καὶ Ποσείδιππός που ὁ κωμικός φησιν*, was bei *Photius* s. v. *Θητεύς* wiederholt ist; s. auch *Suidas* s. v. *Θῆτες* und *Θητεύς*.

17) *τῶν ἐπικλήρων ὅσαι θητικὸν τελοῦσιν* (die also in die niederste Classe der *Θῆτες* gehören; vergl. Harpokration in der vorher angeführten Stelle), *ἐὰν μὴ βούληται ἔχειν ὁ ἐγγύτατα γένους, ἐκδιδότω ἐπιδοὺς ὁ μὲν πεντακοσιομέδιμνος πεντακοσίας δραχμάς, ὁ δ' ἱππεὺς τριακοσίας, ὁ δὲ ζευγίτης ἑκατὸν πεντήκοντα, πρὸς οἷς αὐτῆς· ἐὰν δὲ μὴ πλείους ὦσιν ἐν τῷ αὐτῷ γένει, τῇ ἐπικλήρῳ πρὸς μέρος ἐπιδιδόναι ἕκαστον. ἐὰν δ' αἱ γυναῖκες πλείους ὦσι, μὴ ἐπάναγκες εἶναι πλέον ἢ μίαν ἐκδοῦναι τῷ γένει, ἀλλὰ τὸν ἐγγύτατα ἀεὶ ἐκδιδόναι ἢ αὐτὸν ἔχειν· ἐὰν δὲ μὴ ἔχῃ ὁ ἐγγυτάτω γένους ἢ μὴ ἐκδῷ, ὁ ἄρχων ἐπαναγκαζέτω ἢ αὐτὸν ἔχειν ἢ ἐκδοῦναι· ἐὰν δὲ μὴ ἐπαναγκάσῃ ὁ ἄρχων, ὀφειλέτω χιλίας δραχμὰς ἱερὰς τῇ Ἥρᾳ· ἀπογραφέτω δὲ τὸν μὴ ποιοῦντα ταῦτα ὁ βουλόμενος πρὸς τὸν ἄρχοντα.* Kürzer bei *Terentius*, Phorm. I. 2, 75: „Lex est, ut orbae, qui sunt genere proximi, iis nubant, et illos ducere eadem haec lex jubet.“ 18) In der vorhin angeführten Stelle und s. v. *Ἐπίδικος* am Schlusse: — „*ὅτι τὰς ἀπορουμένας κόρας ἐξεδίδοσαν οἱ ἄγχιστα γένους, πέντε μνᾶς ἐπιδιδόντες.*“ Ebenso *Photius* l. c. 19) *τὸν τοίνυν νόμον ἐπὶ τούτοις ἀνάγνωθι, ὃς κελεύει ἐπιδικασίαν εἶναι τῶν ἐπικλήρων ἁπασῶν καὶ ξένων καὶ ἀστῶν, καὶ περὶ μὲν τῶν πολιτῶν τὸν ἄρχοντα εἰσάγειν καὶ ἐπιμελεῖσθαι, περὶ δὲ τῶν μετοίκων τὸν πολέμαρχον καὶ ἀνεπίδικον μὴ ἐξεῖναι ἔχειν μήτε κλῆρον μήτε ἐπίκληρον.*

Leben selbst, zunächst in das Familienleben eingriff, und hier, bei dem durch das Gesetz auferlegten Zwang zu Eingehung der Ehe, besonders zu der Zeit, als Athen eine reiche und luxuriöse Handelsstadt geworden war, Veranlassung zu manchen Vorfällen innerhalb des Familienkreises selbst gab, die den Attischen Dichtern der neuern Komödie einen willkommenen Gegenstand für ihre das Leben selbst, zunächst das häusliche, in seinen verschiedenen Situationen aufgreifenden Stücke, mit welchen sie das Volk belustigten, bieten mußten. Leider ist uns keins der auf diese Verhältnisse der Erbschaftstöchter sich beziehenden Stücke, die uns gewiß manche Aufklärung zur nähern Kenntniß der ganzen Sache bringen würden, erhalten; wir sind hier nur auf Titel und einzelne, unwesentliche Bruchstücke beschränkt. So wird eine Komödie des Menander unter dem Namen *Ἐπίκληρος* erwähnt; dieselbe Aufschrift führten Stücke des Alexis, Antiphanes, Diodoros, Diphilos, Heniochos und noch mancher andern Meister der neuern Attischen Komödie, der allerdings ein solcher Gegenstand so nahe lag und zu manchen interessanten Verwickelungen, Intriguen und dergl. die Hand bot. Von demselben Diphilos war auch eine Komödie, *ὁ ἐπιδικαζόμενος* vorhanden; unter demselben Namen werden Stücke des Philemo und Anaxippus genannt, weshalb Meinecke (Histor. critic. Comicc. Graecc. p. 464—466) gewiß mit vollem Rechte diesen Titel auch für ein Stück des Apollodorus in Anspruch nimmt, das eine ähnliche Tendenz hatte, und auch nur auf solche Verhältnisse und Streitigkeiten wegen Erbtöchter und deren Verheirathung sich bezog.

Daß aber diese ganze Attisch-Solonische Gesetzgebung hinsichtlich der Erbtöchter nicht als eine vereinzelte Anordnung, als etwas dieser Gesetzgebung Eigenthümliches und Besonderes dasteht, sondern vielmehr nur als eine vielleicht mehr im Einzelnen ausgeführte, vervollkommnete und den besonderen Verhältnissen Athens angepaßte Einrichtung, welche in ähnlicher Weise auch bei andern griechischen Stämmen sich findet, zeigt zuvörderst recht auffallend das Gesetz des Charondas im alten Thurium, von Diodor (XII, 18) als das dritte der von ihm verbesserten Gesetze bezeichnet, das auch, wie er ausdrücklich hinzufügt, in Solon's Gesetzgebung sich finde. Dieses Gesetz nämlich verordnete, daß der Erbtochter ihr nächster Verwandter, und daß ebenso auch die Erbtochter dem nächsten Verwandten von Rechtswegen zugewiesen werden sollte, der dann die Verpflichtung hatte, entweder sie zu ehelichen, oder ihr, wenn sie ihm zu arm war, 500 Drachmen als Mitgift zu bezahlen. Dieses Gesetz aber wurde, erzählt Diodor weiter, auf den vor der Volksversammlung gemachten Antrag einer armen, aus einem vornehmen Hause hinterlassenen Erbtochter, die, eben ihrer Armuth wegen, keinen Mann bekam, dahin geändert, daß die Bezahlung von 500 Drachmen, also die als Aussteuer für die arme Erbtochter von dem nächsten Verwandten zu bezahlende Summe wegfiel und statt dessen es dem nächsten Verwandten zur unerläßlichen Pflicht gemacht wurde, die ihm zugewiesene Erbtochter zu ehelichen. Es fällt dies freilich lange nach Solon's Zeit, der bekanntlich Olymp. 46, 1 als Archont zur Vermittelung erwählt ward, und als Gesetzgeber oder Reformator der Attischen Volksverfassung auftritt, während die Einrichtungen des Charondas [20]), die doch schwerlich blos nach Attischen copirt waren, sondern vielmehr nach dem Muster der benachbarten griechischen, zunächst chalkidischen Staaten, bei welchen wir in dem vorliegenden Falle wol ähnliche Bestimmungen wegen der Erbtöchter voraussetzen können, eingerichtet waren, jedenfalls nach Olymp. 83 oder 84 fallen.

Wir wenden uns zuletzt noch zu dem, was über diesen Gegenstand von den Einrichtungen des Dorischen Sparta zu unserer, freilich nicht vollständigen, Kunde gelangt ist, indem hier grade bei der Gleichheit und Unveräußerlichkeit des Vermögens dieser Punkt von besonderer Wichtigkeit sein mußte.

War nämlich hier kein Sohn des Hauses da, der dasselbe fortsetzen konnte, sondern nur eine Tochter, welche mithin als Erbtochter, als Epikleros, oder, wie man dies in Sparta nannte, als *Ἐπιπαματίς* [21]) (von *πᾶμα* i. q. *κτῆμα*, Besitzthum, also nicht sehr verschieden von *κλῆρος*) erschien, so mußte auch hier die Sorge des Gesetzes oder des dasselbe vertretenden Herkommens ebenfalls und vor Allem darauf gerichtet sein, das Haus der Erbtochter und den daran geknüpften Besitz zu erhalten durch angemessene Verheirathung der Letzteren. Hier scheint es nun, wenn auch gleich nicht durch einzelne, bestimmte Zeugnisse der Alten oder einzelne zu unserer Kenntniß gekommene Fälle bewährt, so doch höchst wahrscheinlich und der Analogie mit dem, was in andern griechischen Staaten, wie wir gesehen, vorkam, entsprechend, daß man den Mann einer solchen Epikleros aus dem Kreise der Familie selbst wählte, also einen ihrer nächsten Anverwandten, der das Haus dann fortsetzen und mit ihr Kinder zeugen sollte [22]). Zu Lebzeiten des Vaters stand diesem wol, wie auch in jedem andern Falle, das Recht der Verlobung einer solchen Erbtochter zu; hatte er weder bei Lebzeiten noch testamentarisch etwas darüber verfügt, so mochten wol, wie zu Athen, die nächsten Verwandten ein solches Recht ansprechen, was dann natürlich auch hier zu Streitigkeiten und Processen führen mußte. Und hier erzählt nun Herodotus [23]) unter den der richterlichen Entscheidung der Könige vorbehaltenen Fällen den auf, wo es die Verheirathung einer Erbtochter betraf, wem nämlich, falls der Vater sie nicht verlobt, es zukomme, sie zu ehelichen; was allerdings auf eine Art von Erbfolge, wie sie das Her-

---

20) s. *Diodor.* l. c. cap. 12 seq. nebst *Heyne*, Opuscc. Acadd. II. p. 161 seq. Anderes darüber bei K. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer. §. 89. Not. 12 fg. 21) *Hesychius* T. I. p. 1370: *ἐπιπαματίδα· τὴν ἐπίκληρον*; s. die Note des Hemsterhuis zu *Hesychius* T. I. p. 1197. ed. *Albert.*; s. auch die in der ersten Note oben angeführte Stelle des Pollux. 22) s. K. O. Müller, Dorer. II. S. 198. K. H. Lachmann, Die Spartan. Staatsverfass. S. 175 fg. 23) Die Worte selbst VI, 57 lauten: *πατρούχου τε παρθένου πέρι, ἐς τὸν ἱκνέεται ἔχειν, ἢν μή περ ὁ πατὴρ αὐτὴν ἐγγυήσῃ*, wo die Worte *ἐς τὸν ἱκνέεται ἔχειν* allerdings, wie auch K. H. Lachmann (Die Spartan. Staatsverfassung. S. 176) anerkennt, eine Art von gesetzlicher Erbfolge anzudeuten scheinen. — Vergleiche den Fall mit der Tochter des Lysander bei *Aelian.* Var. Hist. VI, 4.

kommen festgesetzt, schließen läßt. Wahrscheinlich war dies der nächste Anverwandte, obwol es auf der andern Seite, um das Zusammentreffen eines doppelten Erbgutes zu vermeiden, glaublich erscheint, daß man den Mann aus den jüngeren Gliedern des nächst verwandten Hauses genommen, oder daß derselbe, wenn er bereits für sich ein Erbgut seines Hauses besaß, dieses an seine Brüder oder andere nahe Verwandte abtrat, um das der Erbtochter zu übernehmen. Aristoteles spricht sich über diese Verhältnisse wenig günstig aus. Zwei Fünftheile des Landes, sagt er (Polit. II, 6. §. 11), sind im Besitze von Frauen, weil eine große Zahl derselben entweder Epikleren sind, oder doch eine bedeutende Mitgift erhalten haben, während es doch beiweitem besser wäre, die Mitgift ganz abzuschaffen oder doch auf eine geringe und mäßige Summe zu fixiren; jetzt aber, setzt er hinzu, kann man die Erbtochter geben, an wen man will; und wenn der Vater stirbt, ohne eine testamentarische Verfügung zu hinterlassen, kann sie der Vormund geben, wem er will; wobei Aristoteles offenbar die oben angeführten Attischen Bestimmungen im Auge gehabt zu haben scheint. (*Baehr.*)

EPIKLES, Ἐπικλῆς, im Trojanischen Heere ein tapferer Held aus Lykien, Freund des Sarpedon. Bei dem Sturme auf das Lager der Griechen riß Ajax einen Marmorblock aus der Mauer und zerschmetterte ihm Helm und Schädel. (*Hom.* Il. XII, 379.) (*Richter.*)

EPIKOINIOS, Ἐπικοίνιος, ein Beiname des Zeus, unter dem er auf der Insel Salamis verehrt wurde. (*Richter.*)

EPIKRATES der Komiker. Über den Dichter Epikrates besitzen wir eine kurze, aus Athenäus entnommene, Notiz bei Suidas und (was einerlei ist) bei Eudocia; sonst besteht unsere Kenntniß von ihm einzig in der kleinen Anzahl Fragmente, welche besonders Athenäus überliefert hat. Hierauf beruht die literarische Zusammenstellung bei *Meineke*, Fragm. Com. Graec. Vol. I. p. 414, nebst den Fragmenten Vol. III. p. 365—373.

Die wichtigste Angabe danken wir dem *Athen.* X. p. 422 F. *Ἐπικράτης ὁ Ἀμβρακιώτης, μέσης δ' ἐστὶ κωμῳδίας ποιητής.* Daß er zur mittlern Komödie gehörte, lehrt unzweideutig sein Spott auf die grübelnde Speculation von Plato, Speusippus und Menedemus; woraus man einen Zeitgenossen der schon blühenden und allgemein besprochenen Akademie erkennt. Weniger bestimmt ist die Zeichnung der Lais, jener berühmten Hetäre, deren Jugend bereits in die Anfänge des Peloponnesischen Krieges fiel, und welche dieser Komiker nunmehr als verfallen, hochbejahrt und aus Mangel zur größten Demuth herabgewürdigt schildert: denn ob die Ausdrücke hier in aller Strenge sollen gefaßt werden und Lais damals zwischen 50 und 60 Jahren stand, oder ob nicht vielmehr einige Übertreibung untergelaufen sei, läßt sich wol bezweifeln. Man darf also die Lebenszeit des Epikrates ungefähr ins J. 380 a. C. setzen. Sein dichterisches Talent aus so geringen Trümmern beurtheilen zu wollen, wäre gewagt; aber selbst diese spärlichen Reste geben seiner Gewandtheit im Ausdruck und in der metrischen Technik, sowie der muntern Laune des Mannes ein günstiges Zeugniß. Dahin gehören die lebhaft und in witziger Färbung ausgeführten Schilderungen der Lais, der vordem hochmüthigen und unsichtbaren, jetzt alltäglichen Buhlerin (Antilaidis fr. 2, 20: *ἰδεῖν μὲν αὐτὴν ῥᾷον ἐστι καὶ πτύσαι*, l. *ἐστιν ἢ πτύσαι*, „ehe man einmal spuckt, kann man sie zehnmal erblicken"), die Jedem zugänglich geworden war, die Charakteristik der gedrückten Lage des Sklaven, des prahlerischen Koches (wo der Ausdruck absichtlich ins Tropische gebläht ist, *δελφάκων ἐγὼ κρέα | κάλλιστ' ὄπωπα πυρὸς ἀκμαῖς ἠνθισμένα*, „durch gelindes Feuer wie mit einer Blume gebräunt"), der Kupplerin (welche ein verbrauchtes Mädchen einschwärzte, *ἡ δ' ἄρ' ἦν μαινία*), der von den Platonikern geübten Kunst des Definirens und Haarspaltens, an der Analyse des Kürbisses dargelegt (leider ist das Fragment bei *Ath.* II. p. 59 sehr mangelhaft erhalten, was namentlich für den Schluß vom V. 30 fg. an gilt, obgleich Meineke sich damit zufrieden gibt); endlich sehen wir die Figur des Schiffes und Schiffwesens auf erotisches Treiben nicht unfein übertragen bei *Ath.* XI. p. 782 F. In metrischer Hinsicht wundert man sich, bei jener Zeichnung der Akademie den anapästischen Vortrag durch jambische Trimeter unterbrochen zu finden. Die Namen der Komödien sind *Ἀμαζόνες, Ἀντιλαΐς, Δύσπρατος* (worin Vieles aus dem gleichnamigen Stücke des Antiphanes mag benutzt worden sein), *Ἔμπορος, Χορός.* Daß die Stoffe derselben den sonst bekannten aus der mittlern Komödie glichen, läßt sich schon aus den vorhin erwähnten Zügen abnehmen.

Epikrates der Politiker[1]). Der Name Epikrates ist häufig in der Attischen Verwaltung, und es fällt schwer, über Identität oder Verschiedenheit dieser Homonyme zu entscheiden. Um nichts von jenem Epikrates zu sagen, dessen Vorschlag über die Panathenäen Demosthenes (c. Timocr. p. 708) berührt, so sprach Lykurgus in einer verlorenen Rede von Epikrates, dem wegen seines Gesetzes über die Epheben eine eherne Bildsäule gesetzt worden; demselben, der ein Vermögen von 600 Talenten besaß. Wir kennen außerdem Epikrates, des Philodemus Sohn, dessen Schwester der Redner Äschines geheirathet hatte, von welchem wir die etwanigen Notizen De F. Leg. p. 48 über den Schwager hören; beide müssen zusammengehalten haben, wenn Demosthenes, der ihn einfach De F. Leg. unter dem Stichnamen *Κυρηβίων* (Kleimüller) bezeichnet, ihm das Prädicat eines verfluchten Kerls (*κατάρατος* Attischer Terminus für einen Mann der Opposition) ertheilen darf. Allein unter allen war Epikrates, mit dem Beinamen *Σακεσφόρος* (Buschmann), ein Demagog seit den letzten Zeiten des Peloponnesischen Krieges, der namhafteste. Äußerlich machte ihn kenntlich ein ungeheurer, mit Liebe gepflegter, Bart, weshalb ihn der Komiker Plato als König des Bartes begrüßen, Aristophanes aber in seinen nicht vor Olymp. 97 gedichteten

1) Die hierher gehörigen Notizen ertheilen Harpokration und Suidas v. *Ἐπικράτης*, insbesondere diejenigen, welche den Demagogen angehen, *Meineke*, Com. Graec. Vol. I. p. 182 sq. und Wachsmuth, Hellen. Alterth. I, 2. S. 230 fg., welche noch vervollständigt sind durch *Bergk*, Commentt. de reliq. comoed. Att. antiq. p. 389 sqq.

Ekklesiazusen eine Frau sich rühmen läßt, sie führe einen nicht wenig schönern Bart, als Epikrates. Allgemein war er deshalb charakterisirt durch den Zusatz *Σακεσφόρος;* mit diesem erwähnt ihn auch, vermuthlich auf geschichtlicher Sage fußend, der Verfasser der 13. Sokratischen Epistel, dem zufolge er zu den Füßen des philosophischen Schusters Simon gesessen hätte. Größere Verdienste erwarb er sich durch seine politische Thätigkeit, als Genosse der demokratischen Partei. Demosthenes[2]) rühmt ihn als einen wackeren Patrioten, welcher bei Herstellung der Attischen Verfassung nach dem Sturze der 30 Tyrannen wirksam war und sonst sich vielfach nützlich erwies. Aber er wußte nicht dem Gelde zu widerstehen: nicht blos empfing er vom persischen Golde, wodurch Timokrates der Rhodier alle Hellenen gegen die Spartaner aufzuwiegeln suchte, sondern er ließ sich auch von den Lockungen des asiatischen Reichthums völlig bestricken, als er zugleich mit Phormisius, einem geistesverwandten Staatsmanne, die Gesandtschaft nach Persien (um 388) übernahm. Der Großkönig fesselte den Epikrates durch glänzende Geschenke, welche ihn zur offenbarsten Hingebung an persisches Interesse und zu den niedrigsten Schmeicheleien bestimmten. Daraus machte er nach seiner Rückkehr so wenig ein Hehl, daß er selbst eingestand, Geschenke vom Perser erhalten zu haben, sogar öffentlich erklärte, wie er einen Gesetzesvorschlag über neun Gesandte einbringen wolle, die man aus der Classe der Armen jährlich statt der neun Archonten erwählen und der guten Einnahme wegen an den Perserkönig absenden müsse. Man hört den Vorläufer von Demades und seinen Genossen heraus. Diese Truggesandtschaft behandelte mit ernster Kritik der Komiker Plato im Drama *Πρέσβεις*. Damals zwar lachte das Volk über die Unverschämtheit des Mannes; aber bald darauf, sei es auf Anlaß ungenügender Rechenschaft oder ähnlicher Vergehen, wahrscheinlich aber, weil das Volk die Schmach des von ihm angerathenen Friedens empfand, wurde er zum Tode verurtheilt, dem er sich durch Verbannung entzog[3]). Ein Actenstück dieses Processes liegt uns noch im kurzen Epilogus des Lysias *κατὰ Ἐπικράτους καὶ τῶν συμπρεσβευτῶν* vor, woraus man theils erkennt, wie reich und mächtig der Mann nebst seiner Partei war, theils aber, daß er schon früher einmal (vermuthlich um die Zeit des korinthischen Krieges) wegen Bestechung angeklagt worden: p. 808 *καὶ πρότερον ἤδη δώρων ἐκρίθησαν.* (*Bernhardy.*)

EPIKTETOS. Das äußere Leben dieses großen Stoikers kennen wir nur aus wenigen, bei Arrian, Gellius und Simplicius zerstreuten Notizen, da ein besonderes Werk Arrian's über das Leben seines Lehrers[1]) nicht auf uns gekommen ist; desto klarer liegt sein tiefes und reiches inneres Leben in seiner Lehre vor uns. Von neuern Schriften, welche Epiktetos' Leben behandeln, sind besonders zu nennen: *Giles Boileau*, Vie d'Epictete et sa philosophie, 2. édit. revue et augmentée. (Paris 1657. 12.) *John Davies*, The life and philosophy of Epictetus. (London 1670. 12.)

Er war ein Phrygier, aus Hierapolis[2]). Lange lebte er zu Rom, als Sklave, später als Freigelassener des Epaphroditus, der selbst ein Freigelassener, dabei Kammerdiener und Günstling des Nero war[3]). Wir wissen nicht, ob Epiktet als Sklave geboren, noch, durch welche Umstände er nach Rom gekommen ist. Jener Epaphroditus, ein vollendeter Hofmann[4]), wurde später unter Domitianus, weil er dem Nero bei seinem Selbstmorde behilflich gewesen war, hingerichtet[5]). Epiktet's hoher und freier Geist scheint den rohen Sinn seines Gebieters endlich doch gerührt und ihn zu seiner Freilassung bestimmt zu haben, damit er ganz der Philosophie leben könne[6]). In Rom hörte er den berühmten stoischen Lehrer Euphrates[7]), und den noch größeren Musonius Rufus[8]). Was Epiktet über die gewaltige, nicht blos den Verstand bildende, sondern auch die Herzen erschütternde und für das Edle gewinnende Lehre dieses Philosophen sagt[9]), wird durch das Wenige, was wir noch von ihm haben, nicht widerlegt[10]); in allen seinen Aussprüchen sehen wir einen klaren und hellen Geist, der den Stoicismus von speculativen Auswüchsen zu reinigen und zu der reinen und lautern Sokratik zurückzuführen suchte, und, indem er die von den frühern Stoikern besonders ausgebildete Dialektik und Physik gegen die Ethik zurückstellte, in dieser den

---

2) *De F. Leg.* p. 430, der weiterhin, p. 431, ihn nennt *τὸν εὐεργέτην τοῦ δήμου καὶ τὸν ἐκ Πειραιῶς.* 3) Über dies Alles *Demosth.* p. 430. 431. *Pausan.* III, 9, 5. *Plut.* Pelop. 30. *Hegesander* ap. *Ath.* VI. p. 251 (der sich verwundert, daß man ihn *ἄκριτον* gehen ließ) und die Fragmente des Plato in Com. Graecc. Vol. II. p. 656—658. Merkwürdig ist die Notiz beim Schol. *Aristidis* III. p. 277, daß Epikrates vorzüglich zum Frieden des Antalkidas gerathen und hierdurch die Verurtheilung sich zugezogen habe, *εἰς Ἐπικράτην αἰνίττεται, ὅς ἔπεισεν Ἀθηναίους — δέξασθαι τὴν εἰρήνην.* Übrigens irrt Bergk (p. 391), im Widerspruch mit seiner übrigen Combination, wenn er dem Plutarch wegen des unverfänglichen Ausdrucks *ἐγέλασεν ὁ δῆμος* die Meinung beilegt, daß Epikrates im zweiten Proceß freigesprochen sei.

1) *Simpl.* Com. in Epict. ab init. 2) *Suidas* s. v. *Ἐπίκτητος.* 3) Suidas nennt ihn *σωματοφύλαξ;* als erster Günstling erscheint er auch *Tac.* Annal. 15, 55. 4) Als solchen charakterisiren ihn die Anekdoten bei *Arr.* I, 19. 26. 5) *Sueton.* Nero. c. 49. Domit. c. 14. An beiden Stellen wird er als Cabinetssecretair des Nero (a libellis) aufgeführt. 6) *Orig.* c. Cels. III. p. 144. 7) *Man.* 29. *Arr.* III, 15. IV, 8. Das schöne Lob, das ihm sein Schüler, der jüngere Plinius (Ep. I, 10), ganz in Übereinstimmung mit Epiktet ertheilt, schützt ihn hinlänglich gegen die gehässigen Verleumdungen seines unedlen Rivalen, des Apollonius von Tyana, von denen Philostrates (Vita Apoll. VI, 7. VIII, 3. 7 u. ö.) voll ist. 8) *Arr.* I, 7. 9. III, 6. 15. 23. Seine ganze Lebenshaltung war die eines wahren, über Lob und Beifall der Menge erhabenen, Philosophen (*Gell.* V, 1); doch brachte er seine Weisheit zuweilen auch zur Unzeit an, wovon ein Pröbchen bei *Tac.* Hist. III, 81 vorkommt. 9) Besonders bemerkenswerth ist sein schönes Wort bei *Arr.* III, 23, daß man aus dem Unterrichte der Philosophen nicht freudig, sondern schmerzlich bewegt gehen müsse; vergl. *Gell.* V, 1 (quisquis ille est, qui audit, nisi ille est plane deperditus, inter ipsam philosophi orationem et perhorrescat necesse est et pudeat tacitus et poeniteat). 10) Die Überreste seiner Schriften sind gesammelt in *Musonii Rufi* Reliquiae et apophthegmata, ed. *Peerlkamp.* (Harl. 1822.) Schon vorher hatte Moser vier früher ungedruckte Fragmente aus dem Griechischen übersetzt und eine Einleitung über sein Leben und seine Philosophie hinzugefügt, in den Studien von Daub und Creuzer, 1810, 6. Bd. mit einer Nachschrift von Creuzer.

höchsten Zweck der Wissenschaft und zugleich die Brücke zu einer reineren Theologie fand. Durch Musonius und seinen großen Zeitgenossen Seneca wurde die stoische Lehre, indem sie ihr die schon durch Panätios [11]) vorbereitete Richtung auf das Praktische gaben, mit einem neuen, kräftigeren Geiste erfüllt, und dem damals bereits absterbenden, mehr in dialektischen Spielen und logischen Problemen sich gefallenden griechischen Stoicismus ein römischer gegenübergestellt, der jenen an Macht und Reinheit der ethischen Ideen, an tiefer Innerlichkeit und Innigkeit ebenso sehr übertraf, als er an Wissenschaftlichkeit und speculativem Gehalt hinter demselben zurückstand. Zugleich aus Noth und aus Grundsatz führte Epiktet in Rom ein ärmliches, selbst von dem Nothwendigsten fast entblößtes, dabei aber frohes, frommes, in Gott seliges Leben; sein Haus bedurfte nie eines Schlosses, weil er in demselben nichts hatte, als die Matratze, worauf er schlief [12]); er hielt keinen Sklaven, und als er endlich eine Dienerin annahm, geschah es nur, um ein Werk der Wohlthätigkeit zu üben; denn da einer seiner Freunde aus Armuth sein Kind aussetzen wollte, nahm er es zu sich, um es zu erziehen, und da that denn auch eine Amme Noth [13]). Zu den Leiden der Armuth kam noch Lähmung des Fußes; ein ihm zugeschriebenes Epigramm, worin er dies Übel erwähnt [14]), ist schwerlich von ihm, doch liebt er, es in seinen Gesprächen anzudeuten [15]); die Ursache seiner Lähmung wird verschieden angegeben; die einen schreiben sie natürlichen Gründen zu [16]), die andern erklären sie aus der harten und grausamen Behandlung seines Herrn [17]); eine Meinung, die wir, bei Mangel an hinreichenden Beweisen doch für unbegründet halten müssen, wiewol es nicht an Andeutungen fehlt, daß Epiktet viel Hartes von ungerechten Herren erduldet hat [18]). Der Senatsschluß, welcher unter Domitianus 94 n. Chr. alle Philosophen aus Rom und Italien verbannte [19]), traf auch ihn [20]); er schlug darauf seinen Wohnsitz in dem günstig gelegenen [21]) Nikopolis in Epirus auf [22]). Seine Wirksamkeit als Lehrer scheint hier erst recht angefangen zu haben. Er eröffnete eine Schule, und lehrte mehr noch durch freies Gespräch, in Hallen und auf Plätzen, im Geiste und Sinne seines großen Vorbildes Sokrates [23]), als durch öffentliche Vorträge und Vorlesungen [24]), an denen er alles Epideiktische haßte und verwarf [25]). Von Jung und Alt, von Vornehmen und Geringen wurde er aufgesucht, bewundert, auch wol in Rechtshändeln consultirt [26]); doch wurde der eigentliche Kern seiner Lehre nur selten verstanden, noch seltener befolgt. Mit edler Freimüthigkeit sprach er zu den Großen [27]); am meisten aber wußte er die Herzen der Jugend zu rühren und zu dem Besten hinzulenken [28]). So sehr er für wahre Wissenschaftlichkeit und für das bei den Römern immer mehr verfallende Studium der Logik eiferte [29]), so war ihm doch nichts verhaßter, als das dialektische Formelwesen vieler Zeitgenossen, die sich Philosophen nannten und mit todtem Wissen oder mit unfruchtbarem Scharfsinne prunkten [30]), auch wol durch zügelloses Leben ihre Lehre Lügen straften [31]). Deshalb sagte er auch, daß ein wahrer Stoiker nur selten gefunden werde, vielmehr viele von denen, so sich Stoiker nennten, im Herzen Epikureer wären [32]). Auf die äußeren Abzeichen der Philosophen seiner Schule, den langen Bart und den groben Mantel, legte er kein Gewicht [33]), wiewol er sie verweichlichten Jünglingen als einen Theil der Gymnastik empfahl [34]). Mit Wärme lobte er das Institut der Ehe [35]), obgleich er selbst im Cölibat lebte [36]). Außer den großen Häuptern seiner Schule, Zenon, Chrysippos, Kleanthes,

---

11) Vergl. d. Art. Panätios in der Allgem. Encykl. 12) *Simpl.* p. 102, 6. 13) *Simpl.* p. 272 C. 14) *Gell.* II, 18:

Δοῦλος Ἐπίκτητος γενόμην, καὶ σῶμ' ἀνάπηρος,
Καὶ πενίην Ἶρος, καὶ φίλος ἀθανάτοις.

Es ist wol nicht anzunehmen, daß der bescheidene Mann sich selbst einen Freund der Unsterblichen würde genannt haben. 15) *Man.* 7. 9. *Arr.* I, 17. 20. 16) Simplicius (p. 102 C.) meint, er sei von frühester Jugend an lahm gewesen, während Suidas angibt, das Übel sei in Folge eines Rheuma entstanden. 17) So *Cels.* ap. *Orig.* VII. p. 386, der von einem Beinbruche in Folge der von seinem Herrn über ihn verhängten Folter spricht, und dabei eine Anekdote von Epiktet's Standhaftigkeit im Ertragen des Schmerzes beibringt; Nonnus dagegen (Hist. 12) läßt ihn vom langen Tragen der Ketten lahm werden. 18) *Arr.* I, 12. 19 u. ö. 19) *Suet.* Domit. c. 10. Jonsius spricht von einer doppelten Vertreibung der Philosophen unter Domitian (De scr. h. ph. I, 17), wovon aber die Alten nichts wissen. 20) *Gell.* 15, 11. 21) Die vom Octavianus an passender Stelle gegründete Stadt (*Suet.* Oct. c. 18) wurde viel von Römern, die nach dem Osten gingen, besucht; außerdem war es den Römern ein heiliger Ort, weil dort dem vergötterten Augustus Tempel und Priesterthum eingerichtet war; *Arr.* I, 19. 22) *Arr.* I, 19. II, 6. 21 u. ö.

23) *Arr.* Praef. — Durchweg erscheint seine Methode Sokratisch; doch wußte er recht wohl den Unterschied der Zeiten zu würdigen, und erkannte an, daß die freimüthige, an Leute jeden Standes überall und immer sich andrängende Weise des Sokrates zu seiner in Despotismus versunkenen Zeit nicht mehr möglich sei; II, 12. 24) Seine *ἀναγνώσεις* werden erwähnt *Arr.* I, 10. 25) II, 4 u. ö. 26) III, 9. Wenn er dergleichen Zumuthungen, wie natürlich, ablehnte, dann hieß es wol von ihm: *σολοικίζει, βαρβαρίζει.* 27) So zu dem vornehmen Römer Naso (II, 14) und zu dem Procurator von Epirus, der wegen parteiischer Begünstigung eines Schauspielers vom Volke verhöhnt war, und gegen den er Freiheit der Rede in Schutz nahm; III, 4. 28) *Arrian.* Praef.: *οὐδενὸς ἄλλου δῆλος ἦν ἐφιέμενος, ὅτι μὴ κινῆσαι τὰς γνώμας τῶν ἀκουόντων πρὸς τὰ βέλτιστα.* Den wahrhaften Pädagogen erkennen wir in ihm in der Anrede an einen unempfänglichen und unfleißigen Schüler (II, 24), in den schönen, tröstenden Worten, die er zu einem Heimwehkranken sprach (III, 24), in der sogleich an die höchsten Beziehungen anknüpfenden Ermahnung zur Reinlichkeit (IV, 11) und in vielen andern Reden. 29) I, 1. 8. 17. 26. IV, 8. Merkwürdig ist die Schilderung des Verfalles der strengern Wissenschaft zu seiner Zeit; I, 8. III, 9. 30) *Gell.* 1, 2. 17, 19. *Arr.* II, 18. 19. III, 23. IV, 4. 31) Wie in der zürnenden Strafrede an einen Gelehrten, der, in Folge des Grundsatzes: *ὅτι αἱ γυναῖκες κοιναὶ φύσει*, die Ehe brach; II, 4. 32) II, 19. 33) Besonders eifert er gegen den Schmutz mancher sogenannten Philosophen; III, 22. 34) Wie einem eiteln und verwöhnten jungen Korinther; III, 1. 35) *Man.* 33, 8. *Schw. Arr.* II, 4, namentlich vertheidigt er Ehe und Staat gegen Epikur; I, 23. Doch empfiehlt er dem wahrhaft Weisen das Cölibat, damit er, durch kleinliche Verhältnisse nicht gefesselt und herabgezogen, reiner und sicherer auf Menschen wirken könne; III, 22. 36) Darauf geht das Geschichtchen bei Lucian (Demonax §. 55), daß der Cyniker Demonax sich, als er eben das Glück der Ehe gelobt, von ihm eine seiner Töchter erbeten habe.

die er unbedingt verehrte, waren ihm in Leben und Lehre Sokrates[37]) und der Cyniker Diogenes[38]) die höchsten Vorbilder, wie er denn überhaupt in dem wahren Cyniker, nicht in dem falschen seiner Zeit[39]), das Ideal eines tapfern, gottgeliebten, frommen Weisen fand[40]). Man hat ihn deshalb wol selbst einen Cyniker genannt[41]), eine Bezeichnung, die er nicht würde abgelehnt haben, da die ganze Ethik der Stoiker auf der Grundlage der cynischen Moral ruhte. Die Meinungen der Skeptiker und Akademiker verwarf er, weil ihre Lehre ihm an einem inneren Widerspruche zu leiden schien[42]); Epikur aber und seine Schule haßte er[43]), nicht ohne ihm zuweilen Unrecht zu thun[44]), da er den in Epikur lebenden höheren Sinn über den vielfachen Mängeln seines Systems verkannte. Sein ganzes Leben war ihm, wie einst dem von Stoikern und Cynikern so hochverehrten Herakles[45]), eine schwere Arbeit und ein tapferer Kampf gegen das Böse; aber es war ihm doch auch ein heiteres Spiel[46]), und die Menschheit eine Festversammlung[47]), an deren buntem Treiben er sich gern ergötzte. Die beiden höchsten Grundsätze seines Lebens waren Geduld und Enthaltsamkeit[48]). Der alles Große und Schöne anerkennende Hadrianus soll auch ihn mit besonderer Auszeichnung behandelt haben[49]); ob er ihm auch den Antrag gemacht hat, nach Rom zurückzukehren, ist ungewiß, gewiß aber, daß er nicht zurückgekehrt ist[50]); denn mehrmals weisen seine zu Nikopolis gehaltenen Vorträge auf die ruhige und friedliche[51]), nur an den äußersten Reichsgrenzen durch die Getenkämpfe bewegte[52]) Regierung des Trajanus hin. Die Meinung, daß er sogar noch das Zeitalter der beiden Antonine erlebt habe, hätte bei Niemandem Glauben finden sollen[53]), da derselben nicht nur alle Zeitbestimmungen, sondern auch die ausdrücklichen Zeugnisse des Marcus Antoninus selbst[54]) entgegenstehen, der erst von seinem Lehrer M. Junius Rusticus Epiktet's Schriften bekam[55]); sie beruht überdies lediglich auf einer von Suidas[56]) dem Themistius[57]) gedankenlos nachgesprochenen Angabe. Wir wissen nicht, wie und wann er gestorben ist; gewiß aber wird er in dem frommen Sinne aus der Welt geschieden sein, den er in dem herrlichen Gebete des sterbenden Weisen bei Arrian (IV, 10) so schön und innig ausdrückt[58]). Sein geringer Nachlaß wurde, wie es scheint, von seinen Verehrern zu hohen Preisen als Reliquien angekauft[59]). Unter seinen Schülern waren der edle Arrian[60]) und Favorinus[61]) die bedeutendsten; doch scheint dieser in manchen Punkten von ihm abgewichen zu sein[62]). Aus einzelnen Andeutungen dürfen wir schließen, daß ihm das Christenthum wenigstens äußerlich nicht ganz unbekannt war[63]); daß er aber auch mit der christlichen Wahrheit näher bekannt gewesen sei, wie Einige vermutheten[64]), dafür findet sich nirgends eine Spur, vielmehr geht seine Lehre im Wesentlichen nicht über den Kreis des stoischen Systems hinaus, und wenn manche seiner Aussprüche auch der sittlichen Würde und Hoheit des Christenthums ziemlich nahe

---

37) I, 9. II, 5. 12. 38) I, 24. II, 16, besonders III, 22. 24. IV, 1. Seltsam, daß der Cyniker, den die Zeitgenossen inen tollgewordenen Sokrates nannten, von den Stoikern fast über iesen hinausgehoben und zu einem wahren Ideal der höhern Mensch-eit wurde. 39) IV, 22 stellt er den unsaubern, unflätigen Ge-ellen, die sich damals Cyniker nannten, den Cyniker im höhern Styl gegenüber. 40) Ebendas. Er nennt ihn König und einen eiligen Boten Gottes an die Menschen; wir sehen aus dieser Stelle, aß die bessern Cyniker sich, nicht unähnlich den Mönchen, von der Welt nur zurückgezogen, um sich ganz dem edlen Geschäfte der Krankenpflege und der Tröstung und Belehrung der Leidenden zu idmen. 41) Cf. *Brucker*, Hist. phil. II, 570. 42) *Arr.* , 5. II, 20. Scharf und treffend drückt er das Princip der Akademiker so aus: *συγκατάθεσθε, ὅτι οὐδεὶς συγκατατίθεται*, und as der Skeptiker: *γίγνωσκε ὅτι οὐδὲν ἐστι γνωστόν.* 43) rr. I, 20. 23. II, 20. 22. Nicht mit Unrecht zog er aus Epi-et's Lehre die Consequenz, daß in derselben Familie und Staat in rem innersten Wesen aufgehoben würden. 44) III, 24 nennt die Epikureer gradezu *Κίναιδοι*; vgl. auch *D. L.* X, I. 45) , 16. III, 24: *στρατεία ὁ βίος μακρὰ καὶ ποικίλη.* Schon n ältern Cynikern war Herakles, in dessen Gymnasium Kynosar-s sie lehrten, der größte aller Heroen. 46) Ein Kampfspiel, *lan.* 29, oder auch ein Theater, in welchem jeder seine Rolle öglichst gut zu spielen suchen muß, *Man.* 17, eine Tragödie, I, . 25. 47) I, 12: *μετὰ πολλῶν εἶναι ἑορτὴ καὶ πανήγυ-ς.* II, 14. IV, 4. 48) *ἀνέχου καὶ ἀπέχου.* *Gell.* 17, 19; gl. *Arr.* IV, 4, wo mit *ἀνεκτικὸν* und *ἀφεκτικὸν* gespielt ird. 49) *Spartian.* Vita Hadr. c. 16. Wir haben noch ein pokryphisches, ohne Zweifel von einem Christen herrührendes Mach-erk, worin Hadrian dem Epiktet eine Menge Fragen zur Lösung rlegt, mitgetheilt unter dem Titel: Altercatio Hadriani cum picteto, bei *Fabr.* Bibl. Gr. 13. p. 557. 50) Wie Brucker Hist. phil. II. p. 571) annehmen möchte. 51) *Arr.* III, 13. ach der großen Sicherheit der Landstraßen zu jener Zeit wird dort wähnt.

52) II, 22. Trajan selbst wird genannt IV, 5. 53) Wie bei Is. Casaubonus und bei Menage zum Diog. Laert. 54) *M. Anton.* IV, 41. XI, 34—37. Auch Gellius erwähnt des Epiktet stets als eines längst Dahingeschiedenen; 2, 18. 17, 19. 55) *M. Anton.* I, 7. 56) *Καὶ διατείνας μέχρι Μάρκου Ἀντωνίνου*; *Suidas* s. v. 57) Orat. V. ad Jovian. p. 63. ed. *Hard.* 58) Wie schön ist doch der Schluß: *σὰ ἦν πάντα, σύ μοι αὐτὰ δέδωκας.* 59) Lucian (ad indoctum multos libros ementem) erzählt eine Anekdote von einem dummen Menschen, der für 3000 Drachmen Epiktet's thönerne Laterne gekauft habe, in der Meinung, mit ihr auch seine Weisheit zu erben; es ist wol nur ein Spott auf die Reliquienjäger jener Zeit. 60) In ihm wiederholte sich auf merkwürdige Weise Leben und Geist Xenophon's, dem er in Schreibart und literarischen Bestrebungen nacheiferte, und daher mit Recht bei Suidas *νέος Ξενοφῶν* heißt. 61) *Gell.* 17, 19. Fandi dulcissimus, *Gell.* 16, 3; eine längere Rede von ihm ist mitgetheilt *Gell.* 12, 1, wo auch amoenitates et copiae ubertatesque verborum ihm zugeschrieben werden. Er war zugleich Grammatiker und ein ziemlich unglücklicher Etymolog. *Gell.* 3, 19. 4, 1. 62) Er strebte nach dem Ruhme eines gelehrten Eklektikers, und schrieb sogar gegen Epiktet, welchen Galenus gegen ihn in einer verlorenen Schrift vertheidigte. *Galen.* IV, p. 376. ed. Bas. 63) *Arr.* IV, 7 läßt ihn der Galiläer erwähnen, die nicht, wie die Philosophen, durch vernünftiges Denken, sondern durch Schwärmerei (*μανία*) und Gewohnheit eine reinere Gotteserkenntniß hätten; ohne Zweifel sind dies die Christen. Ob auch II, 19, wo von der Taufe, als dem Kennzeichen des Judenthums, die Rede ist, an die Taufe der Christen oder an die jüdische Proselytentaufe zu denken ist, mag dahin gestellt bleiben; mindestens sehen wir aus dieser Stelle, daß es damals unter den Griechen Mode war, zu jüdeln. 64) Brucker (H. phil. II, 574) stellt die ganz grundlose Vermuthung auf, daß er christliche Sätze nachgeahmt, aber verfälscht habe. Gegen die Träume Früherer, die ihn zu einem Kryptochristen machten, schrieb schon *Rossal*, Disquisitio de Epicteto (Gron. 1708), und Crelle in zwei Dissertationen: De *ὑπερσόφοις* et *ἀσόφοις* Epicteti. (Lips. 1711—1716.)

kommen, so ist doch diese Übereinstimmung oft mehr scheinbar, als wirklich[65]).

Wie Sokrates, hinterließ Epiktet nichts Schriftliches; aber er fand seinen Xenophon an dem trefflichen Arrian, der in acht Büchern[66]) die Gespräche und Reden seines Lehrers, nach Art der Xenophontischen Denkwürdigkeiten des Sokrates, unter dem Titel von Diatriben (*Ἐπικτήτου διατριβαί*) herausgab; leider besitzen wir von diesem Werke nur noch vier Bücher; aus dem fünften theilt Gellius eine längere Stelle mit[67]). Arrian soll auch noch ein zweites Werk in zwölf Büchern mit dem Titel: *Ἐπικτήτου ὁμιλίαι* verfaßt haben[68]), doch wissen wir nicht, in welchem Verhältnisse beide Schriften zu einander standen; wahrscheinlich waren es Theile eines großen Gesammtwerkes über Epiktet, welchem dann die oben erwähnte Biographie als Einleitung mag gedient haben. Endlich faßte Arrian auch die prägnantesten Punkte der Lehre Epiktet's, die ihm am geeignetsten schienen, das Herz zu rühren, in einer Reihe kurzer und gedrängter Sätze zusammen[69]), und nannte diesen Auszug *ἐγχειρίδιον*, d. h. eine gute Wehr und Waffe, die der angehende Weise alle Zeit zum Kampfe gegen das Böse zur Hand haben müsse[70]). Dieses Philosophenbrevier, wie man es nennen könnte, ist nicht eine bloße Perlenschnur lose aneinandergereihter Sentenzen, vielmehr zieht sich durch dasselbe, wie Simplicius trefflich zeigt[71]), ein fester, bestimmter Plan; denn während die erste Hälfte (c. 1—23. *Schweigh.*) mehr für Jünglinge und Anfänger in der Lebensweisheit bestimmt ist, gilt der zweite Theil (c. 24—53) mehr den gereifteren und in der Ausbildung weiter fortgeschrittenen Männern. Dazwischen sind an passenden Stellen wenige theoretische Sätze über Gott und Welt verflochten[72]). Der Styl in sämmtlichen philosophischen Schriften Arrian's ist kunstlos, ja locker, aber warm, und trägt das frische Gepräge treuer, mündlicher Überlieferung[73]); im Satzbau, wie in der Wortfügung und in vielen einzelnen Worten und Wendungen herrscht lateinische Färbung vor, namentlich ist in dem rhetorisirenden, oft epigrammatisch zugespitzten Ausdruck Nachahmung des Seneca unverkennbar. Da das Encheiridion schon im Alterthume zu den gelesensten Schriften gehörte, so waren vielfache Zusätze und Interpolationen unvermeidlich; daher mag es kommen, daß bei Stobäos nicht selten Aussprüche aus demselben angeführt werden, die in dem Buche, wie wir es gegenwärtig haben und wie es schon Simplicius hatte, entweder gar nicht oder doch sehr verändert gefunden werden[74]); denn anzunehmen, daß auch jene Schrift, wie die Diatriben, unvollständig auf uns gekommen sei, verhindert uns das Ansehen des Simplicius, der bereits das Werk fast in seinem gegenwärtigen Umfange vor sich hatte[75]); noch weniger darf an eine doppelte, von Arrian selbst gemachte Recension gedacht werden[76]). Wie viel diese Schrift in den Schulen der Philosophen interpretirt wurde, und wie reichen Stoff sie scharfsinnigen Exegeten darbot, davon ist uns eben des Simplicius Commentar ein schöner Beweis; wir sehen in demselben ein Muster wahrhafter, in den innersten Geist des Schriftstellers eindringender und von diesem Geiste aus das Einzelne beleuchtender Erklärung, an welche sich treffliche Abhandlungen über einzelne Punkte der Theologie und Ethik anknüpfen[77]). Die vielfachen Anklänge an neutestamentliche Aussprüche, die wir bei Epiktet finden, wurden die Veranlassung, daß jenes Buch lange auch bei Christen eines sehr großen Ansehens genoß, wobei nur das entschieden Heidnische in Gedanken und Ausdruck mit Christlichem vertauscht wurde; wir haben noch zwei solcher Umarbeitungen desselben im christlichen Sinne, beide vorzugsweise für Mönche bestimmt[78]); die eine, zuerst von Mer. Casaubonus unter dem Titel: Paraphrasis Enchiridii herausgegebene, mag in die Zeiten Justinian's gehören[79]); die andere ist von dem heil. Nilus besorgt, der um die Mitte des 5. Jahrh. lebte, und erschien zuerst in dessen von Suarez herausgegebenen Schriften[80]); sie hält sich strenger als die erste, an den Urtert, und viel seltener sind christliche Ausdrücke und Reminiscenzen in dieselbe eingeflochten[81]). Vielleicht mehr, als

65) Auch Ritter (Gesch. der Phil. IV. S. 232) legt wol etwas zu viel Gewicht auf diese scheinbare Übereinstimmung. 66) *Phot.* Cod. 58. 67) *Gell.* 19, 1. Das Werk heißt dort *διαλέξεις*. 68) *Phot.* Cod. 58. Unter *ὁμιλίαι* sind ohne Zweifel vertrautere Gespräche im Kreise näher stehender Schüler zu verstehen, wogegen die *διατριβαί* mehr die Reden an Exoteriker enthalten; vielleicht hat Fabricius (Bibl. gr. IV. c. 10. *Harl.*) Recht, wenn er meint, daß unter den *διαλέξεις* bei Gellius die Homilien zu verstehen seien. 69) *Simpl.* init.: *τὰ καιριώτατα καὶ ἀναγκαιότατα ἐν φιλοσοφίᾳ καὶ κινητικώτατα τῶν ψυχῶν ἐπιλεξάμενος ἐκ τῶν Ἐπικτήτου λόγων.* 70) Ebendas.: *ἐγχειρίδιον ἐγγέγραπται, διὰ τὸ πρόχειρον ἀεὶ αὐτὸ δεῖν καὶ ἕτοιμον εἶναι τοῖς βουλομένοις εὖ ζῆν.* 71) *Simpl.* p. 3 C. 72) Wie c. 8. 27. 31. 73) *Arr.* Praef.: *ἔστι δὴ τοιαῦτα, ὥσπερ εἰκὸς, ὁποῖα ἄν τις αὐτόθεν ὁρμηθεὶς εἴποι πρὸς ἕτερον, οὐχ ὁποῖα ἂν ἐπὶ τῷ ὕστερον ἐντυγχάνειν τινὰς αὐτοῖς συγγράφοι.* Charakteristisch ist bei Epiktet auch der häufige Gebrauch der Deminutiva, wie *ψυχάριον, δοξάριον, κτησίδιον*, um die vornehm auf solche Dinge herabsehende Verachtung des Weisen auszudrücken.

74) Zuerst gesammelt in der Ausgabe von Hier. Wolf. 75) Nur c. 29. *Schw.* (ein Abschnitt, der wörtlich aus den Diatriben III, 15 in das Handbuch übertragen ist) fehlt bei Simplicius. 76) Annahme des Salmasius. 77) Wie die vortreffliche Theodicee zu c. 8 und 27, womit auch eine Polemik gegen die Manichäer verbunden ist, und die schöne und wichtige Abhandlung über das Dasein und die Vorsehung Gottes, zu cap. 32, mit polemischen Seitenblicken auf das damals schon sehr verfälschte Christenthum. Wir treffen hier zu unserer Verwunderung die reinsten Ansichten über Reue und Buße gegen die Äußerlichkeit der kirchlichen Büßungen. Herrlich ist auch der Excurs über die Freundschaft (p. 202—208) und rührend der oft durchblickende Schmerz über den Verfall alles Hohen und Edlen zur Zeit des Justinianus. 78) Am meisten tritt dies in dem Paraphrasten hervor, wo nicht selten das anachoretische Leben (auch mit dem herkömmlichen Ausdrucke *ἐνάρετος πολιτεία*) erwähnt wird; an die Stelle des Philosophen ist hier überall der Anachoret getreten. 79) Vermuthung des Mer. Casaubonus. 80) S. Nili tractatus et epistolae. (Rom. 1673.) 81) Bei dem Paraphrasten sind die Sokratischen Sentenzen regelmäßig mit Paulinischen vertauscht, häufig Bibelsprüche eingeschaltet, Manches ganz weggelassen, wie c. 17, wo das Leben mit einem Schauspiel verglichen wird, c. 33, 8, wo der Genuß der Liebe vor der Ehe etwas lau und bedingt verboten war, und Anderes der Art. Bei Nilus ist fast nichts geändert, selten zugesetzt, Sokrates und andere heidnische Namen in der Regel geblieben, und nur wenige Aussprüche griechischer Weisen mit Paulinischen vertauscht.

irgend eine andere griechische Schrift ist das Encheiridion, meistens noch mit der sogenannten tabula *Cebetis* verbunden, in der neuern Zeit bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts herausgegeben, bearbeitet, übersetzt; die vier ältesten Ausgaben, die wir als die Grundlage aller späteren ansehen können, sind: 1) Die erste venetianische Ausgabe, zugleich mit dem Commentar des Simplicius. (1528. 4.) 2) Die nürnberger Ausgabe von Haloander (1529), nebst der lateinischen Version des Ang. Politianus; ein fast wörtlicher Abdruck derselben ist die erste baseler Ausgabe (bei Andr. Cratander, 1531). 3) Die zweite venetianische Ausgabe, von Trincavellus, nebst Arrian's Dissertationen (1535); aus ihr ist die zweite baseler Ausgabe geflossen (bei Joh. Oporinus, 1554. 4.), nebst der lateinischen Übersetzung der Diatriben durch den Arzt Joh. Schegk in Tübingen. 4) Die strasburger Ausgabe, von Th. Naogeorg (1554), welche indessen sich meistens an die des Haloander anschließt. Der zweiten venetianischen Ausgabe folgt im Wesentlichen die dritte baseler Ausgabe, von Hieronymus Wolf (bei Joh. Oporinus, 1560, 3 Bde.), nebst Anmerkungen und einer lateinischen Übersetzung des Handbuches, der Diatriben und des Simplicius; dagegen begründeten eine neue Recension des Encheiridion, zunächst auf der Grundlage der ersten venetianischen Ausgabe, Salmasius und Daniel Heinsius in ihrer gemeinschaftlichen Edition jenes Werkes, mit dem Simplicius, aber ohne die Diatriben. (Leyden 1640. 4.) Den Text hatte Heinsius, die unvollendet gebliebenen, vorzugsweise philosophischen, Noten Salmasius bearbeitet. Wenig weicht von derselben ab die Ausgabe des Handbuches von dem jüngern (Mericus) Casaubonus (London 1659); doch hat sie dadurch einen bedeutenden Werth, daß sie zuerst den sogenannten christlichen Paraphrasten mittheilt und ihn zum Theil zur Emendation des Textes anwendet. Aus Wolf's und Heinsius' Recensionen gemischt sind die Ausgaben des Manuale von Abr. Berkel (zuerst zu Leyden 1670, dann zu Delft 1683; letztere mit Noten des Jac. Gronov zum Paraphrasten), und von Hadr. Reland (Utrecht 1711. 4.), nebst den viel früher geschriebenen Noten Meibom's. Eine vielfach neue Gestalt gewann der Text durch Joh. Upton, der das Handbuch nebst den Diatriben zu London herausgab (1739—1741. 2 Bde. 4.), und besonders durch Heyne, dessen erste Ausgabe 1756, Dresden und Warschau, die zweite 1776, ebendas. (wieder abgedruckt 1782), erschien; sie zeichnet sich durch ein methodisch-kritisches Verfahren vor allen frühern aus. Die letzte und größte Ausgabe aller zu Epiktet's Philosophie gehörigen Schriften ist die von Joh. Schweighäuser, der zuerst das Manuale und die Tafel des Cebes mit kritischen Noten herausgab (Leipzig 1798), dann die übrigen Schriften unter dem Titel: **Epicteteae philosophiae monumenta**, in fünf Bänden folgen ließ (Leipzig 1799—1800). Die ersten drei Bände enthalten die Diatriben nebst lateinischer Version, Commentar und indices, der vierte den Commentar des Simplicius mit der Version, der fünfte den christlichen Paraphrasten mit der Version des Casaubonus, die Redaction des Handbuches von dem heil. Nilus, endlich Noten zum Simplicius. Bei allen diesen Schriften hat Schweighäuser mit großer Umsicht und Gründlichkeit dem Texte eine ganz neue Grundlage gegeben, wiewol es ihm noch nicht gelungen ist, denselben von allen Mängeln zu reinigen. Unter der großen Zahl von Übersetzungen des Handbuches bemerken wir vor allen die lateinische Version des Ang. Politianus, die, zuerst 1496 zu Bologna herausgegeben, den Werth einer Ausgabe hat, da sie noch vor dem ersten Abdruck des griechischen Textes erschien; dann die französischen von Dacier (Paris 1715. 2 Bde. 12.), von Villebrune (Paris 1795. 2 Bde. 12.), von Camus (ebendas. 1799. 2 Bde. 18.), endlich die teutsche Übersetzung von J. G. Schultheß (Zürich 1766). Unter den vielen Monographien über Epiktet's Lehre sind zu nennen: J. A. Briegleb, Schule der Weisheit, nach Epiktet (Koburg 1805), J. F. Mieg, Über Epiktet's Charakter und Denkungsart, im Pfälzischen Museum. 1. Bd. 4. Heft, und J. F. Beyer, Über Epiktet und sein Handbuch der stoischen Moral. (Marburg 1795.)

Der Mittelpunkt in Epiktet's Lehre ist die Ethik; nach ihr strebt alles hin, durch sie wird alles in derselben bedingt; schon seine Logik ist überwiegend psychologisch und ethisch gefärbt, und aus der Ethik sind auch die wenigen allgemeinen Sätze der Physik und Theologie, die wir bei ihm finden, geflossen; überhaupt haben bei ihm die speculativeren Wissenschaften, die Logik und Physik, die in der älteren Stoa so reich ausgebildet waren, alle selbständige Geltung verloren, und werden nur wie im Vorbeigehen behandelt; aber auch der Ethik fehlt es an objectiver Entfaltung der Ideen und an innerer wissenschaftlicher Begründung, sie ist wesentlich Asketik, wie dem Epiktet das Leben selbst ein Kampf war; doch war dieser Charakter schon durch die ursprüngliche Grundrichtung des Stoicismus bedingt, der, bei dem Verfall aller öffentlichen Verhältnisse, das Ideal einer sittlichen, die äußere Welt nicht verachtenden, sondern nach den höchsten Zwecken gestaltenden Lebensharmonie, wie es Platon und Aristoteles kannten, aufgab, und den Menschen in sich selbst, auf das Bewußtsein seiner subjectiven Freiheit und Unabhängigkeit zurückdrängte. Dabei kann Epiktet, wie die meisten Philosophen jener Zeit, in gewisser Weise als Eklektiker angesehen werden, da er, gleich seinem Lehrer, dem Musonius Rufus, die Starrheit des Stoicismus durch eingemischte Sokratische, auch wol Platonische Gedanken zu mildern und die innere Sprödigkeit desselben durch Anwendung der Sokratischen Lehrmethode gleichsam in Fluß zu bringen suchte. Nichts war ihm in Wissenschaft und Leben von Bedeutung, was er nicht in Beziehung zu dem sittlichen Bewußtsein des Menschen bringen konnte; darum setzte er den Anfang der Philosophie nicht, wie frühere Philosophen, in die bewundernde Anschauung der Außenwelt, sondern in das unglückliche Bewußtsein der menschlichen Schwäche und Ohnmacht in Beziehung auf das Nothwendigste, und in die Wahrnehmung des Kampfes der Menschen in sich und unter einander, der zur Ruhe gebracht werden muß[82]). Zur Schlichtung dieses Streites aber

82) *Arr.* II, 11: ἀρχὴ φιλοσοφίας ἡ συναίσθησις τῆς ἑαυ-

that vor allen Dingen eine richtige Selbstkenntniß Noth, und darum war ihm die Logik eine nothwendige Vorbereitungswissenschaft, deren Würde und wahres Wesen er sehr wohl erkannt hatte; denn er betrachtete sie als die Lehre von dem sich selbst denkenden und erkennenden Geiste, von der sich selbst anschauenden und ihrer sich gewiß werdenden Vernunft[83]); sie war ihm auch die Wissenschaft, welche die Grenzen der Erkenntniß absteckt[84]), und auf diesem Wege Meinung und Wissen unterscheiden lehrt. Wie hoch er das Denken stellte, davon zeugt sein schöner Satz: Ein vernünftiges Wesen kann Alles ertragen, was vernünftigen Grund hat, nur das Unvernünftige kann es nicht ertragen[85]). Im Einzelnen hat er nun freilich die Logik nicht in dem Sinne erweitert und ausgebildet, wie es nach jenen Grundsätzen zu erwarten war, weil er eben alles sogleich wieder auf das Ethische bezog; doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß er in seinen Vorträgen die Lehre von der Genesis der Vorstellungen und Begriffe schärfer, als die meisten Stoiker, hervorgehoben und durch manche wichtige Bestimmungen bereichert hat. In der Bildung des Begriffes nämlich unterschied er ganz richtig fünf stufenweise auf einander folgende Momente, das innere Einbilden des sinnlich gegebenen Gegenstandes (*τυποῦσθαι*), das selbstthätige Auffassen (*ἐκλαμβάνειν*), das Abstrahiren von dem Einzelnen, Sinnlichen (*ἀφαίρεσις*), die Erweiterung des Bildes durch den Zusatz allgemeiner Bestimmungen (*πρόσθεσις*), endlich das Zusammensetzen der einzelnen Merkmale zu dem Ganzen des Begriffes (*σύνθεσις*)[86]). Ein ganz besonderes Gewicht legte er mit Recht bei der Bildung der Begriffe auf die Phantasie, worunter er, im Sinne Platon's, beides, das vorstellende und bildende Vermögen der Seele, verstand, aber er erkannte auch, daß nicht die Phantasie selbst, sondern das Wissen um dieselbe den Menschen vom Thiere unterscheide[87]); denn, sagte er, während auch die Thiere Vorstellungen hätten und denselben nachgingen, sei es der eigenthümliche Vorzug des Menschen, sich der Vorstellungen und des richtigen Gebrauches derselben bewußt zu werden[88]), und darum müsse es auch recht eigentlich die Aufgabe der Philosophie sein, die Vorstellungen zu prüfen[89]); so konnte er nun, ganz im Geiste des Sokrates, sagen, daß die ganze Natur des Menschen sich in der denkenden Betrachtung (*θεωρία*) vollende[90]). Indem er nun weiter zur Betrachtung des Denkens fortging, unterschied er drei verschiedene Weisen des Erkennens; zuerst, lehrte er, werde der Geist beim Denken durch sinnliche Eindrücke (*αἰσθητικῶς*) bewegt, dann durch Reflexion über das Wahrgenommene (*διανοητικῶς*), endlich durch Zustimmung (*συγκαταθετικῶς*)[91]), den abschließenden, affirmirenden Act der Denkthätigkeit, in welchem er sich der Wahrheit seiner Begriffe und Urtheile bewußt werde. Auch in der Zustimmung selbst unterschied er wieder drei Stufen: den Vorsatz, sich des Objectes zu bemächtigen (*πρόθεσις*), die gespannte Aufmerksamkeit auf das Object (*ἐπιβολή*), und die darauf folgende Zustimmung selbst (*συγκατάθεσις* im engern Sinne)[92]). Dieser affirmirenden Thätigkeit stellte er dann zwei negirende Thätigkeiten gegenüber, das Zurückhalten der Urtheils (*ἐφεξις*), und das Verneinen (*ἀνάνευσις*)[93]). Als Ursache und Bedingung aber beider entgegengesetzter Thätigkeiten nahm er das Gefühl (*πάθος*) an, indem der Zustimmung stets das Gefühl der Realität, der Verneinung das Gefühl der Nichtrealität des Gegenstandes, dem Zurückhalten des Urtheils endlich das Gefühl der Ungewißheit desselben zum Grunde liege[94]); Sätze, die ihre wahre Bedeutung erst in der Ethik fanden. Über die Zustimmung hob er dann, im Sinne seiner Schule, noch die *κατάληψις*, das klare und gewisse Erkennen, das wahrhafte Begreifen des Objectes[95]). Als Resultat jener verschiedenen Operationen des Denkens ergaben sich die allgemeinen Begriffe, die er, gleich den frühern Stoikern, *προλήψεις* nannte (auch *κοιναὶ ἔννοιαι*, IV, 1), und die Urtheile (*δόξαι*, *δόγματα*), die in der Anwendung der allgemeinen Begriffe auf das Einzelne bestehen. Da fand er denn nun den wichtigen Satz, daß die allgemeinen Begriffe einander nie widersprechen könnten[96]), sondern, daß aller Streit und aller Irrthum in dem Anpassen der allgemeinen Begriffe auf die einzelnen Gegenstände seinen Grund habe. Diesen Streit soll die Philosophie schlichten, und darum muß sie, wie die Vorstellungen, so auch die Meinungen und Urtheile prüfen; denn da Urtheile alles Denken und Handeln bedingen, so ist das richtige Urtheil der Grund aller Wahrheit und alles Guten, das falsche Urtheil die Ursache alles Irrthums und alles Bösen[97]); so ist er nun sogleich wieder auf dem Gebiete der Ethik angelangt, indem er, ganz Sokratisch, das Böse als Irrthum und falsches Urtheil annahm. Alle wahren und falschen Vorstellungen und Urtheile brachte er nun auf vier verschiedene Formen zurück, indem bei dem wahren Urtheile allemal das Object entweder zugleich sei und scheine, und nicht ein anderes zu sein scheine, als es sei, oder nicht sei und auch nicht zu sein scheine, bei dem falschen Urtheile dagegen entweder sei, ohne zu scheinen, oder scheine, ohne zu sein[98]). Da nun das Wesen des Menschen im Denken und Urtheilen bestehe, so könne, lehrte er weiter, eine falsche Vorstellung oder Meinung nur durch die entgegengesetzte wahre ausgetrieben werden[99]), ein Satz, der besonders für die Ethik von Wichtigkeit war,

---

τοῦ ἀσθενείας καὶ ἀδυναμίας περὶ τὰ ἀναγκαῖα· — αἴσθησις μάχης τῆς πρὸς ἀλλήλους τῶν ἀνθρώπων.

83) *Arr.* I, 1: *δύναμις λογικὴ μόνη αὐτὴν καταvoεῖ*, c. 6: *δύναμις συνορατική.* 84) I, 17: *τῶν ἄλλων* (*τὰ λογικὰ*) *διακριτικὰ καὶ ἐπισκεπτικά.* 85) I, 2. II, 23 lesen wir eine schöne Variation des alten Spruches des Epicharmos: *νοῦς ὁρᾷ καὶ νοῦς ἀκούει, τἄλλα κωφὰ καὶ τυφλά.* 86) *Arr.* I, 10. 87) *Arr.* II, 8. I, 6. 88) II, 6. *Man.* c. 6. 89) I, 20. II, 11. 90) I, 6: *ἔληξεν ἡ ἡμῶν φύσις εἰς θεωρίαν.* 91) I, 14.

92) I, 21. 93) I, 14. 18. II, 24. Im Gegensatze zu *ἀνανεύειν* nennt er auch den Act des Zustimmens *ἐπινεύειν.* III, 3. 94) I, 18: *ἀρχὴ τοῦ συγκαταθέσθαι τὸ παθεῖν ὅτι ὑπάρχει, καὶ τοῦ ἀνανεῦσαι τὸ παθεῖν ὅτι οὐχ ὑπάρχει, καὶ τοῦ ἐπισχεῖν τὸ παθεῖν ὅτι ἄδηλόν ἐστιν.* 95) *Man.* c. 45 setzt er die *φαντασία καταληπτική* als eine höhere Stufe der Erkenntniß dem *συγκατατίθεσθαι* entgegen. 96) I, 22: *πρόληψις προλήψει οὐ μάχεται — ἡ μάχη γίγνεται περὶ τὴν ἐφαρμογὴν τῶν προλήψεων ταῖς ἐπὶ μέρους οὐσίαις.* II, 12. IV, 1. 97) II, 24: *πᾶν ἁμάρτημα μάχην περιέχει.* 98) I, 27. 99) II, 18.

wo er die Fassung gewann, daß ein fehlerhafter Trieb nur durch einen richtigen Trieb könne geheilt werden [1]). Auf die Lehre vom Begriffe und Urtheil hätte dann, nach der gewöhnlichen stoischen Logik, die Theorie des Schließens folgen müssen, aber da ist es wieder eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit des Epiktet, daß er auf die Form des Syllogismus nur einen sehr bedingten Werth legte, und namentlich in den so beliebten Trug- und Kunstschlüssen nichts als zwecklose Spielerei sah [2]). Nun drängt sich aber sogleich die Frage auf: wie und mit welchem Vermögen des Geistes soll die Philosophie die Wahrheit der Urtheile prüfen? Der Mangel, der sich hier in Epiktet's Lehre findet, ist allen stoischen Systemen gemein, die zwar allerlei Kriterien des Wahren aufstellten, aber damit wenig ausrichteten, weil sie sich nicht zu den reinen Vernunftideen erhoben, zu welchen Platon und Aristoteles in ihrer Speculation gelangt waren; ihr Denken bewegte sich auf dem untergeordneten Gebiete der noch mit dem sinnlichen Elemente behafteten Vorstellung, und darum behält auch Epiktet's Satz, daß alle Philosophie auf Prüfung der Meinungen beruhe, etwas Schwankendes und Unklares. So richtig er daher erkannt hatte, daß jede Wissenschaft ein dreifaches Element in sich schließe: das Object als Materie, die Lehrsätze als Form, und den Zweck, zu welchem sie hinstrebt, und daß des Philosophen Geschäft vor allem sei, die Elemente der Begriffe zu erkennen [3]), so fehlte doch auch seiner Philosophie, wie der stoischen überhaupt, der feste Grund und Boden der reinen Vernunftideen. Wie durchaus er alle Speculation nicht als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck ansah, das sehen wir aus seinen Worten, daß bei aller Philosophie das wichtigste die Anwendung der erkannten Wahrheiten sei; auf der zweiten Stufe stehe dann der Beweis, daß das Erkannte wahr sei, und auf der letzten die Begründung des Beweises durch die Logik, also das formale Geschäft der Philosophie; denn wie die Begründung des Beweises nur um des Beweises willen da sei, so sei auch der Beweis des Wahren nur nöthig, damit das Rechte gethan werde [4]). — In seiner Ethik legte Epiktet weniger Gewicht auf das Princip früherer Stoiker, daß der Einzelne in Harmonie mit der Natur oder dem großen Weltganzen leben müsse; seine ganze Moral war vielmehr auf einen einzigen, höchst einfachen Grundsatz gebaut: von allem, was ist, steht einiges in unserer Macht, anderes nicht; in unserer Macht steht alles Meinen und Begehren, Trieb und Abneigung, und überhaupt alles, was unsere eigene That ist; nicht in unserer Macht steht unser Leib und unser Besitz, Ruhm und Herrschaft und überhaupt alles, was nicht unsere That ist; was nun bei uns steht, ist von Natur frei, und unabhängig, was aber nicht bei uns steht, ist von Natur schwach, knechtisch, uns ein Fremdes [5]). Dieser Grundsatz bezeichnet auf der einen Seite sehr treffend die reinste Innerlichkeit des sich frei fühlenden Subjectes, das Alles als ein Fremdes von sich weist, was nicht zu seinem innersten Wesen gehört und was es nicht als seinen eigenen Gedanken und als eigene freie That ansehen kann, und mit einer höchst tüchtigen, energischen Consequenz hat er denn auch alle ethischen Vorschriften auf diesen Satz zurückgebracht; auf der andern Seite aber war doch dieser Grundsatz theils viel zu arm und eng, theils in sich zu unklar und unbestimmt, um auf demselben ein festes, alle Lebensbeziehungen umfassendes Gebäude der Ethik zu errichten. Denn indem der wahre Zweck des Menschenlebens in die unbedingteste Resignation auf alles, was nicht zu unserm innersten Wesen gehört, und in die standhafte Abwehr alles dessen, was von Außen her die innere Freiheit des Subjectes stören könnte, gesetzt wurde, konnte zugleich die gesammte freie Thätigkeit des Menschen nur als eine kämpfende und abwehrende, nicht als eine bildende und schaffende gefaßt werden, und dem Geiste wurde geboten, sich auf sein starres, enges Ich zurückzuziehen, statt die äußere Welt durch kräftige That nach seinen höchsten Zwecken zu gestalten und sie mit sich zur Harmonie zu bringen. So beruht diese Ethik doch wieder auf einem nur mehr vergeistigten Egoismus, die in derselben verkündete Freiheit war noch nicht die wahrhafte, positive Freiheit des Geistes, sondern eine alles Hemmende nur negirende Unabhängigkeit, und die speculative Haltung der früheren stoischen Systeme, die von dem Grundsatze der Harmonie mit der Natur ausgingen und so das Subject sogleich an ein Höheres, Allgemeines anknüpften, ging verloren. Zugleich aber war die Bestimmung dessen, was in unserer Macht steht und was nicht, keineswegs genügend [6]); denn auch das Äußere können wir, denkend und handelnd, in der That zu unserm geistigen Eigenthum machen, während unsere Triebe, als zu der Naturseite unseres Wesens gehörig, ursprünglich nicht in unserer Macht stehen. Zuerst suchte nun Epiktet aus jenem Grundsatze die wahre Natur des Guten und Bösen zu erklären; denn nur das war ihm ein Gut, was der wahrhaften Natur des Geistes entspricht, das ein Übel, ein Böses [7]), was derselben zuwiderläuft; da nun aber das Naturgemäße allein Wahrheit und Realität hat, das Naturwidrige sofort sich selbst aufhebt und vernichtet, so stellte er den wichtigen, durchaus in der antiken Weltanschauung wurzelnden Satz auf: Wie kein Ziel da ist, daß man es verfehle, so ist auch die Natur des Bösen nicht in der Welt [8]). Darum konnte er auch in der Seele kein ursprünglich Böses annehmen, sondern alle Sünde war ihm, wie allen alten Philosophen, ein Irrthum, die Folge eines falschen Urtheils, welches ein Übel für ein Gut ansieht. Indem dann Epiktet auf das Begehrungsvermögen reflectirte, fand er in demselben zwei verschiedene Triebe, die er Begierde (*ὄρεξις*) und Antrieb (*ὁρμή*) nannte, und denen er nach der negativen Seite hin die *ἔκκλισις* (natürliche Abneigung) und *ἀφορμή* (Abneigung in Folge ei-

1) I, 27: *ἀντίθες τῷ ἔθει τὸ ἐναντίον ἔθος.* 2) *Arr.* I. 7. 3) IV, 8: *φιλοσόφου γνῶναι τὰ λόγου στοιχεῖα.* 4) *Man.* c. 52. 5) *Man.* c. 1. *Schw.*

6) Dies sah schon Simplicius, und suchte daher noch schärfer das *ἐφ' ἡμῖν* zu bestimmen; p. 15 sqq. 7) Den wahren Unterschied beider Begriffe kannten die Griechen nicht, was sich auch in der Sprache ausgedrückt hat. 8) *Man.* 27: *ὥσπερ σκοπὸς πρὸς τὸ ἀποτυχεῖν οὐ τίθεται, οὕτως οὐδὲ κακοῦ φύσις ἐν κόσμῳ γίγνεται.*

nes Entschlusses; es sei erlaubt, dafür das Wort Abtrieb zu bilden) entgegenstellte[9]; da er nun aber sah, daß die natürliche Begierde und Abneigung sich stets auf physische Güter und Übel, also auf Dinge richtet, die nicht in unserer Macht stehen und unserer Natur vielmehr zuwider sind, der Antrieb aber sich auch auf Dinge beziehen kann, die in unserer Macht stehen und unserer Natur entsprechen, so stellte er folgende Vorschrift auf: Bedenke, daß die Begierde Ankündigung dessen ist, was du begehrst, die Abneigung aber eine Ankündigung, nicht in das zu fallen, was sie zu vermeiden strebt, und daß, wer bei der Begierde sein Ziel verfehlt, nicht glücklich (ἀτυχής), wer aber bei der Abneigung in das hineinfällt, was er vermeiden will, unglücklich (δυστυχής) ist; darum nimm von dir die Abneigung von Allem, was nicht in unserer Macht steht, und richte sie auf das, was in unserer Macht steht und unserer Natur zuwider ist; die Begierde aber tilge für jetzt ganz (er redet hier zu dem Anfänger in der Lebensweisheit, dem gereiften Manne dagegen gestattet er die Begierde, weil sie bei ihm von dem vernünftigen Antriebe nicht mehr verschieden ist), und beschränke dich auf Antrieb und Abtrieb, aber leicht, allmälig fortschreitend, mit Maßen[10]). Wie das natürliche Begehren, so gebot er auch die natürlichen Gefühle der Freude und des Schmerzes, der Furcht und des hoffenden Muthes, nicht eben zu ertödten, aber zu regeln und auf ihr wahres Ziel hinzulenken; denn nur vor wahren Übeln, also vor dem, was zu vermeiden in unserer Gewalt steht, gestattete er vorsichtige Furcht, den falschen Übeln aber, also den Dingen, die, wie der Tod, nicht in unserer Gewalt stehen, wollte er den Muth entgegengestellt wissen[11]). Alle Furcht aber, die mit einer inneren Beängstigung verbunden ist, verwarf er als knechtisch und des freien Menschen unwürdig[12]), wie er auch nur den, der sich von Leidenschaften gereinigt hat, zum Philosophiren zuläßt[13]). Wenn nun die Stoiker die äußeren Güter und Übel, die unser wahres Wesen nicht berühren, gleichgültige Dinge (ἀδιάφορα) nannten, so faßte Epiktet gar sinnig diese Bezeichnung so auf, daß er dieses Gleichgültige mit der todten, unbestimmten, unterschiedslosen Materie (ἀδιάφορος ὕλη) verglich, und dieser die menschliche Willensfreiheit und ihre Thaten als die beseelende Form, welche bestimmend und ordnend auf die rohe Masse einwirkt, gegenüber stellte[14]); darum nannte er auch alles dem Menschen Äußerliche die nothwendige Grundlage[15]) seines Handelns, das ihn Umstehende (περιστάσεις), womit er sein ganzes Leben hindurch kämpfen müsse[16]), den freien Entschluß des Menschen aber die wirksame, formgebende Thätigkeit[17]). Da nun bei der freien That zuletzt alles auf die richtige oder falsche Beurtheilung des Guten und Bösen ankam, so blieb die Aufgabe, von welcher das sittliche Leben ausgehen muß, dieselbe, welche dem Denken in der Logik gestellt war, die Meinungen und Vorstellungen zu prüfen, damit, wie im Denken, die richtige Meinung die falsche überwinden muß, so im Handeln der richtige Trieb den verkehrten austreiben könne[18]). Die ganze Moral und alles sittliche Thun überhaupt hatte ihm also eine doppelte Seite, eine logische, die in der Beurtheilung der Güter und Übel besteht, und eine pädagogisch-asketische, welche die Anwendung des richtigen Urtheils auf die einzelnen Umstände üben und in dem nie ablassenden Kampfe mit der Außenwelt den Sieg gewinnen lehrt; wenn nun bei frühern Stoikern die erste Seite die vorherrschende war, so legte Epiktet auf die asketische Seite das größte Gewicht, und der ganze Stoff der ethischen Wissenschaft zerfiel ihm in drei Hauptabschnitte, von denen der erste die allgemeinen ethischen Begriffe zum Gegenstande hatte, der zweite aber sogleich von der Übung der einzelnen Pflichten und von den durch diese bedingten Antrieben des Handelns, der dritte endlich von der Zustimmung des sittlichen Urtheils zu den besondern Pflichten in den einzelnen Fällen des Lebens handelte, und somit den ersten allgemeinen Theil mit dem zweiten besondern vermittelte[19]); da waren denn nun die beiden letzten Theile vorherrschend asketisch. In der Lehre von den allgemeinen Begriffen wird er die schon erwähnten Grundsätze und Erklärungen dessen, was in unserer Macht steht und was nicht, sowie des Guten und Bösen behandelt haben, und so zuletzt auf den stoischen Begriff von der Freiheit zurückgekommen sein, den er nun ebenfalls, wiewol etwas modificirt und auf die Natur des eigenen Ich beschränkt, so ausdrücken konnte, daß es Freiheit sei, der Natur gemäß zu leben[20]). Auch die Pflichtenlehre war ihm eine dreifache; doch theilte er nicht, wie andere ethische Systeme der Stoiker, die Pflichten nach den Gegenständen derselben, sondern nach ihrem innern Wesen ein, indem er dreierlei Pflichten unterschied; zuerst die, welche das bloße Sein an sich betreffen (τὸ εἶναι), dann die, welche auf ein so oder so bestimmtes Sein gehen (τὸ ποιὸν εἶναι), zuletzt die, welche das Höchste und Wesentliche (τὰ προηγούμενα) angehen[21]). Diese Eintheilung scheint der Eintheilung der gesammten Ethik durchaus analog zu sein; denn hier, wie dort, begann die Untersuchung mit dem Allgemeinen, nämlich mit den Pflichten, welche das reine Sein des Menschen angehen; sie schritt dann fort zu der Betrachtung der besondern Verhältnisse, welche in dem vielfach bedingten Leben dem Menschen vielfach verschiedene Pflichten auferlegen, und schloß mit der Zurückführung aller besondern Pflichten auf das Höchste, Allgemeine, worin der scheinbare Streit der Pflichten seine Lösung finden muß. Endlich theilte er auch, wie es scheint, den letzten Theil der Ethik, die Lehre von der Zustimmung des sittlichen Urtheils, in drei, wiederum der Haupteintheilung analoge, Abschnitte, indem er hier besonders die Natur des Begehrungsvermögens zergliedert, und zuerst von Begierde und Abneigung, dann von Antrieb und Abtrieb, zuletzt von dem Acte der Zustimmung

9) *Arr.* I, 18. *Man.* c. 2. 10) *Man.* c. 2. 11) *Arr.* II, 1: ὅπου τὰ ἀπροαίρετα, τὸ θάρσος, ὅπου δὲ τὰ προαιρετικὰ, ἐκεῖ ἡ εὐλάβεια. 12) II, 13. 13) III, 2. 14) II, 5. 15) I, 12: ὑπόθεσις. 16) I, 24: αἱ περιστάσεις εἰσὶν αἱ τοὺς ἄνδρας δεικνύουσαι. 17) II, 16.

18) II, 18. IV, 4 u. ö. 19) II, 17. III, 2. 20) *Arr.* I, 12. 21) III, 7.

selbst redete, welche alles Handeln in allen Verhältnissen erst zu einem wahrhaft sittlichen macht[22]). Auch in der Logik sahen wir oben, bei der Zergliederung des Denkprocesses, ganz ähnliche Eintheilungen, die wir, wenn auch in der Sache vieles dem Epiktet eigenthümlich zu sein scheint, doch in der Form als Trümmer des scharfsinnigen Schematismus der Philosophie des Chrysippos ansehen können[23]). In seiner Methode finden wir nun freilich diesen strengen Stufengang nirgends beobachtet, doch müssen wir auch bedenken, daß die populären Aphorismen Arrian's wol ebenso wenig das ganze Bild der Lehre Epiktet's bewahrt haben, als die Darstellungen Xenophon's uns den ganzen Sokrates zeigen. Seine Pflichtenlehre, wiewol durchweg von dem obersten Grundsatze der abstracten Unabhängigkeit des Subjectes getragen, zeigt doch im Ganzen einen höchst tüchtigen und gesunden Sinn, und der milde Sokratische Geist, der in derselben weht, hat sie vor den Abwegen einer unthätigen Weltverachtung und unnatürlichen Selbstertödtung ziemlich bewahrt. Oft genug schärft sie den Satz des Sokrates ein, daß jedem von Gott sein Posten angewiesen sei, den er durch kräftiges Wirken ausfüllen müsse, den er nicht verlassen dürfe[24]); darum war er dem bei der Stoa so beliebten Selbstmorde abhold[25]), und gestattete ihn nur in äußersten Fällen, wo die sittliche Unabhängigkeit und Würde nicht länger behauptet werden kann[26]); welches aber diese Fälle sind, darüber hat er sich im Einzelnen nicht ausgesprochen, und nur das können wir behaupten, daß er nichts von dem, was gewöhnlich unter den Menschen Unglück heißt, dahin wird gerechnet haben; denn alle diese Dinge konnten ja nach seiner Lehre das wahre Wesen des Menschen gar nicht berühren. Auch das Zurückziehen in die Einsamkeit billigte er durchaus nicht unbedingt[27]), vielmehr liebte er zu sehen, wie viele Menschen in heiterer Geselligkeit zusammenleben[28]). Besonders hoch aber achtete er die heiligen Verhältnisse des Menschen zu Familie und Staat, wiewol er in denselben manches Hemmende für die innere Freiheit fand, und wenn auch die Stoa jenen Verhältnissen keine festere Grundlage geben konnte, so sprach er doch oft und gern aus, daß kein vernünftiges Wesen seine Bestimmung erreiche, wenn es nicht zum Gemeinwohle beitrage[29]), daß kräftiges Wirken in seinem Berufe des Menschen wahres Leben, daß er zur Treue geboren sei[30]). Nur stellte er doch immer die subjective Freiheit über jene Verhältnisse, die er nicht als in sich nothwendige, sondern nur als äußerlich gegebene ansah, weit hinaus, und empfahl daher dem wahren Weisen Ehelosigkeit[31]) und Zurückziehen von aller Politik; überhaupt aber eiferte er sowol gegen das unruhige Drängen und Treiben nach Staatsämtern als gegen die falsche Liebe zu Verwandten, die sich in ängstlicher Sorge für ihr leibliches Wohl, in Trauer und Mitleid äußere[32]), weil alle diese Gefühle ihm die Ruhe und Freiheit des Geistes zu trüben schienen; er empfahl daher, bei dem Verluste eines theuern Verwandten immer zu sagen: ich habe nicht verloren, sondern wiedergegeben, was nicht mein war[33]); wahres Mitleiden mit fremdem Schmerze aber kannte er gar nicht, sondern nur das gestattete er dem Weisen, daß er in gefälliger Anbequemung an seinen leidenden Mitbruder mit ihm klage, doch ohne dabei auch im Herzen zu klagen[34]). Daß dem freien Subjecte auch die Sklaverei nur ein wesenloser Schein sei, daß der Sklave auch in Ketten frei sein könne und müsse, diese Einsicht war ihm die Frucht eigener bitterer Lebenserfahrung[35]). Unter allen Verhältnissen der Menschen unter einander stellte er die Freundschaft am höchsten, weil diese ihm der Unabhängigkeit am wenigsten Eintrag zu thun schien[36]). So war ihm denn doch in allen Pflichten die Rettung des freien Ich und die Behauptung des unbeugsamen Freiheitsgefühls die Hauptsache, und während er mit edlem Stolze die damals so verbreitete Furcht vor Mächtigen und Tyrannen in ihrer ganzen Nichtigkeit darstellte[37]), ging ihm doch zugleich das Wesen der wahren, hingebenden Menschenliebe verloren. Seine Asketik beruht wesentlich auf dem Satze: verlange nicht, daß das Geschehende geschehe, wie du willst, sondern wolle das Geschehende, wie es geschieht, dann wirst du glücklich sein[38]). Um diesen Grundsatz durchführen zu können, schrieb er eine stufenweise fortschreitende Ausbildung vor, wobei sich in vielen hellen Blicken sein feiner, sicherer pädagogischer Takt bewährte. Er unterschied drei Bildungsstufen, die Stufe des Ungebildeten, des sich Bildenden (*προκόπτων*), des schon gebildeten Weisen[39]). Jedem Einzelnen gebot er zuerst, sich nach Maßgabe seiner Individualität einen festen Typus seines geistigen und sittlichen Lebens zu bilden, und diesen überall, sei es im Verkehre mit der Welt, sei es in der Einsamkeit, treulich festzuhalten[40]). Mit dieser Lehre hing ihm auch der Volksglaube von dem einem jeden Menschen bei der Geburt zugesellten guten Dämon oder Genius zusammen[41]). Ähnlich vergleicht er an einer andern Stelle das Leben mit einem Schauspiele, in welchem jeder seine, wenn auch untergeordnete, Rolle gut bis ans Ende durchspielen, stets

22) III, 12. 23) Hätte doch Petersen seine gründlichen Untersuchungen über den stoischen Schematismus, die er in seinem Werke: Philosophiae Chrysippeae fundamenta (Hamb. 1827), begonnen hat, fortgesetzt. 24) I, 9. 25) III, 5. 26) I, 25. 27) I, 12. 28) Vgl. Nr. 47. 29) I, 19. 30) II, 4. 31) Vgl. Nr. 35.

32) I, 11. Wenn Ritter in Epiktet's Worten, *Man.* 12: *κρεῖττον τὸν παῖδα κακὸν εἶναι ἢ σὲ κακοδαίμονα*, und *Man.* 14: *ἂν τὸν παῖδα θέλῃς μὴ ἁμαρτάνειν, μωρὸς εἶ, θέλεις γὰρ τὴν κακίαν μὴ εἶναι κακίαν, ἀλλ' ἄλλο τι*, den Rath findet, daß der Weise sich um das Wohl seiner Kinder gar nicht zu bekümmern habe, so beruht dies auf einem schon von Simplicius berichtigten Misverständniß; denn *παῖς* bedeutet ja hier, wie der Zusammenhang lehrt, nicht Kind, sondern Sklave. 33) *Man.* c. 11: *μηδέποτε ἐπὶ μηδενὸς εἴπῃς, ὅτι ἀπώλεσα αὐτὸ, ἀλλὰ ὅτι ἀπέδωκα.* 34) *Man.* c. 16: *μὴ ὄκνει καὶ συνεπιστενάξαι, πρόσεχε μέντοι, μὴ καὶ ἔσωθεν στενάξῃς.* 35) I, 13. 36) II, 22. Man weiß nicht, ob man die Aussprüche Epiktet's, oder die erklärende Abhandlung des Simplicius über die Freundschaft schöner finden soll. 37) I, 19. II, 22. 38) *Man.* c. 8: *μὴ ζήτει τὰ γινόμενα γίνεσθαι ὡς θέλεις, ἀλλὰ θέλε τὰ γινόμενα ὡς γίνεται, καὶ εὐροήσεις.* 39) *Man.* c. 5. 40) *Man.* c. 33: *τάξον τινὰ ἤδη χαρακτῆρα σαυτῷ καὶ τύπον, ὃν φυλάξεις ἐπί τε σαυτοῦ ὢν καὶ ἀνθρώποις ἐντυγχάνων.* 41) *Arr.* I, 14.

aber bedenken müsse, daß nicht er, sondern ein Höherer diese Rolle ihm auserlesen habe[42]). Dem sich bildenden Menschen gibt er die schöne Vorschrift, daß er vor allen Dingen sich selbst als seinen schlimmsten Feind bewachen und sich vor seinen eigenen Nachstellungen am meisten hüten müsse[43]), und daß er stets, wenn ein Unglück ihn trifft, nur sich allein deshalb anklagen solle, während der Ungebildete Götter und Menschen, der vollkommen Gebildete aber weder sich, noch Andere anklage[44]). Übertriebene, theatralische Abhärtungen und Leibesübungen verwarf er[45]); desto mehr Gewicht legte er auf Mäßigung und Enthaltsamkeit im Genuß[46]), auf ernste und würdige Haltung im Äußern[47]), auf Schweigsamkeit und Vermeiden alles lästernden, ärgerlichen, unnützen und faden Gespräches[48]), besonders aber auf eine stets wache, gespannte Aufmerksamkeit (*προσοχή*) auf sich und sein Thun, die er mit Recht als die wahre Grundlage aller Besserung ansah[49]); nichts dagegen schien ihm gefährlicher, als jene sittliche Halbheit, die neben den inneren, wahren Gütern zugleich noch nach äußeren Gütern trachtet[50]). Durch diese und viele ähnliche Übungen sollte dann endlich der Mensch heranwachsen zu jener höheren, männlichen Reife, wo er sich ganz in der Würde seiner Freiheit erkannt hat, und, über alle Anfechtung seines innersten Wesens erhaben, die Materie und alles Äußere nicht verachtet, sondern sorgsam gebraucht, stets aber mit ruhiger Gelassenheit sich dagegen verhält[51]), wo er in allen Lebenswechseln eine edle, aber nie in Hartnäckigkeit übergehende Standhaftigkeit behauptet[52]), und auch in Krankheit und Tod die würdige Haltung des freien Mannes nicht verleugnet[53]). Epiktet's Weiser war also kein hohles, unerreichbares Ideal, er war das Bild eines echten und freien Mannes, dem aber doch zur wahren sittlichen Harmonie noch viele sehr bedeutende Züge fehlten. Indessen hatte doch die tiefere Betrachtung des sittlichen Lebens auch seine religiöse Erkenntniß geläutert und ihn in jene höhere Sphäre hinübergeführt, wo der Mensch mit dem Göttlichen zusammenhängt; als wahres Wesen des Menschen erschien ihm nun, daß er ein Sohn Gottes und aller Menschen Bruder sei[54]), und den höchsten Grund der Freiheit des Menschen fand er darin, daß er ein Stück von Gott sei[55]), wie er denn auch in seinem Handeln stets den Zweck habe, sich zu der göttlichen Freiheit zu erheben und gleichsam selbst ein Gott zu werden[56]). — So führte ihn die [illegible] endlich zur Physik und Theologie; beide Wissenschaften beschränkten sich bei ihm auf wenige einfache Sätze, aber da tritt es als eine besondere Eigenthümlichkeit [illegible] und als ein Anhauch Sokratischen Geistes hervor, daß er keinen Satz über Welt und Gott aussprach, der nicht [illegible] gend einem tieferen sittlichen Bedürfniß des Menschen [illegible] sprochen hätte, wobei uns denn manche neue und [illegible] an die höchsten Wahrheiten anstreifende Gedanken [illegible] schen. So ist es ein großer und freier Blick, wenn er [illegible] das Dasein einer weisen und gerechten Vorsehung [illegible] aus den gewöhnlichen teleologischen Gründen allein, [illegible] dern zuerst und vornehmlich aus dem hohen Werth [illegible] Adel des von Gott geschaffenen Geistes schließt[57]), [illegible] wenn er dann, um zu zeigen, daß Gott alles [illegible] daß die Vorsehung sich auch über das Kleinste erstrecken müsse, sich zu der Idee einer ewigen Sympathie des [illegible] geistes mit jedem einzelnen Geiste erhebt[58]). Durch [illegible] liches Thun und Reinheit des Herzens, so lehrt er, [illegible] der Mensch diese Sympathie immer vollkommener [illegible] herstellen, bis er endlich dahin gelange, nur mit [illegible] mit Gott als Reiner mit Reinem zusammen zu [illegible][59]), wie Zeus selbst in Ewigkeit nur mit sich allein zusammen sei[60]); ein Gedanke, der an das Tiefste der [illegible] schen Lehre erinnert. Die Welt hielt er, wie die übrigen Stoiker, für ein kunstvoll geschlossenes Ganzes, für ein System aus Göttern und Menschen[61]), doch lagen ihm alle Speculationen und Hypothesen über ihr Werden [illegible] Vergehen und über ihr eigentliches Wesen, sowie alle in Einzelne der Physik eingehenden Betrachtungen völlig [illegible] Daß er aber die Welt als ihrem Begriffe vollkommen [illegible] sprechend annahm, sieht man daraus, daß er in [illegible] kein natürlich Böses setzte[62]). Wenn nun andere Stoiker viel von der allgemeinen Sympathie der einzelnen [illegible] der Welt unter einander redeten und daraus die [illegible] und überhaupt den vielgestaltigsten Aberglauben zu [illegible] struiren wußten, so verwarf Epiktet's freier Sinn, [illegible] dem Panätios, die Mantik so gut wie ganz, und [illegible] das Befragen der Orakel nur in jenen ganz gleichgiltigen und der Willkür hingegebenen Dingen zu, wo Sokrates sein Dämonion zu befragen pflegte[63]), nicht aber bei Entschlüssen, wo der Mensch die Entscheidung allein in seiner Freiheit zu suchen hat; doch erkennt er die Augurien als bestehende Staatseinrichtung an[64]). So war ihm [illegible] des Lebens höchster Werth, ganz und immer in Gott zu leben, sich sehnend nach ihm auszustrecken mit allen seinen Kräften[65]), sich ihm in alle Wege zu fügen und unterzuordnen[66]), und in allen Dingen Gott mehr zu gefallen und zu gehorchen als den Menschen[67]); sein [illegible]

42) *Man.* c. 17. Anderswo war ihm das Leben eine Fahrt, auch ein Gastmahl an Gottes Tische. *Man.* 7. 15. 43) *Man.* c. 48: (ὁ προκόπτων) ὡς ἐχθρὸν ἑαυτὸν παραφυλάσσει καὶ ἐπίβουλον. 44) *Man.* c. 5. 48. 45) III. 12. 46) *Man.* c. 33, 6—8. 47) *Man.* c. 33. 4: γέλως μὴ πολὺς ἔστω, μηδὲ ἐπὶ πολλοῖς, μηδὲ ἀνειμένος. 11: τὸ σεμνὸν καὶ τὸ εὐσταθὲς καὶ ἅμα ἀνεπαχθὲς φύλασσε. 15. 48) *Man.* c. 33, 2. 3. Er verbot, von seinen eigenen Tugenden und Thaten anmaßend zu reden, *Man.* 33. c. 8. 14, über andere zu richten, c. 33, 2 (μὴ λέγε περὶ ἀνθρώπων, ψέγων ἢ ἐπαινῶν ἢ συγκρίνων), oder Verleumdungen, die man selbst erfahren, zu widerlegen, *Man.* 33, 9. Überhaupt war Demuth und Haß gegen allen Stolz Grundzug seines Wesens. 49) IV, 12. 50) IV, 2. *Man.* c. 13: ἴσθι, ὅτι οὐ ῥᾴδιον τὴν προαίρεσιν τὴν σεαυτοῦ κατὰ φύσιν ἔχουσαν φυλάξαι καὶ τὰ ἐκτὸς, ἀλλὰ τοῦ ἑτέρου ἐπιμελούμενον τοῦ ἑτέρου ἀμελῆσαι πᾶσα ἀνάγκη. 51) II, 5. 52) II, 15. 53) III. 10. 54) II. 10. 55) II, 8: σὺ [illegible] εἶ τοῦ θεοῦ. 17.

56) II, 17: σὺ θεὸς εἶ, ὦ ἄνθρωπε. 19. (δεῖξάτω [illegible] θεὸν ἐξ ἀνθρώπου ἐπιθυμοῦντα γενέσθαι. 57) I, 6. [illegible] I, 14. 16. 59) II, 18: ἐπιθύμησον καθαρὸς μετὰ [illegible] σαυτοῦ γενέσθαι καὶ μετὰ τοῦ θεοῦ. 60) III, 13: [illegible] αὐτὸς ἑαυτῷ σύνεστι καὶ ἡσυχάζει ἐφ' ἑαυτοῦ. 61) [illegible] 62) *Man.* c. 27. 63) II, 7. *Man.* c. 18. 32. 64) [illegible] 65) III, 24: ὅλος ἐντέταμαι πρὸς τὸν θεόν. 66) [illegible] θεῷ προσκατατάττειν ἑαυτόν. 67) I, 30. Wiewol [illegible]

Gefühl hatte den Pantheismus seiner Schule überwunden, indem es Gott nur fassen konnte als höchstes Princip der Freiheit und Sittlichkeit. Den Tod aber nannte er Rückgang in das Befreundete und Verwandte, indem die im Körper zusammengeschlossenen Elementartheile jedes zu seinem Elemente zurückkehrten[68]); hierdurch wird nun zwar die Fortdauer des individuellen Geistes durchaus abgeschnitten, welche überhaupt in den Systemen der Stoiker keinen Platz fand; auch trat er den rohen Vorstellungen der Menge von einer materiellen Vergeltung nach dem Tode stets entschieden entgegen[69]); doch liegt allerdings eine Ahnung der persönlichen Fortdauer in dem Ausspruche, der Tod sei nicht eine Verwandlung aus dem Seienden in das Nichtseiende, sondern in das jetzt nicht Seiende[70]). Gewiß war es aus der Tiefe seines reinen und frommen Herzens geschöpft und auch durch sein eigenes Leben bewährt, wenn er sagt, das Lebenswerk des Weisen sei, Gott immerdar zu singen und zu preisen[71]).

Somit erscheint denn der vorherrschend subjective Charakter des Stoicismus in Epiktet's Lehre fast auf die höchste Spitze getrieben, und der objective philosophische Gehalt desselben ist in ihr auf wenige einfache Grundsätze zusammengeschrumpft; aber für alle Zeiten wird ihr das Verdienst bleiben, von einem geistigen Mittelpunkte aus, von dem Princip der unbedingten Macht und Freiheit des Geistes, das ganze Menschenleben mit seinem Thun und Leiden und mit seinen Beziehungen auf Gott und Welt beleuchtet und einer festen Regel unterworfen zu haben; was ihr dabei an Fülle und Reichthum fehlte, das ersetzte sie durch die intensive Kraft ihres Principes, und indem sie der nicht von allen Stoikern hinreichend anerkannten Idee der unendlichen Freiheit des Menschen zu ihrem Rechte verhalf, hat sie zugleich kräftig mitgewirkt, der wahren Religion den Weg zu bereiten. (*Steinhart.*)

EPIKURIOS, *Ἐπικούριος*, ein Beiname des Apollo, unter dem er in dem Arkadischen Flecken Bassa einen Tempel hatte. Er bekam den Beinamen (der Hilfreiche), weil er einst die Arkadier von einer großen Pest befreit hatte. (*Paus.* VIII, 41.) (*Richter.*)

EPIKUROS. Nur in wenigen Punkten ist die Lehre dieses Philosophen original und selbständig, keine wesentliche Fortbildung der Wissenschaft ist von ihm ausgegangen, und dennoch sind nur wenige Philosophen des Alterthums so vielfach in alter und neuer Zeit im guten und bösen Sinne besprochen worden, als er. Aber es war doch keine blinde Gunst des Zufalles, die seinen Namen weit über den mancher viel größerer und tieferer Denker erhob; denn er war das Haupt einer Sekte, die mit unbedingter, fast abgöttischer, Verehrung ihrem Meister anhing und Jahrhunderte lang an seinen Worten nichts zu ändern wagte[1]), und zugleich übte seine Lehre, indem sie eine schon längst vorbereitete Lebensrichtung der damaligen griechischen Welt zuerst in klare und scharfe Worte faßte und sie den Gebildeten zum deutlichen Bewußtsein zu bringen suchte, eine so gewaltige und weit greifende Wirkung, daß man ihr eine welthistorische Bedeutsamkeit nicht absprechen kann. Von seinen vielen Schriften[2]) sind nur wenige, und gewiß nicht die bedeutendsten, auf uns gekommen; aber sie reichen hin, um aus ihnen die wesentlichsten Bestimmungen seines ziemlich einfachen und dürftigen Systems kennen zu lernen. Drei seiner Briefe an Freunde, in denen er einen kurzen Abriß seiner Lehre zu geben beabsichtigte, hat uns Diogenes von Laerte aufbewahrt[3]); der erste, an Herodotos, stellt die Elemente seiner Kanonik und Physik, der zweite, an Pythokles, seine Meteorologie, der dritte und wichtigste, an Menökeus, die Grundzüge seiner Ethik dar; an ihrer Echtheit ist nicht zu zweifeln[4]). Außerdem finden wir bei Diogenes noch seine *κύριαι δόξαι*, die von ihm selbst in kurze und prägnante Sätze zusammengefaßten praktischen Resultate seiner Lehre[5]). Die dürftigen und verstümmelten Reste seines großen Werkes über die Natur, welche 1809 in Herculanum aufgefunden und von Rosini mit unsäglichem Fleiße wiederhergestellt, ergänzt und erläutert wurden[6]), sind freilich kaum der Rede werth. Am besten aber lernen wir Geist und Gehalt des Epikurismus aus dem großartigen Lehrgedichte des Römers T. Lucretius Carus kennen, der mit überströmender, genialer Jünglingskraft dem harten Boden einer, wie es scheint, aller poetischen Auffassung widerstrebenden Lehre die schönsten Blumen wahrer Poesie zu entlocken verstand; leider hat er in seinen sechs Büchern nur die Physik des Epi-

stellungen von Gott die reinsten waren, empfahl er doch, gleich seinem Vorbilde Sokrates, das äußerliche Festhalten an den Gottesdiensten des Staates, an Opfern und andern Gebräuchen, wobei er nur immer das richtige Maß beobachtet wissen wollte. *Man.* c. 31.

68) III, 13. 69) III, 13: *οὐδεὶς Ἅιδης οὐδ' Ἀχέρων οὐδὲ Κωκυτὸς οὐδὲ Πυριφλεγέθων, ἀλλὰ πάντα θεῶν μεστὰ καὶ δαιμόνων.* 70) III, 24. 71) I, 16. III, 26: *ζῶντος τὸ ἔργον ἦν, ὑμνεῖν τὸν θεόν.* I, 6: *τὸν ἄνθρωπον θεατὴν εἰσήγαγεν αὐτοῦ καὶ τῶν ἔργων τῶν ἑαυτοῦ, καὶ οὐ μόνον θεατὴν, ἀλλὰ καὶ ἐξηγητὴν αὐτῶν.*

1) Keine andere Schule hat sich so wenig in sich fortgebildet, in keiner wurde das jurare in verba magistri so wörtlich genommen. *Numen.* ap. *Euseb.* Praep. ev. 14, 5. Daher sagt Seneca (Ep. 33) mit Recht: omnia, quae quisquam in illo contubernio locutus est, unius ductu et auspiciis dicta sunt. — Seine Schüler mußten seine Schriften auswendig lernen. *D. L.* X, 12. 2) *γέγονε πολυγραφώτατος ὁ Ἐπ. πάντας ὑπερβαλλόμενος πλήθει βιβλίων.* *D. L.* X, 26. Die Anzahl seiner Bände gibt Diogenes auf 300 an. Nur Chrysippos setzte etwas darein, ihn noch zu übertreffen, a. a. O. und Prooem. 16. Doch verstand Letzterer die Kunst, seine Schriften mit fremdem Gute so anzufüllen, daß in diesem Citatenwust sich das Eigene fast verlor. VII, 181. 182. — Seneca stellt den Epikur wegen seiner Fruchtbarkeit mit T. Livius zusammen. Ep. 46. 3) An Herodotos (X, 35—83), an Pythokles (84—116), an Menökeus (122—138). 4) Ohne gewichtige Gründe hat Harles (*Fabr.* Bibl. gr. 3. p. 597) die Echtheit der Briefe angezweifelt; sie tragen, besonders der letzte an Menökeus, ein frisches, individuelles Gepräge, und zeigen denselben Hang zu Antithesen, Wortspielen, ungewöhnlichen Wortbildungen, der ihm auch sonst eigen war. 5) *D. L.* 139—154. Ihre Echtheit wird bestätigt durch die Anführungen bei *Cic.* De n. d. I, 30. De fin. II, 6. Quis vestrum non edidicit Epicuri *κυρίας δόξας*, id est, quasi maxime ratas? quia gravissimae sint ad beate vivendum breviter enunciatae sententiae. 6) *Epicuri* fragm. libr. II et XI. De natura in vol. papyr. ex Herculano erutis reperta, probabiliter restituta, latine versa, schol. et comm. illustrata a *Car. Rosinio*, ed. *J. C. Orellius*. (Lips. 1818.)

kuros behandelt, seine Ethik aber, die doch grade als der Kern dieses Systems gelten muß, von seinem Plane ausgeschlossen. Auch fließen für die Kenntniß dieser Lehre noch reichliche Quellen bei Cicero [7]), Seneca [8]), Plutarch [9]) und andern philosophischen Schriftstellern der spätern Zeit; doch sind dieselben mit Vorsicht zu benutzen. Denn nur selten ist Epikuros nach seinem wahren Werthe gewürdigt worden; im Alterthume ließ Parteisucht bei Freunden und Feinden den klaren Blick in das Wesentliche seiner Lehre nicht aufkommen, und es war dem Stoiker Seneca vorbehalten, die wahre Tendenz und Bedeutung derselben unbefangen anzuerkennen und darzustellen, während Cicero stets nur an der Oberfläche stehen blieb, und so wenig hier, wie bei andern größern Denkern Griechenlands, zu den höchsten Grundsätzen des Systems vordrang. Nachdem dann Epikur viele Jahrhunderte hindurch als Atheist und Verbreiter der verderblichsten Grundsätze verrufen gewesen war, fand seine heitere und humane Lehre bei dem Wiederaufleben der Wissenschaften viel Anklang bei den großen Italienern, die damals für Wiederherstellung des Alterthums wirkten [10]); später strebte der ebenso scharfsinnige als fromme Franzose Peter Gassendi dies System ins Leben zurückzurufen, indem er Leben und Lehre Epikur's von jedem Vorwurf zu reinigen, als Muster einer wahrhaften Lebensphilosophie darzustellen und die Physik und Ethik derselben mit der christlichen Theologie, so gut es gehen wollte, zu verbinden suchte. Seine hierher gehörigen Werke sind: De vita, moribus et doctrina Epicuri libri VIII. (Lugd. 1647. 4. Hag. Com. 1656. 4.) Animadversiones in *Diog. Laert.* De vita et philosophia Epicuri. (Lugd. Bat. 1649. fol.) Syntagma philosophiae Epicuri. (1655. 1659. 4.) Opera omnia. (Lugd. 1658. VI Voll. fol.) Überhaupt fand Epikur bei keiner Nation mehr Freunde, als bei den Franzosen; denn während Samuel de Sorbière in dem Werke: Lettres de la vie, des moeurs et de la réputation d'Epicure avec les réponses à ses erreurs, in den Lettres et discours (Par. 1660. 4.) manches in Gassendi's Darstellungen berichtigte, suchte der geistreiche und gelehrte Rondel (Professor der Beredsamkeit erst zu Sedan, später zu Maestricht) in seiner Schrift: La vie d'Epicure (Par. 1679), nachzuweisen, daß Epikuros die Vorsehung gar nicht geleugnet habe. Eine im Ganzen richtige, wenn auch nicht tief eindringende, Würdigung seines Systems finden wir bei Bayle (Dict. art. *Epicure*), dessen heller Geist hier, wie überall, den Schein vom Wesen zu scheiden verstand, und mit unverkennbarer Vorliebe zwar, aber mit gerechter Anerkennung den Epikuros nach dem Standpunkte seiner Zeit, nicht nach dem Maße der christlichen Philosophie zu beurtheilen lehrte. Unter den vielen Gegenschriften, welche diese Auffassung des alten Weisen hervorrief, ist bemerkenswerth: *Joh. Achat. Fel. Bielke*, Diss. qua sistitur Epicurus atheus contra Gassendum, Rondellum et Baelium. (Jen. 1741. 4.) Mehr noch wurde Epikur im 18. Jahrh. in gelehrter und populärer Weise besprochen; so von Batteux (La morale d'Epicure tirée de ses propres écrits [Par. 1758], teutsch von J. G. Bremer [Mietau 1774. Halberst. 1792]), Bremer (Versuch einer Apologie des Epikur von einem Antibatteusianer [Berlin 1776]), Warnekros (Apologie und Leben des Epikur [Greifsw. 1795]), Platner (Versuch über die Einseitigkeit des stoischen und Epikureischen Systems in der Erklärung vom Ursprunge des Vergnügens, in der Neuen Bibliothek der schönen Wissensch. 19. Bd.), Meiners (Über Epikur's Charakter und dessen Widersprüche in der Lehre von Gott, Verm. Schriften. 2. Bd. S. 45 fg.); aber so sehr auch in jener Zeit ein, freilich misverstandener, Epikurismus die herrschende Gesinnung eines großen Theils der gebildeten Welt geworden war, so ist doch das Verständniß desselben durch diese Werke nur wenig gefördert worden, und selbst in den neuern Darstellungen der Geschichte der Philosophie ist weit mehr von seinen Irrthümern, als von seiner Wahrheit die Rede [11]); erst Hegel stellte einen richtigern Gesichtspunkt für seine Beurtheilung auf [12]).

Sein Leben. Hauptquelle ist die verworrene und aus den verschiedenartigsten, bald von Freunden, bald von Feinden Epikur's entlehnten Berichten planlos zusammengestoppelte Darstellung des Diogenes von Laerte (X. 1—22), welcher jedoch am meisten die von dem Epikureer Apollodoros verfaßte Biographie seines Meisters [13]) zum Grunde zu liegen scheint. Nur scheinbar steht sein Leben mit seiner Lehre, wie Manche behaupten wollten [14]), im Widerspruche; denn in beiden ist derselbe Grundzug, Streben nach persönlicher Unabhängigkeit von allem äuße-

7) Am meisten in den Büchern De natura deorum und De finibus bonorum et malorum; in jenen für Epikur's Theologie und Physik, in diesen für seine Ethik. Vgl. Krische, Forschungen auf dem Gebiete der alten Philosophie, auch unter dem Titel: Die theologische Lehre der griech. Denker. 1. Bd. (Gött. 1840.) Der Verfasser nimmt an, daß Cicero bei der dem Epikureer Vellejus in den Mund gelegten kurzen Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie (De n. d. I. 10—15) ein Werk seines Epikureischen Lehrers Phädros zum Grunde gelegt habe. 8) Besonders ergiebig sind seine 124 Briefe an seinen geistreichen, der Lehre Epikur's anhangenden, Freund Lucilius. 9) Am meisten in den Schriften über λάθε βιώσας; adversus Colotem; non posse suaviter vivi secundum Epicurum. 10) Omnes paene eruditi symbolum pro eo contulerunt. *Gassendi*. De vita et moribus Epicuri. Lib. VII. c. 7. p. 224. So Laurentius Valla, Philelphus und viele andere; cf. *Bayle* not. M.

11) Auch Ritter geht zu weit (Gesch. der Phil. III. S. 444—495), wenn er der Lehre Epikur's alle und jede Wahrheit abspricht, und ihr nur das relative Verdienst zuerkennt, gezeigt zu haben, wie man nicht philosophiren müsse; man müßte in der That an aller Vernunft in der Menschheit verzweifeln, wenn man in einer Lehre, die zu ihrer Zeit so vielen, zum Theil sehr edlen, Menschen Trost und kräftigen Antrieb zur Tugend gewährte, auch nicht ein Fünkchen Wahrheit finden wollte; auch der Vorwurf Ritter's, daß die einzelnen Theile der Philosophie Epikur's durch kein inneres Band mit einander verbunden seien, erscheint bei näherer Ansicht als ungegründet. 12) Vorl. über Gesch. der Phil. 14. Bd. S. 473—514. 13) *D. L.* X, 2. Er war der fünfte Nachfolger Epikur's in dessen Gärten, daher κηποτύραννος, ebendas. 25, und noch ein größerer Vielschreiber als Epikur. 14) *Seneca*, De vita beata. c. 18: Aliter loqueris, aliter vivis, Platoni objectum est, objectum Epicuro, objectum Zenoni. Cf. *Cic.* De fin. II. 25.

en und inneren Zwange und die dadurch bedingte milde ınd heitere Lebensansicht, die zugleich mit großer Einachheit, Mäßigkeit und Sittenstrenge gepaart ist. Er var ein Athener [15]), aus dem Demos Gargettos [16]), doch, vie es scheint, in Samos geboren [17]), wohin sein Vater Neokles als Kleruche übergesiedelt war [18]); nach sicherer Überlieferung [19]) war er am siebenten Tage des Monats Gamelion Ol. 109, 3 (342 v. Chr.) unter dem Eponynos Sosigenes geboren, sieben Jahre nach Platon's Tode, in demselben Jahre, in welchem Demosthenes auf em Höhepunkte seines Ruhmes und seiner Wirksamkeit stand [20]). Dem Neokles scheint auf Samos ein ziemlich chmales Loos zugefallen zu sein, da er genöthigt war, egen kümmerlichen Lohn im Lesen und Schreiben zu unerrichten, worin ihn später der junge Epikur untertützte [21]); weniger ehrenvoll war das Gewerbe seiner Mutter Chärestrata, welche in den Häusern herumzog, m durch Wunderkünste und Hersagen magischer Formeln καθαρμοί) ihr Brod zu verdienen [22]). Später scheint r mit dem Vater in Teos gelebt zu haben [23]). Erst im 8. Jahre ging er nach Athen zurück, zu der Zeit, als Xenokrates in der Akademie lehrte und Aristoteles sich in Chalcis aufhielt [24]); ob er den Xenokrates gehört hat, ist icht erwiesen, im Gegentheil sagt Cicero nur, daß er ihn ätte hören können [25]). Doch verließ er bald darauf, in en schwierigen Zeiten nach Alexander's Tode, Athen wieer, um zu seinem Vater zurückzukehren, der damals sich ı Kolophon aufhielt [26]). Schon hier soll er Schüler geabt haben [27]). Später scheint er, von Stadt zu Stadt iehend, bald lehrend, bald lernend, ein Wanderleben geührt zu haben; wir finden ihn zuerst zu Mytilene, dann zu Lampsakos [28]), an welchen Orten er, 32 Jahre alt, zuerst eine Schule gründete und derselben fünf Jahre vorstand [29]). Endlich ging er zum zweiten Male nach Athen, unter dem Eponymos Anaxikrates [30]), und nachdem er einige Zeit in Gemeinschaft mit andern gelehrt, eröffnete er, von den damals herrschenden Systemen nicht befriedigt, auch mit denselben wenig vertraut, eine eigene Schule [31]). Schon im 12. oder 14. Jahre [32]) soll in ihm das Interesse für Philosophie erwacht sein, da ihm seine Lehrer nicht erklären konnten, was das Chaos des Hesiodos sei [33]); ist die Sage wahr, so würde ihm früh genug die materielle Richtung seiner Physik als Lebensaufgabe vorgeschwebt haben; doch fühlte er sich erst dann entschieden zur Philosophie hingezogen, als er des Demokritos Schriften gelesen hatte [34]). Auch seine drei Brüder gewann er für die Philosophie [35]). Kein Philosoph hat sich jemals einer so großen Selbständigkeit gerühmt, als Epikuros; denn obgleich er zu Samos den Demokriteer Nausiphanes und den Platoniker Pamphilos [36]) gehört haben soll, so behauptete er doch stets, ohne Unterricht geworden zu sein, was er war [37]), und das Andenken seiner Lehrer galt ihm wenig; denn vom Pamphilos meinte er gar nichts gelernt zu haben [38]), und entschieden protestirte er dagegen, ein Schüler des Nausiphanes zu sein, dessen hochtrabenden, mit großen, aber leeren Worten um sich werfenden Vortrag er gern verspottete [39]); ja sogar über seinen großen Meister Demokritos soll er sich mit verkennendem Undank ausgesprochen [40]), auch gegen Aristoteles und den Sokratiker Phädon sich harter Ausdrücke bedient haben [41]), wie er sich denn überhaupt keine Gelegenheit entgehen ließ, wo er über einen berühmten Philosophen Wortwitze und Spöttereien anbringen konnte [42]). Wirklich verräth die

15) *D. L.* 1. *Suidas* s. v. *Ἐπίκουρος*. *Lucret.* VI. v. 2. 6) Daher Gargettius. *Cic.* ad fam. 15, 16. *Aelian.* Var. hist. V, 13. *Stat.* Sylv. 2, 113. 3, 93. 17) Fällt die Aussenung der Kleruchen, wie Böckh (Staatshaush. der Athener. 1. Bd. S. 460) nachweist, in Ol. 107, 1, so folgt daraus, daß Neokles ei Epikur's Geburt bereits zehn Jahre in Samos eingebürgert var; auch Diogenes und Strabo (XIV, 1) drücken sich so aus, daß e nicht gezweifelt zu haben scheinen, Epikur sei in Samos, nicht ı Athen geboren. 18) Daher Agripeta. *Cic.* De n. d. I, 26. ber jene Besetzung von Samos mit Kleruchen s. *Strabo* XIV, 1. ie Veranlassung mag in dem unlängst vorher beendigten Bundesenossenkriege gelegen haben; übrigens hatte die Maßregel auch zu then heftigen Widerspruch gefunden. *Aristot.* Rhet. II, 6. 19) ngabe des Apollodoros von Athen in seiner Chronik, bei *D. L.* 14. 0) In diesem Jahre hielt Demosthenes seine Reden über den Chernesos und die sogenannte dritte Philippische, deren Erfolg bennntlich die Rettung von Byzantion und Perinthos war. 21) *D. L.* 4. *Cic.* n. d. I, 26. Deshalb schalt ein Epigramm des Sillographen Timon den Epikur *γραμμοδιδασκαλίδης*. 22) *D. L.* 4. Der ganzen Erzählung liegen, wie man aus Diogenes sieht, ehässige Reden von Stoikern, wie Poseidonios, Diotimos u. a., um Grunde. Auch der Mutter des Äschines wurde Ähnliches vorgeworfen. *Demosth.* De corona. p. 313 R. 23) *Suidas*; *Strabo* I. 24) *D. L.* 1 nach Herakleides Lembos, dem Epitomator es Sotion; Stahr (Aristotelia. 1. Bd. S. 147) folgert aus dieser Angabe, daß Aristoteles schon vor Alexander's Tode Athen verlassen habe. 25) Zwar versicherte Demetrius von Magnesia, daß Epikur den Xenokrates gehört habe, *D. L.* 13, doch hat Epikur elbst nie davon wissen wollen. *Cic.* n. d. I, 26: Xenocratem udire potuit — et sunt qui putent audivisse, ipse non vult. 26) *D. L.* 1. 27) *D. L.* 2.

28) *D. L.* 15. *Suidas*: *σχολαρχήσας ἐν Μυτιλήνῃ ἐνιαυτὸν ἕνα, εἶτα ἐν Λαμψάκῳ.* 29) *D. L.* 15. Auch diese Angaben sind der Chronik des Apollodoros entlehnt. 30) 307 vor Chr. 31) *D. L.* 2. 32) Nach Suidas im 12., im 14. nach Herakleides, bei *D. L.* 2. 33) So der Epikureer Apollodoros bei *D. L.* l. l. — Ausführlicher bei *Sext. Emp.* Adv. math. X. c. 1. 34) *Apollod.* ap. *D. L.* l. l.: *περιτυχόντα τοῖς Δημοκρίτου βιβλίοις ἐπὶ φιλοσοφίαν ἆξαι.* 35) Sie hießen Neokles, Chäredemos, Aristobulos. *D. L.* 3. 36) *Suidas* s. v. 37) *Cic.* n. d. I, 26: Ep. gloriabatur, se magistrum habuisse nullum. *Sext. Emp.* Adv. math. 1, 3. 4. (*ὑπὲρ τοῦ δοκεῖν*) *αὐτοδίδακτος εἶναι καὶ αὐτοφυής.* 38) Ebendas.: Pamphilum — ait a se Sami esse auditum, sed hunc Platonicum mirifice contemnit, ita metuit, ne quid umquam didicisse videatur. 39) *D. L.* 8. *Sext. Emp.* Adv. math. I, 4. Er nannte ihn *πλεύμων*, d. h. bornirt und gefühllos, wie eine Seelunge; conf. *Plato*, Phileb. 158. *Fabr.* ad *Sext. Emp.* — Epikur gab wol zu, ihn zuweilen gehört zu haben (*Cic.* De n. d. I, 26. *Sext. Emp.*); doch wollte er durchaus nicht sein Schüler sein; cf. De n. d. I, 33: Nausiphanem magistrum suum, a quo nonnihil didicit, male accepit. 40) *Cic.* De n. d. I, 33: in Democritum ipsum, quem secutus est, ingratus. — Anders, und gewiß richtiger, *Plut.* Adv. Colot. p. 560 R.: *τιμᾶσθαι τὸν Δημόκριτον ὑπ' Ἐπικούρου διὰ τὸ πρότερον ἅψασθαι τῆς ὀρθῆς γνώσεως.* 41) *Cic.* n. d. I, 33: contumeliosissime Aristotelem vexavit, Phaedoni Socratico turpissime maledixit. Auch die Sokratische Ironie hatte seinen Beifall nicht. Ac. pr. II, 42. 42) Einzelne dergleichen, allerdings aus der trüben Quelle des Timokrates geflossene, des Attischen Salzes gar sehr entbehrende Witze werden ihm zugeschrieben. *D. L.* 8. Doch sehen wir auch aus Plutarch

Unsicherheit und Regellosigkeit seiner Methode und die Oberflächlichkeit und Willkür seiner ganzen Speculation den Autodidakten, der sich gern von dem lebendigen Zusammenhange der Wissenschaft seiner Zeit isoliren und mit unphilosophischem Eigensinn auf seine eigenen Füße stellen möchte. Gern gestehen wir ihm dabei zu, daß er, fast unbekannt mit dem ungeheuern Umschwunge, der damals allen Gebieten der Wissenschaft durch Platon und Aristoteles mitgetheilt war, bemüht gewesen ist, auf Sokratischer Grundlage [43]) für Leben und Lehre einen ganz neuen Bau aufzurichten, wobei er zwar in der Physik Vieles aus der Atomistik des Leukippos und Demokritos aufnahm, es aber mit seinem ethischen Princip, freilich auf Unkosten des speculativen Gehaltes jener Lehre, in Einklang zu setzen suchte. Vom Staatsleben hielt er sich gänzlich fern, wol nicht blos, wie Diogenes meint [44]), aus Bescheidenheit, sondern weil mit dem Verluste der Größe und Unabhängigkeit Athens und des gesammten Griechenlands das freudige Wirken für den Staat immer mehr erschlaffte und die Philosophie dem öffentlichen Leben immer feindlicher gegenübertrat. Er kaufte zu Athen, innerhalb der Stadt, einen Garten [45]), in welchem er, damals in Athen, ein neues Beispiel [46]), den besten Theil seines Lebens mit seinen Freunden und Schülern in heiterer Geselligkeit verlebte. Gemeinschaftliche, aber völlig freie, Beiträge der Einzelnen dienten zur Bestreitung des höchst einfachen und mäßigen Zusammenlebens, und jedem Vorübergehenden rief am Eingange des Gartens eine Inschrift zu: „Gast, hier ist gut sein, hier ist Lust das höchste Gut" [47]). Allgemein wird die ungeschminkte Biederkeit [48]) und die milde Humanität seines Wesens gerühmt, die sich nicht blos in seiner Pietät gegen Ältern und Geschwister und in der unerschütterten Treue gegen seine Freunde, sondern auch in der freisinnigen und freundlichen Behandlung der Sklaven bewährte [49]). Auch war fast nur eine Stimme über die Einfalt und Reinheit seiner Sitten, wie über die strenge Mäßigkeit seines Lebens [50]). Allerdings hat es auch ihm weder an dem Spotte der Komiker [51]), noch an gehässigen und böswilligen, zum Theil von abgefallenen Schülern [52]) ausgegangenen Nachreden und Verunglimpfungen gefehlt, die sich bald auf sein Verhältniß zu den Machthabern [53]), bald, und am meisten, auf den Umgang mit der geistreichen, auch als Schriftstellerin bekannten Hetäre Leontion [54]) und mit andern Hetären [55]) bezogen, deren Theilnahme an den geselligen Zusammenkünften in Epikur's Gärten die schlimmste Deutung erfuhr. Um ihn von Vorwürfen dieser Art freizusprechen, würde schon das gewiß unverdächtige Zeugniß seines berühmten Gegners Chrysippos hinreichen, der ihn im Punkte der Sinnenlust einen völlig unempfindlichen Menschen nannte [56]); und wer anders, als ein Böswilliger, hätte auch aus dem damals zu Athen so sehr verbreiteten Verkehr mit gebildeten Hetären sofort das Gift der ärgsten Verleumdungen saugen mögen? Auch Cicero gesteht ihm zu, daß er seinen Satz, nichts könne mehr die Seligkeit des Lebens begründen und erhöhen, als die Freundschaft, durch sein Leben bethätigt habe, indem er in einem engen Hause eine so große Schar treuer, durch Liebe und Eintracht verbundener Freunde um sich versammelte [57]). Und wie ihm selbst, so

---

(non posse suaviter vivi sec. Ep. p. 470 R.), welcher Kraftausdrücke gegen die größten Männer er fähig war.

43) Zu schnell urtheilt Ritter (Gesch. der Phil. II. S. 7), wenn er in Epikur's Lehre nur eine Episode in der Ausbildung der Sokratischen Philosophie annimmt. 44) *D. L.* 10. Sein eigene Äußerung über öffentliches Leben bei *Seneca*, Ep. 29: numquam volui populo placere, nam quae ego scio, non probat populus, quae probat populus, ego nescio. 45) Die berühmten, für 80 Minen von ihm erkauften *κῆποι Ἐπικούρου*; daher seine Schule: *οἱ ἀπὸ τῶν κήπων*. Daß der Garten innerhalb der Stadt lag, wird durch Plinius (H. N. XIX, 4) außer Zweifel gesetzt; dann muß aber das in dem Demos Melite gelegene Haus Epikur's (*D. L.* 17) von dem Garten getrennt gewesen sein. — Nach Gassendi (De vita Ep. I, 6) lag Epikur's Garten in der Region von Athen, welche den Namen *κῆποι* führte (*Paus.* I, 19); dort stand ein mit einer Bildsäule von Alkamenes geschmückter Tempel der Aphrodite. Aber hätten dann wol die zahlreichen Spötter sich eine so schöne Gelegenheit zu Witzeleien, als ihnen die Nähe der Aphrodite geboten hätte, entgehen lassen? 46) *Plin.* H. N. XIX, 4: Jam quidem in ipsa urbe delicias agros villasque possident. Primus hoc instituit Epicurus; otii magister. Usque ad eum moris non fuerat, in oppidis habitari rura. Auch das war neu und für den Geist seiner Lehre bezeichnend, daß er zu seinen Belehrungen weder ein Gymnasium, noch einen durch alte Erinnerungen oder Cultus geheiligten Ort erwählte. 47) *Seneca*, Ep. 21: Hospes, hic bene manebis, hic summum bonum voluptas est. 48) Vir comis, humanus, bonus. *Cic.* De fin. II, 25.

49) *D. L.* 10. Seine Sklaven nannte er seine Freunde, und ließ sie auch mit philosophiren; namentlich zeichnete sich unter ihnen ein gewisser Mys aus. *D. L.* l. l. *Seneca*, Ep. 107. 50) *D. L.* 11: *ὕδατι μόνον ἀρκεῖσθαι (ἔφη) καὶ ἄρτῳ λιτῷ*. Auch seine Schüler *κοτύλῃ οἰνιδίου ἠρκοῦντο, τὸ δὲ πᾶν ὕδωρ ἦν αὐτοῖς ποτόν*. Tusc. II, 18: Homo minime malus vel potius vir optimus. — Im grellsten Widerspruche steht damit die Verleumdung des Timokrates, daß er täglich eine Mine zu seiner Mahlzeit gebraucht habe (*D. L.* 7), was vielleicht auf die, wie wir wissen, stets gemeinschaftlichen und sehr zahlreich besuchten Mahlzeiten der sämmtlichen Epikureer zu beziehen ist. 51) Vorzüglich in zwei Komödien des jüngern Platon und in denen des Hegesippos. *Athen.* III, 23. VII, 5. 52) Namentlich vom Timokrates, des Metrodoros Bruder, der in einer *εὐφραντά* betitelten Schrift sehr gehässig von Epikur's Schlemmerei und dem Unfug der mystischen, nächtlichen Zusammenkünfte gesprochen haben soll. *D. L.* 6. Epikur selbst hat mehre Bücher gegen ihn geschrieben. *Cic.* De n. d. I, 33. Später mag er sich mit ihm ausgesöhnt haben, da er ihn mit Amynomachos zum Erben einsetzte. *D. L.* 18. 53) So soll er einem Beamten des Lysimachos, dem Syrer Mithres, unwürdig geschmeichelt haben, ihn Päan und König nennend (*D. L.* 4); wol nur ein Scherz, der sich auf dessen Sonnennamen bezog. Derselbe Mithres wird erwähnt *Plut.* Adv. Col. p. 631. R. 54) *D. L.* 4. Sie schrieb gegen Theophrast. *Cic.* De n. d. I, 33: Meretricula etiam Leontium contra Theophrastum scribere ausa est; scito illa quidem sermone et Attico, sed tamen — Tantum Epicuri hortus habuit licentiae. Der in Epikur's Weise hochtrabende Anfang eines Briefes an sie *D. L.* 5. — Nach Plinius (H. N. XXXV, 11) war sie vom Theodoros in nachdenklicher Stellung gemalt. — Mag es sein, daß die Philosophie sie von ihrem ehrlosen Gewerbe nicht zurückbrachte, wie Athenäus (XIII, 6) angibt, so schmeckt es doch etwas zu sehr nach gemeiner Klätscherei, wenn derselbe hinzufügt: *πᾶσι τοῖς Ἐπικουρείοις συνῆν ἐν τοῖς κήποις*. — Später lebte sie mit Metrodoros zusammen. *D. L.* 23. 55) Ihre Namen nennt *D. L.* 7. 56) *Stob.* Sermo 61: De venere et amore. 57) *D. L.* 9. Aus Asien und Afrika kam man zu ihm. *Plut.* *λάθε βιώσας*. p. 638. R. *Cic.* De fin. I, 20:

rühmt er der ganzen Schule nach, daß sie in ihrem Leben sich als treue Freunde und zugleich als ernste, sittliche Menschen zeigten, die ihr Handeln nicht nach dem Grundsatze des Vergnügens, sondern nach dem Gebote der Pflicht bestimmten[58]). Eine Gütergemeinschaft, gleich der Pythagoreischen, verschmähte er, weil er sie für ein Zeichen des Mistrauens hielt; er meinte, Freunden müsse, auch ohne ein äußeres Institut, aus freiem Antriebe alles gemeinsam sein; gewiß ein sehr edler und würdiger Begriff von der Freundschaft[59]). Auch seine Frömmigkeit und Vaterlandsliebe wird gerühmt[60]). Ungeachtet seiner heitern und einfachen Lebensweisheit war er in den Wissenschaften und schönen Künsten, welche damals das Eigenthum der höher Gebildeten waren, wenig bewandert[61]), und vor seinen Mitbürgern zeichnete er sich durch strengen, zu leichten Scherzen weder aufgelegten noch fähigen Ernst aus[62]). Mit großer Standhaftigkeit ertrug er lange die schmerzhaftesten Körperleiden, da seine Gesundheit im Alter durch Steinschmerzen, Dysenterie und Geschwüre am Unterleibe völlig zerrüttet war[63]); wie aber kein Schmerz den Frieden seiner Seele trüben konnte, so starb er endlich, 72 Jahre alt, Ol. 127, 2 (270 v. Chr.) mit der unerschütterten Heiterkeit eines Weisen, die er sein Leben hindurch verkündigt hatte[64]). Bei seinen Lebzeiten wurde er, wie so manche Philosophen alter und neuer Zeit, von dem größten Theile seiner Zeitgenossen wenig gekannt und beachtet[65]); doch ahnte er schon seinen künftigen Ruhm[66]), der sich bald nach seinem Tode in alle Länder griechischer Zunge und später auch in die römische Welt verbreitete. Auch sein Testament war ein Zeichen seines milden und freundlichen Sinnes. Er vermachte sein Vermögen dem Timokrates und Amynomachos, doch machte er ihnen zur Pflicht, für die unmündigen Söhne seines früher gestorbenen Freundes und Schülers Metrodoros zu sorgen, so lange sie des Unterrichts bedürften, und die Tochter desselben auszustatten; zugleich schenkte er mehren seiner Sklaven die Freiheit; zu seinem Nachfolger aber erwählte er seinen vertrauten Freund Hermachos, dem er auch den Garten überließ, mit der Bestimmung, daß dem jedesmaligen Vorsteher der Schule die Nutzung des Grundstückes verbleiben sollte, damit es derselben nie an einem festen Mittelpunkte fehlte[67]). Zugleich setzte er fest, daß von den Zinsen seines Vermögens die Freunde alljährlich seinen Geburtstag festlich begehen[68]) und an dem 20. Tage jedes Monats ihm und dem Metrodoros zu Ehren ein Festmahl veranstalten sollten[69]). Aber auch seine Freundestreue, seinen frommen Sinn und die Einigkeit im Geiste hinterließ er seinen nächsten Nachfolgern als ein schönes Erbtheil; sie trugen sein Bild auf Bechern und Ringen[70]), während seine Vaterstadt ihm Bildsäulen setzte[71]). Noch lange blieb die Schule im Besitz des von dem Meister ererbten Grundstückes, bis endlich der lebenslustige C. Memmius, des Cicero Freund, das schon verfallende Besitzthum an sich kaufte, um es unter seine Freunde zu vertheilen; doch scheint er den Bitten des Epikureers Patron, den auch Cicero unterstützte, nachgegeben und wenigstens einen Theil des kleinen Gutes der Schule zurückgegeben zu haben[72]).

Seine Lehre. Kein wahrhaft speculativer Trieb, sondern ein rein ethisches Bedürfniß trieb den Epikuros

ıa in domo et ea quidem angusta, quam magnos quantaque noris conspiratione consentientes tenuit amicorum greges!

58) *Cic.* De fin. II, 18: facitis ea, ex quibus appareat, on voluptatem vos, sed officium sequi; cf. c. 25: multi Epirei fuerunt et hodie sunt et in amicitiis fideles et in omni ta constantes et graves nec voluptate sed officio consilia morantes. — Ihre Einigkeit im Geiste rühmt *Themist.* Orat. IV.; ch wurde anerkannt, daß ihr Wandel im Ganzen rein, und naentlich kein Ehebrecher unter ihnen war. *Orig.* contra Celsum. II. p. 375. Mit Recht bemerkt auch Seneca von dieser Schule: agnos viros non schola Epicuri sed contubernium fecit (Ep. ; daher dürfen wir wol endlich einmal das Vorurtheil gegen die rci ex Epicuri grege schwinden lassen, da auch der strenge Seca sagt: secta Epicuri non flagitiorum magistra; male audit, famis est, et immerito, de vita beata. c. 13. — Thatkräftige aturen freilich konnte eine allein auf behaglichen und besonnenen elbstgenuß mit gleichgestimmten Freunden gestellte Lehre nicht ergen, keine Helden, keine Staatsmänner, keine Märtyrer, wie utarch (Adv. Col. p. 631. R.) treffend bemerkt; daher delicata umbratica turba. *Seneca*, De benef. IV, 2. 59) *D. L.* : *εἶναι τὸ τοιοῦτον (ἔφη) ἀπιστούντων, εἰ δ' ἀπίστων, οὐδὲ λων.* 60) *D. L.* 10. Über seine, freilich von der gewöhnlichen weichende, Frömmigkeit vgl. *Gassendi*, De v. et m. E. IV, 3. 4.) Er selbst verschmähte gelehrtes Wissen; in einem Briefe an thokles heißt es: *παιδείαν πᾶσαν, μακάριοι, φεύγετε. D. L.* 6. her nennt ihn auch Timokrates einen Ignoranten, 7. *Cic.* De . I, 7: non satis politus iis artibus, quas qui tenent, erui appellantur; der Epikureer Torquatus gibt es zu, sucht es r zu rechtfertigen, c. 21. Cf. II, 4. *Plut.* non p. s. v. s. E. 598. R. — *Quint.* II, 18: De Epicuro, qui disciplinas omnes it, nihil moror; XII, 2. *Athen.* XIII, 6: *ἐγκυκλίου παιδείας ἀμύητος.* 62) Homo non aptissimus ad jocandum, mineque resipiens patriam. De n. d. II, 17. 63) *D. L.* 15. *στραγγουρία καὶ δυσεντερικὰ πάθη;* cf. *Cic.* ad fam. VII, 26. *eca*. Ep. 66: Vesicae et exulcerati ventris tormenta. Auch e Übel wurden von übelwollenden als Folgen ausschweifenden Les angesehen. *D. L.* 7. *Cic.* l. l. — Über seine Standhaftig- sagt Seneca witzig Ep. 37: Epicurus fortis, licet manuleasit. 64) *D. L.* 15. *Cic.* De fato. c. 9. — Es war ihm ein seliger, festlicher Tag, an welchem das heitere Andenken an den Umgang der Freunde den heftigsten Schmerz überwog, wie er selbst in einem kurz vor seinem Tode an Idomeneus (nach Cicero an Hermachos) geschriebenen Briefe bezeugt. *D. L.* 22. De fin. II, 30. — Nach Hermippos wäre er im Bade, nachdem er noch einen Becher Wein getrunken, gestorben. *D. L.* 15.

65) *Seneca*, Ep. 79. Nach Metrodor's Tode sagte er: nihil sibi et Metrodoro inter tanta bona nocuisse, quod ipsos illa nobilis Graecia non ignotos solum habuisset sed paene inauditos. Sein *λάθε βιώσας* hatte er also erreicht. 66) So schrieb er einst dem Idomeneus, als dieser sich mit Staatsgeschäften abgab: si gloria tangeris, notiorem te epistolae meae facient, quam omnia ista, quae colis et propter quae coleris. 67) Das ganze Testament bei *D. L.* 16—22. Die Hauptbestimmungen auch bei *Cic.* De fin. II, 31. 68) Cicero (l. l.) eifert sehr gegen dieses Verlangen, in welchem er theils Eitelkeit, theils Inconsequenz findet; aber es hing genau mit der persönlichen Verehrung zusammen, die dem Epikur, wie wenigen andern Philosophen zu Theil geworden war. Übrigens deuten die Worte des Cicero viel weniger auf Unziemlichkeiten, als auf seltsame, vielleicht die Verehrung überbietende, Gebräuche. 69) *Plut.* non p. s. v. s. E. p. 481. R. Daher ihr Spottname *εἰκαδισταί*. *Plin.* H. N. XXXV, 2. *Ath.* VII, 13. 70) *Cic.* De fin. V, 1. *Plin.* XXXV, 2: vultus Epicuri per cubicula gestant, ac circumferunt secum. 71) *D. L.* 9. 72) *Cic.* ad fam. XIII, 1.

zum Philosophiren; zu einer Zeit, wo das selbständige politische Leben der griechischen Staaten zu erlöschen anfing und die altgewohnten Lebensformen in der gesammten griechischen Welt immer mehr zerfielen, suchte er nach einem festen, ethischen Grundsatze, durch welchen der einzelne Mensch seine Freiheit unerschüttert gegen allen äußeren und inneren Zwang zu behaupten vermöchte [73]). In diese Freiheit setzte er das wahre Wesen der Glückseligkeit (*εὐδαιμονία*), die er, nach dem Vorgange der meisten Sokratischen Schulen, als höchstes Ziel der menschlichen Thätigkeit auffaßte, sie aber in viel engere Grenzen einschloß, als die Peripatetiker, welche, so lange sie im Sinne ihres großen Meisters lehrten, darunter die absolute Harmonie des zu seiner vollkommensten Wirksamkeit gelangten geistigen Lebens verstanden [74]). Neben dieser rein negativ aufgefaßten Freiheit hatten dem Epikur viele andere Beziehungen des höheren Menschenlebens, Kunst, Wissenschaft, Politik, keinen unendlichen, sondern nur einen bedingten Werth; darum war ihm die Philosophie nichts anderes als eine Thätigkeit, die durch Gedanken und Reflerionen das glückliche Leben hervorbringen kann [75]). Bei diesem rein praktischen Interesse und seiner Abneigung gegen alle gründliche Wissenschaft ging ihm dann auch der alle Gebiete des Wissens umschließende Organismus des Platonischen und des Aristotelischen Systems verloren, welcher dort die drei Grundrichtungen der philosophischen Betrachtung, die sich in der vorsokratischen Philosophie neben einander entwickelt hatten, Physik, Ethik, Dialektik oder Logik, durch das festeste geistige Band vereinigte. Er gab die Dialektik, in welcher er völlig unerfahren war, ganz auf [76]), und auch die Physik war ihm nur eine Dienerin der Ethik [77]). Da er nun aber doch einer gewissen wissenschaftlichen Begründung seines Grundsatzes sich nicht entziehen konnte, so schickte er der Entwickelung seiner Lehre eine in wenig einfachen Sätzen erschöpfte psychologische Propädeutik voraus, die er Kanonik benannte, in welcher er die Entstehung der Erkenntniß darstellte, und nachwies, inwiefern die Kräfte des Menschen zur Kenntniß des Wahren ausreichten, und welches Wissen überhaupt dem Menschen zu erreichen möglich sei. Gleiches Streben zeigt sich auch in der Logik der Stoiker, und wir können in dem Suchen dieser beiden Schulen nach Kriterien der Wahrheit und in der Reflerion derselben auf die Entstehung des Erkennens, um im menschlichen Geiste den festen Grund und die Grenzen der Erkenntniß zu finden, ebenso wenig einen Fortschritt verkennen, als in der neuern Philosophie in den von Locke und Hume, und viel tiefer von Kant angeregten ähnlichen kritischen Forschungen. Dabei war doch aber auch die Inconsequenz unvermeidlich, daß die aus der Physik und der Lehre von der Seele erst zu gewinnenden Resultate bereits vorausgesetzt und an die Spitze der Untersuchung gestellt wurden.

Kanonik. Die Sätze derselben sind ziemlich dürftig und überschreiten nicht den eng gesteckten Kreis der sinnlichen Wahrnehmung und der darauf basirenden, verständigen Reflerion, was sie indessen im Wesentlichen mit den Grundsätzen der stoischen Logik gemein haben. Da sich ihm zunächst die Beobachtung aufdrängte, daß alles Denken das Moment der Empfindung als ursprüngliche sinnliche Grundlage an sich haben müsse, so fand er das sicherste und einfachste Kriterium der Wahrheit in den Sinnen [78]). Nun aber erschien ihm das sinnliche Vermögen sogleich als ein dreifaches, als Anschauung, Vorstellung, Gefühl, woraus sich ihm drei verschiedene, aber doch im Wesentlichen identische Kriterien des Wahren ergaben. Die Anschauung, sagte er, ist an sich vernunftlos und unfähig der Erinnerung [79]); denn sie wird nicht durch sich selbst bewegt, sondern durch ein Anderes, und es läßt sich ihr nichts zusetzen noch davon thun; auf der andern Seite aber ist sie stets wahr, und nichts kann sie widerlegen. Hierin folgte Epikur noch dem Aristoteles, der sehr wohl eingesehen hatte, daß die Kategorien des Wahren und Falschen auf die unmittelbare sinnliche Empfindung noch gar keine Anwendung fänden, sondern erst von der Thätigkeit des Urtheiles, also von den Operationen des Verstandes, könnten ausgesagt werden [80]). Epikur sah dann weiter, daß die Anschauung durch nichts zu widerlegen sei; denn eine Anschauung kann die andere nicht widerlegen, da gleichartige Anschauungen gleichen Werth haben, verschiedenartige aber einander nicht zur Norm dienen können, ebenso wenig kann der Verstand eine Anschauung widerlegen, denn er hängt ja selbst von der Anschauung ab [81]). Aber zweitens hat der Geist, so fuhr er fort, auch das Vermögen, des einmal Angeschauten sich immer und immer wieder zu erinnern; in ihm selbst entstehen zugleich mit der Anschauung Bilder des Wahrgenommenen, die sich behaupten und der ganzen Denkthätigkeit beständig

73) Niemand hat diese Tendenz des Epikurismus tiefer und wahrer aufgefaßt, als der geniale Lucretius in dem erhabenen Anfange seines Gedichtes, I, 63—80. 74) *Arist.* Eth. Nicom. I, 7: *τὸ ἀνθρώπινον ἀγαθὸν ψυχῆς ἐνέργεια κατ' ἀρετήν.* 75) *Sext. Emp.* Adv. Mathem. XI, 169: *φιλοσοφία ἐνέργεια λόγοις καὶ διαλογισμοῖς τὸν εὐδαίμονα βίον περιποιοῦσα.* 76) Acad. pr. II, 30. De fin. I, 19: in dialectica nulla vis nec ad melius vivendum nec ad commodius disserendum. *D. L.* 31: *τὴν διαλεκτικὴν ὡς παρέλκουσαν ἀποδοκιμάζουσιν.* 77) *Seneca*, Epist. 89: Epicurei duas partes philosophiae putaverunt esse, naturalem atque moralem; rationalem removerunt. Deinde quum ipsis rebus cogerentur ambigua secernere, falsa sub specie veri latentia coarguere, ipsi quoque locum, quem de judicio et regula appellant, alio nomine rationalem induxerunt; sed eum accessionem esse naturalis partis existimant. *D. L.* X, 32. *Sext. Emp.* Adv. math. VII, 14. 15.

78) *D. L.* 32: *κριτήρια τῆς ἀληθείας αἰσθήσεις καὶ προλήψεις καὶ πάθη.* *Cic.* Acad. pr. II, 46: omne judicium in sensibus, in rerum notitiis, in voluptate; 32: si ullum sensus visum falsum est, nihil potest percipi; De fin. I, 7: judicia rerum in sensibus; I, 19: quidquid animo cernimus, id omne oritur a sensibus; De nat. d. I, 25: omnes sensus veri nuntii; *Lucret.* IV, 479 sqq. 79) *D. L.* 31: *πᾶσα αἴσθησις ἄλογος καὶ μνήμης οὐδεμιᾶς δεκτική.* 80) *D. L.* 31. *Sext. Empir.* Adv. mathem. VII, 210: *αἰσθήσεως ἴδιον ὑπῆρχε τοῦ παρόντος μόνου καὶ κινοῦντος αὐτὴν ἀντιλαμβάνεσθαι*; VIII, 9. *Lucret.* IV, 480: Invenies primis ab sensibus esse creatam Notitiam veri neque sensus posse refelli. Cf. *Arist.* De anima. III, 3: *ἡ μὲν γὰρ αἴσθησις τῶν ἰδίων ἀεὶ ἀληθής, διανοεῖσθαι δ' ἐνδέχεται καὶ ψευδῶς.* 81) *D. L.* 31: *οὐδ' ἐστὶ τὸ δυνάμενον αὐτὰς διελέγξαι κ. τ. λ.* Ausführlicher *Lucret.* l. l. IV, 479—500.

zum Grunde liegen. Dies ist das Vermögen der Vorstellung, oder, wie er sie mit einem selbstgebildeten Worte nennt, der *πρόληψις*[82]); darunter versteht er die in der Seele fortlebenden und beim Denken sich stets erneuernden Bilder, die, ursprünglich der Anschauung entnommen, doch nun eine eigene, von den Eindrücken der Außenwelt unabhängige Bewegung annehmen und von dem Menschen nach Willkür hervorgerufen oder beseitigt werden können. Diesen inneren Anschauungen oder Vorstellungen schreibt er als Hauptbestimmung die Deutlichkeit zu[83]); denn sie gehen aus von dem allein klaren und unmittelbar gewissen Kriterium, von der Anschauung. Diesem inneren Vermögen nun gehört die Bildung der Begriffe und Urtheile, also alles, was wir Denken nennen, an; der Begriff zuerst ist nichts als eine durch Ähnlichkeit, Analogie, Zusammensetzung modificirte Anschauung, eine Association von Anschauungen, die aber, wenn ihnen keine wirkliche Anschauung zum Grunde liegt, leere Einbildungen sind[84]); das Urtheil aber ist dasselbe, was bei Platon die richtige Meinung genannt wird, es ist ein Aneinanderreihen von Bildern, eine Erinnerung des äußerlich Angeschauten, und ein Zurückführen des Begriffes auf die Anschauung[85]). Hier entsteht nun zuerst die Möglichkeit des Irrthums; denn ein Urtheil kann wahr oder falsch sein, wahr aber ist es, wenn es durch die Anschauung bestätigt wird, falsch, wenn es durch das Zeugniß der Sinne widerlegt wird[86]). Nun aber blieb dem Epikur die schwierige Frage zu lösen, woher denn dem Menschen der Irrthum komme; er anticipirte hier aus seiner Physik den Satz, daß alle Anschauung durch Bilder, die sich von der Oberfläche der Körper ablösen und durch die ihnen homogenen Organe in die Seele eingehen, zu erklären sei; da konnte doch nun aber auch die Erinnerung oder Vorstellung, als Nachbildung und Erneuerung früher aufgenommener Bilder, nur stattfinden in Folge eines in der Seele fortlebenden inneren Bildes, was nicht weniger, als das von Außen kommende, ein wahres sein mußte, und so blieb dem Irrthum hier eigentlich gar keine Stelle; dieser Inconsequenz suchte nun Epikur durch eine seltsame Erklärung abzuhelfen; er nannte nämlich die Meinung, als Resultat der inneren Anschauung, eine Bewegung in uns, die, im Gegensatze der von Außen nach Innen gehenden Anschauung, von Innen nach Außen geht und so der äußeren Bewegung gewissermaßen entgegenstrebt; nun können zwei Fälle stattfinden: entweder die innere Bewegung hängt mit der äußern continuirlich zusammen, und dann ist das Urtheil ein wahres, oder sie erleidet vor ihrem Zusammentreffen mit der äußeren Bewegung eine Störung, eine Unterbrechung (*διάλειψις*) und das Urtheil wird falsch[87]). In diesem, freilich ziemlich roh ausgedrückten, Satze liegt eine schwache Ahnung des richtigen, aber dem Grundprincipe der Lehre Epikur's gradezu widerstreitenden Gedankens, daß nämlich das Denken ein schlechthin selbständiger, von dem Äußeren gesonderter, von Innen ausgehender, freier Act sei, der nicht immer im stetigen Zusammenhange mit der Anschauung stehe, sondern, eben weil es ein Act der Freiheit ist, derselben auch entgegenwirken könne. Endlich nahm Epikur noch als drittes Kriterium das Gefühl (*πάθος*) an, das ihm als ein doppeltes, als Freude oder Schmerz, erschien; denn Freude, lehrte er, sei das Selbsterhaltungsgefühl alles Lebenden, das Gefühl, worin es den von Außen kommenden Eindruck als mit seinem eigenen Wesen übereinstimmend wisse, Schmerz dagegen das Störungsgefühl, welches den fremden Eindruck aufnehme als einen dem eigenen Wesen nicht zusagenden und dessen Harmonie auflösenden oder zerstörenden[88]). So war ihm denn das Gefühl das Kriterium des Willens, wie Anschauung und Vorstellung das des Erkennens, und wenn seine Schüler noch das auf die Einbildungskraft gegründete Denken (*φανταστικὴ διάνοια*) als viertes Kriterium sollen hinzugefügt haben[89]), so wird doch in einem Denken dieser Art schwerlich etwas enthalten gewesen sein, was nicht Epikur schon unter seiner *πρόληψις* befaßt hatte. Über die ersten elementaren Anfänge des Denkens, nämlich über das einzelne Phänomen und die durch dasselbe geweckte momentane Empfindung, ist Epikur nie hinausgekommen; denn sein erstes Kriterium, die Anschauung, war ihm nichts als die Empfindung eines einzelnen, der Seele momentan gegenwärtigen Objectes; in der Vorstellung konnten sich dann wol viele einzelne Anschauungen zu einer Reihe innerer Bilder erweitern, die aber doch immer wieder atomistisch auseinandertraten und sich vereinzelten, da sie durch kein über die Sinnlichkeit erhabenes Vermögen zusammenge-

82) *D. L.* 33: *τὴν δὲ πρόληψιν οἱονεὶ κατάληψιν, ἢ δόξαν ὀρθήν, ἢ ἔννοιαν, ἢ καθολικὴν νόησιν ἐναποκειμένην, τουτέστι μνήμην τοῦ πολλάκις ἔξωθεν φανέντος;* schon aus dieser hin und her tappenden Bezeichnungsweise sieht man das Unklare und Schwankende des Begriffes. Cicero (De n. d. I, 16) übersetzt *πρόληψις* durch anticipatio und erklärt es durch antecepta animo rei quaedam informatio, sowie c. 17 durch praenotio, wobei aber der Begriff von angeborenen Ideen, den Cicero hereinzutragen scheint, völlig abzuweisen ist; nach c. 17 hatte sich Niemand vorher dieses Ausdrucks in dem Sinne Epikur's bedient: sunt enim novis rebus nova ponenda nomina. 83) *D. L.* 33: *ἐναργεῖς αἱ προλήψεις. καὶ τὸ δοξαστὸν ἀπὸ προτέρου τινὸς ἐναργοῦς ἤρτηται.* 84) *D. L.* 32: *ἐπίνοιαι πᾶσαι ἀπὸ τῶν αἰσθήσεων γεγόνασι κατά τε περίπτωσιν καὶ ἀναλογίαν καὶ ὁμοιότητα καὶ σύνθεσιν, συμβαλλομένου τι καὶ τοῦ λογισμοῦ.* Aber wo blieb denn nach Epikur's Ansicht noch ein Platz für den *λογισμός*, wenn die Empfindung Alles war? 85) *D. L.* 33. Wie es scheint, unterschied Epikur in der *πρόληψις* noch das doppelte Element der *ἔννοια* (Begriff) und der *δόξα* (Urtheil). 86) *D. L.* 34: *ἂν μὲν ἐπιμαρτυρῆται ἢ μὴ ἀντιμαρτυρῆται, ἀληθῆ εἶναι (τὴν δόξαν), ἐὰν δὲ μὴ ἐπιμαρτυρῆται ἢ ἀντιμαρτυρῆται, ψευδῆ τυγχάνειν.* Ähnlich, doch mit künstlicherem Ausdruck, *Sext. Emp.* adv. math. VII, 211.

87) *D. L.* 51: *ἄλλη τις κίνησις ἐν ἡμῖν αὐτοῖς, συνημμένη μέν, διάλειψιν* (fälschlich in einigen Handschriften *διάληψιν*) *δὲ ἔχουσα· κατὰ δὲ ταύτην τὸ ψεῦδος γίγνεται.* Bei Lucretius ist im vierten Buche nach v. 816 eine augenscheinliche Lücke, wo der Dichter von der Meinung und dem Irrthume muß gehandelt haben; v. 817—824 sind nur Fragmente aus diesem verlorenen Stücke, das wahrscheinlich mit den sonst gar nicht zu erklärenden Worten v. 824 (illud in his rebus vitium vehementer inesse) anfing. 88) *D. L.* 34: *πάθη λέγουσιν εἶναι δύο, ἡδονὴν καὶ ἀλγηδόνα, καὶ τὴν μὲν οἰκεῖον, τὴν δὲ ἀλλότριον, δι' ὧν κρίνεσθαι τὰς αἱρέσεις καὶ φυγάς.* 89) *D. L.* 31. Die *φανταστικὴ ἐπιβολή*, d. h. die freie Thätigkeit der Einbildungskraft, die sich zunächst als Aufmerksamkeit äußert, kannte auch Epikur schon. *D. L.* 50.

halten wurden; das Gefühl endlich war wiederum nur ein Einzelnes, aber subjectiv, das momentane Erregtsein durch Freude oder Schmerz. Auf solcher Grundlage blieb dann freilich für Erkennen und Handeln alle Wahrheit zuletzt auf den momentanen Eindruck der Anschauung und des Gefühls gestellt, und nur eine frische, dem einzelnen, sinnlichen Object sich hingebende Beobachtung konnte zur Erkenntniß der Wahrheit führen, auf Unbekanntes aber und den äußeren Sinnen Verborgenes glaubte er nur insoweit schließen zu können, als die Erscheinung ihm irgend eine Analogie dazu darbot [90]). Daher verwarf er im Denken alles Gesetz und alle Regel, da die sinnliche Erscheinung in ihrer Unmittelbarkeit ihm überall nur ein regellos zusammengehäuftes Aggregat von Einzelnheiten darbot, und selbst die zwischen sinnlicher und rein verständiger Betrachtung in der Mitte stehende Geometrie verachtete er [91]), als nicht evident genug; in der Logik verschmähte er die allereinfachsten Grundbegriffe und Grundformen des Denkens, Eintheilung und Schluß [92]), insofern die Resultate derselben durch die Anschauung nicht bestätigt würden; deshalb wollte er auch nicht definiren, sondern nur beschreiben; wenn aber seine Gegner ihm den Unsinn vorwarfen, daß er sogar bei Disjunctivsätzen, deren beide Glieder einander contradictorisch entgegengesetzt wären, wie etwa: entweder wird Epikur morgen leben oder nicht, die Nothwendigkeit bestritten habe, daß eins von beiden wahr sein müsse, das andere falsch [93]), womit also der Satz des Widerspruches aufgehoben wäre, so ist dies dahin zu berichtigen, daß Epikur zwar die formale Nothwendigkeit der Wahrheit des einen oder des andern nicht geleugnet hat, daß er aber die materielle Wahrheit des einen oder des andern damit noch nicht zugeben zu dürfen glaubte [94]), was nach seiner Ansicht consequent genug war, da ja Sätze dieser Art hätten Behauptungen enthalten können, die aus der bloßen Anschauung weder affirmirt, noch negirt werden konnten. Obgleich nun auf diese Weise alles eigentliche Denken bei Epikur ganz wegfiel, so hat er doch den Versuch gemacht, aus seinem Grundprincip das Wesen der Zeit und die Entstehung der Sprache zu deduciren. Denn von der Zeit sagte er, sie sei für uns eigentlich gar nicht wahrnehmbar, sondern nur, insofern sie von uns gemessen werde und in Abschnitte gegliedert erscheine, werde sie für uns; diese von dem Verstande in Theile getheilte und gemessene Zeit war ihm also nichts Substantielles, sondern blos eine leere Form der Verknüpfung, ein bloßes Accidens, das der Gedanke erst in die Gegenstände hineinträgt; die erste Veranlassung zu diesem Begriffe lag ihm in der von uns wahrgenommenen schnelleren oder langsameren, nicht mehr naturgemäßen, sondern gestörten Bewegung der Atome [95]); von dieser abstracten Zeit aber unterschied er die sinnliche, ungetheilte Zeit, die wir indessen in unserer Vorstellung gar nicht ergreifen und festhalten können, also den Moment, und diese auf das Minimum des Moments reducirte oder vielmehr ganz aufgehobene Zeit ist es, in welcher, wie er meinte, die Atome ihre ungehemmte, natürliche Bewegung zurücklegten [96]). In diesem wirklich speculativen, aber ohne alle Dialektik durchgeführten Gedanken liegt eine Ahnung des Vernunftbegriffes der Ewigkeit, die der verständigen Reflexion als Zeit erscheint. Die Sprache endlich war ihm ein bloßes Naturproduct, und jedes einzelne Wort das gemeinschaftliche Erzeugniß der momentanen Wahrnehmung und der bestimmten individuellen Affection des Sprechenden [97]); so verschwand ihm auch hier alles Allgemeine, Vernünftige, doch aber würde er aus diesem Grundsatze vielleicht manche nicht unwichtige Entdeckung über die Entstehung der Sprache gemacht haben, wenn er nicht sofort wieder das Meiste in den einzelnen Sprachen aus willkürlicher Convention abgeleitet hätte [98]).

Ethik. Seine Ethik hatte mit allen Sokratischen Schulen gemein, daß sie von dem Begriffe der menschlichen Freiheit und Selbstbestimmung ausging, und daher nicht nach einem äußerlichen Principe suchte, sondern ihr Princip in der Natur des Menschen selbst fand. Da indessen in den Sokratischen Schulen dieses Grundprincip eine sehr verschiedene Ausbildung erfahren hatte, so nahm Epikur zunächst seinen Ausgangspunkt von der Lehre der Cyrenaiker, welche die Freiheit des Menschen rein subjectiv als ein freies, heiteres Spiel mit der Sinnlichkeit, die sie nicht ertödten, sondern nur beherrschen wollten, gefaßt und das Wesen der Glückseligkeit in den momentanen, aber selbstbewußten Genuß der Lust gesetzt hatten. Dieser in sich freilich durchaus haltungslose und der schlimmsten Verkehrung fast nothwendig ausgesetzte Grundsatz sagte

90) *D. L.* 32: *περὶ τῶν ἀδήλων ἀπὸ τῶν φαινομένων χρὴ σημειοῦσθαι;* cf. *Cic.* Ac. pr. II, 32. 33. De fin. I, 5. Die bei der Erscheinung verweilende, mit angestrengter Thätigkeit des Sinnes dieselbe zu erkennen strebende Betrachtung nannte er *τὸ προσμένον*, und nach dieser wollte er das Unsichtbare normirt und beurtheilt wissen; 38: *ὅπως ἂν καὶ* (l. *κατὰ*) *τὸ προσμένον καὶ τὸ ἄδηλον ἔχωμεν οἷς σημειωσόμεθα.* 91) *Cic.* Ac. pr. II, 33: Polyaenus, Epicuro assentiens, totam geometriam falsam esse credidit. 92) *Cic.* De fin. I, 7: In altera philosophiae parte, quae *λογικὴ* dicitur, plane inermis ac nudus est. Tollit definitiones, nihil de dividendo ac partiendo docet, non, quomodo efficiatur concludaturque ratio, tradit. Gegen die Definition De fin. I, 19: praescribendum, quid sit id, de quo disseratur, negat tamen rem definiri oportere; deshalb legt er auch besonderes Gewicht auf die Methode, durch Worterklärung zugleich die Sachen zu erklären. *D. L.* 31: *ἀρκεῖν τοὺς φυσικοὺς χωρεῖν κατὰ τοὺς τῶν πραγμάτων φθόγγους;* 38: *ἀνάγκη τὸ πρῶτον ἐννόημα καθ' ἕκαστον φθόγγον βλέπεσθαι, εἴπερ ἕξομεν τὸ ζητούμενον — ἐφ' ὃ ἀνάξομεν.* 93) *Cic.* De n. d. I, 25. De fato. c. 10: negat omnem enuntiationem aut veram esse, aut falsam. 94) De fato. c. 16: (Epicurei dicunt) veras esse ex contrariis disjunctiones, sed, quae in his enuntiata essent, eorum neutrum esse verum.

95) *D. L.* 72. 73. 46. 96) *D. L.* 47. Eine dunkle, von Allen, die über Epikur geschrieben, fast übersehene Stelle, die mir aber den oben angegebenen Unterschied zwischen der sinnlichen (*χρόνος αἰσθητός*) und der gedachten Zeit (*χρόνος θεωρητός*) zu enthalten scheint; vgl. 72. 73. 97) *D. L.* 75: *τὰ ὀνόματα ἐξ ἀρχῆς μὴ θέσει γενέσθαι, ἀλλ' αὐτὰς τὰς φύσεις τῶν ἀνθρώπων καθ' ἕκαστα ἔθνη ἴδια πασχούσας πάθη καὶ ἴδια λαμβανούσας φαντάσματα ἰδίως τὸν ἀέρα ἐκπέμπειν.* Ein geistreicher, frischer Blick in das Physiologische der Sprachen. 98) *D. L.* 76: *ὕστερον δὲ κοινῶς καθ' ἕκαστα ἔθνη τὰ ἴδια τεθῆναι κ. τ. λ.*

Epikur darum am meisten zu, weil er in demselben Kriterium der Wahrheit, das momentane, durch Ein- es bestimmte Gefühl wiederzufinden glaubte. Lust und merz, als die Grundgefühle des Menschen und aller nden Wesen, waren ihm die beiden Kriterien des Wil- ; jene, als das seiner Natur Gemäße, sucht jedes er, diesen flieht es; darum war ihm die Lust der An- z und das Ende des seligen Lebens [99]); in ihr, sagt erkennen wir das höchste, das unserer Natur einzig äße Gut, und mit ihr beginnt für uns jede Regung Willens, Wahl und Abneigung; auf sie kommen wir zurück, indem wir jedes Gut nach dem Maßstabe Gefühls bestimmen [1]). Aber fortgesetzte Reflexion auf en Punkt und auf das wahre Wesen der Lust führte Epikur bald weit über die Hedoniker hinaus, nament- waren es zwei Punkte, durch welche sich seine Lehre der des Aristippos sehr wesentlich unterschied. Zuerst er, daß nicht jede Lust gleich sei, und daß eine Lust, den Schmerz zur Folge hat, überhaupt keine wahr- te Lust sein könne; deshalb setzte er die höchste Lust t in den Körper, sondern lehrte vielmehr, die Lüste des rpers auf alle Weise zu regeln und zu beschränken, il aus ihrem Übermaße nur Schmerzen hervorgehen kön- , und wies dagegen den höchsten Rang den edleren d reineren Genüssen der Seele an [2]); so vergeistigte er s hedonische System, dem der Sinnengenuß der höchste r [3]). Hieraus folgte dann weiter, daß Epikur nicht hr den momentanen Genuß für den allein wahren hal- t konnte, wie Aristipp's Schule, sondern, indem er die dern Genüsse verwarf, um nicht der höheren verlustig gehen, und die wahre Lust als ein Bleibendes, Fe- s annahm, stellte er mit berechnender Reflexion ein Sy- m der Glückseligkeit auf [4]), in welchem er alle Gefühle d Genüsse auf die eine, wahrhafte und höchste Lust be- g, und jenen nur einen relativen Werth im Verhält- sse zu der letzteren einräumte. Da nun aber des Schmer- s mehr als der Lust im Leben gefunden wird, und eine uernde Lust überhaupt nicht möglich ist, so nahm die lückseligkeit des Epikur mehr einen negativen, leidenden harakter an, sie wurde, nicht unähnlich dem stoischen rincip, als Unerschütterlichkeit (ἀταραξία) und Leiblosig- it (ἀπονία) gefaßt [5]), und die höchste Lust war ihm nicht mehr der Genuß, sondern Freiheit vom Körperschmerz und Ruhe der Seele [6]). In diesem inneren und äußeren Frieden fand er die Vollendung des seligen Lebens; seinetwegen, sagt er, thun wir alles, um nicht Schmerz zu empfinden und nicht gestört zu werden durch Furcht vor zukünftigen Schmerzen; haben wir ihn erlangt, so schweigt jeder Sturm der Seele, denn nach nichts anderem kann das Lebende streben, als nach diesem, worin das vollkommenste Gut des Leibes wie der Seele sich vollendet; denn dann nur bedürfen wir der Freude, wenn wir, weil Freude uns fehlt, Schmerz haben, wenn wir aber den Schmerz nicht haben, dann fehlt uns die Freude nicht mehr [7]). Hiernach erschien es denn nun als die höchste Aufgabe der Ethik, den Menschen entweder äußerlich vom Schmerze und von der Furcht vor dem Schmerze zu befreien, oder ihn innerlich über denselben zu erheben, und alles Guten Anfang und selbst das höchste Gut war die Vernünftigkeit (φρόνησις); sie war ihm das Höchste in der ganzen Philosophie, aus ihr stammten alle übrigen Tugenden [8]). Diese Vernünftigkeit aber war doch zuletzt nichts weiter als eine, mit dem gegenwärtigen Genusse nicht zufriedene, auf Vergangenes und Zukünftiges reflectirende, die Folgen jeder Handlung und jedes Genusses abwägende Berechnung der größeren oder geringeren Lust und des größeren oder geringeren Schmerzes, damit das Ziel der Schmerzlosigkeit wenigstens in möglichster Annäherung erreicht werde [9]). Er ging in dieser Betrachtungsweise soweit, daß er sagte, es sei besser, mit Nachdenken und Berechnung unglücklich sein, als glücklich ohne Berechnung [10]). Allerdings war dieses Princip von roher Sinnlichkeit weit entfernt, und indem Seelenfriede als das reinste und wahrste Glück dargestellt wurde, konnte es auch Menschen von tieferer Richtung zusagen, welchen Freiheit und Glückseligkeit geistige, durch nichts Äußeres bedingte Güter waren; dennoch ist diese Lehre im Wesentlichen nicht über die relative Schätzung des höchsten Gutes hinausgekommen, weil sie nicht von einer Idee, sondern von einem schwankenden, völlig relativen, dabei engen und egoistischen Grundsatze ausging, der sich überdies nur zum kleinsten Theile durchführen ließ; nicht die thatkräftige Energie des selbstbewußten, freien, mächtigen Geistes, sondern Furcht vor äußeren Störungen, die doch den zur Selbstherrschaft gekommenen Geist nicht mehr trüben können, war die geheime Wurzel dieser Lebensansicht. Doch fand Epikur in seinem Begriffe der vollendeten Glückseligkeit noch ein doppeltes Moment, das ihn allerdings zu einer würdigen und reinen Ansicht von dem wahren Wesen der Sittlichkeit erhob und ihn eigentlich über die engen Schran-

99) *D. L.* 128: *ἡδονὴ ἀρχὴ καὶ τέλος τοῦ μακαρίως ζῆν.*
1) *D. L.* 129: *ταύτην ἀγαθὸν πρῶτον καὶ συγγενικὸν γνωμεν κ. τ. λ.* *Cic.* De fin. I, 7. 9: Voluptas summum bonum. Tusc. V, 26. 2) *D. L.* 137: *οἱ μὲν (οἱ Κυρηναϊκοὶ) ίρους τὰς σωματικὰς ἀλγηδόνας λέγουσι τῶν ψυχικῶν, ὁ δὲ ς ψυχικάς· — οὕτως οὖν καὶ μείζονας ἡδονὰς εἶναι τῆς ψυχῆς.* 3) *Cic.* Acad. pr. II, 42. De fin. I, 5. Sehr mit recht heißt es an der letztern Stelle: quod (quod Epicurus ad luptatem et dolorem omnia refert, et quae sequamur, et ae fugiamus) quamquam Aristippi est a Cyrenaicisque melius eriusque defenditur. – Über Epikur's Verhältniß zu Aristipp vgl. auch *Athen.* XII. p. 544. 4) *D. L.* 136: *ἡ μὲν ἀταραξία καὶ ἀπονία καταστηματικαί εἰσιν ἡδοναί, ἡ δὲ χαρὰ καὶ φροσύνη κατὰ κίνησιν ἐνεργείᾳ βλέπονται. — οἱ μὲν τὴν καταστηματικὴν οὐκ ἐγκρίνουσι, μόνην δὲ τὴν ἐν κινήσει, ὁ δὲ ἀμφοτέρας, ψυχῆς καὶ σώματος.* *Cic.* De fin. I, 14: etiam lorem saepe perpetiuntur, ne, si id non faciant, incidant in ajorem. 5) *D. L.* 136. 139. *Cic.* De fin. I, 11: omnis ivatione doloris putat terminari summam voluptatem.

6) *Cic.* De fin. I, 11: omni dolore carere non modo voluptas, verum etiam summa voluptas. De n. d. I, 20: nos beatam vitam in animi securitate et in omnium vacatione munerum ponimus. 7) *D. L.* 128. 8) *D. L.* 132: *πάντων ἀρχὴ καὶ τὸ μέγιστον ἀγαθὸν ἡ φρόνησις· διὸ καὶ φιλοσοφίας τὸ τιμιώτερον ὑπάρχει ἡ φρόνησις, ἐξ ἧς αἱ λοιπαὶ πεφύκασιν ἀρεταί.* 9) *D. L.* 129: *πᾶσα ἡδονὴ διὰ τὸ φύσιν ἔχειν οἰκείαν ἀγαθὸν, οὐ πᾶσα μέντοι αἱρετή, καθάπερ καὶ ἀλγηδὼν πᾶσα κακὸν, οὐ πᾶσα δὲ ἀεὶ φευκτὴ πεφυκυῖα.* *Cic.* De fin. I, 10. 10) *D. L.* 135: *κρεῖττον εὐλογίστως ἀτυχεῖν ἢ ἀλογίστως εὐτυχεῖν.*

ken seines Systems hinausführte. Zuerst nämlich erkannte er, daß ohne ein besonnenes, schönes, gerechtes Leben gar kein wahrer Genuß möglich sei, wie umgekehrt ein mit solchen Tugenden geschmücktes Leben nothwendig auch ein angenehmes sein müsse [11]), daß also die Glückseligkeit sich zur Sittlichkeit, die selbst in sich das höchste Glück hat, verklären müsse; dann aber sah er auch, daß die wahrhafte Glückseligkeit eigentlich gar keines Zuwachses, keiner Steigerung fähig sei, und daß daher auch die Dauer der Zeit dieselbe nicht erhöhen könne [12]), da dieselbe nichts Schrankenloses, Maßloses, sondern selbst Maß und höchstes Ziel des Menschen sei; wir sehen hier eine Ahnung der Idee der Seligkeit, nur durfte er aus diesem Satze nicht ein Argument gegen die Unsterblichkeit der Seele hernehmen, sondern, da das gegenwärtige Leben die reinste Seligkeit nur momentan gewähren kann, mußte er die völlige Lösung dieser höchsten Aufgabe vielmehr erst von einem künftigen Leben erwarten. — Sehen wir nun, wie sich seine Ethik aus jenem Grundprincip im Einzelnen gestaltete. Als wahrhafter Architekt des glücklichen Lebens, wie ihn Cicero nennt [13]), legte er seinem Gebäude die Lehre von den Gefühlen und Begierden zum Grunde, um daran Vorschriften über die wahrhafte Befriedigung der Lust und Befreiung vom Schmerze knüpfen zu können. Da ging er nun zuerst auf das Wesen der beiden Grundgefühle, Lust und Schmerz, näher ein. Als Grundlage alles Gefühls nahm er das körperliche Gefühl an [14]), wie die Anschauung als Grundlage alles Vorstellens und Denkens; daher hielt er jede Lust und jeden Schmerz der Seele für ursprünglich bedingt durch eine Lust oder einen Schmerz des Körpers [15]), womit nur scheinbar der Satz im Widerspruche steht, daß Lust und Schmerz der Seele viel größer seien, als des Körpers [16]); ja, zuweilen schien er den Sitz der Lust vielmehr in der Seele, als im Körper, zu finden [17]). Die einzelnen Lüste nun hielt er für verschieden, hierin eben von Aristipp's Schule abweichend [18]); doch ist keine Lust an sich schlecht, sondern nur die Ursachen gewisser Lüste verursachen größere Störung, als die Lust selbst [19]). Zwischen Lust und Schmerz nun stand ihm nichts in der Mitte [20]), da ihm eben Schmerzlosigkeit selbst schon die höchste Lust war [21]). Doch gab der Grundsatz, daß, wie die Leidenlosigkeit das höchste Gut, so der Schmerz das schlimmste Übel sei [22]), schlimmer sogar als Schande [23]), seiner Moral sogleich im Anfange etwas Unkräftiges und Weichliches [24]), und es half nichts, daß er den Schmerz zu unterdrücken ermahnte [25]), ja sogar noch im Moment des höchsten Schmerzes, wie etwa im Stier des Phalaris, zu jubeln und sich zu freuen befahl [26]); es war dies bei ihm keine Folge einer höheren Begeisterung, sondern nur der kalten Erwägung, daß der höchste Schmerz nie lange dauere, und der lange dauernde immer durch freudige oder doch schmerzlose Intervalle unterbrochen sei, im Grunde also mehr Freude als Leid mit sich führe [27]). — Sein System der Glückseligkeit ging nun im Wesentlichen darauf hinaus, durch verständige Berechnung des Vergangenen und Zukünftigen sich ein möglichst leidenloses, an wahren Genüssen reiches Leben zu sichern, wozu vor allen Dingen eine richtige Kenntniß und genaue Abwägung der Lebensgüter gehört. Jedem Gute entspricht im Menschen ein Trieb, eine Begierde, und da fand er nun, daß gewisse Begierden natürliche, andere eitele und nichtige, also naturwidrige, waren; die natürlichen aber erschienen ihm wieder theils als nothwendige, theils als blos natürliche, und unter den nothwendigen fand eine neue Gliederung statt, indem die einen auf Erhaltung des Lebens, die andern auf Schmerzlosigkeit des Leibes, noch andere endlich auf die Glückseligkeit selbst, also auf die Ruhe des Geistes, gerichtet sind [28]). Eine andere Eintheilung, wonach

11) *D. L.* 132: *οὐκ ἔστιν ἡδέως ζῆν ἄνευ τοῦ φρονίμως καὶ καλῶς καὶ δικαίως, οὐδὲ φρονίμως καὶ καλῶς καὶ δικαίως ἄνευ τοῦ ἡδέως·* 140. *Cic.* De fin. I, 18: non posse jucunde vivi, nisi sapienter, honeste justeque vivatur, nec sapienter, honeste, juste, nisi jucunde. 12) *D. L.* 124. 144—145: *ὁ ἄπειρος χρόνος ἴσην ἔχει τὴν ἡδονὴν καὶ ὁ πεπερασμένος, ἐάν τις αὐτῆς τὰ πέρατα καταμετρήσῃ τῷ λογισμῷ.* Von der sinnlichen Lust gestand er zu, daß sie wol qualitativ vervielfacht werden könnte, ohne deshalb eigentlich, insofern sie nämlich als rein gedacht wird, einer intensiven Erhöhung fähig zu sein. *D. L.* 144. *Cic.* De fin. II, 27: negat diuturnitatem temporis ad beate vivendum aliquid afferre. I, 11: variari voluptas distinguique potest, augeri amplificarique non potest. II, 3: variari, non augeri voluptatem; Cicero fügt hinzu, dies sei bene latine, parum plane. Doch unterscheidet Epikur die Seligkeit der Götter von der immer noch dem Wechsel unterworfenen Lust der Menschen. *D. L.* 121. 13) fin. I, 10. 14) *Clem. Alex.* Strom. II. p. 417: *πᾶσαν χαρὰν τῆς ψυχῆς οἴεται ἐπὶ πρωτοπαθούσῃ τῇ σαρκὶ γενέσθαι.* *D. L.* X, 6. *Athen.* VII. p. 279: *ἀρχὴ καὶ ῥίζα παντὸς ἀγαθοῦ ἡ τῆς γαστρὸς ἡδονή, καὶ τὰ σοφὰ καὶ τὰ περιττὰ εἰς ταύτην ἔχει τὴν ἀναφοράν.* Sollte dieser grob materielle Ausspruch wol vom Epikur selbst sein? Es ist nach dem, was wir sonst von dem Manne wissen, schwer zu glauben, und mag eins der vielen ihm verleumderisch untergeschobenen Worte sein. 15) *Cic.* De fin. I, 17: animi voluptates et dolores nasci fatemur e corporis voluptatibus et doloribus. 16) Ibid.: multo majores et voluptates et dolores animi quam corporis, nam corpore nihil nisi praesens et quod adest sentire possumus, animo autem et praeterita et futura.

17) Tusc. V, 33: omnia jucunda, quamquam sensu corporis judicentur, ad animum referri tamen. 18) Gehörten alle Lüste dem Körper an, dann, meinte er, würden auch alle gleich sein müssen. *D. L.* 142: *εἰ κατεπυκνοῦτο πᾶσα ἡδονή, καὶ περὶ ὅλον* (emend. *Röss.*, vulg. *κατὰ περίοδον*) *τὸ ἄθροισμα ὑπῆρχεν ἐπὶ τὰ κυριώτατα μέρη τῆς φύσεως, οὐκ ἄν ποτε διέφερον ἀλλήλων αἱ ἡδοναί.* 19) *D. L.* 141: *οὐδεμία ἡδονὴ καθ' ἑαυτὴν κακὸν κ. τ. λ.* 20) *Cic.* De fin. I, 11: non placuit Epicuro, medium quoddam esse inter dolorem et voluptatem. 21) Ebendas. Vgl. Anm. 5. 6. 22) Tusc. II, 6. 12. 23) Tusc. II, 12: majus malum mediocris dolor, quam maximum dedecus; in ipso dedecore nihil mali, nisi sequantur dolores. 24) Tusc. II, 6: enervata muliebrisque sententia. *Sen.* Ep. 37: Epicurus fortis, licet manuleatus. 25) Tusc. II, 19: neglige dolorem. 26) Tusc. II, 7: in Phalaridis tauro si erit, dicet: quam suave est hoc, quam hoc non curo! De fin. V, 27. *Seneca*, Ep. 66. Da wurde freilich der Stoicismus noch überboten! 27) *D. L.* 140: *οὐ χρονίζει τὸ ἀλγοῦν συνεχῶς ἐν τῇ σαρκί, ἀλλὰ τὸ μὲν ἄκρον τὸν ἐλάχιστον χρόνον πάρεστι — αἱ δὲ πολυχρόνιοι τῶν ἀῤῥωστιῶν πλεονάζον ἔχουσι τὸ ἡδόμενον ἐν τῇ σαρκὶ ἤπερ τὸ ἀλγοῦν.* Tusc. II, 19: dolor diuturnus habet laetitiae plus quam molestiae. De fin. II, 8: si gravis, brevis, si longus, levis. 28) *D. L.* 127: *τῶν ἐπιθυμιῶν αἱ μὲν φυσικαί, αἱ δὲ κεναί, καὶ τῶν φυσικῶν αἱ μὲν ἀναγκαῖαι, αἱ δὲ φυσικαὶ μόνον, τῶν δὲ ἀναγκαίων αἱ μὲν πρὸς εὐδαιμονίαν εἰσὶν ἀναγκαῖαι, αἱ δὲ πρὸς τὴν τοῦ σώματος ἀοχλησίαν, αἱ δὲ πρὸς αὐτὸ τὸ ζῆν

r drei Arten von Begierden annahm, natürliche und noth-vendige, natürliche aber, nicht nothwendige, weder natür-iche noch nothwendige [29]), ist weniger vollständig und ge-tau. Zu den unbedingt nothwendigen scheint er den Trieb tach Erhaltung des Lebens, dann aber auch nach ruhigem, ehaglichem, in sich selbst zufriedenem Lebensgenuß, zu den tatürlichen, aber nicht nothwendigen den Hang nach künst-icher Ausschmückung und Vervielfachung der Genüsse, zu en nichtigen endlich das Streben nach unwesentlichen und los scheinbaren Gütern, namentlich nach Reichthum, Ehre, Herrschaft, gerechnet zu haben. Hiermit war nun in den reien menschlichen Bestrebungen eine geregelte Stufen-olge von selbst gegeben; unerläßlich war die Befrie-igung der nothwendigen Triebe, alle andern aber hatten ur insofern eine gewisse Berechtigung, als sie dem Haupt-wecke, der Erreichung der unerschütterten Seelenruhe, dien-en, oder ihm doch nicht entgegenwirkten; darum nahm r z. B. den Schmerz als ein schlimmeres Übel denn die Schande, und den Reichthum verachtete er zwar nicht un-edingt, meinte aber, daß er nur dann wahrhaft genos-en werde, wenn man seiner am wenigsten bedürfe [30]); iberhaupt war Mäßigkeit und verständige, stets wache Be-onnenheit im Genusse der Charakter seiner Lehre wie sei-es Lebens. Wie andere Schulen andere von den vier Sokratischen Haupttugenden ihrer Ethik zum Grunde leg-en, so ging Epikur im Wesentlichen von der Enthaltsam-eit aus, in welche er das wahre Wesen der Verständig-eit und der Tapferkeit setzte; doch war freilich diese Mäßi-ung immer nur eine relative, nicht die unbedingte, freie Macht des Geistes über alles Leibliche; das ursprüngliche Wesen seiner Tugend blieb mit dem Elemente der Lust be-aftet, die er als unzertrennlich von der Tugend annahm [31]) und alle Cardinaltugenden auf sie zurückbrachte [32]), indem er ein untergeordnetes Moment derselben in ihrer Erschei-nung für das Wesen hielt. In Lehre und Beispiel ver-kündete er den Satz, daß dem Weisen die werthlosesten Dinge keinen geringeren Genuß gewährten, als die kost-barsten [33]), und daß eine nach dem Naturgesetz geordnete Armuth der größte Reichthum sei [34]); Ruhe der Seele war ihm in allem das höchste Gut, und sein dem groben Materialismus in der sittlichen Ansicht durchaus abgewen-deter Sinn zeigt sich auch in dem Ausspruche, daß ein vergangenes Gut für uns stets das reinste sei, weil un-verlierbar [35]); in diesem Sinne schrieb er, daß, wer reich werden wolle, nicht seinem Gelde zulegen, sondern seinen Begierden abziehen müsse [36]). Freilich wäre, bei einer so schwankenden und eines höheren Grundsatzes entbehren-den Schätzung der Lebensgüter, bei ihm und seinen Schü-lern die Hingebung an manchen verdammlichen Genuß nicht grade inconsequent gewesen, sobald derselbe nur die Seelenruhe nicht zu stören und der gegenwärtige Genuß den künftigen Schmerz zu überwiegen schien, wobei denn das Individuum aus der Willkür des subjectiven Belie-bens zu einem höheren, objectiven Gesetze sich nicht zu erheben vermochte. Wohl konnte indessen Seneca eine Lust, die sich grundsätzlich auf den Genuß des Nothwendigsten beschränkte, und, indem sie in geistiger Hinsicht viel mehr in ängstlichem Abwehren des Störenden als in energischer Thatkraft bestand, im Grunde sich selbst aufhob, eine nüch-terne, trockene Lust nennen [37]), die auf ein geringes und dürftiges Maß zusammengeschrumpft sei, und von den Vorschriften Epikur's durfte er mit Recht sagen, sie seien heilig, gerecht und im Grunde mehr trauriger als freudi-ger Art [38]). Quantitative Berechnung der äußeren und inneren Folgen der That war seine Tugend, zu der Idee der Pflicht ist er nicht gekommen, als nur, insofern er auch in ihr ein Element des geistigen Genusses fand. Darum hatte seine Moral allerdings, dem finstern Geist der Stoa gegenüber, einen heitern und freundlichen Cha-rakter, er lehrte nicht nur Liebe gegen alle, welche die Natur dem Menschen verbunden hat, sondern auch milde, menschliche Behandlung der Sklaven [39]), überhaupt suchte

29) *D. L.* 149. Als Kriterium der nothwendigen Begierden ird hier angegeben, daß sie nur dann wirklich nothwendig wären, enn ihre Nichtbefriedigung Schmerz zur Folge habe. *Cic.* De fin. , 13. Was Cicero (De fin. II, 9) dieser Eintheilung zum Vor-urfe macht: hoc est non dividere sed frangere, trifft die erste Eintheilung im Briefe an Menökeus nicht (*D. L.* 127), in welcher icero grade die nachher von ihm vorgeschlagene würde gefunden aben. — Tusc. V, 33, eine sehr wichtige Stelle für die Würdi-ung der verschiedenen Lebensgüter bei Epikur; so sehen wir dort, aß Epikur dem Triebe der Fortpflanzung keine unbedingte Noth-endigkeit und zwingende Gewalt, wie etwa dem Triebe der Er-ährung, zuschrieb: obscoenas voluptates faciles, communes — b iis abstinere minime difficile, si aut valetudo, aut officium, ut fama postulet, omninoque genus hoc voluptatum optabile sse si non obsit, prodesse numquam. — Ein ferneres Kriterium er Natürlichkeit und Nothwendigkeit der Begierden war die schwe-ere oder leichtere Beschaffung der Dinge, die zu ihrer Befriedigung ienen: τὸ μὲν φυσικὸν πᾶν εὐπόριστόν ἐστι, τὸ δὲ κενὸν υσπόριστον. 30) *D. L.* 130: ἥδιστα πολυτελείας ἀπολαύουσιν οἱ ἥκιστα ταύτης δεόμενοι. 31) *Cic.* De fin. II, 15, wo Epikur's Wort angeführt wird: si ad honestatem omnia referan-ur, neque in ea voluptatem dicant inesse, eos inani voce so-are — honestum, quamquam voluptatibus quibusdam est saepe cundius, tamen expetitur propter voluptatem. 22: omnibus x rebus voluptatem quasi mercedem exigit. Daher I, 13: apientia artifex conquirendae et comparandae voluptatis. Nie t dies Princip treffender gewürdigt worden, als von Seneca, in en Worten (De benef. IV, 2): non indignor, quod post volu-tatem ponitur virtus, sed quod omnino cum voluptate confer-ur; ebenderselbe nennt den Satz: non satis esse virtutem ad beatam vitam, quia beatum efficiat voluptas, quae ex virtute est, non ipsa virtus, mit Recht eine inepta distinctio. Ep. 85.

32) *Cic.* De fin. I, 14—16: sapientiam propter voluptatem expetendam — temperantiam expetendam, non quia voluptates fugiat, sed quia majores consequatur — fortitudinem optari, quia voluptatem pariat — justitia optabilis, quia jucunditatis vel plurimum affert; mehr Folgerungen aus Epikur's Grundsatz, als eigene Worte. 33) *D. L.* 130: λιτοὶ χυλοὶ ἴσην πολυτελεῖ διαίτῃ τὴν ἡδονὴν προσφέρουσι. *Cic.* De fin. II, 28: non minor voluptas percipitur ex vilissimis rebus quam ex pretiosissimis. 34) *Seneca*, Ep. 27: divitiae sunt ad legem naturae composita paupertas. Conf. *D. L.* 144: ὁ τῆς φύσεως πλοῦτος καὶ ὥρισται καὶ εὐπόριστός ἐστιν· ὁ δὲ τῶν κενῶν δοξῶν εἰς ἄπειρον ἐκπίπτει. *Stob.* Serm. 17, 23. 35) *Seneca*, De benef. III, 4. 36) *Seneca*, Ep. 21: non pecuniae adjiciendum, sed cupiditatibus detrahendum. 37) *Seneca*, De vita beata, c. 12: voluptas Epicuri sobria et sicca. 38) *Seneca*, De vita beata, c. 13: sancta Epicurus et recta praecipit et si propius accesseris tristia — voluptas illa ad parvum et exile revocatur. 39) *D. L.* 10. 118: οὐ κολάσειν οἰκέτας, ἐλεήσειν μέντοι.

er in allen Lebensverhältnissen eine freie, heitere, milde, humane Geselligkeit durchzusetzen, wodurch sich seine Lehre besonders gebildeten Weltmännern empfahl, und in ihnen, wenn auch vielfach gemisdeutet, doch oft genug Keime einer reinen und geläuterten Sittlichkeit entwickelte[40]). Am höchsten aber stand ihm das Band der Freundschaft, die ihm in Lehre und Leben das Heiligste und Größte war[41]), und wenn auch sein Grundsatz, daß der erste Grund der Freundschaft, wie aller menschlichen Verbindung, der Nutzen sei[42]), das Wesen derselben zu zerstören schien, so finden wir doch bei ihm auch manche reinere Ansichten[43]), die eben nur beweisen, wie er auch hier oft genug von der Consequenz schwankender und unwissenschaftlicher Principien abging. — Wie nun in den mannichfaltigen Collisionen des Lebens der Grundsatz der verständigen Mäßigung durchzuführen sei, darüber wird Epikur in seinen vielen Schriften manches gelehrt haben, doch ist uns darüber nur wenig überliefert, und eine große Mannichfaltigkeit von Pflichten und sittlichen Beziehungen dürfen wir auch bei einer Ansicht nicht erwarten, die den Menschen immer nur egoistisch auf sich selbst zurücktrieb, und ihm keinen Antrieb gab, auch außer sich ein Ideal der Sittlichkeit realisiren zu helfen. Doch liebte er, gleich den Stoikern, die Schilderung der Lebenspflichten und Lebensverhältnisse an das Bild eines Weisen, wie er sein sollte, anzuknüpfen, was insofern ganz in der Ordnung war, als eine Tugend, wie die, welche er lehrte, nur das Product der künstlerischen Genialität Einzelner, nicht das Eigenthum Aller sein konnte. Der Weise, sagte er, ist stets selig, Göttern an Seligkeit gleich[44]); er ist erhaben über die Macht der Nothwendigkeit[45]), wie über die blinde Laune des Zufalls, der ihn nur selten und nur in unwesentlichen Dingen treffen kann[46]); so ist er zur wahren Freiheit in sich gekommen, denn Freiheit ist es, der Philosophie zu dienen, und nur, wer dieser dienen gelernt hat, dem wird wahrhafte Freiheit zum Theil[47]); der Weise allein weiß wahrhaft zu lieben, ist seiner Freunde Freund, er allein ist auf die rechte Weise dankbar[48]); er ist frei von sklavischer Götterfurcht und dem Joche des Aberglaubens[49]), denn die Gottheit ist ihm ein seliges, freundliches, heiteres Wesen[50]); er ist frei von Todesfurcht, denn, wenn auch der einzelne Mensch im Tode vergeht, kann denn unendliche Fortdauer die Lust wirklich erhöhen[51])? Überdies ist ja der Tod nichts, als das Aufhören der Empfindung, alles Gut aber und alles Übel ist nur, insoweit es empfunden wird, also ist der Tod für uns ein Nichtiges, Wesenloses; der Tod ist nicht, wenn wir sind, und wenn der Tod ist, sind wir nicht[52]); noch weniger können Schmerzen des Leibes den Weisen kümmern und kränken, über sie ist er in seiner selbstgenugsamen Ruhe längst hinaus[53]); stets gehorcht bei ihm der Wille dem Verstande, und sein Verstand ist mächtig genug, ihn gegen die Betrachtung des Unglücks und gegen alle bittern Gedanken und Gefühle abzustumpfen, und ihn immer wieder zum Anschauen der reinen Lust, sei es der vergangenen in der Erinnerung, sei es der zukünftigen in der Hoffnung, zurückzuführen[54]); überdies weiß er, daß jeder Schmerz mit dem Tode aufhört, und wird deshalb auch, wenn der Schmerz übermäßig wird, sich nicht bedenken, durch freiwilligen Tod vom Leben, wie von einer Schaubühne, zu scheiden[55]); im Allgemeinen aber

---

40) Findet sich wol bei irgend einem Dichter des Alterthums mehr wahrhafte Humanität und richtiger sittlicher Takt, als, namentlich in den Episteln, bei dem so sehr zu Epikur hinneigenden Horatius? 41) *D. L.* 148: *ὧν ἡ σοφία παρασκευάζεται εἰς τὴν τοῦ ὅλου βίου μακαριότητα, πολὺ μέγιστόν ἐστιν ἡ τῆς φιλίας κτῆσις.* *Cic.* De fin. I, 20: omnium rerum, quas ad beate vivendum sapientia comparavit, nihil majus amicitia, nihil uberius, nihil jucundius. 42) Epikur selbst fügt sogleich hinzu: *καὶ τὴν ἐν αὐτοῖς τοῖς ὡρισμένοις ἀσφάλειαν φιλίας μάλιστα κτήσει δεῖ νομίζειν συντελουμένην.* Ungenau übersetzt Cicero (De fin. I, 20: in hoc ipso vitae spatio amicitiae praesidium esse firmissimum. Ib.: ratio ipsa monet amicitias comparare — amicitiam negant posse a voluptate discedere. 43) Cicero selbst theilt De fin. I, 20 eine dreifache Lehrmeinung der Epikureer über die Freundschaft mit, indem die einen die Freundschaft blos aus dem Nutzen ableiteten, die andern zugaben, daß der Freund seiner selbst wegen geliebt werden müsse, auch wenn ursprünglich der Zweck der Freundschaft Nutzen gewesen sei, noch andere endlich jeden egoistischen Zweck derselben völlig verwarfen. Schon Epikur stand dieser reinern Ansicht nicht fern; er tadelte die, welche den Weisen als selbstgenügend und der Freunde nicht bedürfend darstellten. *Seneca*, Epist. 9. Sogar für den Freund zu sterben gebot er. *D. L.* 121. 44) *Cic.* De fin. I, 19: sapiens semper beatus. V, 27. — *Seneca*, Epist. 25: cum Jove de felicitate contendit. *Stob.* Serm. 17, 30: *ἔλεγεν ἑτοίμως ἔχειν καὶ τῷ Διὶ ὑπὲρ εὐδαιμονίας ἐρίζεσθαι μάζαν ἔχων καὶ ὕδωρ.* 45) *D. L.* 133: *τὴν εἱμαρμένην — ἀγγέλλει μὴ εἶναι, ἀλλὰ τὰ μὲν ἀπὸ τύχης, τὰ δὲ παρ' ἡμῶν, τὸ δὲ παρ' ἡμῶν ἀδέσποτον.* *Seneca*, Ep. 12: malum est in necessitate vivere, sed in necessitate vivere necessitas nulla est.

46) *D. L.* 134: *τὴν τύχην οὔτε θεὸν ὑπολαμβάνει, οὔτε ἀβέβαιον αἰτίαν — ἀρχὰς μέντοι μεγάλων ἀγαθῶν ἢ κακῶν ὑπὸ ταύτης χορηγεῖσθαι.* 144: *βραχεῖα σοφῷ τύχη παρεμπίπτει, τὰ δὲ μέγιστα καὶ κυριώτατα ὁ λογισμὸς διῴκηκε.* *Cic.* De fin. I, 19: exigua fortuna intervenit sapienti. *Seneca*, De const. sap. c. 15. *Vitruv.* lib. VI. praef.: pauca sapientibus fortuna tribuit. 47) *Seneca*, Epist. 8: philosophiae servias oportet, ut tibi contingat vera libertas. 48) *Seneca*, Ep. 81: nemo scit praeter sapientem referre gratiam. Metrodoros fügte im Sinne seines Meisters hinzu: solus sapiens scit amare, amicus est. *D. L.* 118. 49) *D. L.* 124. 142. *Lucret.* I, 80. 81: quare religio, pedibus subjecta, vicissim Obteritur; nos exaequat victoria coelo. 50) *D. L.* 123: *θεὸν ζῶον ἄφθαρτον καὶ μακάριον νομίζων — μήτε τῆς μακαριότητος ἀνοίκειον αὐτῷ ξύναπτε;* s. unten. 51) Vergl. Anm. 12. Vani inferorum metus. *Seneca*, Ep. 24. 52) *D. L.* 125: *ὅταν μὲν ἡμεῖς ὦμεν, ὁ θάνατος οὐ πάρεστιν, ὅταν δὲ ὁ θάνατος παρῇ, τόθ' ἡμεῖς οὐκ ἐσμέν.* 124: *συνέθιζε ἐν τῷ νομίζειν μηδὲν πρὸς ἡμᾶς εἶναι τὸν θάνατον, ἐπεὶ πᾶν ἀγαθὸν καὶ κακὸν ἐν αἰσθήσει, στέρησις δὲ ἐστιν αἰσθήσεως ὁ θάνατος.* Dieses dürftige, aber zu allen Zeiten bis zum Überdruß wiederholte Raisonnement hatte schon Prodikos angestellt. Pseudoplat. Axioch. p. 369. (515. *Bekk.*) 53) Vgl. N. 26. 54) Sehr schöne Beschreibung der Selbstherrschaft des Weisen nach Epikur bei *Cic.* Tusc. III, 15. — Zwei wesentliche Elemente der *ἡδονή* Epikur's, zum Unterschiede von der des Aristippos, waren Erinnerung vergangener und Hoffnung zukünftiger Güter, weshalb der Weise stets nicht blos in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit und Zukunft leben müsse; *τὸ πιστὸν ἔλπισμα περὶ εὐσταθείας τὴν ἀκροτάτην χαρὰν ἔχει,* Worte Epikur's bei *Plut.* non posse suav. vivi sec. Epic. p. 482. R. und ebendas. p. 489: des Guten Natur besteht aus der Flucht des Bösen, aus Erinnerung und Nachdenken. 55) *Cic.* De fin. I, 19: non dubitat, si ita melius sit, migrare de vita. *D. L.* 145: *ἡνίκα τὴν ἐξαγωγὴν ἐκ τοῦ ζῆν τὰ πράγματα παρασκευάζῃ.*

virb der Weise den Tod nicht suchen, sondern standhaft ;enug sein, auch den höchsten Schmerz zu ertragen[56]); r ist zum wahren, vollendeten, in sich geschlossenen Le- ien gelangt, während der Thor immer von Neuem zu le- en anfängt[57]); so lebt er als ein seliger Gott unter den Menschen, und in unsterblichen Gütern lebend gleicht er n nichts mehr einem sterblichen Wesen[58]). So sehen wir enn eine Menge schön klingender, aber vager Bestimmun- ;en auf dies Ideal eines Weisen zusammengehäuft, wie ie auch der Stoiker von dem seinigen prädiciren konnte[59]), ınd so kam in der Ethik zuletzt doch das meiste auf das Anschauen einer genialen, gleichviel ob wirklichen oder ge- achten, Persönlichkeit an, wie ja auch eben Epikur's Per- önlichkeit selbst seiner Schule ein stets heiliges Vorbild lieb, und er selbst dem sich bildenden Menschen den wei- en, wiewol nur bedingt anzunehmenden, Rath gab, sich tets das Vorbild eines guten Mannes als Ideal seines Strebens vorzuhalten, ihm in allem nachzueifern, alles leichsam unter seinen Augen zu thun[60]). — Indem nun o die Tugend das Eigenthum des begabten Subjectes virb, zeigt sich sofort die ganze Schwäche dieser Lehre, obald sie die Entstehung der objectiven Lebensformen, in enen eine allgemeine, höhere Gesetzlichkeit und Sittlich- eit zur Erscheinung kommt, des Rechtes und des Staa- es und überhaupt der menschlichen Gesellschaft nachzuwei- en unternimmt. Aus dem engen Gesichtskreise seiner Moral vermag Epikur die hohe Bedeutung und die un- edingte Nothwendigkeit dieser Formen, innerhalb deren llein die Sittlichkeit der Einzelnen bestehen und Raum ur Entwickelung finden kann, nicht einmal zu ahnen; er ah in ihnen nichts als Willkür und Convention, leitete lles aus dem Nutzen und der Furcht ab, und indem er urch den Verfall des griechischen Staatslebens sich ver- eiten ließ, den Staat überhaupt als ein Unwesentliches nzusehen, kehrte er zu dem von Sokrates und Platon so ft gerügten Irrthum mancher Sophisten zurück, denen as positive Gesetz nur ein conventionelles, also an sich nvernünftiges war. Das Recht, meinte Epikur, sei ur- prünglich wol für alle Menschen dasselbe, werde dann ber überall durch Localität und andere Ursachen sehr ver- hiedenartig modificirt[61]); seine Quelle war Furcht, sein öchster Zweck die gegenseitige Sicherung der Menschen vor Unrecht und Gewalt; denn, sagte er, Barbaren und Thiere haben kein Recht, weil es ihnen an Verstand fehlt, Nutzen gegen Schaden abzuwägen, und den momentanen Schaden zu tragen, um ein dauerndes Gut zu gewinnen[62]). Darum waren ihm denn auch Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit im Grunde leere Namen; die Ungerechtigkeit erklärte er nicht für ein absolutes Übel, sondern nur darum sei sie ein Übel, weil sie den Menschen in beständiger Furcht vor Entdeckung und Strafe erhalte[63]); deshalb werde auch der Mensch das Unrecht nur aus Furcht meiden[64]). Ebenso sagte er, daß die Gesetze nur der Weisen wegen gegeben wären, nicht, damit sie kein Unrecht thun, sondern, damit ihnen kein Unrecht gethan werde[65]). Überhaupt erschien ihm ein Gesetz nur so lange als gerecht, als es nütze; sobald es nicht mehr nütze, weil die Zeitumstände sich geändert haben, dürfe und müsse es abgeschafft werden[66]). Was konnte sonach der Staat ihm wol anders sein, als eine großartige Assecuranzanstalt? Unter den verschiedenen Regierungsformen gab er, recht im Geiste seiner Zeit, der Monarchie, gleichviel, wie sie entstanden war, den Vorzug, nicht, weil er, wie Aristoteles, die wahrhafte Idee dieser Staatsform erkannt hatte, sondern nur, weil sie ihm zur Abwehr des Unrechts die kräftigste zu sein schien[67]). Daher war ihm auch in dieser Beziehung die Freundschaft sehr wichtig, als gegenseitige Verbrüderung des Muthes zur Verhütung des Unrechts und gewissermaßen als nothwendige Ergänzung des Staates[68]). Wie sehr er endlich auch die sittliche Bedeutung des Familienlebens verkannte, sieht man daraus, daß er seinen Weisen sich als unvermählt dachte[69]). — Werfen wir nun einen vergleichenden Rückblick auf Epikur's Ethik, so ist sie zunächst eine vergeistigte Hedonik; nur ist bei Epikur System und Reflexion geworden, was bei Aristipp noch ein unbefangenes Streben nach Freiheit und

---

56) *Seneca*, Epist 24: ridiculum est, currere ad mortem aedio vitae, cum genere vitae, ut currendum esset ad mortem, ffeceris. Ep. 26: meditare, utrum commodius sit, vel morem transire ad nos, vel nos ad eam. Nach *Sen*. De vita eata, c. 19 handelte also der Epikureer Diodoros, der sich den hals abschnitt, ganz gegen Epikur's Grundsatz: Charakteristischer interschied vom Stoicismus! 57) *Sen*. Ep. 13. 23: molestum st, semper vitam inchoare; male vivunt, qui semper vivere ıcipiunt. 58) *D. L.* 135: *ζήσῃ ὡς θεὸς ἐν ἀνθρώποις· — ὐδὲν γὰρ ἔοικε θνητῷ ζώῳ ζῶν ἄνθρωπος ἐν ἀθανάτοις ἀγαοῖς.* Epikur's Anhänger nannten sich wol *ἄφθαρτοι, ἰσόθεοι.* 'lut. n. p. s. v. s. Ep. p. 489. R. 59) Hegel, Gesch. der hil. (Werke 14. Bd.) S. 513. 60) *Seneca*, Ep. 11: aliquis ir bonus nobis eligendus est ac semper ante oculos habendus, t sic tanquam illo spectante videamus. 61) *D. L.* 151: *ατὰ μὲν τὸ κοινὸν πᾶσι τὸ δίκαιον τὸ αὐτὸ, κατὰ δὲ τὸ ἴιον χώρας καὶ ὅσων δήποτε αἰτιῶν οὐ πᾶσι συνέπεται τὸ ὐτὸ δίκαιον εἶναι.*

62) *D. L.* 150: *τὸ τῆς φύσεως δίκαιον σύμβολον τοῦ συμφέροντος, εἰς τὸ μὴ βλάπτειν ἀλλήλους μηδὲ βλάπτεσθαι κ. τ. λ.* 63) *D. L.* 151: *ἡ ἀδικία οὐ καθ' ἑαυτὴν κακὸν, ἀλλ' ἐν τῷ κατ' ὑποψίαν φόβῳ, εἰ μὴ λήσει ὑπὲρ τῶν τοιούτων ἐφεστηκότας κολαστάς κ. τ. λ.* 64) *Seneca*, Epist. 97: nihil justum natura, crimina vitanda, quia vitari metus non possit; — potest nocenti contingere, ut lateat, latendi fides non potest. 65) *Stob.* Serm. 43, 139: *οἱ νόμοι χάριν τῶν σοφῶν κεῖνται, οὐχ ἵνα μὴ ἀδικῶσιν, ἀλλ' ἵνα μὴ ἀδικῶνται.* 66) *D. L.* 152: *ἐὰν νομοτεθῆταί τι, μὴ ἀποβαίνῃ δὲ κατὰ τὸ συμφέρον τῆς πρὸς ἀλλήλους κοινωνίας, οὐκέτι τοῦτο τὴν τοῦ δικαίου φύσιν ἔχει κ. τ. λ.* 67) *D. L.* 140: *ἕνεκα τοῦ θαῤῥεῖν ἐξ ἀνθρώπων, ἐστὶ κατὰ φύσιν ἀρχὴ καὶ βασιλεία ἀγαθὸν, ἐξ ὧν ἄν ποτε τοῦτό τις οἷός τ' ᾖ παρασκευάζεσθαι.* Gleiche trostlose Ansichten über den Ursprung der Staaten in der schönen Stelle bei *Lucret.* V, 1106—1159. 68) *D. L.* 154: *ὅσοι τὴν δύναμιν ἔσχον τοῦ τὸ θαῤῥεῖν μάλιστα ἐκ τῶν ὁμορούντων παρασκευάσασθαι, οὗτοι καὶ ἐβίωσαν μετ' ἀλλήλων ἥδιστον, βεβαιότατον πίστωμα ἔχοντες.* Vgl. N. 41. 42. 69) *Arrian.* Diss. Epict. I, 23: *διὰ τί ἀποσυμβουλεύεις τῷ σοφῷ τεκνοτροφεῖν.* — II, 20: *Ἐπίκουρος ἀναιρεῖν θέλει τὴν φυσικὴν κοινωνίαν πρὸς ἀλλήλους — τὰ μὲν ἀνδρὸς πάντ' ἀπεκόψατο καὶ τὰ οἰκοδεσπότου καὶ πολίτου καὶ φίλου.* — Nach Diogenes (X, 119) war Epikur weniger streng. Hat Epikur wirklich, wie bei *Arr.* II, 22 versichert wird, gesagt: *ἢ οὐδὲν τὸ καλὸν, ἢ ἄρα τὸ ἔνδοξον,* so ist hier unter dem *καλὸν* nicht das sittlich Gute, sondern das Schickliche (decorum) zu verstehen.

ein frischer, sinnlicher, stets über dem Genusse stehender und in demselben seine Freiheit behauptender, dabei freilich nicht selten der Sinnlichkeit zum Raube verfallender Lebensmuth gewesen war; den Cyrenaikern war der Moment der Freude, die Lust in der Bewegung, das Höchste, wobei sie zwischen körperlichem und geistigem Genuß keinen Unterschied machten, Epikur dagegen strebte nach einem bis ans Ende wohl durchgeführten, auf verständiger Abwägung und Berechnung beruhenden Leben, und Lust und Schmerz der Sinne waren ihm wol die ursprünglichsten, nicht aber die höchsten und edelsten Gefühle. Er stand auf Sokratischem Boden, doch hatte er die reiche Harmonie des sittlichen Lebens, wie sie Sokrates vorgezeichnet, Platon und Aristoteles durchgeführt hatten, zu einem engen, ärmlichen, eigensüchtigen Grundsatz herabgebracht; am wenigsten aber findet sich bei ihm eine Spur von der, überhaupt im griechischen Alterthum nur von den Pythagoreern und Platonikern geahnten Reinigung und Erneuerung des geistigen Menschen nach einem inneren Princip. Ebenso hatte er die *εὐεστώ* des Demokritos, die wesentlich auf der Lust und Freudigkeit der wissenschaftlichen Forschung beruhte [70]), nur von einer, und nicht von der tiefsten Seite aufgefaßt. Dagegen traf Epikur's Ethik in manchen Hauptpunkten, wenn auch von ganz verschiedenen Anfängen ausgehend, mit der der Stoiker zusammen; namentlich in dem Gedanken der selbstgenugsamen Freiheit des Geistes, der fest in sich gegründeten, unerschütterten, gegen Lust und Leid immer gleichgültiger werdenden Ruhe der Seele, und in der Anerkennung einer Seligkeit, die weder in sinnlicher Lust noch in dem Besitze einzelner äußerer Güter, sondern eben in jener Unerschütterlichkeit des Geistes besteht. Deshalb stand in beiden Systemen die Besonnenheit sehr hoch, beide erkannten die unbedingte Herrschaft der Vernunft über das Niedere im Menschen an, in beiden waren die Begriffe Tugend, Freiheit, Seligkeit unzertrennlich mit einander verbunden, beider Lehren Anhänger schlossen sich in des Herzens engen Räumen ab gegen die feindlichen Berührungen der Außenwelt und verschmähten politisches Wirken; doch blieb immer der Unterschied, daß die Stoiker von der Tapferkeit als Grundtugend, die Epikureer von der immer auch nur bedingten Enthaltsamkeit ausgingen, und daß jene den Menschen als ein Glied einer höhern Weltordnung ansahen, der er dienen und in diesem Dienste frei werden müsse, während diese ihn vereinzelten und ihn, indem sie eine sittliche Weltordnung wenigstens nicht wissenschaftlich zu begründen vermochten, alles Haltes und aller Hoffnung beraubten.

Physik. Nirgends erscheint Epikur weniger selbständig, als in seiner Physik, soviel Gewicht er auch grade auf sie gelegt haben soll [71]); denn sie hatte für ihn nur ein asketisches, kein wissenschaftliches Interesse, und seine Naturbetrachtung ging nicht von der Bewunderung [72]), sondern von dem Streben aus, den Geist frei und unerschüttert von den Schrecknissen der Natur und von dem Joche des Aberglaubens zu erhalten [73]). Da es ihm nun aber zu eigenen Forschungen auf diesem Gebiete an Lust und Fähigkeit fehlte, so schloß er sich im Wesentlichen an die Naturphilosophie des Demokritos an. Es war kein bloßer Zufall, der ihn zu diesem Denker führte [74]); denn keine Naturansicht konnte einer Lehre, die im Erkennen und Handeln alle Wahrheit von der Empfindung ableitete und den Menschen nur in atomistischer Vereinzelung faßte, ohne Zusammenhang mit einer höheren Weltordnung und ohne ein in sich vernünftiges Staatsleben, entsprechender gefunden werden, als die Atomistik Demokrit's, die gleichsam das auf die Natur übergetragene Gegenbild der Epikurischen Ethik war; überdies schien ihm bei einem System, welches dem Menschen weder zumuthete, an das Wunder einer Schöpfung aus dem Nichts und an verborgene, feindliche Gewalten in der Natur, noch an Ordnung und Gesetz im Weltall zu glauben, die Seelenruhe und abstracte Freiheit des Weisen am besten bestehen zu können [75]). Dabei ist es nun dem Epikuros begegnet, daß er den speculativen Gehalt der Lehre Demokrit's in vielen Stücken entweder aufgegeben oder völlig verfälscht hat [76]), was sich leicht an allen Hauptpunkten seiner Physik nachweisen läßt. — Schon der erste Grundsatz des Demokritos war durchaus speculativ, obgleich einseitig und unzureichend; indem er das Ganze aus Atomen und Leerem bestehen ließ, waren ihm die Atome, als das Erfüllte, nur ein concreterer Ausdruck für den Begriff des Seienden, Realen und das Leere war ihm wesentlich das Nichtseiende, die der Realität entbehrende Schranke und Umfassung des Seienden [77]); solche Abstractionen konnte Epikur nun nicht fassen, da er nur das annahm, was durch die sinnliche Anschauung bestätigt oder doch nicht widerlegt würde, und so versetzte er die Atome und das Leere sogleich in das Gebiet der materiellen Äußerlichkeit, indem er die Bestimmungen des Seienden und des Nichtseienden davon entfernte, und die Nothwendigkeit des Leeren, statt aus inneren Vernunftgründen, allein mit dem schalen Grunde zu beweisen suchte, daß die Atome sonst keinen Raum zur Bewegung hätten [78]); überhaupt suchte er, da er einmal von Demokrit ein Unerweisbares aufgenommen hatte, mit großer Ängstlichkeit in dem Gebiete des Sinnlichen nach Analogien, aus denen er, seiner Methode gemäß, auf das Unsinnliche schließen

---

70) Vgl. Brandis, Gesch. der gr.-röm. Phil. 1. Bd. S. 335. *Cic.* De fin. V, 29: quam si etiam in rerum cognitione ponebat, tamen ex illa investigatione naturae consequi volebat, bono ut esset animo. 71) *Cic.* De fin. I, 6: in physicis propemodum totus est alienus. — Dagegen De fin. I, 19: in physicis plurimum posuit.

72) Ganz anders Aristoteles (Met. I, 2): *διὰ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν τὸ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν.* 73) *D. L.* 142. 143: *εἰ μηθὲν ἡμᾶς αἱ περὶ τῶν μετεώρων ὑποψίαι ἠνώχλουν, οὐκ ἂν προσεδεόμεθα φυσιολογίας.* Sext. Emp. Adv. mathem. I, 1: *ὡς τῶν μαθημάτων μηδὲν συνεργούντων πρὸς σοφίας τελείωσιν.* 74) Zu viel behauptet Ritter (Gesch. der Phil. 3. B. S. 477), wenn er sagt, Epikur's Physik passe weder zu seiner Kanonik, noch zu seiner Ethik. 75) Ging er doch von dem Grundsatze aus: *οὐ γὰρ ἰδιολογίας καὶ κενῆς δόξης ὁ βίος ἡμῶν ἔχει χρείαν, ἀλλὰ τοῦ ἀθορύβως ἡμᾶς ζῆν.* 76) *Cic.* De fin. I, 6: Democrito se addicit, perpauca mutans, sed ita, ut ea, quae corrigere vult, depravare videatur. 77) *Arist.* Metaphys. I, 4. 78) *D. L.* 40.

önnte. So finden wir bei Lucretius [79]) die Vergleichung
er Atome mit Windströmungen oder Gerüchen, die eben-
alls ungesehen sich über weite Räume ausbreiten, und
erselbe Dichter gibt uns für das Dasein der Atome und
es Leeren eine Menge von Beweisen, die sich alle nur,
tatt auf den Begriff einzugehen, in äußerlichem, flachem
Hin- und Herreden umherwerfen; es wird für die Atome
ngeführt, daß nichts aus nichts werde, nichts in nichts
ergehe, daß der Begriff des Leeren nothwendig den Be-
riff des Gediegenen voraussetze, daß es irgendwo ein Letz-
es geben müsse, wenn man nicht unendliche Theilbarkeit
ller Dinge annehmen wollte, endlich sogar, daß das Con-
tante, Gesetzmäßige in der Natur nur aus einer Ursub-
tanz erklärt werden könne [80]); in gleicher Weise wird das
Dasein des Leeren aus der gegenseitigen Durchdringung
er Körper, aus dem ungleichen Gewicht von Gegenstän-
en, die gleiches Volumen haben, aus dem Zerspringen
ester Körper gefolgert [81]). Diese Atome mit dem Leeren
usammen bilden das Ganze [82]), das nothwendig als un-
ndlich gedacht werden muß [83]), und außer diesem Ganzen
ann es nichts geben [84]). Es blieb dem Epikur verborgen,
aß er mit der Idee eines Ganzen oder Alls nicht nur
eit über alle Erfahrung, sondern auch über den Begriff
es Atoms, wie er ihn faßte, hinausging. — Die we-
entlichste Hauptbestimmung nun bei den Atomen war,
aß sie ungeworden und unzerstörbar, also ohne Anfang
nd Ende [85]), waren. Ferner hatte Demokrit angenom-
nen, daß die Atome, wie an Zahl, so an Größe unbe-
timmbar, also unendlich klein seien [86]); auch diesen spe-
ulativen Gedanken verflachte Epikur, indem er wol die
rstere Bestimmung annahm, die letzte, scheinbar schwie-
igere, aber verwarf, weil ja dann jeder begrenzte Körper
us unendlich vielen kleinen Theilchen bestehen würde [87]);
arum zog er vor, zu sagen, die Atome seien wol klein,
leiner, als jeder sichtbare Körper [88]), aber doch nicht un-
ndlich klein, wie ihnen überhaupt nicht jede beliebige Größe
ukommen könne [89]); so war ein abstracter Ausdruck mit
nem sinnlichen, deshalb aber um nichts verständlicheren

vertauscht. Wenn er dann weiter, dem Demokrit folgend [90]), den Atomen keine Qualität, sondern nur die quantitativen Bestimmungen der Größe, Schwere, Figur zuschrieb [91]), so stieß er sich hier abermals an dem Satze des Demokritos, daß die Anzahl der Figuren, welche den Atomen ursprünglich zukomme, unendlich sei [92]), woraus dann die unendliche Mannichfaltigkeit von Gestalten der sichtbaren Dinge hervorgehe, und corrumpirte ihn wieder mit der unglücklichen Formel, daß die Verschiedenheiten der Atome nicht gradehin unendlich, sondern nur unbegreiflich und nicht wahrnehmbar wären [93]). Aus jenen Verschiedenheiten der Figuren [94]), verbunden mit der Lage der Atome, leitete er dann die heterogensten Qualitäten ab, also auch Farben, Töne, Gerüche, Geschmäcke [95]). — Nach Demokrit lehrte er eine unablässige, stetige [96]), abwärts gehende, ungehemmte [97]) Bewegung der Atome, welche alle, im natürlichen Zustande, ungeachtet ihrer verschiedenen Schwere, sich gleich schnell bewegen [98]), und auch über den Stoß und Gegenstoß der Atome auf einander, als Folge ihrer Undurchdringlichkeit, wodurch zuerst die Bewegung der leichteren Atome nach Oben entsteht, ferner über das Entstehen der Körper durch Atomenwirbel und Atomenumflechtungen [99]), weicht er vom Demokrit nicht ab. Desto willkürlicher und verkehrter war ein anderer Zusatz, durch welchen er einen Fehler seines Vorgängers zu verbessern glaubte; bei der durch die Schwere der Atome bedingten, in gerader Linie niedergehenden Bewegung der Atome, die bei Demokrit ebenfalls ein abstracter Gedanke war, meinte Epikur nicht erklären zu können, wie da die Atome auf einander treffen könnten; darum ersann er, neben jener geradlinigen, noch eine zweite, ganz unmerkliche, geringe, räumlich und zeitlich unbestimmbare, an kein Gesetz gebundene Seitenbewegung der Atome, wodurch dann dieselben an einander gebracht würden; so suchte er Unerklärbares durch ein noch viel Unerklärbareres klar zu machen, ohne zu sehen, daß er hiermit nicht nur ebenso wenig vom eigentlichen Grunde der Bewegung sage, als Demokrit, sondern auch das Gesetz der Schwere willkürlich umstoße, und ohne sich vor dem leicht zu findenden Einwurf zu hüten, daß ja, wenn alle Atome diese Declina-

---

79) *Lucret.* I, 271—305. 80) *Lucret.* I, 160—329.
34—635. Das von der Gesetzmäßigkeit der Natur und ihrer
hänomene hergenommene Argument (v. 585—599) hätte eher
as Gegentheil beweisen können; es mag dem Lucretius, der über-
aupt nicht selten weit über Epikur hinaus ist, entschlüpft sein,
m Epikur selbst ist es gewiß nicht. 81) I, 330—430. — Das
ere wurde auch *χώρα, ἀναφὴς φύσις* genannt. *D. L.* 40.
elchen Unterschied Epikur zwischen *κενὸν, τόπος, χώρα* machte,
ie *Plut.* Plac. phil. I, 20 angibt, wissen wir nicht. 82) *τὸ*
ᾶν σῶμα. *D. L.* 39. 83) *τὸ πᾶν ἄπειρον.* *D. L.* 41.
pikur bewies dies auch durch einen bekannten Syllogismus. *D.*
. 43. *Cic.* De divin. II, 50. Unter den sechs Gründen bei *Lu-*
et. I, 950—1050 ist der wichtigste (966—982) der, daß, wenn
s All eine Schranke hätte, noch außer ihm etwas sein müßte.
) *D. L.* 39: *παρὰ τὸ πᾶν οὐδέν.* 85) Der Beweis dafür
i *Lucr.* I, 529—635. *Plut.* Plac. phil. I, 3: *λόγῳ θεωρητὰ,*
ιέτοχα κενοῦ. ἀγέννητα, ἄφθαρτα, οὐδὲ θραυσθῆναι δυνά-
ενα. — Ebendarum waren sie auch unveränderlich. *D. L.* 41.
) *D. L.* IX, 44. 87) *D. L.* X, 56: *οὐκ ἄπειροι ὄγκοι ἐν*
ρισμένῳ σώματι. 88) *D. L.* 59: *μικρότητι διαφέρει τοῦ*
ετὰ τὴν αἴσθησιν θεωρουμένου. 89) *D. L.* 55: *οὐ πᾶν*
έγεθος ἐν ἀτόμοις.

90) *ἄτομοι ἄποιοι καὶ ἀπαθεῖς.* *Democr.* ap. *Plut.* Adv. Colot. p. 568. R. 91) *D. L.* 54: *οὐ ποιότης περὶ ἀτόμους πλὴν σχήματος καὶ μεγέθους καὶ βάρους.* 92) *ἄπειρα σχήματα.* *Arist.* De coelo. III, 4. 93) *D. L.* 43: *διαφοραῖς οὐχ ἁπλῶς ἄπειροι, ἀλλὰ μόνον ἀπερίληπτοι.* Der Beweis dafür bei *Lucr.* II, 478—498, mit dem Schlusse: quare non est ut credere possis, Esse infinitis distantia semina formis. 94) Es wurden namentlich runde, eckige, hakenförmige unterschieden. *Plut.* Plac. phil. I, 3: *οὐκ ἄπειρα. μὴ (l. ἢ) ἀγκιστροειδῆ, ἢ τριαινοειδῆ, ἢ κρικοειδῆ.* 95) Mit einförmigem Mechanismus durchgeführt bei *Lucret.* II, 334—476. So wird das Bittere, das Kalte, das Harte von gehakten, das Süße, Warme, Weiche von glatten, runden Atomen abgeleitet. — *τὸ χρῶμα παρὰ θέσιν ἀτόμων ἀλλάττεται.* *D. L.* 44. 96) *D. L.* 43: *κινοῦνται συνεχῶς.* *Cic.* De n. d. I, 20: In immensitate longitudinum, latitudinum, altitudinum infinita vis innumerabilium volitat atomorum, quae, interjecto inani, cohaerescunt tamen inter se. 97) *D. L.* 47. 98) *ἰσοταχῶς.* *D. L.* 43. 60. 99) *D. L.* 44: *ἡ στερεότης τὸν ἀποπαλμὸν ποιεῖ κατὰ τὴν σύγκρουσιν κ. τ. λ. περιπλοκή,* ibid. *δίνησις.* *D. L.* 90.

tion hätten, sie wieder nicht zusammentreffen könnten, wo nicht, dann wieder die Ungleichheit der Bewegung zu erklären bliebe [1]). Epikur hatte aber hierbei noch einen praktischen Zweck; er wollte auch im Reiche der Atome ein Element der Freiheit und der Willkür an die Stelle des Gesetzes und der Naturnothwendigkeit setzen, die ihm überall ein Gräuel war, und zugleich eine, freilich sehr rohe, Erklärung der freien Lebensbewegung der lebenden Wesen und zuletzt der Willensfreiheit geben [2]). — Durch die Umflechtung der Atome und deren verschiedene Lage und Gestalt wurden nun zunächst die verschiedenen Körper hervorgebracht, denn Körper war ihm eben alles, was aus einer Häufung von Atomen bestand [3]), also das (materiell) Substantielle; darum nannte er auch das All einen Körper [4]). Inconsequent nahm er dann aber weiter an, daß nicht alle Begriffe Körperliches ausdrückten, sondern, daß es auch accidentelle Bestimmungen gebe, die das an den Körpern Befindliche, das Attributive derselben ausdrückten; da unterschied er denn wieder zwei Arten von accidentalen Begriffen, bleibende, wesentliche Eigenschaften des Körpers, ohne die er sein Wesen nicht behaupten kann (*συμβεβηκότα* im engern Sinne) [5]), als Wärme, Gestalt, Farbe, Gewicht, und unwesentliche Prädicate desselben, wie Reichthum, Knechtschaft, Armuth, ganz besonders aber die Zeit, namentlich die Vergangenheit [6]) (*συμπτώματα*); jenes waren also die adjectivischen, dieses die verbalen Prädicate, und während der Körper nach Epikur's Sinne das Wirkliche sein sollte, waren die beiden letzteren Classen das Unwirkliche, blos Gedachte, was freilich in diese Philosophie nicht recht paßte [7]). — Auch der Begriff der Welt (*κόσμος*) war eigentlich nicht möglich bei einer Lehre, die nur ein regelloses Aggregat von Atomen, keine gesetzmäßige Bildung anerkannte; doch hat, nach Demokrit's Vorgange, Epikur des Wortes sich bedient und dabei von unzählig vielen Welten gesprochen, die aus den Elementen hervor und in dieselben zurückgingen [8]). Diese unendlich vielen Welten, unter denen er nicht etwa die Gestirne verstand, sind sehr verschieden gestaltet, kugelförmig, eiförmig, dreieckig u. s. w. [9]). Im engeren Sinne aber sprach er von unserer Welt, und nannte sie eine Umfassung des Himmels und der Gestirne [10]). Die Bildung der Welten war im Wesentlichen der der einzelnen Körper analog; wie diese, so werden, wachsen, vergehen jene durch Häufung, Zufluß, Abfluß der Atome [11]); wie nun aber das Leere zwischen den Atomen ist, so dringt es auch zwischen die Welten ein, und bildet dort die sogenannten Intermundien [12]); diese sind indessen nicht das große Leere, sondern mit den Abflüssen der Welten erfüllt, aus denen sich in denselben neue Welten bilden können [13]). Die Welten sind vergänglich durch den Wechsel der ab- und zufließenden Theile [14]), und da dieser Abfluß täglich stattfindet, so konnte wol gesagt werden, daß sie täglich entstehen und vergehen [15]). — Wie nun aber im Einzelnen das Bleibende und das Wechselnde am Himmel und in der Luft entstehe, darüber hat zwar Epikur, und nach ihm Lucretius, vielerlei geredet, aber doch nur ein buntes Durcheinander ziemlich wüster und roher, jedenfalls ganz unwissenschaftlicher, ohne alle Beobachtung aufgestellter Hypothesen gegeben. Wenn irgendwo, so unterschied er sich hier vom Demokritos; dieser Vater der Naturwissenschaft und der genauen Beobachtung und Berechnung natürlicher Dinge, dessen größte und einzige Freude die Erforschung der Natur war, konnte zwar, nach seinem Princip, nicht eigentlich zu einer teleologischen Naturansicht gelangen [16]), im Einzelnen aber ließ er, bei seinem gründlichen Sinne, dennoch den Zufall nicht walten, sondern erklärte alles aus festen Gesetzen [17]). Dagegen hob Epikur nicht blos in der Theorie jeden Zweck und Plan, jede Ordnung und höhere Leitung in der Welt auf [18]), sondern er verfuhr bei der Erklärung aller astronomischen und meteorologischen Phänomene mit der laresten Willkür, indem er den Grundsatz aufstellte, daß sie alle gar mannichfache Erklärungen zuließen, und man deshalb sich wol hüten müsse, immer nur eine als die richtige anzunehmen [19]). Aber er wollte ja auch gar nicht wissenschaftlich über diese Dinge handeln, die an sich, wie er meinte, zur Glückseligkeit durchaus nichts beitrügen [20]), und nur deshalb nicht übergangen werden dürften, weil die Gestirne den Menschen gewöhnlich als selige, unvergängliche Wesen erschienen, und es dann leicht ihre Ruhe trübte, wenn sie die Verfinsterung, den wechselnden Um-

1) *κίνησις κατὰ στάθμην καὶ κατὰ παρέγκλισιν.* Plac. phil. I, 22. Die leichten Einwürfe gegen einen so sonderbaren Einfall hat Cicero (De fin. I, 6) so ziemlich erschöpft. 2) *Cic.* De n. d. I, 25: invenit, quo modo necessitatem effugeret, quod videlicet Democritum fugerat; ait atomum, quum pondere et gravitate directo deorsum feratur, declinare paullulum. De fato. c. 10: declinatione atomi vitari fati necessitatem putat; c. 20. Epikur scheint auf dies Argument das meiste Gewicht gelegt zu haben. — Lucretius beweist die Declination (exiguum clinamen principiorum, v. 292) erst durch physische, dann durch ethische Gründe; II, 216—293. 3) *D. L.* 68. 4) *D. L.* 39: *τὸ πᾶν σῶμα.* 5) *D. L.* 69: *τὰ ἀΐδιον παρακολουθοῦντα.* *Lucret.* I, 450—455 nennt sie conjuncta. 6) *D. L.* 69: *τὰ οὐκ ἀΐδιον παρακολουθοῦντα.* Nach *Lucret.* I, 456—471 eventa. 7) Sollte von den vier *φύσεις ἄφθαρτοι* bei *Plut.* Plac. phil. I, 7: *ἄτομα, κενὸν, ἄπειρον, ὁμοιότητες*, das *κενὸν* auf die *συμπτώματα*, die *ὁμοιότητες* (vielleicht *ἰδιότητες*) auf die *συμβεβηκότα* zurückzuführen sein? 8) *D. L.* IX, 31. X, 88: *οἱ κόσμοι ἄπειροι τὸ πλῆθος.* *Lucret.* II, 1022—1149. 9) *D. L.* X, 74: *οὓς μὲν σφαιροειδεῖς, ᾠοειδεῖς, ἀλλοιοσχήμονας ἑτέρους, οὐ μέντοι πᾶν σχῆμα.* 88. Plac. phil. I, 2.

10) *D. L.* 88: *κόσμος περιοχή τις οὐρανοῦ ἄστρα τε καὶ πάντα τὰ φαινόμενα περιέχουσα.* 90. 11) *D. L.* 88. 12) *D. L.* 89: *μεταξὺ κόσμου διάστημα, μετακόσμιον.* Cf. *Orig.* Philos. I, 22. 13) *D. L.* 89: *ἐν πολυκένῳ τόπῳ καὶ οὐκ ἐν μεγάλῳ ἀκένῳ* (l. *κενῷ*) *σπερμάτων ῥυέντων — κατὰ μικρὸν προσθέσεις τε καὶ διαρθρώσεις* (paßt ebenfalls nicht zur Atomistik) *καὶ μεταστάσεις ποιούντων κ. τ. λ.* 14) *D. L.* 74: *οἱ κόσμοι φθαρτοὶ μεταβαλλόντων τῶν μερῶν.* 15) *Cic.* De fin. I, 6: innumerabiles mundi, qui et oriantur et intereant quotidie. 16) *Arist.* De gen. anim. V, 8: *τὸ οὗ ἕνεκα ἀφεὶς λέγειν.* 17) *Arist.* Phys. II, 4. 18) *Lact.* div. inst. III, 17. *D. L.* 76: *μὴ λειτουργοῦντός τινος γενέσθαι καὶ διατάττοντος ἢ διατάξαντος.* *Lucret.* IV, 835—836: nil — natum est in corpore, ut uti Possemus, sed, quod natum est, id procreat usum. 19) *D. L.* 77: *τὸ πλεοναχῶς ἐν τοῖς τοιούτοις εἶναι καὶ τὸ ἐνδεχομένως καὶ ἄλλως πως ἔχειν.* *Lucret.* V, 527: Nam quid in hoc mundo sit eorum, ponere certum Difficile est. 20) *D. L.* 81: *μηδὲν πρὸς τὸ μακάριον τῆς γνώσεως συντελεῖν — δύσιν καὶ ἀνατολὴν — τροπὴν καὶ ἔκλειψιν*

lauf und andere regelmäßige oder gesetzlose Veränderungen derselben wahrnähmen [21]). Im Grunde freilich war ihm jedes, auch theoretische Gesetz schon an sich eine Störung der selbstgenugsamen Ruhe des Weisen. Den Sternen also sprach er zunächst ab, daß sie beseelte Wesen wären und ihre Bahn nach eigenem Willen gingen [22]); von der Sonne aber, die er eine erdartige Verdichtung nannte [23]), und von dem Monde glaubte er nicht annehmen zu dürfen, daß sie erheblich größer wären, als sie uns erschienen [24]), was er noch dazu durch die Vergleichung mit einem fernen Feuer, das uns auch nicht eben kleiner erscheine als es sei, zu erweisen suchte [25]). In gleicher Weise sprach er über alle hervorstechenden Phänomene am Himmel und auf der Erde; Aufgang und Untergang der Sonne könnte, meinte er, sowol durch tägliches Anzünden und Auslöschen, als auch auf vielfache andere Weise erklärt werden; denn die Erscheinung, sein einziges Kriterium, spreche nicht dagegen [26]); der Mondwechsel lasse sich theils aus der Umdrehung dieses Körpers, theils aus Gestaltungen der Luft, theils aus Vermehrung und Verminderung der Masse erklären [27]); ingleichen dürfe auch bei Verfinsterungen der Sonne und des Mondes angenommen werden, sie geschehen in Folge eines Erlöschens oder eines Zusatzes anderer Körper, sei es irdischer oder himmlischer [28]); daneben findet sich dann auch die Erklärung der Sonnenfinsterniß durch den Mondschatten und der Mondsfinsterniß durch den Erdschatten [29]); der Donner könne entstehen durch das Verfangen der Winde in den hohlen Wolken, durch das Getöse des in ihnen wehenden Feuers, durch den Bruch der Wolken, oder auch durch ihre Reibung, nachdem sie eine eisförmige Verdichtung erlangt hätten [30]), der Blitz durch das Hervorbrechen feuriger Atome aus dem Gewölke, durch Einfangen des von den Sternen herabkommenden, dann von Wind und Wolken zusammengetriebenen Lichtes, durch das Durchsickern des feinsten Lichtes durch die Wolken, und dergl. [31]), das Erdbeben durch die Stöße des in den unterirdischen Höhlen eingefangenen Windes oder durch ein Hin- und Herschwanken der Erde in Folge heftiger Stürme [32]). So hatte Epikur für alles, was in der Natur geschieht, eine Anzahl von Erklärungsgründen bei der Hand, was im Grunde bei einer Ansicht, die über die momentane Erscheinung nicht hinausgehen wollte, ganz consequent war, denn die Erscheinung bietet nirgends ein Gesetz dar, sie ist immer und immer wieder eine andere, Beobachtungen aber lassen sich in der Natur nur anstellen, wenn man Regel und Gesetz schon bei ihr voraussetzt. Das eine aber ging doch aus dieser sogenannten Physik als Gewinn hervor, daß auch für die, welche den schwierigeren Forschungen anderer Schulen nicht folgen wollten, die Macht des Aberglaubens immer mehr gebrochen und sie gewöhnt wurden, Natürliches nur durch Natürliches zu erklären [33]). — Über das Wesen des Lebens und der Seele endlich hat Epikur wenigstens keine reinere Vorstellung als Demokrit zu geben vermocht, und wir finden in seinen Ansichten darüber im Vergleich mit Platon's und Aristoteles' geläuterten Theorien von Seele und Geist einen Anachronismus, der sich, wie sein ganzes System der Physik, nur aus dem Ignoriren des schon vorhandenen Bessern erklären läßt. Das Leben im Allgemeinen erklärte er durch die wirbelnde Bewegung sehr feiner, entweder luftartiger oder feuriger Atome [34]); die Seele aber nahm er nicht, wie eine andere materialistische Ansicht lehrte, als eine bloße Harmonie des Körpers, denn dann wäre sie ja, nach seiner Ansicht vom Körper, ein Unwirkliches gewesen [35]), sondern sie war ihm ein wirkliches, aus kleinen, feinen [36]), runden, feurigen [37]), den ganzen Leib durchdringenden [38]) Körpertheilchen zusammengesetztes Wesen, erwärmter Luft ähnlich, das sich rascher als alles Sichtbare bewege [39]); zu der Seele nun, meinte er, trete bei dem Menschen noch ein feineres Wesen, das Denkende, der Geist, der aus den feinsten Atomen bestehend in der Brusthöhle wohne [40]), während die Atome der Seele überall im Körper sind; im Ganzen aber unterschied er in der Seele ein vierfaches Element, zuerst einen dunstartigen, dünnen Hauch, oder warme Luft, dann kühle Luft, ferner ein Feuriges, Warmes, endlich ein noch höheres und reineres Element, das er nicht benannte, vermittels dessen die Wahrnehmung geschieht; das war eben wieder das Geistige, Ätherische [41]). In diesen Elementen fand er die Keime aller Leidenschaften und Triebe; Wärme wirkt Zorn, kalte Luft Furcht, warme Luft Ruhe und Heiterkeit, das vierte Element regelt und mäßigt alle, es ist das Element der Besonnenheit und Vernünftigkeit [42]). Bei den Thieren herrscht bald das eine vor, bald das andere; erst der Mensch vermag alle zur Harmonie zusam-

21) *D. L.* 81: *τάραχος ὁ κυριώτατος ταῖς ἀνθρωπίναις ψυχαῖς γίγνεται ἐν τῷ ταῦτα μακάρια δοξάζειν καὶ ἄφθαρτα.* 22) *D. L.* 77: *μὴ κατὰ βούλησιν τὰς κινήσεις λαμβάνειν.* Plac. phil. II, 7. 23) *γήϊνον πύκνωμα.* Plac. phil. II, 20. 24) *Lucret.* V, 565—584. *D. L.* 91. *Cic.* De fin. I, 6: Sol Democrito magnus videtur, quippe homini erudito in geometriaque perfecto, huic bipedalis fortasse. 25) *D. L.* 91. 26) *D. L.* 92. *Lucret.* V, 649—664. 27) *D. L.* 94. *Lucret.* V, 703—749. 28) *D. L.* 96. *Lucr.* V, 750—777. 29) *D. L.* 96. *Lucret.* l. l. 30) *D. L.* 100, viel vollständiger, wie überall, *Lucret.* VI, 96—159. 31) *D. L.* 101—104. *Lucret.* VI, 160—422. 32) *D. L.* 105. *Lucret.* VI, 535—600.

33) Wie erhaben wird Lucretius allemal, wenn er den gedankenlosen Aberglauben der Menge verlacht, die überall in der Natur Wunder und Vorzeichen und alle Art von Schrecknissen sieht! *Lucret.* V, 1—54. (Epikuros war ihm ein zweiter Herakles, der alle Ungeheuer vernichtete.) VI, 1—95. 379—422. 34) *D. L.* 90. 35) *Lucret.* III, 98—106. 36) *ἡ ψυχὴ σῶμα λεπτομερές.* *D. L.* 63. — *ἐξ ἀτόμων συγκεῖσθαι λειοτάτων*, 66. 37) *D. L.* 66: *ἐξ ἀτόμων στρογγυλωτάτων.* *Lucret.* III, 178—203. 38) *D. L.* 63: *παρ' ὅλον τὸ ἄθροισμα παρεσπαρμένον, προσεμφερέστατον δὲ πνεύματι θερμοῦ τινα κρᾶσιν ἔχοντι.* 39) *Lucret.* III, 180—203: Nil adeo celeri fieri ratione videtur e. c. 40) *D. L.* 66: *τὸ ἄλογον ἐν τῷ λοιπῷ παρεσπάρθαι σώματι, τὸ δὲ λογικὸν ἐν τῷ θώρακι, ὡς δῆλον ἐκ τῶν φόβων καὶ τῆς χαρᾶς.* Dies ist dem Lucretius der animus, das *ἄλογον* die anima, III, 138—177. Cf. Plac. phil. IV, 4. 41) *Stob.* Ecl. phys. p. 798: *κρᾶμα ἐκ τεττάρων, ἐκ ποιοῦ πυρώδους, ἀερώδους, πνευματώδους. ἐκ τετάρτου τινὸς ἀκατονομάστου, τοῦτο δ' ἦν αὐτῷ τὸ αἰσθητικόν.* *Lucret.* III, 232—258. Ähnlich Plac. phil. IV, 3. 42) *Lucret.* III, 259—329. Auch das verschiedene Temperament der Menschen wurde aus dem Überwiegen des einen oder des andern Elementes erklärt.

menzuschließen [43]). So war denn doch auch dieser materiellen Ansicht der Geist das Herrschende; er bleibt, wenn auch der Leib krank oder verstümmelt ist, er kann selbst, wenn die Seele krankt, frisch und gesund sein, und nur, wenn er den Körper verläßt und sich in seine Elemente auflöst, zerfällt die Umhüllung des Körpers in ihre Atome [44]). Natürlich mußte eine solche Lehre mit der Vernichtung des Individuums endigen, das sich in dem unablässigen Stoß der Atome nicht behaupten kann; doch scheint durch die 26 Beweise des Lucretius gegen die Unsterblichkeit der Seele [45]), die nichts als die in alter und neuer Zeit zum Ekel wiederholten Argumente enthalten, fast ein gewisses Widerstreben des gesunderen römischen Sinnes gegen solche Irrlehren durchzublicken. — Die Vermittelung nun des Subjectes mit dem Objecte, deren Möglichkeit bei ihm, wie bei Empedokles, auf einer ursprünglichen Verwandtschaft oder vielmehr Identität ihres materiellen Wesens beruhte, ließ Epikur, wiederum nach Demokritos, durch die sinnliche Anschauung vor sich gehen, und um diese zu erklären, nahm er an, daß von der Oberfläche eines jeden Körpers sich höchst feine Körpertheilchen, viel feiner, als die feinsten Düfte und Lüfte, unaufhörlich ablösen [46]), schneller als die Sonnenstrahlen in undenklich kleiner Zeit jede nur erdenkbare Größe zurücklegend [47]), und dann durch die verwandten Sinne in die Seele eindringen und auch in dieser die verwandten Elemente zur Aufnahme derselben anregen [48]). Diese Abflüsse nannte er Bilder, hielt sie aber nicht für etwas Wesenloses, Unkörperliches, sondern eben für die feinsten Körpertheilchen, die auch noch die Lage und Gestalt der Atome, wie sie bei den Körpern sei, von denen sie abfließen, lange Zeit beibehielten [49]). Wie Demokrit mit diesen Bildern die Anschauungen und Vorstellungen in Verbindung brachte, und wie er, inconsequent, um die Freiheit des Denkens und die Möglichkeit des Irrthums zu retten, in uns eine den äußeren Bildern entgegenstrebende Bewegung annahm, haben wir bei der Kanonik gesehen. Consequenter verfuhr er, als er auch den Vorstellungen der Träumenden und Wahnsinnigen Realität und Wahrheit zuschrieb, denn auch ihnen lagen ja wirkliche Bilder zum Grunde [50]). Lucretius führt weiter aus, wie jene Abflüsse sich den einzelnen Sinnen conform gestalten und wie diese von der Natur ihnen ursprünglich symmetrisch zugebildet sind [51]).

Götterlehre. Nichts ist in Epikur's Lehre verrufener, als seine sogenannte Theologie, die ihn seit alter Zeit in den Ruf des Atheismus gebracht hat [52]); nicht ganz mit Unrecht, denn aus seiner Physik wenigstens ließ sich das Dasein von Göttern nicht erweisen, im Gegentheil strebte sie ganz danach hin, die Götter aus der Welt zu verdrängen; dennoch thaten ihm seine Gegner Unrecht, wenn sie meinten, er habe nur zum Scheine noch die Götter stehen lassen, damit er nicht der Gottlosigkeit bezüchtigt werden könne [53]). Denn unverkennbar äußert sich in ihm ein, wenn auch fehlgehender sittlich religiöser Drang, der ihn trieb, im Widerspruche mit seinen theoretischen Sätzen, das Dasein des Göttlichen anzuerkennen, und so suchte auch hier, wie so oft, das bessere Gefühl zu ersetzen, was das System zerstört hatte. Es war ihm ein ethisches Bedürfniß, an Götter zu glauben, denen die Seligkeit, die Freiheit, die Tugend des Weisen ewig und absolut, ohne Störung, zukäme [54]), und er war hier gewiß auf dem rechten Wege, die Gottheit zu finden, wie er denn auch das Sein und Wesen derselben aus der allgemein über sie verbreiteten Vorstellung, die nach seinen eigenen Grundsätzen nicht ohne Realität sein konnte, zu erklären sich bemühte [55]). Da führte ihn nun aber sein falsches Ideal eines Weisen einen falschen Weg; sein höchstes Ziel war die abstracte Freiheit, die Seligkeit, die in der absoluten Ruhe und Unerschütterlichkeit besteht, wobei das Moment der Thatkraft ganz zurücktritt; so waren denn auch seine Götter unvergängliche, allselige, in schmerzloser, aber auch thatenloser Ruhe verharrende Wesen, die wol sittlichen Antheil an dem Thun des Menschen nehmen [56]), übrigens aber weder sich noch Andern zu schaffen machen, denn Arbeit würde ja Schmerz zur Folge haben, und der Schmerz ihre selige Heiterkeit stören [57]). Ihre

43) Weil er eben im Besitz des Geistes ist, dieser anima animae. *Lucret.* III, 276. 44) *Lucret.* III, 216—228. 397—417. Der Dichter scheint hier den Philosophen einmal vergeistigen zu wollen; noch Epikur machte (*D. L.* 65) die Auflösung der Seele von der des Körpers abhängig; umgekehrt Lucretius, der auch gegen Demokrit in gleichem Sinne polemisirt, v. 371—396. 45) *Lucr.* III, 418—841. — Daß die Seele sterblich sei und mit dem Tode alles Leben und alle Empfindung der Seele völlig aufhöre, darüber war bei allen Epikureern nur eine Stimme. *D. L.* X, 124: *φθαρτὴ ἡ ψυχή.* Plac. phil. IV, 7. 46) *D. L.* 46—52; er nennt sie *τύποι, εἴδωλα, ἀπόῤῥοιαι.* *Lucr.* III, 46—129. Von diesen unterschied er andere, die sich in der Luft selbst erzeugen; 130—216. *Gell.* V, 16. *Macrob.* Sat. VII, 14. 47) *D. L.* 46: *πᾶν μῆκος περιληπτὸν ἐν ἀπερινοήτῳ χρόνῳ συντελεῖ.* Epikur machte hier wieder den Demokrit unklarer, indem er ihn zu verbessern glaubte; denn er nahm an, daß die Bilder unmittelbar durch das Leere hindurchgingen, und daher fast im Momente ihres Abfließens schon an ihrem Ziele anlangten (49. 58), während Demokrit naturgemäßer sie im Medium der Luft sich bewegen ließ. *Arist.* De sens. c. 2. Brandis, Gesch. der gr.-röm. Phil. S. 330. 48) *D. L.* 50—52: *συμπάθειαν ἀπὸ τοῦ ὑποκειμένου σῴζοντες ἐκ τῆς κατὰ βάθος ἐν τῷ στερεμνίῳ τῶν ἀτόμων πλάσεως.* 49) *D. L.* 46: *τύποι ὁμοιοσχήμονες τοῖς στερεμνίοις, λεπτότησιν ἀπέχοντες μακρὰν τῶν φαινομένων — τὴν ἑξῆς θέσιν καὶ βάσιν διατηροῦσαι, ἥνπερ καὶ ἐν τοῖς στερεμνίοις εἶχον.*

50) *D. L.* 32: *τά τε τῶν μαινομένων φάσματα καὶ τὰ κατ' ὄναρ ἀληθῆ, κινεῖ γάρ.* 51) *Lucr.* IV, 217—724, dann von der Einbildungskraft und dem Denken, 725—759, und den Träumen, 760—779. Verwandte Erscheinungen in der Natur waren die Spiegelung, 240—379, und das Echo, 575—595. 52) Vgl. die oben angeführten Schriften über Epikur. 53) Posidonius sagte, nach *Cic.* De n. d. I, 44: nullos deos esse Epicuro videri, quaeque de diis dixerit, invidiae detestandae gratia dixisse. — III, 1: negare deos non audet, ne quid invidiae subeat aut criminis. 54) *πρῶτον τὸν θεὸν ζῷον ἄφθαρτον καὶ μακάριον νομίζων — θεοὶ μὲν γάρ εἰσιν, ἐναργὴς μὲν γάρ ἐστιν αὐτῶν ἡ γνῶσις, οἵους δ' αὐτοὺς οἱ πολλοὶ νομίζουσιν οὐκ εἰσίν.* *D. L.* 123. 55) Er bewies das Dasein der Götter aus der *ὑπόληψις.* *Cic.* De n. d. I, 16. 17. 23, oder der *κοινὴ ἔννοια*, *D. L.* 123. 56) *D. L.* 124: *ταῖς ἰδίαις οἰκειούμενοι διὰ παντὸς ἀρεταῖς τοὺς ὁμοίους ἀποδέχονται.* 57) *D. L.* 139: *τὸ μακάριον καὶ ἄφθαρτον οὔτε αὐτὸ πράγματα ἔχει οὔτε ἄλλῳ παρέχει — ἐν ἀσθενεῖ γὰρ τὸ τοιοῦτον.* *Cic.* De n. d. I, 19: vita, qua nihil beatius, nihil omnibus bonis

Unvergänglichkeit war dabei auch mehr ausgesprochen, als bewiesen; denn da nichts Einzelnes in seiner Welt ewige Dauer hatte und ein beständiger Ab- und Zufluß der Atome stattfand, wie mochten sich doch da die Götter unangefochten behaupten? Während nun in jenen Ausdrücken von den Göttern doch noch Gedanken waren (freilich waren es eigentlich wieder die, nur von der Arbeit befreiten Homerischen Götter, denen das Leben klar und spiegelrein dahinfließt), so zeigte sich sogleich die größte Verworrenheit, sobald Epikur der Götter Wesen im Verhältnisse zur Natur darzustellen unternahm; denn in einer Welt ohne Zweck und Plan, ohne Vorsehung, konnten Götter nur als genießende Gäste, nicht als Herren wohnen. Er verwickelt sich hier in abenteuerliche Meinungen. Zunächst mußte er ihre Gestalt als menschenähnlich annehmen, da des Menschen Gestalt ihm als die vollkommenste erschien[58]), dann konnte er wieder ihnen doch nicht den menschlichen Körper mit seinen Trieben und Bedürfnissen lassen, sie hatten einen Scheinleib[59]), bloße Umrisse von Leibern[60]), waren durchsichtig und zu durchhauchen[61]), bestanden aus Atomen, wenngleich aus den feinsten[62]) (denn sonst wären sie ja nicht wirklich gewesen), waren überhaupt durch und durch seelenhafte, gespenstische, abstracte Wesen, und wohnten, aus Furcht vor dem Einsturz der Welten, und weil überhaupt sonst kein Platz für sie blieb, in dem Intermundium, den Zwischenräumen der Welten[63]). In einer dunklen Stelle scheint Epikur unter ihnen noch eine Verschiedenheit des Wesens angenommen zu haben[64]). So hat Epikur freilich, mit der Furcht vor den Göttern (denn wem konnten solche Götter furchtbar sein?)[65]) gewiß vielen seiner Anhänger auch die Götter selbst aus dem Herzen genommen[66]).

Epikur's Lehre hatte, gleich der stoischen, das unbestreitbare Verdienst, Philosophie in allgemein faßlicher Form unter das Volk zu bringen, und in dem Verfalle der Sitten und Lebensformen manches tiefere Gemüth in der griechischen und römischen Welt für Besseres und Edleres zu gewinnen; aber wahrhaft glücklich zu machen vermochte sie nicht, da sie von der Furcht ausging und nicht zur wahrhaften Freiheit und Seligkeit führte, sondern immer in der Furcht blieb und mit der Vernichtung des Individuums abschloß. Ihre weit verbreitete, noch jetzt nicht ganz verklungene Wirkung verdankt sie, namentlich ihre Ethik, ihrem milden, humanen, wiewol wenig energischen, Charakter, und für einen Augenblick gelang es ihr, die tieferen Richtungen der Platoniker und Peripatetiker, die sich indessen damals immer einseitiger abzuschließen anfingen, fast zu verdrängen; doch wirkte die bald nach ihr aufblühende stoische Richtung mit viel intensiverer Kraft, weil nicht Furcht, sondern Tapferkeit ihre Seele war; beide aber welkten hin, als das tiefere Platonische Element, als Vorläufer des Christenthums, wieder auflebte, und beide verdienten zu sterben, denn beide führten zur Vergöttlichung des Menschen und, damit im bittern Contrast, zur Vernichtung des Individuums. — Von Epikur's Schriften ist oben geredet worden; Diogenes führt eine Menge von Titeln derselben an (X, 27—28), unter denen namentlich eine Schrift über die Frömmigkeit und eine über das Königthum zu bemerken ist. Seine Schreibart ist nicht frei von falschem Pathos (vergl. den Anfang des Briefes an Leontium, *D. L.* 5. und andere nachher angeführte Proben), oft von einer milden Wärme sanft belebt, wie in dem schönen Briefe an Menökeus, noch öfter gedehnt, schleppend, nachlässig, und durch gesuchten Ausdruck undeutlich; die dialektische Entwickelung Platon's ist ihm ebenso fremd, wie die logische Schärfe des Aristoteles, die Sätze folgen auf einander, nicht aus einander. Doch war dies der allgemeine Fehler aller jener Vielschreiber.

Fortgebildet hat sich Epikur's Schule nicht. Von seinen einzelnen Schülern ist unter den betreffenden Artikeln gehandelt. Die bedeutendsten waren Metrodoros von Lampsakos (paene alter Epicurus. *Cic.* De fin. II, 28. *Seneca*, Ep. 79), der wol seinen Lehrer zuweilen in materialistischen Äußerungen überbot (*περὶ γαστέρα ὁ κατὰ φύσιν βαδίζων λόγος τὴν ἅπασαν ἔχει σπουδήν. Athen.* VII. p. 279), der Mathematiker Polyänos, der, dem Epikur zu Liebe, seine Mathematik aufgab (*Cic.* Acad. pr. II, 33), der vertraute Freund Epikur's Hermachos, der Nachfolger in seinem Garten; dann später der scharfsinnige Zenon (acriculus, Epicureorum acutissimus. Tusc. III, 17), des Cicero und Atticus Lehrer, der damalige Koryphäe seiner Schule (*Cic.* De n. d. I, 21: distincte, graviter, ornate), und der elegante und humane Phädrus, ebenfalls Lehrer des Cicero (quo nihil elegantius, nihil humanius, de fin. I, 5); doch verloren sich ihre Schriften in der trüben Fluth der Polygraphie, und selbst Epikur's und Metrodoros' Schriften wurden fast nur von ihren Anhängern gelesen. (*Steinhart.*)

EPIKYDES, ein Syrakusaner, lebte zur Zeit des zweiten Punischen Krieges und stand mit Hannibal in enger Freundschaft. Er vermochte, von diesem gewonnen, den König Hieronymus von Syrakus, sich mit den Carthagern gegen die Römer zu verbünden, und erhielt von ihm den Oberbefehl über die syrakusanische Heeresmacht. Allein Hieronymus fiel durch Meuchelmord, Parteiungen

---

affluentius cogitari potest; nihil enim agit, nullis occupationibus est implicatus, nulla opera molitur, sua sapientia et virtute gaudet.

58) *Cic.* De n. d. I, 18. *Sext. Emp.* Adv. math. IX, 25. Plac. phil. I, 7. 59) Das verrufene quasi corpus, quasi sanguis. I, 18. 25. 44. 60) monogrammi; homunculis similis deus, lineamentis dumtaxat extremis. De n. d. I, 44. 61) *Cic.* De div. II, 17: perlucidi, perflabiles. De n. d. I, 44. *Lucret.* III, 18—30. 62) *Lucret.* V, 147—156. *Cic.* De n. d. I, 19. *D. L.* 139: *θεοὺς λόγῳ θεωρητοὺς — ἐκ τῆς συνεχοῦς ἐπιῤῥύσεως τῶν ὁμοίων εἰδώλων.* 63) *Cic.* De divin. II, 17: inter duos mundos tamquam inter duos lucos, propter metum ruinarum. 64) *D. L.* 139: *οὓς μὲν κατ' ἀριθμὸν ὑφεστῶτας, οὓς δὲ κατὰ ὁμοειδίαν ἐκ τῆς συνεχοῦς ἐπιῤῥύσεως τῶν ὁμοίων εἰδώλων ἐπὶ τὸ αὐτὸ ἀποτετελεσμένους ἀνθρωποειδῶς.* *Cic.* De n. d. I, 19: nec soliditate quadam, nec ad numerum, — sed imaginibus similitudine et transitione perceptis, widerspricht dem geradezu, doch erlaubt die Sprache nicht, bei Diogenes, wie Meiners will, *οὐ μὲν* für *οὓς μὲν* zu lesen; und was soll überhaupt das *κατ' ἀριθμόν*? Sollte vielleicht *καθ' ἁρμούς* oder, wenn man will, *καθ' ἁρμόν* das Richtige sein? Dann würden die in den Fugen oder Intervallen der Welten lebenden Originale der Götter von ihren abfließenden Bildern unterschieden. 65) *D. L.* 123. 139. 66) *Cic.* De n. d. I, 20. 43: ex animis extraxit religionem.

verwirrten Syrakus, die Mehrheit neigte sich wiederum den Römern zu, und Epikydes floh nach Leontium, um einer Auslieferung an die Römer zu entgehen. Hier wiegelte er die Leontiner gegen die Syrakusaner auf, ermunterte sie zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Römer, und ward von ihnen zum Befehlshaber gewählt. Allein Leontium unterlag dem Angriffe des römischen Feldherrn Marcellus, und Epikydes war abermals genöthigt, sein Heil in der Flucht zu suchen. Er stieß hier auf ein syrakusisches Corps, bestimmt, den Römern zu Hilfe zu ziehen. Durch eine übertriebene Schilderung der Grausamkeiten, welche die Römer an den Leontinern ausgeübt, entflammte er diese Truppen so, daß sie seinem Andringen Gehör gaben, mit ihm nach Syrakus umkehrten und selbiges nun mit Erbitterung gegen die Römer vertheidigten. Bis in das dritte Jahr widerstanden sie, vornehmlich durch die kunstreichen Maschinen des Archimedes, den Angriffen des römischen Feldherrn Marcellus. Als es diesem endlich 212 gelang, sich durch einen nächtlichen Überfall eines Theils der Stadt zu bemächtigen, bot Epikydes alles auf, den noch übrigen zu retten, und als dieses vergeblich war, begab er sich nach Agrigent. Nach zwei Jahren mußte sich auch diese Stadt an den römischen Prätor Valerius Lävinus ergeben, nachdem Epikydes mit dem carthagischen Feldherrn Hanno ihren Entsatz durch eine Schlacht versucht hatte. Sie fiel unglücklich aus, Epikydes konnte sich nun nicht länger in Sicilien halten, und scheint sich nach Carthago gewendet zu haben, von wo seine Familie herstammte; die Geschichte gedenkt seiner nicht weiter. Allgem. Weltgesch. 6. Th. (*A. Herrmann.*)

EPILACHONTES (*οἱ Ἐπιλαχόντες*), hießen zu Athen die Ersatzmänner für gewisse Ämter. Da nämlich, wie bekannt, ein großer Theil der Ämter zu Athen durch das Loos vergeben wurde, und in dieser Beziehung überhaupt zu Athen ein Unterschied bestand zwischen Stellen, welche durch das Loos (*κληρωτοί*) und zwischen solchen, welche durch die Wahl des Volkes (*αἱρετοί*, *χειροτονητοί*) besetzt wurden (s. das Verzeichniß der so vergebenen Stellen bei Tittmann, Griech. Staatsverfass. S. 311 fg.), so fand im erstern Falle, nachdem die erste Verloosung mittels Bohnen (daher *οἱ ἀπὸ κυάμου* oder *κυαμευτοί*) von den Thesmotheten vorgenommen worden war, noch eine zweite Verloosung statt hinsichtlich der Ersatzmänner, welche im Falle der Erledigung einer Stelle vor der gesetzmäßigen Zeit, es sei durch Tod oder Amtsentsetzung, dann anstatt des Gestorbenen oder Ausgeschiedenen unmittelbar einzutreten hatten. Da von der ersten Verloosung, wie von jeder andern Verloosung, der Ausdruck *λαγχάνειν* gebraucht ward, so sagte man von der zweiten oder von der Nachloosung der Ersatzmänner *ἐπιλαγχάνειν*; und daher führten die durch das Loos auf diese Weise bezeichneten Ersatzmänner den Namen *οἱ ἐπιλαχόντες*. Die Hauptstelle darüber findet sich bei Harpokration, welchen auch Suidas (T. I. p. 816) ausgeschrieben hat; dort heißt es nämlich: *Ἐπιλαχών, Αἰσχίνης κατὰ Κτησιφῶντος· οὔτε λαχὼν οὔτ' ἐπιλαχών, ἀλλ' ἐκ παρασκευῆς πριάμενος· ἔοικε τὸ γιγνόμενον τοιοῦτον εἶναι· ἐκληροῦντο οἱ βουλεύειν ἢ ἄρχειν ἐφιέμενοι, ἔπειτα ἑκάστῳ τῶν λαχόντων ἕτερος ἐπελάγχανεν, ἵν' ἐὰν ὁ πρῶτος λαχὼν ἀποδοκιμασθῇ ἢ τελευτήσῃ, ἀντ' ἐκείνου γένηται βουλευτὴς ἢ ἄρχων ὁ ἐπιλαχὼν αὐτῷ· ὑποφαίνεται δὲ ταῦτα ἐν τῷ Πλάτωνος Ὑπερβόλῳ.* Die hier angezogene Stelle des Komikers Plato theilt uns das Scholium zu *Aristoph.* Thesmophor. 808 mit; die Stelle des Äschines befindet sich in der angeführten Rede gegen Ktesiphon cap. 18 oder p. 62, 31, und es kann damit die ganz gleichlautende bei Demosthenes (Advers. Theocrin. p. 1331) verbunden werden, wo es ebenfalls heißt: *καὶ τὴν μὲν ἀρχὴν, ἣν ἐκεῖνος ἄρχων ἐτελεύτησεν, ἱεροποιὸς ὢν, παρὰ τοὺς νόμους ἦρχεν οὗτος, οὔτε λαχὼν οὔτ' ἐπιλαχών.* Vergl. auch *Bekker*, Anecdd. p. 256, 3. Daher bei Hesychius (I. p. 1324): *ἐπέλαχεν· ἐκληρώσατο.* (*Baehr.*)

EPILAIS, *Ἐπιλαΐς*, eine von den Thespiaden, mit der Herkules den Astyanax zeugte. (*Apollod.* II, 7, 8.) (*Richter.*)

Epilepsie, s. Fallsucht.

EPILENIA, eine eigene Art von Liedern, welche in Griechenland bei dem Pressen oder Keltern des Weines, dem Bakchus zu Ehren, auch wol unter Flötenbegleitung (s. *Athenaeus* V. p. 199 A.) gesungen wurden; daher *ἐπιλήνιον* sc. *ᾆσμα* oder *μέλος*; ein solches Kelterlied bei *Oppian.* Cyneget. I, 127. *Athenaeus* l. c. nebst *Pollux* IV, 55. Reste solcher Kelterlieder haben sich nicht erhalten, wenn nicht, wie Einige annehmen, in dem 50. Liede des Anakreon: *εἰς Διόνυσον*, und mit den Worten anfangend: *ὁ τὸν ἐν πότοις ἀτειρῆ κ. τ. λ.*, ein solches Kelterlied uns noch erhalten sein sollte. (*Baehr.*)

Epilobiaceae *Vent.*, s. Onagrae.

EPILOBIUM (Weidenrose). Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der achten Linné'schen Classe und aus der natürlichen Familie der Onagrae, welche Linné mit diesem, sich schon bei K. Geßner findenden, Namen belegt hat, während sie Tournefort Chamaenerion nannte. Char. Der Kelch besteht aus einer langen, vierkantigen Röhre und einem viertheiligen Saume; die vier, zuweilen ungleichen, Corollenblättchen sind im Kelche eingefügt; die Staubfäden auf- oder niedersteigend, pfriemenförmig, mit ovalen Antheren, die Pollenkörner sind klebrig und meist dreieckig; der Griffel ist einfach mit keulenförmiger oder vierspaltiger Narbe; die Kapsel prismatisch, vierfächerig, vierklappig; die Samen sind an eine zuletzt freie Mittelsäule angeheftet und mit einem Haarschopfe versehen. Von den 37 bekannten Arten dieser Gattung kommen 15 auf Europa, 9 auf Nordamerika (2 auf Europa und Nordamerika gemeinschaftlich), 3 auf Mittel- und Südamerika, 3 auf Sibirien (von denen eine auch auf den kurilischen Inseln und in Grönland gefunden wird), 2 auf Nepal, 1 auf Kaukasien, 1 auf Persien, 1 auf Südafrika, 1 auf Neuholland und 1 auf Neuseeland. Es sind meist perennirende Kräuter, selten Sommergewächse, welche vorzüglich in Bergwäldern, an Flüssen und Bächen und in Sümpfen wachsen, mit gegenüberstehenden oder abwechselnden Blättern. Die Blüthen sind mit Stützblättchen versehen und stehen einzeln in den Blattachseln, oder traubenförmig auf der Spitze des Stengels. Die Blumen sind

rosenroth, sehr selten gelb. Im nördlichen Teutschland finden sich sieben Arten, welche aber vielfach variiren und auch zur Bastarderzeugung sehr geneigt sind. 1) Ep. angustifolium *L.* (Schkuhr, Handb. t. 106. Fl. dan. t. 289. Engl. bot. t. 1947. Ep. spicatum *Lamarck* encycl. Chamaenerion angustifolium *Scopoli*, St. Antonskraut, wilder Oleander). Dieses Kraut, welches auf waldigen Bergwiesen und an Flüssen wächst, auch häufig in Gärten als Zierpflanze gezogen wird, war sonst als Herba Lysimachiae Chamaenerii (kurilischer Thee) officinell *). Die Wurzelsprossen können wie Spargel gegessen werden; die Schopfhaare der Samen hat man versuchsweise mit anderen Stoffen zusammen zu Zeuchen und Filz verarbeitet. 2) Ep. hirsutum *L.* (Fl. dan. t. 326. Engl. bot. t. 838. Ep. grandiflorum *Allioni*, Ep. amplexicaule *Lamarck*), in Gräben und Sümpfen. 3) Ep. parviflorum *Schreber* (Fl. dan. t. 347. Engl. bot. t. 795. Ep. molle *Lam.* Ep. pubescens *Roth*), auf Sumpfwiesen, in Erlen- und Weidengebüschen; Ep. rivulare *Wahlenberg* ist eine Abart mit ausgerandeten Corollenblättchen. 4) Ep. montanum *L.* (Fl. dan. t. 922. *Gärtner*, De fruct. t. 31. Engl. bot. t. 1177. Chamaenerion *Tournef.* inst. t. 157), in Bergwäldern. 5) Ep. roseum *Schreb.* (Fl. dan. t. 1815. Engl. bot. t. 693), in Gräben und auf feuchten Wiesen. 6) Ep. tetragonum *L.* (Fl. dan. t. 1029. Engl. bot. t. 1948), in Gräben und auf Sumpfwiesen, besonders auf Salzboden; Ep. obscurum *Schreb.* (Fl. dan. t. 1267), ist eine Abart mit kleineren Blumen. 7) Ep. palustre *L.* (Fl. dan. t. 1574. Engl. bot. t. 346), in Gräben und Sümpfen. (*A. Sprengel.*)

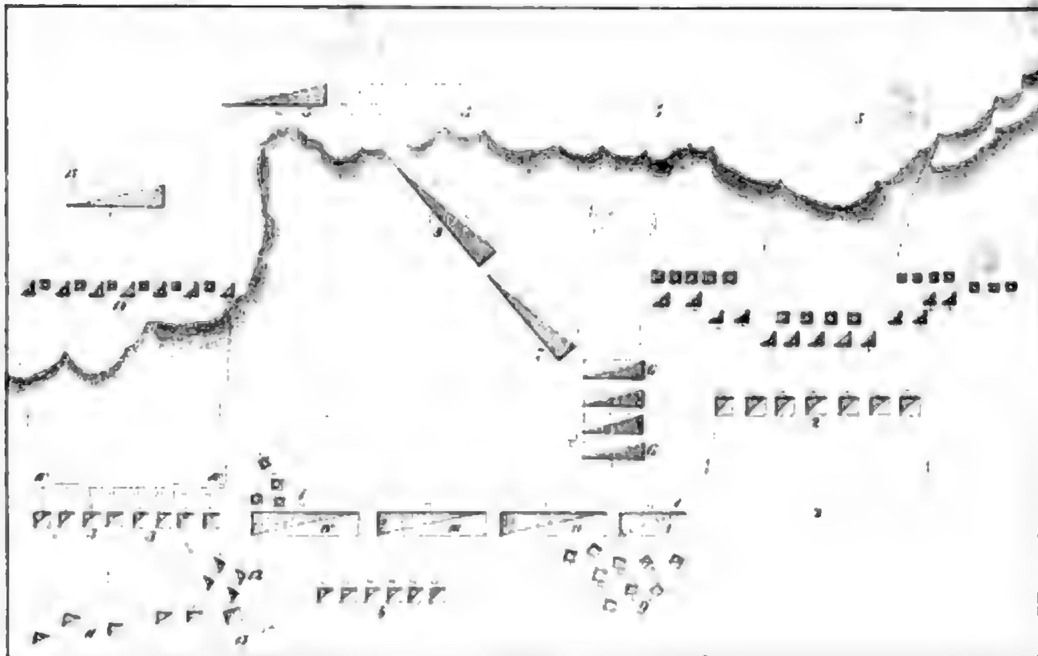
EPILOGUS, *Ἐπίλογος*, bedeutet jede Nachrede im Gegensatze der Vorrede oder des *Πρόλογος*, wie die Schlußworte eines Drama's, welche der Chor an die Zuschauer richtet. Hier nehmen wir das Wort im rhetorischen Sinne, in welchem es dem lateinischen Worte peroratio entspricht, wofür nach Quintilian (VI, 1) andere auch cumulus oder auch conclusio sagten, sofern der Schluß einer gerichtlichen Rede vorzüglich in einer kurzen Wiederholung des Gesagten und Aufzählung aller Gründe zur Entflammung derjenigen Gemüthsstimmung, welche dem Zwecke des Redners entsprach, oder in der *ἀνακεφαλαίωσις* und dem *ἀθροισμὸς πραγμάτων καὶ ἠθῶν καὶ παθῶν* bestand. Die Bestimmungen und Vorschriften, welche darüber die griechischen Rhetoriker gaben, findet man in Ernesti's Lexicon technologiae Graecorum rhetoricae unter *ἐπίλογος*, *ἀνακεφαλαίωσις*, *ἀθροισμός*, *συναθροισμός*, *ἀνάμνησις*, *συλλογή*, sowie im Lexicon technol. Latinorum rhet. unter peroratio, conclusio, enumeratio, congeries, collectio, ratiocinatio u. s. w. die Äußerungen der lateinischen Rhetoriker, kurz angegeben. Quintilian (VIII. prooem. §. 11) gibt einen doppelten Zweck einer solchen peroratio an, aut memoriam relici aut animos moveri, in welcher letztern Hinsicht sie Cicero (Orat. 35) inflammantem restinguentemve nennt. Es sagt nämlich Cicero (De invent. I, 52): „Conclusio est exitus et determinatio totius orationis: haec habet partes tres, enumerationem, indignationem, conquestionem. Enumeratio est, per quam res disperse et diffuse dictae unum in locum coguntur, et reminescendi causa unum sub aspectum subjiciuntur. — Commune autem praeceptum hoc datur ad enumerationem, ut ex unaquaque argumentatione, quoniam tota iterum dici non potest, id eligatur, quod erit gravissimum, et unumquodque quam brevissime transeatur; ut memoria, non oratio renovata videatur." 53: „Indignatio est oratio, per quam conficitur, ut in aliquem hominem magnum odium, aut in rem gravis offensio concitetur," zu welchem Zwecke dann 15 loci aufgezählt werden. 54: „Conquestio est oratio, auditorum misericordiam captans," wobei nach der Aufzählung von 16 locis zuletzt erinnert wird: „Commotis autem animis, diutius in conquestione morari non oportebit: quemadmodum enim dixit rhetor Apollonius, lacrima nihil citius arescit." Kürzer, aber doch bestimmter, äußert dasselbe der Auctor ad Herennium II, 30 in folgenden Worten: „Conclusiones, quae apud Graecos *ἐπίλογοι* nominantur, tripartitae sunt; nam constant ex enumeratione, amplificatione, et commiseratione. Enumeratio est, per quam colligimus et commonemus, quibus de rebus verba fecerimus, breviter; ut renovetur, non redintegretur oratio: et ordine, quicquid erit dictum, referimus, ut auditor, si memoriae mandaverit, ad id, quod ipse meminerit, reducatur. — Amplificatio est, quae per locum communem instigationis auditorum causa sumitur: loci communes ex decem praeceptis commodissime sumuntur adaugendi criminis causa. — Misericordia commovebitur auditoribus, si variam fortunarum commutationem dicemus; si ostendimus, in quibus commodis fuerimus, quibusque incommodis simus, comparatione cet." Zuletzt wird noch hinzugefügt, was wir oben bei Cicero lasen: „Commiserationem brevem esse oportet: nihil enim lacrima citius arescit." Welche Anwendungen sich von diesen Vorschriften, mit Ausnahme des letzten Punktes, auf den Schluß aller förmlichen Reden, und insbesondere auch auf die geistlichen Reden oder Predigten machen lassen, sieht Jeder leicht, ohne daß es hier einer weitläufigen Auseinandersetzung desselben bedürfte. Ich begnüge mich daher damit, auf diejenigen Stellen in den Schriften der alten Rhetoriker aufmerksam gemacht zu haben, wo man sich weiter darüber belehren kann. (*G. F. Grotefend.*)

*) Ganz neuerdings hat Artus (s. Journal für prakt. Chemie. XV, 125) den wässerigen Auszug der Blüthen von Epil. rivulare, parviflorum und hirsutum, welcher ein blaßrosenrothes, durch Säuren intensiver und durch Alkalien smaragdgrün werdendes Pigment enthält, nicht allein auf Papier getragen als ein den Curcumefarbstoff übertreffendes Reagens auf freie Alkalien, sondern auch zur Darstellung von Lackfarben und zur Benutzung in der Färberei vorgeschlagen. (*Döbereiner.*)

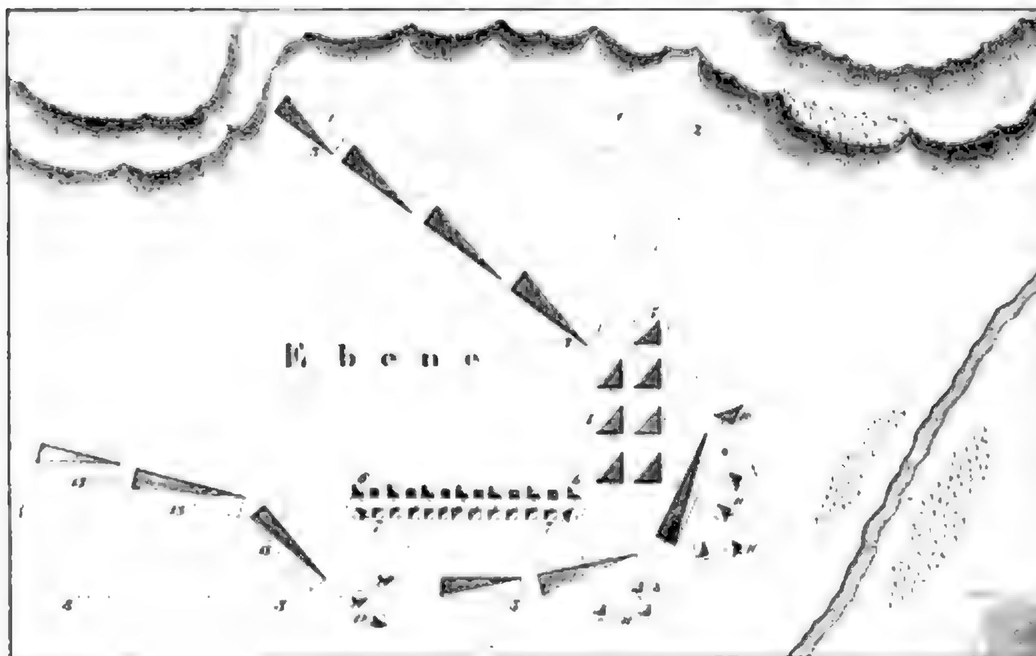
Ende des fünfunddreißigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zum Artikel: Epaminondas.



Schlacht bei Mantinea



Schlacht bei Leuktra

Zur Allgem. Encyklopaedie der Wissensch. u. Künste

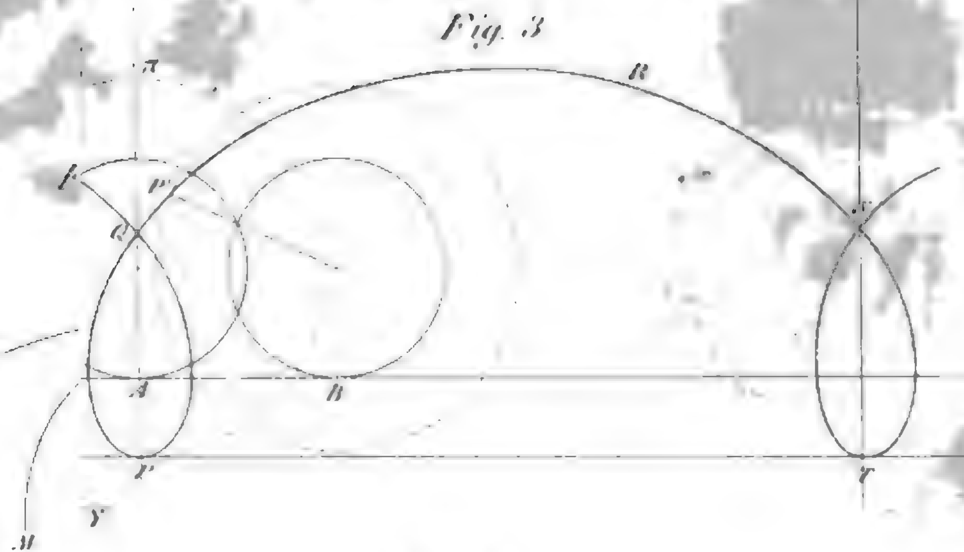


Fig. 3

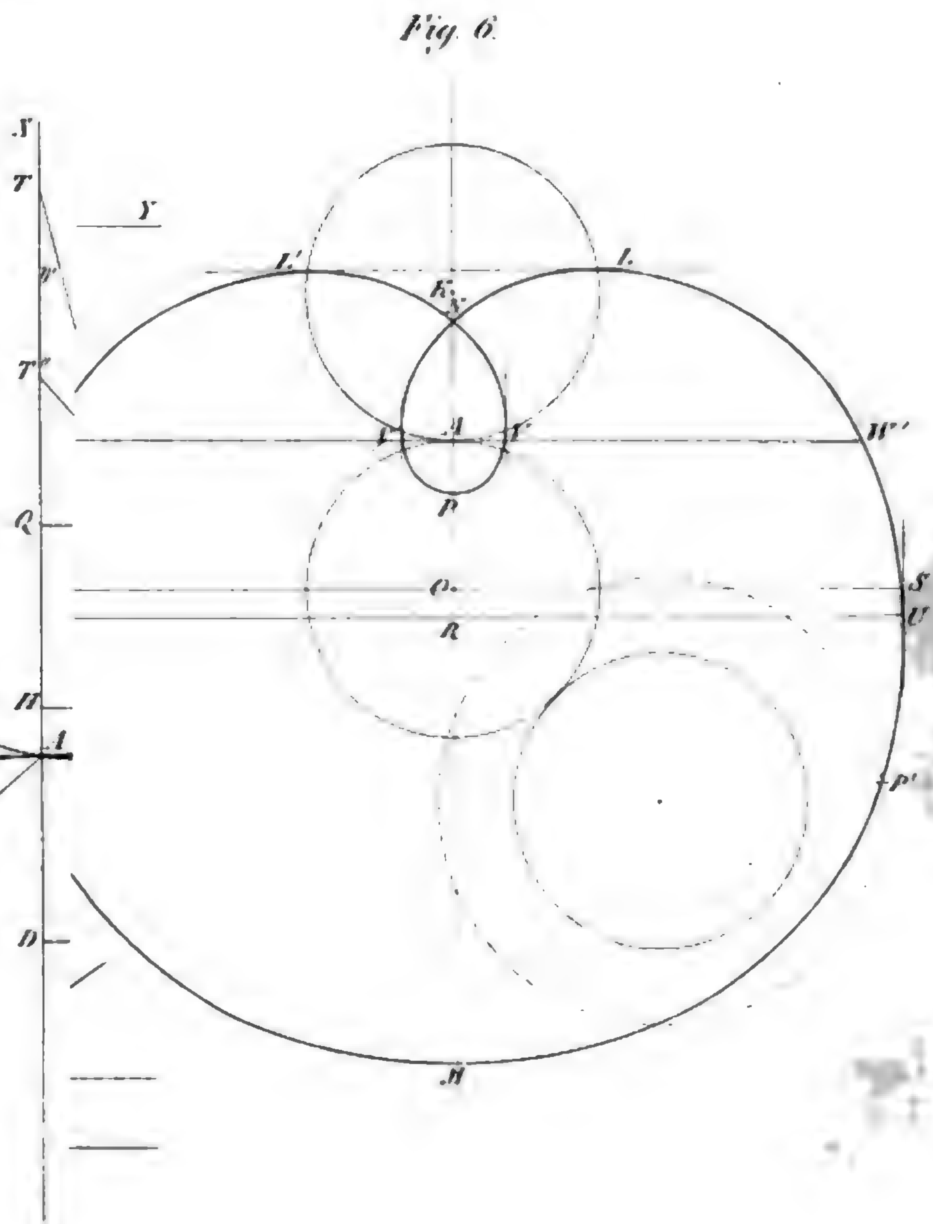


Fig. 6.

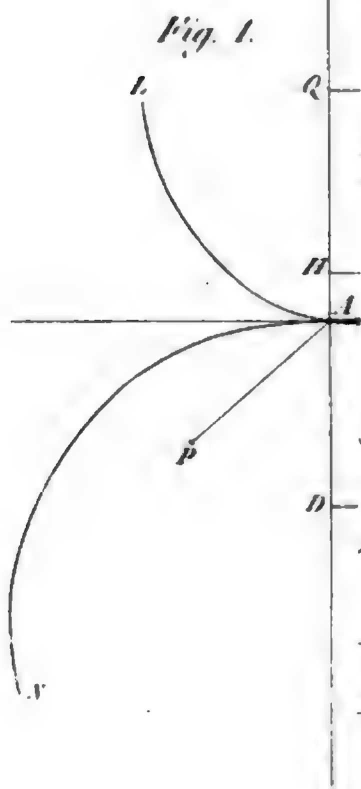


Fig. 1.



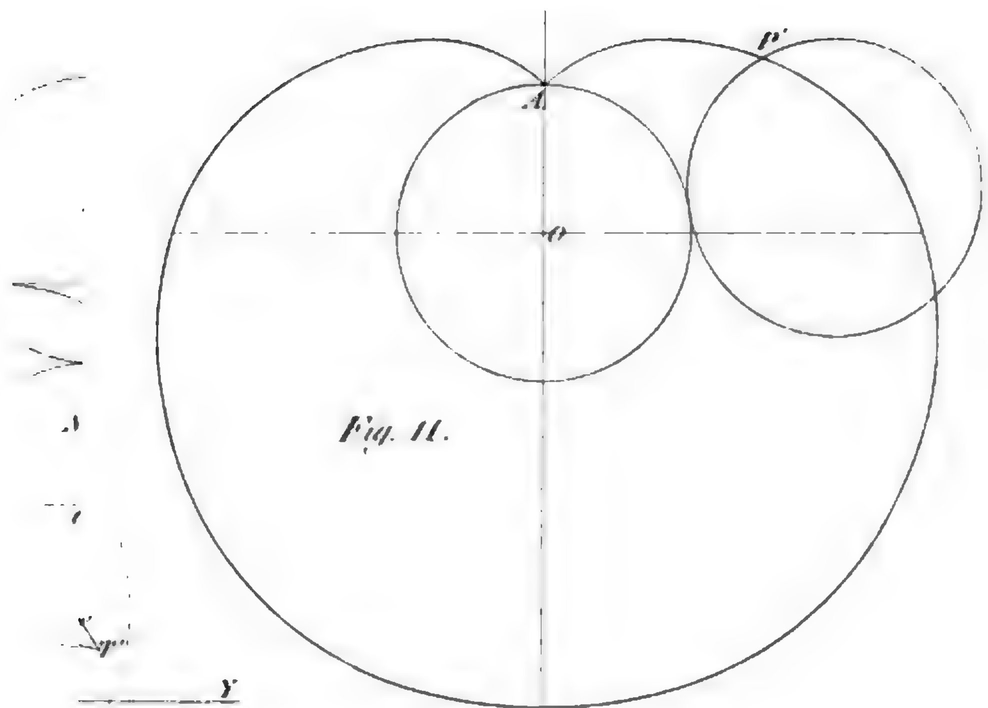


Fig. 11.

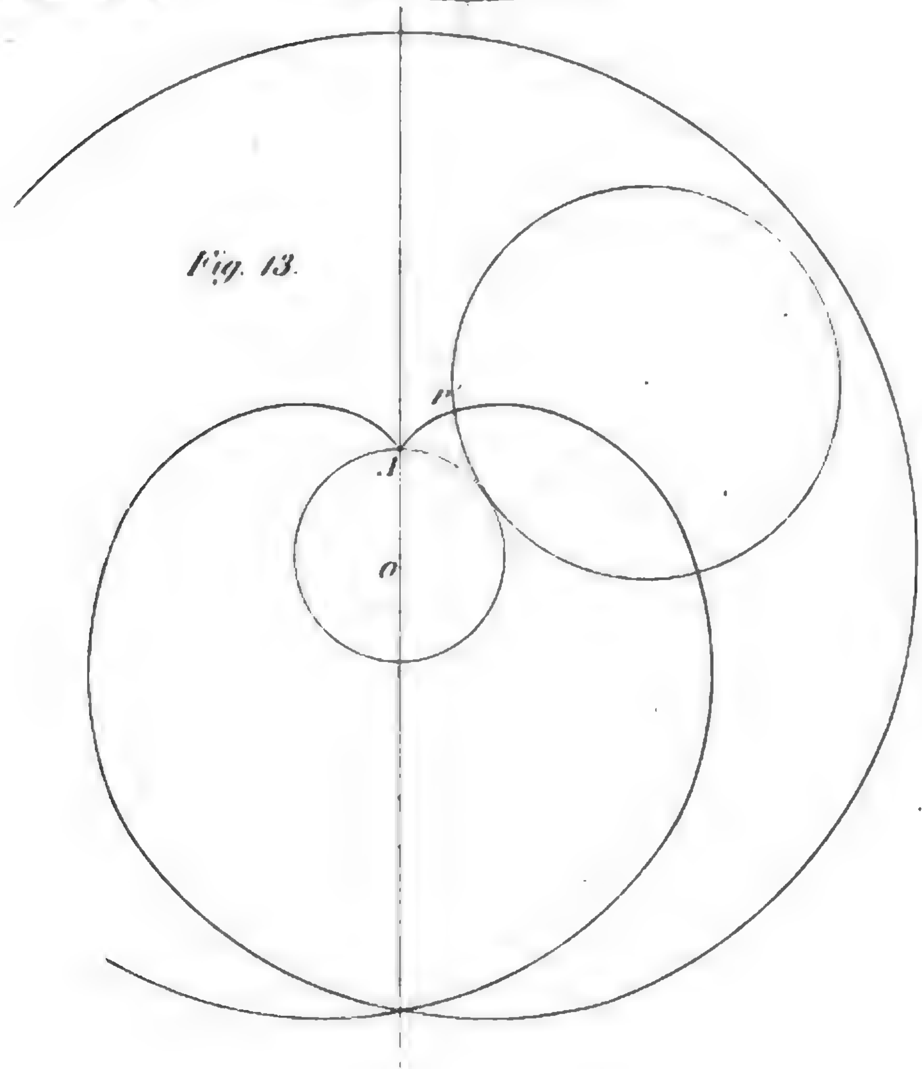


Fig. 13.

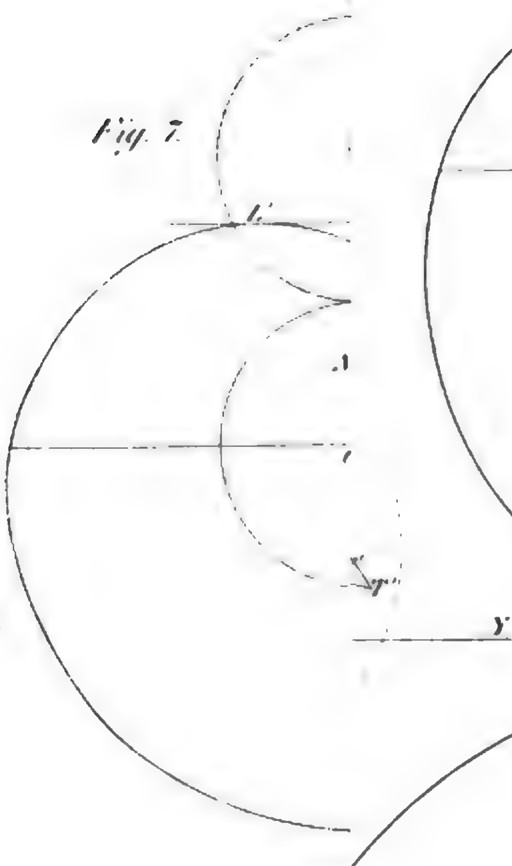


Fig. 7.

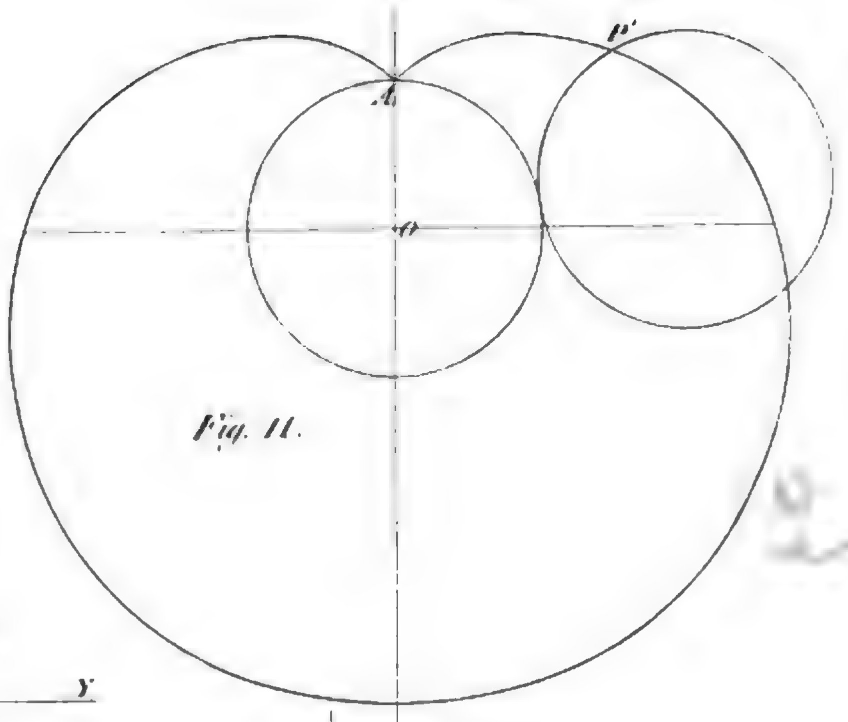


Fig. 11.

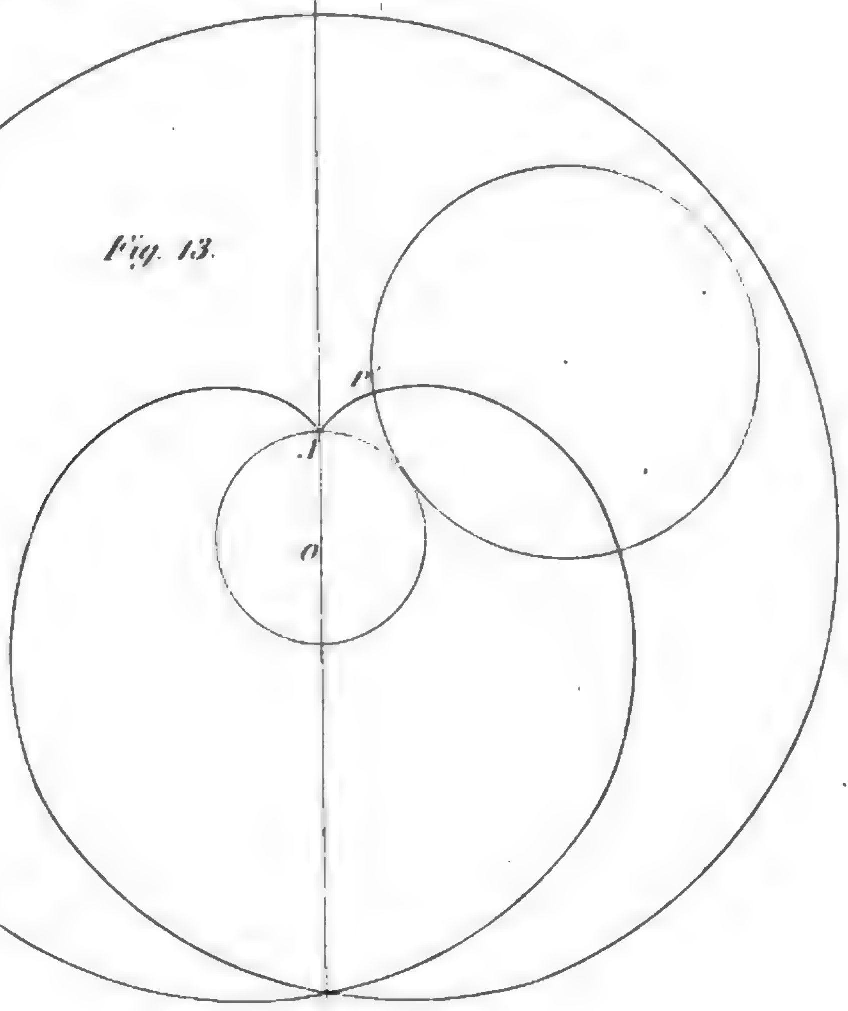


Fig. 13.

Fig. 8

